

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Jahrgang 1898.

Zweiter Band.

Blätter

für

litterarische Unterhaltung.

Jahrgang 1898.

Zweiter Band.

Juli bis Dezember.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1898.

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 27.

Leipzig, 7. Juli 1898.

Heinrich von Treitschkes „Politik".

Zu wiederholten malen schon war es mir vergönnt, die Blicke der Leser d. Bl. auf die Person und die Werke Treitschkes zu wenden; auch heute fühle ich mich dazu verpflichtet, um ihnen über Treitschkes „Politik" Rechenschaft abzulegen, ein Werk, das die gemeinschaftliche, pietätvolle und hingebende Arbeit mehrerer seiner Schüler dem deutschen Volke „gerettet" hat. Ja, gerettet! Denn Treitschke hat seinen Vorlesungen über Politik, so oft er sie auch seit 1863 gehalten hat, nie ein ausgearbeitetes Heft zu Grunde gelegt, das nur herausgegeben zu werden brauchte, sondern er hat über dieses Colleg, das ihm das liebste war, nur Zettel hinterlassen, auf denen sich in einer schwer zu entziffernden Niederschrift, oft bis ins Unverständliche abgekürzt, Dispositionen, Stichworte und Andeutungen einzelner Punkte vorfanden. Aus diesem Material konnte nur ein so klarer Kopf, nur ein so frei im Reiche der Gedanken waltender Geist, wie der Treitschkes, im Augenblicke des Vortrags das große und in allen Teilen harmonische Gebäude aufführen, als welches allen Hörern diese Vorlesungen erschienen. Ob Heinrich von Treitschke je daran gedacht hat, sie zum Buche zu gestalten und dadurch der Allgemeinheit preiszugeben, hat sich nicht feststellen lassen; die Abwesenheit direkter Vorarbeiten läßt es bezweifeln, und darum trugen auch seine Angehörigen anfangs Bedenken, ob sie in eine Publikation willigen könnten; erst als sich auf einen öffentlichen Aufruf des Professors Liesegang, der den Lesern d. Bl. bereits als Herausgeber nachgelassener Aufsätze Treitschkes bekannt geworden ist, eine größere Anzahl von ehemaligen Schülern Treitschkes meldete, die gutgeführte, zum Teil auf stenographischer Nachschrift beruhende Collegienhefte zur Verfügung stellen konnten, gewann der Gedanke, diese Vorlesungen zu veröffentlichen, festere Gestalt. Und da sich die von der Familie Treitschke eingeforderten Gutachten hervorragender Kenner des in den Vorlesungen behandelten Gebiets fast durchgehends für die Publikation aussprachen, ließen Treitschkes Nachkommen ihre Bedenken fallen und beauftragten Dr. Max Cornicelius mit der Redaktionsarbeit. Sie bestand im wesentlichen in der gewissenhaften Vergleichung der eingelieferten Nachschriften, und so gelang es, die Disposition und Gliederung des Ganzen sowie die Folge des Gedankenganges innerhalb der einzelnen Paragraphen festzustellen; ja die stenographischen Nachschriften Lammerts und Lochmanns gestatteten es dem Herausgeber, auch die Form des mündlichen Vortrags beizubehalten, wie ihn Treitschke mit der eigenen Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks künstlerisch in freier Rede zu gestalten wußte. So ist ein Buch entstanden, für das die Freunde Treitschkes, und nicht bloß diese, sondern das ganze gebildete Deutschland, dem Herausgeber und seinen Helfern dankbar zu sein allen Grund haben. Denn dieses Werk Treitschkes sollte nicht bloß von den Gelehrten gelesen werden, sondern von den Gebildeten der Nation im weitesten Sinne; denn die Kenntnis vom Wesen und von den Aufgaben des Staates liegt bei uns noch sehr im argen, wir wissen zu wenig, was wir am Staate haben, was wir ihm schuldig sind und was er von uns zu fordern berechtigt ist.

Der erste Band, der bisher allein erschienen ist*), zerfällt in zwei Bücher, jedes Buch gliedert den Stoff in Paragraphen. Das erste Buch handelt vom Wesen des Staates und erörtert in fünf Paragraphen den „Staatsbegriff", den „Zweck des Staates", „Das Verhältnis des Staates zum Sittengesetz", „Entstehung und Untergang der

*) Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Dr. Max Cornicelius. Erster Band. Leipzig, S. Hirzel. 1897. Gr. 8. 8 M.

Staaten", „Die Begriffe «Regierung» und «Regierte»"; das zweite Buch, mit der Gesamtüberschrift „Die socialen Grundlagen des Staates", teilt sich in sechs Abschnitte mit den Sonderüberschriften „Land und Leute", „Die Familie", „Rassen — Stämme — Nationen", „Kasten — Stände — Klassen", „Die Religion", „Die Volksbildung", „Die Volkswirtschaft". Der zweite Band, dessen Erscheinen der Herausgeber für den Herbst in Aussicht stellt, wird in seinen drei Büchern die Verfassung, die Verwaltung und die gegenseitigen Beziehungen der Staaten behandeln.

In einem dem ersten Buche vorausgeschickten einleitenden Abschnitte versucht Treitschke die zwischen Politik und Geschichte bestehenden Wechselbeziehungen festzustellen. Für ihn ist die Politik kein Sammelsurium von Theorien und Abstraktionen, sie ist für ihn angewandte Geschichte. Sie soll aus der Betrachtung der wirklichen Staatenwelt die Grundbegriffe des Staates zu erkennen suchen, sie soll dann historisch betrachten, was die Völker im politischen Leben gewollt, geschaffen und erreicht und warum sie es erreicht haben, und hierdurch wird es ihr auch gelingen, einige historische Gesetze zu finden und moralische Imperative aufzustellen. Alle Elukubrationen der frühern Gelehrten, die das Wesen des Staates zu ergründen suchten, sind mit diesem einen Satze über den Haufen geworfen: alle Lehrer des Naturrechts von Grotius an bis herab auf Montesquieu entwarfen sich in ihrem Geiste das Ideal eines Staates, wie er sein müßte, wenn er ihren philosophischen Anschauungen entsprechen sollte; sie machten nicht den Staat, wie er unter dem Zusammenwirken aller in ihm lebendigen Kräfte historisch entstanden war, zum Gegenstande ihrer Betrachtung, sondern sie legten an das historisch Gewordene das Maß einer auf philosophischer Anschauung vom Wesen des Staates beruhenden „Naturrechtslehre", die an ein natürliches, irgendwo in den Sternen geschriebenes Recht glaubte. In dieser rein historischen Auffassung der Politik berührt sich Treitschke mit den Griechen, denen, wie Treitschke sagt, der historische Sinn angeboren war, und die, weil ihnen der Doktrinarismus mittelalterlicher und moderner Philosophen unbekannt war, dazu gelangten, die Theorie der Politik schon früh zu einer Höhe zu entwickeln, zu der wir noch heute in den Werken eines Plato und Aristoteles staunend emporschauen. Die Politik muß nach der Methode des historischen Denkens aus empirischen Betrachtungen deduzieren. Was aber das historische Denken so erschwert, ist, daß die Geschichte keine exakte Wissenschaft ist, die auf einfacher Schlußfolgerung beruht, wie die Naturwissenschaften. Denn überall begegnen wir in der Geschichtswissenschaft dem „Rätsel der Persönlichkeit". Der modernen kollektivistischen Auffassung alles geschichtlichen Werdens und Lebens wirft Treitschke als ausgeprägter Individualist den Satz entgegen: „Personen, Männer sind es, die die Geschichte machen, Männer wie Luther, Friedrich der Große und Bismarck. . . . Wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel bleiben. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht. Wohl arbeiten gewisse Ideen in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart." Nichts ist gefährlicher, als systematisieren zu wollen, wo es sich um historische Thatsachen handelt, denn überall drängt sich die unberechenbare Macht der Persönlichkeit herein und macht alles Denken und Theoretisieren zu Schanden. Doktrinarismus ist für den Historiker der schwerste Fehler, ein historisches Gesetz, das man heute gefunden zu haben wähnt, liegt morgen gebrochen am Boden. Am Beispiele Quetelets und seinen leicht zu erkennenden Fehlschlüssen erläutert Treitschke, wie schwierig es ist, allgemeingültige Gesetze aufstellen zu wollen. Im ganzen ist der Historiker darauf beschränkt, relative Wahrheiten zu finden, doch stehen auch einige absolute Wahrheiten für ihn fest, so die aus dem Leben und der Geschichte der Staaten deduzierte: daß der Staat Macht und alle bürgerliche Gesellschaft Klassenordnung ist. Und wie diese wissenschaftlichen Formeln sich als absolute Wahrheiten erweisen, so sind auch einige sittliche Ideen als unantastbar wahr gefunden worden: so hat die Menschheit schon sehr früh die absolut sittliche Form des ehelichen Zusammenlebens gefunden, und das Gebot der Liebe, wie es das Christentum verkündet, bedeutet vielleicht den gewaltigsten Fortschritt im Gebiete der großen absolut sittlichen Ideen.

Was ist der Staat? Das ist die erste Frage, die Antwort heischt. Treitschke definiert den Staat als das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk, das Volk als eine Mehrheit auf die Dauer zusammenlebender Familien. Der Staat ist für den Menschen eine absolute Notwendigkeit; von einem vor aller staatlichen Ordnung vorhandenen Naturzustande können nur die Theoretiker sprechen; dem Historiker tritt überall der Staat als das Gegebene entgegen. Denn er ist für den Menschen, wie schon Aristoteles richtig erkannt hat, eine Naturnotwendigkeit; ja er ist etwas so ausgeprägt Menschliches, daß es Thorheit ist, von Tierstaaten zu reden. Der Staat ist die öffentliche Macht zu Schutz und Trutz, erfordert Gehorsam für seine Gesetze; kann er seinen Willen nicht durchsetzen, so geht er in der Anarchie zu Grunde. Unabhängigkeit von jeder andern Gewalt auf Erden ist das Kriterium für den Staat; wir nennen diese Unabhängigkeit Souveränität; sie gebührt dem Staate so absolut, daß er in seinem Bereiche eine nebengeordnete Gewalt nicht dulden kann, geschweige denn eine höhere. Das wichtigste Anzeichen der Souveränität ist das Waffenrecht; denn wirklich unabhängig können nur die Staaten sein, die die Fähigkeit haben, sich gegen den Angriff feindlicher Mächte zu behaupten. Über den Zweck des Staates hatte das Altertum wesentlich andere Auffassungen als die Neuzeit. Nach der antiken Anschauung sind die Bürger das Mittel für die großen

Kulturzwecke des Staates, nach der modernen, durch das Christentum gebildeten Weltanschauung hat der einzelne Mensch die sittliche Pflicht und die physische Notwendigkeit, sich einem Staate unterzuordnen, der Staat aber die Pflicht, schützend und fördernd in das Leben seiner Bürger einzugreifen. Während es ein Maximum der Staatswirksamkeit nicht geben kann, läßt sich doch ein Minimum aufstellen: es besteht in der Handhabung und Aufrechterhaltung der Rechtspflege, der Organisation des Heerwesens, der Aufstellung eines Staatshaushaltes in irgend einer Form. Der Staat muß unter dem allgemeinen Sittengesetz stehen: Politik und Moral dürfen an sich keine Gegensätze sein. Sie waren es auch nicht im Altertum und im Mittelalter, erst die Reformation schuf einen solchen Gegensatz, und Machiavelli gilt gemeinhin als der Begründer dieser Theorie. Aber Machiavelli fehlte, indem er den Staat, den er von der Kirche loslösen wollte, vom Sittengesetz überhaupt losriß: auch für den Staat muß das Sittengesetz verbindlich sein, Politik und Moral schließen sich nicht aus. Konflikte zwischen Politik und Moral enthüllen sich bei näherer Betrachtung sehr häufig als Konflikte zwischen Politik und positivem Rechte, das, wie alles Menschenwerk, auch unvernünftig sein kann. In solche Konflikte wird der Staatsmann häufig kommen, und die Staatskunst erfordert daher einen eisernen, nervenstarken Mann, der den Mut der Verantwortlichkeit besitzt, solche Konflikte zu überwinden: für Treitschke giebt es keinen sittlichern Beruf als den eines gewissenhaften Staatsmannes, ohne Zweifel schwebte ihm die gewaltige Person des großen Kanzlers vor den Augen.

Als Grundlage aller Staatsbildung erkennt Treitschke mit Aristoteles die Familie an: Stammesgemeinschaften, auf Blutsverwandtschaft beruhend, sind wahrscheinlich die erste Form der staatlichen Bildung. Aus kleinen Staaten wurden dann durch Unterwerfung und Eroberung größere Staaten. Vom Großstaate geht als eigentümliche Art neuer Staatenbildung die Kolonisation aus. Der Drang dazu liegt in allen Großstaaten des Altertums wie nicht minder der Neuzeit, und Treitschke steht nicht an, zu erklären, daß große koloniale Entwicklung für ein Volk ein Glück ist. Was werden unsere Philister dazu sagen, was der unerreichte Staatsmann Caprivi, der es als das größte Unglück bezeichnete, wenn uns jemand ganz Afrika schenken wollte? Jeder Staat bedarf der Um- und Weiterbildung seiner Institutionen: erfolgt sie auf gesetzmäßigem Wege, so nennt man sie Reform, erfolgt sie auf dem Wege der Gewalt, so nennt man sie Revolution. An sich ist die Revolution immer ein Unrecht, aber nicht jede Revolution ist schlechthin zu verwerfen. Vom Standpunkte des positiven Rechts betrachtet, war der Umsturz von 1866 eine Revolution — und doch, wer wollte sie schelten? Ohne tragische Schuld ist eben historisches Leben nicht denkbar. Weil aber jede Revolution, sie komme von oben oder unten, eine Rechtskrankheit ist, so ist nichts verwerflicher als der Kultus der Demokraten mit der heiligen Revolution. Der Historiker hat bei jeder Revolution zu prüfen, ob durch tiefere sittliche Gründe die Revolution historisch gerechtfertigt werden kann. Doktrinär ist der von Talleyrand geprägte Unterschied zwischen legitimen und revolutionären Staaten: in gewissem Sinne beruhen alle modernen Staaten auf Revolutionen, denn noch niemals hat sich ein Staat in den Formen des positiven Rechts bewegt.

Im letzten Abschnitt des ersten Buches erörtert Treitschke die Beziehungen zwischen der Regierung und den Regierten. Er kann in dem Worte „Unterthan“, das den Liberalen und Demokraten so übel in den Ohren klingt, nichts Ehrenrühriges finden, denn die Souveränität des Staates verlangt eben, daß alle Angehörigen des Staates sich als Unterthanen fühlen. Der Regierte sieht die Dinge immer von unten an, er tritt heischend und fordernd an den Staat heran; seiner naiven Selbstsucht steht die wesentlich politische Anschauung der Regierung gegenüber, die den Staat vom Standpunkte der Gesamtheit aus betrachtet. Die Gesamtgesinnung, die sich in den Massen der Regierten der Regierung gegenüber bildet, nennt man öffentliche Meinung. Meist ergiebt sie sich aus dem Für und Wider der Parteien, die nach Treitschke für freie Völker eine Notwendigkeit sind. Die Anlässe zur Parteibildung sind überaus mannigfaltig; von den deutschen Parteien verurteilt Treitschke die des Centrums und die sogenannte Deutschfreisinnige Partei, jene, weil sie als eine religiöse Partei das ganze öffentliche Leben verfälsche, diese, weil sie sich von den Reminiscenzen an alten Groll und Haß nähre. Die Freiheit, die alle Parteien vom Staate in erster Linie fordern, kann immer nur eine Freiheit im Staate, keine Freiheit vom Staate sein. Die Summe der Freiheiten, die der Staat den einzelnen gewähren muß, hat man im 18. Jahrhundert als Menschenrechte zusammengefaßt. In keinem Falle darf unter diese Menschenrechte das Recht des Widerstandes zur Sicherung dieser Freiheitsrechte gezählt werden, weil es sich nicht mit dem Begriff der staatlichen Souveränität vertragen würde.

Vorbedingung alles Staatslebens ist Landbesitz. Staatsgebiet muß unveräußerlich sein, doch hat der Grundsatz selbstverständlich nur relative Gültigkeit, dergestalt, daß Abtretungen von Staatsgebiet nur durch einen formellen Beschluß der höchsten Staatsgewalt unter Zustimmung aller gesetzgebenden Faktoren geschehen können. Für die Entwicklung jedes Staates sind die geologische Beschaffenheit, die geographische Lage und Gestalt sowie die klimatischen Verhältnisse von höchster Bedeutung. Kein Geschenk der Natur aber ist für ein Land wertvoller als die Lage am Meer, und unter allen Staaten Europas ist keiner von der Vorsehung so begünstigt als England. Wie stiefmütterlich ist dagegen Deutschland weggekommen; es ist nicht einmal im Besitz der Mündungen des größten seiner Ströme, und Treitschke bezeichnet es als eine der dringendsten Aufgaben der deutschen Diplomatie, diesen Mangel abzustellen, nicht

etwa auf dem Wege der Gewalt durch Wegnahme, sondern durch Herstellung eines Zollverbandes mit den Niederlanden, der den Deutschen die freie Benutzung der Rheinmündungen gestattet.

Grundstock jedes Staates bildet die Familie; je gesunder in einem Volke das Familienleben ist, auf um so festerm Grunde ruht das sittliche Dasein einer Nation. Darum bedarf der Staat einer geordneten Form der Geschlechtsgemeinschaft, der Ehe, wie sie der Deutsche mit einem glücklich gewählten Worte bezeichnet, das in seiner Doppelbedeutung „Recht" und „Bund" den Doppelcharakter aller Geschlechtsgemeinschaft richtig trifft. Die Monogamie, an sich der normale Zustand, weil bei ihr allein die persönliche Freiheit des Menschen bestehen kann, ist freilich erst das Ergebnis einer langen Kulturentwicklung. Moderne Irrlehre ist es, daß die Einehe die Stellung des Weibes zur Knechtschaft herabgedrückt habe. Gerade die Einehe hat die Freiheit des Weibes herbeigeführt. Mit scharfen Worten geißelt Treitschke die Emancipationsbestrebungen unserer Zeit; er giebt zwar zu, daß bei dem Überschuß der Frauen über die Männer die Notwendigkeit vorliege, für die Frauen auch außerhalb der Ehe und des Hauses Lebensberufe zu schaffen; aber er fordert dabei die Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit männlicher und weiblicher Begabung. Von den Universitäten wünscht Treitschke die Frauen ausgeschlossen zu sehen; die akademische Freiheit könne den Frauen ohne Beschränkung nicht gewährt werden, den Jünglingen aber dürfe sie um der Frauen willen nicht verkürzt werden. Von allen männlichen Berufen bezeichnet Treitschke den ärztlichen als den einzigen, der den Frauen zugänglich gemacht werden könne; aber er fordert für die Vorbildung die Begründung eigener Schulen für angehende Ärztinnen.

Die Begriffe „Staat" und „Nation" decken sich in den seltensten Fällen, doch muß der Staat danach trachten, die in ihm Verbundenen mit gleicher Kultur und Sprache zu durchdringen. Das von Napoleon III. aufgestellte Nationalitätsprincip ist eine willkürliche Konstruktion. Der Begriff der Nationalität ist beweglich, auch edle Völker mischen sich mit andern, namentlich dann, wenn die Kulturentwicklung des einen Volkes weiter vorgeschritten ist als die des andern. Das relativ sicherste — und doch nicht ein unbedingt sicheres — Merkmal der Nationalität ist die Sprache. Schärfer als der Gegensatz der Nationalitäten ist der Gegensatz der Rassen, der sich — z. B. zwischen Weißen und Schwarzen — bis zum Abscheu steigern kann. In einem Staate, dessen Charakter durch die Verschiedenheit der Rassen bestimmt wird, ist politische Gleichheit im eigentlichen Sinne nicht möglich, da an eine faktische Gleichheit der von der Natur ungleich Geschaffenen nicht zu denken ist. Das Normale bleibt immer die Einheit des Staates auf nationaler Grundlage. In dem Gewirr nationaler Gegensätze ist das Judentum anormal: die Juden waren immer ein Element der Zersetzung. Dreimal haben sie in der Geschichte eine notwendige Rolle gespielt: zuerst im Reiche Alexanders des Großen, als sich das Hellenentum zum Hellenismus erweiterte, zum zweitenmal im Römischen Kaiserreich, zum letztenmal in den Anfängen der germanischen Staatenbildung. Seit sich die Arier selbst in die Geldwirtschaft eingewöhnt haben, deren alleinige Träger früher die Juden waren, sind die Juden als selbständige Nation überflüssig geworden. Jede europäische Nation kann nun von ihren Juden verlangen, daß sie in der Nation aufgehen, deren Gastfreundschaft sie in Anspruch nehmen.

Ich übergehe, was Treitschke über die ständischen Bildungen innerhalb eines Volkes und über Staat und Religion sagt, und verweile noch einen Augenblick bei dem letzten Abschnitte des zweiten Buches.

Auch auf die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes kann der Staat mehr indirekt als direkt einwirken: auf dem Gebiete der Volkswirtschaft wirkt schöpferisch allein die Gesellschaft, der Staat kann ihr nur neue Wege öffnen, sie schützen und leiten. Der Staat ist nicht unmittelbar produktiv, er vermag auch im ganzen wenig auf die Produktion und Konsumtion der Güter einzuwirken, dagegen ziemlich stark auf die Verteilung der Güter. Der Staat hat nach Treitschkes gesund realistischer Ansicht das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Abstand zwischen den Höhen und Tiefen der Gesellschaft nicht zu groß werde; er muß mit Hilfe der Gesetzgebung die sociale Lage des modernen Arbeiters, der bei formaler Freiheit doch in materieller Gebundenheit lebt, zu bessern suchen. Zu diesem Gebiete des Schutzes der Armen und Schwachen gehören auch die gesetzgeberischen Maßregeln zum Schutze der Industrie, der Landwirtschaft, überhaupt aller notleidenden Gewerbe. Die Frage dagegen, ob Schutzzoll, ob Freihandel das Richtige sei, ist auf theoretischem Wege nicht zu lösen, denn die wirtschaftlichen Verhältnisse bleiben in beständigem Fluß, und die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen muß für die Handelspolitik eines Staates den Ausschlag geben. Mit einem Hinweis auf das gefährliche Wachstum des Großkapitals und die Auswüchse der Börsenjobberei schließt dieser Abschnitt und damit der erste Band, dessen reichen Inhalt die Leser aus diesem Überblick erkannt haben werden. Ich hoffe damit zum Studium des Werkes selbst angeregt zu haben; es wird dem denkenden Leser eine Befriedigung besonderer Art gewähren.

Der Verlagshandlung gebührt für die würdige Ausstattung der beste Dank.

Horst Kohl.

— —

Zur antiken Mythologie.

1. Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Herausgegeben von W. H. Roscher. Zweiter Band. Mit 456 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1890—97. 8. 38 M.
2. Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Von Erwin Rohde. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1898. 8. Feine Ausgabe 22 M.
3. Über vorhellenische Götterkulte. Von Wolfgang Reichel. Wien, Alfred Hölder. 1897. 8. 4 M.
4. Antiker Aberglaube. Von Wilhelm Kroll. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow. Neue Folge. Zwölfte Serie, Heft 278.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897. 8. 75 Pf.

Wenn der Herausgeber des „Ausführlichen Lexikons der griechischen und römischen Mythologie" (Nr. 1) über die Vorrede des nunmehr abgeschlossenen zweiten Bandes die Worte setzt: „Der Sohn des Zeus, der herrliche Sieger Herakles, wohnt hier, nichts Schlechtes trete hier herein!" so hat dies insofern einen leisen Klang von Ironie, als durch besonderes Mißgeschick der Artikel über Mythus und Kultus des Herakles seiner Zeit ausgefallen ist und in die Supplemente hat verwiesen werden müssen. Im übrigen aber hat das Motto seine gute Berechtigung. Denn eine Heraklesthat war es wirklich, die verschiedensten Kräfte zu einem solchen Unternehmen zu vereinigen, und man kann es dem Herausgeber nachfühlen, wenn er nach glücklicher Vollendung erleichtert ein „Gott sei Dank!" ausruft. Über Methode und Einrichtung des Werkes habe ich schon wiederholt berichtet. Es hat sich im Laufe der Jahre äußerlich und innerlich gekräftigt. Unter anderm ist der bildliche Teil wesentlich vermehrt worden. Welche Bedeutung das Unternehmen für die Förderung mythologischer Studien in Deutschland gehabt hat, kann nicht genug anerkannt werden. Das Wertvolle an der gewählten Anordnung liegt darin, daß dadurch viele mythologische Begriffe, die sonst aus dem Rahmen der Forschung herausfielen, in den Kreis der Betrachtung gezogen und unter einheitliche Gesichtspunkte gestellt worden sind. Trotz der schon aufgewandten Mühe fördert die Forschung immer noch Nachträge und Ergänzungen zu Tage. Sind auch diese Artikel durchaus gelehrte Arbeit, so ermöglicht doch die knappe und klare Anordnung des Stoffes auch dem Nichtfachmanne, sich daraus zu unterrichten. Aus dem reichen Inhalt der letzten Hefte kann ich nur einiges hervorheben. Unter dem Worte Meridianus Daemon findet sich ein Aufsatz Drexlers über die Geister und Dämonen, die zur Mittagsstunde, der Zeit, wo Pan schläft, ihr Wesen treiben. Bekanntlich ist es zu dieser Zeit so wenig geheuer als in der Mitternachtsstunde. Wenn auch der Artikel den weitgreifenden Stoff nicht erschöpft, so giebt er doch dankenswerte Hinweise und lenkt die Blicke des Lesers auf manches ferner liegende Quellenwerk. Von der erstaunlichen Litteraturkenntnis desselben Verfassers legt die Übersicht über die außerordentliche Verbreitung des Kultes der Göttermutter Kybele in dem Artikel Meter ein rühmliches Zeugnis ab. Zu den anziehenden Problemen gehört die Gestalt des Midas. Sage und Geschichte sind hier wunderlich zusammengeflossen. Den sichtenden Artikel Kuhnerts hat wieder Drexler mit einem Exkurs über das Motiv der Eselsohren in der Märchenlitteratur der verschiedenen Völker ergänzt. Weiter seien erwähnt die Abhandlungen über Minerva und über Minos. Viel Interessantes bietet F. Cumonts ins Deutsche übertragener Artikel über Mithras und Mithraskultus. Hat doch dieser aus dem Orient stammende und später namentlich im römischen Heere eingebürgerte Kult besonders auch in Deutschland ansehnliche Spuren hinterlassen. Er war ein gefährlicher Gegner des Christentums, mit dem er übrigens, wie der Verfasser zeigt, manches gemein hatte. Den recht schwankenden Begriff der Moira behandelt abklärend P. Weizsäcker. Über den auch von ihm herbeigezogenen Sarkophag des Museo-Pio-Clementino hätten wir gern in ein paar Einzelheiten noch genauere Auskunft gewonnen. Auf phönizischen und weiterhin babylonisch-assyrischen Boden führen die Arbeiten über Moloch von Eduard Meyer und Alfred Jeremias. Der Herausgeber selbst behandelt die Mondgöttin, einen Stoff, den er schon wiederholt zum Gegenstand der Untersuchung gemacht hat. Der Abschnitt „Beziehungen des Mondes zu Liebe und zu Liebeszauber und der Einfluß des Mondes auf Zauberei (Magie)" wird auch der Forschung ferner Stehenden Interesse abgewinnen. Gleichfalls von einem erprobten Kenner seines Gebiets, von O. Bie, ist das Kapitel über die Musen gearbeitet, das mit Abbildungen besonders reich ausgestattet ist. Das sind nur einige Proben des Inhalts. Wie viel Wissen steckt außerdem in der großen Anzahl der übrigen Artikel! Wir wünschen dem Werke den besten Fortgang.

Nachdem er die Neubearbeitung seines Werkes „Psyche" (Nr. 2) vollendet hatte, ist Erwin Rohde, ein Meister der philologischen Wissenschaft, aus dem Leben geschieden. So ist er denn nun selbst eingegangen zu dem Jenseits, das er festzustellen suchte, so wie es in der Phantasie der Griechen sich mannigfach gestaltete, und die Zurückbleibenden gedenken seiner als eines Heros in griechischem Sinne, als eines verehrungswürdigen Abgeschiedenen. Im Äußern hat sich an dem Werke nichts Wesentliches geändert. Vor allem hat der Verfasser nicht dem Ansinnen nachgegeben, die reichhaltigen Anmerkungen vom Texte zu trennen und in einem besondern Anhange zu vereinigen. Er hat keine flüchtigen Essays schreiben wollen für eilige Leser, die nur die Resultate der Forschung bequem zusammen haben wollen. Aber es giebt doch wenige Bücher, die bei solcher Fülle der Gelehrsamkeit so klar und flüssig und so schön geschrieben sind wie Rohdes „Psyche". In der That hat sich denn auch die Teilnahme zahlreicher Leser aus nicht

zünftig-philologischen Kreisen dem gediegenen Werke zugewandt.

Der Verfasser geht aus von einer Betrachtung des Seelenglaubens und des Seelenkults in den Homerischen Gedichten. Wie fein weiß er hier zu erklären, daß uns bei Homer so wesentlich andere Vorstellungen entgegentreten als in weit vorausliegender Zeit und auch später wieder. Er weist darauf hin, daß die Freiheit, fast Freigeistigkeit, mit der in Homers Dichtungen alle Dinge und Verhältnisse der Welt aufgefaßt werden, nicht Eigentum eines ganzen Volkes oder Volksstammes gewesen sein könne. Und so führt er das Bild weiter aus, wie die damals in Griechenland auf allen Gebieten herrschende Verschiedenheit sich in dem Werke des Dichters zu künstlerischer Einheit zusammenschloß. Es lohnt sich, seine Überzeugung von der Entstehung der Homerischen Gedichte wörtlich anzuführen:

Vor allem muß man sich vorhalten, daß uns in diesen Dichtungen zunächst und unmittelbar doch eben nur der Dichter und seine Genossen entgegentreten. „Volksdichtung" ist das Homerische Epos nur darum zu nennen, weil es so geartet ist, daß das Volk, das gesamte Volk griechischer Zunge es willig aufnahm und in sein Eigentum verwandeln konnte, nicht, weil in irgend einer Weise das „Volk" bei seiner Hervorbringung beteiligt gewesen wäre. Viele Hände sind an den beiden Gedichten thätig gewesen, alle aber in der Richtung und dem Sinne, die ihnen angab nicht das „Volk" oder die „Sage", wie man wohl versichern hört, sondern die Gewalt des größten Dichtergenius der Griechen und wohl der Menschheit, und die Überlieferung des festen Verbandes von Meistern und Schülern, der sein Werk bewahrte, verbreitete, fortführte und nachahmte.

Schon in der sonst ziemlich trostlosen Homerischen Auffassung vom Jenseits finden sich einige Lichtblicke in der Annahme der Entrückung einzelner bevorzugter Sterblicher besonders nach den Inseln der Seligen. Solche Fäden werden später weiter gesponnen, wenn von Höhlengöttern und von der Entrückung in Berge die Rede ist. Überhaupt betont Rohde, daß die Geschichte der griechischen Kultur und Religion keinen Sprung und keinen Bruch in ihrem Fortgange kennt. Das „gedankenreichste der Völker" hat die wichtigsten und kühnsten und unter sich ganz verschiedenen Gedanken hervorgebracht, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen. „Die gewaltsamen Stöße und plötzlichen Umschwünge im Kulturleben gehen von den Völkern aus, die nur einen Gedanken festhalten und in der Beschränktheit des Fanatismus alles andere über den Haufen rennen." In der Verehrung der Heroen, deren Kult als ein chthonischer erwiesen wird, tritt nicht etwas ganz Neues hervor, vielmehr flackern Brände, die unter der Asche geglüht haben, angefacht durch das Wehen der Zeit, heller auf. Die Zeit, in der die Heroenverehrung deutlicher hervortritt, war nach Rohde entschieden „religiöser" als die, in deren Mitte Homer steht, aber freilich auch weniger frei von Beängstigung und Beschränkung durch unsichtbare Gewalten als jene. Wie weit ist dieser Seelenkult noch entfernt von dem Gedanken einer wahren Unsterblichkeit der Seele und ihres selbständig in eigener Kraft ruhenden unvergänglichen Lebens! „Das fortdauernde Leben der Seele, das der Seelenkult voraussetzt und verbürgt, ist durchaus gebunden an das Andenken der auf Erden Überlebenden, an die Pflege, den Kult, den diese der Seele des vorangegangenen Toten widmen mögen." Die unmittelbare Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele kam den Griechen von einer andern Seite, von einem ihnen ursprünglich fremden Kult, der thrakischen Dionysos-Verehrung. Rohde entwickelt deren Wesen und zeigt durch den Vergleich mit ähnlichen Erscheinungen der verschiedensten Völker, daß der Zweck der ganzen Kultübung eben die Ekstase war. „Das Gefühl ihrer Göttlichkeit, ihrer Ewigkeit, das in der Ekstasis sich blitzartig ihr selbst offenbart hatte, konnte der Seele sich zu der bleibenden Überzeugung fortbilden, daß sie göttlicher Natur sei, zu göttlichem Leben berufen, sobald der Leib sie freilasse, wie damals auf kurze Zeit, so dereinst für immer." Selten hat man so das Gefühl, daß durch die vergleichende Völkerkunde ein klares Resultat erzielt worden ist, wie hier.

Ich habe bisher nur die Gedankenkreise umschrieben, in denen sich die Ausführungen des Verfassers bewegen. Seine glänzenden Darlegungen nachzulesen muß ich dem Leser überlassen. An dem ganzen Werke gefällt vor allem die ruhige Klarheit, die sich fern hält von kühnen Hypothesen und gewagten Aufstellungen. Im ersten Bande ist der Abschnitt über Pflege und Verehrung der Toten die beste Schilderung dieser Seite der griechischen Kultur. Mit berechtigter Zurückhaltung äußert sich Rohde über die Mysterien in Eleusis. Gegenüber den modernen Versuchen, einen kräftigen Glauben an ein Gericht im Jenseits und eine Vergeltung für Charakter und Thaten des Verstorbenen in Verbindung mit dem ganzen Apparat von Höllenstrafen als Grundzug der griechischen Volksanschauung nachzuweisen — solchen Versuchen gegenüber verhält sich Rohde ziemlich ablehnend und wohl zu ablehnend. Was davon uns überliefert wird, ist nach seiner Ansicht der Phantasie einzelner Geister und Sekten entsprungen und nie recht in den Volksglauben eingedrungen. Im zweiten Bande fesselt die Darlegung, welche Gestalt die Anschauungen vom Jenseits und der Unsterblichkeit in den Werken der Philosophen und Dichter annehmen. Welche Bedeutung die Psyche bei den ionischen Philosophen und ihren Nachfolgern gehabt hat, ist nie so deutlich gezeigt worden. Auch Platos Anschauungen in ihrem Wandel werden eingehend dargestellt. Bei der Behandlung der Laien, der Dichter, zeigt besonders die eingehende Vergleichung der drei großen griechischen Tragiker die tiefe Auffassung Rohdes. So verfolgt er sein Thema bis zur Spätzeit des Griechentums und bis zum Verfall. Überall weiß er auch hier die einzelne Erscheinung aus dem Geiste der Epoche zu erklären. Hiervon nur noch eine Probe:

Ein gelassener Rationalismus, ein heiteres Beharren im vernünftig Denkbaren, ohne Sehnsucht nach den Schauern einer geheimnisvollen Hinterwelt — eine solche Stimmung beherrscht

Wissenschaft und Bildung der hellenistischen Zeit mehr als die irgend eines andern Abschnittes griechischer Kulturentwicklung. Was an Mystik lebendig und triebkräftig blieb in dieser Zeit, hielt sich schon im Hintergrunde; in deutlichem Lichte nimmt man eher ihr volles Gegenteil wahr, die unerfreulichen Ergebnisse des herrschenden Rationalismus, eine kahle Verständigkeit, einen altklugen und nüchternen Sinn, wie er aus der Geschichtserzählung des Polybius uns matten Auges entgegenblickt, als die Seelenstimmung des Erzählers selbst und derer, von denen er erzählt. Das war nicht eine Zeit der Heroen und des Heroismus. Das schwächer und feiner gewordene Geschlecht hängt am Leben. Wie nie zuvor hatte der einzelne, bei dem Niedergang des politischen Lebens und seiner Pflichtforderungen, nun Freiheit, sich selbst zu leben. Und er genießt seiner Freiheit, seiner Bildung, der Schätze einer durch allen Schmuck und Reiz einer vollendeten Kultur bereicherten Innerlichkeit. Alle Vorzeit hat für ihn gedacht und gearbeitet; nicht müßig, aber ohne Hast beschäftigt, ruht er aus auf seinem Erbe, im halb verkühlten Sonnenscheine des lang hinausgesponnenen Herbstes des Griechentums. Noch grämt ihn wenig, zu wissen, was denn sein möge, wenn alle Farben und Töne dieser reich entfalteten Welt ihm entschwunden sein werden. Diese Welt ist ihm alles. Die Hoffnung oder Furcht der Unsterblichkeit hat wenig Macht unter den Gebildeten dieser Zeit.

Während in den Homerischen Gedichten eine ausgestaltete Götterwelt uns anschaulich entgegentritt, fehlt uns für die vorausliegende „mykenische" Zeit jede Vorstellung. Es geht nicht an, die Homerischen Götter ohne weiteres zurückzudatieren. In diesem Dunkel sucht Licht zu verbreiten die Abhandlung von Wolfgang Reichel „Über vorhellenische Götterkulte" (Nr. 3). Der Verfasser verhehlt sich die Schwierigkeiten nicht, die diesen Untersuchungen anhaften infolge der beschränkten Natur des Materials, mit dem sie operieren, und der unendlichen Weite der historischen Probleme, auf die sie führen. So tragen sie mit Notwendigkeit einen hypothetischen Charakter, und ich kann nicht verschweigen, daß ihre Ergebnisse zunächst mich wenig überzeugt haben. Bei eingehenderm Studium habe ich aber doch manchen fruchtbaren Gedanken gefunden. Ist doch auch der Grundgedanke an sich nicht zu verwegen, daß die Griechen der mykenischen Zeit sich auf die Verehrung unsichtbarer Götter beschränkt und noch keine Kultusbilder gekannt hätten. Vielmehr errichteten sie nach des Verfassers Annahme Götterthrone und verrichteten an diesen ihre Andacht, „wie wenn — könnte man sagen — «die Gottheit nahe wär'»". Den Ausgangspunkt für den Verfasser bildet ein mykenischer Goldring, den Tsundas in seinem 1893 erschienen Buche „Μυκῆναι" zuerst veröffentlicht hat. Mit der darauf befindlichen Darstellung bringt Reichel eine Reihe ähnlicher Abbildungen zusammen. Das Material ist ziemlich fragwürdig, aber einzelnes ist doch darunter, was der Annahme des Verfassers einen gewissen Halt verleiht. Beachtenswert ist die Herbeiziehung der Bundeslade der Juden. Reichel sieht in dieser nichts anderes als den übergoldeten Thron, auf dem der unsichtbare Jahwe als Heerführer vor seinem Volke dahingetragen wird, ähnlich wie es bei dem Auszuge des Xerxes geschieht. Eine besondere Gattung sind die an verschiedenen Stellen der Alten Welt sich findenden Felsenthrone, zu denen der sogenannte Pelopsthron am Sipylos gehört. Gegen Humann, dessen packende Schilderung der Auffindung wieder angeführt wird, macht Reichel geltend:

daß in dieser erhabenen Einsamkeit niemals ein irdischer Herrscher thronte. Was sollte auch ein Königssitz in dieser Höhe? Und was sollte eine „Akropolis", bestehend aus zwanzig Häusern, auf einem dürren, fast unzugänglichen Felsabhang? Es werden Wohnstätten einer Priesterkolonie gewesen sein, der die Kultpflege des Heiligtums auf dem Gipfel oblag. Der Name des Pelops aber heftete sich an den Thron, wie der des Danaos an denjenigen des Apollon Lykios zu Argos, wie der des Midas an den zu Delphi. Vielleicht war es auch hier Apollon, oder eine andere Form des Sonnengottes, der in dieser Wildnis gebot, wenn nicht der ὕψιστος selbst da seinen Audienzsaal eingerichtet hatte.

Dieser erste Abschnitt schließt mit dem Hinweise: „Den Grundgedanken, daß man einen göttlichen oder dämonischen Gast durch Anweisung eines leeren Sitzes zu körperlicher Gegenwart gleichsam veranlaßt, wird man bis hoch herauf zu uns in den großen Schatzkammern alter Volksideen, im Gebiete des Aberglaubens, der Legende, des Märchens noch mehrfach bewahrt finden. Auf die große Scene von Banquos leerem Stuhle im «Macbeth» sei nur im Vorbeigehen gedentet." Aus dem Dargelegten schließt der Verfasser nun weiter, daß eigentlich an jedem Orte, wo sie Verehrung empfing, der Gottheit ein Sitz bereitet gewesen sein muß. Und in der That sind Altäre nachzuweisen, die auch äußerlich sich der Form des Sitzes nähern. Auch finden sich Stellen, wie Apokal. 2, 13, wo der Altar zu Pergamum als des „Satans Stuhl" bezeichnet wird. Am schwierigsten ist jedenfalls der positive Nachweis, daß die mykenische Zeit noch keine Kultbilder kannte. Manche Reste dieser Epoche scheinen ja solche darzustellen. Dem entgegen macht Reichel den scharfen und etwas künstlichen Unterschied: die mykenischen Idole „sind weder Kultbilder noch reduzierte Nachbildungen von solchen; sie haben mit dem offiziellen Kultus so wenig zu thun wie die dichterischen Gebilde der Götter Homers oder die Götterdarstellungen auf den Werken der höhern mykenischen Kunst. Sie sind handwerkliche Erzeugnisse zur Stillung des ersten rohesten Privatbedürfnisses nach irgend einer Art von Veranschaulichung der geheimnisvollen Wesen, die so unnahbar allgewaltig in das Leben jedes einzelnen eingriffen". Auch das, was er über die „nackte Astarte" sagt, hat mich nicht recht überzeugt. Er leugnet auch das Vorhandensein von Tempeln „im spätern Sinne" für die Homerische Zeit. Eine eigene Deutung hat er von dem Homerischen Beiworte „wohlthronend", das auf die Existenz von Kultbildern hinzuweisen scheint. Er sieht darin gerade eine Stütze seiner Theorie, indem er meint: „Die Dichter schufen die Beiworte «mit schönem, mit goldenem Throne» angesichts der prächtigen, für die Phantasie so eindrucksvollen Kultstätten unsichtbarer Götter, die eben Throne waren und durch die ganz in der Weise, wie es diese poetische Formel ausdrückt, das Übersinnliche mit dem Sinnlichen zu einer einheitlichen Vorstellung verknüpft erschien." Kann ich auch dem Verfasser in seinen Aus-

führungen nicht überall beipflichten, so erkenne ich die geistvolle Auffassung des Problems an. Durch die Beifügung zahlreicher Abbildungen hat er selbst jedem die Nachprüfung erleichtert und zugleich die Bahn für die weitere Forschung geebnet.

Ein zusammenfassendes Werk über das, was wir Aberglauben nennen, giebt es für die Griechen und Römer noch nicht. Das Schriftchen Krolls: „Antiker Aberglaube" (Nr. 4), enthält eine gute Übersicht, aus der man die weite Verbreitung solcher Anschauungen auch bei den Alten ersehen kann. Aberglaube ist nach Kroll eine verächtliche Bezeichnung für Reste einer überwundenen Weltanschauung. Aber auch nicht alle Reste einer solchen überwundenen Weltanschauung sind Aberglaube. „Wenn jemand noch heute daran glaubt, daß die Sonne und die Planeten sich um die Erde drehen, so kann man das nicht Aberglauben nennen; und zwar deshalb nicht, weil er ein theoretischer Glaube ist, der zu keinen praktischen Konsequenzen führt, während jeder echte Aberglaube sofort auf die Praxis einwirkt und gewisse Gebräuche hervorruft." Zur Erklärung einzelner Anschauungen zieht Kroll die Sitten der sogenannten Naturvölker an. Doch liegt ein gewisser Widerspruch vor, wenn er erst behauptet: „der Deutsche und der Grieche ist einmal ebenso «wild» gewesen wie der Hottentotte und der Papua", und dann wieder erklärt: „Wenn man bedenkt, daß schon das indogermanische Urvolk, aus dem Griechen, Römer und die andern arischen Völker sich erst entwickelt haben, weit über dem Niveau der niedern Naturvölker stand." Die früher herrschenden Ansichten über die hohe Kultur des indogermanischen Urvolks sind ja übrigens im Laufe der Zeit erheblich erschüttert worden. In der Darstellung selbst hat Kroll das Material nach Kategorien geordnet und in knapper Form vorgelegt. Beseelung oder besser Vermenschlichung der Natur und Sympathie werden zunächst behandelt. Weiter werden die wichtigsten Voraussetzungen der Wirkung eines Zaubers, Keuschheit u. dgl., erörtert und zuletzt die Bedeutung der Zahl im Aberglauben. Diese Darlegungen zeigen durchaus, daß der Verfasser mit seinem Gegenstande wohl vertraut ist.

Richard Opitz.

Edward von Steinles Briefwechsel.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Zeugnisse, die uns über das Leben und Wirken derjenigen Männer unterrichten, denen wir die Blüte der klassischen und romantischen Kunst in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts verdanken. Der letzte, aber keineswegs der geringste dieser Meister war Edward von Steinle, der im Alter von sechsundsiebzig Jahren am 18. September 1886 zu Frankfurt a. M. starb. Über ihn hat Constant von Wurzbach bereits bei seinen Lebzeiten eine ungemein fleißige Monographie veröffentlicht, in der er den Künstler etwas einseitig als den Madonnenmaler unserer Zeit feierte, während A. Reichensperger kurz nach Steinles Tod seine Erinnerungen an den Freund in einer kleinen Broschüre zusammenfaßte. Dieses biographische Material wird nunmehr gewaltig erweitert durch die Herausgabe von „Steinles Briefwechsel", den sein Sohn A. M. von Steinle in zwei stattlichen Bänden vorgelegt und mit einem Lebensbild des Vaters eingeleitet hat.*) Die Briefe sind nicht in der gewöhnlichen chronologischen Ordnung abgedruckt worden, vielmehr werden die Korrespondenzen mit den verschiedenen Freunden im Zusammenhang mitgeteilt, sodaß der Leser die Beziehungen Steinles zu den einzelnen Personen von Anfang an kennen lernt, sich aber bei diesem Verfahren genötigt sieht, sich den Entwicklungsgang des Künstlers selbst zu konstruieren, und Mühe hat, den Faden, der das Ganze zusammenhält, nicht aus der Hand zu verlieren. Die Lektüre der beiden starken Bände, die zum Glück mit einem sorgfältigen Register versehen sind, ist schon dadurch keine leichte Aufgabe, sie wirkt aber auch ferner ermüdend wegen der großen Weitschweifigkeit, mit der sich Steinle oft über dieselben Dinge den verschiedenen Adressaten gegenüber ausspricht, auf die diese natürlich wieder in ihren Antworten zurückkommen. Dabei läßt sich Steinles Briefwechsel nicht einmal als eine besonders ergiebige Fundgrube für die Geschichte der deutschen Kunst seiner Zeit bezeichnen. Dazu war das Interesse Steinles viel zu einseitig. So eingehend er sich über seine eigenen Pläne verbreitet, von seinen innern Kämpfen erzählt und die mancherlei Hindernisse, die sich ihm bei seinen Arbeiten immer wieder in den Weg stellten, beleuchtet, so selten sind die Stellen, in denen von dem Streben seiner zeitgenössischen Kollegen die Rede ist. Er hat eigentlich überhaupt nur Sinn für die religiöse Kunst seiner Zeit, und auch nur insoweit, als sie den Zwecken und der Verherrlichung des Katholicismus diente. Diese einseitig katholische Tendenz, die zwar in den Schöpfungen Steinles durch seinen ungewöhnlichen Schönheitssinn und durch sein ausgesprochenes Stilgefühl gemildert wird, muß den protestantischen Leser auf die Dauer verstimmen, zumal Steinle von einer beinahe fanatischen Abneigung gegen alles protestantische Wesen erfüllt war und für die Bedürfnisse des außerkirchlichen modernen Lebens nur wenig Verständnis besaß. Das zeigte sich am deutlichsten in seinem Verhalten dem protestantischen Freiherrn Moritz August von Bethmann-Hollweg gegenüber, der ihm zum erstenmal Gelegenheit bot, seine selbständige künstlerische Kraft zu erproben,

*) E. von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von A. M. von Steinle. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1897. 8. 18 M.

indem er ihm die Ausmalung der Kapelle in seiner Burg Rheineck übertrug. Steinle hatte die größten Bedenken, für ein protestantisches Gotteshaus thätig zu sein, und fühlte sich bei der Arbeit niemals ganz wohl, obwohl Bethmann auf die meisten seiner Wünsche einging und ihm keinerlei konfessionelle Beschränkungen auferlegte. Merkwürdig ist es auch, daß sich Steinle durchaus abwehrend gegen den Gang verhielt, den die Geschicke des deutschen Vaterlandes während seiner Lebenszeit genommen haben. Man wird vergebens in seinen Briefen nach einer Stelle suchen, in der er sich zustimmend über die Einigung Deutschlands durch die Ereignisse von 1870 und 1871 äußert. Trotz seines langjährigen Aufenthaltes auf deutschem Boden, in Frankfurt a. M., fühlte er sich bis an sein Ende nur als Österreicher, der es nicht verwinden konnte, daß sich in seiner Vaterstadt Wien kein Platz für ihn fand, der sich aber durch diese Zurücksetzung nicht stören ließ, den Niedergang Österreichs als eine schwere Schicksalsprüfung mitzuempfinden und mitzutragen. Dieser specifisch österreichische Patriotismus tritt in den Briefen Steinles an den frühern österreichischen Bundestagssekretär in Frankfurt a. M., den Freiherrn von Brenner, der als österreichischer Diplomat weit herumgekommen war, am meisten zu Tage; gleichzeitig enthalten aber die an ihn gerichteten Briefe die entscheidendsten Zeugnisse für Steinles streng ultramontane Gesinnung, da er sich in ihnen offen über seine Stellung zu dem Schicksale Roms und des Papstes ausspricht. So gewinnen gerade diese Briefe ein besonderes, wenn auch nicht erfreuliches kulturgeschichtliches Interesse und werden in späterer Zeit als wichtige Dokumente für die Hartnäckigkeit angeführt werden können, mit der sich gewisse Kreise in Deutschland gegen den Gang der Weltereignisse gewehrt haben. Der weitaus wertvollste Teil der Veröffentlichung scheint uns jedoch der im zweiten Bande mitgeteilte Briefwechsel Steinles und Brentanos zu sein, der vom Jahre 1837 bis zu dem Tode des Dichters im Juli 1842 reicht. Jeder zukünftige Biograph dieses merkwürdigen Mannes, dessen geistiger und seelischer Entwicklungsgang so schwer zu begreifen ist, wird diese Ergüsse Brentanos eingehend berücksichtigen müssen. Er sollte auch nicht versäumen, die Briefe zu lesen, die Steinle mit den Jesuitenpatres Diel und Kreiten, die bekanntlich ein Lebensbild Brentanos verfaßt haben, gewechselt hat. — Das Werk ist mit 19 Lichtdrucken geschmückt, die zum größten Teil nach Zeichnungen und Bildern Steinles angefertigt sind. Sie gereichen der Publikation zur entschiedenen Zierde, da sie die große künstlerische Meisterschaft ihres Urhebers lebhaft in das Gedächtnis zurückrufen. Namentlich lernt man aus ihnen Steinle als vorzüglichen Porträtzeichner kennen, der mit wenigen Strichen ein charakteristisches Abbild einer Persönlichkeit zu entwerfen verstand. Wenn man diese Blätter betrachtet, hat man die Empfindung, bei Steinle auf eine reichbegabte Künstlernatur zu stoßen, die dem modernen Fühlen weit näher steht als z. B. Overbeck oder Cornelius, während seine menschliche Persönlichkeit, die durch seinen Briefwechsel allseitig beleuchtet wird, von Schranken umgeben war, durch die sich heutzutage die meisten Leser weit von ihm geschieden sehen.

H. A. Lier.

Romane und Erzählungen aus der deutschen Geschichte.

1. Frauenlob. Ein Mainzer Kulturbild aus dem 13. und 14. Jahrhundert von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Zwei Bände. Vierte Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 10 M.
2. Hans Wildeck. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Reformationszeit von Adolf Riecke. Zwei Bände. (Deutsche Volksbibliothek, 19. und 20 Bd.) Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1898. 8. 2 M.
3. Im Banne der Wiedertäufer. Roman aus dem 16. Jahrhundert von Ad. Jos. Cüppers. Köln, Albert Ahn. 1898. 8. 4 M.
4. Der letzte Franziskaner zu Berlin. Historisch-chronikalische Erzählung von Edmund Kreusch. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 1897. 8. 3 M.
5. Deutsche Träumer. Vaterländischer Roman von Ludovica Hesekiel. Zweite Auflage. (Collection Otto Janke.) Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 2 M.

Gerhard von Amyntors „Frauenlob" (Nr. 1) ist kein neues Werk, es liegt schon in vierter Auflage vor, und kann also kurz besprochen werden. Es darf keine überragende Bedeutung beanspruchen, schildert aber lebensvoll und fesselnd das deutsche Leben des ausgehenden 13. und des beginnenden 14. Jahrhunderts und verkörpert dies in einer Fülle von Gestalten aus den verschiedensten Kreisen. Zum Mittelpunkt ist mit glücklichem Griffe Mainz gewählt, das damals mit Recht „das goldene" genannt werden konnte. Um die liebenswürdige Gestalt des letzten echten Minnesängers Heinrich Frauenlob, den wir durch sein ganzes Leben begleiten, gruppieren sich alle andern Personen; wir verstehen es, wie ihm alle Herzen, in erster Linie die der Frauen, entgegenschlagen. Die Haupthandlung knüpft sich an seine lange entsagungsvolle Liebe zu Hedwig von Scharpenstein, die ihm schließlich, als der Alternde endlich am Ziel ist, durch die Tücke eines eifersüchtigen Nebenbuhlers den Tod bringt. Um jene gruppieren sich eine große Menge anderer Geschehnisse, und nie erlahmt unser Interesse; um dieses Vorzugs willen darf man es schon in den Kauf nehmen, daß sich seltsame Begebenheiten bisweilen etwas häufen. Besondere Anerkennung verdient es, daß Amyntor sehr gut durch den Kontrast zu wirken versteht, indem er nach Shakespeares Weise mehrfach Humoristisches dicht neben Tragisches stellt.

Ebenso erquicklich wirkt Adolf Rieckes Erzählung „Hans Wildeck" (Nr. 2). Was er bietet, ist eine recht gute Volkserzählung, und zwar aus der Reformationszeit, vom evangelischen Standpunkte aus geschrieben, aber frei von jeder aufdringlichen Tendenz. In ihrem Mittelpunkte stehen zwei Vettern Wildeck und ihre Schwester und Base Hiltrud. Die beiden männlichen Hauptgestalten bilden einen guten Gegensatz. Da ist einmal der bedächtig erwägende Albrecht, der sich erst nach langem Zaudern und durch die Wucht der Ereignisse bezwungen für die evangelische Lehre gewinnen läßt, und neben ihm steht der feurige Kurt, der geneigt, dem ersten Impulse zu folgen, bei allen Menschen leicht Gunst erwirbt, aber durch sein unbedachtes Zufahren sich mehrfach in Gefahr und Not verstrickt. Er nährt von Jugend auf eine heftige Leidenschaft für seine Base Hiltrud. Diese erwidert seine Liebe, hält aber, von der ängstlich frommen Mutter schon als Kind dem Kloster gelobt, ihre Neigung für Sünde und beschleunigt, als sie gar Kurts entschiedene Hinneigung zur Reformation bemerkt, ihren Eintritt in das Kloster, um für sein Seelenheil beten zu können. Im Kloster erliegt sie fast ihren Seelenqualen; auch ihre Mutter wird durch die Trennung von ihr schwer krank. Endlich wird sie wider ihren Willen von Kurt und einigen Gefährten aus einem Erholungshause des Klosters entführt, weigert sich aber entschieden, ihm zu gehören. Erst spät vollzieht sich eine innere Wandlung in ihr; der Aufenthalt bei den Mährischen Brüdern, aus deren Kreisen Kurts Mutter stammte, erwärmt sie für die evangelische Lehre. Doch nun vermag sie Kurt, der in Verzweiflung in den Kampf geritten ist, lange Zeit nicht zu finden; erst als er bei einem Ausfalle aus Sickingens Burg Wartenberg, deren Vogt er geworden ist, eine tödliche Wunde erhalten hat, sieht ihn Hiltrud, die herbeigeeilt ist, wieder. Der junge Ismael, dem Kurt einst, als er noch ein Judenknabe war, das Leben gerettet hat, ist vorher für ihn gestorben. — Während so Kurt erst in der Todesstunde der Liebe Hiltruds gewiß wird, findet Albrecht sein Liebesglück durch die Liebe zu Scholastika, die als junge Novize mit Hiltrud dem Kloster entrissen worden ist, und diese ist der gute Geist ihres Hauses. So die Haupthandlung der Erzählung. Aber diese führt uns auch eine Reihe der bekanntesten geschichtlichen Persönlichkeiten jener Zeit, wie Luther, Melanchthon, Hutten, Sickingen und viele andere vor und zeichnet sie mit kräftigen, wenn auch nicht in die Tiefe dringenden Strichen. Wohl zeigt Riecke gelegentlich eine große Sorglosigkeit bei Herbeiführung von Ereignissen, die er für den Gang seiner Erzählung braucht, und genügt überhaupt nicht höhern künstlerischen Anforderungen; aber er bietet durchaus gesunde Nahrung, und auch seine künstlerische Leistungsfähigkeit ist immerhin achtungswert.

Auch Ad. Cüppers zeigt unverkennbares Talent. Der interessante Stoff, den er sich in seinem Roman „Im Banne der Wiedertäufer" (Nr. 3) gewählt hat, ist geschickt behandelt. Wenn auch immerhin kein Kunstwerk höherer Art zu stande gekommen ist, weiß er doch unsere Teilnahme stets lebendig zu erhalten, allerdings teilweise nur durch eigene Erfindungen, die mehr auf sensationsbedürftige, als auf kulturhistorisch interessierte Leser berechnet sind. Die Gestalten der historisch bekanntern Persönlichkeiten, wie Knipperdolling, Rotmann, Johann von Leiden u. a., sind wohl ziemlich getreu nach der Wirklichkeit vorgeführt, und auch die Rolle, die der Goldschmied Herding spielt, hält sich innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit. Nicht ohne Bedenken aber ist nach dieser Richtung schon die Figur der Eva, und vollends die Mischung von weiblicher Sanftmut und von Fanatismus, die wir in Hilla finden, dürfte nur wenigen Lesern glaubhaft erscheinen, ganz abgesehen davon, daß solche Erfindungen — denn die historische Grundlage fehlt hier doch wohl — wie ihre versuchte Judithrolle in einem historischen Roman höchst bedenklich sind. Auch ist die Art, wie sie sich dem Studenten Heinrich als Geliebte gewissermaßen aufdrängt, für ein Wesen von so zarter und feiner Empfindung, wie sie es sein soll, sehr seltsam. An solchen Dingen wird der anspruchsvollere Leser Anstoß nehmen; viele Partien des Romans aber werden auch ihm aufrichtige Freude bereiten.

Für wen aber hat Edmund Kreusch seinen „Letzten Franziskaner zu Berlin" (Nr. 4) geschrieben? Als Kunstwerk kann das Buch überhaupt gar nicht beurteilt werden. Damit verglichen sind Renatus' „Letzte Mönche vom Oybin" noch ungewöhnlich interessant zu nennen. Kreusch bietet weiter nur eine sehr breite, auf der Grundlage verschiedener katholisierender Geschichtswerke und mit sehr starker katholischer Tendenz — gegen Luther erlaubt er sich wiederholt geradezu Schmähungen — geschriebene Darstellung der brandenburgischen und in zweiter Linie der Reichsgeschichte von 1503 bis 1571 in der äußern Form einer chronikalischen Selbstbiographie aus der Feder des letzten Franziskaners vom Grauen Kloster in Berlin, Otto von Golitz. Von einer „nationalen Verlagsanstalt" sollte man doch etwas anderes erwarten. Glücklicherweise ist das Buch auch als Tendenzroman ganz ungefährlich, weil viel zu langweilig. Der „altertümliche Stil" erscheint hier in geradezu abschreckender Gestalt.

Dagegen hat mich Ludovica Hesekiels Roman aus den unseligen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges: „Deutsche Träumer" (Nr. 5), angenehm überrascht. Er steht bedeutend über den, allerdings nicht zahlreichen, mir sonst bekannt gewordenen Büchern der schreiblustigen Verfasserin. In seinem Mittelpunkte stehen der Feldmarschall Hans Georg von Arnim und sein Freund, der Rat Cornelius Fliet. Wir erhalten viele Bilder aus den Kriegswirren und den diplomatischen Verwicklungen der Zeit, lernen verschiedene fürstliche Persönlichkeiten, nicht minder aber auch das wilde Lagerleben kennen, und schauen weiter hinein in die Zustände auf den deutschen Landedelsitzen, vor allem auf dem Stammsitze der Arnims, der Boytzenburg, und in den letzten Stätten edlern geistigen Lebens auf deutscher Erde, in den

deutschen Pfarrhäusern. Die Tochter des trefflichen Pfarrers Robulerus, Christliebe nämlich — wohl eine freie, aber recht anmutige Schöpfung der Verfasserin —, ist das einzige weibliche Wesen, das Arnims Herz je gewonnen hat. Sie selbst aber liebt nicht ihn, sondern seinen Herzensfreund Cornelius, und Arnim verzichtet mit blutendem Herzen, doch ohne Zaudern auf jeden Versuch, sie zu gewinnen. Daß ihm des Cornelius heiter-thätige Schwester Osberga — eine prächtige Gestalt — in der er nur den guten Kameraden sieht, in heißer Liebe zugethan ist, erfährt er erst, als sie in Verteidigung seiner Geheimakten eine tödliche Wunde empfangen hat. Es sind mancherlei seltsame und unwahrscheinliche Dinge in dem Roman, merkwürdige Zufälle spielen eine Rolle, die selbst in jenen wilden Kriegszeiten, wo das Unerhörte an der Tagesordnung war, nicht genügend begründet erscheint; was rührend wirken soll, ist bisweilen nur Ausfluß einer falschen Sentimentalität. Aber daneben vermag die Verfasserin doch auch echt-poetische Wirkungen zu erzielen, und der unzerstörbare Idealismus, mit dem Arnim als „Deutscher Träumer" trotz aller Enttäuschungen immer wieder nach einem Wege sucht, der Deutschland Heil bringen soll, ist schön geschildert. Auch fehlt der zu Grunde liegenden Anschauung, wie aus Irmers schönem Lebensbilde Arnims hervorgeht, nicht die historische Grundlage, wenn auch die Verfasserin diese Seite seines Wesens — mit gutem Dichterrechte — stark in den Vordergrund gerückt hat. Auch sonst kommt das deutsche Gemüt wiederholt schön zur Geltung, bisweilen in Personen, bei denen man es zunächst am wenigsten erwartet hätte.

Edmund Lange.

Junge Dichter.

Das gemeinsame Merkmal der hier zu besprechenden Gedichtsammlungen ist Vernachlässigung der künstlerischen Form. Die Dichter pochen dem lästigen Kritiker gegenüber natürlich auf berühmte Vorbilder. Auch unsere Klassiker haben sich allerhand Freiheiten erlaubt. Man denke nur an Schillers schwäbische Reime! Aber eins schickt sich nicht für alle. Je weniger sich ein Poet durch durchgreifende Individualität aus der Masse hervorhebt, desto peinlicher muß er darauf bedacht sein, die Regeln seiner Kunst einzuhalten. An einer Dichtung darf wohl Fleiß und Arbeit haften, sie soll nur mühelos erscheinen. Die Mehrzahl der neuern Dichter macht sich ihre Aufgabe viel zu leicht; daran liegt der Fehler.

1. Gereimte Prosa aus der Jugendzeit. Scherz und Ernst von Otto Forberger. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 1897. 8. Geb. 2 M.

Der Dichter stellt sich in der Vorrede als Zwanzigjähriger vor, und die Lektüre seiner Gedichte läßt an dieser Versicherung nicht den leisesten Zweifel aufkommen. Die humoristischen Stücke, mit denen die Sammlung eröffnet wird, taugen eher für Gymnasiasten als für ein ernsthaftes litterarisches Publikum. Der Rest besteht aus Liebesliedern und sonstiger Lyrik sowie aus ein paar Skizzen in Prosa. Zum Geburtstage der Geliebten bietet der Dichter die himmlischen Scharen und die höllischen Mächte als Gratulanten auf, und wenn er sich in nachstehenden Versen ergeht:

> Gar mancher schwärmt für das irdische Leben
> Und kann seine Lust kaum daran kühlen —
> Doch keinem vermöcht' ich den Rat zu geben,
> Dies wonnige Leben zweimal zu fühlen.

glaubt er einen „Faust-Gedanken" gehabt zu haben. Wie der Inhalt unreif, ist die Form unrein. Getön — Wehn, Seiten — beneiden, verbleichen — zeigen, dies — gewiß Gott — tod, geziert — führt, flink — Schmetterling und ähnliche Reime sind dem Autor eine Kleinigkeit. Manchmal bricht aus dem Wuste des Erlesenen und Erlernten ein eigener warmer Ton durch, der vielleicht als ein bescheidener Wechsel auf die Zukunft betrachtet werden darf.

2. Lieder von W. R. Weiß. Weinheim, Fr. Ackermann. 1897. 8. Geb. 1 M. 20 Pf.

In richtiger Selbsterkenntnis hat der Autor ein „Beschränkung" betiteltes Gedicht seiner Sammlung vorangestellt. Er bietet lauter einfache, kleine Lieder in volksmäßigem oder doch leichtem Tone, die zumeist Liebe und Natur zum Gegenstande haben. Sie sind gefällig, aber ohne Bedeutung und Eigenart:

Wünsche.

> Wie sehn' ich mich heiß, deiner Augen Blau
> Zu schauen in glücklicher Stunde,
> Wie die Flur sich sehnet, des Himmels Tau
> Zu schlürfen mit lechzendem Munde u. s. w.

Unruhe.

> Ich weiß nicht, was es noch werden will
> Mit all dem Hangen und Bangen;
> O Herz, mein Herz, bleibe still, schweig still,
> Was soll dein stürmisch Verlangen? u. s. w.

Neu klingen solche Verse gewiß nicht. Ein Formkünstler ist W. R. Weiß ebenso wenig. Wenn ihm der Dativ „Herzen" nicht paßt, greift er unbedenklich zur Form „Herz" (S. 26), und da sich auf „Band" „stand" reimt, so begnügt er sich an Stelle des erforderlichen Konditionalis mit dem Präteritum (S. 29).

3. Gedichte von Johann Ferd Eck. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt. 1897. 8. Brosch. 1 M. 50 Pf.

Als Unterpfand einstiger besserer Gabe kann man diese Jugendlieder, dem Wunsche des Autors entsprechend (S. 11),

sich allenfalls gefallen lassen. An sich betrachtet, rechtfertigen sie indessen das Selbstbewußte, das aus ihnen da und dort hervorbricht, keineswegs, und daß ihr Dichter wirklich zu so Hohem berufen ist, wie er in „Trost in trüben Tagen“ (S. 47) annimmt, dürfte nach dieser Probe denn doch noch nicht so ganz ausgemacht sein. Für sein Liebchen mögen ja seine duftenden Lieder ein reiches Geschenk sein (S. 31), für andere Sterbliche aber um so weniger. Dazu weiß er viel zu wenig Neues und Interessantes zu sagen und ist in der Form allzu nachlässig. Nicht einmal die Versfüße zählt er richtig, nicht einmal auf genaues Korrespondieren ein- oder zweisilbiger Reime achtet er. Mehr noch stören die Gewaltsamkeiten im Rhythmus und die Naturwidrigkeiten in der Betonung, die er sich zu Schulden kommen läßt. Verse wie die nachstehenden sind nicht selten: „Dem für den Lebenskampf du die gefeite || Klinge der Dichtung in die Hand gelegt“, „Erlischt bleich die Monstranz, die goldesklare“. Nur Weniges ist in der Stimmung gut geglückt, z. B. die poetische Erzählung „Ein Wiedersehen“.

4. Poetische und andere Streifzüge durch Schweden. Von Ottilie Schenck. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. 8. Geh. 1 M. 20 Pf.

Eine Reisebeschreibung in gebundener und ungebundener Redeweise. In dem prosaischen Teil erzählt uns die Verfasserin von der schwedischen Landschaft und Volksart, Geschichte und Sage, Sitten und Gebräuchen. Ihr Blick ist mehr auf das Idyllische und Genrehafte als auf das Erhabene und Großartige gerichtet. Die Schilderungen sind stellenweise recht hübsch, wenn auch nirgends bedeutend. Manchmal muß der Leser arge Gemeinplätze mit in den Kauf nehmen.

Die eingestreuten Gedichte sind teils Übersetzungen, teils eigene Erzeugnisse. Diese stehen auf einer sehr niedrigen Stufe. Wie nüchtern und matt sind die Gedichte „Esaias Tegnér“ (S. 8), „Gustav Adolf“ (S. 38), „Nach alter Väter Weis'!“ (S. 50)! Von Tegnér wird unter anderm gerühmt:

Half Ideale schaffen, half zu schönen
Und zu erheben Kunst und Poesie.
Denn was — lebt' er nicht — wär' im Norden sie?

Und das Buch schließt mit dem frommen Wunsche an das Schwedenvolk (S. 66):

Mögst mit deinem Geistesringen
Du erfolgreich vorwärts dringen,
Daß in späten Tagen
Man von dir kann sagen,
Wenn einst Frieden uns bricht an,
Daß auch du halfst brechen Bahn!

Das genügt. Es braucht nach den mitgeteilten Proben kaum noch hervorgehoben zu werden, daß es in diesen Gedichten um Korrektheit in Reim und Metrik, Ausdruck und Konstruktion übel bestellt ist. Auf Seite 58 steht der Reim: „Zorn — verlor'n“. Man muß sich zu helfen wissen!

5. Gedichte von Hans Büttner. Riga, Alexander Grosset (F. Deutsch). 1897. 8. 2 M. 25 Pf.

Offenbar ist dieser Dichter, über dessen Person dem Referenten übrigens nichts bekannt ist, noch jung, obgleich er viel von erlittenen Schmerzen und seiner Müdigkeit zu erzählen weiß. Jugend wäre auch der einzige Milderungsgrund für seine Auffassung der Poesie. Er bietet auf 138 Seiten eine endlose Menge kleiner und kleinster Stimmungsbilder, lauter lyrische Fetzen und Scherben, selten eine zusammenhängende Gedankenreihe, niemals ein längeres logisch durchdachtes und kunstvoll durchgeführtes Stück. Auch die Form ist nachlässig. Reime wie thront — Demimonde (der Verfasser läßt dem Reime zuliebe das letzte e weg), euch — weich, ihm — ungestüm, Musik — Glück, Schnee — Höh, Wohl — voll, glüht — Lied, zwang — Dank, gemacht — genagt finden sich auf jeder Seite. Die Sammlung eröffnen zwölf Nummern „Von der Heimat“, worin sich das Heimweh des Sängers praktischerweise auf die mütterlichen Kochtöpfe und den „Speisepandel“ aus dem Elternhaus ausdehnt. Dann folgen 164 nicht überschriebene Stücke „Von der Liebe Wonne und Weh“, deren erstes also lautet:

Die Kater auf den Dächern
Im milden Mondenschein,
Sie heulen ihre Ständchen,
Herzquälende Melodei'n.
Vom Liebchen träumt' ich sehnend
Im stillen Mondenschein
Und greulich sangen die Kater
Dazu ihre Melodei'n.

In diesem modernsten oder eher die moderne Dichtung unabsichtlich parodierenden Tone geht es zum Glück nicht fort, vielmehr schließt sich Büttner im Folgenden mehr an die ältern Lyriker von Heine bis Baumbach an. Gewiß hat an diesen erotischen Ergüssen die Einbildungskraft größern Anteil als die Erfahrung und die Empfindung. Dann kommen „Natur- und Wanderlieder“. Am besten gelingen dem Verfasser die Stücke, wo er Anlehnung an reale Stoffe sucht, z. B. (S. 77) „Auf dem Rigi“.

6. Gedichte von Martha Strachwitz. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. 1898. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Auch diese Dame weiß die Bedeutung der künstlerischen Form nicht gehörig zu würdigen. Sonst würde sie sich bei Versen, wie den folgenden (S. 128), nicht beruhigen:

Eine adlige Blum', eine holde Maid
Umfaßt ihm flehend die Kniee.
Kein Röslein erwacht in der Lenzeszeit,
Das nicht gern noch ein Veilchen blühe!

Übrigens ist hier immerhin Talent vorhanden. Die Dichterin ist eine ernste und denkende Frau, die sich energisch bemüht, Eigenes eigentümlich zu gestalten. Sie verfügt auch über

Phantasie und über die Gabe, ihre Gedanken in kräftiger poetischer Sprache auszudrücken. „Das tote Lieben“ (S. 14), „An die Phantasie“ (S. 26), „Um ein Spielzeug“ (S. 40), „Frage“ und „Antwort“ (S. 94 und 96) „Vor dem Bilde meiner Schwester“ (S. 109), „Heimkehr“ (S. 115) sind beachtenswerte Leistungen. Für die Balladen, die mit den lyrischen Stücken wechseln, reicht die vorhandene Gestaltungskraft nicht immer aus: am besten noch ist der Cyklus „Von den drei Türmen!“ (S. 153) gelungen.

7. Silhouetten und Reliefs. Zeitgedichte von Hermann Schilling. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. Brosch. 1 M.

Zeitgedichte im gewöhnlichen Sinne sind es nicht; denn nur selten werden politische oder sociale Fragen des Tages berührt. Dennoch hat der Untertitel eine gewisse Berechtigung, insofern in der Sammlung die Bestrebungen einer poetischen Zeitrichtung zum Ausdruck gelangen. Der junge Dichter (obgleich die Litteraturkalender schon eine ziemlich lange Bücherreihe von ihm aufzuzählen haben, steht er doch erst im 27. Lebensjahre) ist durchaus ein Moderner. Er bemüht sich vor allem, originell und kraftgenialisch zu sein. Einzelne lyrische Motive und Stimmungsbildchen gelten ihm soviel als künstlerisch ausgeführte und durchgearbeitete Stücke. Er scheut sich nicht, mitten im Poetischen durch etwas Gewöhnliches oder Nüchternes zu überraschen. So verdirbt z. B. in dem schaurigen „Nacht-Ritt“ (S. 38—40) das Fremdwort „ventre à terre“ die ganze Stimmung. Indessen hat Schilling nicht nötig, die schlimmsten Ausschreitungen der jüngstdeutschen Lyriker mitzumachen: dazu hat er zu viel Talent. Es bedarf bei ihm nur noch der innern Sammlung, der Reinigung des Geschmackes, und er wird schöne Erfolge erzielen. Er gebietet über Phantasie, echte Empfindung und reiche Mittel des sprachlichen Ausdrucks. Als besonders gelungen sind die Gedichte „Das schwere Wort“ (S. 45), „Einer Braut ins Stammbuch“ (S. 54), „Diem perdidi!“ (S. 60), „Abendsegen“ (S. 65), „Einer Freundin“ (S. 66), „Laß ab!“ (S. 67), „Intuition“ (S. 69) zu bezeichnen. Das Sonett „Einer Freundin“ möge hier als Probe eine Stelle finden:

Du bist so lieb zu mir, so sanft und gut,
Wie ich's bei meiner Mutter nur gefunden,
Wenn ich, von Schmerz und Trübsal zu gesunden,
Als Kind an ihrer treuen Brust geruht.

Du bist so stark und halfest meinem Mut
Beredten Munds empor in schwersten Stunden;
Du bist — ich hab' es dankbar tief empfunden —
Ein geistig Teil von meinem Herzensblut;

Und dennoch, dennoch kann ich es nicht hören,
Wenn deine Lippe zornverächtlich spricht
Von jener, die zerbrach der Treue Pflicht.

O wage nicht, ihr reines Bild zu stören!
Durch Furcht und Schrecken ließ sie sich bethören —
Sie liebt mich heute noch. O schilt sie nicht!

8. Aus der Seele zum Herzen. Gedichte von Maruša Rusko. Mit einer poetischen Einführung von Felix Dahn und dem Bildnis der Verfasserin. Freienwalde a. O., Max Rüger. 1897. 8. Geh. 2 M.

Diese böhmische Dichterin handhabt die Form verhältnismäßig geschickt. Wenn auch in der Auffindung der Reime nicht immer glücklich, hütet sie sich doch vor unreinen. Verstümmelungen wie „auseinand“ (statt: „auseinander“, S. 42) sollten freilich vermieden werden. Der Inhalt der Sammlung ist ausschließlich Lyrik, und zwar vorzüglich erotische. Liebeslust und Liebesschmerz, eigene und fremde Gefühle werden bald im sentimentalen, bald im naiven Tone besungen. Letzterer steht der Verfasserin besser an als ersterer. Frisch und ansprechend sind namentlich die leicht dahinfließenden Mädchenlieder, z. B. Nr. X (S. 74):

Du willst dir etwas nehmen,
Du sagst, es sei ganz klein,
Ich könnt' es leicht entbehren —
Was kann das sein?

Du sprichst, es sei so kostbar,
Ein Nichts und doch so fein,
Durch mich nur zu erringen —
Was kann das sein?

Und niemand darf's bekommen,
Nur du — du ganz allein!
Es läge drin dein Leben —
Was kann das sein?

Noch mehr zeichnen sich die altböhmischen Mädchenlieder durch Originalität aus, und auch in den folgenden Abteilungen, die dasselbe Thema, auf besondere Fälle angewendet, fortführen, steht manches hübsche Erzeugnis. Nur da, wo die Dichterin eine gar zu gramvolle Miene aufsetzt, befriedigt sie nicht mehr. Unter den sonstigen Gedichten fallen einige an Personen gerichtete Gelegenheitsstücke (z. B. „Stille Freude“, S. 25) sowie ein paar orientalische Reisebilder angenehm auf.

Rudolf Krauß.

Feuilleton.

Franz Sandvoß hat eine zufälliger Lektüre entstammende Auswahl „Gute alte deutsche Sprüche“, nachdem sie in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienen war, jetzt als Büchlein wieder drucken lassen (Berlin, Georg Stilke, 1897). Nach Druckfehlern wie ozrze (groze) und Commödie, einer Citierung des Vorwortes als „Schlußwort“ und wiederholt falscher Anordnung der Sprüche, scheint es rasch dabei gegangen sein; der Ton ist durchgängig der der folgenden Anmerkung zu Melanchthon: „Beiläufig, der Mann hieß mit seinem deutschen Namen einfach Schwarzert, was er bei der Vergriechung fälschlich als «schwarze Erde» nahm.“ Die Sammlung ist „für Schule und Haus“ bestimmt, nur für das Haus jedenfalls die Nutzanwendungen auf die Gegenwart, in denen es der heutigen Jugend so schlecht ergeht (weil sie sich nicht mehr als tumb erkennen wolle — gerade das will sie ja!) wie

dem Vater Jahn und „der neu geschaffenen Turnerei, für die der Deutschtümler doch nicht einmal ein wirklich deutsches Wort fand", in denen der Nutzanwender aber auch unfreiwillig die Schädlichkeit seines eigenen Werkchens ausruft: „Wer etwas Ernstes vor sich zu bringen hat, der halte sich nicht mit historischen Rückblicken auf. Möchte doch wenigstens unserer Jugend das entnervende Alexandrinertum, das uns alle angesteckt hat, als eine Pest erscheinen!" Ist das nicht recht manchesterlich gedacht — trotz des Hiebes auf das Manchestertum (S. 22)? Nun, das ist spaßhaft; ärgerlich aber ist, daß jemand, der von der Sache nur etwas Halbes versteht, bei jeder Gelegenheit die Wissenschaft, die sich mit ihr beschäftigt, abkanzelt. In dem Verse „Freye Kunst und gut Gemüt Ist des Adels best Geblüt" bringt er es fertig, Geblüt von blühen abzuleiten, wahrscheinlich weil es Moscherosch 1650 (so gut wie Gemüt) mit h geschrieben hat. Unvruot, das unklug, unnütz heißt, übersetzt er mit unfroh. Eine reizende ironische Umbildung des niederdeutschen Spruches „Freiheit geht vor Golt, sagte die Wachtel und flog int Holt" reiht er, humorverlassen wie er ist, mit der Bemerkung an: „Tappius weicht merkwürdig ab: Wille gehet für gold, sprach der papagey, da saß er im Korbe." In der letzten Zeile des Spruches:

Der ist ein rechter siegesmann,
Der mit gedult überwinden kann.
Wiltu obliegen, so leide zuvor,
Ehr wird gewis dich heben empor

weist er die einzig richtige und nächstliegende Auffassung von Ehr als honor mit ein paar an den Haaren herbeigezogenen Citaten von dem heiligen Franziskus, dem heiligen Bernhard, dem heiligen Filippo Neri und Goethe von der Hand, um zu erklären: das Wort „muß auf das Vorbild des im Leiden Überwindenden, auf Christus den rechten Siegesmann, bezogen werden, der also aus dem verallgemeinernden Satze Z. 1 als Subjekt zu diesem «er» — die Schreibung ehr darf uns nicht stören, die in jhr für altes ir ein Analogon hat — zu denken ist. Solche grammatische Kühnheit geht unserer heutigen Schulwitzigkeit schwer ein, wer an sie aber nicht glauben möchte, der lese nur Seb. Brants «Narrenschiff»". Zu dem alten plattdeutschen Sprichwort „Gave de blind is, maakt krumm wat recht is" wird gefühl- und verständnislos erklärt: „statt blind muß es ursprünglich stumm gelautet haben". Aber schon die Vagantenlieder des 12. Jahrhunderts tadeln das caece dare, und nur mit umgekehrtem Nachsatz heißt es: Geld, das stumm ist, macht recht (gerade), was krumm ist. Sebastian Brants Verse

Der Keller [Kellner] spricht: brot mir ein wurst,
Herr Koch, so lesch ich dir den Durst

bedeuten natürlich nichts anderes als: eine Hand wäscht die andere; Sandvoß: „Der Sinn des Spruches ist: erst iß was ordentliches, darauf trink." Ein Beispiel grauester Humorlosigkeit und gröbsten Mißverständnisses sind seine „Erläuterungen" zu dem Verse

Liebe macht Löffelholz
Aus manchem jungen Knaben stolz.

„Löffelholz = weiches, etwa Pappelholz. Die 1601 in Hamburg gedruckten Werldtspröke geben das Wort in arger Entstellung:

Leeue maket lepel ahne holt
vth mengem jungen gesellen stolt.

Wieso Löffel ohne Holz, da doch der Löffel aus Holz geschnitzt ward? Wohl wegen der Anspielung auf Lappe, d. i. Laffe; das wäre der Löffel ohne Holz." Wir enthalten uns hierzu jeder Anspielung, erklären, daß wir nur mit Rücksicht auf den Leser die Beweisreihe für die Unberufenheit des Verfassers hier abbrechen, und sprechen zum Schluß unser herzliches Bedauern aus, daß er sich in seiner grämlichen Sucht, denen, die von der Sache etwas mehr verstehen wie er, einen Tusch zu bereiten, hat dazu verführen lassen, auch Zarncke mit einigen „er hätte nicht nötig gehabt", „das hätte ihn lehren sollen" zu bewerfen; auch an dieser Stelle ist das Mißverständnis auf seiner Seite und die Wortverdrehung (aus Zarnckes alt macht er antik) dazu. **Rudolf Wustmann.**

— Mit anerkennenswerter Schnelligkeit ist der Jahrgang 1897 von Schultheß' „Europäischem Geschichtskalender" erschienen (Neue Folge 13. Jahrgang, 1897. Der ganzen Reihe 38. Band. Herausgegeben von Gustav Roloff [München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung]). An der Anlage ist nichts geändert. Der kurzen Chronik der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1897 folgt als Hauptstück des Buches das Kalendarium. Unter den Tagesdaten werden hier die Geschehnisse chronologisch verzeichnet und, was besonders hervorzuheben ist, wichtige Urkunden, Reden u. s. w. wörtlich mitgeteilt. Gegliedert ist der Stoff nach Staaten in 23 Abschnitte, nämlich: Das Deutsche Reich und seine einzelnen Glieder, Die Österreichisch-Ungarische Monarchie, Portugal, Spanien, Großbritannien, Frankreich, Italien, Die Römische Kurie, Schweiz, Belgien, Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Die Türkei und ihre Vasallenstaaten (Bulgarien, Ägypten), Rumänien, Serbien, Griechenland, Nordamerika, Mittel- und Südamerika, Australien und Südsee, Afrika, Asien. Am ausführlichsten ist natürlich Deutschland bedacht, und hier wieder nehmen einen großen Raum ein die parlamentarischen Verhandlungen; dann folgt Österreich-Ungarn, aber auch die kretische Angelegenheit, der Griechisch-Türkische Krieg, die Cubafrage, die ostasiatischen Vorgänge u. s. w. sind mit urkundlichen Anführungen gebucht. Ist das Kalendarium mehr zum Nachschlagen als zum Lesen bestimmt, so bietet die Übersicht der politischen Entwicklung des Jahres 1897 eine zusammenhängende Darstellung, durch die man sich gern die jüngste Geschichte ins Gedächtnis zurückrufen läßt. Die klare und verständnisvolle Erzählung beginnt mit einer eingehenden Besprechung der orientalischen Frage und geht dann die einzelnen Länder durch. Der Kalender schließt mit einem Alphabetischen Register, das seine Benutzung sehr erleichtert. Wir empfehlen auch den neuen Jahrgang allen, die sich für die Zeitgeschichte interessieren und das in den Tagesblättern Gelesene bequem zusammengestellt festhalten wollen.

— Der Ortsausschuß des Komitees zur Errichtung eines Wilibald Alexis-Denkmals in Arnstadt erläßt folgenden Aufruf:

Am 29. Juni 1898 sind hundert Jahre verflossen, seitdem Wilibald Alexis in Breslau geboren wurde. Die Unterzeichneten wollen diesen Festtag dazu benutzen, um die Erinnerung an den hervorragenden Dichter wieder lebendig zu machen, und fordern daher alle Freunde seiner Muse auf, zur Errichtung eines Wilibald Alexis-Denkmals in Arnstadt beizusteuern. Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinsinniger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausenden von Deutschen zum Freunde gemacht. In wertvollen Reisebeschreibungen hat er eine Fülle von anziehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt. Als Herausgeber litterarischer Zeitschriften und als angesehener Kritiker hat er mit heiligem Ernste für eine gesunde Entwicklung der deutschen Dichtkunst gefochten. Auch eine Reihe trefflicher lyrischer Gedichte hat er uns hinterlassen, von denen eins, „Fridericus Rex", geradezu zum Volksliede geworden ist. Vor allem aber läßt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen unsere geschichtliche Vergangenheit so lebendig vor unsern Augen erstehen, wie das vor ihm noch keinem gelungen war. Hier führt er uns die Heldenthaten der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten, der preußischen Könige vor Augen und zeigt, was Brandenburg, was Preußen, was Deutschland ihnen zu verdanken hat. Hier liefert er uns glänzende Charakterschilderungen vieler Personen, die in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt haben; hier führt er uns in wahrheitsgetreuen, oft durch köstlichen Humor gewürzten Genrebildern die Leiden und Freuden des Volkes vor Augen; hier versteht er es, wie noch niemand zuvor, der märkischen Heide ihre eigentümlichen poetischen Reize abzulauschen. In Arnstadt, dem

lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in dem Wilibald Alexis das letzte Viertel seines Lebens zubrachte und auf dessen Friedhofe seine Gebeine ruhen — in Arnstadt, dicht an seinem Sterbehause, in einer stillen, von den leise murmelnden Wellen der Gera bespülten Gartenanlage, wollen wir diesem Dichter ein Denkmal errichten, das uns seine Gestalt immer lebendig erhalte, das uns immer daran erinnere, welchen Schatz edler, echt vaterländischer Poesie wir ihm zu verdanken haben. Daher bitten wir alle, die Sinn für die Verherrlichung unserer deutschen Vergangenheit haben, alle, denen der Dichter durch seine Schöpfungen manche Stunde ihres Daseins verschönt, besonders aber alle, deren Vorfahren er selbst in seinen Dichtungen ein Denkmal gesetzt hat, ihr Scherflein zu spenden, um die Ausführung unsers Planes zu ermöglichen. Jede, auch die kleinste Gabe, wird uns willkommen sein. Über die eingegangenen Beiträge werden wir seiner Zeit ebenso wie über ihre Verwendung Bericht erstatten. Geldsendungen nehmen entgegen die Herren Bankier Alexander Meyer-Cohn in Berlin, Unter den Linden 11; Kommerzienrat Elwin Paetel in Berlin W., Lützow-Straße 7; Bankier Wilhelm von Külmer, Arnstadt. Anfragen bitten wir an Dr. Max Ewert, Arnstadt, zu richten.

— Die zweite der „Monographien zur Weltgeschichte", die der Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig herausgiebt, ist der „Königin Elisabeth von England" gewidmet und hat den Professor Dr. Erich Marcks in Leipzig zum Verfasser, der den Lesern d. Bl. bereits rühmlich als Historiker bekannt ist. Und in der That konnte ein Besserer zur Lösung der Aufgabe gar nicht gefunden werden als Marcks, der sich durch langjährige Studien die genaueste Kenntnis des 16. Jahrunderts, der in ihm wirkenden Kräfte und Persönlichkeiten erworben hat und wie wenige das Geschick besitzt, die ausschlaggebenden Momente aus der Fülle der Einzelheiten herauszuheben und zu einem farbenreichen und plastischen Bilde zu gestalten. So hat er uns in seiner „Elisabeth" eine Geschichte jener großen Zeit gegeben, da England sich anschickte, die Erbschaft Spaniens in den Ländern jenseit des Meeres anzutreten, und mit dem Siege über die stolze Armada dem Protestantismus in den Ländern des Westens das Leben rettete. Es ist nicht die politische Geschichte allein, die Marcks erzählt, große Partien seines Buches handeln von den Zuständen des damaligen England, den Sitten und dem Leben jener Kraftmenschen, der wirtschaftlich-socialen Lage der verschiedenen Volkskreise, den wissenschaftlichen und poetischen Erzeugnissen eines hochbefähigten und durch die politischen Erfolge der — sit venia verbo — „jungfräulichen" Königin zu regem Schaffen angeregten Geschlechts. Er wird damit den Ansprüchen gerecht, die die neue Richtung der Geschichtswissenschaft fordert, und zwar in einer, wie mir scheinen will, meisterhaften Vollendung. Was an den Werken der Apostel der neuern Richtung so oft getadelt wird, die Geringschätzung der politischen Geschichte und des Einflusses der handelnden geschichtlichen Persönlichkeit auf die Entwicklung eines Volkes, wird niemand bei Marcks weder suchen noch finden; aber er versteht auch den Wechselbeziehungen nachzuspüren, die zwischen den in der Geschichte wirksamen Personen und den gesamtpsychischen Strömungen bestehen. — Die Shakespeare-Bacon-Frage läßt Marcks unerörtert: für ihn sind Shakespeare und Bacon getrennte Persönlichkeiten; es wäre vielleicht mit Rücksicht auf die Lebhaftigkeit, mit der die Frage nach dem Verfasser jener großartigen Dichtungen, die Shakespeares Namen tragen, in wissenschaftlichen Organen wie vor dem Forum der Zeitungsleser erörtert wird, am Platze gewesen, wenn Marcks, wenn auch nur in kurzen Worten, sich über die Bacon-Theorie geäußert hätte. — Die dem Bande beigegebenen Illustrationen sind vorzüglich, die ganze Ausstattung der „Monographie" in Druck und Papier ist höchsten Lobes würdig, der Preis (3 M.) geradezu verblüffend niedrig. Möchte unser deutsches Volk ein so eigenartiges Unternehmen auch materiell unterstützen.

— In der auch in d. Bl. oft rühmlich anerkannten Göschenschen Sammlung von Hilfsbüchern, Wegweisern, Ausgaben für höhere Schulen ist auch ein Bändchen über die indogermanische Sprachwissenschaft erschienen (R. Meringer, „Indogermanische Sprachwissenschaft". Sammlung Göschen, Band 59, 1897). Ein kühnes Unternehmen, den ungeheuren Stoff auf 136 Seiten in Kleinoktav zusammenzufassen; und doch kann man dem Verfasser das Lob nicht vorenthalten, daß er sich seiner schweren Aufgabe mit großem Geschick entledigt hat. Daß bei einer derartigen Zusammendrängung der Verfasser sich meist auf die kürzesten Andeutungen beschränken mußte, daß seine Darstellung infolgedessen zumal für Anfänger manchmal schwer verständlich wird, begreift sich leicht. So wird, fürchten wir, der psychophysische Teil zumeist über das Verständnis der ins Auge gefaßten Leser hinausgehen. Um so mehr Anregung und Belehrung werden sie aus dem historischen Teil mit seinen anziehenden Fragen über Sprachveränderung, Sprachmischung, Ursprung der Sprache schöpfen. Die größere Hälfte des Buches nimmt ein Abriß der indogermanischen Laut- und Formenlehre mit gut gewählten Beispielen ein, woran sich ein kurzer Anhang über Kultur und Urheimat der Indogermanen schließt.

Bibliographie.

Bettex, F., Symbolik der Schöpfung und ewige Natur. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M.

Diederich, Benno, Emile Zola. Mit 1 Bildnis und 1 Stammtafel (der Rougon-Macquart). (Biographische Volksbücher. Nr. 8—10.) Leipzig, R. Voigtländer. 8. Jede Nr. 25 Pf.

Dix, A., Die Völkerwanderung von 1900. Beiträge zur deutschen Wanderungspolitik. Leipzig, Freund u. Wittig. 8. 2 M.

Falckenberg, Rich., Geschichte der neuern Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt. Dritte Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. Geb. in Leinw. 8 M. 50 Pf.

Fricker, Karl, Antarktis. Mit Abbildungen, 8 Tafeln und 1 farbigen Karte. (Bibliothek der Länderkunde, herausgegeben von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Erster Band.) Berlin, Schall u. Grund. Gr. 8. Kart. 5 M.

Gröger, Fannie, Thränen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Hammer, L., Rom, die Volksschule und das allgemeine Wahlrecht. Leipzig, F. Jansa. 8. 1 M.

Haymann, Franz, Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Heiberg, Herm., Hinterm Lebensvorhang. Novelletten. Berlin, Otto Janke. 8. 50 Pf.

— — Norddeutsche Menschen. Erzählungen. Berlin, Otto Janke. 8. 50 Pf.

Herzfeld, M., Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M.

Jorissen, E. J. P., Erinnerungen an Transvaal 1876—96. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Seidel. Mit Bildnis. Berlin, D. Reimer. Lex.-8. Geb. in Leinw. 5 M.

Naumann, Frdr., Gotteshilfe. Gesammelte Andachten. Dritter Band: Andachten aus dem Jahre 1897. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. Geb. 1 M. 70 Pf.

Perfall, A. von, Faiful. Illustriert von Frdr. Stahl. 1.—10. Tausend. (Ecksteins illustrierte Romanbibliothek. Erster Jahrgang. Erster Band.) Berlin, R. Eckstein Nachf. Gr. 8. Geb. 1 M. 50 Pf.

Runze, G., Katechismus der Dogmatik. Leipzig, J. J. Weber. 8. Geb. 4 M.

Schkljarewsky, A. von, Die Unterscheidungsmerkmale der männlichen und weiblichen Typen mit Bezug auf die Frage der höhern Frauenbildung. Autorisierte Übersetzung, nebst einem Anhang: Ein Wort zur Zeit von Cäcilie Neudecker-Bortniker. Würzburg, Stahels Verlag. Gr. 8. 1 M.

Schubert, Joh., Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow. Neue Folge. Heft 285.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. Gr. 8. 75 Pf.

Skram, A., Die Leute vom Felsenmoor. Leipzig, G. H. Wigand. 8. 4 M.

— — Lucie. Leipzig, G. H. Wigand. 8. 2 M. 50 Pf.

Toepfer, H., Die Herkunft unserer Zierpflanzen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow. Neue Folge. Heft 286.) Hamburg, Druckerei und Verlagsanstalt. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter

für

litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 28.

Leipzig,
14. Juli 1898.

Emil Zolas neuer Roman.

Wenn man an die Zeiten zurückdenkt, wo man sich wegen Zolas neuer Ästhetik des Naturalismus die Köpfe blutig schlug, wo man jeden für einen Reaktionär, für einen altmodischen Konservativen erklärte und in Acht und Bann that, der nicht auf den roman expérimental schwor, und wenn man damit die Stimmen vergleicht, die sich in Frankreich heute — nach dem großen Prozeß — über Zola vernehmen lassen: dann kann man sich wahrlich nicht eines Lachens enthalten! Ginge es an, so möchten ihm dieselben Leute heute jede Dichterkraft absprechen, die früher in ihm ein Genie des Jahrhunderts priesen! Schämte man sich nicht, so möchte man ihn so klein, so winzig klein wie den erstbesten Kriminalromanschreiber machen: so lästig ist Zola plötzlich geworden! Was ist der Ruhm? Ein leerer Schall! Wie wetterwendisch sind die Menschen! Und wie schwer wird es demjenigen, der unbeirrt von der Parteien Gunst und Ungunst den Weg zur Wahrheit sucht, bei dieser Launenhaftigkeit der öffentlichen Meinung Gehör zu finden! . . .

Wenn jemand diese öffentliche Meinung aus dem Grunde kennt, so ist es Zola. In dem neuen Roman „Paris"*), der zu seinen gedankenreichsten Büchern gehört, schildert er die Pariser Presse in verschiedenen Typen. Die öffentliche Meinung ist ein Instrument, worauf man mit Kunst zu spielen verstehen muß. Es ist z. B. viel weniger gefährlich, einen Minister anzugreifen, als eine Schauspielerin unrichtig zu beurteilen. Die Zeitungen wollen nichts anderes als Sensation erregen: die eine durch Enthüllung von Geheimnissen, die andere durch Vehemenz des Angriffs, die dritte durch Aufstachelung der Leidenschaften. Und dieses Bedürfnis nach Sensation ist der Moloch, der alles verschlingt: Liebe, Gewissen, Freundschaft, Pietät — alles, was Menschen adelt. Die Personifikation der Zeitung ist bei Zola der allgegenwärtige Berichterstatter, der gar nichts anderes als Neuigkeiten haben will und sich aalglatt, mit unverwüstlicher Munterkeit, mit einem ironisch-skeptischen Lächeln auf den Lippen, durch alle Parteien und jedes Gedränge hindurchwindet und Hochzeit und Hinrichtung nur vom Standpunkt seines Neuigkeitsbedürfnisses betrachtet. Nicht ohne Anmut hat Zola seinen Reporter Massot gestaltet; so oft er erscheint, heißt ihn der Leser willkommen. Vom berühmten Schmock in Gustav Freytags „Journalisten" ist dieser Massot wesentlich verschieden, ungleich glänzender und gewandter als der arme deutsch-jüdische „Brillanten"-Schreiber. Aber seinen Haß der Sensationssucht jener Pariser Blätter, die ohne Bedenken erfinden und lügen, um die gedankenlose Neugierde des Publikums mehr zu stacheln als zu befriedigen, will Zola durchaus nicht verbergen. . . . Hat dieses offene Bekenntnis nicht auch mitgewirkt, ihm Feinde zu schaffen? Liest man die Angriffe auf ihn als Dichter, so möchte man oft daran glauben. Es wäre nur wieder einmal eine Bestärkung jener pessimistischen Auffassung des Schriftstellerlebens, wenn Zola gerade jetzt, wo er sich aus der Froschperspektive des Naturalismus zum großen Weltschilderer erhoben hat, in Geringschätzung geriete. Es ist schon vorgekommen, daß Dichter gerade dann vereinsamten, als sie die Höhe ihres Talents erstiegen und ihr Bestes leisteten. Darum wollen wir frei von aller politischen Parteileidenschaft über Zolas neuen Roman sprechen, der jetzt endlich auch in deutscher Übersetzung vorliegt.

Freilich, so ganz ohne Politik kann es dabei nicht abgehen, denn der Roman ist selbst ein wesentlich politisches Werk. Er bildet den Abschluß des Cyklus „Drei Städte"

*) Paris. Roman von Emil Zola. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. 8 M.

(„Lourdes“, „Rom“, „Paris“), worin Zola sich mit dem Katholicismus auseinandersetzt. Der Schüler der Positivisten (Auguste Comte) und Parteigänger der Naturwissenschaften kann sich nicht zum Kirchenglauben bekennen. Die Romane schrieb Zola mit der Tendenz, gegen die fortschreitende Macht des römischen Klerus in Frankreich anzukämpfen, denn Klerikale und Monarchisten arbeiten gemeinsam am Sturz der Republik. In den ersten zwei Bänden beschrieb Zola breit und ausführlich und wohl auch ermüdend die Haupt- und Glanzstätten des Katholicismus. Im neuen Roman „Paris“ sucht er die Ursachen bloßzulegen, die dessen Macht in Paris begründen, andererseits auch die Unhaltbarkeit seiner Lehre nachzuweisen. Zolas Kritik ist von überzeugender Kraft, nur hat er nicht ganz jene Konsequenzen gezogen, die er hätte ziehen können und vielleicht auch sollen.

Pierre Frémont, der junge Priester, der uns aus den frühern Bänden vertraut ist und von dem wir wissen, wie er vergeblich an einer Wiedergeburt, oder Reform, oder Fortbildung des Katholicismus von innen heraus arbeitet, steht auch jetzt im Mittelpunkte der Erzählung. Er ist ein gebrochener Mann, seit er den Glauben verlor. Von seinen Pfarrkindern in Neuilly bei Paris wird er gleich einem Heiligen verehrt; aber in seinem Herzen nagt der Wurm der Selbstverachtung, seitdem er den Gottesdienst nur äußerlich wie ein Schauspieler verrichtet. Pierre hielt sich zuletzt noch an das Evangelium der Caritas; aber auch der Glaube daran wird ihm vernichtet. Ein ihm befreundeter alter Pfarrer, der gegenwärtig abseits von der großen Stadt an der Kirche Sacré-Coeur auf dem Montmartre in halber Verbannung seines Amtes waltet, hat es mit den kirchlichen Vorgesetzten ganz verdorben, als er buchstäblich Ernst mit dem Evangelium der Nächstenliebe, der Teilung mit den Armen machte. Gesindel aller Art bevölkerte sein Haus und erzeugte so viel Ungemach, daß es öffentliches Ärgernis erregte: das Schlimmste, was einem katholischen Priester begegnen kann. Pierre liebt diesen alten Urchristen von einem Pfarrer, und dessen Schicksal überzeugt ihn, wie wenig ernst die Kirche es doch eigentlich mit der Caritas meint. Noch mehr: Pierre lernt einsehen, daß man mit dieser zwar liebenswürdigen, aber doch schwachen und überhaupt auf den engen Kreis persönlicher Mittel und Bekanntschaft beschränkten Lehre beim besten Willen nicht viel ausrichten kann. In Vertretung des alten Pfarrers versucht es Pierre selbst, Almosen für einen verhungernden Familienvater zu sammeln. Wir begleiten ihn auf diesen Gängen aus den Räumen der Armut in das Haus des Finanzbarons Duvillard, in das Haus seiner Maitresse Sylviane, in die Deputiertenkammer, in das Ministerium — bei dieser Gelegenheit werden alle Brennpunkte und typischen Erscheinungen des Pariser Privat- und öffentlichen Lebens glänzend geschildert — aber seinen Zweck erreicht Pierre trotz der vielen Wohlthätigkeitsvereine doch nicht; bis diese helfen können ist der arme Teufel, dem geholfen werden soll, entweder schon gestorben, oder er hat aus Verzweiflung ein Verbrechen begangen. . . . Es läßt sich also, meint Zola, mit der Caritas in der Gegenwart nicht viel ausrichten, und anstatt ihrer verkündet er das Evangelium der Gerechtigkeit, der Arbeit und der Thätigkeit. Sein katholischer Priester findet endlich den Mut, die Kutte von sich abzuwerfen, das Leben und die Arbeit und die Liebe selbst herzhaft zu erfassen und eine Familie zu begründen. Da findet er das mit dem Jugendglauben verlorene Glück wieder.

Diese Geschichte Pierre Frémonts bildet den äußern Rahmen für die Schilderung des Pariser Lebens in allen Schichten der Bevölkerung. Es sind Sittenbilder von schneidigster Ironie. Zola lacht nicht, dieser ernsthafte Naturalist hat eigentlich keinen Humor, aber er ist empört, zuweilen rasend. Sein Herz blutet, wenn er an die Komödie der Politik, an die Korruption der Vertrauensmänner des Volkes, an die Entartung der alten Geschlechter, an die Verbreitung der Unsittlichkeit denkt, und er stellt die Entrüstung der anarchistischen Ideologen vom Schlage des Elisé Reclus als entschuldbar hin. Er begreift, wie einer bei solchen Zuständen Anarchist werden kann; nur freilich erscheinen ihm trotzdem Dynamitbomben doch nicht als die rechten Mittel, die verderbte Zeit zu bessern.

Mit mutiger Hand reißt Zola den Politikern die Maske der Heuchelei vom Angesicht und zeigt, wie sie mit dem Parlament spielen. Da ist beispielsweise der Ministerpräsident Monferrand. Er hat sich mit vielen Deputierten, die er bestach, in eine schmutzige Gründungsgeschichte von Eisenbahnen in Afrika eingelassen. Das Journal „La voix du peuple“ veröffentlicht nun die Liste aller kompromittierten Männer. Das Ministerium gerät ins Schwanken. Der Bankier Duvillard setzt überdies dem Minister Monferrand auch aus dem Grunde hart zu, weil dessen Kollege vom Ministerium der schönen Künste ihm nicht dazu verhelfen will, seine (unbegabte) Maitresse Sylviane ins Théâtre français zu bringen, wie sie es fordert. Wegen einer Dirne gerät also ein Ministerium in Gefahr zu fallen! Und man wundert sich nicht gar sehr darüber, denn es ist nicht das erstemal in der Weltgeschichte, daß von einem Weiberrock des Volkes Schicksal abhängt. Die Kammer ist schon aufgeregt; Interpellationen wegen der afrikanischen Eisenbahnen sind eingebracht. Monferrand zittert. Aber siehe da! im letzten Moment ist Rettung gekommen durch den Fang des anarchistischen Bombenwerfers Salvat, den man so lange vergeblich suchte. Wie atmet Monferrand auf! Wie glücklich ist er, das drohende Gewitter von sich ablenken zu können, indem er die mit Absicht geheimgehaltene Thatsache der Kammer mit Emphase mitteilt! Und wie geht sie ihm in die Falle! Die ganze Fülle sittlicher Entrüstung, welche der afrikanische Eisenbahnschwindel — à la Panama! — aufgehäuft hatte, entladet sich auf das Haupt des Anarchisten. Man ist allerseits froh, einen Sündenbock für alle andern Verbrechen gefunden zu haben, und das Ministerium Monferrand ist

wieder einmal gerettet! ... Die Schilderung dieser Parlamentsscene muß man bei Zola lesen, um die Kraft und Größe seiner Satire zu fühlen.

Gewiß, Zola ist auch in diesem Roman der Häßlichkeitsmaler, der vor der Schilderung des Schrecklichsten nicht scheut. Aber er ist doch in geringerm Maße Kakograph als früher; solche Abscheulichkeiten, wie er sie in „La terre" schilderte, bringt er doch nicht mehr vor. Sodann hat Zola diesmal seine sittliche oder satirische oder humoristische Absicht bei aller Objektivität der Darstellungsweise so wirksam zum Ausdruck gebracht, daß man nicht mehr sagen kann, er schildere den Schrecken und den Jammer in doktrinärem Naturalismus bloß ihrer selbst wegen. Ganz unverkennbar hat sich sein Geschmack geläutert. Zum Ergreifendsten, was mir in einem Roman vorgekommen ist, gehört Zolas Beschreibung der Hinrichtung eines Anarchisten durch die Guillotine. Der Roman „Paris" enthält nämlich als Gegenstück zur Schilderung der korrumpierten führenden Kreise die vollständige Darstellung eines anarchistischen Verbrechens vom Keimen des unseligen Gedankens bis zur Sühne unter dem Fallbeil. Alle Stadien des Verbrechens werden uns in packenden Bildern vorgeführt. Die Empörung, die Zola in uns gegen den Rest mittelalterlicher Justiz in der Todesstrafe erzeugt, ist noch viel größer als unser Entsetzen über den Vorgang selbst. Und durch diese hohe sittliche Tendenz wird seine Schilderung künstlerisch geadelt. Aus gleichen Gründen muß man andere Schilderungen, die engherzige Moralisten verurteilen würden, als künstlerisch wertvoll bezeichnen. Durch nichts züchtigt Zola die pöbelhaft gemeine Abhängigkeit seines Bankiers Duvillard von der Dirne Sylviane so sehr, als indem er ihn lächerlich macht; in jener Scene nach dem Besuch der Volkssänger niederſten Ranges, wo Sylviane Duvillard und Genossen im kalten Regen nach Mitternacht auf offener Straße warten läßt und schließlich doch nicht mit ihm gehen will, weil sie sich in den Armen ihres Volkssängers besser unterhält. ... Wie kostbar ist ferner Zolas Ironie gegen die allerneueste pariser Sekte der Symbolisten in der Schilderung der excentrischen Prinzessin und ihres jungen Liebhabers. Das symbolistische Pärchen entflieht nach dem Norden, um im kühlern Klima ein platonisches Liebesleben zu führen. Aber schon in der ersten Nacht unterliegen sie der Sinnlichkeit und schämen sich über ihre Dummheit voreinander.

Wenn man diese ins Fleisch schneidende Satiren Zolas liest, dann wundert man sich nicht mehr, daß die von ihnen Betroffenen den Dichter hassen. Seinen Roman „Débacle" hat ihm ja die französische Armee noch immer nicht verziehen. Nach allem, was man aus Frankreich hört, zeigt es sich, daß Zola vereinsamt. Die Akademie will ihn nicht aufnehmen; führende Kritiker wie Ferdinand Brunetière greifen ihn an; die nachwachsende litterarische Generation verläßt seine Bahnen und ergiebt sich dem extremsten Gegensatz des Naturalismus: dem Symbolismus. Ist aber darin nicht doch wohl eine Art Nemesis zu erkennen? Mußte nicht eine Kunst, die einzig und allein in der Verneinung und in der Verurteilung des Bestehenden ihren Beruf erkannte und auf die Schaffung von Idealen von vornherein und prinzipiell verzichtete, zu diesem Ressentiment führen? Die Menschheit läßt sich satirische Kritik gefallen, unterhält sich auch einige Zeit dabei, vollends wenn sie mit solcher Kraft wie von Zola geübt wird. Allein lieben? verehren? das vermag die Menschheit nur bei solchen Künstlern, die nicht bloß verurteilen, sondern auch helfen, die nicht bloß niederreißen, sondern auch aufbauen. Hier aber ist Zolas Genie an seiner Grenze angelangt, und hier ist der Punkt, wo seine sittliche und seine künstlerische Wirkung miteinander zusammentreffen. Er konnte sich wohl Respekt, aber keine Liebe verschaffen.

Seine ganze Ästhetik hat Zola — gerade so wie Richard Wagner auf anderm Gebiete — sich auf den eigenen Leib zugeschnitten. Weil er die Milieuschilderung am besten versteht, darum sollte die Darstellung des Milieus einzig und allein Aufgabe der Kunst sein. Aber sie ist doch nur eins ihrer Mittel, vielleicht eins ihrer ausgiebigsten, keineswegs jedoch ihr letzter oder höchster Zweck. Der wird immer die Gestaltung von einzelnen großen oder kleinen Charakteren bleiben, in deren Gemüt sich das spiegelt, was der ganzen Zeit und Menschheit zugeteilt ist. Solche Gestalten hat Zola kaum geschaffen; mit dem eigenen Herzblut Menschen zu nähren vermochte dieser große Meister im Finden und Darstellen neuer documents humains nicht. Es lebt von ihm keine Figur in der Phantasie der Welt fort, wie Figuren aus Romanen Alphonse Daudets, oder Dickens, oder Fritz Reuters leben. Auch den Gestalten seines neuen Romans fehlt dieser eigentlich poetische Funke, obwohl sich Zola sichtlich bemüht hat, der Satire ein positiv freundliches Bild von Menschen gegenüberzustellen, wie er sie liebt und sich wünscht. Weder Pierre Frémont, der aus der Kirche austretende Geistliche, noch sein Bruder Guillaume, der Chemiker, der theoretische Anarchist, sind Menschen, die nicht schon von andern Dichtern geschaffen worden wären. Auch Zolas Kritik der katholischen Dogmen kann auf Originalität nicht Anspruch erheben. Und schließlich ist sein neues Evangelium der Gerechtigkeit erhaben zwar — doch kann es das Evangelium der Liebe ersetzen? Ich glaube nicht daran.

Diese Bedenken seien aber nur vom höchsten Gesichtspunkte erhoben. So wie er ist, steht Zola noch immer an der Spitze der europäischen Erzähler; meines Wissens lebt zur Zeit in keinem Lande Europas ein Romancier, der sich in der Größe der sittlichen Gesinnung und in der Spannweite des Talents, in der Universalität des geistigen Horizonts mit Zola vergleichen kann, denn Tolstoi ist alt und nur mehr Mystiker. Zola ist der größte Kulturhistoriker der Gegenwart, seine Romane haben den Gesichtskreis des modernen Menschen erweitert, und in seinem Kampf für Recht und Wahrheit bleibt ihm die Anerkennung der Welt gesichert.

Moritz Necker.

Zur deutschen Kulturgeschichte und Volkskunde.

1. Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer. Berlin, Bong u. Comp. 1898. 8. Lieferung 1—3. Jede Lieferung 60 Pf.
2. Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwicklung. Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein. Band IV: Häusliches und gesellschaftliches Leben im 19. Jahrhundert. Von Georg Steinhausen. Berlin, S. Cronbach. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

Es war vorauszusehen, daß der Abschluß unsers an Ereignissen und Erfindungen reichen Jahrhunderts auch auf litterarischem Gebiete so manche Schrift zu Tage fördern würde, welche den Vorgängen und Zuständen des verflossenen Säkulums ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Und in der That beginnen, noch bevor die letzten Jahre abgelaufen sind, in den obengenannten Werken zwei größere Veröffentlichungen zu erscheinen, welche eine Überschau des geschichtlichen und kulturellen Lebens dieser letzten hundert Jahre unserer Zeitrechnung bis 1900 bieten wollen. Das erste der erwähnten Werke erscheint in Lieferungen und ist wohl darauf berechnet, daß die Schlußlieferungen am Ende jener Periode herausgegeben werden, deren Darstellung sich das Ganze zur Aufgabe gemacht hat. Hans Kraemers „19. Jahrhundert in Wort und Bild" (Nr. 1) ist ein groß angelegtes, reich mit schwarzen und farbigen Bildern ausgestattetes Werk, welches nicht bloß die kulturelle, sondern auch die politische Geschichte dieses Zeitraums ins Auge faßt. Die bisher erschienenen Lieferungen machen den Leser mit den Ereignissen seit 1795 bekannt. Es ist also zunächst jene Zeit geschildert, da der Stern Napoleons im Aufsteigen begriffen war und alle Welt auf den kühnen Mann in Frankreich blickte, welcher bald darauf die höchsten irdischen Ehren sich selbst erstritt. Der politischen Geschichte folgt ein Abschnitt über die Forschungsreisen, welche zu Ende des Jahrhunderts für die Wissenschaft von so hoher Bedeutung geworden sind. Daran schließt sich die Besprechung des geistigen Lebens bis zum Tode Kants und Schillers. Die Abschnitte weisen eine leichte, gefällige Behandlung auf und machen den Leser mit allem Wesentlichen bekannt, ohne durch Breite und Trockenheit zu ermüden. Eine wesentliche Beigabe sind die Illustrationen, von denen etwa die Farbentafeln „Personenzug auf der ersten englischen Eisenbahn 1825", „Hoftracht aus der Empirezeit", „Scene nach der Völkerschlacht bei Leipzig", „Cheops' Pyramide und Sphinx bei Gizeh" sowie die großen schwarzen Bilder „Salbung Napoleons I." nach Davids Gemälde, „Ankündigung der Krönung des Zaren Nikolaus I. in Moskau 1826" und „Seeschlacht von Trafalgar" hervorgehoben werden mögen. Auch einige Faksimilebeilagen, z. B. Schillers Handschrift, die erste Lithographie Senefelders von 1801 und verschiedene gute Porträts, z. B. Mungo Parks, Schillers, Alexander von Humboldts, seien hier noch angeführt. Übrigens sind auch noch zahlreiche Abbildungen im Texte enthalten, welche das Ganze überaus anschaulich und abwechselungsreich gestalten. Zu bemerken wäre, daß die illustrativen Beilagen vorläufig ohne besondere Berücksichtigung des Textes in jedem Hefte erscheinen und erst am Schlusse eines Bandes an ihren richtigen Platz eingereiht werden können, es greift daher die Darstellung mancher Bilder inhaltlich dem Texte vor. Jedenfalls kann man schon aus den wenigen erschienenen Lieferungen des schön ausgestatteten Werkes sehen, daß es eine ganz vortreffliche Darstellung des Jahrhunderts „in Wort und Bild" enthalten wird; es kann allen Leserkreisen auf das beste empfohlen werden.

Die zweite der erwähnten litterarischen Unternehmungen bietet Einzelbände, welche verschiedene sitten- und geistesgeschichtliche Monographien über die Leistungen auf irgend einem Gebiete menschlichen Wirkens im 19. Jahrhundert zum Gegenstande haben. Es liegt davon der vierte Band vor, welcher das „häusliche und gesellschaftliche Leben" bespricht und den auf dem Gebiete der Kulturgeschichte so vorteilhaft bekannten Dr. Georg Steinhausen zum Verfasser hat. Wer diesen fesselnd geschriebenen und an Einzelheiten reichen Band durchliest, wird zunächst die Beobachtung machen, daß der Verfasser sehr eingehende Studien für die Behandlung seines so interessant behandelten Themas gemacht hat. Er bespricht die Lebensweise unserer Großeltern und Eltern in ihren verschiedenen Äußerungen seit dem Anfange des Jahrhunderts, Wohnung und Haushalt, geselliges Leben und Familienleben, das Landleben und vieles andere mehr und belegt seine Darstellung mit zahlreichen Stellen aus gleichzeitigen Quellen, Briefen, Memoirenwerken u. dgl. Es ist überaus anziehend, diese Schilderungen zu lesen, welche ja der nicht allzujungen heutigen Generation noch bekannte Dinge vor das Auge führen, die allerdings der modernen Jugend fremd sind, man denke an die höchst einfach möblierten Wohnräume selbst der bessern Stände vor 30—40 Jahren, an die Beleuchtung mit Öllampen und Unschlittkerzen, nebst dazugehörigen Lichtscheren, an die üblichen Stammbücher, an Kinderspielzeuge, Unterhaltungen Erwachsener, an Postkutschen und Handwerksburschen und viele andere Dinge mehr, welche heutzutage nur noch aus den Beschreibungen jener Zeit zur Kenntnis der Zeitgenossen gelangen. Steinhausen liefert mit diesem Rückblicke eine belehrende und überaus ansprechende Arbeit, und wenn die übrigen Bände in ähnlicher Weise ausgeführt erscheinen, kann man der Verlagshandlung zu der Herausgabe dieses zweckmäßig angelegten Unternehmens bestens Glück wünschen.

3. Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wustmann. Erstes Bändchen: Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus den Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Teil Deutschlands von Anselmus Rabiosus dem Jüngern. Leipzig, Hinrichs. 1897. 8. 1 M.

Das vorliegende Bändchen dieser Neudrucke, welche der

Kunde des Leipziger Lebens vergangener Zeit gewidmet sind, enthält aus der Feder eines Zeitgenossen die Schilderung des Studentenlebens von „Klein-Paris“ zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Allerdings weiß dieser Zeitgenosse nicht viel Gutes über die Herren Studios zu berichten, welche er gleich zu Anfang ein „vages, charakterloses Völkchen“ nennt; seine Schilderung des Paulinums und der übrigen Wohnungen der Studenten, welche er nach den Fakultäten charakterisiert, sowie der Kleidung, der Lebensweise, der verschiedenen Erwerbsarten, der „Liebschaften“ und der Vergnügungen dieses „Völkchens“ läßt an drastischer Darstellung nichts zu wünschen übrig, und es macht fast den Eindruck, als habe der Verfasser absichtlich die Farben etwas stark aufgetragen, um eines weiten Leserkreises sicher zu sein. Dennoch läßt uns aber diese Darstellung einen tiefen Blick thun in die socialen Verhältnisse jener Zeit und nicht bloß in jene des eigentlichen Studentenlebens. Was den Verfasser selbst anbelangt, so verbirgt sich hinter dem Pseudonym Anselmus Rabiosus der Schriftsteller der Revolutionszeit Andreas Georg Friedrich Rubmann (1768—1824), welcher 1795 die „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands“ herausgab. Das Buch wurde damals von der Bücherkommission verboten; doch wurde von der kursächsischen Regierung dieses Verbot nicht weiter bestätigt, und so erschien denn 1796 eine zweite vermehrte Auflage, in welcher sich ein zweiter Teil mit der Leipziger Universität, namentlich mit dem Studentenleben beschäftigt. Dieser Teil ist es, den der vorliegende Neudruck bietet. Die Herausgabe derartiger Sittenschilderungen in dem Wortlaute verschollener Druckwerke muß ein sehr dankenswertes Unternehmen genannt werden, das dem Kulturhistoriker schätzbares sonst schwer zugängliches Material bietet. Eine Abbildung des Paulinums, ebenfalls nach zeitgenössischer Skizze, ist dem interessanten Büchlein beigegeben worden.

4. Die Lebendigen und die Toten in Volksglauben, Religion und Sage. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Göschen. 1898. 8. 6 M.

Rudolf Kleinpauls neueste Arbeit giebt sich nach seinen eigenen Worten „als ein Stück Volkspsychologie“. Der geistvolle Verfasser behandelt in ihr die rätselhaften Erscheinungen im menschlichen Leben, über welche von jeher nachgegrübelt wurde, und die von den verschiedensten Völkern so verschiedenartig aufgefaßt worden sind. Zunächst macht uns der Verfasser mit den Anschauungen vom Tode und Leben überhaupt sowie über Leib und Seele bekannt, und zwar sowohl mit den theologischen als auch mit den volkstümlichen Ansichten über diese „Seele“. Auch die Besprechung der „Höllenfauna“ sowie der verschiedenen „Todesengel“ gehört nicht nur der Volkskunde, sondern auch dem Gebiete der Theologie an, welcher Kleinpaul durchaus nicht auszuweichen gedenkt und der er in vielen ihrer Lehren hier oft recht scharf zu Leibe geht. Aus den einzelnen Kapiteln seien besonders jene über die „Feuerbestattung“, über „Die weiße Frau“, den „Vampir“ und den „Alp“ hervorgehoben. Damit ist der Übergang zu dem weitern Teile des Buches leicht gegeben, welcher sich direkt mit dem Gespensterglauben in seinen verschiedenen Arten beschäftigt. Daß sich der Verfasser auf volkskundlichem Gebiete gar wohl umgesehen hat, zeigt die Behandlung des Johannisfeuers, der Zwölf Nächte, der Hausgeister und ähnliches. In dem Schlußabschnitt des Buches: „Die Unsterblichkeit, die man hofft, und die Unsterblichkeit, die es giebt“, tritt der Rationalismus des Autors am schärfsten hervor, in allen Partien des Werkes aber zeigt Kleinpaul seine außerordentliche Belesenheit und sein reiches, umfassendes Wissen, das wir schon in frühern Arbeiten zu bewundern Gelegenheit gehabt haben. Dieses Buch ist das Resultat klaren philosophischen Denkens auf Grundlage von den verschiedensten Wissenschaften angehörigen wertvollen Kenntnissen, es ist allerdings kein Werk für Gläubige und wird auch manchen Widerspruch erregen, bietet aber reichen Stoff zum Nachdenken. Die eigenartige, kräftige Schreibweise Kleinpauls sei noch ganz besonders hervorgehoben.

5. Niederbayern in Land, Geschichte und Volk. Ein Buch für Stadt und Land von Joseph Schlicht. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 1898. 8. 4 M.

Das freundliche Gebiet Niederbayerns, welches zwischen Böhmen und Oberbayern gelegen ist und das von Straubing bis Passau jener Teil der Donau quer durchströmt, in den von Südwesten kommend der Isarfluß sich ergießt, ist es, welches der kenntnisreiche Pfarrherr Joseph Schlicht in diesem Buche geschildert hat. Den Stand des Verfassers betonen wir ausdrücklich, weil derartige Werke, in denen das Leben und Treiben eines Volksstammes zur Darstellung gelangt, nicht leicht bessere Bearbeiter finden können als die mitten unter dem Volke lebenden Vertreter der Stände, welche schon ihr Beruf anweist, in ununterbrochenem Verkehr mit diesem Volke zu stehen. Solche Vertreter sind aber Pfarrer, Lehrer, Ärzte u. s. w., und man kann es jedem Autor unter ihnen Dank wissen, wenn er über seine Beobachtungen, die er im Volke gemacht, Mitteilungen bietet, die selbst auf Einzelheiten einzugehen nicht verschmähen. Schlichts Darstellung geht aber noch viel weiter, der Verfasser schildert uns die ganze historische Entwicklung des niederbayrischen Territoriums seit der Römerzeit und liefert zahlreiche historische und kulturhistorische Daten von großem Werte und voller Verläßlichkeit, da er die besten Quellenwerke zu benutzen in der Lage war. Namentlich hat er auch lokalgeschichtliche Schriften herbeigezogen, die der Allgemeinheit nicht so leicht zugänglich sind. Der weitere Teil des Buches wendet sich dem Volksleben zu, der Eigenart der Bevölkerung in Gebräuchen und Übungen, in Sitte und Sprache, und so manche Anekdote aus dem Bauernleben, nebst zahlreichen Sprach- und Dialektproben dient zur Charakteristik und zur Erheiterung des

Lesers. Überhaupt ist die Darstellung frisch und lebendig gehalten, und wird auch dem ferner stehenden Leser, welcher das originelle Völklein Niederbayerns kennen lernen will, ansprechen. Besonders möchten wir auch auf die zahlreichen Trachtenbilder aufmerksam machen, die dem Buche beigegeben sind und welche die Volkstracht selbst vergangener Jahrhunderte vor Augen führen. Der Kulturhistoriker wird dieser Abteilung des Buches ganz besonderes Interesse zuwenden.

6. Über das Fortunatusmärchen. Von Béla Lázár. Leipzig, G. Fock. 1897. 8. 2 M.

Die Arbeit Lázárs über das Fortunatusmärchen ist eine hübsche, eingehende Untersuchung, welche den Stoff nach jeder Richtung hin beleuchtet und in ihrer kritischen, methodisch fortschreitenden Anlage den Einfluß der frühern Lehrer des Autors, Erich Schmidt und M. Bernays, auf den Verfasser erkennen läßt. Für das Gebiet der Volkskunde und Märchenforschung ist diese Schrift von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Lázár untersucht nach einer allgemeinen Einleitung die Geschichte des Fortunatusvolksbuches und den Ursprung des Märchens in Spanien, England, Frankreich, Italien und Deutschland. Es werden uns auch einige Versionen aus Ungarn geboten, wovon die deutsche Übertragung eines ähnlichen Märchens der südungarischen Wanderzigeuner besonders hervorzuheben ist. Da sich manche Andeutungen finden, welche auch sonst auf Märchenmotive des Fortunatus deuten, die im Orient fußen, so gelangt der Verfasser über das Volksbuch zu dem Schluß: „Dasselbe wurde in Deutschland — vielleicht in Augsburg — von irgend einem gelehrten und alterfahrenen Mann in der Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben, indem er in ein orientalisches Märchen europäische Motive verflocht.“ Die weitern Ausführungen sind dem Vorkommen von Bearbeitungen des Stoffes in einzelnen Litteraturen und seiner Bearbeitung durch bestimmte Dichter bis in die neueste Zeit gewidmet und behandeln auch Fortunatus im historischen Liede. In dieser Beziehung ist insbesondere eine Bearbeitung in ungarischen Versen, aus welcher der Verfasser bemerkenswerte Stellen übersetzt, interessant und für den deutschen Leser neu. Es folgen sodann die Besprechungen der Fortunatusgedichte und Dramen von Hans Sachs, Thomas Decker, der Englischen Komödianten, von Calderon und andern bis auf Tieck, Uhland, Chamisso und Bauernfeld. Die ganze übersichtlich gehaltene Arbeit ist ein schöner Beweis gewissenhafter Gründlichkeit.

7. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde . . . geleitet von Professor Adolf Hauffen. Erster Band. Drittes Heft: Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus. Von Julius Lippert. Zweiter Band. Erstes Heft: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Herausgegeben von J. J. Ammann. Erster Teil. Prag, Calve. 1898. 8. 2 M. 40 Pf.

Auf den Wert und die Bedeutung der im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen herausgegebenen und von Adolf Hauffen trefflich geleiteten Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde ist hier schon des öftern hingewiesen worden. Auch diese neuesten erschienenen Hefte bieten Wichtiges und Wertvolles. Die kleine Arbeit Lipperts über das „Mittelgebirgshaus in Böhmen“ führt diesen Titel, weil sie die Haupttypen aus der Gebirgsgegend zwischen Leitmeritz und Aussig, also aus dem Gebiete des böhmischen Mittelgebirges zum Vorwurfe hat. Der Verfasser schildert uns die Anlage des Dorfhauses genau in allen seinen Bestandteilen, die Art der Stuben und übrigen Räumlichkeiten, bietet die üblichen Namen derselben und macht uns mit dem ganzen Wohngebäude in allen seinen Teilen bekannt. Zur Veranschaulichung dienen sechs Tafeln mit Zeichnungen der am häufigsten vorkommenden Häusertypen. Besondere Beachtung verdienen die von dem fleißigen Forscher auf volkstümlichem Gebiete, J. J. Ammann, herausgegebenen Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde, deren erster Teil hier vorliegt. Der Herausgeber hat sich schon früher durch die Ausgabe und Untersuchung des Passionsspieles des Böhmerwaldes verdient gemacht, in dem vorliegenden Teile beginnt er nun auch andere Volksschauspieltexte zu veröffentlichen, die von hohem Interesse erscheinen. Es sind dies: ein Passionsspiel mit einem Paradiesspiel als Vorspiel, „Das Christkindl- oder Drei Königsspiel“, „Das Leiden Christi-Spiel mit Vorspiel“, „Der ägyptische Joseph“ und ein Spiel „Johann von Nepomuk“. Die Spiele sind mit Ausnahme des Christkindlspieles alle in Prosa abgefaßt, welche jedoch von eingestreuten Liedern und Versen unterbrochen wird. Der Herausgeber hat die Texte genau, aber einheitlich gefaßt wiedergegeben und kurze Nachrichten über die Herkunft jedes einzelnen der Spiele vorausgeschickt. Er verspricht, nach Abschluß der Sammlung noch Ausführlicheres über Einzelheiten in und zu den Texten sowie Untersuchungen über dieselben mitzuteilen. Schon das bisher Mitgeteilte aber wird der Freund der Volkskunde mit großer Freude begrüßen.

8. Die Sagen des Elsasses getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken und andern Quellen gesammelt von August Stöber. Neue Ausgabe, besorgt von Kurt Mündel. Zweiter Teil: Die Sagen des Unterelsasses. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1896. 8. 7 M.

Obgleich die Anzeige dieses Buches, welches erst spät in unsere Hände gelangt ist, hier auch verspätet erscheint, glauben wir doch, dasselbe nicht übergehen zu sollen, da es eine der besten deutschen Sagensammlungen genannt werden kann. August Stöber hat schon durch die vor Jahren erschienene Sammlung eine vortreffliche Arbeit geboten. Die von Kurt Mündel besorgte Neuausgabe jedoch ist noch durch neues Material, namentlich durch solches, das sich in Zeitschriften zerstreut vorfand, außerordentlich vermehrt worden. Dem ersten Teile dieser Neuausgabe, welcher im Jahre 1892 erschien und die Sagen des Oberelsasses enthält, folgte in diesem vorliegenden der zweite

Teil, welcher allein nicht weniger als 318 Nummern aufweist. Die Texte der Sagen sind, wie es wünschenswert erscheint, knapp abgefaßt, ohne überflüssiges Beiwerk und doch recht gut lesbar. Nahezu alle Gebiete des Unterelsasses erscheinen durch Stücke vertreten, deren viele der Gattung historischer Sagen angehören, auch der mythologischen Stücke jedoch erscheinen nicht weniger. Straßburg selbst und dessen Münster ist darin allein durch mehr als sechzig Sagen vertreten. Sehr eingehend und reichhaltig erscheinen die „Quellen und Nachweisungen" in dem Anhange zum Haupttexte, woraus auch zu ersehen, daß viele dieser Sagen der direkten mündlichen Erzählung entstammen. Da ein genaues Orts-, Personen- und Sachregister beigegeben worden ist, das sich über alle zwei Bände erstreckt, so ist auch in dieser Beziehung für die Brauchbarkeit des Buches als Nachschlagewerk gesorgt, und es bleibt uns nur übrig, unsere Anerkennung darüber auszusprechen, daß sich das Gebiet des schönen Elsaß nunmehr einer so trefflichen Sammlung seiner Volkssagen erfreut.

Anton Schlossar.

Philosophische Schriften.

1. Ein deutsches Testament. Die Natur als Organismus. Von Hugo Astl-Leonhard. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1897. 8. 5 M.

„Hiermit übergebe ich der Öffentlichkeit kein künstlich ausgehegtes (soll heißen: ausgehecktes) philosophisches oder naturwissenschaftliches Lehrgebäude; sondern wie die Teile und Bücher aufeinander folgen, so haben sie sich auseinander entwickelt." Mit diesem Satze beginnt der Verfasser seine Schrift: „Die Natur", welche den ersten Teil eines Werkes bildet, dem er noch zwei Teile folgen lassen will; der vorliegende ist ein abgeschlossenes Ganzes, für sich allein verständlich, wenn er auch mit den beiden noch nicht veröffentlichten in innerm Zusammenhange steht. Der zweite Teil: „Die Menschheit", wird die Bücher der Moral, des Rechtes, der Volkswirtschaft, der Kultur und Sitte enthalten, der dritte Teil: „Das Gesetz", die Bücher: Kritik des Bestehenden, Wiedererneuerung der Welt, Drohung und Verheißung.

Der Verfasser hat der Schrift, welche ein neuer Versuch zur Lösung der Rätsel des Daseins ist, eine gedruckte Empfehlung beigegeben, die Antwort zweier bedeutender Gelehrten auf die Zusendung derselben. Professor Flechsig in Leipzig schrieb ihm darüber: „Die Sendung hat mich im höchsten Grade interessiert. Sie bestätigt wieder in erfreulicher Weise, daß die wirklichen Denker aller Zeiten und Völker eine innerlich zusammengehörige Gemeinschaft bilden." Der Biologe von Rindfleisch in Würzburg nannte die Schrift ein „geistreiches Werk". Absichtlich citieren wir diese beiden Männer; ihr Urteil ist uns wichtig, weil sie als Fachleute gewiß Einspruch erhoben hätten, wenn Astl-Leonhard ungenügend in den Naturwissenschaften informiert wäre. Das Buch enthält nämlich eine auf naturwissenschaftlichen Daten beruhende Naturphilosophie. Referent ist in den Naturwissenschaften nicht Fachmann und stützt sich also auf das Urteil der Genannten.

Die Schrift zerfällt in drei Bücher: 1) „Das antike und moderne Wissen und die Erkenntnissätze der Wirklichkeit". 2) „Die Materie und ihre Reiche, ihre Entwicklung als Spannung und Entladung". 3) „Der Mensch und sein Geistesleben". Im Folgenden beschränkt sich der Referent darauf, den Standpunkt des Verfassers im allgemeinen zu kennzeichnen und sich kritisch über das dritte Buch zu äußern.

Den Titel „Deutsches Testament" erklärt der Verfasser Seite 6 fg. dahin: das Buch habe diesen Titel deshalb, „weil es im weitern Verlaufe zur Erkenntnis dessen führt, was moralisch ist. In erster Linie gilt das für die Deutschen, aber ebenso für sämtliche Nationen. Hervorgegangen jedoch ist es aus dem Deutschtum, aus seiner Art zu sehen, zu erkennen, zu lieben und zu hassen und, was das Wichtigste ist, zu wollen." Der Autor giebt danach in seinem Werke eine Art in der Moral gipfelnden biblischen Testaments, dessen Inhalt ein organischer Naturalismus ist. Alles Sein entsteht und entwickelt sich aus Atomen vom niedrigsten bis zum höchsten. Die Atome sind „Potenzen von beharrender und anziehender Energie". Sie verbinden sich durch ihre „Energien" zu Molekülen, und die Molekularströme (die Ausstrahlungen der Energien) wirken als Kraft, welche Rückwirkung der Energie auf die Masse ist. Die Analyse der Dinge führt zuletzt auf die Atome der Elementarstoffe, deren heute siebzig bekannt sind. Man hofft nachzuweisen, daß ein einziger Urstoff in Uratomen existiert. Die Beschaffenheit des Urstoffes, die Mannigfaltigkeit seiner Verdichtung und alles mit ihm Zusammenhängende „liegt selbstverständlich in völligem Dunkel".

In Dunkel, in großem Dunkel liegt bei unserm Autor infolge seiner materialistischen Theorie auch das Geistesleben des Menschen, welches Gegenstand des dritten Buches ist. Eine tiefer gehende Analyse der Thatsachen des Selbstbewußtseins würde Astl-Leonhard zu ganz andern Resultaten gelangen lassen, zumal der Gedanke von der ursprünglichen Unbewußtheit des Ich von ihm anerkannt wird. (S. 226 fg.) Professor Flechsig hat nach Kap. 12 gezeigt, wie die Vorstellungen entstehen. Dies geschieht nach ihm durch das Verbinden von Eindrücken verschiedener Sinne; diese Verbindung der Sinnescentren wird bewirkt durch den am spätesten zur Reife gelangenden Gehirnteil, durch das Associationscentrum; dadurch wird das Denken und die Intelligenz möglich. Flechsig hat nach Seite 213 „den

Nachweis erbracht, daß alles Denken sinnlichen Ursprungs ist, daß es entsteht aus dem Verknüpfen und Zusammenwirken der einzelnen sinnlichen Factoren." Das Wort „alles" ist hier sehr bedenklich. Flechsig hat seinen Nachweis nur erbracht für die rein sinnlichen Vorstellungen. Eine gewisse Vollkommenheit des in den fünf Sinnen sich offenbarenden körperlichen Lebens ist notwendig, damit sich das rein geistige Leben entfalten könne. Wenn auch das Sinnesleben das erste aktuelle Leben des Menschen ist, so ist damit nicht dargethan, daß alles Denken sich aus ihm entwickle. Flechsig hat das wohl nicht behauptet, wie denn überhaupt „die Naturforscher der Gegenwart im allgemeinen in ihrem Urteile über die höhern Zustände des Intellects sehr zurückhaltend sind".

Besonders gerät der Verfasser in Bedrängnis, wenn er das Ichbewußtsein und dessen Inhalt erklären will. „Der Strom ist es, der in letzter Linie die vielen Teilthätigkeiten zur Einheit des Ich zusammenfaßt.". So Seite 224. Unter dem bildlichen Ausdruck „Strom" versteht unser Philosoph die Wirkungen der Atome nach außen. Er wendet ihn auch auf das Ich an mit durchaus materialistischer Erklärung desselben Seite 240 fg.: „Der Strom, das Ich entstand aus der Energie der Materie, also aus ihrem Zusammenhange, aus ihren Beziehungen, und kann nur mit dem Stoffe zusammen bestehen. Beim Tode jedoch zerfällt dieser Zusammenhang der Stoffe; der einheitliche Strom löst sich in niederere Energien auf, die nun ihrerseits nicht verloren gehen, die neue Verbindungen und Ströme bilden, aber keinen menschlisch organischen Strom, keine Seele mehr."

Wie vermag der „Strom", der doch Teilwirkungen enthält, die verschiedensten Thätigkeiten zur Einheit des Ich zusammenzufassen? Um diese Frage, die er unmöglich befriedigend beantworten könnte, kümmert sich der Verfasser nicht. Übrigens nennt er Seite 226 den Strom und Stoff zusammen das Ich, Seite 227 nur den Strom. Dieser ist ihm anfangs ein unbewußtes Sein. In Wahrheit ist hier mit dem Worte „Sein" ein Spiel getrieben; denn bei unserm Verfasser ist das Ich kein wirkliches Sein. Die „Ichvorstellung rangiert unter den übrigen Vorstellungen wie jede andere". (S. 226.) „In sich selbst bildet der geistige Apparat ein Ich, welches seine Modi begreift und als Denken, Empfinden und Wollen eben denkt, empfindet und will. Losgelöst von diesen Zuständen verbleibt das Ich als Unbewußtes." (S. 235.) Letzteres ist richtig, ersteres falsch. Denn nicht das Denken denkt, sondern ein denkendes Subjekt, dem das Denken inhäriert.

Der Verfasser erweist sich in seinen Ausführungen als sehr belesen. Nur leiden die Citate nicht selten an ungenügenden Angaben. So heißt es z. B. Seite 22: „Herbart sagt", ohne daß auch nur die Schrift angeführt ist, in der seine Aussage steht. — Seite 30 kommt der Verfasser auf Günther und dessen Schule zu sprechen. Er nennt ihn Christian statt Anton Günther und hat seine Lehre vollkommen mißverstanden, wenn er sagt, die Günthersche Schule nehme zwei Lebensprincipien an, ein geistiges Wollen und den Naturtrieb. Es müßte heißen: sie nimmt im Menschen zwei Lebensprincipien an, Geist und Natur. Das geistige Wollen ist nach Günther nur ein Attribut des Geistes, der Naturtrieb ein Attribut der Natur.

2. Grundriß einer Seinswissenschaft. Von H. G. Opitz. Erster Band: Erscheinungslehre. Erste Abteilung: Erkenntnislehre. Leipzig, Hermann Haacke. 1897. 8. 7 M.

Unter Seinswissenschaft versteht H. G. Opitz das, was gewöhnlich Philosophie heißt. So prägt sich schon in dem Titel des Buches das Streben des Verfassers aus, möglichst nur deutsche Worte zu brauchen. Das ist ihm in hohem Grade gelungen, viel besser als etwa dem genialen Karl Christian Friedrich Krause, der mit seinen Verdeutschungen der Fremdwörter, so gut sie gemeint waren, nur Verwirrung hervorgerufen hat. Opitz hat in seinem Buch in den meisten Fällen meisterhaft deutsch geschrieben. Nur sollte man Wörter wie Philosophie, was der Verfasser mit Seinswissenschaft übersetzt, ruhig passieren lassen. Das Wort Philosophie ist in alle Sprachen Europas übergegangen!

Es ist mißlich zu urteilen, wenn von einem neuen System dem Kritiker erst ein Band von etwas über 300 Seiten vorliegt. Strenggenommen muß man das Ganze abwarten; indessen wir versuchen zu sagen, was sich nach dem Vorliegenden sagen läßt. Opitz knüpft an Kant an als „Pfadfinder und Bahnbrecher". (Vorwort S. IX.) Dieser „erhob die Philosophie erst zur Wissenschaft und wies in ihr der Erkenntnislehre die Eigenschaft gewissermaßen eines Eingangthores zu; jedoch hat er durch die Art und Weise, wie er die Fragen der Erkenntnislehre gelöst, auf die vom Dogmatismus befreite Bahn der Philosophie wiederum Hindernisse gewälzt, die sich in der Folge kaum als minder große erwiesen haben wie die bis dahin im Dogmatismus entgegengetretenen":

> Kants epochemachendes Dogma von Apriorismus ist, so vermessen es auch klingen mag, doch nichts anderes als eine große Verirrung, allerdings die Verirrung eines bedeutenden Kopfes, in der Geschichte der Philosophie einzig dastehend, sowohl durch ihre geistvolle, unter dem Aufgebote einer glänzenden Dialektik und großen Scharfsinns auftretende Begründung wie durch den Einfluß, den sie auf die fernern Geschicke der Philosophie ausgeübt. (S. X.)

Ganz richtig charakterisiert der Verfasser verschiedene philosophische Richtungen der Gegenwart:

> Anstatt ihren Stoff, der ihr nur durch die innere Erfahrung und lebendige Beobachtung geliefert werden kann, in dieser zu suchen, weist die Philosophie auch der Gegenwart mit Kant die lebendige Beobachtung in einer Art falschen Wissenschaftsdünkels von der Hand oder vernachlässigt sie wenigstens und verliert sich statt dessen in haarspaltende Gedankenklaubereien, deren höchstes Ideal eben die mathematische Formel bildet, und bei denen nur eins zu kurz kommt, was freilich die Hauptsache ist, die Wirklichkeit und das Leben. (S. XVIII.)

Von den namhaften Philosophen der Neuzeit hat nach Opitz nur Schopenhauer die Aufgabe der Philosophie richtig erfaßt, sie durch eine Fülle der Wirklichkeit entnommener Vorgänge bereichert und nach den verschiedensten Richtungen hin beachtenswerte Anregungen gegeben; allein die Grundlage des Systems hält nach seiner Ansicht der wissenschaftlichen Prüfung nicht stand; seine in Verneinung des Willens zum Leben ausklingende Weltanschauung erscheint als gänzlich unbefriedigend. Unserm Verfasser zufolge muß „erst der letzte Rest der Kantschen Lehre vom Apriorismus und den Kategorien beseitigt sein, ehe für die Erkenntnislehre die Bahn wieder frei und es ermöglicht wird, die ihrem Gebiete angehörigen Fragen einer ihrem Wesen angemessenen Lösung zugängig zu machen". (S. XXI.) Um diesen Erfolg herbeizuführen, lassen sich zwei Wege einschlagen: der der Kritik, d. i. der Aufdeckung und Widerlegung der Irrtümer der bisherigen Systeme, oder der Weg der Darlegung der dem Wesen der Sache entsprechenden Lösung. Der Verfasser hat den zweiten Weg eingeschlagen, ohne sich auf ihn zu beschränken. Daher ist sein Buch überall von historisch-kritischen Bemerkungen durchsetzt, namentlich über Kant.

Die Schrift ist in zwei Abschnitte geteilt. Der erste enthält Allgemeines in vier Abteilungen: 1) „Die Philosophie als besondere Wissenschaft", 2) „Von der Erscheinungslehre und dem Verfahren bei ihr", 3) „Vorstellungserregungen und Bewegungserregungen", 4) „Die Erscheinungsformen der seelischen Thätigkeiten; Vernunft und Verstand". Der zweite Abschnitt, der besondere Teil, behandelt die Erkenntnislehre in zwei Abteilungen: A. „Vorstellungserregungen in der Form der Gebundenheit": 1) „Allgemeines über das Erkenntnisverfahren", 2) „Stoffsammelnde Thätigkeit", 3) „Stofforduende Thätigkeit": a. „Die Beziehungsbegriffe Raum und Zeit", b. „Zerlegung der Außenwelt durch Begriffe", c. „Herstellung der Beziehungen zwischen den begrifflich geschiedenen Teilen durch die Verbindung des Subjectsbegriffs mit dem Prädikatsbegriff zu Urteilen", d. „Herstellung der Beziehungen zwischen den Erscheinungen". B. „Vorstellungserregungen in der Form der Freiheit": 1) „Freie (Vernunft-)Erkenntnis", 2) „Stoffsammelnde Thätigkeit", 3) „Die Sprache als Erkenntnismittel", 4) „Stoffordnende Thätigkeit".

Diese Einteilung ist bedingt durch den am Anfang des Abschnittes „Allgemeines" dargelegten Begriff der Philosophie. Diese ist nach unserm Verfasser (S. 8 fg.) die Wissenschaft von der innern Erscheinung unsers Ich. Dieses Ich ist darzustellen: 1) nach seiner innern Erscheinung, woraus sich die Erscheinungslehre ergiebt, welche die Vorstellungserregungen und Bewegungserregungen umfaßt. Zu den erstern gehören die Vorgänge, welche sich auf das Zustandekommen von Vorstellungen der Außenwelt beziehen, also die stoffsammelnde und stoffordnende Thätigkeit der Seele, die Erkenntnislehre; zu den letztern die Vorgänge, welche sich auf den Willen mit seinen vorbereitenden Erscheinungen, den Gefühlen und Trieben, und die auf diese zurückführenden Vorstellungen vom Guten, Rechten und Schönen beziehen, die Lehre von dem Gemüt. Unser inneres Ich ist zweitens darzustellen nach seinem Wesen. Dieser Teil, den der Verfasser als Wesenslehre bezeichnet, fällt mit der bisherigen Metaphysik zusammen. Unter diesen Teil fällt: A. das Verhältnis der innern Erscheinung unsers Ich zur äußern Erscheinung desselben. Hierunter wird behandelt die Frage von dem Verhältnis des Geistigen und Körperlichen zueinander, die Frage über den Sitz der Seele und die nach Wesen und Ursprung unsers Erkennens; B. das Verhältnis unsers Ich zum All der Dinge. — Betreffend das Verfahren in der Erscheinungslehre erklärt der Verfasser Seite 19, daß diese nur auf dem Wege der innern Wahrnehmung möglich sei, nicht auf dem Wege der physiologischen Psychologie oder Psychophysik. Auf dem letztern, meint der Verfasser, läßt sich zu keinerlei unmittelbaren Aufschlüssen über das Wesen der seelischen Vorgänge gelangen. Dies ist allein auf dem Wege der innern Wahrnehmung möglich. Die Psychophysik dagegen sucht ihre Aufgabe darin, zu den Vorgängen bei der innern Erscheinung unsers Ich die Parallelvorgänge bei der äußern Erscheinung unsers Ich festzustellen. (S. 18 fg.)

Über die Resultate des Verfassers wird sich endgültig erst urteilen lassen, wenn die „Wesenslehre" vorliegen wird. Das Vorliegende bietet in klarer Darstellung viel Anregendes, insbesondere da, wo der Verfasser sich mit Kant auseinandersetzt, z. B. hinsichtlich der Auffassung von Raum und Zeit. Wichtig ist, daß der Verfasser an der Wesensverschiedenheit der Tier- und Menschenseele festhält (S. 34 fg.) und auch in seiner Lehre von der Vernunfterkenntnis als einer freien den Unterschied betont (S. 185 fg.).

Ernst Melzer.

Aus der Erzählungslitteratur.

1. Schwiegertöchter. Roman von Alex. Baron von Roberts. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 6 M.
2. Steyerische Schlösser. Roman von Karl Baron Torresani. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Der Forstmessias. Von Arthur Achleitner. Berlin, Schall u. Grund. 1897. 8. 3 M.
4. Der Hirsch von Eßlingen. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Schall u. Grund. 1897. 8. 4 M.
5. Im Waldwinkel. Von Nikolaus Krauß. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 1 M.
6. Pygmalion. Novellen von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 2 M.

Den letzten Roman des kürzlich verstorbenen Alex. Baron von Roberts (Nr. 1) haben wir mit Vergnügen gelesen: er zeigt nicht nur die bekannte „flotte Schreibweise", die geschickte Spannung und Zuspitzung dramatischer Situationen, die Anschaulichkeit des Milieus, die an frühern Werken des Verfassers gerühmt worden sind — der Verfasser bekundet auch einen erfrischenden, köstlichen Humor, und wo er die satirische Geißel schwingt, geschieht es mit einer gewissen Gutmütigkeit. Der pensionierte Geheimrat Achilles hat drei Söhne, der älteste, Fritz, Rat im Auswärtigen Amt, heiratet die Tochter eines reichen Emporkömmlings, Theodor, der Artillerieoffizier, die Tochter eines Generals, und Erich, der Maler, gar sein Modell. Natürlich ist diese Frau die edelste von den Dreien, die andern müssen erst durch die Schule des Lebens gehen, ehe sie gleichfalls Mustergattinnen werden. Schließlich söhnt sich der alte Geheimrat auch mit der Künstlerehe seines Erich aus, es finden sich noch mehrere junge Menschen zum ewigen Bunde, und der Roman schließt mit der Aussicht auf allgemeine Glückseligkeit. Die gesellschaftlichen Bilder sind mit großem Geschick gezeichnet; in buntem Wechsel führt uns der Dichter bald in Künstlerateliers, bald in die „Kalbsbratenmisère" der Generalsfamilie, bald in das Protzenheim des Millionärs und seines Schwiegersohnes. Eine ganz prächtige Figur ist die Tante der Brüder Achilles, die vermeintliche Erbtante, wohl die gelungenste des ganzen Romans. Schon um ihretwillen lohnt es sich, das Buch zu lesen, es weist aber auch sonst noch Vorzüge auf, sodaß auch der anspruchsvollere Leser es nicht bereuen wird, die Bekanntschaft der „Schwiegertöchter" gemacht zu haben.

Wie Baron Roberts in der Berliner Gesellschaft, so ist Baron Torresani in der Wiener zu Hause, und hat uns schon mit mancher lebensvollen Schilderung aus diesem Kreise erfreut. Sein neuestes Werk (Nr. 2) ist ein Roman in drei Büchern, „Steyerische Schlösser" benannt, der uns eine hohe Meinung von des Verfassers ehrlichem Wollen und tüchtigem Können beigebracht hat. Baron Torresani teilt manche Vorzüge seines vorhin besprochenen Standesgenossen, er erzählt flott, ist ein geistreicher Kopf, ein scharfer Beobachter und fesselt selbst da, wo die Handlung einmal träger dahinschleicht, wo die Gespräche seiner Helden sich etwas zu sehr in die Länge ziehen.

Der Roman stellt den ohnmächtigen Kampf des verarmenden Landadels gegen die reichen Emporkömmlinge dar, deren höchstes Streben es ist, durch den Besitz alter Burgen ihrem klanglosen Namen einen gewissen romantischen Glanz zu verleihen. Der Verfasser bietet uns in diesem Roman ein lebenswahres, wertvolles Kulturbild, auch der Sprachenstreit und andere unsere Tage bewegende Fragen spielen mit herein. So fesselt uns der Kampf zwischen dem gutmütigen, energielosen Franz von Hoyer gegen den ehemaligen Kopftuchhändler Kolbe, der es sich in den Kopf gesetzt hat, Hoyers Schloß zu erwerben, bis zum Schluß, und es ist ein Beweis für die Kunst des Erzählers, daß der Besiegte trotz seiner Schwäche doch unsere Teilnahme nicht verliert. Neben diesen beiden Hauptgestalten stehen zahlreiche, überaus glücklich gezeichnete Charaktere, wir erwähnen nur den verbummelten Artisten Hamilton, seine Tochter Geraldine, die Prachtgestalt des Bauern Boronik, die köstlichen Figuren der Mutter Hoyers und des alten Komtur, die Typen aus der Gesellschaft, die sich in Kolbes Prachträumen finden. Kurz des Lobenswerten und Guten findet sich in dem dickleibigen Romane genug, sodaß man sich über Einzelheiten wohl hinwegsetzen kann. Jedenfalls darf der Roman reifen Lesern warm empfohlen werden.

Von Arthur Achleitner liegen uns zwei Romane vor (Nr. 3 und 4). „Der Forstmessias" ist eine Waldgeschichte aus Steiermark, die unsere Teilnahme erweckt, weil sie trotz mancher grellen Farben ein lebenswahres Kulturbild bietet, und mancherlei Mißstände in der Forstwirtschaft aufdeckt. Einen guten Teil der Schuld schiebt Achleitner auf die vorgesetzten Behörden, die vom grünen Tisch aus, ohne die thatsächlichen Verhältnisse zu kennen, mit harten Maßregeln gegen die allerdings unvernünftigen Bauern vorgehen, statt ihnen ratend und helfend zur Seite zu stehen. Der Forstmessias ist ein überaus edler und praktischer Förster, der das Übel bei der Wurzel packen möchte, mit seinen Reformen freilich überall Undank erntet, darüber seine Stellung verliert, dann aber als Privatmann eine segensreiche Wirksamkeit ausübt dadurch, daß er eine Fabrik für Verwertung des minderwertigen Holzes anlegt und zur Wahrung der Interessen der Bauern einen Waldbauernbund gründet. So wird er thatsächlich der Forstmessias für seine Gegend, die durch die unsinnige Abholzung, den Druck der Behörden und die Gaunerei der Holzhändler bereits an den Abgrund des Verderbens gebracht ist. Zur Belohnung kriegt der brave Walch seine Moni, und sein Todfeind, der schlimme Hirzegger, wird ein liebevoller Schwiegervater. Verwicklung und Lösung und Beiwerk der Liebesgeschichte bewegen sich in den breit getretenen Gleisen der Dorfgeschichte, einzelne gut gezeichnete Charakterköpfe helfen dem Leser über diese Mängel hinweg. Die Sprache ist mit größerer Sorgfalt gehandhabt als in den letzten Werken von Achleitner, doch stören die zahlreichen Fremdwörter, zumal im Munde der handelnden Personen.

Der historische Roman aus Eßlingens Vergangenheit (Nr. 4) führt uns den Kampf der Freien Reichsstadt mit dem vielgescholtenen Herzog Ulrich von Württemberg vor. Natürlich nehmen die üblichen Zuthaten, mehrere Liebesgeschichten, ein paar derbkomische Figuren einen breiten Raum ein; der Herzog selbst bleibt mehr im Hintergrunde und erscheint nur zuletzt, um als Deus ex machina ein Liebespaar glücklich zu machen. Die Geschichte liest sich gut und bekundet — wie andere historische Erzählungen Achleitners — fleißige historische und archivalische Studien, deren Früchte freilich sich zuweilen in Anmerkungen verirren, was dem künstlerischen Eindruck nicht gerade förder-

lich ist, zumal da sie unter den Text gedruckt sind. Am ärgerlichsten ist diese Neigung des Verfassers im zwanzigsten Kapitel, das die Lösung des arg verschlungenen Knotens bringt. Hier belehrt uns eine umfangreiche Anmerkung: „Streng historisch liegt der Fall so, daß u. s. w." — folgt eine langweilig trockene, mit authentischen Citaten anmutig verbrämte, historisch genaue Darlegung des Falles, und um die Wirkung des ganzen Kapitels ist's geschehen. Davon abgesehen fesselt der Roman, besonders auch durch die Zeichnung der Charaktere, die zum Teil recht wohl gelungen sind, in den komischen freilich leistet sich Achleitner wieder manche Übertreibung. Alles in allem, eine recht lesbare, teilweise sogar spannende Geschichte mit historischem Hintergrunde ist es, — ein historischer Roman nicht.

Nikolaus Krauß hat dem unlängst in d. Bl. besprochenen Dorfroman „Lene" ein Bändchen Dorf- oder besser Waldgeschichten folgen lassen, die er „Im Waldwinkel" (Nr. 5) nennt. Es sind fünf Geschichten, die erste, umfangreichste („Der Tod im Walde") entrollt ein ergreifendes Bild armseliger, menschlicher Verhältnisse, die andern sind kleine, anspruchslose Skizzen, fast dürftig im Inhalt, ohne große Kunst erzählt, und doch wirksam — „Crescenz Heiderer Stadtgang" hat uns trotz des formlosen Titels besonders gefallen. Der Verfasser liebt den Wald und das Leben im Walde; er ist wohl selbst in einem Försterhause aufgewachsen, und das verleiht seinen Schilderungen einen gewissen intimem Reiz, aber eine besondere, eigene Art kommt in ihnen nicht zum Ausdruck, und höhere Ansprüche in Bezug auf Form und Inhalt werden nicht erfüllt.

Den Novellenband „Pygmalion" von Wilhelm Hegeler (Nr. 6) haben wir höchst unbefriedigt aus der Hand gelegt. Wohl findet sich hier und da eine Stelle, die wirkliche dichterische Begabung verrät, aber sie wird erdrückt von einer Fülle von Wust, Unklarheit, Unwahrheit und lächerlicher Übertreibung. Neben manchem feinen Ausdruck, manchem schönen Bilde eine Unmenge von geschraubten, verschwommenen, geschmacklosen, ja sinnlosen Ausdrücken und Bildern. Die Helden seiner Erzählungen sind meist Dichter und Künstler, die der Verfasser gern als Ausgestoßene darstellt und deren Elend er in den grellsten Farben malt. Von Lebenswahrheit ist in diesen Schilderungen keine Spur, und in den gewöhnlichsten Verhältnissen des menschlichen Lebens bekundet Hegeler eine fast kindliche Unkenntnis. Man lese nur beispielsweise, was der Maler in der zweiten Geschichte für vier Mark alles einkauft. Doch ist diese Geschichte noch die erträglichste von allen und trotz mancher Übertreibung nicht ohne Humor. Geradezu Ekel erregt der Selbstmord des Dichters Wahn in der ersten Erzählung, und ganz Unglaubliches mutet der Verfasser seinen Lesern in des „Pfarrers Traum" zu. Die Geschichte soll komisch sein, der Leser muß aber einen solchen Herrn Pfarrer für verrückt halten, und dann hört die Komik der Geschichte auf.

Wir knüpfen an diese Besprechungen eine Reihe von Erzählungen und Romanen, die meist von beliebten und anerkannten Autoren verfaßt schon durch ihre festliche Ausstattung als zur Geschenklitteratur gehörig sich kennzeichnen:

7. Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 8. 5 M.
8. Rachele Scarpa. Novelle von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M.
9. Oberland. Erzählungen aus den Bergen. Von Ludwig Ganghofer. Zweite Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 4 M.
10. Entsagen und Finden. Von Heinrich Steinhausen. Drei Geschichten. Mit Illustration von W. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M.
11. Aus dem Badener Land. Geschichten von Hermine Villinger. Illustriert von Kurt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M.
12. Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von W. Hasemann. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 4 M.
13. Neue Novellen. Von Hans Arnold. Vierte Auflage. Mit Illustration von W. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M.
14. Das Odfeld. Von Wilhelm Raabe. Dritte Auflage. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 3 M.
15. Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten. Von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 4 M.

Nach einem kleinen Abstecher in die Wiener Gesellschaft ist Ludwig Ganghofer wieder zur echten rechten Bauerngeschichte zurückgekehrt und hat uns in seinem Hochlandsromane „Der laufende Berg" (Nr. 7) ein Werk beschert, das wir zu seinen besten und reifsten zählen. Daß Ganghofer sich auch in ihm als genauer Kenner des Gebirges und seiner Bewohner bewährt, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Die Kritik hat zwar wiederholt dem Dichter zum Vorwurf gemacht, daß er seine Bauern idealisiere, daß er ihre Vorzüge und Tugenden mit besonderer Vorliebe behandle und auf die Zeichnung liebenswürdiger, tüchtiger und edler Charaktere seine ganze Kunst verwende. Ist das aber nicht des Dichters Recht, solange er nicht zum einseitigen Lobhudler und Schönfärber wird? Davon aber ist Ganghofer weit entfernt. Liebt er auch das Licht, so geht er doch dem Schatten nicht aus dem Wege, und auch in diesem Romane hat er die rechte Verteilung von Licht und Schatten gefunden. Was aber dem Werke noch einen besondern Wert verleiht, das ist die innige Verbindung der Menschenschicksale mit der Natur. Der Kampf, den die Familie des Simmerauer Michel gegen den ins Rutschen geratenen Berg kämpft, ist packend geschildert, und wie dabei die brave Vroni ihren Schmied Schorschl gewinnt, der durch die Liebe aus einem Lumpen zum tüchtigen Menschen wird, das ist mit ebensoviel Humor als Feinheit erzählt. Neben den Simmerauern nehmen die reichen Purtscheller unser Hauptinteresse in Anspruch. Hier geht es freilich nicht ohne einige Gewaltmittel ab. Der leicht-

sinnige Großbauer, der sein treues Weib mißhandelt, zum Mörder seines Kindes wird und während der Fahrt in die Stadt, wo er sich den Gerichten stellen will, tödlich verunglückt, ist aber gleichwohl eine Gestalt, an die man glauben muß, und der Dichter hat mit großer Kunst das Zufällige vorbereitet und innerlich begründet, das Gewaltsame gemildert, wie überhaupt die Führung der Handlung bis auf Einzelheiten und die Komposition des Ganzen vortrefflich genannt werden muß.

Die neueste Erzählung Ludwig Ganghofers: „Rachele Scarpa" (Nr. 8) ist ganz anderer Art: Der Schauplatz Konstantinopel, der Inhalt das oft behandelte Thema der Liebe eines Mannes zu einer verheirateten Frau, die Lösung durch den Tod des Gatten nach einer kleinen Verzögerung befriedigend für den Durchschnittsleser — scheinbar also eine recht alltägliche Geschichte, und doch bewährt sich auch in ihr der Erzähler als ein Künstler und Dichter. Die Katastrophe z. B., die die Heldin zur Witwe macht, ist kunstvoll vorbereitet, die Entfremdung, die dann zwischen die Liebenden tritt, geschickt eingeleitet, und nur das Wiederfinden am Schluß ist äußerlich und zufällig. Da die Handlung nicht übermäßig reich ist, hat der Dichter auf die Zeichnung der Nebengestalten viel Kunst verwendet und in der Familie Leone Scarpa bis hinab zur biedern Dienerin Paraskeva ganz köstliche Typen geschaffen. So ist die Erzählung zwar an künstlerischem Wert dem Hochlandsroman nicht ganz ebenbürtig, doch bietet sie Spannung und Anregung genug, daß es sich wohl verlohnt, sie kennen zu lernen.

Endlich sei noch auf die in zweiter Auflage erschienene Sammlung „Oberland" aufmerksam gemacht (Nr. 9). Die drei Matthias Schmid gewidmeten Erzählungen haben merkwürdigerweise zehn Jahre warten müssen, ehe sie eine neue Auflage erlebt haben. Sie hätten ein besseres Schicksal verdient. „Der Santrigel" zwar ist eine harmlose Posse ohne tiefere Wirkung, um so mehr packt die tragische Geschichte „Auf der Wallfahrt" mit ihrer ergreifenden Seelenmalerei, und von zwerchfellerschütternder Wirkung ist „Die Fuhrmännin", die in dem Klammerer und dem alten Bohner zwei Figuren von überwältigender Lebenswahrheit vorführt.

Die drei Geschichten, die Heinrich Steinhausen in einem schmucken Bändchen vereinigt (Nr. 10), führen uns in vergangene Zeit, „Magister Cölestin" ins vorige, „Schwarzbärbeles Brauterei" ins 17. und die Geschichte des Remigius gar ins 11. Jahrhundert, und da die beiden letzten Ichnovellen sind, so wird in charakteristischer Färbung der Sprache ein Erkleckliches geleistet. Aber der altertümlichen Wendungen wird einem fast zu viel, und es ist kaum glaublich, daß ein Bauernmädchen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges ihre Jugend- und Liebesgeschichte in der Weise erzählt haben sollte, wie es hier geschieht. Auch bei den Aufzeichnungen des Klausners Remigius kommen einem doch allerhand sprachgeschichtliche Bedenken. Von diesen Äußerlichkeiten abgesehen, verraten die Geschichten die Hand eines Dichters und fesseln uns, obgleich die Motive von verschmähter und betrogener Liebe nicht eben neu sind. Am meisten hat uns die überaus stimmungsvolle Geschichte vom Magister Cölestin gefallen. Der jüngere Bruder hat ihm die Geliebte geraubt. Nach Jahren findet er den blinden Sohn des Verschollenen und übt edle Vergeltung an ihm, bis der Totgeglaubte heimkehrt und in den Armen des Bruders Verzeihung findet. Die schlichte Erzählung ist reich an feinen dichterischen Zügen.

Die neueste Sammlung von Hermine Villinger (Nr. 11) ist der Großherzogin von Baden gewidmet, und die Verfasserin hat in allen Geschichten die Gestalten der „geliebten Landesmutter" und des Großherzogs mit eingeführt, mehrfach freilich in recht absichtlicher und erzwungener Weise.

Wir hätten, offen gestanden, der verehrten Fürstin eine schönere Ehrung gewünscht, denn dieser Band gehört nicht zu dem Besten, was die Verfasserin uns bisher geboten. Keine einzige Geschichte über dem Durchschnitt, bei einigen der Eindruck ziemlich matt, dazu die etwas zu deutlich zur Schau getragene loyale Gesinnung. Man legt das Buch einigermaßen enttäuscht aus der Hand. Daß es nicht an hübschen Einzelheiten, liebenswürdigen Zügen fehlt, sei gern zugegeben, aber solche Oasen vermögen über die allgemeine Öde nicht hinwegzuhelfen. In Baden mag das Buch gleichwohl viele Leser gefunden haben und wird sie noch finden.

Auch Heinrich Hansjakobs „Waldleute" (Nr. 12) haben uns keinen ungetrübten Genuß verschafft. Wir haben schon bei Besprechung der letzten Bände von Hansjakob ausgeführt, daß der Verfasser der „Wilden Kirschen" und der „Schneeballen" nicht mehr der alte ist, daß sich seine kleinen Schwächen mehr und mehr ausgebildet haben, und daß die Plan- und Kunstlosigkeit seiner Erzählungen, deren er sich den bösen Kritikern zum Trotz immer wieder rühmt, nachgerade anfängt auch den geduldigen Leser zu verdrießen. Und in den „Waldleuten" wird einem wahrlich viel zugemutet. Auch nicht die kleinste Kleinigkeit wird einem geschenkt; jeder Kreuzer, den der Fürst vom Teufelstein in seinem langen Leben ausgegeben hat, wird getreulich gebucht, von jedem Bauernburschen, der in der Geschichte auftaucht — und es tauchen viele auf —, erfahren wir den Stammbaum, und auf Seite 280 werden sogar die Namen der Soldaten aufgezählt, die den Seifensieder Theodor, den unschuldigen Revolutionär, aus dem Gefängnis heimgeleiten. Es ist wirklich eine furchtbare Aufgabe, sich durch so viel Kleinkram hindurchzuarbeiten, der höchstens für die Leute von Hasle und Huse anziehend sein kann. Dabei wird natürlich das Lied von der guten alten Zeit unendlich variiert, und immer wieder heißt es: „Die Göttin Poesie verhüllte ihr Antlitz: Die Kultur hielt ihren Einzug, und alles ist öde und kalt geworden." (Vgl. S. 49, 132, 247 u. ö.) Ja man spürt es auch an diesen Geschichten. Doch halt, die dritte Geschichte: „Afra", entschädigt für manche Qual, die man er-

duldet hat. Dieses arme Mädchen, das einen Fehltritt seiner Jugend durch ein langes Leben voll Elend und Jammer heldenhaft büßt, ist dem Verfasser vortrefflich gelungen; auch die übrigen Gestalten sind lebenswahr gezeichnet, mit derber Realistik. Der Verfasser bleibt leidlich bei der Stange; ein paar kleine Flüchtigkeiten und Vergeßlichkeiten wollen wir ihm nicht zu arg anrechnen. Kurz, diese letzte Geschichte ist ein Kabinettsstücklein.

Die „Neuen Novellen" von Hans Arnold (Nr. 13) erscheinen bereits in vierter Auflage; es genügt also ein kurzer Hinweis auf das schmucke Bändchen, in dem das liebenswürdige, anspruchslose Talent der Verfasserin sich in vollem Umfange zeigt. Die heitern Geschichten werden gewiß auch weiter Freunde finden, tiefere Anregung erwartet man ja in solchen Büchern nicht.

Wohl aber kann sie der ernste Leser, der nicht bloß leichte Unterhaltung für eine müßige Stunde sucht, in den beiden Werken von Wilhelm Raabe finden, die in neuer Auflage vorliegen (Nr. 14 und 15). Auf sie mag denn zum Schlusse noch nachdrücklich hingewiesen werden. „Das Odfeld" ist ein historischer Roman, der ein ergreifendes Bild aus den Tagen des Siebenjährigen Krieges vorführt, im engen Rahmen ein umfassendes Bild, ein echtes Kunstwerk, das Dutzende berühmter historischer Romane, die ein Dutzend Auflagen erlebt haben, weit weit überragt. Und dann der herrliche Roman „Alte Nester", der bei seinem ersten Erscheinen in d. Bl. eine eingehende Würdigung erfahren hat. Das ist ein Buch für die Sommerfrische, ein ernstes Buch, ein gehaltvolles Buch, ein Buch, das den Leser festhält, das ihn noch lange beschäftigt, zu dem er gern wieder greifen wird.

Robert Lange.

Neue Lyrik.

1. Gedichte von H. Geras. Wien, Carl Konegen. 1897. 8. 1 M. 70 Pf.
2. Tagebuchblätter. Gedichte von Rudi Bätz. Dresden, E. Piersons Verlag. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwei ganz ähnliche Sammlungen, die erste dankbar den Eltern des Dichters, die zweite in gleicher Gesinnung der Fürstenschule zu Meißen gewidmet, beides Jugendwerke mit ausgeprägt ungleichem Charakter, verschiedenfachem Wert. H. Geras ist bei weitem ruhiger, eintöniger, aber auch ebenmäßiger in seinen Leistungen, überall zeigt sich eine gewisse äußere Formenglätte, aber auch meist nur dünner Gedankeninhalt, oft durchaus konventionell in Ausdruck wie Verwendung. Charakteristisch dafür sind die zwei Meerlieder:

1.

Melodisch rauscht das Meer,
Es kommen die schäumenden Wellen
Mit weißen Kämmen heran,
Die sich überstürzend zerschellen.

Nur hin und wieder fliegt
Die Möve knapp ober den Wogen,
Es pfeift der Sturm sich ein Lied,
Der Himmel mit Grau überzogen.

Sein Antlitz schwermutsvoll,
Die Fluten sie spiegeln es wider —
Wie hör' das Meer ich so gern!
Des Sturmes gewaltige Lieder!

2.

Du siehst das Meer vor deinem Blick
In seiner Unendlichkeit,
Da wird es um die Seele dir
Auf einmal so frei und weit.

Ja, schau dem Spiel der Wogen zu
Und sieh wie sie kommen, gehn,
Ein Menschenschicksal scheint so klein,
Es kann nicht davor bestehn.

Ein Hauch von Göttlichkeit durchweht
Die Seele dir, bringt dir Ruh',
Und überwältigt fühlst du nur:
„O Weltall wie groß bist du!"

Etwas anderes weiß der junge Mann über das große Meer nicht zu sagen, denn in einem dritten Meerlied, „Meerfahrt" überschrieben, giebt er lediglich dieselben Gedanken noch einmal wieder, nur in anderm Versmaß. Geras wird niemand empören, dazu ist er viel zu anständig mit seinen unendlichen Vierzeilern, aber er wird auch schwerlich den Parnaß höher erklimmen als bis zur Bel-Etage der gewöhnlichen Wald-, Feld- und Wiesenlyriker.

Mit Rudi Bätz steht die Sache entschieden anders. Er bringt in seinem Bändchen unglaublich viel Gelegenheitsware ohne jede tiefere Bedeutung herbeigeschleppt, von dem die Hälfte ganz unnötiger Ballast ist, aber dazwischen findet ein eifriger Sucher doch schon dann und wann ein bißchen poetisches Gold in den Ritzen. Bätz ist noch kein Dichter, aber bei straffer Selbstzucht kann er vielleicht einmal einer werden. Manches kleine Liedchen gelingt ihm schon teilweise ganz gut, so z. B.:

Gebet.

O könnt' ich einmal nur
Es dir bekennen,
Könnt' ich den kühnen Traum
Dir einmal nennen!

Könnt' ich vor dir das Haupt
Zu Boden pressen,
Mein Leid bekennen dir
Und es vergessen!

Nun muß ich ferne stehn,
Einsam und still, —

Mag's mit uns beiden gehn
Wie Gott es will.

Oder auch:

Der Treulosen.

Wenn einst die letzte Stunde
Des Lebens vor dir steht,
Dann sprich mit welkem Munde
Ein inniges Gebet;

Dann bitte, daß voll Güte
Der Herrgott dir vergiebt,
Weil du ein treu Gemüte
Gekränkt, das dich geliebt;

Dann bitte, daß die Schmerzen
Die du ihm angethan,
Sich deinem armen Herzen
Nicht zur Vergeltung nahn.

Auch will ich für dich bitten,
Damit dir Gott vergiebt,
Was ich um dich gelitten,
Dieweil ich dich geliebt,

Die du mein Herz zerrissen,
Das dir so treu gesinnt, —
Gott schütze dein Gewissen,
Du armes Menschenkind.

Aber wie bei der ganzen Sammlung gilt auch hierbei: weniger wäre mehr! Und dann wird der angehende Dichter sich hüten müssen vor Abhängigkeiten, insbesondere von Scheffel, der es ihm sehr angethan zu haben scheint. So ist die erste Zeile der „Liebestragödie" wörtlich eine berühmte Scheffel-Zeile, „Die beiden Mühlen" ist ein Ableger vom „Hering und der Auster". Auch das muntere Juristenliedchen „Corpus juris" mit der prächtigen Strophe:

Constitutio dreiundzwanzig —
Draußen schlug die Amsel an!
O wie schade, daß man rechtlich
So ein Tier nicht töten kann!

ist im Scheffelschen Stecklingsgarten gewachsen. Ein Staatsverbrechen will ich dem jungen Scheffel-Verehrer daraus gar nicht machen, aber warum muß man gleich jeden Einfall drucken lassen?

3. Traum und Rausch. Gedichte von Richard Wagner. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1898. 8. 1 M.

Diese vierundzwanzig Gedichte gehören formell durchaus der Mittelmäßigkeit an, aber inhaltlich glaubt der Verfasser durch ein herrisches Aufbäumen gegen Zucht und Sitte sich die Allüren eines großen Genius geben zu können. Ich glaube aber kaum, daß er irgend jemand sonst damit täuschen wird als nur vielleicht sich selbst. Was er in seinen klappernden Sonetten „An Schopenhauer" von sich sagt:

Ich war kein zeitgemäßer Kopf, kein neuer
Eiskalter Streber, alte Melodie
Schlief noch in mir und blieb mir immer teuer

dürfte noch immer seine Richtigkeit haben, trotz des Prahlens mit moderner Freigeisterei. „Traum und Rausch" — aber nichts Bleibendes, nichts Wahres.

4. Aus meiner Welt. Von Leonhard Wetzlar. Berlin, Gustav Buschhardt. 1897. 8. 1 M. 25 Pf.

Der Verfasser gehört zu jenen traurigen Modernen, die nur im dicksten Schmutz nach Schätzen wühlen. Man würde darüber traurig sein müssen, wenn es sich hier um ein verblendetes Talent handelte. Aber es handelt sich weder um ein Talent, noch um eine eigentliche Verblendung, sondern um einen eiteln kleinen Versifexen, der eben glaubt, im Trüben ist gut fischen. Zwei Proben mögen für sich selbst sprechen:

Sommernacht.

Schwül lastet, bang
die Sommernacht;
im düstern Hain
kein Lüftchen wacht.

Kein Vöglein ruft
ins Dunkel hinein;
die Sichel des Monds
hängt müd' ohne Schein.

Unlust und Weh
umschlingt mich mit Macht. —
Schwül lastet bang
die Sommernacht.

Zweifel.

Auf endlos öder Steppe
Lastet schwarzes, banges Dämmern,
Wolken hangen dumpf,
der Horizont ein Nebelmeer.
Kein froher Baum, kein lachender Strauch,
wohin mein Blick irrt:
alles öde, trostlos —
ein Grab.
Eine Fledermaus
flattert durchs Düster
lautlos in der Stille.

Wer kniet dort im Sand?
Eine schwarze Gestalt
gräbt und gräbt mit den Nägeln
im Boden.
Wonach?
„Suchst du Schätze?"
Sie schüttelt das Haupt und richtet's empor
Ein furchtbares Weib!
Riesengroß;
ein fahler, grüner Körper
wie faules Holz,
verglommen der Augen Licht,
aschengrau das Haar,
hohl die Wangen,
bitter grinsend der Mund. — u. s. w.

Ohne Frage sehr modern, aber auch sehr komisch. Beinahe so schön wie die Parodien des „Kladderadatsch" auf Arno Holzens letzte Geniestreiche in der „Jugend".

Hermann Anders Krüger.

Feuilleton.

— Zur Erinnerung an den vor hundert Jahren, am 15. August 1797, geborenen Hans Ferdinand Maßmann haben C. Euler und R. Hartstein aus den an ziemlich unzugänglichen Orten verstreuten Nachrichten ein schlichtes Lebensbild dieses wackern deutschen Mannes zusammengestellt und eine Sammlung seiner Turn- und Vaterlandslieder hinzugefügt: „Hans Ferdinand Maßmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder“ (Berlin-Charlottenburg, R. Heinrich, 1897). Würdigt das Büchlein Maßmann auch hauptsächlich wegen seiner Verdienste um das Turnwesen, für das er als treuester Schüler des Turnvaters Jahn rastlos gearbeitet, mutig gestritten und auch gelitten hat, und um die germanistische Wissenschaft, die ihm manche wertvolle Bereicherung verdankt, so wird es doch weit über die Kreise von Turnern und von Germanisten hinaus Teilnahme finden. Ist es doch ein ungewöhnlich reiches und anziehendes Leben, das uns hier erzählt wird. Seitdem F. Maßmann durch seinen Lehrer Friedrich Lange, den begeisterten Sänger des Bundesliedes der Lützower: „Es heult der Sturm, es braust das Meer“, für die edle Turnerei gewonnen worden war, hat er allezeit mit im Vordergrunde der vaterländischen Bewegung gestanden; so zieht denn mit seinem Leben die ganze Geschichte unsers Vaterlandes in den ersten siebzig Jahren dieses Jahrhunderts an uns vorüber. Dazu kommt, daß er mit einer großen Zahl bedeutender Männer in persönlichen Verkehr trat, mit Neander und Schleiermacher, Alexander von Humboldt, Pestalozzi, Bopp, Schnorr von Carolsfeld, Schwind, König Ludwig von Bayern, Fr. Pfeifer, K. Bartsch, W. Mannhardt u. a. Trotz mancher bittern Enttäuschung und trotz vielen persönlichen Leides, das ihn in seiner Familie traf, erscheint sein Leben doch beneidenswert, da es ihm vergönnt war, nachdem er schon den Befreiungskrieg von 1813—15 mit vollem Bewußtsein erlebt hatte, auch noch die Erfüllung seiner politischen Jugendträume im Jahre 1871 zu schauen. Maßmann war objektiv und patriotisch genug, um nicht darum zu hadern, daß die politische Entwicklung etwas andere Bahnen eingeschlagen hatte, als er in seiner Jugend gedacht hatte; so war denn seine Freude über das Errungene ungetrübt, und sein Alter wird erleuchtet und erwärmt von dem Bewußtsein, daß auch er die Samenkörner mit ausgestreut habe, die im Jahre 1870 zu herrlicher Ernte reiften. In dieser Hinsicht sind auch seine Turn- und Vaterlandslieder interessant. Sie erheben ja größtenteils gewiß selbst nicht den Anspruch für mehr als für Gelegenheitsdichtung zu gelten, und von allen haben meines Wissens nur zwei die Zeiten überdauert, das Turnerwanderlied aus dem Jahre 1813: „Turner ziehen froh dahin, Wenn die Bäume schwellen grün“, und das Weihelied aus dem Jahre 1820: „Ich hab' mich ergeben Mit Herz und mit Hand, Dir Land voll Lieb und Leben, Mein deutsches Vaterland“; aber das können sie uns lehren, wie Maßmann das Turnen so ganz und gar in den Dienst des Vaterlandes stellte, wie er auf dem Turnplatz, indem er das Turnen und den vaterländischen Gesang eng verband, nicht bloß den Körper, sondern auch den Geist der Jugend stählte, wie fest bei ihm Glaube, Freiheitsliebe und Vaterlandsliebe zu einem das ganze Herz erfüllenden Gefühle zusammengewachsen waren. Denn in dem Glauben an die einstige Größe und weltgeschichtliche Aufgabe seines Volkes hat sich Ferdinand Maßmann niemals irremachen lassen, weder durch eigenes Leid noch durch die politische Reaktion; dafür einen rührenden Beweis: das schöne Lied „Ich hab' mich ergeben“ dichtete er, als er, wegen der Teilnahme am Wartburgfest überall ausgewiesen, fast wie ein Geächteter von Ort zu Ort unstet wandernd, bei 21 Grad Kälte dem Thüringer Walde zustrebte.

— Postmeister a. D. Gustav Lüdemann hat den verschiedenen Hand- und Lehrbüchern für das Postwesen, die er früher verfaßt hat, jetzt einen „Deutschen Reichs-Katechismus“ folgen lassen (Berlin, Friedrich Luckhardt, 1898), in dem sich alles zusammengestellt findet, was der Bürger des Deutschen Reiches über die Verfassung, die Organe und die Institutionen des Reiches wissen muß. Aus amtlichen und nichtamtlichen Quellen ist das Material geschöpft und in gemeinverständlicher Sprache in Katechismusform (Frage und Anwort) dargestellt, es ist kein Werk gründlicher Gelehrsamkeit, sondern ein Ratgeber für den gebildeten Zeitungsleser, der nach schneller Orientierung strebt. Die Sprache Lindemanns ist nicht einwandfrei, es kommen falsche Participialkonstruktionen, unrichtige Fragstellung und andere Verstöße gegen den guten Stil vor, auch einzelne Unrichtigkeiten (falsche Daten in den geschichtlichen Angaben) laufen mit unter — aber im ganzen wird das Buch seinen Zweck erfüllen.

Bibliographie.

Achelis, Th., Archiv für Religionswissenschaft. 1. Bd. 1. Heft. Freiburg, J. C. B. Mohr. 8. Jeder Bd. (4 Hefte) 14 M.

Brada, L'Ombre. Paris, Calmann Lévy. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Daudet, L. A., Alphonse Daudet. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Elsborn, M., Eine aus der Gesellschaft. Roman. 2 Bände. Dresden, E. Piersons Verlag. 8. 7 M.

Ernst, P., Lumpenbagasch. — Im Chambre séparée. Zwei Schauspiele. Berlin, Joh. Sassenbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Faguet, E., Drame ancien, drame moderne. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Fèvre, H., Les Liens factices. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Génin, Lucien, und Joseph Schamanek, Description des tableaux d'enseignement d'Ed. Hölzel à l'usage des écoles. Wien, Ed. Hölzel. 8. 80 Pf.

Gleichen-Rußwurm, A. von, Die Komödie des Gewissens. Schauspiel. Würzburg, Stahel. 8. 1 M.

Her, A., Sie liebten sich. Roman. Dresden, E. Pierson. 8. 5 M.

Hirschberg, E., Die sociale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Berlin, Otto Liebermann. 8. 5 M. 50 Pf.

Holm, A., Geschichte Siciliens im Altertum. 3 Bde. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 37 M. 50 Pf.

Hugo, R., Fastnachtspossen. Ein toll und ausgelassen Spiel von Hans Sachsen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 60 Pf.

Jäckel, R., Martin Opitz von Boberfeld. Ein Gedenkblatt zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Bunzlau, G. Kreuschmer. 8. 60 Pf.

Jentsch, C., Socialauslese. Kritische Glossen, Leipzig. Wilh. Grunow. 8. 2 M. 80 Pf.

Kraemer, H., Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. Jede Liefg. 60 Pf.

Lerchenfeld, M., Was der Vogel im Käfig singt. Regensburg, W. Wunderling. 8. 2 M. 50 Pf.

Prinz-Münsterberg, Freiheit und sociale Pflichten. Berlin, Otto Liebermann. 8. 2 M. 75 Pf.

Remer, P. Frau Sonne. Komödie in einem Aufzug. Berlin, Ed. Bloch. 8. 1 M.

Renan, E., et M. Berthelot, Correspondance 1847—92. Paris, Calmann Lévy. 8. 7 Frs. 50 Cent.

Revue de Paris, La . . 5. Jahrg. Nr. 10. Paris. 8. 2 Frs. 50 Cent.

Rohling, A. C., Ein unechtes Index-Dekret. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Torresani, C., Schwarzgelbe Reitergeschichten. Dritte durchgesehene Auflage. Dresden, E. Pierson. 8. 4 M.

Türck, H., Der geniale Mensch. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler. 8. 4 M. 50 Pf.

Vogüé, E. M. von, Histoire et Poésie. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Wolters, W., Helene Pawlowna. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 8. 4 M.

Zevort, Ch., Aristophane, Lysistrata. Traduction nouvelle. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Charles Kingsley.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage. Zwei Teile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsleys berühmtem Roman „Hypatia“, einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidentums mit dem mächtig vordringenden Christentum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und hat bereits die sechste Auflage erlebt, die im Preise wesentlich ermäßigt wurde.

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

„Alton Locke“, der künstlerisch vollendetste Roman Kingsleys neben „Hypatia“, zeichnet sich außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus; er ist, wie der „Staatsanzeiger für Württemberg“ sagt, ein socialer Roman von solcher Wucht, daß niemand ihn ohne bleibenden innern Gewinn beiseite legen wird.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum erstenmale ins Deutsche übersetzte Roman Kingsleys hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nötig geworden ist. Mit Shakespearescher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von

Thomas Carlyle.

Aus dem Englischen von **P. Feddersen,** umgearbeitet von **E. Erman.**

Vierte Auflage.

Mit 9 Porträts. Drei Teile.

8. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Dieses Meisterwerk der englischen Litteratur, in welchem der geniale Verfasser ein lebendiges Bild jener großen Zeit entrollt, hat sich rasch in der Gunst der deutschen Leser befestigt, sodaß der dritten in kurzer Zeit die vorliegende vierte Auflage folgen mußte. Diese neue Auflage hat eine wertvolle Bereicherung erhalten durch Beigabe von 9 Porträts der hervorragendsten Persönlichkeiten der Französischen Revolution, die nach zeitgenössischen Originalen reproduziert sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Freud und Leid.

Letzte Lieder

von

Julius Sturm.

8. Geb. m. Goldschnitt 3 M.

„In Freud und Leid“ ist die letzte Gabe, die Julius Sturm aus dem reichen Schatze seiner dichterischen Schöpfungskraft dem deutschen Volke bietet. Sie hat gleich seinen frühern Dichtungen überall willkommene Aufnahme gefunden, wo religiöse Gefühle und die Liebe zum Vaterlande in deutschen Herzen Platz haben, und wird allen in Freud und Leid ein Genuß und eine Erhebung sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Teile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 29.

Leipzig, 21. Juli 1898.

Max Stirner.

Erkenntnistheorie und Ethik haben sich in der modernen Philosophie divergierend entwickelt. Durch Kant, indessen schon durch die Sensualisten wie die Cartesianer, ist die Erkenntnis der Welt oder eigentlich vielmehr diese selbst in uns gelegt. Kant brauchte von sich das Gleichnis: er habe in der Philosophie dasselbe gethan, was Kopernikus in der Astronomie. Wie dieser gezeigt habe, die Sonne bewege sich nicht um die Erde, sondern, umgekehrt, diese um jene, so habe seine Lehre nicht die Welt, um die wir uns, sondern uns, die menschliche Vernunft, um die sich die Welt drehe, zur Sonne des Universums gemacht. Damit wurde die Erkenntnis subjektiv. Das Ich wird der Mittelpunkt der Philosophie bei Fichte. Feuerbach stürmt den Himmel und setzt den Menschen ein zum neuen Herrn der Welt. Dagegen rückt die Moral immer mehr von diesem Mittelpunkt ab. Dieser große Widerspruch und Gegensatz erreicht in Schopenhauer das Ende der Entwicklung. Er baut auf Kants Kriticismus und der christlichen Ethik zugleich. Die Welt ist eine Äußerung des Willens, aber die Moral davon ist, daß der Wille verneint werden muß. Schopenhauers Philosophie ist der Ausdruck des Stolzes und der Verzweiflung des modernen Menschen zugleich. Zum Teil ging die Entwicklung der Ethik auch von Spinoza aus. Im Pantheismus des Gefühls, der besonders von deutschen Dichtern und Denkern wie von den modernen Naturforschern ausgebildet wurde, sollte jeder Grashalm zu seinem Rechte kommen, nur der Mensch sollte nichts sein. Ihm wurde Bescheidenheit gepredigt. Der Mensch war zwar alles, das Maß aller Dinge, aber zugleich ein vollkommener Sklave, der sich unterordnen sollte unter das All, unter die Gesetze der Natur, unter die Menschheit, unter allerlei Moralgesetze und Gottheiten. Der Zweck der individuellen Entwicklung sollte sein: Aufgehen des Individuums in fremde Individuen.

Da kam Max Stirner und setzte das Individuum wieder in seine Rechte ein. Er zieht die Konsequenzen des Subjektivismus, vernichtet alle Götter, ob sie sich Staat, Gesellschaft, Menschheit oder wie sonst nennen, und löst das Ich aus den Banden, die es zu ersticken drohen. Cogito, ergo sum heißt das Einleitungsmotiv der modernen Philosophie. Nichts geht Mir über Mich selbst, war das Schlußthema. Das Ich, das Fichte noch objektiv gemeint hatte, steht plötzlich nackt und losgelöst von allen Zusammenhängen da und wird nun auch Mittelpunkt der Moral.

Max Stirner ist, wie die letzten Hegelianer alle, vorwiegend Kritiker. Er ist ein starker Logiker, der im Sturmschritt zu letzten Schlüssen kommt. Das Schicksal solcher Denker, wir sehen es bei Spinoza wie bei Schopenhauer, pflegt zu sein, daß sie eine Zeit lang vergessen oder übersehen werden. Einmal, weil ihnen die übrige Welt nicht so schnell folgen kann; dann aber auch, weil der Geist bei einer scharfen Ecke angekommen ist, von wo es zunächst nicht weiter geht, weshalb auch die thätigen und wirksamen Geister lange Zeit mit Scheu an ihnen vorübergehen, Geister, die sonst wohl vermöchten, ihnen zu folgen und sie zu verstehen.

So ging denn auch die deutsche Philosophie über Stirner zunächst hinweg. Man mußte erst auf einem andern Wege schließlich wieder zu ihm gelangen. Im Mittelpunkt des modernen Denkens steht der Staat und die Gesellschaft; es entwickelten sich vorzugsweise die Wissenschaften, die sich um diese drehen: Staats- und Nationalökonomie, die Wirtschaftslehre, Statistik u. s. w. Theorien folgten auf Theorien, Kritik auf Kritik, bis schließlich das letzte Resultat der Anarchismus ward, wieder eine gründliche

Aufräumung mit allerlei Spuk und Gespenstern, deren Zweck der freie Mensch war oder doch sein sollte. Und moderne Anarchisten sind es gewesen, die Stirner wieder auf den Schild erhoben.

Zehn Jahre lang hat John Henry Mackay der Erforschung des Lebens Stirners gewidmet. Das Resultat aber ist dürftig. Zunächst war das Leben des Philosophen überhaupt nicht sehr inhaltreich. Er hieß Johann Kaspar Schmidt und ist am 25. Oktober 1806 in Bayreuth geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Heimatstadt, studierte in Berlin, Erlangen und Königsberg, wurde später Lehrer einer höhern Töchterschule, trat in den Kreis der „Freien“, die in den vierziger Jahren in Berlin die geistige Revolution bedeuteten und die politische vorbereiten halfen, verheiratete sich zweimal, erst mit der Tochter seiner Wirtin (1838) und, nach dem bald erfolgten Tode der ersten Frau, mit einem jungen, starkgeistigen Mädchen, Marie Dänhardt, die sich in den Zeiten seiner schlimmsten Lage von ihm trennte und noch heute in London lebt; ihr hat er sein Hauptwerk, das einzige große Buch, das er schrieb, gewidmet: „Der Einzige und sein Eigentum“ (1845). Max Stirner starb in großer Not am 25. Juni 1856 in Berlin. Er hat zurückgezogen gelebt, und deshalb giebt es auch heute so wenige Menschen, die sich seiner noch erinnern können.

Das Interessanteste in der Biographie Mackays*) ist die Einleitung, in der er die Mühen seiner Arbeit schildert. Frau Stirner hat sich inzwischen vollständig von dem Philosophen abgewandt, sie verleugnet ihn und ist schlechterdings zu keiner Mitteilung zu bewegen. Im übrigen ist die Arbeit Mackays umständlich, weitschweifig und unbeholfen. Weil er nichts Wichtiges hat in Erfahrung bringen können, zerrt er das Unwichtige auseinander. Er teilt uns die Nummern seines Geburtshauses, seiner Wohnungen und seines Grabes getreulich mit und nennt die Namen seiner Wirtinnen. Als er von seiner letzten Wirtin spricht, heißt es: „Es war Stirners letztes Heim. Nur einmal noch sollte er sein Quartier wechseln!“ (Nämlich ins Grab.) „Denn unvermutet und jäh ereilte ihn der Tod.“ Die Erklärungen und Begründungen Mackays sind alle ungefähr der Art. Er wirft z. B. die Frage auf: wie sich Stirners Leben mit seiner Lehre vereinigen lasse. Mackays Antwort: „Was anders hätte er auch thun können! Hätte er enden sollen wie die andern? . . . Oder hätte er u. s. w. . . . Nein, Max Stirner hat sie befolgt und er hat alle ihre Früchte geerntet“ (welche das waren, sagt Mackay nicht), „soweit es ihm möglich war“ (eine bedenkliche Einschränkung!). „Denn er war ein überlegener Mensch.“ (Dies „denn“ ist wahrhaft verblüffend.) „Er hat gelebt, wie er leben konnte.“ Damit ist es denn gesagt! Ich möchte nur wissen, wie jemand anders leben soll, als er leben kann. Freilich, es folgt abermals eine Einschränkung: „Nicht, wie er vielleicht gewünscht hätte zu leben.“ Anstatt einfach zu erklären: Über meinen Helden weiß ich so wenig, daß ich schlechterdings über die Frage der Übereinstimmung von Leben und Lehre nichts sagen kann. Es fehlen mir alle Mittel, mir das Seelenleben und das Charakterbild dieses Mannes zu konstruieren, so daß ich auch nicht wissen kann, ob und wie weit er sich glücklich und zufrieden gefühlt hat, ob ihm seine Philosophie Befriedigung oder innere Konflikte brachte, ob er innerlich ein ganzer oder ein zerrissener Mensch war.

Ein weit größeres Verdienst hat Mackay, der sich seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen fühlte und auch über das Werk Stirners nichts als allgemeine Lobesworte des Erstaunens und eine allgemeine Inhaltswiedergabe zu geben vermochte, sich durch die Sammlung und Herausgabe der „Kleinern Schriften“*) des Philosophen erworben. Es sind Aufsätze, Kritiken und Entgegnungen auf Kritiken seines Werkes, alle scharfsinnig, geistreich und konsequent. Weitaus die wichtigste dieser Arbeiten ist die erste über „Das wahre Princip unserer Erziehung oder Humanismus und Realismus“, vom Jahre 1842. Nach einer Kritik des humanistischen wie realistischen Erziehungsprincips stellt Stirner das Princip der egoistischen Erziehung auf, das darin besteht, unsere Anlagen nicht als Geschöpfe zu behandeln, sondern zu Schöpfern auszubilden. „Das Wissen selbst muß sterben, um im Tode wieder aufzublühen als Wille; die Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, diese herrlichen Blumen dreier Jahrhunderte, werden in den Mutterschoß der Erde zurücksinken, damit eine neue Freiheit, die des Willens, von ihren edelsten Säften sich nähre.“ Denn „das rechte Wissen vollendet sich, indem es aufhört Wissen zu sein und wieder ein einfacher menschlicher Teil wird, — der Wille“. Das Wissen, das früher Selbstzweck war, sinkt zum Mittel herab, es wird der Hebel für den Willen. Der Zweck der Wissenschaft und Erziehung ist ferner nicht die Bildung von Charakteren (jeder Charakter ist etwas Starres, das die Entwicklung hindert), sondern die Ausbildung der freien Persönlichkeit.

In dieser Tendenz begegnet sich Stirner mit Fichte, Lagarde und Nietzsche, so sehr sie sonst auseinandergehen. Den Abstand Nietzsches von Stirner bezeichnet am deutlichsten das Wort Zarathustras: „Frei wovon? was schiert das mich! Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?“ Stirner ist vorwiegend negativ, Nietzsche bildet das neue Ideal aus; Stirner giebt nur die Zeichnung, wozu Nietzsche das Bild liefert; dieser ist der Künstler, Stirner der Kritiker. Mackay, der gar keine Wert- und Vergleichsmaße für seinen Gott hat, auch die Entwicklung nicht kennt oder nicht versteht, deren Resultat Stirner und Nietzsche waren, spricht in der Einleitung seiner Biographie

*) Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Von J. H. Mackay. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 8. 6 M.

*) M. Stirners kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ aus den Jahren 1842—47. Herausgegeben von J. H. Mackay. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 8. 3 M.

unverständliche Worte über diesen, dessen Reichtum und dessen genetischen Zusammenhang mit Stirner er gar nicht begreift. Ohne eingehende Kenntnis redet er auch über Hegel und Bruno Bauer, wie er denn vollständig kritiklos und verblüfft seinem Heros gegenübersteht. Nietzsche verhält sich etwa zu Stirner wie Goethe zu Spinoza. Das Wissen hat sich umgesetzt in Leben, es ist, um mit Stirner selbst zu reden, gestorben, um als Wille wieder aufzustehen und als freie Person sich täglich neu zu schaffen, d. h. also, sich unter Umständen auch zu widersprechen; ganz abgesehen davon, daß die Erfüllung der Forderung auf den ersten Augenblick fast immer so unähnlich sieht, daß sie eher als das Gegenteil erscheint.

Max Stirner selbst konnte noch nicht sagen, was der Einzige ist oder das Ich. „Man sagt von Gott: Namen nennen Dich nicht. Das gilt von Mir: kein Begriff drückt Mich aus, nichts, was man als mein Wesen angiebt, erschöpft Mich; es sind nur Namen. . . . Eigner bin ich meiner Gewalt und Ich bin es dann, wenn Ich Mich als Einziger weiß." Er will alles entfernen, was das Gefühl seiner Einzigkeit schwächt. „Jedes höhere Wesen . . . erbleicht vor der Sonne dieses Bewußtseins." Eine unendliche Aussicht eröffnet sich, hier ist Freiluft. Aber das Wesen des Einzigen ist damit noch nicht erklärt, oder doch nur erst negativ: „Ich hab' meine Sach' auf Nichts gestellt." Nietzsche gab diesem Nichts einen Inhalt, damit ging er über Stirner hinaus und wich von seinem Kurs ab. Dieser wird als der große Befreier, Nietzsche aber als der neue Weg- und Zielweiser in der Geschichte des Menschen seine Bedeutung haben. Wenn es heute zwei Parteien giebt, die gegenseitig ihren Genius zu verkleinern suchen, indem die Nietzscheaner auf Stirner als den Ärmern, die Anhänger Stirners auf Nietzsche als den Widerspruchsvollern schmähend oder spottend weisen, so begreifen sie beide das innere Verhältnis der Philosophen nicht. Es ist da immer nur eine bestimmte Seite, in deren Betrachtung sie gebannt sind: entweder es ist der Künstler Nietzsche oder der Logiker Stirner, der fasciniert. Indessen, damit erschöpft man ihre Bedeutung nicht. Bewunderungswürdige Logiker waren die wichtigern Hegelianer alle, und Künstler giebt es neben Nietzsche noch andere. Wer sie nicht als Ergänzung begreift und gelten läßt, der wird ihnen beiden nicht gerecht, versteht sie beide nicht. Der eine ist der Kettensprenger, der andere der freie Wanderer. Natürlich, daß jener muskelstärker war, natürlich aber auch, daß dieser liebenswürdiger und heiterer erscheint.

Leo Berg.

Die „Empirische Psychologie" von Drobisch.

Daß nach sechsundfünfzig Jahren ein philosophisches Werk seine zweite Auflage erlebt, ist wohl ein seltenes Ereignis. Die „Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode"*) von Wilhelm Drobisch, die von der Verlagshandlung von Leopold Voß in Hamburg soeben in zweiter Auflage ausgegeben wird, hat dieses Schicksal erfahren. Der Herbartianismus, den der vor kurzem erst verstorbene Verfasser in seiner Psychologie vertritt, war im Jahre des erstmaligen Erscheinens (1842) noch wenig anerkannt, Drobisch selbst wurde einer seiner geistreichsten und energischsten Wortführer. So ist es zu erklären, daß das im Sinne der Herbartschen Philosophie sehr brauchbare Werk des Verfassers nicht die Beachtung fand, die es verdient hätte, überdies wollte Drobisch selbst, nachdem eine neue Auflage nötig geworden war, nicht darein willigen, daß seine „Psychologie" bei seinen Lebzeiten wieder erschien. Die gegenwärtige Auflage ist ein fast unveränderter Abdruck der ersten, es sind nur wenige Korrekturen berücksichtigt, die der Verfasser selbst in seinem (auf der Leipziger Bibliothek befindlichen) Handexemplar angebracht hat.

Innerhalb der Herbartschen Psychologie bezeichnete die Arbeit Drobischs einen wichtigen Fortschritt. Während in dem Hauptwerke Herbarts die Psychologie „auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik" gegründet war, machte sich Drobisch von der metaphysisch-mathematischen Grundlage nach Möglichkeit los, um „ohne Hilfe der Metaphysik und der Philosophie überhaupt, ohne Zuziehung der Mathematik, durch bloße unbefangene Zergliederung, Vergleichung, Verknüpfung der Thatsachen unserer innern Erfahrung" die „wesentlichen Grundlinien" einer Ansicht von den Erscheinungen des geistigen Lebens zu gewinnen. Die Loslösung der Psychologie von der ihr ohnehin lose genug anhaftenden Mathematik gelang ihm natürlich leicht. Nicht einmal die berühmte Formel von der Hemmungssumme der Vorstellungen findet sich in Drobischs „Psychologie". Und gerade durch diese rein auf Erfahrung und Beobachtung gegründete Psychologie findet Drobisch nun in allen Punkten das bestätigt, was Herbart selbst auf dem Wege der Ableitung aus seinen metaphysischen Grundbegriffen gewonnen hatte. Nicht nur das, auch durch eine eingehende kritische Umschau, die auf Grund dieser Erfahrungspsychologie unternommen wird, glaubt Drobisch zeigen zu können, „daß alle frühern und spätern Hypothesen" über die Seele und ihre Erscheinungen — außer der Herbartschen — „sich als ungenügend erweisen". Das ganze zweite Kapitel des fünften Abschnitts wird dieser Kritik der „frühern und spätern Hypothesen" über die „Seelenvermögen" gewidmet. Freilich kann man heute von diesem Überblick über die psychologischen Theorien nicht mehr befriedigt sein, wenn man sieht, daß er mit C. G. Carus, G. H. von Schubert (!)

*) Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Von M. W. Drobisch. Zweite Auflage. Hamburg, L. Voß. 1898. 8. 6 M.

und Hegel und seiner Schule abschließt. Dagegen ist es — namentlich für den Historiker der Philosophie — beachtenswert, wie sich Drobisch mit Beneke auseinandersetzt. Benekes Psychologie wird immer schwer zu taxieren sein, namentlich mit Rücksicht auf die Frage ihrer Selbständigkeit gegenüber Herbart. Denn seine Grundbegriffe sind originelle sprachliche und logische Bildungen, aber von jeher behaupteten die Herbartianer, daß die ihnen zu Grunde liegenden psychologischen Anschauungen Herbarts Eigentum seien. Darüber ist das Zeugnis der Zeitgenossen von um so größerer Wichtigkeit, als die spätere historische Kritik, die dem persönlichen Kontakt mit beiden Forschern entrückt ist, das kaum noch zu unterscheiden vermag. Das Zeugnis von Drobisch fällt nun sehr zu Ungunsten von Benekes Originalität aus. Der Verfasser meint, er könne Beneke „weder als Gegner bekämpfen noch als Bundesgenossen begrüßen", er habe „unter neuer Terminologie eigentümliche Lehren Herbarts vorgetragen", und dies sucht Drobisch dann an den Benekeschen Grundbegriffen Punkt für Punkt zu beweisen.

Jene Kritik der nicht-Herbartschen Theorien macht dann für Drobisch den Übergang zu einer rationalen oder theoretischen Psychologie, die den Schluß des Werkes bildet. Er verhehlt sich nicht, daß auch nach Herbart hier noch viel zu thun übrig ist. Gerade in diesem Teil der „Psychologie" vermeidet er nun alle mathematische Deduktion, er wollte zeigen, daß die Herbartschen Grundbegriffe keineswegs von der Art ihrer Grundlegung bei dem Meister abhängig sind. „Es war mir daran gelegen", so versichert er deshalb in der Vorrede, „dem Vorurteil nicht neue Nahrung zu geben, als stehe die richtigere psychologische Grundansicht (Herbarts) in einem so untrennbaren Zusammenhange mit Mathematik, daß sie schon deshalb nicht Gemeingut werden könne."

Was den Inhalt des Werkes in seinen Einzelheiten betrifft, so ist es nicht leicht, eine Vorstellung von diesem zu geben. Es ist auf den dreihundertfünfundfünfzig Seiten dieser „Psychologie" eine ganz erstaunliche Fülle von Beobachtungen und feinen psychologischen Unterscheidungen niedergelegt. Wie man nicht anders erwarten kann, liegt bei dem Herbartianer der Schwerpunkt der Darstellung in der Psychologie der Vorstellungen, während der grundlegende Teil des Werkes, die Sinnespsychologie, die schwächste Partie ist. Sehr wunderlich ist Drobischs Begriff der Empfindung. Empfindungen sind nach seiner Meinung diejenigen Bestandteile unserer Sinneswahrnehmung, welche die Vorstellungen von Eigenschaften der Dinge enthalten. Dabei unterscheidet der Verfasser reine und gemischte Empfindungen, die letztern, z. B. Geschmäcke und Gerüche, „zeigen keine scharf bestimmte Individualität", „sondern verlaufen sich ineinander", — wir lieben heutzutage doch etwas exaktere Bestimmungen! Natürlich hat Drobisch auch noch die schreckliche Terminologie: „Gefühlssinn" und „Gefühlsempfindungen", statt Tastempfindungen, und er unterscheidet zwei Klassen derselben, denn wir haben einen „innern Gefühlssinn", der uns von dem eigenen Leibe und seinen Zuständen Kenntnis giebt, und den äußern, der uns über die Tastqualitäten der Objekte belehrt. Vergleicht man die übrige Psychologie der Empfindungen bei Drobisch mit dem, was über den gleichen Gegenstand in den damaligen physiologischen Handbüchern zu finden ist (J. Müller, Valentin, Vierordt, A. W. Volkmann, Aubert u. a.), so muß man über den Mangel an Kenntnissen bei Drobisch staunen! Das ist ein Erbteil der Herbartschen Schule, denn schon der Meister war der physiologischen Psychologie abgeneigt; der Psycholog könne der Physiologie mehr geben, als von ihr empfangen, das war der Standpunkt, den Herbart wiederholt betont hat und den alle seine Schüler als Vorwand zur Vernachlässigung der physiologischen Psychologie benutzt haben, und das nannte man dann „Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode". Weit besser als dieser grundlegende ist der zweite Teil des Werkes. Er giebt hauptsächlich eine Gedächtnispsychologie im weitesten Sinne des Wortes; aber auch die Vorgänge der Wahrnehmung und des Urteils werden ausführlicher, wie das heute vielfach üblich ist, behandelt. Viel schwächer ist wiederum die Raum- und Zeitpsychologie, in der letztern ist geradezu ein Rückschritt gegen Herbart zu verzeichnen. Der dritte und vierte Abschnitt, welche die Gefühle und den Willen behandeln, zeigen die bekannten Mängel der Herbartschen Gefühls- und Willenspsychologie. Es ist interessant, die heute so gründlich ausgebildete Theorie der Affekte mit den Aufstellungen von Drobisch zu vergleichen. Diese Affektenlehre mutet den heutigen Psychologen wie ein Stück Popularpsychologie des 18. Jahrhunderts an. Drobisch kennt die charakteristischen körperlichen Begleiterscheinungen der Affekte, weiß aber nicht mehr mit ihnen anzufangen wie etwa ein K. Ph. Moritz und seine Zeitgenossen; und was ist mit „Erklärungen" gewonnen, wie dieser, daß zur Gemütsruhe ein gewisser „mittlerer Grad der Spannung der gegenwärtigen Vorstellungen" gehöre, während die Affekte dem gegenüber „Zustände der Überfüllung oder Entleerung des Gemüts" bilden. Nicht ohne Interesse liest man endlich am Schluß des Werkes die nochmalige Versicherung des Herbartianers, daß alle die speciellern psychologischen Begriffe, mit denen der Verfasser die verschiedenen Entwicklungsstufen und Klassen psychischer Gebilde bezeichnet hat, nicht neue Seelenvermögen sind, sondern „es sind immer nur die Vorstellungen, ihre Verbindungen und Bewegungen", aus welchen alle Einzelheiten des geistigen Lebens begreiflich werden.

Möge der neue Abdruck der „Psychologie" von Drobisch dem Werke manche neue Leser zuführen, es ist auch für den Nichtherbartianer immer eine anregende und nicht selten lehrreiche Lektüre. Freilich denken wir uns dabei mit Rücksicht auf die zahlreichen veralteten Lehren einen Leserkreis, der in der heutigen Psychologie einigermaßen beschlagen ist.

Ernst Meumann.

Aus der „Bibliothek Deutscher Geschichte“.

Vor kurzem haben wir Winkelmanns „Geschichte Kaiser Friedrichs II.“, des letzten großen Hohenstaufen, in Nr. 19 d. Bl. f. 1898 angezeigt, heute können wir unsere Leser hinweisen auf ein anderes Werk, das sich mit der Stauferzeit beschäftigt, auf den ersten Band der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen“, von Dr. J. Jastrow und Dr. G. Winter*). Dieses Werk bildet einen Teil der von H. von Zwiedineck-Südenhorst herausgegebenen „Bibliothek Deutscher Geschichte“ und trägt schon deshalb einen ganz andern Charakter als die Arbeit Winkelmanns. Für den weiten Kreis der Gebildeten bestimmt, erstrebt es eine glatte, gut lesbare Darstellung, die auf den Quellen und neuern Werken beruht, verzichtet aber auf Anmerkungen und Belege, die bei Winkelmann einen breiten Raum einnehmen. Inhaltlich kennzeichnet das Werk auf den ersten Blick die moderne Entwicklung der Geschichtswissenschaft: es behandelt zunächst auf 316 Seiten im ersten Buche „Land und Leute zu Beginn der Hohenstaufenzeit“; dann folgt das zweite Buch (110 Seiten) mit der Überschrift „Das Zeitalter Bernhards von Clairvaux“, und darauf das dritte Buch (217 Seiten) „Das Zeitalter Friedrich Barbarossas“. So ist ungefähr die Hälfte des Ganzen den Zuständen gewidmet, dann tritt eine religiöse Strömung, als deren Vertreter Bernhard erscheint, in den Mittelpunkt der Darstellung, und nun erst wird ein Kaiser in der Überschrift als der Träger der Geschichte genannt. Schon hieraus ergiebt sich, daß die kulturgeschichtlichen Thatsachen eine besonders eingehende Behandlung erfahren haben, und aus ihnen wollen wir denn auch einiges herausheben. Der erste Abschnitt des ersten Buches ist überschrieben „Morgenland und Abendland in ihren bisherigen Beziehungen“.

Im Römischen Reiche bildeten Morgenland und Abendland einen gemeinsamen Kulturkreis; zu dieser Kultur haben alle Völker beigetragen, insbesondere auf staatlichem Gebiete die Römer, auf geistigem die Griechen, und die letzte Blüte dieser Weltkultur war das Christentum. Als lernende neue Völker traten in sie ein im Westen die Germanen, im Osten die Araber. Die letztern, die auch von den vorrömischen Kulturen des Orients mit lernen konnten, nahmen jene Weltkultur vollständiger und tiefer auf als die Germanen, wahrten sich aber trotzdem eine größere Selbständigkeit: während die Germanen die Religion und die fremde Sprache als Schriftsprache mit übernahmen, schufen sich die Araber eine nationale Religion und behielten ihre einheimische Sprache. Erst zerstörend, dann aber das Gewonnene übernehmend traten in diese Kulturkreise hier die Normannen, dort die Seldschuken ein; zwischen beiden Kulturkreisen aber behauptete sich als überlegener Kulturfaktor das Byzantinische Reich. Neben diesen drei Gliedern des Mittelmeersystems steht ihre Beziehungen mitbestimmend das große chinesisch-indische Verkehrsgebiet. Die Vermittlung übernahm hier der arabische Kaufmann, und Bagdad wurde das Centrum eines nach allen Seiten ausgreifenden Verkehrs, der auch gefördert ward durch das hochentwickelte mohammedanische Handelsrecht. Dem gegenüber war der Stand des abendländischen Handels äußerst niedrig, und das sicherte dem byzantinischen Kaufmann eine wichtige Stellung als Vermittler beider Gebiete; für diese Vermittlung aber wurde Konstantinopel der wichtigste Markt. „Suchen wir die vier großen Verkehrsgebiete nach dem Stande ihrer Verkehrsleistungen miteinander zu vergleichen, so nimmt, was Ausdehnung und Schnelligkeit der Verkehrsleistungen betrifft, das indisch-chinesische Gebiet, in Bezug auf einheitliche Organisation das arabische, in Bezug auf Konzentration der Handelsherrschaft auf einem Punkte aber zweifellos das griechische die erste Stelle ein. Während diese Gebiete ein jedes in seiner Art eine hervorragende Verkehrsleistung aufzuweisen haben, liegt ganz Westeuropa noch in den schüchternen Anfängen eines jungen Handelslebens da.“ Im weitern Verlaufe suchten nun die Araber sich für den Verkehr nach dem Westen von den Griechen unabhängig zu machen, und ähnlich die Griechen von den Arabern für den Verkehr nach dem Osten; endlich fingen auch die Abendländer an mit Umgehung der griechischen Zwischenhändler unmittelbare Beziehungen zu den Arabern anzuknüpfen, hierbei spielen die Normannen eine besondere Rolle: es erfolgen abendländische Staatengründungen auf mohammedanischem Boden. Damit beginnt ein neuer Kulturaustausch zwischen Morgen- und Abendland, der sich am schnellsten auf dem Gebiete des Kriegswesens vollzieht. Der Seehandel geht aber aus dem Seeraube hervor, und die Anknüpfung von Handelsbeziehungen bedeutet zugleich einen feindlichen Gegensatz. Für diese wirtschaftlichen Gegensätze bilden nun Christentum und Islam das Schlagwort, doch bieten sie in dem Glauben an einen Gott zugleich den Rahmen für ihre Überbrückung.

Das ist in gedrängter Kürze der Inhalt des ersten Abschnittes. Er bietet geistvolle Ausblicke, doch will es uns scheinen, als ob die Geschichte zu sehr zur bloßen Handelsgeschichte werde. Gewiß haben bei den Kreuzzügen Handelsfragen bedeutend mitgewirkt, ebenso bei den Kämpfen gegen die Mauren in Spanien, gegen die Sarazenen in Sicilien; aber das religiöse Moment darf doch nicht so als Nebensache (als „Formel“ für wirtschaftliche Gegensätze) behandelt werden, wie es hier geschieht. Später treten ja allerdings die wirtschaftlichen Interessen in den Vordergrund, aber vom ersten Kreuzzug (Jastrow setzt „ersten“ in Anführungsstriche und will in ihm gar nichts Besonderes sehen) kann man das doch nicht sagen. Trotz aller sittlichen Schwächen, trotz aller egoistischen Herrschaftspläne schöpften die Kreuzfahrer die Kraft für ihre Erfolge doch aus ihrer

*) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen. Von Dr. J. Jastrow und Dr. G. Winter. Erster Band (1125—90). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1897. 8. 8 M.

religiösen Begeisterung; und wenn auch schon vorher Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern in Spanien und Sicilien stattgefunden hatten, in der erstrebten Zusammenfassung der christlichen Streitkräfte für eine große Idee lag doch etwas Neues. Es ist für eine tiefere Erkenntnis der Dinge sehr wertvoll, einer einseitig religiösen Betrachtung der Kreuzzüge entgegenzutreten, aber das darf nicht so geschehen, daß eine andere Einseitigkeit möglich wird. Darin gerade liegt ja das Große der neuen kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, daß sie sich bemüht, allen Faktoren der Menschheitsgeschichte gerecht zu werden. In der vorliegenden Darlegung kommt aber der religiöse zu Gunsten des wirtschaftlichen zu kurz, und auch später (S. 55), wo er mehr gewürdigt wird, erscheint er nur als etwas Sekundäres. Wir mußten dieses Bedenken hier aussprechen, das hindert uns aber nicht, dem Verfasser zu danken, daß er derartige weit ausblickende Betrachtungen an die Spitze einer Geschichte der Hohenstaufen gestellt hat. Sie gehören hierher, weil eben in dieser Zeit die vorher ziemlich getrennten Kulturkreise — Kultur besteht aber nicht vorwiegend im Handel, auch nicht ausschließlich in der Wirtschaft — des Abend- und Morgenlandes in nähere Berührung kommen, eine Thatsache, die nicht bloß vom weltgeschichtlichen Standpunkt, sondern auch von dem einer deutschen Geschichte volle Würdigung verdient. Wie der Verfasser hier zurückgreift bis in die Zeit des römischen Kaiserreichs, so greift er auch bei der nun folgenden Schilderung der kirchlichen, staatlichen, wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands zurück auf die ersten Anfänge deutscher Geschichte. Das kann zunächst überraschen, da diese Dinge schon in den ersten Bänden der „Bibliothek", in Gutsche-Schultzes „Urzeit" und Mühlbachers „Karolinger" eine eingehende Behandlung gefunden haben. Indes zum Verständnis der Hohenstaufenzeit ist ein Zurückgehen auf die frühern Zustände zweifellos notwendig, und wenn Jastrow sich dabei nicht mit Verweisung auf die frühern Bände begnügt, so erklärt sich das daraus, daß die einzelnen Teile der „Bibliothek" voneinander durchaus unabhängige Werke sind und daß über viele der hier einschlagenden Fragen Zwiespalt in der Forschung besteht. Was Jastrow bietet, ist wohlerwogen, umfassend und klar; jeder Leser wird aus diesen Übersichten reiche Belehrung gewinnen. Gegliedert ist diese Darstellung in folgende Hauptabschnitte: 1) „Westeuropa in kirchlicher Einigung", 2) „Das deutsche Land und seine Bewohner", 3) „Sociale Gliederung. Landwirtschaft, Gewerbe, Handel", 4) „Recht und Gericht", 5) „Das Heer", 6) „Fürstentümer, Bistümer, Stadtgemeinden", 7) „Der König", 8) „Gesamtcharakter der Verfassung. Das Lehnswesen", 9) „Kunst, Litteratur, geistiges Leben", 10) „Aus den Ländern des Reiches". Der Schilderung der Zustände folgt nun die eigentliche Geschichtserzählung, die mit dem Aussterben der Salier einsetzt. Wie schon die Überschrift des zweiten Buches: „Das Zeitalter Bernhards von Clairvaux", zeigt, wird hier die religiöse Strömung voll gewürdigt, die kirchlichen Interessen erscheinen mächtiger als die weltlichen, Lothar und Konrad III. werden von ihnen mit fortgerissen. Diese Zeit ist dargestellt in den Abschnitten: 1) „Das Kaisertum im Dienste der kirchlichen Reformpartei", 2) „Höhepunkt der geistlich-kirchlichen Übermacht und Rückschlag gegen dieselbe. Der zweite Kreuzzug", 3) „Deutschland während des Kreuzzuges. Ausgang König Konrads III.". Im dritten Buche tritt dann das Kaisertum Friedrich Barbarossas in den Mittelgrund der Darstellung; ihr Gang ergiebt sich aus folgenden Kapitelüberschriften: 1) „Neuer Aufschwung des Kaisertums und der weltlichen Interessen", 2) „Überwältigung Mailands. Konstituierung des Königreichs Italien", 3) „Das päpstliche Schisma", 4) „Friedrich I. und Alexander III. Der Lombardische Bund", 5) „Die Monarchie Heinrichs des Löwen", 6) „Kaiserliches Walten in Deutschland und Italien", 7) „Friedrich Barbarossas Kreuzzeug und Tod". Im Einzelnen auf den hier angedeuteten Inhalt des Werkes einzugehen, ist selbstverständlich unmöglich; wir empfehlen es jedem, der sich für die Zeit interessiert, es zeigt durchweg neben Sorgfalt im Einzelnen einen weiten Blick und stellt große Zusammenhänge her.

Aus derselben Sammlung liegt uns gleichzeitig noch ein Werk vor, das in eine ganz andere Zeit führt. Es ist der erste Band der „Deutschen Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs", von H. von Zwiedineck-Südenhorst*). Wie der Verfasser, der zugleich der Herausgeber der „Bibliothek" ist, früher die „Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums" (1648—1740) behandelt hat, so hat er sich nun der Zeit zugewandt, in der das preußische Königtum aus tiefer Erniedrigung allmählich zum Deutschen Kaisertum aufsteigt. Das kennzeichnet seinen deutschen Standpunkt, und wir freuen uns dessen auch deshalb, weil der Verfasser Österreicher ist. Da sein Werk auf zwei Bände berechnet ist, wird allerdings die Zeit von 1815 bis 1871, also auch die Zeit der Erfüllung, viel weniger eingehend behandelt werden können, als die zehn Jahre, mit denen sich der vorliegende erste Band beschäftigt; wir bedauern das und hoffen, daß der Verfasser sich zu einem dritten Bande entschließen wird, zumal wir erwarten, daß er sein Augenmerk nicht bloß dem politischen, sondern auch dem wirtschaftlichen Umschwung zuwenden wird. Schon in dem vorliegenden Bande hat er auch das Zuständliche berücksichtigt, doch hat er hier mit Recht den Schwerpunkt auf den Einfluß der Individuen gelegt. „Nicht nur die Individualität Napoleons", so erklärt er (S. VI), „beherrscht das geschichtliche Leben seiner Zeit so vollständig, daß eine einzige psychische Abweichung, eine leise Schwebung in seinem Charakter ganz andere Verhältnisse hervorgerufen

*) Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs (1806—71). Von H. von Zwiedineck-Südenhorst. Erster Band: Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des Deutschen Bundes (1806—15). Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. 1897. 8. 8 M.

haben würde, als wirklich eingetreten sind, auch minder heroisch (soll wohl herrisch heißen?) veranlagte Naturen — man denke an Zar Alexander und Metternich — haben die Geschicke der europäischen Völker teilweise vorherbestimmt, nicht im Einklange, sondern im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung und den deutlich hervortretenden nationalen Strömungen." — Die von Zwiedineck gebotene Darstellung teilt den Stoff in zwei Bücher: „Die Zeit des Rheinbundes" und „Deutschlands Erhebung und Neugestaltung"; das erste Buch zerfällt dann in die Abschnitte: 1) „Preußens Überwältigung durch Napoleon", 2) „Österreichs Aufschwung und Fall 1806"; das zweite in die Abschnitte: 1) „Die Wiedergeburt Preußens und des deutschen Nationalgefühls", 2) „Der Befreiungskrieg", 3) „Der Krieg gegen Frankreich 1814", 4) „Der Wiener Kongreß und die Bundesverfassung". Die fesselnde Erzählung ruht durchweg auf gründlichen Studien, auch wenn sie keine archivalischen Forschungen, keine neue Eröffnung und Aufklärung von Geheimnissen bringen will. Wir könnten ihr nun in irgend einem Abschnitt nachgehen, indes wir würden damit weder dem Werke noch unsern Lesern gerecht werden; wir glauben beiden einen größern Dienst zu leisten, wenn wir die Schlußworte des Ganzen hierher setzen, weil sich aus ihnen der Geist und die Auffassung zeigt, die den Verfasser leiten:

Der große Kampf war beendet. Die rasch- und leichtlebigste aller europäischen Nationen hatte die Führerin in dem Ringen um die Freiheit und Selbstbestimmung, um die Wahrung der Menschenrechte sein zu können geglaubt und hatte die Willkürherrschaft eines kühnen, gewaltigen (? gewaltthätigen) Soldaten geschaffen. Die stürmische Auseinandersetzung der Erwählten der Nation mit einer verkommenen und unfähigen Regierung war in ein Verbrechen an ihrem Könige ausgeartet, das die Gesetze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit durchbrochen, die ursprünglich berechtigte Revolution zur Anarchie gesteigert und die sittliche Haltlosigkeit dieser Nation neuerdings geoffenbart hatte. Die vermeintlichen Helden der Freiheit waren zu Tyrannen und zu Schergen eines Tyrannen geworden, der die maßlose Vergrößerung der realen Macht zum nationalen Ideal der Franzosen erhob. Die Bewunderung seiner Thaten, der Genuß militärischen Ruhmes und die Freude an gewaltthätig zusammengerafftem Raube hatte sie blind gemacht für die Rechte ihrer Nachbarn, die sie rücksichtsloser verfolgten und unterdrückten als je einer der Vorfahren ihres gemordeten Königs. Der hundertjährige Haß gegen die Deutschen, für den es keinen Grund giebt als die Veranlagung zu Stolz, Neid und Haß, tobte sich in einer Wildheit aus, die alle bessern Regungen vornehmer Naturen überwältigte und ihre glänzenden Geistesgaben dem einen Zwecke der Beherrschung Europas dienstbar machte. Die Throne stürzten, die alten Fürstenhäuser splitterten vor der Wucht des Angriffes, nur die Verleugnung der nationalen Selbstachtung fand reichlichen Lohn, ehrenhafter Widerstand wurde mit grausamen Schlägen bestraft. — Als durch die Vermessenheit des in Purpur gekleideten Soldaten das Glück von Frankreich ins Wanken kam, da zwangen die Deutschen ihre Fürsten zum Befreiungskriege; ihre Begeisterung, ihre Ausdauer entschied den gemeinsamen Kampf der Unterdrückten; aber den Sieg heimsten die Kabinette ein. Fürstenrecht vor Volksrecht! war die Losung; aus der Blutsaat der Völker wuchs fürstlicher Besitz in hohen Halmen hervor. Hatten die Deutschen bis zum Einbruche der Fremden wenigstens die Formen eines Reiches mit einfältiger Treue bewahrt, immer der Hoffnung lebend, es werde der Erneuerer des Wesens, der Schöpfer der Einheit erstehen, so wurde ihnen jetzt auch dieses lieb gewordene politische Gerät genommen; an die Stelle des durch sein Alter ehrwürdigen Kaisertums trat der Deutsche Bund, dem schon bei seiner Schaffung der Stempel der Ohnmacht und Lächerlichkeit aufgedrückt war. — Blieb dieser Bund unbekämpft, regte sich im deutschen Volke keine Sehnsucht nach einem lebendigen staatlichen Verbande, härtete sich nirgends der nationale Wunsch zur That auf Leben und Sterben, wurde keine Fahne erhoben, um die sich die Kämpfer für ein neues Reich scharen konnten — dann war es für immer vorbei mit der politischen Zukunft der Deutschen, dann schieden sie aus der Zahl der Mächte und teilten das Schicksal der Polen. — Ohne Kaiser und ohne Oberhaupt, ohne gemeinsames Recht und ohne Heer, vor neuem Anfall unbehütet, durch die Eifersucht zahlreicher selbstbewußter Regierungen an dem Einsatze ihrer vollen Gesamtkraft gehindert, so sollten die Deutschen die Früchte ihres glorreichen Sieges über das Frankreich Napoleon Bonapartes genießen. Fügten sie sich diesem Machtspruch der Kabinette, dann waren sie kein Volk mehr, sondern nur Unterthanen verbündeter Regierungen. So hat es Metternich gewollt, so haben es ihre Fürsten, teils frohlockend, teils am Widerstand verzweifelnd, zugestanden. — Konnte dieser Bann gebrochen werden? Die Beantwortung dieser Frage giebt den Inhalt für die Geschichte der Deutschen in den nächsten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Wir hoffen, daß diese Probe viele veranlassen wird, nach dem Werke selbst zu greifen; sie werden es nicht bereuen.

Alfred Baldamus.

Zur Naturwissenschaft.

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Ferdinand Cohn. Zweite Auflage. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1897. 8. 20 M.

Im Verhältnis zu der Rolle, die in unserm Jahrhundert die Naturwissenschaften spielen, ist die Zahl der allgemein verständlich geschriebenen Werke, die auch sachlich auf der Höhe stehen, recht gering. Das ist zwar erklärlich, denn von jeher haben es viele Vertreter der Wissenschaft für unter ihrer Würde gehalten, populär zu schreiben, bei andern mag es kluge Selbstbeschränkung sein, nur Fachmann sein zu wollen und als solcher nur für den Fachmann verständlich zu schreiben, denn sich ohne Fachausdrücke allgemein verständlich zu machen ist eine Kunst, deren nur wenige fähig sind.

Um so verdienstvoller ist es, wenn ein hervorragender Naturforscher es für seine Pflicht erachtet, unsern gebildeten Kreisen das Eindringen in seine Wissenschaft zu erleichtern, und die Anschauung vertritt, „daß die Vertreter

der einzelnen naturwissenschaftlichen Zweige vor dieser Aufgabe, trotz der Schwierigkeiten, welche einer befriedigenden Lösung sich entgegenstellen und die populären naturwissenschaftlichen Schriften bei vielen in Mißachtung gebracht haben, nicht zurückschrecken dürfen, wo es gilt, an der geistigen Erziehung unsers Jahrhunderts mitzuarbeiten".

Schon in Nr. 38 d. Bl. f. 1896 hatten wir Gelegenheit, auf den ersten Band eines jetzt vollendet vor uns liegenden Werkes hinzuweisen, dessen Verfasser diese Anschauung vertritt. Es ist das Werk Cohns: „Die Pflanze."

Hervorgehoben zu werden verdient die vollständige Freiheit von allem kleinlich Schulmäßigen in der Darstellung, das Zurücktreten des rein formal Beschreibenden, die Verknüpfung der Thatsachen, die erwähnt werden müssen, zu einem lebendigen Bilde der Wechselbeziehungen, in denen die Pflanzen zur Außenwelt und insbesondere auch zu den Umwandlungen stehen, denen die Erde beständig unterworfen war und ist, und bei denen auch die Eingriffe der Menschen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

Das ist ein hoher Standpunkt, von dem aus zahlreiche allgemein bekannte Thatsachen, an die es der Verfasser liebt anzuknüpfen, die aber meist in ihrer Tragweite nicht beachtet und als alltäglich hingenommen werden, Bedeutung gewinnen; deshalb ist die Darstellung auch stets fesselnd und das Gelesene prägt sich tief ein.

Hatte der erste Band die Entwicklung der Pflanzenkunde, den Bau, die wichtigsten Lebens-, insbesondere auch Ernährungsvorgänge im pflanzlichen Organismus, ferner den Rhythmus in der Entwicklung zum Gegenstande und führte er uns schließlich vom Pol zum Äquator, vom Meeresspiegel zum ewigen Schnee, um uns einen Begriff von der Verteilung der Pflanzen- und Pflanzengenossenschaften auf dem Erdball zu geben, so erfahren wir im zweiten Bande zunächst in dem „Was sich der Wald erzählt" von dem Ringen der uns so friedlich erscheinenden Pflanzen, dem Siegen und Unterliegen ganzer Sippen, ganzer Floren, in der Gegenwart wie in der Vorzeit; dabei eröffnet sich auch mancher Blick in die Veränderungen, die für die Zukunft vorauszusehen sind. Die folgenden Vorträge sind den dem Menschen besonders nahe stehenden edlen Kulturgewächsen gewidmet, die wie „Weinstock" und „Rose" seit dem Erwachen der Kultur dem Menschen zum Genuß und zum Schmuck unentbehrlich geworden sind, oder wie die „Orchideen" in neuerer Zeit dadurch, daß sie Farbenpracht und Wohlgeruch mit Formenschönheit vereinigen, Gegenstand eifriger und kunstvoller Pflege geworden sind.

Dann lernen wir das Treiben der so merkwürdigen, in vieler Beziehung an das Tierleben erinnernden insektenfressenden Pflanzen kennen, um darauf eingeweiht zu werden in das, was die Forschung über die im Wasser lebenden Organismen zu Tage gefördert hat, die gewaltigen im Meere, wie auch die winzigen, für die der Wassertropfen eine Welt bedeutet, deren Entdeckung erst durch eine Erfindung von größter Tragweite, die des Mikroskops ermöglicht werden konnte. Diese war auch die Voraussetzung für die Erforschung der kleinsten, aber bei ihrer Lebensenergie und ihrer Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten, die Existenz anderer Organismen ausschließenden Verhältnisse, so ungemein widerstandsfähigen Lebewesen, der Bakterien. Aus diesem Kapitel könnte vielleicht mancher zünftige Bakteriologe eine Erweiterung seiner Anschauungen schöpfen, wieviel mehr der Laie, der so viel von der schädlichen, so wenig von der nützlichen Wirksamkeit der Bakterien erfährt und dem deshalb Ekel und Gruseln ankommt, wenn er von ihnen hört. Es ist ein durchaus universelles Bild, was uns der Verfasser, der bekanntlich einer der Bahnbrecher für die junge Wissenschaft der Bakteriologie ist und von dem eine große Anzahl der heute gebräuchlichen Benennungen stammt, von der Rolle der Bakterien im Haushalte der Natur entwirft.

Die Besprechung der unsichtbaren Feinde verschafft uns noch einen Überblick der Lebensverhältnisse solcher pflanzlicher Organismen, deren dem bloßen Auge unsichtbare Keime durch Luft und Wasser Verbreitung finden und die große Verheerungen unter Pflanzen und Tieren anrichten und zahlreiche Infektionskrankheiten hervorrufen. Entsprechende Würdigung findet dabei auch der Segen, den die Erforschung dieser unsichtbaren Feinde dadurch gebracht hat, daß sie auch die Mittel zur Bekämpfung kennen lehrte.

Wo es galt, die bei dem Leser nicht vorauszusetzende eigene Anschauung zu ersetzen, ist dies durch ebenso zweckentsprechend ausgewählte als vorzüglich wiedergegebene Bilder im Text geschehen; einen besondern Reiz üben außerdem noch die recht originellen Vignetten am Kopf und am Schluß jedes Vortrages aus, in denen der Inhalt desselben sinnbildlich verwertet ist.

Das Buch ist unter den allgemein verständlich geschriebenen nicht nur botanischen, sondern überhaupt biologisch-naturwissenschaftlichen Werken der besten eines, in seltener Weise geeignet, das Verständnis für die Vorgänge in der Natur, die nicht in Katastrophen sich vollziehen, sich auch nicht nur an das grobsinnliche Wahrnehmungsvermögen wenden, zu fördern, und wird darum sicherlich von Bedeutung für die geistige Erziehung unsers Jahrhunderts sein, wie es dem vor wenigen Wochen verstorbenen Verfasser als Ziel vorschwebte.

Paul Klemm.

Romane und Novellen.

1. Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. Geb. 10 M.
2. Kleopatra. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Von H. Rider Haggard. Autorisierte Übersetzung von Dr. Arthur Schilbach. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. Geb. 4 M.
3. Das rote A. Von Nathaniel Hawthorne. Deutsch von Margarete Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz. 1897. 8. 3 M.
4. Adotja. Novellen von Ernst Eckstein. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1897. 8. 5 M. 50 Pf.
5. Die Chronik des Garnisonstädtchens. Roman von Sophus Banditz. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. Geb. 7 M.
6. Die braune Marenz und andere Geschichten. Von Charlotte Niese. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1897. 8. 4 M. 50 Pf.
7. Eingeschneit. Novelle von H. von Nostitz. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 3 M.

Der letzte Roman von Georg Ebers: „Arachne“ (Nr. 1), ist ein Künstlerroman, und zwar liegt ihm als Thema der in unserer Zeit so vielfach behandelte Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus zu Grunde. Es ist nicht Willkür oder gar ein Anachronismus, wenn der Verfasser Alexandria, die Hauptstadt des von ihm so vielseitig geschilderten Ägypten, zum Tummelplatz auch solcher Kämpfe macht. Wir wissen ja, daß in Alexandria zu den Zeiten der Diadochen eben die realistische Richtung der Kunst besonders in Blüte stand. Nach dem Leben gebildete Schöpfungen, wie sie den Helden des Romans, Hermon, beschäftigen, ein junges Weib, das Welse feilbietet, und ein Gassenjunge, der Feigen verzehrt, finden unter den Werken, die wir mit größter Wahrscheinlichkeit alexandrinischer Kunstübung zuschreiben, ihre Gegenstücke. Bekannter sind ja die realistischen Erzeugnisse der pergamenischen Kunst, die aus den Kämpfen mit den Galliern besondere Nahrung zog. Diese Gallier oder Galater treten auch bei Ebers auf. Ein Gallierkopf, der sich in ägyptischem Boden gefunden hat, ist nach ihm der Rest „der Gruppe, mit der Hermon das gallische Brüderpaar in Marmor zur Darstellung brachte, das ihm vor dem letzten Gange zu Ledscha begegnet war, wie es die Brust den tödlichen Geschossen darbot“. Zugleich sucht Ebers in der Person seines Helden eine Verbindung zwischen pergamenischer und alexandrinischer Kunst herzustellen, wie er auch dessen Nachkommen die Hauptträger der pergamenischen Kunst sein läßt.

Knüpft somit Ebers in den allgemeinen Voraussetzungen seines Romans an historische Thatsachen an, so beweist er seine Kenntnis der hellenistischen Kunst auch in der Wahl des Motivs, das den Bildhauer Hermon hauptsächlich beschäftigt. Eine Arachne soll es sein. Man kennt die Geschichte aus Ovid, wie die kunstverständige Weberin, weil sie Athene im Wettstreit um die Webekunst besiegt hat, in eine Spinne verwandelt wird. Die alexandrinische Kunst hat sich in der That die ziemlich gewagte Aufgabe gestellt, solche Metamorphosen auch in der Plastik zur Anschauung zu bringen. In ganz naturalistischer Weise stellt das Problem im mimischen Tanze dar die leichtfertige alexandrinische Schöne Althea. Die schließliche Ausführung durch Hermon aber hält sich frei von solcher Verirrung. Er hat sich durchgerungen zu einer höhern Auffassung, „eine Schranke wagte er, so oft er auch bis an ihren äußersten Saum vorwärts stürmte, nie zu durchbrechen, das Maß“. Hören wir noch sein künstlerisches Glaubensbekenntnis, das offenbar das des Verfassers selbst ist: „Treue Diener der Wahrheit wollen wir bleiben; sie allein führt indes nicht den Schlüssel zum Allerheiligsten der Kunst. Wem Apollo, der Reine unter den Göttern, und die schönheitsfreundlichen Musen dies nicht zugleich mit der Wahrheit öffnen, dem bleiben seine Pforten verschlossen, wie stark und beharrlich er auch an ihnen rüttelt.“

Der Wetteifer mit dem idealistisch angelegten Myrtilos hat das Seinige gethan, Hermon vor Verirrungen zu bewahren. In jenem Kunstgenossen seines Helden findet der Verfasser zugleich das Mittel, das Thema nach verschiedenen Seiten hin behandeln zu lassen. Natürlich baut er nicht auf diesen ästhetischen Gegensätzen allein seinen ganzen Roman auf, sondern weiß seinen Helden in äußere Gefahren und in seelische Kämpfe zu verwickeln. Wie begreiflich, arbeitet der realistische Hermon nach Modellen, von denen eins Ledscha, die zur Arachne Auserlesene, eine heißblütige Ägypterin, aus Schmerz über seine Unbeständigkeit das Verhängnis über ihn heraufbeschwört. Bei einem Überfalle verliert er das Augenlicht. Diese schwere Prüfung aber bringt eine gründliche seelische und auch künstlerische Läuterung in ihm hervor. Ja er gewinnt es sogar über sich, den unverdienten Ruhm, der infolge gewisser Zufälligkeiten sich ihm anheftet, von sich zu weisen. Seine Heilung erscheint fast wie der Lohn dieser Läuterung, ist aber bei der bekannten Vertrautheit der Ägypter mit der Augenheilkunde begreiflich. Mancherlei Figuren, die uns mehr oder weniger interessieren, sind mit den Hauptpersonen in Verbindung gebracht. Wenn trotz der historischen Treue des Einzelnen der Roman nicht mit der Frische des Unmittelbaren zu uns spricht, so hängt das, wie man leicht sehen kann, mit seinem ganzen Inhalt zusammen. Dazu kommt die Darstellungsweise. Der Verfasser sagt uns noch zu viel, wie es im alten Ägypten aussah, statt es uns einfach zu zeigen, und ebenso redet er auch zu viel davon, wie es in den Herzen seiner Personen aussieht, statt daß wir dies aus ihren Handlungen selbst erkennen.

Zum Vergleiche mit dem vor zwei Jahren von Ebers veröffentlichten Roman „Kleopatra“ fordert die jüngst erschienene „Geschichte“ von Rider Haggard heraus (Nr. 2). Der Ausgangspunkt und die ganze Behandlungsweise sind bei beiden völlig verschieden. An Stelle der Ägypterfürstin,

die bei Ebers im Mittelpunkte der Handlung steht, wird bei Rider Haggard zur beherrschenden Persönlichkeit Harmachis, der Priester aus Königsstamm, der berufen ist, sein gedrücktes Vaterland zu befreien, sich aber in Schuld und Sünde verstrickt und bitter dafür büßt, nicht ohne an der treulosen Kleopatra sich grausam gerächt zu haben. Durch diese veränderte Stellung gewinnt der Verfasser die Möglichkeit, dem Bilde der Kleopatra, das uns schon von den alten Berichterstattern, besonders Plutarch, anschaulich geschildert wird, neue Züge und Farben hinzuzufügen. Doch übertreibt er die Schwierigkeit des Problems und überschätzt die Tragweite seiner Darstellung, wenn er meint: „Die Geschichte des Unterganges von Antonius und Kleopatra wird vielen als eins der am schwersten zu erklärenden tragischen Ereignisse, die die Historie kennt, erscheinen. Welcher böswillige Einfluß, welcher verborgene Haß war es, der beständig das Glück zweier so hochbedeutenden Menschen untergrub und ihr Urteil verblendete? Warum floh Kleopatra bei Actium, und warum folgte ihr Antonius und gab seine Flotte und sein Heer der Vernichtung preis? In dieser Erzählung ist ein Versuch gemacht, eine Antwort, die möglicherweise die richtige Erklärung sein kann, auf diese und einige andere damit zusammenhängende Fragen zu geben."

Der Verfasser hat die Form des Selbstbekenntnisses gewählt und kopiert ganz und gar den Ton des altägyptischen Romans, wie er in Proben uns bekannt ist. Mit allerlei Kniffen wird die Fiktion aufrecht erhalten, daß wir es mit einem ägyptischen Originalwerke zu thun hätten, dessen Auffindung in der Weise Jules Vernes genau beschrieben wird. Am Schlusse heißt es pathetisch: „O Kleopatra, Kleopatra, du Zerstörerin; wenn ich nur dein Bild aus meinem Herzen reißen könnte; von allen meinen Leiden ist dies das schwerste: noch muß ich dich lieben, noch muß ich diese Schlange an mein Herz drücken, noch muß in meinen Ohren tönen jenes leise Triumphgelächter, das Murmeln der plätschernden Fontäne, der Sang der Nachtiga—." („Hier endigt plötzlich die Schrift auf der dritten Papyrusrolle; es will fast scheinen, als ob der Schreiber in diesem Augenblick gewaltsam unterbrochen wurde von denen, die kamen, um ihn zum Tode zu führen.") Diese Mätzchen sind bezeichnend für die ganze Art des Verfassers, der auf Effekt hinarbeitet. Die gewählte Form bringt es mit sich, daß wir bei den wunderbaren Vorgängen in der Jugend des Helden und bei seiner Einführung in das priesterliche Geheimwesen verweilen. Das Wunderbare tritt auch weiterhin häufig hervor. Mehr Zug kommt in die Geschichte, als die treibenden Kräfte Liebe und Eifersucht ähnlich wie in „Arachne" zu spielen beginnen. Die Handlung ist mehr einheitlich geschlossen als bei Ebers. Kleopatra erscheint bei Rider Haggard ungleich dämonischer und herzloser als bei seinem Vorgänger. Sie stirbt durch Gift, das ihr Harmachis auf ihren Wunsch bereitet. Ihr Leben und ihr Sterben, wie es uns von den Alten überliefert wird, übt solchen Reiz, daß es sich immerhin verlohnt, beides einmal unter dem von dem Verfasser gewählten Gesichtspunkte zu betrachten.

Daß es möglich ist, ohne großen äußern Apparat und ohne Aufbietung einer Menge von Personen eine fesselnde Seelenschilderung zu entwerfen, zeigt des Amerikaners Nathaniel Hawthorne Roman „The scarlet lettre" („Der rote Buchstabe"), der jetzt in deutscher Übersetzung neu herausgegeben worden ist (Nr. 3). Schlicht spinnt sich die Geschichte an und enthüllt uns in klarer Entwicklung die Geheimnisse des menschlichen Herzens, die zerstörenden Wirkungen von Sünde und Schuld. Die vier Menschen, die durch deren Band aneinander gekettet sind, sind sämtlich vortrefflich gezeichnet. Und wie anschaulich tritt uns die puritanische Gesellschaft Neuenglands im 17. Jahrhundert aus den geschilderten Vorgängen entgegen! Diese Geschichte soll ja wirklich auf alten Überlieferungen beruhen. In Salem, im Staate Massachusetts — lesen wir — habe Hawthorne unter den Papieren eines längst verstorbenen Vorgängers des Zolldirektors Jonathan Pue einen Fetzen feuerroten Tuches von der Form des Buchstaben A gefunden und dabei eine Papierrolle, die von dem Leben und der Schuld der Esther Prynne erzählte. Wie dem auch sein mag, jedenfalls atmet die Darstellung wirkliches Leben, und mancher von unsern neuesten Erzählern könnte von diesem längst heimgegangenen und vielen unbekannten Verfasser lernen.

Schilderung seelischer Kämpfe enthält auch die Sammlung von zehn Novellen, die Ernst Eckstein unter dem Titel „Adotja" (Nr. 4) vor kurzem veröffentlicht hat; aber es sind zum großen Teil nicht die Konflikte natürlich empfindender Menschen, so daß sie eine allgemeine Geltung beanspruchen könnten, sondern die launischen Capricen krankhafter, nervöser und schwankender Gemüter. Die Geschichte, die der ganzen Sammlung den Namen giebt, ist dafür schon Beweis genug. Eine Russin, die nach den schlechten Erfahrungen, die sie in der Ehe gemacht hat, sich nur schwer zu einem neuen Bunde und auch nur auf Kündigung sozusagen entschließt, sieht sich durch den unbeständigen Geliebten von neuem enttäuscht und leidet damit Schiffbruch mit ihrer ganzen Theorie. Was für ein Schwächling ist ferner der Held der achten Geschichte! Die Oberflächlichkeit seiner Frau rechtfertigt doch nicht, daß er mit der Harfenistin im „Goethe-Keller" durchgeht. Man gönnt ihm die Lektion, die er durch diese Sirene erhält, und glaubt auch nicht recht an den Bestand des neu angeknüpften Ehebundes. Auch in der „Etsch" ist der Mann der Treulose. Aber das Handeln der Frau ist nicht frei von Überreiztheit. Der Fluß übt auf sie eine Art hypnotischer Wirkung aus. Zur Abwechselung ist in „Anselmo Carrucci" die Untreue auf seiten der Frau. Aber wie künstlich ist deren Fall motiviert! Geradezu abstoßend ist die Schilderung der Fieberphantasien eines im Sterben liegenden Roués im „Strandhause". Die vielgewandte

Darstellungskunst des Verfassers kann über die Hohlheit der Charaktere und Motive nicht hinwegtäuschen. Was übrigbleibt, ist von geringem Belang. Eine Art Kulturstudie ist die „römische" Geschichte „Die Sklaven". „Line Gerstmann" offenbart wenigstens das warme Empfinden eines fühlenden Frauenherzens. Der „Maurergeselle" hat sogar eine socialmoralische Tendenz, die freilich handgreiflich zu Tage tritt. Wirkliches Vergnügen gewähren die beiden Humoresken „Ein angenehmer Tag" und „Der Beitrag zur philologischen Rundschau".

In eine ganz andere Welt führt uns das neue Buch von Sophus Bauditz: „Die Chronik des Garnisonstädtchens" (Nr. 5). Es reiht sich den von uns in d. Bl. empfohlenen frühern Werken des Verfassers würdig an. Waren diese schon etwas lose in ihrer Komposition, so gilt dies von dem vorliegenden Roman in erhöhtem Maße. Indes hat Bauditz sich diese Freiheit durch die Fassung des Titels gesichert. Wir schätzen in Bauditz den meisterhaften Schilderer des Zuständlichen und der Charaktere, die Handlung steht bei ihm in zweiter Linie. Aus dem allgemeinen Treiben des kleinen dänischen Städtchens der ersten sechziger Jahre heben sich namentlich zwei Welten heraus, die Lateinschule und die Garnison, die im Wandel der Jahreszeiten mit ihren verschiedenen Lebensäußerungen abwechselnd vorgeführt werden, aber auch unter sich in mannigfache Beziehung treten, viel mehr, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Zur Abwechselung führt uns der Verfasser aufs Land und eröffnet uns auch hier den Blick in harmlose und liebenswürdige Gemüter und Verhältnisse. Es ist gar nicht zu sagen, welche Fülle von Gestalten uns überall entgegentritt. Am ehesten läuft noch etwas Typisches unter bei der Schilderung der Schule und ihrer Vertreter. Das ist nun einmal ihr Los, daß gewisse Vorstellungen an ihr haften und sich vererben. Etliche Schnurren werden hier lokalisiert, die schon Gemeinplätze geworden sind. Aber die Charaktere haben doch ihr eigenes Gepräge, voran der würdige Rektor, der in der Schule und in seinem Garten seine Welt sieht und alle Vorkommnisse mit Horaz-Versen illustriert, darunter auch der Turnlehrer, der seine würdevolle Haltung verliert, wenn er Herr Staal angeredet wird, da doch Seine Majestät der König ihn unser liebenswerter Kriegsassessor genannt hat. Und wie in diesem Kreise, so ist es bei dem andern auch: der Oberst, der Rittmeister, der jüngste Lieutenant sind alles fein ausgearbeitete Figuren, und wie viele originelle Gestalten zeigt das kleine Nest unter der Bürgerschaft, darunter zu oberst den Kammerherrn von Liebenau, der auch in anderer Beziehung eine Hauptperson des Romans ist.

Durch die Querschnitte, die der Verfasser durch das Leben der verschiedenen Gruppen macht, zieht sich nun auch eine Handlung und der Faden einer bestimmten Idee. Die letztere besteht darin, daß einer der komischen Charaktere sich aus purer Liebhaberei in den Kopf gesetzt hat, einem vaterlosen jungen Manne den Vater ausfindig zu machen. Auch an der Schilderung einer Jugendliebe fehlt es nicht. Sie ist aber trotz der Vorliebe des Verfassers für romantische Motive mit erquickender Natürlichkeit geschildert. Fügen wir noch hinzu, daß der Verfasser, wie er es liebt, manches Korn nützlicher Lebensweisheit eingestreut hat, so haben wir wohl im allgemeinen eine Vorstellung von dem Buche gegeben, seine Vorzüge im einzelnen aber bei weitem noch nicht erschöpft.

Mit einer neuen Sammlung von Novellen ist Charlotte Niese auf dem Plan erschienen: „Die braune Marenz und andere Geschichten" (Nr. 6). Daß sie scharf zu beobachten und gut zu erzählen versteht, brauchen wir nicht mehr hervorzuheben. Sie hat offenbar schon frühzeitig ihre Studien gemacht und zwar in einer Umgebung, die nicht nur des Lebens flach alltägliche Gestalten, sondern manche originelle Figur ihr zeigte. Denn daß sie in diesen Geschichten, die hauptsächlich Scenen und Bilder aus dem Kinderleben enthalten, aus eigenen Erinnerungen schöpft, dürfen wir ja wohl annehmen. Eine ganze Psychologie des Kindes kann man aus diesen Geschichten schöpfen. Namentlich liebt es die Verfasserin, zu zeigen, wie sich Vorgänge, die das Kind noch nicht recht begreifen kann, in dessen Vorstellung spiegeln. Damit erzeugt sie manche ergötzliche Wirkung. Freilich hat man bisweilen auch das Gefühl, daß diese Kinder sich etwas altklug und naseweis gebärden. Und hier und da macht einer der davon Betroffenen in den Geschichten selbst seinem Ärger darüber Luft. Daneben fehlt es nicht an ernsten und ergreifenden Zügen. Die Verfasserin weiß namentlich auch die naive Einfalt und die rührende Bescheidenheit von Leuten aus dem Volke darzustellen. Das gilt von der ersten Geschichte „Die braune Marenz" insbesondere, aber auch von den andern. Das Erhabene und das Lächerliche wohnen auch hier nicht selten unmittelbar nebeneinander.

Der Unterhaltungslektüre gehört die Novelle „Eingeschneit" von H. von Nostitz an (Nr. 7). Die Heilung einer Eifersüchtigen ist das Thema, das auf Grund ziemlich unwahrscheinlicher Voraussetzungen behandelt wird. Hat man sich über diese Unwahrscheinlichkeiten, die in einer Posse mehr am Platze wären, einmal hinweggesetzt, so kann man dem Verfasser das Zeugnis geben, daß er geschickt und mit Humor seine Sache durchgeführt hat. **Richard Opitz.**

Wie es Licht geworden! Roman von Marie Luise von Suttner. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 3 M.

Eine neue Erzählerin führt sich mit diesem Buche ein, das „meiner lieben Tante und Lehrmeisterin Bertha von Suttner zugeeignet" ist. Ich schwärme nicht gerade für diese Lehrmeisterin, denn sie wirbelt mir zu viel Staub auf, der mir ihr Bild trübt. Es ist soviel persönlicher Kultus in der an sich ja recht verdienstlichen Agitation, die Frau von Suttner für die Friedensideen unermüdlich betreibt. Indes, so selbstverständlich ihre Ideen unsereinem vom Tintenvolke erscheinen, so giebt es doch noch immer zahl-

lose Menschen, die für den Krieg und das Kriegshandwerk schwärmen und nicht sehen, wie der Militarismus — wenigstens bei uns in Österreich — am Mark des Volkes zehrt und es zu keinem erträglichen Dasein gelangen läßt. Darum soll das Streben, den Friedensgedanken fortwährend wachzuerhalten, dem sich nun auch Baronesse Marie Luise von Suttner anschließt, nicht unterschätzt werden. Es liegt nicht wenig Verdienst auch darin, gegen den Strom zu schwimmen. Doch wegen dieser Fortführung, Variation und Wiederholung Suttnerscher Ideen würden wir uns beim Roman der Schülerin nicht weiter aufhalten, wenn er nicht in der ersten Hälfte Schilderungen enthielte, die einerseits recht verdienstlich, andererseits mit Begabung geschrieben sind.

„Wie es Licht geworden" ist ein Ich-Roman. Die Baronesse Mimi Steindorf verzeichnet ihre Lebenserinnerungen und Erfahrungen, von der Jugend angefangen bis zu dem Zeitpunkte, wo sie den Mann nach ihrem Herzen gefunden hat. Und diese Autobiographie ist zugleich eine scharfe Kritik herrschender Traditionen in den aristokratischen Familien Wiens, bei der man allerdings vielfach auch an den Roman „Aus guter Familie" von Gabriele Reuter erinnert wird.

Mimi Steindorf, die Tochter eines nicht im besten Frieden lebenden Ehepaares, wird mit acht Jahren nach altem Herkommen in adeligen Familien dem Kloster Sacré-Coeur zur Erziehung übergeben. Aber wenn irgendwo ungeschickt erzogen wird, so ist es in diesem Kloster. Die ehrwürdigen Nonnen können in Kinderseelen nicht lesen. Kindliche Scheu und Sprödigkeit halten sie für Verstocktheit und wenden Strenge dort an, wo liebevollstes Entgegenkommen geboten wäre. Anstatt das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, schüchtern sie sie nur ein oder machen sie zu Heuchlerinnen. Princip der Erziehung ist der äußere Schein, die äußerlich sichtbare Demut — und damit ist sie für jeden Verständigen gerichtet.

Diese Pädagogik schildert Baronesse Suttner in drastisch-gegenständlicher Weise sehr kritisch, und das ist geradezu ein Verdienst, denn das Kloster Sacré-Coeur steht in hohem Ansehen bei den Wiener Aristokraten, zuweilen wird es sogar von einer Erzherzogin mit ihrem Besuche beehrt; Fräulein von Suttner scheint aus persönlicher Erfahrung zu erzählen und sich eine schwere Herzenslast von der Seele zu schreiben. Das kann nicht verfehlen, Aufmerksamkeit zu erregen, und hoffentlich wird es gerade in jenen Kreisen geschehen, die es angeht.

Nachdem Mimi Steindorf endlich die Klosterschule verlassen hat, erwacht in ihr der Trieb zu lernen, dem sie sich mit großem Eifer hingiebt; daneben gewinnt sie Verständnis für das, was um ihr herum geschieht. Da spielt sich zunächst im Leben der Eltern eine Tragödie ab. Der Vater, Ministerialrat, mehr Gemüts- als Verstandesmensch, seufzt unter der Last der Geschäfte und der großen Ausgaben; er seufzt für den Geschmack seiner lebenslustigen Frau zu viel, verdirbt ihre Laune, reizt ihre „Nerven". Er stirbt auch früh. Dann ist eine junge gute Tante da, die sich in einen Juden verliebte. Horreur! Den Juden darf sie natürlich nicht heiraten, er fällt im Duell mit einem ihrer Verwandten, der ihn schwer beleidigt hatte. Mimi selbst gewinnt den jungen Hausarzt ihrer Familie, einen Dr. Vogler, lieb, der als guter Genius und gesunder Verstand ihre Jugend begleitet hatte. Sie dürfte ihn wohl heiraten, aber der gute Mann ist brustkrank und stirbt auch bald. Der Gram um seinen Tod verdüstert Mimis Blütezeit. Sie zieht sich auf das Schloß Steindorf zurück, das ihren Großeltern gehört, und in dieser Einsamkeit liest sie und beobachtet sie viel. Einige Episoden aus dem Leben des Landvolkes werden eingeflochten. Wie Gabriele Reuters Agathe erfährt auch Marie Suttners Mimi aus nächster Nähe, daß die jungen Männer die Mädchen aus den ärmern Volksklassen anders taxieren als die ihres eigenen Standes; das öffnet ihr die Augen weit auf. Und schließlich wird Mimi Steindorf ebenso Socialistin wie jenes norddeutsche Mädchen aus guter Familie. Nur ist Mimi glücklicher. Sie findet in einem jungen schönen Grafen einen Gesinnungsgenossen und heiratet ihn.

Marie Luise von Suttners Roman ist gewiß kein Meisterwerk; sein Hauptfehler besteht darin, daß er im letzten Drittel, wo die Friedensideen, das socialistische Bekenntnis und die Gedanken über die Stellung der Frauen nur allzu lehrhaft dargestellt werden, etwas breit wird; die Episoden nehmen zu viel Raum ein. Der Roman kann auch — bis auf die Schilderung der Klostererziehung — nicht viel Anspruch auf Originalität erheben. Gleichwohl ist er ein beachtenswertes Buch, weil er sehr charakteristisch für die Bildung und Gesinnung der guten Wiener Jugend ist. Marie von Suttner hat sich satt gelesen an den Büchern der Ebner, der Suttner, der Reuter und was weiß ich noch welchen Werken, und da sie eine dichterische Begabung ohne Zweifel hat, entstand eine neue Einheit, von der wir hoffen wollen, daß sie sich in Zukunft selbständig entfalten wird.

Moritz Necker.

Neue Epen.

1. Der Täufer. Eine Dichtung aus der Zeit des Messias von Max Bruns. Minden, J. C. C. Bruns Verlag. 1898. 8. 3 M.

Die Johannes-Tragödie ist ein Vorwurf, der epische wie dramatische Dichter immer von neuem anlockt. Schon die kurzen biblischen Berichte über das Leben des Täufers enthalten außerordentlich bedeutsame Momente: sein Prophetentum, sein Verhältnis zu Jesu, sein kühnes Auftreten

gegen Herodes' gesetzwidrige Ehe, sein klägliches Ende durch weibliche Tücke und männliche Schwäche. Des weitern ist ein großer religiös-politischer Hintergrund in dem Gegensatze zwischen Judentum und Römertum, in dem der Erfüllung entgegengehenden Sehnen der Juden nach einem Messias vorhanden. Und was läßt sich alles in das Überlieferte hineinlegen, wieviel kann man zwischen den Zeilen lesen, wenn man nur über genügende Phantasie gebietet. Aber eben hier schlummert auch die Gefahr. Leicht kann der Dichter seiner Phantasie so sehr die Zügel schießen lassen, daß der Schwerpunkt in Johannes' Leben dadurch völlig verrückt wird. Besonders nahe liegt es, die beiden Frauengestalten, die in die Handlung eingreifen, die üppige Herodias und die jungfräuliche Salome, auszumalen. Herodias' Handeln ist im biblischen Berichte ganz klar, aber über das der Salome ist ein dichter Schleier gebreitet. Sie erscheint ganz passiv, sie fordert das Haupt des Täufers einfach als gehorsame Tochter. Hier hat nun die poetische Erfindungsgabe den weitesten Spielraum. Sudermann und Bruns haben gleichzeitig den Einfall gehabt, Salome in den Vordergrund treten zu lassen, ihr Leidenschaft für Johannes anzudichten und dessen Fall auf verschmähte und deshalb in Haß verwandelte Liebe zurückzuführen. Sehr wahrscheinlich ist es nicht, daß sich ein in der Pracht und im Reichtum aufgezogenes Fürstenkind in den Wüstenprediger, der ein Kleid aus Kamelhaaren trug und sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, verliebte. Indessen weiß man, daß die Liebesleidenschaft ihre Anomalien hat. Darum kann man sich immerhin die Einschaltung dieses Motivs gefallen lassen — etwa in der Weise, daß Salome den mütterlichen Auftrag, sich das Haupt des Täufers auszubitten, insgeheim willkommen heißt, weil es ihr mißlungen ist, den stolzen Mann vor ihren Triumphwagen zu spannen. Aber nimmermehr darf, wie es bei Bruns der Fall ist, Salomes Liebe so sehr zum Angelpunkte der ganzen Handlung gemacht werden, daß darüber die Feindschaft zwischen Herodias und Johannes zur Nebensache wird. „Es ist nicht recht, daß du sie habest." Dieses kraftvolle Wort läßt die Bibel Johannes dem Herodes entgegenschleudern. Der volkstümliche Prediger wirft sich auch dem Fürsten gegenüber zum Hüter und Verteidiger des Gesetzes auf und knüpft damit unmittelbar an jene alttestamentlichen Propheten an, die als Jehovahs Sendboten, ohne Strafe fürchten zu müssen, den Judenkönigen die Wahrheit gründlich sagen durften. Darin liegt ein gutes Stück von Johannes' Bedeutung, darin aber auch die Tragik seines Schicksals. Denn während die alten Volkskönige eben mit Rücksicht auf das Volk es nicht wagen durften, sich an den Gottgesandten zu vergreifen, konnte der durch die römische Waffenmacht geschützte Tetrarch dies unbedenklich thun. Sudermann hat in seinem Drama die Wichtigkeit dieser Verhältnisse richtig erkannt und läßt seine Handlung darin gipfeln, wobei sein Held freilich in kläglicher Weise Schiffbruch leidet. Es ist überhaupt etwas Bedenkliches um Johannes' Heldentum. Er ist zugleich der Vorläufer eines Größern, und sobald man diese Unterordnung zu stark betont, schwächt sich das Interesse an ihm ungebührlich ab. Diese Klippe hat Sudermann nicht zu umschiffen vermocht, und mehr noch entbehrt Bruns' Johannes der selbständigen Größe. Sein Schicksal ist ganz in die Sphäre des menschlich Sentimentalen herabgezogen. Salome übt ihm gegenüber ihre ganze Verführungskunst, er vermag dem Sinnenzauber nicht zu widerstehen; doch rasch zum Bewußtsein erwacht, stößt er sie von sich und zieht sich dadurch ihren todbringenden Haß zu: er zahlt mit dem Leben für den kurzen Augenblick der Schwäche, da er am Busen der holden Zauberin geruht hat. Das alles ist in seiner Art ganz schön gedacht und durchgeführt; aber der Stoff, der eine klassisch monumentale Behandlung gebieterisch erfordert, hat doch völlig eine modern genrehafte Behandlung erfahren. Der Liebes- und Eifersuchtsroman wird in Bruns' Epos noch weiter ausgesponnen. Salome hat in der Person des Hauptmanns Eleaser einen von Herodias begünstigten, aber von ihr verachteten Freier, und das Fürstenpaar erörtert — man stelle sich vor! — ernsthaft die Frage, ob jener oder — Johannes die bessere Partie für ihre Tochter sei. Außerdem spielt noch des Kerkermeisters Tochter Rahel, eine begeisterte Christin, eine Rolle. Sie steht zu Johannes in zarten Beziehungen und erregt die Begierde des wollüstigen Eleaser, der aber von ihrem Vater erdolcht wird.

Offenbar hat sich hier ein jugendliches Talent eine Aufgabe erwählt, für die ihm die nötige Reife noch mangelt. Von Talent zeugt eine Reihe wohlgelungener Scenen und Schilderungen, zeugt die eindrucksvolle Handhabung von Sprache und Vers. Wenn aber nur ausnahmsweise am Schlusse von Abschnitten Reime angewandt werden, sollten diese wenigstens tadellos sein. In den kulturhistorischen Teil seiner Aufgabe hat sich Bruns fleißig eingearbeitet und gut eingelebt. Aber wozu die ausführlichen Anmerkungen, die sich nicht einmal auf das Geschichtliche beschränken, sondern sogar psychologische Begründungen geben? Der weniger gebildete Leser kümmert sich doch nicht darum, und der Gebildete weiß auch ohne Kommentar die Leistung des Dichters zu beurteilen.

2. Der Mönch von Hirsau. Von A. Supper. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Die poetische Erstlingsgabe einer Frau und dafür eine beachtenswerte Leistung! Das Epos spielt in den Zeiten, da der Welfe Otto und der Staufer Philipp um die deutsche Königskrone rangen. Das trotzige schwäbische Herrengeschlecht der Grafen von Calw steht auf seiten des letztern, während die benachbarten Hirsauer Mönche zu dem von Rom begünstigten Welfen halten. Das Kloster hat unter den Gewaltthaten seiner Gegner zu leiden, aber es leidet nicht unverdient. Um die Zucht in seinen Mauern ist es übel bestellt. Der stolze Abt Marquard fröhnt dem Geiz und der Bauleidenschaft und ist allzu nachsichtig gegen

seine Untergebenen; der schamlose Prior überläßt sich rücksichtslos seinen frechen Lüsten. Nur der düstere Mönch Ignaz vertritt die gute alte Tradition seines Ordens. Er ist der uneheliche Sohn des Grafen Adelbert von Calw und von seiner Mutter schon als Knabe dem heiligen Stande geweiht worden, um die Sünden der Eltern zu sühnen. Vom Rhein kommt der junge Graf Krafto Sponheim nach Calw; der Hirsauer Abt, an den er empfohlen ist, müht sich, ihn ganz für sein Kloster zu gewinnen. Es gelingt ihm, da Krafto das hübsche Bürgermädchen Trude Trautwein, die zwar seine Liebe erwidert, aber bereits für einen andern bestimmt ist, hoffnungslos liebt. Der Graf wird Novize, doch sein Herz kann sich mit dem Gewande, das er trägt, nicht befreunden. Da bricht die Pest über Calw herein. Sie verschont weder die Grafenburg noch das Kloster. Sie fegt Schlechte und Gute von der Erde weg und läutert die Übriggebliebenen. Der sterbende Ignaz verhilft seinem Abt zur Einkehr und Besserung. Dieser selbst enthüllt nun Krafto seine eigennützigen Absichten und fordert ihn auf, die Kutte abzulegen. Er thut es mit Freuden. Seine Trude ist jetzt frei, da ihr Bräutigam der Pest zum Opfer gefallen ist. König Otto, der durch Philipps Ermordung allgemein anerkannter Herrscher geworden ist, adelt die Braut des Grafen Sponheim, und damit ist das letzte Hindernis den Liebenden aus dem Wege geräumt.

Die Komposition des Epos ist nicht einwandfrei, die Handlung wenigstens in den vordern Partien zu verwickelt, sie hat überdies zwei Helden: neben dem Titelhelden Ignaz den jungen Grafen, dessen Schicksale sogar eingehender behandelt sind als die jenes. Die Linien der Erzählung sind nicht immer mit fester Hand gezogen. Für einzelne Schilderungen gebricht es dem Talent der Verfasserin an Kraft. So ist die Pest von vielen andern Dichtern schon weit wirksamer beschrieben worden. Das grausige Motiv (S. 172), das stark an Isolde Kurz' Novelle „Anno pestis" erinnert, würde man gern missen. Aber es ist der Dichterin gelungen, sich völlig in die Periode des Mittelalters, die ihrer Handlung zu Grunde liegt, einzuleben, vor allem in das Mönchswesen. Besonders gut trifft sie die weichern, die mystischen und ascetischen Stimmungen, wobei man es als erlaubte poetische Freiheit betrachten mag, daß sie dann und wann in spätere Jahrhunderte übergegriffen hat. Darstellung und Sprache erfreuen durch einfache und schlichte Anmut, und die ganze Erzählung macht gerade darum einen angenehmen Eindruck, weil sie nicht mit überflüssigem Redeprunk belastet ist.

3. Hilde. Eine Mär aus alten Zeiten von J. Th. Hultzsch. Halle a. S., C. A. Kaemmerer u. Comp. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Dichter führt uns in die frühern Zeiten des Mittelalters. Ingram kommt als Flüchtling an den Hof des Sachsenherzogs, wird zu dessen Falkner angenommen, geleitet das schöne Fürstenkind Hilde beim Jagen durch die Wälder und gewinnt die Liebe der Jungfrau. Im Zweikampf erschlägt er dann den bösen Grafen Iso, einen Verwandten des Herzogs. Vor den Ting geladen, will er, obgleich es um Tod und Leben geht, seine Herkunft nicht nennen. Sie kommt aber schließlich doch zu Tage: Ingrams Mutter ist die einst von einem Sorbenfürsten geraubte Schwester des Herzogs Gero. Dieser schenkt seinem Neffen die Hand Hildens und damit die Anwartschaft auf den Herzogshut. Die Geschichte, deren Erfindung sich in nichts über das Maß des Gewöhnlichen erhebt, ist nicht im kräftigen Eposstil, sondern in einem süßlichen Sing-Sang-Ton dargestellt. Der Verfasser (offenbar ein poetischer Neuling, über den weder Brümmer noch Kürschner Auskunft erteilt) ist von dem löblichen Bestreben erfüllt, ja recht poetisch zu sein, und bringt darum möglichst viel Stimmungsmalerei an. Ebenso bemüht er sich, das Zeitkolorit getreu wiederzugeben. Aber das alles vermag den Mangel an eigenartigem Gestaltungsvermögen nicht zu verdecken. Übrigens bewährt sich die formale Gewandtheit des Dichters in den wechselnden Versmaßen, die er zur Anwendung bringt.

Rudolf Krauß.

Feuilleton.

Mit den Worten Goethes: „Wer nicht von dreitausend Jahren Sich weiß Rechenschaft zu geben, Bleib' im Dunkeln unerfahren, Mag ein Ungenannter leben", leitet ein „Ungenannter" Geschichtsbetrachtungen ein, die er soeben unter dem Titel „Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des 19. Jahrhunderts" im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin hat erscheinen lassen. Man sieht nicht recht ein, warum der Verfasser seinen Namen nicht genannt hat; Graf zu Limburg-Stirum, der das Buch mit einem kurzen Vorwort einführt, erkennt die Gründe des Verfassers, vorläufig ungenannt zu bleiben, als triftig an, und wir müssen uns dabei bescheiden. Das Werk stammt nicht aus der Feder eines zünftigen Historikers, es ist die Arbeit eines Geschichte liebenden Laien, die Frucht, der Niederschlag einer fleißigen Lektüre der besten unserer deutschen Geschichtswerke, und doch ein durchaus selbständiges Produkt. Das Buch enthält „angewandte" Geschichte; es will nicht die Fakta berichten, auch nicht durch eigene Forschung die Wissenschaft fördern, es will vielmehr „die leitenden Ideen der Zeiten hervorheben, um die Deutschen aufzufordern, ihre Anwendbarkeit auf unsere Geschicke zu erwägen". Der Verfasser verzichtet auf den Schein der Objektivität, sintemalen wirkliche Wahrheit sich auch in den Quellen nicht findet, die der Historiker zu benutzen gezwungen ist; er weiß, daß unser Wissen Stückwerk ist, daß auch der scheinbar objektivste Geschichtsforscher doch im letzten Grunde nur eine subjektive Geschichtsauffassung bieten kann, weil die reine Wahrheit nach Lessings schönem und demütigem Worte ja doch nur für Gott allein ist. Seine Geschichtsauffassung will nicht bloß subjektiv, sie will auch tendenziös sein. Aber die Tendenz des Buches

ist die beste. Getrieben von „aufrichtiger Liebe zum Deutschtum“, von „mancher Besorgnis um dessen Zukunft“, aber auch überzeugt davon, „daß, wenn die Deutschen sich selbst treu bleiben und in christlicher Demut an Ablegung ihrer Fehler arbeiten, sie aus allem sie bedrohenden Unheil siegreich hervorgehen und das zukunftsreichste der Völker bleiben werden“, hat er seine Schrift „in die Falten der weltgeschichtlichen Toga drapiert, um Zeitgeschichtliches auszusprechen“. Der Absicht entsprechend, unterbricht der Verfasser oft den Gang der geschichtlichen Darstellung, die selbstverständlich aus der Fülle der Einzelheiten nur die markantesten Thatsachen berichtet, um sich in mehr oder minder breiten Betrachtungen über zeitgeschichtliche Fragen: Vorzüge und Fehler des deutschen Charakters, die Zerfahrenheit unsers deutschen Parteilebens, die Unfruchtbarkeit unsers Parlamentarismus, die Bedeutung großer Männer für die geschichtliche Entwicklung und die Undankbarkeit der Völker gegen ihre Herren, den Unfug der Puttkamerei in der Rechtschreibung, kurz de omnibus et quibusdam aliis zu ergehen. Diese Betrachtungen bilden den interessantesten Teil des Buches, sie zeugen überall von aufmerksamer Betrachtung und trefflichem Urteil und reizen zum Nachdenken. Nach seiner Eigenart wird jeder Leser bald hier, bald da Anstoß nehmen und sich versucht fühlen, gegen den Verfasser zu polemisieren; aber da der Verfasser selbst nicht verlangt, daß jeder Leser sich seinem Urteil gefangen gebe, so wird sich die Polemik immer im Rahmen eines stillschweigenden Meinungsaustausches zwischen dem Autor, der aus dem Buche spricht, und dem lesenden Ich vollziehen, nicht im schroffen Tone der litterarischen Kritik. Aus diesem Grunde verzichtet auch Referent darauf, hier gegen einzelne Äußerungen sich zu wenden, oder die mancherlei kleinen Versehen zu berichtigen, die sich in den eingefügten Daten finden, sondern er empfiehlt von Herzen den Lesern der Blätter „die Lektüre dieser Federzeichnungen“ und kann ihnen bestätigen, was Graf Limburg-Stirum in den einführenden Worten sagt, daß sie in dem Buche mehr finden werden als in vielen andern Büchern, nämlich „geistigen Genuß, neue Gesichtspunkte über die Aufgaben geschichtlicher Forschung und Anregung zu eigenem Nachdenken, sei es in weiterer Entwicklung der Ideen des Verfassers, sei es im Widerspruch gegen ihn“.

— Erlebtes und — Erlesenes, leider wenig Auserlesenes, Nachdenkliches und Nachgedachtes wird in der Schrift „Aus dem Leben für das Leben. Erwägungen und Betrachtungen von H. Eichenhorst“ (Dessau, Paul Baumann, 1897) in ein paar hundert Weisheitssprüchen, Gedankensplittern, Lebensregeln aus allen und für alle Gebiete menschlichen Denkens und Fühlens, in gebundener und ungebundener Rede, geboten: Glaube, Liebe, Hoffnung, Freundschaft, Erinnerung, Unsterblichkeit, Treue, menschliche Thorheit und Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Glück u. s. w. haben den Verfasser zu seinen Betrachtungen angeregt. Und das war gut so! Aber man sieht wirklich nicht ein, warum das alles auch gleich gedruckt werden muß. Jeder einigermaßen sich vom Tier unterscheidende, d. h. denkende Mensch hat seine beschaulichen Stunden, seine Ein- und Ausfälle, — aber, so sagt Karl Woermann:

Kommt dir ein Einfall, kurz und schlicht,
Verbrauch ihn nicht als Sinngedicht —

vor allem setze nicht gleich die „schwarze Kunst“ deswegen in Nahrung. Wir hoffen, daß H. Eichenhorst ein alter Mann ist, und Betrachtung geziemt ja dem Alter; doch auch die Jugend ist oft gern altklug. Den Mahnungen eines lebenserfahrenen Weisen lauschen wir gern, wenn wir ihnen auch nicht immer folgen: denn wir wollen selber aus dem Leben für das Leben lernen. Eindruck kann solche Lehre des Alters nur dann machen, wenn wir dahinter eine Persönlichkeit wissen, die an sich selbst die Lehre sichtlich erprobt hat: wir wollen Anschauung, — exempla trahunt! Von einem Goethe können wir nie genug an Sprüchen in Prosa und Versen, mit und ohne Reim, bekommen; denn sie haben Leben durch seine Persönlichkeit: Eichenhorst giebt ganz ehrliche Betrachtungen, aber sie sind ihrem Inhalt nach meist alltägliche Wahrheiten, denen dazu der Reiz der Form fehlt. Er bringt vieles, nicht viel! Ehrlichkeit ist eine herrliche Eigenschaft, aber Geschmack und Geist sind in der Litteratur auch nicht zu verachten.

Bibliographie.

Berton, C., Au Coin d'un bois. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Barge, Dr. Herm., Entwickelung der geschichtswissenschaftlichen Anschauungen in Deutschland. Leipzig, Dieterich. Gr. 8. 80 Pf.

Brettaner, C., Gedichte. Frankfurt a. M., Alfred Reichert. 12. 2 M.

Chuquet, A., La jeunesse de Napoléon. La Révolution. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 7 Frs. 50 Cent.

Daudet, A., Journées de femme. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Descamps, Le Chevalier, Die Organisation eines Internationalen Schiedsgerichtes. Autorisierte deutsche Übersetzung von A. H. Fried. München, Aug. Schupp. 8. 60 Pf.

Diest, Gust. von, Meine Errinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Gautier, J., Khou-n-atonou (Fragments d'un papyrus). Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Heinemann, E., Die Bilanz des Christentums. Berlin, H. Walther. 8. 1 M. 50 Pf.

Hoffmann, H., Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. Berlin, Gebrüder Paetel. 8. 3 M.

L'Amour est mon péché. Par l'auteur de „Amitié amoureuse“. Paris, Colmann Lévy. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Lippe, A. Graf zur, Leidenschaft. Novellen. Dresden, H. Minden. 8. 3 M.

Lotz, R., Die Philosophie und der Zweck des Lebens. Athen, Barth und von Hirst. 8. 1 M. 60 Pf.

Matuszewski, B., Une nouvelle Source de l'Histoire. Paris, B. Matuszewski. 8.

Mendes, C., Le Chercheur de Tares. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Mogk, Eug., Germanische Mythologie. 2. Aufl. (Aus: „Pauls Grundris der germanischen Philologie“, 2. Aufl.) Strasburg, K. J. Trübner. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Monrad, Prof. M. J., Die menschliche Willensfreiheit und das Böse. Aus dem Norweg. von O. von Harling. Leipzig, A. Janssen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Müller, H., Les Origines de la Compagnie de Jésus. Ignace et Lainez. Paris, Fischbacher. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Murray, D. Ch., Der Bischof in Not. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Nonnemann, F., Christentums Ende. Münden, R. Werther. 8. 2 M. 70 Pf.

Ravzh, H. O., Aus der Provinz. I. Sturm. (Martha.) Drama in fünf Aufzügen. Wien, Aug. Schulze. 8. 2 M.

Rod, E., Le Ménage du Pasteur Naudié. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Saussaye, Prof. Dr. P. D. Chantepie de la, Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. Vortrag. Freiburg i. Br., J. C. B. Moor. Gr. 8. 60 Pf.

Schwab, G., Sagen des klassischen Altertums. Stuttgart, Wilh. Effenberger. 8. 3 M.

Siegfried, W., Um der Heimat willen. Novelle. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M.

Spurgeon unter seinen Predigern. Reden bei Pastoral-Konferenzen. Übersetzt von E. Splied. Heilbronn, M. Kielmann. Gr. 8. 3 M.

Steiger, Edgar, Das Werden des neuen Dramas. 1. Teil. A. u. d. T.: Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Theuriet, A., Lys Sauvage. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Tomel, G., Petits Métiers Parisiens. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Tschebull, H., Ernst und Scherz fürs Kärntnerherz! Villach, Liegels Buchhandlung. 8. 1 M. 75 Pf.

Weis, L., Erkennen und Schauen Gottes. Beitrag zu einer neuen Erkenntnislehre für Theologen und Nichttheologen. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn. 8. 3 M.

Wolzogen, E. v., Vom Peperl und andern Raritäten. München, A. Langen. 12. 1 M.

Wunderer, C., Polybios-Forschungen. 1. Teil. Leipzig, Dieterich. 8. 2 M. 80 Pf.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 30.

Leipzig, 28. Juli 1898.

Wilhelm von Polenz.

Unter den zahlreichen Gestalten des litterarischen jüngsten Deutschlands zeigt Wilhelm von Polenz eine leicht zu fassende, persönlich ausgeprägte Physiognomie. Fast allen seinen Werken, abgesehen von seinem durch die scharfe Psychologie der düstern Poetennatur fesselnden Drama „Heinrich von Kleist", eignet ein gewisser Zug der Bodenständigkeit und der zeitgeschichtlichen Aktualität. Dem Reize eines brutalen Naturalismus hat er nie gehuldigt, auch das rein Individuelle hat ihn kaum je besonders gefesselt. Immer sah er in der einzelnen Person das Glied einer größern Zahl von Genossen, zur Würdigung des zwischen ihnen bestehenden Zusammenhanges durch ein klares, gesundes Urteil, durch reales Denken, durch eine gewisse Verständigkeit besonders befähigt. Mit dieser Verständigkeit aber ging ein warmes Interesse Hand in Hand, das über einen Zug von Nüchternheit doch den warmen Hauch von Innigkeit und Humanität breitete. Gewiß teilten sich seine Interessen nach seinem wechselnden Aufenthalte zwischen Stadt und Land, seine eigentliche Heimat aber blieb das Land, das Dorf, der Herrensitz, der nicht hoch über den Hütten der Arbeiter, den Gutshöfen der Bauern, sondern mitten darin lag und dem auch das Pfarrhaus benachbart war. So hat sich denn sein Schritt als Romandichter zwischen diesen drei Punkten vor allem bewegt; so schilderte er, während seine Genossen in der Mehrzahl zwischen dem städtischen Vorder- und Hinterhause hin und her gingen und in dieser begrenzten, dumpfen Welt ein Gesamtbild deutschen Lebens zu finden glaubten, aus seinem weitern und freiern Kreise heraus Gestalten, Fragen und Erfahrungen, die den Gesichtskreis der modernen Litteratur wesentlich und in fruchtbringender Weise erweiterten. So schilderte er den Landpfarrer in seinem „Pfarrer von Breitendorf", den Bauern in seinem „Büttnerbauer"; so hat er uns nun auch das Bild des Lebens der Landjunker gegeben in seinem Roman „Der Grabenhäger".*)

Schon im Hintergrunde der bäuerlichen Welt des Büttnerbauers erschien damals der Junker, nicht in der freundlichsten Gestalt, namentlich nicht in der eines Helfers und Kampfgenossen des Bauern. Im Gegenteil, er hoffte von dessen Untergang für die Abrundung und Vergrößerung seines Grundbesitzes zu gewinnen. Immerhin blieb er in losen Umrissen, ein Schatten. Daß Wilhelm von Polenz der Mann dazu war, um diesem Schatten Fleisch und Blut zu geben, daran war schon damals kein Zweifel möglich. Nun hat der Schatten Gestalt gewonnen. In dem Roman „Der Grabenhäger" steht er vor uns, nicht einer, sondern in einer ganzen Reihe von Exemplaren; wir erhalten ein Bild des ganzen Standes in seiner Mannigfaltigkeit. Merkwürdig an dem Buche ist ein Umstand: es kommt aus dem Stande, den es schildert, her; es ist geschrieben von einem, der sagen kann: „Mea res agitur."

Der Junker ist in der Litteratur des letzten Jahrzehnts keine neue Erscheinung; er ist unter anderm von Konrad Telmann vom politischen Gesichtspunkte des Liberalismus als rückständiger, kulturfeindlicher Faktor, von H. Sudermann vom individuellen Gesichtspunkt des Charakteristikers als rücksichtslose Herrennatur geschildert worden. Als Stand aber ist der Junker in neuern Romanen von keinem so vielseitig, so sachlich geschildert worden wie von Wilhelm von Polenz. Der Junker als Großgrundbesitzer, sein Kampf mit den Folgen seiner Erziehung, seiner Gewohnheiten und Bedürfnisse, mit den Folgen des modernen Wirtschaftslebens, der modernen Arbeiterverhältnisse, das ist der Gegenstand seines Romans.

*) Der Grabenhäger. Roman in zwei Bänden von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 10 M.

Es liegt in der Natur des Gegenstandes und des Verfassers, daß sich das Interesse zunächst dem Stofflichen zuwendet, der Frage: wie schildert er den Stand? Die Sachlichkeit scheint schon durch die Mannigfaltigkeit der Typen gewährleistet, mit denen wir bekannt gemacht werden. Wer aus dem Lager des Fortschritts kommt, der wird an dem Herrn von Pantin seine Freude haben. Als Wirtschafter darauf bedacht, mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel Gewinn zu erzielen, dabei wenig um die Verbesserung seines Bodens für die Zukunft bekümmert, von der Hand in den Mund lebend, ein Freund einer unter den Speisen brechenden Tafel und guter Weine, dabei ein schlechter Rechner und ein noch schlechterer Zahler, immer vor dem Zusammenbruch stehend, zu verzweifelten Mitteln gedrängt, in ihrer Wahl ohne aristokratische Skrupel, ein harter Herr der Arbeiter, geringen Lohn gern mit schlechter Behandlung verbindend, ist er so recht der Typus eines notleidenden Junkers, zumal er mit allen Fehlern, die ihm eigen, die größte Beredsamkeit vereint, wenn es gilt, die schwere Not der Zeit, die Kurzsichtigkeit der Regierung, die wachsenden Ansprüche der Arbeiter und das schlechte Beispiel gut wirtschaftender bürgerlicher Großgrundbesitzer anzuklagen. Zu seinen eigenen Bedürfnissen gesellen sich die eines Sohnes, der als Offizier in einem vornehmen Regiment in Berlin lebt und neben seinen eigenen Ansprüchen noch die einer verwöhnten Frau, Mira, zu befriedigen hat. Diese Dame bringt bei ihren wochenlangen Besuchen in das ländliche Leben einen Hauch großstädtischer Frivolität, der mit dem derben, ungeschlachten Ton des Schwiegervaters zu einem wenig liebenswürdigen Gemisch sich vereint. Es ist mehr als ein sinnreicher Zufall, daß sich auf dem Gute dieses Junkers zuerst die Socialdemokratie breit macht. Diesem Typus eines verlorenen Junkerdaseins, das jeder innern Berechtigung enträt, wird der eines andern entgegengestellt: des Herrn von Klaven. Er hat in stiller geräuschloser Arbeit ein überschuldetes Gut in die Höhe gebracht; er lebt einfach und zurückgezogen seinem Berufe, von den besondern Pflichten seines Standes erfüllt. Das Ideal eines Landwirtes aber vertritt der bürgerliche Merten, ein tüchtiger Ökonom und ein Philanthrop dazu. Einen hochherrschaftlichen, mit allem Luxus ausgestatteten Sitz hat er sich für seine praktischen Bedürfnisse eingerichtet, einen Festsaal in einen Schüttboden, ein vornehmes Entrée in einen Milchkeller verwandelt; seinen Arbeitern errichtet er an Stelle der verfallenen Katen freundliche Wohnhäuser, in denen mit dem Behagen auch die Freude am Besitz, an Reinlichkeit und Ordnung, an der Arbeit und ein gewisses Bildungsbedürfnis einzieht. Schließlich erwirbt er noch das nach dessen Tode zum Verkauf kommende Gut des Herrn von Pantin, um es an die Arbeiter zu parzellieren und an Stelle der großen unbewohnten Flächen ein schmuckes Dorf zu setzen. Über der Gestalt dieses Merten liegt ein Hauch von fröhlichem Optimismus. Er ist es auch, der den eigentlichen Helden des Romans, den Herrn von Kriebow auf Grabenhagen, im Bunde mit dem Herrn von Klaven auf den rechten Weg führt.

Der Roman des Grabenhägers hat einen pädagogischen Grundzug; man könnte ihn betiteln „Die Lehrjahre eines Junkers“. Die oben geschilderten Typen haben außer dem Zweck, das Bild des junkerlichen Standes möglichst vielseitig und mannigfaltig zu gestalten, innerhalb des Romans noch den andern, den Helden über seine Pflichten und Aufgaben durch mahnende und warnende Beispiele zu belehren. Dieser Gedanke bildet die geistige Einheit für die sonst nur lose aneinander gereihten Schilderungen aus verschiedenen Kreisen. Erich von Kriebow ist in dem Augenblicke, wo er mit seiner jungen Frau auf dem Gute Grabenhagen einzieht, als Landwirt noch ein unbeschriebenes Blatt. Er hat als Offizier die Einkünfte des Gutes genossen, ohne zu fragen, wie sie sein Verwalter zusammengebracht hat. Er hat dann noch einige landwirtschaftliche Collegs besucht und damit wohl die — unzureichende — Durchschnittsbildung seiner Standesgenossen für den Beruf des Großgrundbesitzers erworben. Die Erfahrungen des also Vorbereiteten stehen nun im Mittelpunkte des Interesses. Daneben her geht eine mit großem Feingefühl entworfene Schilderung des Verhältnisses zwischen dem gutmütig veranlagten, aber in dem üblichen Lebensgenuß des vermögenden Offiziers oberflächlich gewordenen Mannes und seiner Frau, einer innigen, aber nur schwer sich ergebenden Natur. In mancher Beziehung fällt diese Schilderung aus dem Rahmen der eigentlichen Aufgabe des Romans heraus, sie zersplittert auch das Interesse, indem wir bald für eine intime, durchaus zwischen Mensch und Mensch sich abspielende Geschichte, bald für das auf einem ganz andern Gebiete liegende Ringen eines ganzen Standes in Anspruch genommen werden. Gleichwohl ist sie für die tiefere Charakteristik des Helden auch in seiner ausschlaggebenden Eigenschaft als Großgrundbesitzer und Gutsherr unentbehrlich. Seine Frau gewöhnt ihn, in der ihm dienenden Arbeiterschaft mehr zu erblicken als nur Diener; sie läßt ihn zu dem im christlich-socialen Fahrwasser Naumannscher Richtung segelnden Pfarrer ein Verhältnis der Duldung und des Verstehens gewinnen, das beiden Teilen und der Sache zum Besten gereicht; sie löst ihn von dem Zauber einer Salonschlange, wie Mira Pantin, und von der Versuchung kostspieliger Zerstreuungen in der Reichshauptstadt endgültig los und erleichtert ihm durch ihre haushälterischen Anlagen und ihre persönliche Anspruchslosigkeit die Aufgabe, seine Verhältnisse zu ordnen, ganz abgesehen davon, daß sie ihm endlich den Erben schenkt, der den Lohn seiner Arbeit ernten und erhalten soll. Mit großem Takte schildert nun der Dichter, wie sein Held auf dem ihm eigenen, ursprünglich aber doch so fremden Boden heimisch wird, wie er den Kreis seiner Pflichten täglich mit wachsender Erkenntnis sich erweitern, aber auch die Kräfte und die Neigungen sich mehren sieht,

ohne uns allzusehr in fachmännische Erörterungen zu verlocken. Aus dem sich allmählich erweiternden Gesichtskreise des Helden lernen wir seine nähere und weitere Umgebung, die Nachbarn, die Standesgenossen, den Bauern des Schulzengutes, den Landrat, einen gewandten Streber, den politischen Großmeister des Kreises, der zumeist in Berlin weilt, aber darum in der Heimat an Einfluß nicht verliert, kennen und mehr und mehr nach ihrem Verdienste beurteilen. So erweitert sich das Bild junkerlichen Lebens und Treibens nicht nur fort und fort, es gewinnt auch an Klarheit und Anschaulichkeit. Es liegt in der Natur des Stoffes, daß er wirksame Konflikte, lebhafte Spannung und einen effektvollen Schluß nicht bringen kann. Der Stoff wächst vielmehr allmählich heran, wie eine Saat Wochen und Monate braucht, bis sie keimt, grünt, blüht und Körner trägt. Seine Betrachtung erreicht ihren Abschluß damit, daß für die Daseinsberechtigung des Großgrundbesitzers nach der bejahenden oder verneinenden Seite ein klares und rundes Ergebnis gewonnen ist. In jedem Falle kann es nur unter bestimmten Bedingungen Geltung haben. Die Negation ist für die Gattung der Pantins deutlich ausgesprochen, die Bejahung liegt auf der Seite der Merten, Klaven und Kriebow. In fertigen, klaren Sätzen wird die Zukunft des Landwirtes und Junkers in den Schlußkapiteln ausgesprochen, vielleicht etwas doktrinär, aber sachlich sehr interessant. „Hilf dir selbst", so lautet es da: „Gesetze werden uns nicht retten und auch nicht Behörden. Wir selbst müssen uns rappeln, wir Männer, die mitten darin stehen, denn wir allein können ganz verstehen, was unserm Stande not thut." Im Sinne eines guten Konservativismus darf auch die Religion nicht fehlen. „Wenn wir nur unsere Arbeit verrichten nach bestem Wissen und Gewissen; Regen und Sonnenschein muß der da oben geben." Ein Mittel der Erhaltung der Landwirtschaft ist die Förderung eines kräftigen Kleinbauerntums. Mag dabei auch mancher Großgrundbesitz verloren gehen! „Die wirtschaftliche Entwicklung ist unbarmherzig, aber sie ist auch wieder gerecht. Wenn sich unsere Vorfahren in Berlin, wo sie das Heft in Händen hielten, nur ein wenig mehr um das Wohl ihrer Gutsunterthanen gekümmert hätten, statt um Mehrung ihrer Macht allein, wie anders würde es dann bei uns aussehen!" Wichtiger aber als zu späte Reue ist die Pflicht des Junkers für die Zukunft, wenn er sich noch ferner behaupten will. Wilhelm von Polenz sagt uns, wie dieser Junker aussehen wird: „Er wird etwas weniger laut und hochfahrend auftreten, als er es jetzt oft zu thun beliebt, er wird haushälterisch umgehen mit seinem Erbe, er wird seine Anlagen, Gaben und Kräfte nicht vergeuden, in liederlichem Hasardieren, er wird sich nicht erniedrigen zur schmachvollen Jagd nach dem Mammon. Er wird kein Prahlhans sein und kein Streber, sondern ein schlichter Edelmann, der sich der Arbeit nicht schent. So wird der Junker leben, nicht abgeschlossen, sondern mitten drin im Volke, und darum nicht minder vornehm. So wird er seines Amtes walten, der Erste in der Gemeinde durch Tüchtigkeit." Mit dieser Vision in die Zukunft ist auch eine Frage beantwortet, die sich beim Lesen des Romans vom Grabenhäger aufdrängt: die nach dem Werte der Geburtsaristokratie. Wilhelm von Polenz beantwortet sie in dem einzigen vernünftigen Sinne, in dem Adel der persönlichen Tüchtigkeit, der Leistung, der Arbeit.

Im Laufe unserer Betrachtung des Stoffes des neuesten Romans von Wilhelm von Polenz haben wir für seine künstlerische Wertschätzung schon einige bedeutsame Gesichtspunkte gewonnen. Es hat sich unter anderm gezeigt, daß die Komposition nicht besonders straff und geschlossen ist, daß aber das Wesentliche, eine Einheit des Interesses, immer gewahrt bleibt. Nur einzelne Episoden sind vielleicht zu ausgedehnt, aber sie runden alle das mit dem Blicke des Kenners geschilderte Milieu ab und fesseln durch ihre Echtheit. Immerhin hätte der Verfasser der ihm als Schilderer seines eigenen Standes besonders gefährlichen Versuchung, in die Breite zu schweifen, als Künstler energischer entgegentreten müssen. Im ganzen aber zeigt der Roman, der als Dokument der wirtschaftlichen und socialen Kämpfe eines Standes in der Gegenwart eine hohe zeitgeschichtliche Bedeutung beanspruchen und mehr lehren kann als so manche gelehrte Broschüre, auch den Künstler Wilhelm von Polenz auf der Höhe, die er in seinem Roman „Der Büttnerbauer" erreicht hat. Die Geschichte der Ehe des jungen Grabenhägers offenbart, daß der Dichter auch das Zeug besitzt, um das Gewebe einer zarten psychologischen Entwicklung mit kunstgerechter Hand vor uns auszuspinnen. Es steht ihm also sowohl nach der Seite der Schilderung individueller Menschenschicksale wie nach der von gesellschaftlichen Zuständen die Möglichkeit offen, seine Schaffenskraft des fernern zu bethätigen, wenn er nicht versucht, auf der Bühne, die er in einer vor sieben Jahren entstandenen militärischen Komödie „Heimatsluft" erst kürzlich mit gutem äußern Erfolge betreten hat, erustere Siege zu erringen.

Leonh. Lier.

Topographisches und Geschichtliches über Österreich.

1. Wanderungen in Tirol. Von Ludwig von Hörmann. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1897. 8. 4 M.

Unter den Kennern des Tiroler Landes und seines Kulturlebens nimmt der Verfasser des vorliegenden Bandes schon lange eine der hervorragendsten Stellen ein; man wird ihm auch für diese neue Gabe besondern Dank wissen. Natürlich ist das Buch kein Reisehandbuch, sondern es bietet Schilde-

rungen einzelner Orte und Thäler des schönen Alpenlandes, in denen wir auch mit mancher Eigentümlichkeit des Volkes und mit manchem historischen Geschehnis der dargestellten Gegend bekannt gemacht werden; dabei schlägt der Verfasser einen freundlichen plaudernden Ton an, in dem er uns viel Neues zu berichten weiß und der die Darstellung für den Leser sehr angenehm gestaltet. Hörmann hat mit Absicht solche Partien Tirols gewählt, die von andern bekannten Tiroler Schriftstellern, wie Steub, Noë, Zingerle, weniger berücksichtigt worden sind. Gleich zu Anfang schildert er aus dem nächsten Gebiete von Innsbruck zuerst das neue Hofer-Monument auf dem Berge Isel, welches die Künstlerhand des genialen Natter geschaffen, und zeigt uns die einzelnen Schönheiten dieses Kunstwerkes. Die nächste Skizze ist dem Tummelplatz bei Amras, dem „Friedhofe im Walde", gewidmet, worauf wir mit den Sagen und etymologischen Erörterungen, über die Frau Hitt, die „Niobe der Alpen", welche so gewaltig über Innsbruck emporragt, bekannt gemacht werden. Gern folgt man dem kenntnisreichen und mit feinem Naturverständnis begabten freundlichen Darsteller in das vordere Ötzthal, nach Landeck und Hall und über den Arlberg, welche Tour er uns zu Fuße machen läßt, um den gebotenen Landschaftsbildern besser gerecht werden zu können. Auch in den an der Bahn zwischen Wörgl und Salzburg gelegenen Thälern weist Hörmann auf manches Schöne und Eigentümliche, woran der flüchtige Besucher achtlos vorüberzieht, nicht minder berichtet er Ansprechendes über den Brenner und den Brennerpaß. Aus dem südlichern Tiroler Gebiete, wo schon die Traube und die Edelkastanie reift, sind Bozen, Brixen, Gratsch bei Meran und noch andere Punkte in diesen Landschaftsreiseblättern vertreten. Taufers, die Dolomiten und das ganze Ampezzaner Gebiet schildern die letzten Aufsätze des Buches, das mit dem Ausfluge nach Madonna di Campiglio seinen Abschluß findet. Diese Wanderungen in ihrer ansprechenden Form werden dem Verfasser viele neue Freunde gewinnen und allen Verehrern des schönen Gebirgslandes eine sehr erwünschte Gabe sein; aber auch der Ethnograph und Kulturhistoriker wird darin manches Wertvolle finden.

2. Das Salzkammergut nebst angrenzenden Gebieten in Wort und Bild. Von Leo Kegele. Wien, A. Hartleben 1898. 8.

Den meisten Lesern dieser Blätter wird das herrliche Stück Land, welches gewöhnlich mit dem Namen des Salzkammergutes bezeichnet wird, bekannt sein. So mancher hat sich gewiß an den großartigen Naturschönheiten, an den malerischen See- und Gebirgsbildern erfreut, welche auf verhältnismäßig kleinem Gebiete dort so reichlich Sinn und Auge ergötzen. Das sogenannte Salzkammergut ist als solches kein eigentliches politisch-geographisch umgrenztes Gebiet, es gehört vielmehr zu je einem Teile den österreichischen Kronländern Oberösterreich, Salzburg und Steiermark an. Der Hauptanteil gebührt Oberösterreich, in dem der Traun- und Attersee sowie der Hallstätter See, die Städte und Orte Gmunden, Ischl, Hallstatt, das gewaltige Höllengebirge und ein Teil des Dachsteingebirgsstockes lagern. Die erwähnten Namen bezeichnen ebensoviel fesselnde und erhabene Landschaften, welche alljährlich von Tausenden aus allen Gegenden Deutschlands, ja Europas bewundert werden. Es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers, diesem vielbesuchten, an Naturschönheiten so reichen Gebiete ein eigenes Buch zu widmen, welches allem und jedem gerecht wird, was sich Wissenswertes über das Salzkammergut berichten läßt, dazu noch eine große Anzahl guter Illustrationen wie Bilder von Land und Leuten als treffliche Erläuterung bietet. Das anregend geschriebene Buch macht zunächst mit der Formation der Gebirge, mit dem Pflanzen- und Tierleben, mit den Wasserläufen und Binnenseen bekannt, deren sich auf dem kleinen Flächenraume gegen 20 finden und von denen jeder ein landschaftliches Juwel genannt werden kann. Aber der Verfasser führt uns auch die Bodenbeschaffenheit vor und erklärt die Verbreitung des nützlichen Minerals, des Salzes, im Lande, von dem das Salzkammergut seinen Namen hat und dessen Gewinnung, wie die mannigfaltigen Funde zeigen, schon zur Zeit der Kelten betrieben wurde. Außerdem lernen wir die geschichtlichen Ereignisse, welche sich auf diesem Boden abgespielt, kennen, von denen der große Bauernkrieg und die Protestantenbewegung besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Daneben bietet sich Gelegenheit, auch des Volkslebens, der Sitten und Gebräuche zu gedenken, von denen sich so zahlreiche unter dem kerndeutschen, dem bayrisch-österreichischen Stamme angehörigen Bewohnern erhalten haben. Als Mittelpunkte der landschaftlichen sowie der historischen Schilderung erscheinen die Orte Gmunden, Ebensee, Mondsee, Ischl, Hallstatt und Aussee, wobei die übrigen Ortschaften, Gebirge und interessanten Gegenden in der nähern und fernern Umgebung selbstverständlich in diese Schilderung mit einbezogen erscheinen. Die Beschreibung ist ungemein genau und wird auch dem strengere Ansprüche stellenden Geographen und andern Fachleuten gerecht, dessenungeachtet erscheint die Darstellung anregend und lesbar. Die Illustrationen, teils Vollbilder, teils in den Text gedruckt, sind vielfach ganz vortrefflich und nach den neuesten photographischen Aufnahmen ausgeführt, namentlich werden auch die Abbildungen Aufmerksamkeit erregen, welche nach guten alten Originalen die bemerkenswertesten Städte des Salzkammergutes in Ansichten aus frühern Jahrhunderten darstellen. Als wünschenswerte Zugabe ist eine gute Karte des ganzen Gebietes beigefügt. Eine hübsche poetische Beigabe bildet auch das Schlußkapitel: „Das Salzkammergut im Liede", welches von mehr oder minder bekannten Sängern dichterische Verherrlichungen des Landes und seiner Schönheiten enthält. Zu den bedeutendsten dieser Dichter zählt Nikolaus Lenau, der manche schöne Sommerszeit in Gmunden oder Ischl und im Salz-

kammergute überhaupt zugebracht hat, als er noch nicht im Banne des Wahnsinns lag.

3. Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Von Dr. Franz Martin Mayer. Graz, U. Moser (Meyerhoff). 1898. 8.

Es ist erfreulich, ein historisches Buch wie das vorliegende zur Anzeige zu bringen, denn diese Geschichte Steiermarks entspricht allen Anforderungen, welche man billigerweise an eine solche Arbeit stellen kann, sie ist mit Berücksichtigung der ganzen reichen, auch in verschiedenen Publikationen verstreuten Litteratur abgefaßt; anregend geschrieben bietet sie nicht nur trocken geschichtliche Daten, sondern berücksichtigt alle Erscheinungen des kulturellen Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Litteratur und hat einen nicht allzugeringen Umfang, ohne deshalb weitschweifig zu sein. Es existierte merkwürdigerweise bisher noch keine brauchbare Geschichte der Steiermark; ein kleiner Leitfaden von Wartinger ist längst veraltet, die neuere etwas größere Arbeit von W. von Gebler, welche 1862 erschienen, ist es auch und berücksichtigt außerdem vorwiegend die kriegerische Seite des Geschichtslebens. Ein Abriß der steirischen Landesgeschichte von Rud. Reichel von 1884 gehört zwar der neuern Zeit an, ist aber ebenfalls allzudürftig und eigentlich nur für pädagogische Zwecke berechnet. Das umfassendste Werk, die „Geschichte Steiermarks" von A. von Muchar, welche seit den vierziger Jahren erschien, brach mit dem achten Bande ab und reicht im Texte nur bis 1586. Diese ungeheuer fleißige Arbeit kann aber nur ein Quellenwerk genannt werden, zu welchem viele Tausende von Urkundenauszügen benutzt wurden, als eigentliche Lektüre; als Handbuch oder wohl gar Lehrbuch ist es natürlich nicht zu verwenden. Man ersieht daraus, wie passend der Zeitpunkt, zu welchem Mayers ganz vortreffliches Buch erschienen ist, auf das wir namentlich auch die Kreise außerhalb des Landes aufmerksam machen möchten, da die Beziehungen zu der Geschichte Steiermarks zu jener Gesamtdeutschlands noch nirgends so genau hervorgehoben wurden wie in diesem fesselnd behandelten Werke. Der Verfasser gruppiert seinen Stoff in Zeiträume, welche die Urzeit bis zum Beginne der Herrschaft der Habsburger, die Habsburger Periode bis zum Tode Friedrichs III., die Zeit Maximilians I., die Reformation und Gegenreformation, die Periode unter Ferdinand III. bis Maria Theresia, die Regierungszeit der letztgenannten Kaiserin und des Kaisers Joseph II. und endlich die Jahre der Franzosenkriege bis auf die Gegenwart behandeln. Der Besprechung eines jeden dieser Zeiträume ist ein besonders beachtenswertes Kapitel: „Innere und Kulturzustände", beigefügt, welches der Aufmerksamkeit des auswärtigen Lesers insbesondere empfohlen werden kann, da über Wissenschaft und Kunst, Bergbau, Handel und Stadtleben, über Industrie und Gewerbe, z. B. namentlich über das erste Vorkommen des Buchdrucks im Lande darin treffliche Auskunft geboten wird, die sich sonst in keinem ähnlichen Werke findet. Auch die Behandlung der Franzoseneinfälle im Lande von 1797 bis 1809 ist unsers Wissens noch nirgends so klar, übersichtlich und anregend geschildert worden. Endlich muß auch auf das Kapitel „Erzherzog Johann" hingewiesen werden, welches allen kulturfördernden Bestrebungen dieses für das Volk Steiermarks unvergeßlichen Fürsten in ausführlicher Weise gerecht wird und manches vor die Augen des Lesers bringt, was die leichtlebige Generation der Gegenwart vielleicht schon vergessen hat. Auch die Schilderung der fünfzigjährigen Regierungszeit des jetzigen Herrschers Franz Joseph erfährt am Schlusse des Buches ihre Besprechung. So sei denn diese neue historische Arbeit Franz M. Mayers, dem wir schon so viele Arbeiten auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte verdanken, den engern und weiten Kreisen aufs beste empfohlen.

4. Heimatkunde des Herzogtums Steiermark. Von Karl Hirsch. Umgearbeitet und in zweiter Auflage herausgegeben von Ferd. Zafita. Wien, A. Hölder. 1897. 8. 1 Fl.

Obgleich dieses in der ersten Auflage schon viel verbreitete Buch eigentlich als eine Art von Lehrbuch verfaßt worden ist, so ist es doch namentlich den Lesern der eben besprochenen Geschichte Mayers sehr zu empfehlen, da es in knapper Form eine Übersicht der gesamten topographischen und übrigen Verhältnisse des Landes liefert und hierdurch manche Aufklärung zu bieten im stande ist, wenn es sich darum handelt, sich eine gewisse Orientierung über das Gebiet von Steiermark zu verschaffen. Die vollständig neu umgearbeitete zweite Auflage erscheint bis auf die jüngste Zeit fortgeführt und somit als das einzige wenn auch nicht sehr umfangreiche neueste Buch, welches das Land und dessen Zustände, politische Einteilung, Statistik u. dgl. genau schildert. Eine kurzgefaßte Geschichte Steiermarks ist übrigens ebenfalls beigegeben.

5. Kaiser Franz Joseph I. Festausgabe zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum von Johannes Emmer. Wien, C. Daberkow. 1897. Lieferung 1—24. 4. Jede Lieferung 50 Pf.

Zur würdigen Feier des Jubiläums der fünfzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Joseph I. von Österreich rüstet sich die ganze Monarchie. Am 2. Dezember 1898 hat der Regent den Thron bestiegen, und jedermann weiß, wie bewegt für Österreich wie für andere Staaten das halbe Jahrhundert seitdem sich gestaltet hat. Welche Phasen aber auch das politische und kulturelle Leben in dem Reiche durchgemacht hat, immer tritt doch glänzend die Gestalt des ritterlichen Herrschers in den Vordergrund, den heute so feste Freundschaftsbande mit dem Kaiser Deutschlands verbinden und der durch seine Herzensgüte und sein edles Wesen längst eine der populärsten Persönlichkeiten der Welt geworden ist. Daß auch auf litterarischem Gebiete zur Erinnerung an die Herrscherthätigkeit des allverehrten

Monarchen manche Gabe vorbereitet wird und auch schon erschienen ist, erklärt sich leicht. Unter den verschiedenen derartigen Veröffentlichungen gebührt dem vorliegenden in Heften herausgegebenen Werke eine hervorragende Bedeutung. Das Buch Emmers ist klar und fesselnd geschrieben, es schildert zunächst den historischen Boden Österreichs-Ungarns überhaupt und macht den Leser mit der eingehenden Geschichte des Reiches unter den Vorgängern des jetzigen gefeierten Herrschers bekannt. Hierauf beginnt (in Lieferung 6) die Lebensbeschreibung Kaiser Franz Josephs von der ersten Jugendzeit an; sie reicht in den bisher erschienenen 24 Heften bis zu den Kämpfen des Jahres 1866, welche für die Monarchie von so einschneidender Bedeutung geworden sind. Man ersieht daraus, daß, wie natürlich, die ganze Geschichte Österreichs seit dem Regierungsantritte Franz Josephs in Betracht gezogen werden mußte, welche mit der Person des Monarchen untrennbar verknüpft erscheint. Daneben ist aber auch der Persönlichkeiten eingehender gedacht, welche zu dem Monarchen in besonderer Beziehung stehen oder gestanden haben, seiner Eltern, seiner Brüder und anderer Familienangehörigen, insbesondere auch der hervorragendsten seiner Berater, Generale und Staatsmänner sowie anderer Persönlichkeiten. Die geschichtlichen Ereignisse werden alle mit großer Lebendigkeit eingehend geschildert, die Bedeutung, welche sie für Kaiser und Reich hatten, wird klar dargelegt; ein warmer patriotischer Ton weht durch dieses Werk, das von dem Eifer und Fleiße des Verfassers nicht geringes Zeugnis ablegt. Dem Texte kommt aber auch ein besonders reicher Illustrationsschmuck als beste Erläuterung zu Hilfe. In dieser Richtung kann das Ganze ein wirkliches Prachtwerk genannt werden. Gute Porträts nach gediegenen Originalen sowohl der Vorfahren des Monarchen als auch solche, welche ihn selbst in den verschiedensten Lebensaltern darstellen, ebensolche Bilder der Kaiserin Elisabeth und der ganzen kaiserlichen Familie auf Einzelblättern gereichen dem Werke zur wahren Zierde. Dazu kommen Abbildungen hervorragender Bauwerke, Standbilder und Monumente namentlich der Residenzstadt Wien, welche während der Regierungszeit des Monarchen errichtet wurden, Darstellungen von Kämpfen zu Lande und zu Wasser, von Festzügen und denkwürdigen Scenen aus der genannten Zeit seit 1848. Alle diese Bilder sind Reproduktionen guter Photographien oder hervorragender Gemälde, welche zeitgenössische Künstler geschaffen haben. Man kann dieses Werk, über dessen Fortführung wir noch berichten werden, nicht nur als ein schönes patriotisches Erinnerungsbuch, sondern auch als eine genaue verläßliche Biographie des Kaisers Franz Joseph I., als eine Geschichte seines thatenreichen Lebens und Wirkens bezeichnen, welche auch für den Nichtösterreicher von Wert und Bedeutung erscheint.

Anton Schlossar.

Schriften zur Ästhetik.

Das Wesen des Tragischen zu ergründen, werden immer neue Versuche gemacht. Der Verfasser eines solchen*) liebt es, sich in dogmatischen Sätzen zu ergehen, die in der für sie beanspruchten Allgemeingültigkeit recht nahe an die Phrase streifen, besonders wird von dem Begriffe „wahr" ein bedenklicher Gebrauch gemacht. Da, wie gleich das erste Dogma behauptet, die Leidenschaft „jede menschliche Eigenschaft, die als ungebändigte Naturkraft wirkt", bedeutet, so kann sie „nicht anders als durchgehends wahr sein". Dagegen ist „der Kaltsinn die gesellschaftlich dressierte Unnatur, und demzufolge inhaltlich durchweg verlogen". Nicht die Leidenschaft selbst, sondern die Art, wie sie die ihr zu Grunde liegende Naturkraft zum Ausdruck bringt, kann wahr sein: sie braucht es aber auch nicht zu sein; nicht der Kaltsinn ist verlogen, sondern nur ein solcher Kaltsinn, der in falschem Verhältnis zu der Natur steht, die er zum Ausdruck bringen soll: wahr ist kein absoluter, sondern ein relativer Begriff, eine Thatsache, mit deren Umgehung und Nichtbeachtung die „moderne" Kunst sich ein neues Gebiet errungen zu haben glaubt. Auch der mit großem Aplomb ausgesprochene Satz: „Der Inhalt einer echten Kunst ist die Wahrheit schlechthin", besagt daher herzlich wenig, nicht nur logisch, sondern auch sachlich: die einfache Frage „Was ist denn aber Wahrheit?" macht die objektiv sein sollende Bestimmung der „echten Kunst" sofort illusorisch. Beachtenswert sind die Untersuchungen über die Tragödie, die den Kernpunkt der Schrift bilden. Aristoteles und seine Poetik kommen herzlich schlecht weg, und dennoch versucht der Verfasser die aristotelische Definition der Tragödie besser zu erklären: wozu aber so viel Lärm überhaupt mit dem „Kollegienheft eines und zweier der unfähigsten Schüler" des Aristoteles, der hier von diesem unglückseligen Schüler ebenso gut nicht verstanden sein kann wie sonst? Das stört aber den Verfasser nicht, die Definition, die uns so unzuverlässig überliefert ist, eingehend auf ihr richtiges Verständnis hin zu prüfen. Seine Auffassung ist veranlaßt durch seine Auffassung des Tragischen überhaupt: „Der einzige Weg, die Leidenschaft, die Urheberin aller Qual, zu überwinden, ist das Leid. Es giebt kein anderes Mittel." Dieser etwas mystische Satz findet seine Erläuterung dadurch, daß verlangt wird, der durch seine Leidenschaft Leidende soll die Notwendigkeit des Leides einsehen: er „muß, gleichviel wie er fällt, in dem Ende des Lebens das Ziel seines innigsten Seelenwunsches er-

*) Das Wesen des Tragischen in alter und neuer Zeit. Von Emil Mauerhof. Zürich, K. Henckell u. Comp. 1897. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

blicken; oder er ist kein tragischer Held“. Da wird es herzlich wenige tragische Helden geben! So sind denn auch Antigone und Wallenstein verfehlte Schöpfungen, denn „beide sterben widerwillig“. Da nun aber Leidenschaft „wahr“ ist, das Leid als der Weg zu dem willkommenen Ende gelten muß, so hat die Welt selbst offenbar überhaupt keinen andern Weg einzuschlagen als diesen, der ins Nirwana führt. So ist diese Auffassung von der Tragödie nur ein Ausfluß von des Verfassers deutlich genug hervortretendem Pessimismus. Indem sie damit in den Dienst einer bestimmten, philosophischen Auffassung tritt, verliert sie die Freiheit, das Problem aus sich selbst heraus zu lösen. Der Kampf, den weiterhin der Verfasser gegen die „akademische Formel“ „Schuld und Sühne“ führt, ist durchaus berechtigt: es ist Zeit, daß mit der „tragischen Schuld“ und der Auffassung, als ob die Tragödie die Sühne für solche Schuld geben sollte, gründlich aufgeräumt wird.

Hugo Spitzer sammelt in seinen „Kritischen Studien“*) eine Anzahl von Kritiken, die früher im „Euphorion“ erschienen sind. Solche Sammlungen sind, wenn sich eine feste Grundanschauung in den einzelnen Aufsätzen ausspricht, die auf selbständiges Urteil Anspruch erheben darf und die eben dadurch ein einheitliches Band um die vereinzelt geschriebenen Aufsätze schlingt, wohl berechtigt. Indessen soll uns auch dieser Gesichtspunkt nicht dazu verleiten, eine Kritik von Kritiken zu geben: wir begnügen uns daher, auf die interessante Sammlung zu verweisen. Sie behandelt: „Vom charakteristisch Schönen“, von Th. Alt; „Die Philosophie des Metaphorischen“, von A. Biese; „Geschichte der neuern deutschen Psychologie“, von M. Dessoir; „Die Entwicklung von Schillers Ästhetik“, von K. Berger; „Die bewußte Selbsttäuschung als Kern des künstlerischen Genusses“, von K. Lange.

In das unmittelbare Forschen und Suchen nach dem Wert und der Bedeutung der Kunst und des Schönen sucht dagegen Heinrich Romundt**) zu führen: er berichtet in Briefen über die Gespräche einer Gesellschaft auf dem Lande, die recht geschickt so zusammengesetzt ist, daß nach und nach verschiedene Gesichtspunkte zu ihrem Rechte gelangen. Es erhöht nun freilich die Wahrscheinlichkeit von dem wirklichen Vorkommen der „Winterdonnerstagabende“ durchaus nicht, wenn die Namen der Teilnehmer mit den unglückseligen Anfangsbuchstaben (Freund Z. u. s. w.) bezeichnet werden, die den Leser bei jeder Begegnung ärgerlich wie an einem Stein des Anstoßes stolpern lassen: große Muster verbessern die schlechte Gewohnheit nicht. Erfundene Namen aber, die sich leicht aussprechen lassen, nehmen den Eindruck des wirklich Vorgekommenen durchaus nicht, zumal die Frage, ob solche Gespräche wirklich stattgefunden haben oder nur eine mehr oder weniger geschickte Form der Einkleidung sind, an dem Wert oder Unwert der Sache selbst gar nichts ändern. Die leichte Lesbarkeit aber, die durch die hier gewählte Form gerade erhöht werden soll, erfährt durch diese Unsitte eine erhebliche Einbuße. Der Verfasser nimmt seinen Ausgangspunkt von Strindberg und Genossen: das von diesem falschen Naturalismus „drohende Unheil“ hat ihn „aufs neue hochschätzen gelehrt, daß Kant am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Schutzwehr der gesunden Vernunft in der Menschheit in der Analytik des Schönen und ebenso in der des Erhabenen errichtet hat, eine Darlegung, daß Schönheit etwas Eigentümliches, Besonderes, von allem andern wohl zu Unterscheidendes ist“. Diese Darlegung der Kantschen Ästhetik bildet nun zunächst den Gegenstand der Besprechung: sie wird allerdings durch die hier gewählte Form auch für der philosophischen Schulsprache ungewohnte Leser leichter verständlich gemacht, ein Verdienst, das, zumal wenn es sich um Kant handelt, nicht gering zu schätzen ist. Als geschickte Unterbrechung tritt in diese allgemeinen Erörterungen über das Schöne und das Ideal die Frage ein, wie sich die großen Meister der deutschen Kunst, Lessing, Goethe und Schiller, dazu gestellt haben. Lessing kommt dabei nicht sonderlich gut weg: sein Wirken wird bei aller Anerkennung doch mit einer gewissen Ironie behandelt; er kümmert sich nach dieser Auffassung schließlich doch immer nur um Einzelnes und Einzelfragen und bleibt in der induktiven Betrachtungsweise stecken. Ihm wird Kant als der gegenübergestellt, der „als seine Aufgabe das den letzten Gründen des Wohlgefallens aus Anlaß einer gegebenen Vorstellung im Gemüte nachforschende Denken bezeichnet. Dieses erfordert wohl mehr Tiefe, und von ihm bemerkt Kant, daß es eine Sache der Wissenschaft sei“. So muß alles „Hochstreben Lessings“ im Grunde genommen als außerhalb der echten Wissenschaft stehend erscheinen: echte Wissenschaft immanenten Charakters kann es hiernach nicht geben: sie beginnt erst, sobald das Gebiet des Transcendenten betreten wird. Soweit dies Wahrheit enthält, trifft es aber nicht nur den Kunstkritiker, sondern überhaupt jede immanente wissenschaftliche Forschung, und Lessing erscheint somit in immerhin recht respektaber Gesellschaft: es wäre nicht nur „Lessings Verhalten die Praxis zu Kants Theorie“, sondern alle immanente Wissenschaft wäre Praxis zu der transcendenten Theorie, die allein den Namen Wissenschaft verdiente — nur schade, daß es mit ihr so gar seltsam bestellt ist! Es wird daher wohl auch fernerhin gestattet sein müssen, der immanenten Wissenschaft den Charakter und den Namen echter Wissenschaft zu belassen, selbst wenn sie, wie in Lessings Werken, mit vollem Bewußtsein ihres Thuns die Form der Induktion annimmt, um das längst durch Deduktion Gefundene auch für nicht philosophische Leser verständlich und genießbar zu machen. Bei der Beurteilung Schillers durch „Freund Z.“ benutzt dieser „mit Vorliebe die Gespräche Eckermanns mit Goethe

*) Kritische Studien zur Ästhetik der Gegenwart. Von Hugo Spitzer. Wien, Carl Fromme. 1897. 8. 2 M.

**) Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. Von Heinrich Romundt. Leipzig. C. G. Naumann. 1897. 8. 2 M.

in den letzten Jahren seines Lebens": es ist das schade. Ich habe mich nie des Eindrucks erwehren können, als seien die Urteile Goethes über Schiller in dieser Zeit stark Eckermannisch gefärbt und zwar nach der Seite einer Schiller wenig günstigen Auffassungweise hin, als sei manches weit schärfer und absprechender zum Ausdruck gekommen, als es Goethe gesagt hat. Daraus ergiebt sich für den Verfasser das seltsame Urteil, dessen erste Hälfte ihrem Kerne nach niemand bestreiten wird, „daß Schiller der Anschauung und dem Vorbilde der naiv-schöpferischen Natur Goethes zumal für sein dichterisches Schaffen die allergrößten Vorteile zu danken hat", wenn auch die Unbedingtheit des Urteils allzuscharf sein möchte. Wenn es aber weiter heißt: „Daß für Goethe das Gleiche von der Einwirkung Schillers keineswegs zu behaupten ist, hob auch Z. wieder hervor, wie es beste Kenner Goethes, bei allem sonstigen Auseinandergehen hierin einstimmig, behaupten", so möchte doch neben „besten Kennern Goethes" auch Goethe selbst, und zwar in der Zeit der unmittelbaren Einwirkung Schillers auf ihn, zu hören sein: er ist immer noch ein zuverlässigerer Zeuge als Eckermann. Und was die „Einstimmigkeit bester Kenner Goethes" betrifft, so ist diese bei weitem nicht so groß, wie „Freund Z." oder der Berichterstatter seiner Behauptung annimmt. Selbst wenn Schiller keine andere Einwirkung auf Goethe ausgeübt hätte als die offenkundig vorliegende Einwirkung auf die künstlerische Gestaltung und die Abrundung der „Faust"-Dichtung, so wäre damit schon so viel geleistet, daß ein so rasch-fertiges Urteil in sein verdientes Nichts zerrinnen muß. Eine besonders interessante und recht in die praktische Entwicklung der Kunst eingreifende Wendung gewinnen die Besprechungen durch das Eingreifen des Pfarrers. Wie das Drama dem Gottesdienst entsprungen sei, so könne eine ernstliche Hebung dieser Kunst nur durch Rückkehr zu der ursprünglichen Grundlage erreicht werden: „edle Kunst könne zu ihrem fortschreitenden Gedeihen durchaus nicht der fortdauernden Verbindung mit einer Heimstätte der höchsten Ideale unserer Gattung, nicht der anhaltenden Einwirkung dieser und ihrer veredelnden Kraft entraten. Von der Kirche getrennt, werde sie unvermeidlich mehr und mehr zu einem bloßen Genußmittel erniedrigt werden und so zunehmend entarten". Wenn dieser, hier übrigens nicht zum erstenmal auftretende Gesichtspunkt maßvoll vertreten wird, und das geschieht von dem Pfarrer, so darf er in seiner Wichtigkeit nicht unterschätzt werden. Vielleicht braucht es sich dabei nicht einmal um die Kirche im engsten Sinne zu handeln. Es wäre schon viel gethan, wenn sich für einzelne Aufführungen an regelmäßigen Festen auch nichtkirchlicher Art das Gefühl einer echten, das Gemüt heiligenden Feier erreichen ließe. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß in der Losreißung der Kunstübung von ihrer dienenden Stellung im Kultus zunächst ein befreiendes und förderndes Element enthalten ist, das freilich zur Befriedigung der Genußsucht und damit zur Entartung führt; dies aber ist in dem Gange jeder Kunstentwicklung mit Notwendigkeit gegeben, und dieser Gang läßt sich in der Gesamtheit seines Verlaufes nicht aufhalten; werden aber in der Erscheinungen Flucht auch nur einige ruhende Punkte gewonnen, so ist dies von allerhöchster Bedeutung. So bieten die Unterhaltungen der Gesellschaft auf dem Lande mancherlei auch für die Weiterentwicklung der praktischen Kunst anregende Gesichtspunkte: sie mögen daher eingehender Beachtung wohl empfohlen sein.

Veit Valentin.

Zur Psychologie der Frau.

Vom Baume der Erkenntnis. II. Das Weib. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Gizycki. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1897. 4. 10 M.

Mit einem staunenswerten Fleiße hat Paul von Gizycki aus allen Gebieten einer ungeheuern Litteratur Äußerungen und Urteile über das „Weib" gesammelt und in dieses scheinbare Chaos von sich widersprechenden Auffassungen und Auslassungen eine planvolle, sach- und naturgemäße Ordnung gebracht. Wenn das bekannte Wort aus Freidanks Bescheidenheit:

> Wenn der Himmel wär' Papier,
> Dazu das weite Erdrevier,
> Und alle Sterne Pfaffen,
> Die Gott je hat erschaffen,
> Sie könnten nicht zu Ende schreiben,
> Das große Wunder von den Weiben

für irgend jemand noch einer Bestätigung bedarf, so mag er sich durch einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in diese großartig angelegte, reichhaltige und vielseitige Sammlung die Gewißheit holen, daß die Weisen und Narren, die Gelehrten und Ungelehrten, die Berufenen und Unberufenen der Jahrtausende aller Völker und an allen Orten an dem Rätsel „Weib" sich versucht haben, ohne das „große Wunder" ergründet zu haben. Nicht nur die poetischen Denkmäler alter und neuer Zeit, die Sprichwörter, die Volkslieder, die Redner und Weltweisen aller Jahrhunderte und aller Völker bezeugen uns die Unlösbarkeit dieses Rätsels, auch die Männer der „exakten" Forschung „sprechen sich selbst über die wichtigsten Grundlagen der weiblichen Psychologie mit Vorsicht und Zurückhaltung aus, und ihre Zurückhaltung ist beredter als die vorlaute Dreistigkeit der «Weltleute», welche die Weiber zu kennen behaup-

ten, weil sie zu mehrern von ihnen, und nicht allemal zu den besten oder interessantesten, intime Beziehungen gehabt haben". Eine „Frauenfrage" hat es, wie man sieht, immer gegeben, insofern das Wollen, Fühlen und Denken des „Weibes" immer zu Fragen Anlaß gab. Fast möchte man angesichts der unendlichen Verschiedenartigkeit der Antworten, welche die Männer und noch mehr die Frauen selbst auf diese Frage geben, glauben, daß Guyot de Provins, der Sänger vom Ende des 12. Jahrhunderts, Recht behalten werde mit seinem Kennerspruch:

Dahin gelangt nie irgendwer,
Ein Weib zu werten. Thöricht Streben,
Ergründen wollen ihr Wesen und Leben!
Wissende nehmen das nicht schwer.

„Der Gegenstand", sagt John Stuart Mill, „wird und muß so lange ohne endgültige Entscheidung bleiben, solange diejenigen, welche allein darüber unterrichtet sein können, so wenig Aufklärung darüber geben, und dieses Wenige auch noch getrübt und beeinflußt ist." Die einzig „Wissenden" können aber nur die Frauen selbst sein. In den letzten Jahren haben sich, unter dem Druck der Frauenfrage und infolge des Kriegsrufs nach Frauenrechten, manche Frauen über sich und ihr Geschlecht geäußert. Aber ist uns dadurch die Psychologie der „Frau" klarer geworden? Haben nicht alle diese schriftstellernden Frauen nur verraten, was gerade ihr Herz bewegt in Zorn und Liebe? Kann man von der einzelnen Frau, die abnorm gebildet und veranlagt ist, auf das ganze Geschlecht schließen? Nur über eins, und das scheint mir das Wichtigste zu sein, herrscht in alter und neuer Zeit, von den Mythen der alten Völker bis zu den geistreichen Selbstentladungen der Frau Laura Marholm, Übereinstimmung: daß der natürliche Beruf des Weibes ist, Mutter zu werden. Wo immer die Erfüllung dieses natürlichen Berufes und seiner Pflichten erschwert wird, da entsteht der Ruf nach Frauenrechten und nach Gleichstellung der „Frau" mit dem Manne. Das sind auch die Blütezeiten für Erforschung der weiblichen Psychologie! Das vorliegende Werk hat nun die Absicht, „der Erforschung des weiblichen Seelenlebens ein leicht zugängliches Material zur Verfügung zu stellen und besonders den Frauen durch Nachweisung wichtiger Quellen für dieses Studium Anregung zu geben". Solange ein Überschuß von Frauen vorhanden ist, die durch die Zeitverhältnisse ihrem „natürlichen Beruf" im engern und weitern Sinne, der Mutterschaft, entzogen werden, wird es ja auch nicht an Frauen fehlen, die sich dieser Aufgabe mit Erfolg unterziehen. Schon die einzelnen Kapitelüberschriften dieses Sammelwerkes (z. B. „Liebe", „Ehe und Mutterschaft", „Prostitution") weisen aber darauf hin, daß die Frau an sich überhaupt nicht betrachtet werden kann: sie erhält ihren Wert, ihre Bedeutung und ihren Lebensinhalt erst durch ihr Verhältnis zum — Manne. „Im Manne beginnt das Leben des Weibes, und im Manne beschließt es sich. Denn der Mann macht das Weib zum Weibe. . . . Je höher des Weibes Leib und Geist und Seele entwickelt ist, desto weniger kann es des Mannes entraten, der ihr großes Glück ist oder ihr großes Unglück, aber in allen Fällen der einzige Sinn ihres Lebens." (L. Marholm.) „Ich behaupte, daß sie als Frau nicht selig werden kann, außer wenn sie den Mann glücklich macht. Sie muß lieben und Kinder gebären, das ist ihre heilige Pflicht." (Michelet.) „Wir Frauen sind das schwächere Geschlecht, wir weinen nur, wenn unsere Männer fluchen." (Johanna Ambrosius.) „Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten, phantasierten, sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist." (Schleiermacher.) „Die wahre Bestimmung der Frau ist es, zu erziehen, nicht nur Kinder, nein Männer, nicht nur die heranwachsende, nein die gegenwärtige Gesellschaft auf eine höhere sittliche Stufe zu heben, indem sie den Geist der Liebe, der Selbstbeherrschung, der Opferfreudigkeit, der Treue und Reinheit verbreitet. Und diese Wirkung bringt sie nicht durch Bücher, die sie in der Studierstube über den Gegenstand schreibt, hervor, noch durch Predigten darüber vor der Gemeinde, sondern dadurch, daß sie diese Eigenschaften stündlich in jedem Hause durch den Zauber ihrer Stimme, ihrer Blicke und Worte und all die unaussprechliche Anmut ihrer weiblichen Zärtlichkeit offenbart." (F. Harrison.) Es ist nun eine sehr einfache, ganz selbstverständliche, meinetwegen triviale Wahrheit, die aber oft genug verkannt und beiseite geschoben wird, daß aus dem natürlichen Beruf der Frau alle ihre Rechte und vor allem ihre Pflichten fließen. Die Stellung, das Wesen der Frau weisen sie auf den Mann, zur Ehe, zur Mütterlichkeit hin. Gelingt es, mit der wirtschaftlichen Not auch die Ehenot zu heben, so werden sich die Frauen von selbst von der nervösen Sucht nach sogenannten Frauenrechten und nach Gleichstellung mit dem Mann abwenden. Dann werden aber auch Sammlungen wie die vorliegende Anachronismen sein: denn die „großen Fragen" der Frauenemancipation und der damit verknüpften Probleme der Frauenarbeit, wie sie heute verstanden wird, werden dann keine Fragen mehr sein, die die Frauen aufregen oder die Männer interessieren können. Mann und Weib sind nicht das Gleiche, ihren besondern Naturen müssen ihre Rechte und Pflichten angepaßt sein: die Frau findet ihre Bestimmung in der Familie, mögen auch einzelne Frauen von dieser Regel noch so sehr abweichen.

Karl Berger.

Aus der Unterhaltungslitteratur.

1. Am Ende von Alt-Berlin. Vaterländischer Roman von Bruno Garlepp. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 5 M.
2. Der Letzte des Regiments Gensdarmes. Eine Erzählung aus dem Jahre 1806 von Cäsar Magnus. Breslau, Eduard Trewendt. 1898. 8. 4 M.
3. Drillichauer Lebensläufe. Von Mannel Schnitzer. Berlin, Friedrich Schirmer. 1897. 8. 3 M.
4. Ein Weib aus dem Volke. Eine Erzählung von H. Abt. Altenburg, Stephan Geibel. 1898. 8. 2 M.
5. Einsam. Roman von O. Verbeck. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. 7 M.

Bruno Garlepps vaterländischer Roman (Nr. 1) ist ohne jeden originellen Zug. Der Titel „Am Ende von Alt-Berlin" führt irre. Denn jeder wird ihn zunächst lokal und nicht, wie der Verfasser will, zeitlich verstehen. Garlepp führt uns in die Zeit von 1804 bis 1806, die dem Fridericianischen Berlin ein Ende machte. Aber wo er einiges Interesse erregt, da ist es nicht sein Verdienst, sondern das der Gestalten, die er fertig und auch von Romandichtern schon unvergleichlich besser behandelt vorfand. Prinz Louis Ferdinand z. B. steht schon in Hans Werders „Schwertklingen", das keineswegs sonderlich hochsteht, ganz anders vor unsern Augen als hier. Das Liebespaar der Erzählung, der tapfere, aber unzuverlässige von Nostitz und Karoline, die Tochter der verwitweten Justizrätin D., vermag keinerlei besonderes Interesse zu erregen; die politischen Persönlichkeiten bleiben blaß und ohne frisches Leben. Höchstens der begabte, aber halb verkommene Musiker Muster erweckt eigentliche Teilnahme; die Sprache zeigt sehr bedenkliche Schwächen.

Die Erzählung von Cäsar Magnus (Nr. 2) setzt fast genau da ein, wo die Garlepps schließt. Reicht diese bis zum Tode des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, so beginnt Magnus unmittelbar vor Napoleons Einzug in Berlin. Er erzählt zum Glück weit frischer und natürlicher und deshalb auch fesselnder. Der Prinz selbst bleibt im ganzen im Hintergrunde. Das Hauptinteresse konzentriert sich auf den Letzten des Regiments Gensdarmes, den Lieutenant Bruno von Wagenfeld, und seine ebenso edle und energische wie schöne Frau Charlotte, sowie auf den Grafen Leo Hersfeld, einen geborenen Hessen, Generaladjutanten des Kaisers Napoleon. Auch dieser selbst wird uns in einer bedeutsamen Scene in interessanter Weise vorgeführt. In zweiter Reihe, aber gleichfalls mit lebhaften Farben geschildert, stehen der Jude Ephraim und seine Kinder Veitel und Lea sowie Charlotte Wagenfelds Freundin Helene von Nauen und Bruno Wagenfelds Bursche Roepke; andere Personen, wie der unglückliche Fürst Hohenlohe, sind mehr episodisch eingeführt. Wagenfeld hat die bisherigen Kämpfe nicht mitmachen können; die Folgen eines unglücklichen Sturzes fesselten ihn an sein Lager. Nun ist er so weit wiederhergestellt, daß er zum Heere eilen will. Seine Gemahlin empfiehlt er dem Schutze des bei ihm einquartierten Grafen Hersfeld. Dieser faßt eine leidenschaftliche Neigung zu Charlotte und ist nahe daran, Wagenfeld, um ihn zu beseitigen, an den französischen Kommandanten von Berlin zu verraten; aber sein im Grunde nicht unedler Sinn läßt ihn davor zurückschaudern. Der Lieutenant entkommt im letzten Moment — denn die durch Veitel Ephraim geführten Franzosen suchen ihn gleich darauf in seinem Hause — mit Hilfe Leas, die ihn seit lange liebt, aus der Stadt und reitet mit seinem Burschen auf Pferden, die ihm der alte Ephraim verschafft hat, auf Oranienburg zu, in dessen Nähe er nach Mitteilungen Hersfelds Hohenlohe vermuten muß; er hofft diesem durch seine Nachrichten einen Sieg zu ermöglichen. Aber es kommt ganz anders. Gemeinsam mit einer preußischen Kavallerieabteilung gerät er in Kampf gegen französische Reiterei und wird schließlich verwundet und gefangen genommen. Er ist in Civil und wird unter dem Verdacht der Spionage nach Berlin gesandt. Ein Kriegsgericht verurteilt ihn zum Tode; Rettung scheint unmöglich. Aber seine Gattin verschafft sich unter Hersfelds Beihilfe eine Audienz bei Napoleon und macht da durch ihre Schönheit und ihr würdevolles Auftreten solchen Eindruck auf ihn, daß er ihr halb wider Willen gestattet, das schon unterschriebene Urteil ins Feuer zu werfen. Von der Forderung, daß sie sich dafür ihm preisgebe, steht er unter dem unwiderstehlichen Eindruck ihrer an eine wahrhaft große Gesinnung appellierenden Worte nach hartem Kampfe ab. Hersfeld hat seine Leidenschaft für Charlotte bald überwunden; er erkennt: sie ist zu rein, als daß Verführerkünste Macht über sie hätten. Dafür gewinnt die stillere Helene von Nauen sein Herz; am Schluß der Erzählung verlobt er sich mit ihr. Das alles ist nicht nur spannend, sondern auch natürlich erzählt; höchstens die Scene, wo Veitel Ephraim, dem Lea mit leidenschaftlichen Worten seinen schmählichen Verrat vorgeworfen hat, im Ringen mit dieser zu Boden stürzt und dabei sich das eigene Messer, das er erst gegen die Schwester hat ziehen wollen, tödlich in die Brust rennt, schmeckt zu sehr nach Sensation.

In eine ganz andere Gesellschaft, in die bürgerlichen Kreise einer Kleinstadt, führt uns Mannel Schnitzer in seinen „Drillichauer Lebensläufen" (Nr. 3). Ich würde dies Buch gut nennen, wenn es Original wäre und nicht eine nur allzu deutliche Nachahmung von Gottfried Kellers herrlichen „Geschichten aus Seldwyla". Auch Schnitzer führt uns poetisch umgestaltete Heimatserinnerungen vor. An die Stelle des schweizerischen Seldwyla tritt das westgalizische Städtchen Drillichau. Auch seinen „Helden" ist eine mehr oder weniger unschuldige Narrheit eigen; auch die Bewohner von Drillichau sind von früherer Wohlhabenheit zu ziemlicher Ärmlichkeit herabgekommen, „denn

im Grunde genommen", heißt es im „Armenvater", giebt es in Drillichau keinen Bürger, der reich oder auch nur wohlhabend wäre. Sie alle zehren seit lange von dem, was sie in früherer, guter Zeit erworben haben, „damals, als der Handelsweg durch das Städtchen ging, die schwer befrachteten Fuhrwerke über die breiten Straßen sich bewegten und das Geld noch nicht so leicht davonrollte wie heutigentags". Allerdings wird diese Vorstellung nicht immer streng festgehalten. Durchaus als Nachahmung wirkt auch eine andere Stelle aus der ebengenannten Erzählung: „Wahrlich unter bedeutenden Verhältnissen würde dieser Mann mit dem starken unbezwungenen Drange nach Arbeit, nach Bethätigung seiner Kraft" (eben der Armenvater) „ein Held geworden sein im Guten oder Bösen, in dem engen Kreise der verarmten Kleinstadt mußte notgedrungen das aus ihm werden, was er eben wurde: ein echter Drillichauer Charakter", und ein echter Dichter würde sich auch keine so störende Wiederholung entschlüpfen lassen, wie sie die Stelle Seite 118 über das vernachlässigte Lattendach und den wilden Birnbaum verglichen mit dem fast wörtlich gleichlautenden Satze Seite 109 enthält. Talent hat ja Schnitzer unstreitig, aber eben nur das der Nachahmung. Die erste Geschichte „Pippilasses" ist unbedeutend und die beiden folgenden stehen auch nicht sonderlich hoch; aber die weitern sind größtenteils recht beachtenswert. Ganz Kellerisch wirken „Seine Mitgift", in dem uns ein junger, durchaus nicht gebrechlicher Bettler mit ungewöhnlichem Talent für sein Gewerbe vorgeführt wird, und der schon genannte Armenvater, worin sich das ganze Interesse des Helden und im Grunde auch ganz Drillichaus um einen Armen dreht, den der Armenvater erst künstlich dazu gestempelt hat, um einen Gegenstand der Sorge für seine Gründung, den Armenverein, zu haben. Ergreifend ist „Ausgedient", die Geschichte eines Frachtfuhrmanns, der durch die neuen Eisenbahnen zu Grunde gerichtet wird. Tief in kleinstädtische Verhältnisse und Charaktere führt „Michael Septimus" ein, auch eine Romeo- und Julie-Geschichte, die aber ganz harmlos endet. Der „Wahren Geschichte Napoleons" dagegen vermag ich nicht viel Geschmack abzugewinnen, und auch das „Drillichauer Märchen" wirkt nicht rein. Aber als Ganzes hat Schnitzers Buch, ohne eigentlich höhern Wert beanspruchen zu können, unstreitig Existenzberechtigung.

H. Abts „Weib aus dem Volke" (Nr. 4) ist, wie schon der Titel vermuten läßt, eine richtige Armeleutegeschichte, in der viel Trauriges, ja teilweise Gräßliches geschieht. Wir werden in die Familie des ärmsten Holzhackers in einem abgelegenen, armen Walddorfe geführt. Seine Frau ist tot; er selbst, ein roher, jähzorniger Mensch, haust in einer jämmerlichen Hütte mit sieben Kindern, von denen zunächst nur ein Sohn mit verdienen kann. Allen stehen Armut und Entbehrung auf der Stirn geschrieben; nur das jüngste Mädchen zeigt Frohsinn und unglaublicherweise auch körperliche Kraft. Die rohen Wutausfälle des Vaters gegen sie, den „Überfluß", können sie nicht auf die Dauer niederbeugen; elastisch richtet sie sich stets von neuem auf. Seit dem zehnten Jahre wird sie dem Vater und dann der Familie eine Stütze und fühlt sich dazu um so mehr verpflichtet, weil sie, ohne es zu wollen, zur Verräterin der Wilddieberei des ältesten Bruders geworden ist und ihn so ins Zuchthaus gebracht hat. Der Hungertyphus rafft vier ihrer Geschwister hinweg. Sie bleibt mit dem Vater und ihrer Schwester Hanne allein, mit Hanne, der sie eine schwärmerische Liebe widmet, weil diese sie einmal vor dem drohenden Axthiebe des rasenden Vaters bewahrt hat. Nach einigen Jahren wird diese Schwester vom Schlage getroffen, bleibt gelähmt und verliert auch den Rest ihres von jeher sehr schwachen Verstandes. Aber Toni liebt sie jetzt nur um so mehr; die Schwachsinnige ist, als auch der Vater stirbt, das einzige Wesen, für das ihr Herz schlägt. Doch nur für kurze Zeit; allmählich gewinnt der schmuckste Bursche des Dorfes ihre Liebe. Aber dessen harte Mutter, so sehr sie Tonis Arbeitsfreudigkeit und Arbeitskraft schätzt, will von einer blutarmen Schwiegertochter nichts wissen. Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitet und spart Toni in fünf Jahren die gewünschte Ausstattung zusammen, um schließlich zu erkennen, daß ihr Bräutigam sie nicht genug liebt, um auch Hanne mit aufzunehmen. Da weist sie ihm — am Tag vor dem Aufgebot — die Thür und arbeitet unverdrossen weiter. Ihr bares Geld verwendet sie nun, um dem Bruder, der aus dem Zuchthause entkommen ist, die Flucht nach Amerika zu ermöglichen. Ihr zunehmender Wohlstand bringt sie in den Ruf einer Hexe. Ihr früherer Bräutigam hat unterdessen längst die reiche Müllerline geheiratet. Aber er findet kein Glück mit ihr und stürzt sich als schwacher Charakter in ein tolles Wirtshausleben. Sein Hof verfällt schließlich einem jüdischen Wucherer; als er am Abend vor dem Versteigerungstage betrunken nach Hause reitet, verunglückt er, und so findet ihn Toni, die ihm eben ihr Geld hat anbieten wollen. Nun nimmt sie die gebeugte Witwe mit zwei Kindern zu sich. Eines derselben und jene selbst sterben bald; aber das zweite, einen lieblichen Knaben, adoptiert sie — und damit hat sie doch das Glück gezwungen, zu ihr zu kommen. Die ganze Entwicklung ist nicht nur ergreifend, sondern auch glaubwürdig. H. Abt zeigt keine überwältigende Dichterkraft, aber man legt das Buch mit freundlicher Anerkennung aus der Hand.

Das nun noch übrigbleibende Buch „Einsam" (Nr. 5) ist die Schöpfung einer wahren Dichterin. Die schönen, ja außerordentlichen Hoffnungen, die man nach O. Verbecks erster Novellensammlung, zumal auf Grund von „Maria Neander" hegen durfte, scheinen sich in vollstem Maße zu erfüllen. „Einsam", das vielleicht besser als „Novelle" bezeichnet worden wäre, ist ein tief ergreifendes und von Anfang bis zu Ende lebenswahres Buch, ein Buch, das nicht bloß ersonnen, sondern erlebt zu sein scheint. Es ist kein frohes Buch; vielfach wird unser Herz

bei seiner Lektüre von tiefem Weh ergriffen, und doch berührt es im Grunde wohlthuend. Der Zauber der Musik, zumal der Menschenstimme, schwebt als belebender und verklärender Hauch darüber; sie leitet durch einen stimmungsvollen Accord das Ganze ein. Ein kleiner, selbst gebildeter Chor singt in einer Berliner Kirche unter Leitung des jungen Musikdirektors Günther; zwei Stimmen dominieren über das Ganze, ohne sich unzart vorzudrängen, die des jungen, ernsten Gymnasiallehrers Redtenbacher und die von Hannah Wasenius. Er hat sich bei ihrer Mutter, der Witwe eines Gymnasiallehrers, eingemietet und in Pension gegeben. Schon durch die Musik muß er mit Hannah zusammengeführt werden; aber auch rein menschlich ziehen sich die beiden unwiderstehlich an; in heißer Liebe schlagen ihre Herzen einander entgegen. Aber leider hat Redtenbacher nur ein sehr bescheidenes Gehalt, und was er von diesem und aus dem Erlös zahlreicher Privatstunden erübrigen kann, das wandert zu seinem Vater, einem armen Dorfschullehrer mit zahlreicher Familie, und die Familie Wasenius ist mit irdischen Gütern gleichfalls sehr spärlich bedacht; außerdem leidet Frau Wasenius, ein Wesen von reinster Herzensgüte, an langem Siechtum, und der größte Teil ihres kleinen Vermögens geht durch einen Bankrott verloren. So stehen die Dinge, als in der Familie Wasenius ein reicher junger Bankier, ein ehemaliger Schüler des alten Wasenius, erscheint. Hannahs Schönheit entflammt ihn rasch zu leidenschaftlichem Begehren, und sie giebt ihm schließlich ihr Jawort, nachdem der alte Hausarzt das Trostwort gesprochen hat, bei guter Pflege könne die Mutter wieder gesund werden. Ludwig Thomas liebt seine Frau aufrichtig, aber im Grunde doch nur sinnlich. Er ist ein großer Egoist ohne jede feinere Empfindung, vor allem auch ohne jedes Verständnis für Hannahs inneres Leben. Dazu ahnt er mit dem Instinkt des Eifersüchtigen etwas von ihrer Liebe zu Redtenbacher und von dessen Gegenliebe; er hat den einzigen unbewachten Blick, den die beiden unmittelbar nach der Trauung austauschten, aufgefangen. Nun quält er die Arme, die ihre Pflichten als Gattin mit Hingebung, aber freilich ohne Neigung zu erfüllen sucht, durch seine rohe Tadelsucht, der er in unfeinen Berliner Redensarten Luft macht, und ebenso sehr durch seine heiße Leidenschaft. Der geliebten Musik muß sie entsagen; von ihren frühern Freunden wird sie systematisch fern gehalten. Doch das alles ist noch zu ertragen, solange die Mutter lebt. Diese scheint sich wirklich sehr zu erholen; schon werden Pläne zu einer Reise nach dem Süden geschmiedet: da erliegt sie plötzlich einem Herzschlage. Der hoffnungsvolle Ausspruch des Hausarztes war eben nur eine fromme Lüge gewesen; Hannah hat sich umsonst verkauft. Ihr Zustand ist bedauernswert und wird es noch mehr, als Thomas unmittelbar nach dem Begräbnis die Zimmer der Verstorbenen verschließt, damit sie sich keiner „waschlappigen Gefühlsduselei" ergebe. Sie zergrämt sich immer mehr. Dazu steigt ihres Gatten Eifersucht, da er bei einer zufälligen Begegnung zwischen ihr und Redtenbacher einen neuen Verzweiflungsblick des letztern auffängt und außerdem ein nicht minder zufälliges Zusammentreffen zwischen Günther und Hannah als beabsichtigt ansieht. Er quält die Arme entsetzlich. Sie will von ihm gehen; aber zunächst erkrankt sie, und dann kann sie sich zu diesem äußersten Schritt doch nicht entschließen. Auch findet sie einen hinterlassenen Brief ihrer Mutter, der ihr mit seiner Mahnung, immer gut gegen ihren Gatten zu sein, tief ans Herz greift und sie zu dem fast hoffnungslosen Versuche antreibt, doch noch ein besseres Verhältnis zu ihm anzubahnen. Sie versucht es zunächst, ihn für ihr geistiges Leben zu interessieren. Aber für die Bücher, die sie wählt, hat er keinerlei Verständnis, und von seinem Geschäft versteht sie nichts und soll es nach seinem Willen auch gar nicht; sie ist in einer Stimmung, in der sie mit der Zeit zu Grunde gehen muß. Ein Kind stirbt ihr gleich am ersten Tage seines jungen Lebens. Da wird der bis dahin kerngesunde Thomas krank; eine mit äußerster Heftigkeit auftretende Influenza bringt ihm schließlich den Tod. Sie hat ihn mit rührender Sorgfalt gepflegt, und er hat dadurch doch die Empfindung bekommen, daß er ihr bis dahin Unrecht gethan hat; er zeigt sich weit sanfter und zugänglicher als bisher. Da empfindet auch sie zum erstenmal etwas wie Verständnis für ihn; es erscheint ihr jetzt wie eine Schuld, daß sie ihm, der sie doch liebt, bisher immer nur mit leidender, nie mit thätiger Geduld begegnet ist. Das macht ihre Stimmung verzweifelter als je. Nur das Ausüben der Wohlthätigkeit vermag sie zeitweise aus ihrer Lethargie aufzuscheuchen. Ihr Gatte hat sie zu seiner ausschließlichen Erbin eingesetzt — aber unter der Bedingung, daß sie sich nicht wieder verheirate; andernfalls soll ihr nur das Pflichtteil bleiben. Hannah widmet aus freien Stücken den größten Teil ihres Vermögens wohlthätigen Zwecken; für sich behält sie nur so viel, daß sie bescheiden leben kann, und zieht sich in ein kleines Vordorf von Berlin zurück. Da sucht sie eines Tages Redtenbacher auf. Seine Verhältnisse haben sich in den letzten Jahren bedeutend gebessert. Durch ein vortreffliches pädagogisches Buch ist sein Name in Fachkreisen bekannt geworden, und eben hat er einen Ruf als Direktor an eine neue, nach den Grundsätzen seines Buches eingerichtete Anstalt erhalten. Günther hat ihm in einer seine zufahrende, aber recht freundschaftliche Art vortrefflich beleuchtenden Unterredung vorgestellt, daß nun jeder Grund zu weiterm Fernbleiben von Hannah geschwunden sei. Sie ist ja jetzt frei nicht nur durch den Tod ihres Gatten, sondern auch durch das Wegschenken ihres Geldes; er beschwört sie, ihm als Königin in sein neues Reich zu folgen. Sie meint freilich, das jetzt nicht mehr zu können; seine inständigsten Vorstellungen und Bitten scheinen vergeblich zu bleiben; aber schließlich entläßt sie ihn doch mit Hoffnung für die Zukunft. Der Leser weiß: die beiden werden doch noch glücklich werden. So der Gang der Erzählung. Auf die

Hauptcharaktere ist durch den Bericht selbst schon hinreichendes Licht gefallen; es genügt, hinzuzufügen, daß auch die Nebenpersonen, vor allem die Familie des alten Redtenbacher und die Dienerschaft im Thomasschen Hause mit großer Feinheit gezeichnet sind.

Edmund Lange.

Zur Philosophie.

1. Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Von Benno Erdmann. IX. Schopenhauers Ästhetik und ihr Verhältnis zu den ästhetischen Lehren Kants und Schellings. Von Dr. Ed. von Mayer. Halle a. S., Max Niemeyer. 1897. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser Abhandlung hat nach der Vorrede, Seite V fg., „seine Hauptaufgabe darin gesehen, Schopenhauers Ästhetik nach ihrer innern Beziehung zu seinen andern Lehren zu deuten". Dazu sollte ihm auch die Vergleichung seiner Ästhetik mit den ästhetischen Lehren Kants und Schellings dienen. „Gerade die vielfache Übereinstimmung mit beiden zeigt durch den verschiedenen Zusammenhang, durch den verschiedenen Nachdruck, der auf das eine oder andere Moment gelegt wird, daß seine Ästhetik nicht ein fremdes Pfropfreis auf dem Stamm seiner Metaphysik ist, sondern ein ursprüngliches und notwendiges Glied des Ganzen, emporgewachsen aus dem gemeinsamen Mutterboden seiner Persönlichkeit."

Mehrfach sind Schopenhauer in Beziehung auf seine Ästhetik Inkonsequenzen vorgeworfen worden, z. B. von Kuno Fischer in dem Werke über Schopenhauer, oder seine Ästhetik ist überhaupt geringschätzig beurteilt worden, wie denn Ed. von Hartmann in der „Deutschen Ästhetik seit Kant" (I, 56) diese Ästhetik ein „hors d'œuvre" nennt und Herbart sie als „nichtige Kunstphilosophie" ansieht. Diesen Urteilen gegenüber findet Eduard von Mayer in ihr die tiefe innere Konsequenz der Gedanken eines klassischen Philosophen des Pessimismus, „wenn man sie durch die Persönlichkeit ihres Urhebers interpretiert". Wir können hier nicht untersuchen, inwiefern der Verfasser Kuno Fischer und andern gewiegten Kennern der Philosophie und speciell der Ästhetik Schopenhauers gegenüber im Recht ist — das ist Sache der philosophischen Fachblätter —; aber so viel darf entschieden gesagt werden, daß er scharfsinnig und gründlich seine Aufstellungen aus dem Zusammenhang der Schopenhauerschen Lehren zu erweisen bestrebt ist, und daß seine Schrift auch in formeller Beziehung Lob verdient. Ganz besonders gehen seine Bemühungen dahin, zu zeigen, daß Schopenhauers Ästhetik, so lose sie scheinbar mit seinem übrigen Gedankenbau zusammenhänge, doch ein wesentliches und wichtiges Glied seines Systems sei. „Sie ist ihm wesentlich, nicht nur, weil sie von denselben Grundgedanken wie dieses getragen wird, sondern vor allem, weil auf ihr sich der Gipfelpunkt des Ganzen, die Lehre von der Verneinung des Willens, aufbaut. Sie ist wichtig; denn sie eröffnet uns ein Verständnis Schopenhauers selbst und damit der innern Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte seiner Philosophie." (S. 13.)

Die Schrift zerfällt in acht Kapitel: 1) „Allgemeiner Gesichtspunkt, Übersicht der ästhetischen Theorien von Plato bis Schopenhauer", 2) „Schopenhauers Stellung zu Kant und Schelling, sein Pessimismus", 3) „Schellings Erkenntnistheorie, Metaphysik der Natur und Ethik", 4) „Schopenhauers Ästhetik", 5) „Genialität der Grundbegriffe von Schopenhauers Ästhetik", 6) „Kants Kritik der Urteilskraft und Schopenhauers Stellung zu ihm", 7) „Schellings Philosophie der Kunst, Schopenhauers Stellung zu ihm", 8) „Zusammenfassender Rückblick und Kritik". Das Schlußresultat des Verfassers, Seite 77, lautet: „Schopenhauers Ästhetik ist durchaus ebenso pessimistisch, d. h. lebensfeindlich, wie sein ganzes System. Daher weicht er durchaus von Kant und Schelling ab, selbst wenn er sich mit ihnen in wörtlicher Übereinstimmung befindet. Seine Ästhetik ist ebenso Ausdruck seines persönlichen Empfindens wie seine Philosophie Ausdruck seiner ganzen, am Leben krankenden Persönlichkeit."

Seit dem Erscheinen der hier in Rede stehenden Schrift Ed. von Mayers ist in demselben Jahre eine Doktordissertation von Rabbiner Nobel in Köln erschienen, die demselben Thema gewidmet ist, welches in einem Teil der Mayerschen Schrift behandelt wird. Der Titel der Dissertation ist folgender: „Schopenhauers Theorie des Schönen in ihren Beziehungen zu Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft." Dem Verfasser war bei Abfassung seiner Abhandlung Mayers Untersuchung leider nicht bekannt, sonst würde er sie gewiß berücksichtigt haben. Sein Resultat rücksichtlich des Verhältnisses von Schopenhauer zu Kant in der Ästhetik ist ein dem Ergebnis Mayers entgegengesetztes. Nobel ist nämlich der Ansicht (vgl. S. 8 seiner Arbeit): „Schopenhauer muß sich darüber völlig im Unklaren gewesen sein, daß seine eigenen ästhetischen Grundprincipien durchaus Kantisch sind, und, sofern sie losgelöst werden von den metaphysischen Voraussetzungen des Systems, als Eigentum der «Kritik der Urteilskraft» erscheinen." Unserer Ansicht nach verdient nach den Schriften von Mayer und Nobel das Verhältnis der Ästhetik Schopenhauers zu der Kants eine neue Untersuchung.

2. Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche nach der Handschrift εἰς ἑαυτόν. Von Eduard Grisebach. Berlin, Ernst Hoffmann u. Comp. 1898. 8. 3 M.

Der um die Kenntnis des Schopenhauerschen Systems durch seine Ausgabe Schopenhauers und seine Schopenhauer-

Biographie verdiente Eduard Grisebach veröffentlicht im vorliegendem Buche Nachträge zu den Werken des Philosophen, die zugleich eine Ergänzung der Biographie darstellen. Sie zerfallen in zwei Teile. In dem ersten sind die an verschiedenen Orten zerstreuten und einige noch unveröffentlichte Aufzeichnungen über Schopenhauers Gespräche zum erstenmal in chronologischer Folge vereinigt. Aus der Jugend des Philosophen findet sich darin nur das Gespräch mit Wieland und die Gespräche mit Goethe aus dem Jahre 1813 und 1814. Dann folgen neue Aufzeichnungen von Gesprächen erst wieder aus der Zeit seit 1846, vor allem über die Unterhaltungen mit seinem ersten Schüler Frauenstädt. Aus den mehr als dreißig Jahren zwischen 1814 und 1846 haben wir einen eigentümlichen Ersatz in den Selbstgesprächen, die Schopenhauer in einem 1821 angefangenen Manuskript aufzeichnete und nach dem Vorbild des philosophischen Kaisers Marc Aurel εἰς ἑαυτον betitelte, als an sich selbst gerichtete Betrachtungen. Diese bilden den zweiten Teil der Schrift. Das Manuskript als solches ist leider verloren gegangen; wie weit es möglich gewesen ist, seinen zerstreuten Inhalt zu sammeln, darüber hat der Herausgeber in den „Vorbemerkungen", Seite 97 fg., Rechenschaft abgelegt. An den Text beider Teile schließen sich genaue Quellennachweise und erläutende Anmerkungen, am Schluß ein Namenregister.

Allen denjenigen, die Schopenhauer studieren, empfehlen wir diese Schrift. Der Wert der darin ausgesprochenen Ansichten ist freilich sehr verschieden, mitunter recht zweifelhaft. So wird an einer Stelle (S. 37) ein Ausspruch citiert, worin die theistische Auffassung der Welt und Gottes in den Staub herabgezogen wird. Indessen dachte wohl Schopenhauer bei diesem in seiner Form für ihn allerdings charakteristischen Ausspruch nicht daran, daß man ihn veröffentlichen werde. Im übrigen steht manches recht Schöne in den Gesprächen und Selbstgesprächen.

Ernst Melzer.

Feuilleton.

Die deutsche Flotte von 1848, deren tragisches Schicksal mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit lehrte, wie wenig reif das deutsche Volk in diesen Jahren seiner politischen Kindheit für die großen Aufgaben der Weltpolitik war, hat endlich ihren Geschichtschreiber gefunden. Bisher war es nicht leicht, sich über diese ersten Flottenbestrebungen zu unterrichten; einiges wenige erfuhr man aus den Protokollen des Bundestages und aus den von Poschinger veröffentlichten Berichten Bismarcks an Manteuffel und seinen Briefen an Leopold von Gerlach. Aber eine zusammenhängende und auf aktenmäßiger Grundlage beruhende Darstellung der Begründung der Flotte und des elenden Ausganges dieses mit so großen Hoffnungen begonnenen Unternehmens hat keiner der unmittelbar Beteiligten geschrieben. Und wer möchte es ihnen verdenken! Zorn und Scham ließen sie lieber schweigen; sie mochten die schmutzige Wäsche Deutschlands nicht vor den Augen des Auslandes waschen, das mit Hohn auf die plumpen Versuche des Deutschen Michels geblickt hatte und in gellendem Gelächter seiner Schadenfreude Ausdruck gab. Die Zeiten haben sich geändert; glänzender, als man je erwarten konnte, sind die Hoffnungen der deutschen Flottenfreunde in Erfüllung gegangen; das Deutsche Reich ist auch zur See in die Reihe der Großmächte eingetreten, seine Flagge hat sich die Achtung erzwungen, die man dem Schwarz-Rot-Gold der deutschen Flotte von 1848 versagte, und seine Geschichtschreiber können nun getrost auch in die dunklern Partien der deutschen Geschichte hineinleuchten in dem schönen Bewußtsein, daß die alten bösen Zeiten nicht wiederkehren werden. Das Buch von Dr. Max Bär: „Die deutsche Flotte von 1848—52" (Leipzig, S. Hirzel, 1898), ist eine der erwünschtesten Jubiläumsgaben dieses erinnerungsreichen Jahres. Bärs Quellen waren neben den gleichzeitigen Zeitungsaufsätzen und Broschüren die Protokolle der Deutschen Bundesversammlung und die in den Staatsarchiven von Berlin und Hannover ruhenden Akten der preußischen und der vormaligen hannoverschen Regierung, von denen nur ein Teil, nämlich die Berichte Bismarcks an Manteuffel und den König — und auch diese nicht ohne recht beträchtliche Lücken, wie Bär festgestellt hat —, bisher bekannt war. Im Anhange hat Bär eine Anzahl wichtiger diplomatischer Korrespondenzen veröffentlicht, darunter nicht weniger als 11 Berichte Bismarcks, die eine hochwillkommene Ergänzung zu dessen politischer Korrespondenz bilden. Durch die vier Briefe des Legationsrates Wentzel an Bismarck vom 10., 11. und 12. Januar 1852 wird der im „Bismarck-Jahrbuch", Band 5, veröffentlichte Briefwechsel Wentzels mit Bismarck vervollständigt, und für die Beurteilung des sog. Flotten-Fischers, dessen Briefe an Bismarck gleichfalls im fünften Bande des „Bismarck-Jahrbuchs" publiziert worden sind, sind die zwischen Bismarck, Schele und Smidt gewechselten, von Bär nach den Originalen herausgegebenen Berichte von besonderm Interesse. Freilich erbauen kann die Lektüre des Bär'schen Buches niemand, und der Stil des Verfassers ist von der Trockenheit des behandelten Stoffes mehr als nötig angekränkelt; aber ein lehrreiches Buch ist es. Den Deutschen ist es immer heilsam, wenn sie auf die trüben Zeiten der Vergangenheit aufmerksam gemacht werden, damit sie den Wert dessen schätzen lernen, was sie seit 1866 und 1870 besitzen, und als ihren schlimmsten Feind den bösen Sondergeist begreifen, der die deutschen Stämme Jahrhunderte verhindert hat, die Gemeinschaft ihrer großen nationalen Interessen und Aufgaben zu erkennen.

— Ziemlich spät ist uns eine preisgekrönte Studie zum deutschen Verfassungsrechte zugegangen. Sie handelt von dem „Rechte des Deutschen Kaisers" und ist von Richard Fischer verfaßt (Berlin, W. Moeser, Hofbuchhandlung). Wie es scheint, haben wir es hier mit der Leistung eines Anfängers zu thun, aber auch mit einer recht gediegenen Arbeit, die weitern Kreisen nicht unbekannt bleiben sollte. Denn es ist doch schließlich die Pflicht jedes national denkenden Deutschen, sich mit dem wichtigsten Teile der deutschen Reichsverfassung so vertraut zu machen, daß er über die Verteilung der Rechte der Souveränität zwischen dem Bundesrate und dem Deutschen Kaiser ein klares Urteil hat. Bei den meisten Deutschen begegnet man einer bedauerlichen Unkenntnis der Grundlagen unserer Reichsverfassung; die Erziehungsdilettanten, die mit ihren beständigen Reformvorschlägen unser deutsches Schulwesen nur geschädigt haben, sind schnell bereit, der Schule die Last aufzubürden, durch Lektüre und Erläuterung der Verfassung dem Übel abzuhelfen, bedenken aber nicht, daß die Fassungskraft des Volksschülers, der mit 14 Jahren die Schule verläßt, noch sehr beschränkt ist, daß selbst den Primanern der Gymnasien nur die Grundlagen aufgezeigt werden können, weil

sie zu einem in die Tiefe gehenden Studium noch nicht reif genug sind. Wie wenige selbst von diesen zur Universität abgehenden Jünglingen finden die Muße oder nehmen sich die Zeit, einmal im Zusammenhang die Reichsverfassung zu lesen? Sie überlassen das denen, die der juristische Beruf dazu zwingt, und es kann vorkommen, daß große Lehrerkollegien, deren einzelne Mitglieder sich eines wohlverdienten Rufes der Gelehrsamkeit erfreuen, vom A-b-c der Verfassung, auf der unser Reich beruht, keine Ahnung haben. Diese naive Unkenntnis des Reichsgrundgesetzes, die in keinem Lande der Erde so groß ist wie bei uns, hängt mit der unpolitischen Natur der Deutschen zusammen; sie haftet uns noch an als Erbteil einer Zeit, da Deutschland ein geographischer Begriff war und das Prädikat des „Biedern“ und „Wackern“ dem Deutschen zukam, weil er in seiner Schüchternheit den Mut der eigenen Meinung nicht besaß. Im neuen Reiche ist solch unpolitischer Sinn nicht mehr am Platze. Heute muß jeder Deutsche wissen, welche Organisation der Bund hat, dem er angehört, welche Rechte dem Partikularstaate, welche dem Reiche zustehen; wir begrüßen also Fischers Buch mit großer Freude, weil es in einer auch dem Laien verständlichen Form, in geschmackvoller Sprache und mit einer überall hervortretenden warmen Empfindung für Kaiser und Reich an der Hand der Verfassung und sonstiger reichsgesetzlicher Bestimmung den Nachweis führt, welche Rechte dem Deutschen Kaiser als oberstem Repräsentanten der Nation zustehen. Die kleine Schrift beweist aber auch, wie genial der erste Reichskanzler mit seinem praktischen Verstande seine Aufgabe erfaßte, indem er die Grundzüge der Verfassung aufzeichnete; mögen die Staatsrechtslehrer über die juristische Formlosigkeit dieser Konstitution seufzen, wir sind weiter mit ihr gekommen, als wir jemals mit fein ausgeklügelten, ins Hundertfache vermehrten Paragraphen hätten kommen können, und wir werden noch weiter mit ihr kommen, weil sie in der Dehnbarkeit ihrer Bestimmungen auch die Möglichkeit der Weiterbildung bietet.

— Der zweite Jahrgang (Neue Folge) der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (begründet von L. Quidde; im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht und E. Marcks herausgegeben von Gerhard Seeliger, Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], 1897—98) liegt nunmehr in vier Vierteljahrsheften und in sechs Doppelheften der sogenannten „Monatsblätter“ vor und legt aufs neue Zeugnis ab von dem Fleiße und der Tüchtigkeit deutscher Geschichtsforscher. Nicht weniger als 13 große Aufsätze zur Geschichte enthalten die Vierteljahrshefte und überaus mannigfaltig sind die behandelten Themata. Wir nennen sie nach der Zeitfolge der Stoffe. Professor Soltau untersucht den Einfluß der römischen Laudationen auf die Analistik, Dr. Kötzschke die Gliederung der Gesellschaft bei den alten Deutschen, Bibliothekar W. Schultze erörtert die Begriffe Principat, Komitat, Nobilität im 13. Kapitel der „Germania“ des Tacitus, Professor Dr. Rühl den „Ursprung der jüdischen Weltära“, Professor H. Breßlau liefert „Beiträge zur Geschichte der deutschen Königswahlen von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts“, Dr. R. Holtzmann führt mit seinem Aufsatze „Philipp der Schöne von Frankreich und die Bulle «Ausculta fili»“ die Leser in den heftigen Streit zwischen dem Papsttum und dem französischen Königtum ein. Es folgen die Aufsätze von Dr. Daenell („Polen und die Hanse um die Wende des 14. Jahrhunderts“), Lic. Dr. Clemen („Über Leben und Schriften Johanns von Wesel“), Dr. Wolf („Das Augsburger Interim“), Professor Holländer („Der Theologe Matthias Flacius Illyricus in Straßburg in den Jahren 1567—73“), Professor Krebs („Verhandlungen mit Melchior von Hatzfeldt über die Zurückführung Karls II. auf den englischen Thron“), Professor Ulmann („Preußen, die bewaffnete Meeresneutralität und die Besitznahme Hannovers“), und den Schluß bildet die Festrede des Professors Brunner „Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms I.“. Daran schließen sich einige kleine Mitteilungen und die Fortsetzung der ausführlichen und in ihrer Vollständigkeit nicht genug zu lobenden „Bibliographie zur deutschen Geschichte“ von Bibliothekar Dr. Maßlow in Bonn. — In den „Monatsblättern“, deren Hauptteil der kritischen Würdigung der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Litteratur gewidmet ist, begegnen uns weitere fünf Aufsätze („Ethnologie und Geschichtswissenschaft in Amerika“ von Professor Ratzel, mit einem Zusatz von Professor Lamprecht; „Der Ursprung des Duells“ von Professor von Below; „Forschungen über die Entstehung des Kurkollegs“ von Professor Seeliger; „Zur Savonarola-Kontroverse“ von Dr. Brosch; „Die Denkwürdigkeiten Paul Barras'“ von Professor Hüffer), ferner drei Nekrologe („Alfred von Arneth“, „Jakob Burckhardt“, „Wilhelm Wattenbach“) und eine Fülle von Nachrichten und Notizen über wissenschaftliche Unternehmungen, neue Bücher, die Thätigkeit historischer Kommissionen, Gesellschaften, Vereine, Institute, Archive und Bibliotheken, allerhand Personalien und die reiche Ernte, die der Tod im Laufe des Berichtsjahres unter den Historikern gehalten hat. Bedenkt man, zu welchem verhältnismäßig billigen Preise die „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ den Fachgelehrten einen so reichen Stoff zu Belehrung und Anregung bietet, so begreift man noch immer nicht recht die Lauheit der interessierten Kreise, die sich in dem geringen Absatz geltend macht. Hoffen wir, daß es dem Verlage von B. G. Teubner, in dessen Besitz die Zeitschrift vom April d. J. ab übergegangen ist, gelingen möge, die Zeitschrift über die bange Zeit des Abonnentenmangels hinwegzuführen, bis sie sich durch ihre Güte den Sieg erkämpft hat über die Passivität und Gleichgültigkeit, die seit Jahren ihre Existenz gefährdet. Dem Herausgeber wünschen wir Kraft und Mut für die Weiterführung der schwierigen und entsagungsreichen Arbeit der Redaktion.

Bibliographie.

Bauer, Fritz, Ideal und Leben. Schauspiel nebst einem Prolog. Würzburg, Stahels Verlag. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Below, H. von, König Albert von Sachsen. Berlin, Karl Siegismund. 8. 1 M.

Blencke, F., Friedrich Krupp. Leipzig, R. Voigtländer. 8. 1 M. 25 Pf.

Calker, Fritz van, Politik als Wissenschaft. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers. Straßburg, J. H. E. Heitz. Gr. 8. 1 M.

Deninger, Alb., Normannen. Gedicht. Wiesbaden, H. Bacmeister. 8. 2 M. 50 Pf.

Eckerlin, H., Heinrich von Treitschke. Leipzig, R. Voigtländer. 8. 1 M. 50 Pf.

Fulda, L., Jugendfreunde. Lustspiel. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8. 2 M.

Harnack, Otto, Schiller. (Geisteshelden. [Führende Geister.]) Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen. Berlin, E. Hofmann u. Comp. 8. In 1 Bd. geb. in Halbfrz. 6 M. 60 Pf.

Heco, J., Lebenserinnerungen eines Japaners. Übersetzt von E. Oppert. Stuttgart, Strecker u. Moser. 8. 4 M.

Hillern, W. von, Ein alter Streit. Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M.

Jacobsen, Frdr., Else. Roman. Jena, H. Costenoble. 8. Geb. 5 M.

Ibsens, Henrik, sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Jul. Elias, Paul Schlenther. (In 9 Bänden oder 63 Lieferungen.) Zweiter Band. Berlin, S. Fischer, Verlag. Gr. 8. Geb. 5 M. In Lieferungen zu je 50 Pf.

Karpeles, G., Litterarisches Wanderbuch. Berlin, Allgemeiner Verlag für deutsche Litteratur. 8. 5 M.

Liliencron, Detlev von, Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Mit 2 Buntdruckbildern und ca. 100 Illustrationen. (In 20 Lieferungen.) Erste Lieferung. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. Lex.-8. 50 Pf.

Oppert, E., Ostasiatische Wanderungen. Stuttgart, Strecker u. Moser. 8. 2 M. 50 Pf.

Schmid, W., über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. Leipzig, Dieterich. 8. 1 M. 20 Pf.

Schneiderreit, Max, Matthias Claudius. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. (Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung. Erster Band.) Berlin, E. Hofmann u. Comp. Gr. 8. Geb. 2 M. 80 Pf.

Schwerin, Josephine Gräfin, Wendepunkte. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 31.

Leipzig, 4. August 1898.

Johanna Spyri.*)

Wer die muntere Fahrt der Schriften dieser Dichterin verfolgt, fragt wohl verwundert nach den Gründen, weshalb sich gerade ihren Büchern im dünnen grauen Röcklein überall Thür und Thor, kleine Arme und kleine Herzen geöffnet haben. Denn die Erzählungen lassen sich inhaltlich doch fast zu leicht übersehen und die Motive nur zu einem ganz bescheidenen Kranze aufreihen: „Heidi“, ein weiblicher Wilhelm Meister in nuce, muß eine Zeit lang von den Bergen scheiden und in Frankfurt einem kranken Mädchen die Zeit vertreiben helfen. In der Erzählung „Heimatlos“ zieht das dunkeläugige Bürschchen Rico auf eigene Verantwortung von Sils hinab nach dem Gardasee und erhält bei Freunden seines verstorbenen Vaters Kost und Quartier; und in der zweiten Erzählung desselben Bandes findet eine andere Waise, Wiseli, bei einem Bekannten ihrer toten Mutter Aufnahme. — Die Verfasserin will also augenscheinlich mit den üblichen Märchen, Reise- oder Indianergeschichten nichts zu thun haben; statt die Phantasie in verzauberte Gärten oder in canadische Jagdgründe zu führen, sucht sie lieber das Gemütsleben der Kinder inmitten einer Umgebung, die den Verhältnissen der Wirklichkeit näher kommt, zu pflegen. Der Schauplatz der Erzählungen, die gern *vor* den Städten und auf dem Lande spielen, ist die Schweiz; und es sieht sich drollig an, wie die Verfasserin, wenn sie sich je einmal ins Ausland verloren hat, doch spornstreichs wieder den Weg nach Hause nimmt oder ihre Deutschen zum mindesten zu Ferienausflügen in die Alpen anregt. Mit Geschick sind für die anspruchslosen Erzählungen allerlei Kunstmittel und besonders wirkungsvolle Refrains verwandt worden. Die gleiche Strophe oder Verszeile, bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt, wird die ruhende Mitte, um welche die Handlung kreisen kann. Bald ist es eine fromme Weise, ein Kirchenlied, das die kleinen Vagabunden und Harfnerinnen sich und andern zu Trost und Freude citieren; bald geht ein Volksreim, wie „una sera in Peschiera“, als treues Leitmotiv mit seinem zehnjährigen Herrn auf die Wanderschaft und bringt ihm Glück und Segen. Durch diese Wiederholung kommt Takt in die Ereignisse; ein neuer Vorgang rubriziert sich gleichsam selbst, wenn er in eine bekannte Zeile oder eine schon dagewesene Situation mündet; er wird, was das Wichtigste ist, vom kleinen Publikum auch viel besser *mit* als *ohne* diese Spitzmarke verstanden.

Es wird fleißig, aber nicht musterkinderhaft in diesen Büchern gelernt; die Künste des Haushalts und der Schule werden von den Beflissenen meistens sogar unter erschwerenden Umständen eingeübt; aber wer von ihnen die Augen offen hält und auch einmal *ohne* Befehl rüstig Hand anlegt, dem geht es nachher gut in der Welt. Das ist die verschwiegene Moral von der Geschichte. Jene Selbständigkeit, nach der das Kind so oft vergeblich verlangt, ist bei den winzigen Helden dieser Romane zur vollendeten Thatsache geworden: Sie haben im bescheidenen Kreise feste Pflichten zu erfüllen und dürfen ihre Kraft früh und nützlich bethätigen. Besonders die Weiblein à la Heidi haben eminent viel Wichtiges in der Wirtschaft zu besorgen, und der Verkehr der Kinder untereinander wird auch unmerklich durch das gute Beispiel nach der günstigen Seite hin beeinflußt. Am besten vertragen sich freilich je ein Bub und ein Mädel, wie die geschwisterhaften Paare Peter und Heidi und Otto und Wiseli, wo „Er“ den Beschützer und

*) Geschichten für Kinder und solche, welche Kinder lieb haben. Von Johanna Spyri. 1) Heimatlos. Zehnte Auflage. 2) Onkel Titus. Vierte Auflage. 3) Heidis Lehr- und Wanderjahre. Vierzehnte Auflage. 4) Heidi kann brauchen, was es gelernt hat. Elfte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1897. 8. Jeder Band 3 M.

„Sie" die mildanmutige Erzieherin zu spielen hat. Eine Hand wäscht die andere, die Vergeltungstheorie wird praktisch ausgeübt und der sociale Trieb gepflegt; gute Thaten reizen zur Nachfolge, und die kleinen Leutchen lernen für andere thun, was sonst die Heinzelmänner besorgten, und fegen heimlich Stuben und Keller aus.

Natürlich fehlen in dieser Kinderwelt die Bösewichter nicht. Aber solchen schwarzen Schafen verleidet sich die Niederträchtigkeit wegen der Hiebe, die ihnen gute Kameraden dafür erteilen, ganz von selbst. Die Polizeiaufsicht, die sonst im Leben die Erwachsenen über die Kinder ausführen, wird hier wohlthätiger und gründlicher von diesen selber gehandhabt. Einige originelle Beobachtungen hat Frau Spyri an einem harmlosen Schlingel, am Peter im „Heidi" gemacht, der sich von seinem guten, aber heißblütigen Naturell zu dummen Streichen hinreißen läßt. Sie beschreibt — als er einmal hinterlistigerweise einen Rollstuhl bergab geworfen hat — die Gewissensbisse des armen Jungen nach der That in überaus anschaulicher Weise, so wie die Kinderphantasie sich die Folgen eines Vergehens furchtbar ausmalt und von fern alleweil den Büttel und das Gefängnis winken sieht. Psychologisch ebenso treu ist die Art und Weise, wie Peter das böse Trachten seiner Seele zu widerrufen sucht: „Es war dem Peter in den Sinn gekommen, wie er dort hinter dem Herrn gestanden und gegen ihn gefaustet hatte, und nun schenkte ihm derselbe sein ganzes, unvergleichliches Mittagessen. Jetzt reute den Peter seine That. Auf einmal blieb er stehen und hielt die Hand ganz flach in die Luft hinaus, zum Zeichen, daß das Fausten nicht mehr gelte, und so blieb er eine Weile stehen, bis er das Gefühl hatte, die Sache sei wieder ausgeglichen. Nun, da das gute Gewissen hergestellt war, konnte er mit vollem Vergnügen in sein leckeres geschenktes Mahl beißen."

Unter den Erwachsenen, die wir in diesen Büchern treffen, sind einzelne karikiert, d. h. sie sind von der Erzählerin mit den Organen und für das Verständnis des Kindes geschildert worden, das gar schnell den Personen in seiner Nähe irgend eine Absonderlichkeit abzusehen und diese grotesk zu übertreiben pflegt. Eine Erzieherin, die herumwirtschaften wollte wie Fräulein Rottenmeyer („Heidi", I) in Frankfurt, gibt es in Wirklichkeit ebenso wenig wie den Herrn Kandidaten mit seinen geschrobenen Reden. Aber eine frische junge Natur stellt sich pedantische Gouvernanten oder Lehrer leicht als furchtbare Ungeheuer vor, an deren systematischer Langweile man schließlich noch sterben zu müssen glaubt. Wenn sich etwas zu viel nette Großmütter in den Revieren der Dichterin herumtreiben, so wird damit wohl niemand rechten: denn diese lieben Leute haben nun einmal erfahrungsgemäß von Natur ein besonderes Verständnis für ihre Enkel. Mit den ältern Erwachsenen aber gehen im Laufe der Erzählungen oft interessante und spannende Wandlungen vor: sie werden an der Hand der Kinder vom geistigen Tode zum Leben erweckt, vom Haß zur Liebe und von der Einsamkeit wieder zum Verkehr mit den Menschen geführt. Die stille Kraft des jungen Herzens siegt über ein hartes, verbittertes Gemüt, und an den Hoffnungen der aufwachsenden Generation wird das Alter wieder gesund. Das ist besonders fein dargestellt bei Heidi, das zum „Oehi", d. h. seinem alten Oheim, hinaufgeht, einem scheuen Gesellen, der einst toll durch die Welt geschlendert und sich dann vor der Nachrede der Leute auf die Berge geflüchtet hatte. Unsere kleine Missionarin läßt nicht ab: der barsche Mann gewöhnt sich nach und nach an das Kind, dann wieder an seine Nachbarschaft und schließlich an alle Menschen. Er wird wieder gut, und eines Tages in der ersten Frühe steht der „Oehi" vor seiner Thür: „Der Sonntagmorgen flimmerte über Berg und Thal. Einzelne Glocken tönten herauf, und oben in den Tannen sangen die Vögel ihre Morgenlieder. «Komm, Heidi, die Sonne ist da! Zieh ein gutes Röcklein an, wir wollen in die Kirche miteinander»", und er, der anfangs wie von einer schwarzen dumpfigen Wolke umgeben schien, legt nun sein schmuckestes Gewand mit silbernen Knöpfen an; und das hat die Heidi gethan! Dabei weiß die Verfasserin den Alten doch derartig zu schildern, daß die schlauern Leser von vornherein für diesen Barbaren eingenommen sind und an seine Besserung glauben; so scheint sich, zur Genugthuung der Kinder, die Erzählung gleichsam programmmäßig nach ihren besondern Wünschen und Ahnungen zu entwickeln.

Die Schriften haben eine entschieden religiöse, aber gar keine konfessionelle Färbung; es ist ein Beweis für den Beruf unserer Dichterin, daß sie alles, was sie an Moral und Lehre auf dem Herzen hat, wohlgefällig für Auge und Ohr einzukleiden versteht. Sie führt ihre Miniaturhelden gern in die größte Not, wo sie schon verzweifeln wollen und wo die Hülfe doch so nahe ist, daß sie später, gerettet, sich bitterlich ihrer Kleingläubigkeit schämen müssen; Gott führt ja alles herrlich hinaus, das ist der einfache Grundton, der immer wieder optimistisch durch diese Dichtung klingt. Frau Spyri rechnet mit keinem Bekenntnis, sie schiebt weder Christus für die Protestanten, noch eine Heiligenserie für die Katholiken ein, und weist in gesundem Gefühl für das Richtige und Wichtige ihre kleine Schar allein auf den großen, gerechten Vater in der Höhe hin.

Daß Erzählungen, die auf einer so umfassenden Kenntnis der jungen Seelen aufgebaut sind, ihren Eindruck nicht verfehlen, davon können viele Familien berichten. Denn an den Stätten, wo diese Geschichten sich begeben, hat schon manch neugieriges Leserlein mit dem Buche in der Hand den Personen nachgefragt, und dann die Häuser bei Bern und bei Sils mit den Lokalitäten in der Dichtung verglichen; und der und jene waren auch so glücklich und fanden den Ort wirklich heraus, ohne nachher doch recht sagen zu können, wo sie denn eigentlich die blauen Blumen gesehen hatten.

Dem rühmlich bekannten Verlag sind wir zum Schluß

noch für die schöne Ausstattung der handlichen Bücher vielen Dank schuldig. Ein charakteristisches Farbenbild ist jedem Einband aufgedruckt, in die Erzählungen selbst sind gut gelungene Illustrationen eingestreut, und der weite Druck auf gelbem Papier thut keinem Auge etwas zu leide.

H. Kraeger.

Vom großen Kriege.

Pariser Gedenkblätter. Tagebuchaufzeichnungen aus der Zeit des großen Krieges, der Belagerung und der Commune. Von Dr. Wilhelm Cahn. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 8 M.

Eine so gewaltige Zeit wie die von 1870—71 unter so besondern Verhältnissen mitzuerleben, wie es dem Verfasser dieser Aufzeichnungen beschieden gewesen ist, hat für den Augenblick vielleicht manches Peinliche und Schmerzliche, bildet aber für die spätere Zeit eine ganz eigenartige und wertvolle Erinnerung; und wir müssen es ihm Dank wissen, daß er uns daran teilnehmen läßt und uns so Gelegenheit giebt, die große Zeit wieder einmal, und zwar unter einem ganz besondern Gesichtswinkel, an unserm Auge vorüberziehen zu lassen. Wilhelm Cahn war beim Ausbruche des Krieges Kanzler bei der königlich bayrischen Gesandtschaft in Paris und wurde dann von München aus der schweizerischen Gesandtschaft in Paris attachiert, deren Haupt, Dr. Kern, den Schutz der bayrischen und badischen Staatsangehörigen unter dieser Bedingung übernahm. Die französische Regierung erklärte sich damit einverstanden, wogegen der Kanzler der französischen Gesandtschaft in München zu gleichem Zwecke bei der großbritannischen Gesandtschaft belassen wurde. So hat Dr. Cahn in einer völkerrechtlich gesicherten Stellung die ganze Zeit des Krieges vom 24. Juli an bis zum 17. Mai des folgenden Jahres in Paris zugebracht und giebt nun in seinem Tagebuche seine Erlebnisse und Eindrücke wieder.

Über die Art, wie Dr. Cahn seine Tagebuchaufzeichnungen für die Herausgabe benutzt hat, spricht er sich weder in einem Vorworte noch im Verlaufe des Buches aus. Man darf wohl annehmen, daß dabei eine Redaktion stattgefunden hat; aber sie geht über das, was zu einer solchen Veröffentlichung nötig ist, allem Anscheine nach in keiner Weise hinaus. Es hat natürlich eine Auswahl stattgefunden; es sind wohl auch Zusammenziehungen vorgenommen worden, vielleicht auch Ausführungen kurzer Notizen. Aber der Charakter hat offenbar keine Veränderung erfahren, und das giebt dem Buche einem großen Reiz, den Reiz der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, den die daran gelegte Feile nicht verwischt, sondern durch die Glätte und Abrundung erhöht hat, so daß das Ganze als ein kleines Kunstwerk erscheint und doch jedes Scheines der Absichtlichkeit entbehrt.

Das, was der Verfasser erlebte, kam ihm dabei zu statten. Keine Geschichtschreibung vermag uns besser den Gegensatz der Volksstimmung in Frankreich und in Deutschland vor Beginn des Krieges vor Augen zu führen als diese Aufzeichnungen. Bis zum 17. Juli weilte Cahn in Paris, das er verließ, um im Auftrage seines Vorgesetzten, des bayrischen Gesandten Grafen Quadt, einen eigenhändigen Brief Napoleons an König Ludwig II. nach München zu bringen. So hatte er Gelegenheit, unmittelbar nach dem wüsten Kriegsgeschrei der Franzosen zunächst die kühle Auffassung der Elsässer kennen zu lernen, und dann in München Zeuge zu sein der festen Entschlossenheit der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, die es auch der „patriotischen Partei" unmöglich machte, in der Abgeordnetensitzung vom 19. Juli dem Gutachten ihres Ausschusses, den Casus foederis nicht für gegeben zu erachten und eine bewaffnete Neutralität zu bewahren, beizutreten. Auch in die Verschiedenheit der Art, wie die militärischen Vorbereitungen hüben und drüben getroffen wurden, konnte Cahn einen tiefen Einblick gewinnen; denn bald führte ihn der obenerwähnte Auftrag wieder nach Paris zurück, das er diesmal auf dem Umwege über die Schweiz erreichte. Gleich der erste Abend, den er wieder dort verbrachte, zeigte ihm die Schwierigkeiten, denen er entgegenging: ein Polizeikommissär kam, um ihm den Ausweisungsbefehl zu übermitteln, und erst erneutes Dazwischentreten des schweizerischen Gesandten Dr. Kern vermochte ihn davor zu schützen. Als er dann in Gesellschaft eines deutschen Bekannten mit Franzosen zusammensaß, mußte er deren Reden mit anhören, die von einem kleinen preußischen Siege den Sturz der Napoleonischen Dynastie erhofften und andere revolutionäre Reden führten, so daß die Deutschen vorzogen, sich still zu empfehlen.

„Herr Doktor", sagte Roos, als wir draußen waren, „wissen Sie, eine solche Gesellschaft kann einen an den Galgen bringen!"

„Es giebt keine Galgen in Frankreich", erwiderte ich, „sondern nur Guillotinen."

„Ich denke", sagte Roos, indem er sich sanft den fetten Hals streichelte, „ich kauf' den Unterschied nicht teuer."

Dieser launige Abschluß mag zugleich eine Probe geben von der Art, wie der Verfasser seine Mitteilungen geschickt abrundet. So erzählt er von einer Französin, die einen Bayern geheiratet hat, mit diesem ob des Krieges in Zwistigkeiten gerät und nun bei Dr. Cahn Schutz gegen ihren Gatten sucht; sie will sich von ihm trennen, weil „die Bayern schimpflich zu den Preußen übergegangen seien". Dr. Cahn versucht,

sie darüber aufzuklären, erstens daß sie überhaupt nicht mehr Französin, sondern durch ihre Heirat Bayerin geworden sei, zweitens,

daß sie sich nicht bei einer französischen Behörde, sondern auf der schweizerischen Gesandtschaft befinde, welche nicht die Franzosen gegen die Bayern, sondern die Bayern gegen die Franzosen zu schützen habe, und daß wir im gegenwärtigen Falle ihr, einer Bayerin, gegen ihren Ehemann, einen Bayern, gar nichts nützen könnten. Es kostete viel Mühe, der Dame das alles klar zu machen, und als ich glaubte, sie überzeugt zu haben, wandte sie sich an den Kollegen de Bosset, der zuerst in durchaus liebenswürdiger Weise so ziemlich das wiederholte, was ich gesagt hatte, bis auch er zuletzt unwillig wurde.

Doktor Kern, der im Nebenzimmer arbeitete und durch das Geplapper offenbar gestört worden war, trat ein und fragte mich, der ihm zunächst stand: „Was ist denn los?"

Bei diesen urteutonischen, sich etwas unsanft anhörenden Worten schaute die Dame ganz erschrocken auf und rief:

„Ah, que je suis malheureuse, c'est tout à fait mon mari!" und weg war sie.

Nicht alle Anliegen waren so leicht zu erledigen; es gab viel Arbeit. Nach Dr. Cahns Berechnung haben sich vor Ausbruch des Krieges etwa 15 000 Bayern und 6—7000 Badener in Paris befunden. Über 4000 Bayern wurden mit einer Geldunterstützung in die Heimat befördert. Auch mit den Zurückgebliebenen und besonders mit den zurückgebliebenen Familien gab es viel Not und Arbeit.

Doch es ist unmöglich, auf den reichen Inhalt der beiden Bände näher einzugehen; man würde kein Ende finden, und jeder, der sich für die große Zeit interessiert (und wer wäre das nicht?), sei dringlichst auf das Buch selbst verwiesen. Es ist ein Beitrag zur Psychologie des Pariser Volkes und der Franzosen, wie es wenige giebt, besonders interessant im gegenwärtigen Augenblicke, wo die unberechenbare Natur dieses Volkes sich wieder so deutlich gezeigt hat. Von den wunderlichen Erscheinungen, die die damalige Erregung hervorbrachte, nur ein bemerkenswertes Beispiel. Man vergnügte sich auch während der Belagerung an den von Pasdeloup geleiteten Konzerten, deren Ertrag nunmehr zu wohlthätigen und patriotischen Zwecken bestimmt wurde. Trotz der patriotischen Erregung hörte man viel deutsche Musik; Beethoven, Weber, Haydn erschienen auf dem Programm. Da taucht der schöne Gedanke auf, aus dem Ertrag der Konzerte eine Kanone gießen zu lassen und ihr den Namen Beethoven zu geben.

Von den Führern der Commune erhalten wir ebenso Charakteristiken wie von den hervorragendsten Männern der nationalen Verteidigung; auch mancherlei Proben von der nach dem Ende der Belagerung sofort auftauchenden Witzlitteratur, die unter anderm den Kehrreim der „Marseillaise" im Hinblick auf Jules Favre mit leichter Änderung so verwandelt: „Aux larmes, citoyens!"

Sehr zahlreich sind die Beigaben, Aktenstücke, Faksimiles der verschiedensten Bons, Certifikate u. s. w., wie sie während der Belagerung und Commune zu den verschiedensten Zwecken ausgestellt wurden: Brotzuteilung, Erlaubnisscheine zum Aufenthalt, zum Passieren u. s. w. Unter den Beigaben des ersten Bandes ist besonders bemerkenswert der Abdruck des stenographischen Berichts über die Sitzung des Corps législatif vom 15. Juli 1870. Auszüge daraus finden sich ja in jedem ausführlichern Geschichtswerk; aber die vollständige Wiedergabe (sie umfaßt 65 enggedruckte Seiten) zeigt erstens die kühne Ausdauer Thiers' den vielfachsten leidenschaftlichen Angriffen gegenüber, sodann aber ergiebt sich mit noch größerer Deutlichkeit als aus den Auszügen, daß Thiers bei seinem Widerstande gegen die Kriegserklärung keineswegs von Friedensliebe im allgemeinen bestimmt wurde, sondern daß er nur den Anlaß zur Kriegserklärung schlecht gewählt fand, und daß ihn zu der Zähigkeit seines Widerstandes nicht die Hoffnung eines Erfolgs bestimmte, sondern nur der Wunsch, vor der Öffentlichkeit und vor der Nachwelt auf das feierlichste festzustellen, daß er für diesen Krieg keine Verantwortung trage. Die Geschichte wird ihn freilich von der Schuld an dem Kriege überhaupt nicht freisprechen können; denn die Leidenschaften seines Volkes schüren ist nirgends leichter als bei den Franzosen; nirgends aber ist es schwerer, sie zu zügeln. „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Diese Erfahrung zu machen, bleibt — so scheint es — keiner französischen Staatsleitung erspart. Auch hierfür enthält Cahns Buch die sprechendsten Beweise.

M. Rachel.

Neuere Reisebeschreibungen.

1. Heiteres und Ernstes von jenseit der Pyrenäen. Von A. von Schönaich. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt. 1897. 8. 2 M.

Der Verfasser hat eine längere Reise durch Spanien ausgeführt. Was er dort gesehen und erlebt, was er gedacht und empfunden, das bietet er uns nun in einer ausführlichen Reisebeschreibung dar. Das Bild, das wir von dem Lande jenseit der Pyrenäen bekommen, charakterisiert der Verfasser selbst mit den Worten: „So ist Spanien heute nur noch ein Schatten, ein Sarkophag, an dem man in Gedanken versunken steht, eine Ruine, deren neu keimendes Leben keinen sonnigen Weltenfrühling mehr zeitigt, sondern träge, trüb stagnierend dahinfließt (!) und die ewige Regel vom Werden und Vergehen so recht vor Augen führt."

Aus diesem Satz erkennen wir zugleich auch etwas von dem Wesen des Buches. Es wird uns darin nicht bloß die Natur und das Leben des Volkes geschildert, sondern wir erhalten auch häufig interessante geschichtliche Belehrungen, die der Erzählung an den passenden Stellen ein-

geflochten sind. „Ich pfusche für mein Leben gern dem Historiker ins Handwerk", schreibt der Verfasser, „klettere in Ruinen umher und bewege mich — abseits der großen Heerstraßen — unter dem Volk, um es in seinem Naturzustande ohne romantischen Theaterflitter, der vor der Wirklichkeit meist verschwindet, zu beobachten."

Den Verlauf seiner Reise können wir dem Leser hier nicht im einzelnen schildern. Sie berührt viele der bekanntesten Orte, wie Barcelona, Saragossa, Madrid, Cordoba, Granada, Sevilla, Gibraltar u. s. w. Vielleicht laden schon diese Namen zum Lesen des Buches ein. Wer der Einladung Folge leistet, wird es sicher nicht bereuen. An einzelnen Stellen erfährt er wohl mehr, als er zu wissen wünscht, zuweilen muß er auch unwesentliche Erlebnisse in allzugroßer Breite anhören, aber am Schlusse wird er doch befriedigt das Buch wieder aus der Hand legen, bereichert an Kenntnissen über eins der geschichtlich interessantesten Länder unsers Erdteils.

Wenn wir hier auch auf den Inhalt selbst nicht näher eingehen können, so reizt es uns doch, wenigstens kurz zu erwähnen, daß der Verfasser in Madrid auch Gelegenheit hatte, eines der berüchtigten Stiergefechte sich anzusehen, von dem er uns ein so lebendiges Bild entwirft, daß wir mit ihm den Ekel empfinden, den diese rohe, grausame Sitte oder vielmehr Unsitte der Spanier in jedem humanen Menschen erwecken muß.

2. Neunzig Tage im Zelt. Meine Reise nach Uhehe. Juni bis September 1897. Von Liebert. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. 8. 1 M.

Der neue Gouverneur von Ostafrika unternahm bald nach Antritt seines Amtes eine Expedition nach dem Wahehegebiet, wo der Quawa der Wahehe auf seinen Raub- und Kriegszügen die Ortschaften brandschatzte und Gefangene und Vieh in die unzugänglichen Berge abführte. Gegen ihn hatte Hauptmann Prince mit außerordentlichem Geschick und Erfolg wiederholt Streifzüge unternommen; allein es war ihm nicht gelungen, die Macht des Quawa völlig zu stürzen, geschweige denn ihn selbst zu vernichten. Um sich selbst von den Verhältnissen der Uhehe ein rechtes Bild zu verschaffen, das ihm die Berichte des Hauptmanns Prince trotz ihrer Ausführlichkeit und Sachlichkeit nicht geben konnten, beschloß Liebert, eine Reise in jenes Land auszuführen. Ihn trieb dazu neben den militärischen Rücksichten zugleich der Wunsch, das Land kennen zu lernen, um auf Grund eigener Anschauung ein Urteil darüber fällen zu können, wie weit es sich zu einer Besiedelung durch deutsche Auswanderer eigne.

Den Verlauf dieser Reise schildert uns Liebert in dem vorliegenden Buche. In knapper Fassung beschreibt er den Zug von Dar es-Salaam nach Uhehe und giebt ein anschauliches Bild von der Natur der durchwanderten Gebiete. Höchst fesselnd ist sein Bericht über den Zug gegen den Quawa, dessen Lager sie auffinden und ohne Kampf einnehmen — der Quawa hatte es vorgezogen, schleunigst vorher zu entweichen —, und über den Kampf mit Waheyes, die sich in einer Höhle versteckt hatten. Auch die Charakterisierung der Wahehe selbst ist außerordentlich lehrreich; Liebert spricht sich sehr anerkennend über sie aus. Die Colonialfreunde aber wird hauptsächlich das Urteil des Verfassers über die Besiedelungsfrage Uhehes interessieren. Er bezeichnet das Gebirgsland und das Savannen- oder Grasland um den kleinen Ruaha zwischen 1400 und 1600 m Meereshöhe als ein Gebiet für deutsche Besiedelung. Das Klima ist dort gesund, der Boden fruchtbar und gut bewässert. „Eine deutsche Bauernfamilie", sagt Liebert, „wird hier selbst arbeiten können, sich gut vom Boden ernähren und durch wechselnden Viehstand und Viehhandel Wohlstand erwerben können."

Solche Gedanken haben sich dem Verfasser auf seiner Reise im unmittelbaren Anblick des Landes aufgedrängt; sie sind also nicht das Resultat einer eingehenden Prüfung aller Verhältnisse. Diese muß sachkundigen Männern überlassen werden. Das ganze Buch ist während der Reise selbst geschrieben und trägt auch ganz die Frische solcher noch unter dem Eindruck des Erlebten vollzogenen Niederschrift, die der Leser, wie es der Verfasser wünscht, wohlthuend empfindet.

3. Bis zum Endpunkte Europas. Skizzen einer Nordlandfahrt von Ernst Schwimmer. Wien, Moritz Perles. 1895. 8. 1 M. 20 Pf.

Wieder eine Schilderung einer Nordlandfahrt! Es ist nachgerade etwas viel geschrieben worden von dem Lande der Mitternachtssonne und den Freuden und Leiden einer Reise nach dem Endpunkte Europas. Es mag allerdings eine solche Fahrt in die landschaftliche Wunderwelt des Nordens einen eigenartigen und hohen Genuß gewähren. Sonst würden nicht immer wieder Berufene und Unberufene zur Feder greifen, um ihren weniger glücklichen Mitmenschen von den Reizen jener Natur zu berichten und zu erzählen. Und wir müssen gestehen, sie verdienen dafür aufrichtig Dank. Man klagt wohl gern, daß heutzutage allzuviel gedruckt werde, als ob es hieße: „So jemand eine Reise thut, so muß er etwas drucken lassen." Allein wir halten es durchaus nicht für einen Fehler, daß gegenwärtig auf dem Büchermarkt so viele Reisebeschreibungen erscheinen. Sie bringen Belehrung und Anregung in alle Schichten des Volkes, vorausgesetzt freilich, daß sie gut sind. Das dürfen wir aber von der vorliegenden wohl sagen. Sie wird sich neben den zahlreichen Schilderungen von Nordlandfahrten, die in den letzten Jahren dem Publikum geboten wurden, eine geachtete Stellung erwerben und sicher viele Freunde finden. Die Erzählung schreitet frisch und lebendig vorwärts, die Schilderung ist wahr und anschaulich, das Buch überhaupt sehr fesselnd geschrieben.

4. Spitzbergen. Eine Reiseskizze von H. Guttmann. Potsdam, Hugo Ehrlich. 1897. 8. 1 M.

H. Guttmann hat auf einem Dampfer der Hamburg-

Amerikanischen-Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft im Sommer 1896 eine der jetzt so beliebten Spitzbergenfahrten unternommen. Auf Grund derselben hat er das vorliegende kleine Buch geschrieben, das nicht eine bloße Reisebeschreibung enthält, sondern mehr eine populäre Darstellung von dem Wissenswerten aus jenen nordischen Gebieten ist. Der Verfasser möchte „die Kenntnisse von den hohen Breiten des Polarmeeres und Spitzbergen auch weitern Kreisen zugänglich machen".

Es beginnt das kleine Buch zunächst mit einer recht lebendigen Schilderung der Fahrt. Am Ziele der Fahrt, der Adventbai des Eisfjords auf Spitzbergen, angekommen, bricht Guttmann im Anblick der wunderbaren Natur in die begeisterten Worte aus: „Stundenlang starrten wir entzückt in diese Polarlandschaft, in die sich der Blick, wie berauscht von Glanz und Schönheit, verlor. Die Fremdartigkeit des Anblicks mußte auch den nüchternsten Beobachter packen. Es erschien mir diese ganze Bergwelt von einer überirdischen Macht aus tadellosem parischen Marmor herausgearbeitet. Diese Eislandschaft, in scharfem Kontrast von dem wolkenlosen tiefblauen Himmel sich abhebend, und die sonnenglänzende Beleuchtung einigten sich zu einem Bilde von eigentümlich erhabenem Charakter. Der Flüchtling aus dem Weltgewühl findet hier, was er sehnlich sucht: Bis in weite Ferne nichts als Schweigen und Einsamkeit unter den Wundern der Natur."

Des weitern erhalten wir einige Erörterungen über die allgemeinen geographischen Verhältnisse, über die Gletscher und das Polareis, über die geologische Vergangenheit Spitzbergens, über die Entdeckungsgeschichte und die Kenntnis dieses arktischen Archipels, über das eigenartige Klima, über die Polarlichter, über Flora und Fauna u. s. w. Auch den Gesundheitsverhältnissen auf Spitzbergen sind einige Zeilen gewidmet. „Krankheiten, außer dem Skorbut, sind dort nicht beobachtet worden." Der Verfasser ist Arzt; man sollte meinen, daß er darum gerade über diesen interessanten Gegenstand sich ausführlicher verbreitet hätte. Das ist leider nicht der Fall. Gewiß hätte Guttmann uns darüber manche neue Belehrung bringen können, da er hier als Fachmann geredet hätte, während er im übrigen doch sich als ein reproduzierender Laie erweist, dem naturgemäß auch manche Irrtümer unterlaufen, z. B. hinsichtlich der Schneegrenze in Centralasien oder der Bildung der Eisberge.

5. Schweden. Fahrten in Schweden, besonders in Nordschweden und Lappland von Louis Passarge. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 5 M.

Louis Passarge dürfte den Lesern dieser Blätter als Reiseschriftsteller nicht unbekannt sein. Er hat sich namentlich durch sein Buch „Aus baltischen Landen" einen guten Namen erworben. Das vorliegende neue Reisewerk wird diesen nur erhöhen können. Es liest sich außerordentlich gut und fesselt überall in gleichem Maße; mag der Verfasser die eigenartige Natur Schwedens schildern, oder die liebenswürdigen Bewohner dieses Landes eingehender charakterisieren, oder uns auch nur kleinere selbsterlebte Abenteuer erzählen, immer folgt man mit lebendigem Interesse seinen Worten.

Auch Passarge geleitet uns nach dem hohen Norden, aber es ist nicht das eisbedeckte Spitzbergen, auch nicht das meerumbrauste Nordkap, das wir unter seiner Führung kennen lernen, sondern wir werden in das bisher noch wenig bekannte Nordschweden und das fast sagenhafte Lappland gebracht. Es ist der Wunsch des Verfassers, dieses Nordschweden, soweit es in seinen Kräften steht, touristisch zu erschließen. Er hat jenes Nordland kreuz und quer, von Süden bis Norden, vom Meere im Osten bis zu den Fjällen im Westen durchwandert und entwirft uns nun ein möglichst ausführliches Bild von dem in vieler Hinsicht merkwürdigen Lande. Es birgt nach Passarges Schilderung allerdings außerordentliche Reize, die es andern vielbesuchten Ländern der Erde wohl gleichstellen. Das Großartigste aber scheinen doch die Wasserfälle Nordschwedens zu sein, die an amerikanische Verhältnisse erinnern. „Die lappländischen Ströme", sagt der Verfasser, „verhalten sich zu denen in den Alpen oder in Norwegen, was den Wasserreichtum betrifft, wie das Meer zu einem See." Und kurz zuvor: „Erst seitdem ich die ungeheuren Forse und Fälle in Lappland gesehen, verglichen mit denen der Rheinfall nur ein Versuch scheint, und selbst der Trollhätta zurücktritt, weiß ich, was ein Wasserfall ist." Nicht minder großartig müssen die gewaltigen Bergseen, das öde lappländische Hochgebirge und die ausgedehnten Waldungen auf den Reisenden einwirken. Dazu aber tritt noch „eine interessante Bevölkerung mit ihrer sonst nirgends so prägnant anzutreffenden Zweiteilung von Schweden und Lappen; äußerste Kultur neben einem naiven Naturzustande; raffinierter Genuß neben jener Wunschlosigkeit, wie sie schon Tacitus geschildert hat."

Wir würden gern noch weiter dem Leser einiges vorplaudern von jenem Wunderlande; aber es mag dies Wenige, das wir zum Teil dem Vorwort des Verfassers entnommen haben, genügen; es wird schon geeignet sein, den Appetit zu reizen. Und das möchten wir im Interesse des Buches, des Lesers, dem der Inhalt vortrefflich munden wird, und im Interesse auch des Landes, das verdient, touristisch erschlossen zu werden.

6. Album géographique. Von Marcel Dubois und Camille Guy. Zweiter Teil: Les régions tropicales. Paris, Armand Colin u. Comp. 1897. 8. 12 M.

Wie kaum eine andere Naturwissenschaft bedarf die Erdkunde zu ihrem Verständnis bildlicher Anschauungsmittel. Auf dem deutschen Büchermarkt sind darum in den letzten Jahren auch eine Reihe vortrefflicher geographischer Bilderbücher erschienen. Heute können wir unsere Leser auf ein derartiges Werk aus Frankreich aufmerksam machen, das in

hohem Maße Beachtung verdient. Es handelt sich dabei nicht um ein Bilderbuch im landläufigen Sinne, das nur Unterhaltung und Vergnügen bereiten soll, sondern es ist gewissermaßen ein Lehrbuch, das geeignet ist, mehr als die bloße Beschreibung der Länder geographisches Verständnis zu wecken, zumal da den Bildern auch ein kurzer Text beigefügt ist. Doch liegt nicht etwa eine einfache, wir möchten sagen, zufällige Sammlung von Bildern vor, wie sie von mehrern deutschen Verlagsbuchhandlungen gegeben worden ist, sondern die Bilder sind mit großer Sorgfalt und mit vielem Geschick nach systematischen Grundsätzen ausgewählt. Auch ist der Text nicht eine reine Erläuterung der Bilder, eine Übersetzung etwa der Bildersprache, vielmehr bildet dieser kleine landeskundliche Aufsätze, die das Verständnis für die Bilder vorbereiten sollen, während umgekehrt diese den Text ergänzen. Beides geht selbständig nebeneinander her, jedes ist für sich ein Lehrbuch und doch bilden beide ein Ganzes. Das verleiht dem geographischem Album einen besondern Wert.

Die Bilder sind, soweit wir es zu beurteilen vermögen, ganz vortrefflich und geben wirklich die Landesnatur wieder. Es liegen ihnen meist photographische Aufnahmen oder Zeichnungen nach der Natur zu Grunde. Für die einzelnen Länder sind die Bilder nach der üblichen Gliederung der Landeskunde angeordnet, es folgen also aufeinander Darstellungen vom Gebirgsbau, von den Gewässern, der Flora und Fauna, der Bevölkerung, den menschlichen Siedelungen u. s. w. Bei der Auswahl haben die Verfasser sich weise Beschränkung auferlegt; es wird nie zu viel geboten, dagegen der Mannigfaltigkeit der Landesnatur vollkommen ausreichend Rechnung getragen.

Bei dem lebhaften Interesse, das jetzt in Deutschland durch die überseeischen Unternehmungen für die Tropen erwacht ist, dürfte das französische Werk auch manchem unserer Leser Freude bereiten.

Willi Ule.

Zur Philosophie.

1. Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Eine Einführung in die spekulative Philosophie von Arthur Drews, Privatdocent der Philosophie an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1897. 8. 8 M.

Der junge, rührige Docent (vor kurzem wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt) der Philosophie in Karlsruhe, A. Drews, der sich bereits durch ein zweibändiges Werk über die deutsche Spekulation seit Kant und andere Schriften bekannt gemacht, legt dem philosophischen Publikum ein neues Werk vor über „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik", in der Überzeugung, welche der erste Satz der Vorrede ausspricht, daß „der Kern einer jeden Weltanschauung durch nichts so sehr wie durch die Stellung zum Ichproblem bedingt ist".

Die Behandlung dieses Themas durch Drews empfängt ihren eigentümlichen Charakter durch seine Auffassung des Cartesischen Satzes „Cogito ergo sum" und durch seine Stellung zu Eduard von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten", deren geistvollster Verfechter er gegenwärtig ist. „Seit Descartes", heißt es in dieser Hinsicht Seite V der Vorrede, „sein Cogito ergo sum gesprochen, kann keine Behandlung des Ichproblems umhin, in irgend einer Weise an ihn anzuknüpfen." Seine Stellung aber zu Hartmanns System veranlaßte den Verfasser zu der Behauptung Seite VII: „Bisher haben die Philosophen geglaubt, dem Sein das Prädikat der Bewußtheit zuerteilen zu müssen, weil sie in Übereinstimmung mit Descartes im Selbstbewußtsein das Reale unmittelbar erkannt zu haben glaubten. Wenn aber alles Sein, sofern es Inhalt des Bewußtseins ist, eben deshalb nur Bewußt-Sein oder ideelles Sein ist, so folgt, daß das wirkliche reale Sein nur ein außerbewußtes, unbewußtes sein kann. Diese selbstverständliche Konsequenz ist bisher so gut wie gar nicht beachtet worden."

In dieser Konsequenz ist ein Irrtum enthalten. Allerdings ist alles Sein, insofern es Inhalt des Bewußtseins ist, nur Bewußt-Sein oder ideelles Sein. Indessen Drews selber sucht, wie wir sehen werden, für das ideelle Sein einen Träger, den er in der objektiven Erscheinung des Absoluten im Menschen findet. Wir suchen und finden diesen Träger ebenfalls, jedoch nicht als Erscheinung, vielmehr als substantiales Sein. Das „Unbewußte" kommt dabei in Rechnung, insofern der substantiale Träger des menschlichen Bewußtseins, das Ich, anfänglich unbewußt ist und erst durch einen Lebensprozeß, angeregt von außen, bewußt wird.

Der Verfasser will nun mit dem Cogito ergo sum gänzlich brechen. Am Schluß der Vorrede, Seite XIII fg., spricht er die Überzeugung aus, daß, wenn man eine neue philosophische Weltanschauung durch Anknüpfung an die Vergangenheit gewinnen will, nicht auf Kant, sondern auf die ursprüngliche Quelle des Kantischen Gedankensystems, nämlich auf Descartes zurückgegangen werden muß. „Dies hat Anton Günther zuerst eingesehen und seine Schule seitdem mit Recht gegenüber den verschiedenen Richtungen der modernen Philosophie vertreten." Gleichzeitig jedoch ist bei Drews das Anknüpfen an Descartes ein Abwenden von diesem; denn er fährt a. a. O. fort: „Jeder Versuch, auf der Grundlage des Cogito ergo sum eine neue Weltanschauung zu errichten, ist schon im Princip verfehlt und führt nur dazu, die Menge von philosophischen Systemen

und Gesichtspunkten zu vermehren, die Philosophie in die Breite auszudehnen, aber nicht, sie auf eine höhere Stufe emporzuheben. Ein wirklicher Fortschritt beruht nur auf dem völligen Bruch mit dem Cogito ergo sum, in der Einsicht, daß die Entwicklung aus dem letztern an den Punkt angelangt ist, wo sie notwendig in ihr Gegenteil umschlagen muß, und daß das Ergebnis dieses dialektischen Prozesses kein anderes als — das Unbewußte ist."

Dies sucht Drews in seinem Buche mit nicht geringem Scharfsinn und Geschick nachzuweisen. Dasselbe enthält außer einer Einleitung über die Aufgabe der Metaphysik und ihren Ausgangspunkt zwei Teile: einen historisch-kritischen unter der Überschrift „Das Problem des Ich in der neuern Philosophie", und in einen positiv-aufbauenden, „Die Metaphysik des Ich". In dem ersten Teil sind die Hauptvertreter der modernen Philosophie mit Beziehung auf ihre Ansichten über das Ich als metaphysisches Princip behandelt: „Descartes und der Occasionalismus", „Berkeley, Leibniz, Kant", „Der Solipsismus", „Der reine Bewußtseinsidealismus (Schuppe)", „Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Wundt, Bahnsen". Ein kürzerer Abschnitt: „Das Ich als empirisches Princip", ist dem Empirismus Lockes und Humes, dem Sensualismus und Materialismus gewidmet.

Dieser erste Teil des Werkes stellt sich dar als eine vielfach treffende Kritik der neuern Philosophie hinsichtlich des Ichproblems. Anfänger in der Philosophie, welche diese Kritik studieren, werden sicher vor Überschätzung der philosophischen Leistungen seit Descartes bewahrt bleiben, wenn sie beispielsweise Seite 72 lesen, daß Fichte das Urteil über sein eigenes System resigniert dahin zusammenfaßt: „Wahrheit geben kann es nicht; denn es ist in sich selbst absolut leer."

Der zweite Teil der Drews'schen Schrift, deren Gegenstand die Metaphysik des Ich ist, zerlegt sich in zwei Hauptabschnitte: A. „Die Erkenntnis des Ich", B. „Das Sein des Ich". Der erste betrifft in zwei Unterabteilungen „Das Ich als Bewußtseinsform" und „Das Ich als Bewußtseinsinhalt". Der zweite erforscht die Voraussetzungen des Ich, das empirische Ich und das metaphysische Ich. Die Unterabteilung über das metaphysische Ich ist die wichtigste und stellt in fünf Kapiteln dar: „Das Ich und die Materie", „Das substantiale Wesen des Ich", „Die absolute Persönlichkeit", „Die Dauer des Ich", „Die Freiheit und Verantwortlichkeit des Ich".

Eine eingehende Kritik darüber ist Sache der philosophischen Fachzeitschriften. Hier heben wir nur einige Punkte kritisch hervor, welche für die Beurteilung der Leistung des Verfassers von entscheidender Wichtigkeit sind. Von höchster Bedeutung ist dabei das Kapitel von dem substantialen Wesen des Ich; in ihm tritt auch der Standpunkt des Verfassers als eines Anhängers von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" auf das klarste hervor.

Gegen Paulsen und andere hält Drews mit uns daran fest, daß die Erscheinungen unsers Geistes ohne Voraussetzung eines substantiellen Trägers derselben nicht erklärbar sind. Es heißt darüber Seite 267:

> Das Denken oder die Reflexion verlangt, daß unsere Gedanken, Gefühle und Willensakte einem substantiellen Träger, einem denkenden, fühlenden und wollenden Subjekte angehören. Wir sind nun einmal geistig so organisiert, daß wir uns Funktionen, Vorgänge und Zustände als „frei in der Wirklichkeit schwebend" nicht vorzustellen vermögen. Wie wir auf die Wissenschaft verzichten müßten, wenn das Gesetz der Kausalität, das uns nötigt, alle Erscheinungen unter dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung aufzufassen, bloß subjektive Geltung hätte, so müßten wir an aller Wahrheit irre werden, falls Zustände irgendwie in sich selbst Bestand haben, Funktionen ohne funktionierendes Subjekt existieren könnten. Und zwar ist das nicht ein bloß scheinbar logischer Zwang infolge der sprachlichen Gewöhnung, sondern umgekehrt ist auch das sprachliche Subjekt nur auf Grund des logischen Zwanges selbst entstanden.

Das sind goldene Worte! Freilich ist Drews im Anschluß an seinen großen Lehrer Eduard von Hartmann von diesem Grundgedanken aus nicht in jeder Hinsicht folgerichtig weiter gegangen, sonst wären seine auf Grund des Kausalitätsgesetzes weiterhin erzielten Resultate ganz andere gewesen. Er hält nämlich dasjenige, was wir infolge unserer Auffassung des Cogito ergo sum für eine Substanz erachten, nämlich den menschlichen Geist, nur für eine Erscheinung des Absoluten. Er sagt Seite 274—277:

> Die Realität ist nur in der Erscheinung; die Substanz jedoch steht hinter der Erscheinung. Weit entfernt also, daß wir die Substanz unmittelbar erkennen, wie Descartes und im Anschluß an ihn Spinoza angenommen haben, vermöchten wir sie selbst dann nicht zu erkennen, wenn wir eine unmittelbare Erkenntnis des realen Seins besäßen. . . . Die subjektive Erscheinung (die einzelnen Gedanken, Gefühle und Willensakte) wird unmittelbar erkannt; die objektive Erscheinung (die Gesamtheit des Realen) wird nur mittelbar durch das Medium der subjektiven Erscheinung erkannt — sie ist eben nicht bloße Bewußtseinsrealität, sie ist bewußtseinstranscendente Erscheinung —; die Substanz aber wird weder mittelbar noch unmittelbar erkannt, sondern überall nur vorausgesetzt als der Träger der Attribute.

Wenn es vollständig richtig ist, daß der Geist seine Gedanken, Gefühle und Willenserscheinungen transcendiert, um zu ihrem Träger zu gelangen, so ist es ebenso unrichtig, in diesem Träger nur eine Erscheinung der absoluten Substanz zu sehen. Drews unternimmt es nun allerdings, ein Moment der Beweisführung für die Substantialität des menschlichen Geistes, wie sie in Theodor Webers Metaphysik (vgl. auch dessen Schrift „Die Geschichte der neuern deutschen Philosophie und die Metaphysik", Münster, Brunn, 1873) und in meiner Abhandlung über den Beweis für das Dasein Gottes vorkommt, zu widerlegen. Nachdem er Seite 274 bemerkt, daß die Realität nur in der Erscheinung sei, und zwar bewußtseinstranscendente, sagt er:

> Man wendet gegen diese Behauptung ein, daß sie der psychologischen Erfahrung widerspreche. Zur Wirklichkeit, sagt man, gehört auch mein Ich. Wäre nun dies Ich ein Bruchstück oder eine Teilgröße eines absoluten Ganzen, wie es nach jener Auffassung der Fall sein soll, eines Ganzen, das ebenso auch in allen

übrigen realen Existenzen zur Erscheinung kommt, so müßte ich doch davon ein Bewußtsein haben. Nun erkenne ich aber mich selbst als ein „ganzheitliches" Prinzip. Sonach meint man, sei kein Grund vorhanden, mich selbst als bloßes Fragment in einem höhern Ganzen eingereiht zu denken. Dieser Einwand behauptet also mit andern Worten, das Ich sei eine „substantiale Monas". Das ist aber nur aus dem Cogito ergo sum gefolgert, über das wir kein Wort mehr zu verlieren brauchen. Gewiß, erschöpfte mein Bewußtsein das Sein, so müßte ich mich als Bruchteil des Absoluten wissen, falls mein Sein mit dem absoluten Sein identisch wäre. Nun wird aber das reale Sein als solches überhaupt nicht erfahren; folglich kann auch die metaphysische Einheit des Ich mit dem absoluten Sein durch den Hinweis auf den Mangel an Erfahrung nicht bestritten werden.

Wir antworten: es ist richtig, daß das reale Sein als solches nicht erfahren wird im Sinne einer unmittelbaren Wahrnehmung; wir erschließen es nämlich. Der Satz Cogito ergo sum hat nach Drews bei Descartes, Spinoza und den andern Hauptvertretern der modernen Philosophie den Sinn einer unmittelbaren Erkenntnis der Substanz. Eine solche unmittelbare Erkenntnis des Ich ist, wie Drews nachweist, nicht vorhanden. Darin stimmen wir ihm bei. Er hat indessen nicht nachgewiesen, daß eine solche Erkenntnis des Ich als Substanz auch mittelbar nicht vorhanden sei, ja diesen Gedanken überhaupt nicht erwogen.

Wir mußten uns, um den Raum d. Bl. nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen, auf das Vorstehende beschränken. Der historisch-kritische Teil des Buches von Drews ist in manchem Betracht eine tüchtige Leistung, der zweite Teil aber ein beachtenswerter Beitrag zur Erläuterung und Ausführung der Ansichten Eduard von Hartmanns; es liegt darin in der That eine „Einführung in die spekulative Philosophie" im Sinne dieses Denkers. Die Darstellungsweise ist durchaus klar, lebendig und schwungvoll; sie erinnert sehr an die Diktion seines Meisters.

2. Der Spiritismus. Eine Studie von M. Haase, Pfarrer in Hasestrom. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 8. 1 M. 60 Pf.

„Wahrheit muß Wahrheit bleiben; da nun einmal feststeht, daß spiritistische Phänomene auf Thatsachen beruhen, so steht es weder der Theologie noch der Wissenschaft an, an dem Spiritismus vorübergehen zu wollen, ohne Stellung zu ihm genommen zu haben, zumal beiden durch den Spiritismus in hervorragender Weise eine Bereicherung und Erweiterung der bisherigen Forschungsresultate in Aussicht gestellt zu sein schien. Soweit die Wissenschaft in Frage kommt, muß dies auch unbedingt zugegeben werden. Für die Theologie hat der Spiritismus nur einen untergeordneten, peripherischen Wert, trotzdem er behauptet, als Religion eines neuen Weltalters regenerierend und reformatorisch auf das Christentum wirken zu wollen. Daß dem nicht so sei, nachzuweisen, ist Pflicht der Theologie. Dieser Pflicht will das vorliegende Büchlein dienen." Mit diesen Worten präcisiert Pfarrer Haase seine Stellung zum Spiritismus in der Vorrede seiner Schrift.

Wir haben uns nur theoretisch mit dem Spiritismus beschäftigt, ohne je spiritistischen Experimenten beigewohnt zu haben. Darum wollen wir über die spiritistischen Thatsachen hier kein Urteil fällen, sondern nur im allgemeinen bemerken, daß das Büchlein für solche, die sich mit dem Spiritismus befassen wollen, manches anregende Material enthält.

Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte. Vorausgeschickt ist eine Einleitung, welche den Nachweis liefern soll, daß der Spiritismus die Dignität einer wissenschaftlichen Frage gewonnen hat. Der Inhalt der fünf Abschnitte ist folgender: 1) „Die Einwände gegen den Spiritismus", 2) „Der Spiritismus in seinen Vertretern und Glaubwürdigkeit derselben", 3) „Beschreibung spiritistischer Phänomene und die verschiedenen Erklärungsversuche", 4) „Welcher Art sind die beim Spiritismus in Thätigkeit kommenden Geister?", 5) „Spiritismus und Christentum".

Ob die Einleitung wirklich erweist, daß der Spiritismus den Wert einer wissenschaftlichen Frage zu beanspruchen hat, ist uns fraglich. Allerdings ist das Urteil eines nicht unbedeutenden philosophischen Forschers, Ulrici, angeführt, welcher dem Spiritismus als „wissenschaftlicher" Frage eine besondere Schrift gewidmet hat. Dem steht aber ein Mann gegenüber wie Helmholtz, der ihn für Humbug hält. Wenn nun auch Haase noch mehrere bedeutende Männer der Wissenschaft anführt, die dem Spiritismus huldigen, so steht ihm doch die erdrückende Mehrzahl ungünstig gegenüber.

Reichhaltig ist der dritte Abschnitt der Schrift, welcher die spiritistischen Phänomene in vier Klassen gruppiert, sie beschreibt und ihre verschiedenen Erklärungsversuche behandelt. Der Verfasser zieht daraus den „notwendigen" Schluß auf das Vorhandensein einer Geisterwelt. — Im vierten Abschnitt beantwortet er die nunmehr sich erhebende Frage, welcher Art die beim Spiritismus in Thätigkeit kommenden Geister seien, mit einer Anzahl römisch-katholischer und protestantischer Theologen dahin, es seien Geister einer niedern Klasse von Dämonen oder böse Geister. Er schließt auf die Wirksamkeit gerade solcher, „weil sie die widersinnigsten Manipulationen unternehmen, die gemeinhin das Gepräge des Läppischen und Blöden tragen und sich in stetem Widerspruch untereinander befinden". (S. 80.) Darum warnt er vor der Beschäftigung mit dem Spiritismus.

Der letzte Abschnitt untersucht das Verhältnis zwischen Spiritismus und Christentum. Das Resultat der Untersuchung geht dahin, daß die Spiritisten das Christentum für eine Art Spiritismus und Christus für eins der größten Medien, wenn nicht für das größte halten; im übrigen ist ihnen Christus einer der vollkommensten Menschen. Seite 101 faßt der Verfasser seine Meinung über den Spiritismus zusammen wie folgt: „Im Grunde genommen tritt uns in all den spiritistischen Ansichten über Religion und Christentum der krasseste Rationalismus entgegen. Er ist die Religion der Freigeister und des modernen Heidentums, vermischt mit deistischen und pantheistischen Ansichten."

Wir schließen unsere Besprechung der Schrift Haases mit einem von ihm citierten Ausspruch aus der Schrift des Erzherzogs Johann: „Einblick in den Spiritismus“: „Wen ein tiefes Glaubensbedürfnis dem Spiritismus in die Arme treiben sollte, der bleibe lieber bei der alten Regula, bei seinem ehrwürdigen Glauben! Da ist doch alles groß, edel, alles rein und erhaben gedacht und gefühlt. Die Idee eines höchst gütigen, höchst weisen und höchst gerechten Gottes, der Glaube an ein künftiges Leben, in welchem Lohn und Strafe herrscht, die Menschenseele zu ihrem ewigen Urquell zurückkehrt, ist ja so unendlich befriedigender und vernünftiger als der ganze Quark von vierter Dimension, Materialisationen, Klopfgeistern u. dgl. Ja, auch der Kultus, das lebendige Wort, der Gesang, das Gebet, von Kindheit auf gewöhnt, von jener Weihe erfüllt, welcher sich selbst der Geist willig beugt, welche auch wunden Herzen Frieden spendet, ist doch erhebender, veredelnder als die finstern Konventikel dieser Art religiöser Geheimbündelei.“

Ernst Melzer.

Neue Romane und Novellen.

1. Auf der Heide. Roman von Charlotte Niese. Leipzig, Friedr. Wilh. Grunow. 1898. 8. 6 M.
2. Des Vaters Schuld. Roman von A. von Gersdorff. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 6 M.

Zwei Frauenromane, beides umfassende Gesellschaftsschilderungen, beides Werke der ältern Schule, die noch gern mit über- oder gar unnatürlichen Spannungsmomenten arbeitet, beide von gleichem Umfang und gleichem Preis, aber von unendlich verschiedenem Wert; das erste ein fast volkstümliches Kunstwerk, das zweite ein höchst mittelmäßiger Sensationsroman. Charlotte Niese (Nr. 1) ist bekannt als schlichte, sinnige Erzählerin, die ihr holsteinisches Volk und sein Milieu gründlich kennt, und auch in dem vorliegenden Buche kommt der Leser gewiß auf seine Kosten, obwohl die Verfasserin ohne Frage schon Besseres geleistet hat. Hans Christian Munk, ein junger Holsteiner Student und glühender Patriot, ist bei Idstedt als Rebell verwundet worden. Der alte Niß von Kamphöved, dem Gute seiner Großmutter Swenstrup, rettet ihn, und Hans Christian verbringt nun auf dänisch-schleswigschem Boden seine Rekonvalescentenzeit und erlebt mancherlei Süßes und Bitteres dabei, bis er schließlich als geheimer Rebell verdächtigt wird und abermals glücklich entkommt. Die Handlung ist nicht stark, auch die Spannung gering, dennoch fesselt der Roman durch die prächtige Lebenswahrheit seiner Gestalten, die gleichsam alle den eigentümlichen Erdgeruch ihres heimatlichen Bodens an sich haben. Dazu kommt die vollendete Farbentechnik in der Malerei des historischen, socialen und landschaftlichen Hintergrundes, wie sie nur das unmittelbare Studium persönlicher Erfahrung ermöglicht. An Geisterspuk und Aberglauben, an wunderbaren Verhängnissen und Erfüllungen wird freilich ein bischen viel geleistet, aber bei den wortkargen, grübelnden Heideleuten läßt man sich dergleichen allenfalls gefallen als ein charakteristisches Zeichen ihrer geistigen Schwerfälligkeit und Unselbständigkeit, für den Effekt selber nutzt Charlotte Niese dergleichen Motive selten aus.

Wie bei Charlotte Niese steht auch bei Ada von Gersdorff (Nr. 2) die Auffindung eines Schatzes im Mittelpunkte der Handlung, weniger spukhaft und doch weniger wahrscheinlich. Hartwig Krafft, ein junger Ökonom, der eben erst die Fähnrichstressen abgelegt, der seines „Vaters Schuld“ sühnen will und sich darum in eine Art freiwilliger Leibeigenschaft bei seinem Pachtherrn, dem bösen Major von Wantenheim, begeben hat, findet zufällig auf dem Felde einen alten Kriegsschatz, mit dem er die Schulden seines Vaters bezahlen und sich selbst freimachen zu können glaubt. Aber er hat seinen gestrengen Herrn liebgewonnen und bleibt nicht nur, sondern sammelt auch noch glühende Kohlen auf das Haupt des scheinbar so Hartherzigen, indem er sich des verstoßenen Sohnes, des „letzten Wantenheim“, brüderlich annimmt und ihm zu einem friedlichen Tode verhilft. Zum Schluß holt er sogar dessen Töchterchen aus Amerika, und eine süße Hoffnung auf eine zukünftige Heirat schlummert noch in den letzten Zeilen, die der Major spricht: „Immer, immer bei ihr, der gute Hartwig, nicht wahr, wenn sie will und du willst? Einst, aber bald! Mein Sohn, meine Kinder!“ Die ziemlich verwickelte Fabel ist damit nur in den Hauptzügen angedeutet; eigentlich verhält sich fast alles wieder ganz anders, als es scheint. „Schlechte Menschen“ giebt es kaum, sie scheinen nur so. Auch hier wieder: Der Vater Krafft scheint bis auf Seite 182 des zweiten Bandes ein Betrüger, der seinen Pachtherrn und die Versicherungsgesellschaften schädigen wollte, sein Gut selbst ansteckte, sich dabei auch selbst das Leben nahm, um — seine Familie vor dem Zusammenbruch zu retten. Thatsächlich ist er ein edler Märtyrer der Liebe, dessen Tod ein betrunkener Arbeiter auf dem Gewissen hat. Hartwig Krafft scheint eine oberflächliche Lieutenantsnatur zu sein, dem Leben Genuß ist, thatsächlich ist er ein wahrer Ausbund von Sohnesliebe und Pflichttreue, den harte Arbeit und Schmach nicht abhalten, die Ehre des Vaters wiederherzustellen. Der Major scheint ein unerbittlicher Harpagon und unbarmherziger Familientyrann, thatsächlich ist er ein Gemütsmensch, der wohl weiß, daß der Wert des gefundenen Kriegsschatzes illusorisch ist, der aber Hartwig ruhig in dem Glauben läßt, ein freier, ja vermögender Mann zu sein, um ihn zu

prüfen. Auch sein Vaterherz wird gegen Ende des Romans entdeckt und gewürdigt. Das ist alles nichts Neues bei A. von Gersdorff, wir kennen die innere Unwahrheit in ihrer Charakteristik, ihren kraft- und saftlosen Menschenoptimismus schon zur Genüge; Spannung, Überraschung, Sensation und Effekt um jeden Preis, es ist immer wieder dasselbe Lied, vielfach auch dieselben Typen. — Heute möchte ich nur noch ein paar Worte über den Stil dieser von der bessern Damenwelt so vergötterten und viel gelesenen Schriftstellerin sagen. Daß Ada von Gersdorff in ihren Gesellschaftskreisen gut Bescheid weiß, muß ihr zur Ehre angerechnet werden; warum sie aber in dem eigentümlichen Anakoluthenstil dieser feudalen Gesellschaft schreibt, sehe ich beim besten Willen nicht ein. Ihre Lieutenants mag sie ruhig schnarren und stoßen lassen, dergleichen soll ja auch in Wirklichkeit mitunter vorkommen; aber warum selber Natur- und Zustandsschilderungen in diesem Tone halten, z. B. Seite 3 fg.:

Und da auch — hu! wie das von da zum Himmel stinkt — gräßlich — verwesende Kartoffeln, Strunk und kranke Knollen! wie die Pest riecht das! Und so viele Menschen — ach, die Menschen, die kommen schon eher durch; aber das Vieh, das arme Vieh! Futternot, Kartoffelnot, Strohmangel! . . . Vormittags Sonnenschein, nachmittags Regen; morgens die Hecken umgeworfen, die Haut von den Knochen gearbeitet, nicht gegessen, nicht getrunken. . . . Höchste Zeit zur neuen Saat. . . . War rein unmöglich gewesen — mehr als vier, fünf Fuder zu bergen.

Kein Wunder bei den Wegen. — Und frieren that er mit der Zeit, so recht bis auf die Knochen. — Eklig diese neblige Kälte — — Rock und Haare — alles feucht, das kroch wie Spinnen über den alten Rücken. (S. 7.)

Das zweite Kapitel fängt an:

Ist ein kleines Gut, das Klattehnen. Früher Vorwerk vom Hauptgut Gundlack. Seit zweiundzwanzig Jahren abgelöst und verpachtet an Herrn Konrad Krafft auf fünfundzwanzig Jahre. Früher Oberinspektor in Gundlack — bei dem ganz alten Herrn, bis der Herr Major den Abschied nahm und selbst wirtschaftete — als die Gnädige starb, die ihn nicht vom Militär fort ließ. — Das Haus ist neu in Klattehnen, was sie hier herum neu nennen — so an neunzehn, zwanzig Jahre steht's auch schon. Es ist ganz von roten Ziegeln. Sollte immer hübsch beworfen werden — aber jahrelang — war's immer zu feucht — es lohnte gar nicht u. s. w.

Er drückte sich immer so lieb aus. Sogar gegen die Schwester immer der feine Kavalier. Schöne Stunden das! Schöne, gute Stunden — diese herrliche Erwartung des Abends. (S. 30.)

Bei diesem abrupten, vornehm sein sollenden Näselstil braucht die geistreiche Schriftstellerin natürlich eine Unmenge Gedankenstriche, denn die Gedankenverbindung — muß man sich ja dazudenken. Auf Seite 8 z. B. 15, auf Seite 14 gar 26 Gedankenstriche (macht $1^3/_{23}$ auf die Zeile). Nach alledem könnte es nun scheinen, als schriebe die Verfasserin sehr knapp und prägnant, aber im Gegenteil, salopp ist das richtige Wort, eng ist nur die Form, der Inhalt aber breit genug. Sie ist einfach zu bequem, richtige Sätze zu bilden, sie schreibt die Seiten herunter, ohne irgendwie im einzelnen künstlerisch zu komponieren. Als Beispiel dafür eine (übrigens sehr sentimentale) Naturschilderung vom Anfang des 13. Kapitels (Buch II):

Ein klarer, strahlender Wintermorgen. Tiefblau, vom Sonnengold verklärt, steht der reine Himmel über der blendendweißen Schneedecke. Es ist Sonntag. Tiefe, friedevolle Stille ist hingebreitet über die sanft schlummernde Erde, mit all ihren zahllosen Hoffnungskeimen und träumend harrenden Freudenblumen. Schlaft, schlaft noch, warm zugedeckt, treu behütet. Eure Zeit kommt, kommt mit Gottes Hilfe sicherlich. Habt nur Friede und Geduld und erwacht nicht vor der Zeit, süße Hoffnungskeime, glühende Freudenblumen, schlaft, schlaft, warm zugedeckt, treu behütet — ihr sollt erwachen, ihr sollt auferstehn. . . . „Es muß doch Frühling werden!“ Und auch ihr, Menschenherzen, die ihr schon schlummert dem großen Ostertage, dem ewigen Frühling entgegen, euer Tag kommt, schlaft ruhig, „der euch behütet, schläft und schlummert nicht“. Und auch ihr, junge, keimende Herzen, die ihr noch schlaft, harret fein aus und in Geduld, eure Zeit kommt, wo ihr erwacht, erwachen sollt.

Zum Schluß ein Gesangbuchvers, der das friedliche Schlummern und die erwachende Hoffnung, die beiden einzigen, wunderbar neuen Gedanken, noch einmal breit tritt. Ihre besondere Liebhaberei ist daher Tagebücher einzuflechten, da kann man so recht kreuzbeliebig zusammenschreiben, was einem in den Sinn kommt. Je krauser, um so wahrscheinlicher. Gedankenfolge ist ja Nebensache. Mitunter wird es bei ihr geradezu zur Manie, alles ein paarmal zu sagen, sogar einzelne Worte werden repetiert (z. B. II, 172 „Tropfen, Tropfen, schwere Tropfen“) oder Synonyme hintereinander gesetzt, ohne irgend einen Klimax dabei zu erzielen (z. B. II, 204: „belehrt, vorbereitet, zurechtgewiesen, bereit zu lieben, zu dienen, sich zu unterwerfen“).

3. Vor Tau und Tag. Novellen von C. Viebig. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M.
4. Thränen. Von Fannie Gröger. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 2 M.

Diese beiden Schriftstellerinnen verhalten sich ähnlich zueinander wie Charlotte Niese und A. von Gersdorff, nur daß es zwei junge, erst kürzlich berühmt gewordene Vertreterinnen der neuern Litteraturrichtung sind. Ich sage absichtlich „neuer“ und nicht „moderner“, denn die „Moderne“ ist für mich gleichbedeutend mit jenem übertriebenen, hypergenialen Naturalismus, dessen Anregungen wir ganz gewiß dankbar verwerten können, vor dessen Absurditäten uns aber der Himmel auf die Dauer bewahren möge. Clara Cohn, geb. Viebig (Nr. 3), ohne Frage eins der kräftigsten und unmittelbarsten weiblichen Talente, gehört nicht eigentlich zur „Moderne“, aber sie hat viel von ihr gelernt. Das zeigt sich am klarsten in der besten dieser drei vorliegenden Novellen, in „Gespenster“. Ein modernes Sujet: Ein junges Mädchen, Maria von Sperrholz, deren Mutter und einzige Schwester im ersten Kindbett gestorben sind, will nicht heiraten aus Furcht vor diesen „Gespenstern“ der Toten, aber sie liebt den stürmisch um sie werbenden Assessor von Schöller heiß, sie kann nicht ohne ihn leben, sie gesteht ihm ihre Bedenken und bittet ihn, sie zu heiraten, ohne die Pflichten einer Gattin von ihr zu verlangen. Er thut es, aber ihre Scheinehe ist

quälend für beide Teile. Maria giebt ihm beschämt sein Versprechen zurück und wird ganz sein Weib. Freilich steigen nun, während sie guter Hoffnung ist, die alten „Gespenster“ noch einmal furchtbar drohend vor ihr auf, sie glaubt erliegen zu müssen und schreibt ihr Testament, — da macht eine glückliche Geburt sie zur fröhlichen Mutter, die „Gespenster“ verschwinden für immer vor dem Bilde des süßen Kindes, das sie nun in den Armen hält. — So gewagt das Motiv scheint, so decent und zugleich anziehend ist es durchgeführt. C. Viebig ist eine selbstbewußte Realistin, die sicher zugreift und packend schildert, ein gewisses weibliches Taktgefühl jedoch, das z. B. die „moderne“ Janitschek so oft verletzt, bewahrt sie sich jeder Zeit. Dafür wird sie andere Gefahren zu meiden haben, Gefahren, wie sie den meisten Schriftstellerinnen drohen. Erstlich das allzuscharfe Pointieren der Stileigenheit, das nur allzuleicht durch Übertreibung zur Manieriertheit führen kann. Jetzt wahrt sich die Verfasserin noch die Knappheit des Stils, schon weil ihre Gedankenfülle, ihre Masse an Einzelanschauungen sie dazu drängt, aber sowie Banalitäten eindringen (und bisweilen dringen solche ein), ist der Anfang vom Ende da. So schreibt sie Seite 255: „Kalte Wintertage über dem kleinen Hause im großen Garten, Schneewälle türmen sich rundum. Kalte Winternächte, schwärzer denn je welche zuvor. Über dem Dach schwebt ein Etwas mit schweren Flügeln — es drückt, es drückt, es drückt.“ — Ferner wird sich Clara Viebig hüten müssen vor allzuvielen Parallelismen; sie geben der Sprache ganz gewiß etwas Poetisches (das wußten die alten Israeliten schon ebenso gut wie die nordischen Skalden); aber wenn sie nicht ganz fein abgestimmt sind, verführen sie nur zur Weitschweifigkeit, zur Salbaderei, in der die Frauenromane ja vielfach so Meisterhaftes leisten. Endlich muß Clara Viebig lernen, was eben leider die meisten Schriftstellerinnen nie lernen, wirkliche Männer zu zeichnen. Ich will nicht behaupten, daß es nicht auch solche Männer gäbe wie den Dr. Dorn in „Vor Tau und Tag“, dem ein Gänschen lieber ist wie ein Adler, obwohl er selber ein Adler sein will, wie den Redacteur Wolfrath in „Wen die Götter lieben“, der thatenlos sein Glück versinken läßt; — aber auf den Leser werden so complicierte Naturen stets den Eindruck unlebendiger Konstruktionen machen. Die Frauennatur dagegen kennt Clara Viebig bis in ihre geheimsten Regungen. Gegen kleine Nachlässigkeiten ist die sonst so strenge Realistin allerdings auch auf diesem Gebiete nicht gefeit; mit „mein Mann“ (S. 211) redet keine Frau ihren Mann für gewöhnlich an, das ist Romanphrase, im Leben heißt es Du, oder ein Vor- oder Kosename, im schlimmsten Falle „Mann“. Ich fürchte, wenn Frau Cohn in diesem scharfen Tempo fortfährt mit ihrer Schriftstellerei, könnte auch ihr ursprüngliches, echtes Talent bald ausbleichen in der allzugrellen Sonne des Erfolges.

Fannie Gröger (Nr. 4) ist ebenfalls schnell bekannt geworden, aber mit weit geringerm Recht. Ein anmutiges, liebenswürdiges Talentchen, das für saubere Skizzen wie geschaffen ist, kann man ihr gewiß nicht absprechen; ob sie sich aber zu wirklicher Bedeutung entwickeln wird, bleibt abzuwarten. Wie Clara Viebig mit Charlotte Niese stellenweise das Kernig-Volkstümliche gemein hat, so Fannie Gröger mit A. von Gersdorff oftmals den Zug zum Konventionellen, und das will mir bedenklich scheinen. Auch in den vorliegenden Skizzen „Thränen“, deren beste wohl „Besuch“ ist, dürfte man vergeblich nach jener unverwüstlichen Eigenart suchen, die trotz aller Jugendfehler einzig und allein die Gewähr dauernden Wertes verbürgt. Stimmungsvoll, ja auch poetisch ist Fannie Gröger meist, aber originell sehr selten. Doch die Hoffnung braucht man darum noch nicht aufzugeben, unter die wenigen wirklich bedeutenden Schriftstellerinnen unserer Zeit vielleicht auch einmal sie zählen zu können.

5. Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. 5 M.

Hoch oben im herrlichen Göschenen werden sogar Bahnhofsrestaurateure poetisch und schreiben historische Romane, die gar nicht einmal so schlecht sind. Die Geschichte des Erni Behaim, des Söldnersohnes von Abfrutt, der, in den Geheimnissen der Kräuter wohlbewandert, der armseligen, lange gequälten Mutter auf ihren heißen Wunsch das Todeskraut giebt, der dann von Gewissensqualen gefoltert weder im Kloster noch im Getümmel der Schlacht Ruhe finden kann, bis ihm ein treues Weib und der Freispruch der Volksgemeinde den Seelenfrieden wiederschenkt, — ist gut und packend erzählt. Aber das historische Mäntelchen, das Zahn der Geschichte umgehangen hat, kommt mir doch bisweilen ein wenig fadenscheinig vor. Das Motiv ist nicht recht mittelalterlich, auch die übrigen Gestalten sind es nicht alle, während die Sprache es zu sehr ist. Aber das ist schließlich ein unbestreitbares Dichterrecht, sich seinen Stoff frei zu gestalten und einzukleiden. Und die Hauptsache, die Menschen, sind wahr und lebendig gezeichnet, groß im Denken, aber unbeholfen in der Ausführung, dabei trotzig, roh und wild, aber auch wieder zuverlässig, gerade und offen, vor allem stolz und frei. So hat Ernst Zahn seinen Landsleuten ein schönes Denkmal gesetzt, mag auch die künstlerische Gestaltung des Ganzen noch hier und da manches zu wünschen übriglassen.

6. Prinzessin Charlotte. Roman der Mutter Frederiks VII. von Dänemark von Swend Leopold. Übersetzt von E. Brausewetter. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 4 M.

Auch ein historischer Roman, der aber keineswegs auf der Höhe des Zahnschen steht, obwohl man viel mehr Redens von ihm macht. Man kann nicht sagen, daß Leopold den Charakter der Zeit nicht festgehalten oder gar den Ton der damaligen Fürsten- und Hofgesellschaft nicht wirklich getroffen

habe, im Gegenteil, nur allzugut. Ebenso wie dieser Zeit und ihren Menschen, fehlt eben auch dem Roman jede innere wie äußere Größe. Die Gestalt der Heldin interessiert uns anfangs ohne Zweifel, aber das Interesse erlahmt sehr bald, und gegen Ende wird die verwickelte Handlung mit ihren faden Hofintriguen und Skandalen abschreckend langweilig. Swend Leopold hat wohl das Zeug zum tüchtigen Erzähler, auch Gestaltungskraft besitzt er genug, aber der Stoff liegt ihm nicht, und so kann das Buch trotz aller Virtuosität der Einzelschilderung nicht dauernd fesseln. Swend photographiert gern und geschickt, aber ein Gemälde, ein Kunstwerk kommt darum noch lange nicht zu stande.

7. Spanische Novellen von Hans Parlow. Dresden, Carl Reißner. 1838. 8. 3 M.

Hans Parlow ist ein gewandter Feuilletonist, der gut zu schildern und geistvoll zu plaudern versteht. An einigen Stellen seines Romans „Carmen" hat er seiner Zeit gezeigt, daß auch ein gut Teil echtes Künstlerblut in ihm fließt, seine beste Novelle, „Rosario", bestätigt es in diesem Buche wieder. Trotzdem wird der Dichter Parlow nur wenige Leser befriedigen; um so mehr jedoch der Journalist Parlow. Sein „Symposion", die letzte dieser Erzählungen, ist ein Kabinettstückchen scharfer Beobachtung und anschaulicher Darstellung.

8. Sonnige Tage. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M.

9. Lieben und Leben. Intérieurs von Paul Mahn. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 2 M.

Wilhelm Hegeler und Paul Mahn gehören zu der von Tag zu Tag wachsenden Schar derjenigen jungen Schriftsteller, die nach dem jetzt üblichen Bonmot „die Moderne überwunden haben", d. h. sie vereinigen eine lebenswahre, frisch zugreifende Schilderung mit gesunder Natürlichkeit, die ebenso weit entfernt ist von empfindsamer Prüderie wie von schmutzfroher Gemeinheit. Wilhelm Hegeler, der Freund des unterdessen auch verwandelten Max Halbe, ist der bei weitem bedeutendere von beiden. Seine „Sonnigen Tage" (Nr. 8) sind ein ganz prächtiges Buch. Der schwerfällige Oldenburger Jurist Heinrich Söding, der daheim eine liebende, wenn auch etwas hausbackene Braut hat, lernt in einer gemütlichen Genfer Pension, wo er sich von den Mühseligkeiten seines Examens erholen will, ein reizendes Mädchen, Ketty Bigler, kennen und lieben. Das Herz geht ihm am blauen, sonnigen Lac Leman weit auf, auch sein dickes Blut kommt allgemach ins Rollen, sein Geist entfaltet sich von Tag zu Tag freier, reicher unter dem Einfluß dieser herrlichen Natur, unter dem Walten dieses lieblichen Geschöpfes. Aber die Tage verrauschen, das Gewissen erwacht, die halbvergessene Friesenbraut fordert ihren untreuen Ritter zurück, und er kehrt wirklich heim nach schwerem Kampf, läßt Ketty mit todwundem Herzen zurück. Heinrich Söding wird ein braver Familienvater, ein pflichttreuer Beamter, aber die „sonnigen Tage" bringt ihm niemand wieder. Eine simple, aber ergreifende Geschichte; schlicht und anspruchslos erzählt, aber voll gewaltiger, tragischer Wucht und berauschender Leidenschaft. Die drei Hauptgestalten, die zwei Mädchen und Söding, sind meisterhaft gezeichnet, auch die Zustandsschilderungen sind äußerst anschaulich, oft mit gelungenem Humor entworfen. Nur die Einleitung gefällt mir nicht sonderlich, sie ist gar zu konventionell gehalten.

Ähnlich, aber keineswegs ebenbürtig ist Paul Mahns erstes „Intérieur" — (warum nicht Stimmungsbild oder Novelle?) „Dämmern, Lebensblätter zweier Sentimentalen". Zwei starke, innerliche Naturen lieben einander, finden sich aber erst nach hartem, heißem Ringen. Diese Verlobungsgeschichte ist knapp und spannend erzählt, die zwei Hauptfiguren plastisch herausgearbeitet, nur der Tagebuchton des Weibes ist mitunter etwas sonderbar, z. B. Seite 104: „Sei ruhig, Bester! Es ist vorbei zwischen uns. Ich hab' es geahnt und weiß es jetzt: ich habe viel zu schlecht von dir gedacht. Du hast unsere Liebe gelebt wie einen guten Braten: kannst du dafür, daß du nicht bist, der du mir schienst?" Dieses Fräulein hat wohl gar zuviel an die Wirtschaft gedacht? Die übrigen Skizzen sind durchweg herzlich unbedeutend, aber ganz launig geschrieben.

10. Ein alter Streit. Roman aus dem bayrischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine von Hillern. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. 3 M.

Die berühmte Verfasserin der „Geyerwally", die zwar nicht jedermanns Geschmack, aber ein bedeutsames Werk ist, hat sich trotz ihrer zweiundsechzig Jahre noch frisch und unverkürzt die alte Kraft bewahrt. Von allen Erzählungen, die jemals die Haberei behandelt haben, dürfte diese Hillernsche die künstlerisch wertvollste und gewiß auch wärmste sein. Abgesehen von einzelnen Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten, zu denen Frauen immer leichter neigen als Männer, ist „Ein alter Streit" ein gesundes, gewaltiges, ja ergreifendes Buch, das nur wenige ohne innere Teilnahme lesen werden. Die schweren Lebenserfahrungen zweier Liebesleute, des wackern Lenz, der seinem Vater, dem „Leuteschinder" Hochbräu, selber das Haberfeld treibt, und der tapfern, selbstlosen Wildtraut, die alles, Vater und Bruder, verliert, in unverdiente Schmach und Schande gerät und doch ungebeugt ihrem Gewissen und dem Rechte treu bleibt, stehen im Mittelpunkte der Handlung, während der heldenmütige Untergang des alten trotzigen Haberergeschlechtes den düstern Hintergrund bildet. Das sind einmal Gestalten von Fleisch und Blut, vor allem von Mark in den Knochen, wirkliche Männer, keine Mannsbilder, wie sie sonst die schreibende Frauen-

welt hervorbringt. In der Charakteristik wie in der Komposition scheint mir dieses letzte Werk das reifste der hochbegabten Verfasserin zu sein, von der übertriebenen Effekthascherei der „Geyerwally" ist nichts mehr zu spüren, und die Wucht des Temperaments hat nicht gelitten.

Hermann Anders Krüger.

Feuilleton.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Berliner Märzereignisse von 1848 hat der Regierungspräsident a. D. Gustav von Diest geliefert durch die kleine Gelegenheitsschrift, welche er zum Jubiläum der Deutschen Revolution im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin veröffentlicht hat. Sie führt den Titel „Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848". Die Erlebnisse Gustav von Diests, die hier geschildert werden, sind an sich nicht bemerkenswert, wenigstens nicht von geschichtlicher Bedeutung; aber wichtig sind die von ihm veröffentlichten Dokumente zur Ehrenrettung des Ministers von Bodelschwingh, der jahrzehntelang für den Urheber des unglückseligen Befehls an die Truppen, Berlin zu räumen, und der berüchtigten Proklamation „An meine lieben Berliner" gehalten worden ist. Aus diesen Dokumenten geht unzweideutig hervor, daß von Bodelschwingh den Abmarsch der Truppen aus der Stadt *nicht* veranlaßt, im Gegenteil aufs schärfste mißbilligt hat, daß auch die Proklamation an die Berliner dem König nicht von Bodelschwingh, sondern von einem „vielgenannten Mann, der eben erst aus der Provinz angelangt war" (von Vincke), angeraten worden ist. Man begreift nur nicht recht, warum Gustav von Diest mit der Bekanntmachung dieser Aufschlüsse bis zum Jahre 1898 gewartet hat. Die Anklage, gegen die er kämpft, und, wie zuzugeben ist, mit Recht kämpft, ist schon bald nach den Ereignissen wider Bodelschwingh erhoben worden, und da er selbst es in übel angebrachtem Stolze verschmäht hat, dagegen sich zu verwahren, so ist es leicht erklärlich, daß das ursprüngliche Gerücht sich zu einer „objektiven Wahrheit" verdichtete und als solche in die Geschichte Aufnahme fand als ein on dit, dem niemals widersprochen worden war. Indirekt hat Fürst Bismarck der Wahrheit zum Siege verholfen. Nachdem er 1889 bei einem after-dinner-speach Bodelschwingh als denjenigen bezeichnet hatte, der den Befehl zur Zurückziehung der Truppen aus der Stadt veranlaßt habe, übersandte ihm der Sohn Bodelschwinghs, der Pfarrer von Bodelschwingh zu Bethel bei Bielefeld, einen — in Diests Schrift abgedruckten — Brief des Ministers vom 30. März 1848 an den Geheimen Regierungsrat von Fallenstein, aus dem die Unhaltbarkeit der bisherigen Ansicht unzweideutig hervorging. Fürst Bismarck dankte mit einem Briefe vom 23. März 1889 für die ihm gewordene Aufklärung und bezeichnete es als eine der Krone Preußen und der Geschichte erwiesenen Dienst, wenn der Sohn des Ministers in die Veröffentlichung des Briefes vom 30. März 1848 willigte. Er war also bereit, die von ihm sicherlich in gutem Glauben gethane Äußerung durch den Sohn desavouieren zu lassen. Aber der westfälische Starrkopf verlangte, „daß der Abdruck des Briefes in einer Form erfolge, aus welcher deutlich zu erkennen sei, daß der Brief seitens der Bodelschwinghschen Familie dem Fürsten zugegangen sei und daß der Fürst den Abdruck selbst veranlaßt habe". Niemand, der billig denkt, wird es dem Fürsten Bismarck verdenken, wenn er das Ansinnen zurückwies, „da er andere als amtliche Veröffentlichungen auf politischem Gebiete in einer seine Urheberschaft außer Zweifel stellenden Form nicht in die Presse bringen könne". Die Animosität gegen Fürst Bismarck, die in der Form der gegenwärtigen Publikation zu Tage tritt, wird niemand befremden, der die Stellung kennt, die die Familie von Diest zu Bismarck einnimmt; aber sie wird ihm auch in dem Urteil der Geschichte nicht schaden. Hätte Bodelschwingh und seine Familie rechtzeitig dafür gesorgt, daß der Irrtum in einer unantastbaren Form widerlegt würde, so wäre jene als kränkend empfundene Äußerung Bismarcks sicherlich unterblieben — denn bewußt sagt kein Bismarck eine Unwahrheit. — In stilistischer Beziehung bemerke ich dem Verfasser, daß, wer 1863 „tödlich" verwundet worden war (S. 13), keine Berechtigung mehr hatte, noch bis zum Jahre 1854 zu leben. Eine „tödliche" Verwundung muß, um als solche bezeichnet werden zu können, den Tod zur unmittelbaren Folge haben.

— Die vierte der „Monographien zur Weltgeschichte" (Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1898) ist dem Fürsten *Bismarck* gewidmet. Der Herausgeber der Sammlung, Professor *Ed. Heyck*, hat selbst die Bearbeitung übernommen. Wenn das Buch auch beinahe den doppelten Umfang der bisherigen Monographien hat, so kann doch von einer auch nur annähernden Erschöpfung des Stoffes nicht die Rede sein. Es sind eben nur die großen Umrisse einer Biographie, die Heyck giebt, eine Charakteristik der äußern und innern Entwicklung Bismarcks, nirgends findet sich ein tieferes Eingehen in die großen politischen Fragen, wie man es in einer Biographie Bismarcks erwartet. Aber man kann dem Verfasser kaum einen Vorwurf daraus machen. Er hat auf den 192 Seiten, die sich dank dem eingestreuten, sehr stattlichen Bildermaterial fast auf die Hälfte reduzieren, das Menschenmögliche geleistet, und ohne Zweifel gehört sein Buch zu den bessern der Bismarck-Litteratur. Leider ist das Buch nicht ohne Fehler und Flüchtigkeiten, die bei größerer Aufmerksamkeit hätten vermieden werden können. Unzählig oft kommt in den Briefen Bismarcks der Name des Puttkamerschen Gutes *Reinfeld* vor, bei Heyck heißt das Dorf immer *Reinefelde*; auf Seite 62 ist das Datum der Suspension der preußischen Nationalversammlung, auf Seite 109 das Datum der Gasteiner Konvention, und nicht bloß dieses, sondern auch ihr Inhalt falsch angegeben. Auch hat es Heyck an einer Durchforschung der in den letzten acht Jahren veröffentlichten Quellenpublikationen fehlen lassen. Selbst die große Cottasche Ausgabe der „Reden Bismarcks" hat er nicht für sein Buch benutzt; er würde sonst dort (II, 14) den Wortlaut der Depesche gefunden haben, die Moritz von Blankenburg im Auftrage Roons am 18. September 1862 an Bismarck richtete, um ihn zu beschleunigter Reise nach Berlin zu mahnen, und die niemals gelautet hat: „Die Birne ist reif", sondern „Periculum in mora. Dépêchez-vous"; er würde dort auch (II, 243) gefunden haben, daß das sinnlose „naive Induction" der frühern Ausgaben in der Erwiderung auf die Rede Tellkampfs sich im amtlichen Stenogramm überhaupt nicht findet, sondern daß der von ihm vermutete Ausdruck „naive Intuition" schon seit 35 Jahren gedruckt vorliegt. Sehr eigentümlich mutet es den Kenner an, wenn er bei Heyck liest, daß von der Mission des Barons von Gablenz im Mai 1866 Bismarck erst dem Historiker Friedjung Mitteilungen gemacht habe. Die ersten Nachrichten von diesen Verhandlungen über eine Teilung Deutschlands zwischen Habsburg und Hohenzollern finden sich in Friesens „Erinnerungen", dann hat Sybel (IV, 375) die aktenmäßigen Unterlagen dafür erbracht; nicht minder eigentümlich ist es, daß Heyck den als fehlerhaft nachgewiesenen Satz: „meinem Fürsten bin ich treu bis in die Waden", in sein Buch aufnimmt und das „treu bis in die *Vendée*" in Parenthese nur als eine Version bezeichnet („*andere* haben

Vendée gelesen“). Wir meinen, daß schon die Nebeneinanderstellung der beiden „Lesarten“ genügen muß, um die erste als falsch, die zweite als die allein richtige erkennen zu lassen. Bismarcks Bilder pflegen treffend zu sein. Es giebt aber kaum ein unzutreffenderes Bild als das „treu bis in die Waden“. Der Ausdruck „treu bis“ verlangt ein Äußerstes oder ein Innerstes. Man könnte also wohl sagen: treu bis auf die Knochen, oder treu bis in die Zehen, aber niemals „treu bis in die Waden“. Zu dem Unzutreffenden des Bildes kommt noch das Geschmacklose dazu. Und nun das „treu bis in die Vendée“; kein Historiker, der die Königstreue der Vendéer, ihre Selbstaufopferung für Ludwig XVI. und XVII. kennt, kann hier auch nur einen Augenblick zweifeln. Und die Lesart des „andern“, dessen Namen Heyck verschweigt — man sieht nicht recht aus welchem Grunde —, ist schon dadurch als die allein richtige anerkannt, daß sie Graf W. von Roon stillschweigend mit allen den andern Verbesserungen, die der „andere“ ihm auf Grund der Originale zu Verfügung gestellt hat, in die 4. Auflage der „Denkwürdigkeiten Roons“ aufgenommen hat. — Dem Sprachgefühl des Recensenten weh gethan hat die Bildung des Adjektivums fin-de-siècle; solche Barbareien soll der gute Schriftsteller meiden. — Das Buch ist mit Bildern reich geschmückt, die Bilder sind auch meist gut reproduziert, ein Prachtstück künstlerischer Reproduktion ist der Brief Bismarcks an Graf M. Hatzfeldt. Man darf wohl erwarten, daß die Monographie viel gelesen werden wird; bei einer neuen Auflage möchte der Verfasser auch den Text sowie die Unterschriften auf den Bildern einer recht genauen Revision unterziehen; die auf dem Bilde Seite 182 und 183 neben der Fürstin sitzende Dame kann nun und nimmermehr Frau von Arnim sein, deren Bild Seite 41 sich so vortrefflich reproduziert findet. — Wie wir nachträglich hören, ist in einem Teile der Auflage der letzte Fehler durch Neudruck der Blätter beseitigt worden.

— Vor dem Forum der Wissenschaft giebt es kein Kleines und kein Großes; jede Frage, die im wissenschaftlichen Geiste erörtert wird, kann vor dieses Forum gezogen werden, auch wenn der Laie den Grund nicht recht erkennt. Das letztere dürfte der Fall sein gegenüber einer, ganz ohne Zweifel gediegenen, wissenschaftlichen Arbeit des Gerichtsaccessisten Dr. jur. Gustav Heyer, der sich die Rechtsverhältnisse der Standesherren des Großherzogtums Hessen in Geschichte und Gegenwart zum Gegenstande der Specialforschung genommen und seine Inauguraldissertation jetzt in einem überaus splendiden Druck der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Aber ich fürchte, daß das specimen eruditionis des fleißigen Rechtskandidaten und nunmehrigen Gerichtsaccessisten nicht das von ihm vorausgesetzte Interesse weiterer Kreise finden dürfte, wenigstens nicht in dem von ihm offenbar gemeinten Sinne. Was sind dem Bürger des 19. Jahrhunderts die „Standesherren“ anderes als Erinnerungen an eine trübe Vergangenheit staatlicher Zersplitterung, da es Hunderte, ja Tausende von Souveränitäten im Deutschen Reiche gab, die ihre auf Unrecht und Gewalt beruhenden Vorrechte mit Ängstlichkeit gegen das aufstrebende Bürgertum wahrten. Noch sind den Standesherren in den deutschen Territorien durch die Verfassungen gewisse Rechte gewährleistet, aber wer möchte sagen, auf wie lange noch? Der demokratische Wind, der in unserer Zeit weht, wird in nicht zu langer Zeit hinwegfegen, was von Sonderrechten noch besteht, und es dürfte klug sein, die weitern Kreise nicht allzu sehr auf diese, unsern modernen Anschauungen und namentlich dem Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz so sehr widersprechende Ausnahmestellung der Standesherren aufmerksam zu machen.

— Von der Historischen Landeskommission für Steiermark sind zwei weitere Schriften veröffentlicht worden, die selbstverständlich nur ein beschränktes Interesse haben, aber in ihrer Art sehr tüchtige, wissenschaftliche Leistungen sind. In Nr. III der „Veröffentlichungen“ erstattet Franz von Krones Bericht über die Ergebnisse einer archivalischen Reise, die er im Herbst 1896 nach dem südlichen Böhmen und Oberösterreich unternommen hat, um in den Archiven von Wittingau, Krumau, Linz und Steier alles für die Zwecke der Historischen Landeskommission für Steiermark belangreiche historische Material in Regestenform zu verzeichnen; in Nr. IV giebt Hans von Zwiedineck in chronologischer Folge eine Zusammenstellung aller im gräflich Lambergschen Familienarchiv zu Schloß Feistritz bei Ilz befindlichen Urkunden, Aktenstücke und Briefe, die sich auf die freiherrliche und gräfliche Familie Breuner und ihren steirischen Besitz beziehen und sich vormals im Ehrnauer Archiv befanden, der Familie Lemberg aber dann durch Erbgang zufielen. Beide Arbeiten werden der der Landesgeschichte von Steiermark zugewendeten Forschung sehr nützlich sein; sie bergen eine große Fülle kulturgeschichtlichen Materials, das nach und nach auch für die allgemeine Geschichte nutzbar gemacht werden wird, die solcher Speisung aus privaten Quellen dringend bedarf.

Bibliographie.

Bauer, M., Die Rechte. Roman. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. 10 M.

Boy-Ed, J., Die Flucht. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Domanig, K., Die Fremden. Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, J. Roth. 8. 3 M.

Gersdorff, A. von, Der Vaters Schuld. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 6 M.

Gréville, H., Das Geständnis. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Haugwitz, Heinr. von, Buchenau und Waldstein. Ein Roman. Breslau, E. Trewendt. 8. Geb. 3 M.

Hermann, K., Trutz-Bathseba. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. 4 M.

Hope, A., Der Gefangene von Zenda. Romantische Erzählung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Junghans, S., Ein Kaufmann. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Koch, J., Römische Geschichte. Leipzig, G. J. Göschen. 8. Geb. 80 Pf.

Lorenz, Rud., Lerne reden! Ein Mahnwort an alle Deutschen. Halle, C. A. Kaemmerer u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Lyall, Edna, Donovan. Lebensgeschichte eines Engländers aus unsern Tagen. Übersetzt von E. Bagge. Vierte Auflage. Leipzig, G. Wigand. 8. Geb. in Leinw. 6 M.

Samarow, G., Eine goldene Feder. — Kunst und Liebe. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. 4 M.

Schnitzler, A., Die Frau des Weisen. Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Schultze, S., Von der Wiedergeburt deutscher Kunst. Grundsätze und Vorschläge. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M. 50 Pf.

Sewett, A., Das Glück und andere Novellen. Leipzig, E. Keils Nachfolger. 8. 3 M.

Stratz, R., Der arme Konrad. Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M.

Telmann, K., Das Ende vom Lied. Roman. Dresden, C. Reißner. 8. 3 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Verloren. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Wagner, Rud., Romfahrt. Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1897. Zürich, Zürcher u. Furrer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Weber, Ottokar, Eine Kaiserreise nach Böhmen im Jahre 1723. Prag, J. G. Calve. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Weißenhofer, Rob., Edelweiß. Märchen und Sagen aus den niederösterreichischen Bergen. Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe. Sechstes Bändchen. Mit 1 Titelbilde und dem Porträt des Verfassers. Linz, F. J. Ebenhöch. 12. Kart. 1 M. 20 Pf.

Weißheimer, W., Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen andern Zeitgenossen, nebst deren Briefen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M. 50 Pf.

Wichmann, Herm., Frohes und Ernstes aus meinem Leben. Leipzig, Loescher u. Comp. 8. 5 M.

Widmann, J. V., Johannes Brahms in Erinnerungen. Berlin, Gebrüder Paetel. 8. Geb. in Leinw. 4 M.

Wilbrandt, A., Die glückliche Frau. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 32.

Leipzig,
11. August 1898.

Politische Geographie.

Schon die Alten haben den Vorwurf der Feigheit und des Sklavensinns den morgenländischen Völkern gemacht und die Ursache dieser Schwächen teils im Klima, teils in der Fruchtbarkeit des Bodens gefunden. In der That haben ja warmes Klima und fruchtbarer Boden die Wirkung miteinander gemein, der Sinnlichkeit ein gewisses Übergewicht zu geben: jenes durch den unmittelbaren Einfluß auf den menschlichen Organismus, dieser durch die Begünstigungen und Erleichterungen der Lebensfristung. Indessen ist bei der Wärme des Klimas der Nachteil weit mehr auf seiten des Geistes, weil bei allen Befriedigungen der Sinnlichkeit, die des Bodens Fruchtbarkeit erlaubt, der Geist doch immer in einer wenn auch leichtern Art der Thätigkeit erhalten wird. Den gern die Gefahr meidenden Bewohnern fruchtbarer Länder aber sofort Feigheit zuzuschreiben, ist eine Übereilung, die aus der einseitig und falsch erklärten Erscheinung resultiert, daß meist fruchtbare Gegenden Beute von Eroberern geworden sind. Ebenso unbegründet ist der oben gestreifte Vorwurf des Sklavensinns. In Europa hat der ärgste Despotismus auch über unfruchtbaren Ländern gewaltet. Tyrannei oder Freiheit ist nicht unvermeidlich an Ergiebigkeit oder Kargheit des Bodens gebunden. Und dennoch steckt in der Beobachtung der Alten ein richtiger Kern. Man muß ihn nur herauszuschälen verstehen. Es handelt sich bei den Einwirkungen der geographischen Begebenheiten nicht um eine ausschließliche, gebieterische Notwendigkeit, um einen Faktor, dessen Größe alle andern erdrückt und illusorisch macht, sondern um ein den andern Faktoren gleichwertiges Element, das — die Empfänglichkeit der übrigen vorausgesetzt — die Möglichkeit, stark ausgedrückt: die Wahrscheinlichkeit einer greifbaren Beeinflussung erzeugt. Wirklichkeit wird also die Macht der Bodennatur erst im Vereine mit andern, in der gleichen oder ähnlichen Richtung laufenden Ursachen. Dr. phil. August Matthiä, Direktor des Gymnasiums und fürstlicher Bibliothekar in Altenburg, hat dieses Resultat am Schlusse seines preisgekrönten „Versuches über die Ursache der Verschiedenheiten in den Nationalcharakteren" (Leipzig 1802) sehr hübsch zusammengefaßt. Er gruppiert die Ursachen mit Rücksicht auf ihre Wirkungen in drei Klassen, „indem sie entweder, wie das Klima, die Ansicht des Landes und die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Form der Charaktere bestimmen, oder, wie die Natur des Bodens und die Lebensart, den geistigen Kräften des Menschen eine bestimmte Richtung geben und den Inhalt oder die Materie der Charaktere festsetzen, oder endlich, wie Verfassung, Religion und Lage im Verhältnis zu andern Nationen, die moralische Seite der Charaktere ausbilden". Bei keiner Nation aber wirkt irgend eine dieser Ursachen allein und abgesondert für sich, sondern gewöhnlich treffen alle zusammen und mildern sich gegenseitig. Das ist eine so überzeugende und an so vielen lebenden Beispielen beobachtete Thatsache, daß man sie zu den „Binsenwahrheiten" zu zählen gewöhnt ist. Trotzdem wird fort und fort dagegen gesündigt. Wo ist denn die Geschichte, die alle diese Ursachen, Faktoren und Elemente gleichmäßig würdigte? Ich kenne keine. Nicht einmal der Kollektivismus Lamprechts, der doch gewiß an Vielseitigkeit alle andern Methoden der Geschichtschreibung übertrifft, hat es bei aller Betonung der wirtschaftlichen Verhältnisse zur vollen Berücksichtigung der Frage gebracht, inwieweit die Geschichte eines Volkes vom Boden abhängig ist und bedingt wird. Und das ist doch immer noch, wie gesagt, der umfassendste Betrieb, den es bisher auf diesem Felde gegeben hat. Wie anders und wie schlimm sieht es dagegen bei den übrigen Historikern aus! Namen will ich nicht nennen; aber ich kenne Hand- und Lehrbücher der

Geschichte, die bei aller Sorgfalt im einzelnen, trotz fleißigsten Zusammenfassens charakteristischer Besonderheiten und liebevollster psychologischer Ergründung des Werdens einer Heldenseele dennoch die Basis: das Land, die Natur, ganz außer Acht und Spiel lassen. Nach diesen Historikern könnte Lorenzo de' Medici meinetwegen in Grönland oder am Schingu gehaust haben — so wenig wird der Himmel, unter dem die eminente Persönlichkeit ihre Tage verbracht hat, in die Darstellung verflochten. Oder man macht vielleicht einen schüchternen Versuch, die geographischen Bedingungen mit heranzuziehen, indem man seinem Buche, das von den natürlichen Ursachen nicht ein Jota erwähnt, eine nach der naiven Art der alten Kartographen entworfene Karte beigiebt, auf der man die Hauptthatsachen der Weltgeschichte in ergötzlichen Bildchen verewigt. Ich besitze zufällig eine solche Leistung: „Des Herrn Abtes Anselm Desing kurze Anleitung, die Universalhistorie nach der Geographie auf der Landkarte zu erlernen, aufs neue übersehen und fortgesetzt von Professor Kayser" (Augsburg 1812); dies (vom katholischen Standpunkt aus geschriebene und) mit einer „Universalkarte", deren Zeichnung ungefähr den wissenschaftlichen Stand des 16. Jahrhunderts wiedergiebt, ausgestattete Buch ist im Jahre 1834 von der Gewerbeschule in Münster „als ermunterndes Zeichen der Zufriedenheit" als Prämie verliehen worden, muß wohl dennach als ein leidlich gutes Werk gegolten haben. Von dem Inhalt aber laßt mich lieber schweigen! Nicht viel besser steht es mit andern, allgemein geachteten Geschichtsbüchern. Da hört man wohl hie und da von „der großartigen Geschlossenheit des böhmischen Kessels", von der „günstigen geographischen Lage Frankreichs", von den „Vorteilen der Inselnatur Englands" u. s. w. u. s. w. Doch das sind ja nur hingeworfene Brocken, gelegentliche Notizen, geistreiche Bemerkungen, die von dem einen glücklich gefunden, von dem andern weiter kolportiert werden — aber noch lange kein klar erfaßtes und wissenschaftlich durchdachtes System.

Diesem — ich darf wohl sagen: unwürdigen — Zustande hat ein Buch Friedrich Ratzels theoretisch das Ende bereitet; nun liegt es an der Geschichtschreibung, die aus diesem Werke zu erntenden Früchte zu sammeln und praktisch zu verarbeiten. Ob die „Politische Geographie"*) sofort und auf der ganzen Linie eine innere Einkehr und, wo es nötig war, Umkehr oder Abkehr bewirken wird, ist mir freilich mehr als zweifelhaft; aber daß sie dazu berufen ist, nachhaltig zu wirken, davon bin ich überzeugt. Und auf die nachhaltige Wirkung kommt es doch allein an. Jetzt wird man noch von den meisten Historikern stolz ablehnende Worte hören: wozu diese alten Wahrheiten von neuem auftischen? das haben wir ja alles längst selbst gewußt, und die Geographie ist und bleibt nun einmal nur ein Grenzgebiet der Geschichte! Aber es machen sich doch auch heute schon Stimmen bemerkbar, die den theoretischen Untersuchungen und Ergebnissen Ratzels die Berechtigung zusprechen, auf die Ausgestaltung geschichtlicher Werke einen nicht zu verachtenden Einfluß auszuüben.*) Darum wird es an der Zeit sein, hier einmal den Inhalt dieses grundlegenden und in gewisser Hinsicht grundstürzenden Buches kurz zu betrachten. Konnten noch vor hundert Jahren die besten englischen Journale behaupten, daß die deutschen Schriftsteller seit undenklichen Zeiten das Vorrecht besäßen, viele Bücher zu schreiben und nur wenig darin zu sagen, daß sie mit großer Mühe ungeheure Folianten zusammentrügen und die Geduld des Lesers durch entsetzliche Länge ermüdeten, ohne seinen Verstand zu unterrichten, so ist dieser Tadel gegenüber einem Werke von dem reichen Inhalte der „Politischen Geographie" so wenig am Platze, daß wir nur das Allerwesentlichste herausgreifen können, die mannigfachen interessanten Beobachtungen aber, die Friedrich Ratzel allenthalben in die Darstellung verwoben hat, dem Benutzer selbst überlassen müssen.

Die „Politische Geographie" zerfällt in neun Abschnitte und achtundzwanzig Kapitel. Der erste Abschnitt ist betitelt „Der Staat und sein Boden" und behandelt dies Thema in folgenden drei Kapiteln: „Der Staat als bodenständiger Organismus", „Der Zusammenhang zwischen Boden und Staat", „Besitz und Herrschaft". Nun wird sich vielleicht der eine oder der andere Leser daran erinnern, daß als vierte Abhandlung des 1896 erschienenen 17. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften eine ebenfalls „Der Staat und sein Boden" überschriebene Studie von Friedrich Ratzel veröffentlicht worden ist, und wird meinen, daß diese einfach als erster Abschnitt in das neue Buch herübergenommen worden sei. Wer dies denkt, wird sich gründlich getäuscht sehen; und das konnte auch nur jemand glauben, der Ratzels Methode zu arbeiten nicht kennt. Friedrich Ratzel kann sich nie darin genug thun, zu bessern, umzuordnen, auszumerzen oder zu ergänzen. Um diese überall feilende, hinzufügende und tilgende Arbeitsweise unsers Autors zu erkennen, vergleiche man Seite 65 der 1896 veröffentlichten Abhandlung mit ihrer Überarbeitung in der nur ein Jahr später ausgegebenen „Politischen Geographie", die wir als Probe abdrucken. Innerhalb der interessanten Erörterung über die Entwicklung des Zusammenhanges zwischen Boden und Staat heißt es da folgendermaßen:

(1897, S. 25.) Die Entwicklung des Staates ist eine räumliche Thatsache und nicht eine Entwicklung aus einem raumlosen Leben zu einem bestimmte Räume in Anspruch nehmenden. Die Entwicklung liegt vielmehr darin, daß im Laufe der Geschichte Eigenschaften des Bodens entdeckt wurden, die man vorher nicht gekannt hatte. Und diese Entwicklung hängt mit der politischen Entfaltung der Völker auf das engste zusammen, und zwar so, daß diese sich

*) Politische Geographie. Von Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Geographie an der Universität zu Leipzig. Mit dreiunddreißig in den Text gedruckten Abbildungen. München, R. Oldenbourg. 1897. 8. 16 Mk.

*) So handelt z. B. die Koestersche Begleitschrift zu dem Saarbrückner Osterprogramm von 1898 auf 17 Seiten über den Einfluß landschaftlicher Verhältnisse auf die Entwicklung des attischen Volkscharakters.

über immer weitere Räume ausgebreitet und sich dabei immer inniger mit dem Boden verflochten hat. Sie schreitet darin heute noch fort und wird auch noch immer weiter schreiten. Unbewußt der Machtquelle seines Bodens wächst der werdende Staat heran. Wenn er fertig vor uns steht, wird es uns schwer, gerade das zu verstehen; und darin liegt der Anlaß so mancher falschen Auffassungen geschichtlicher Vorgänge. Als die Thalgemeinschaften von Uri, Schwyz und Unterwalden sich zum Ewigen Bund zusammenschlossen, hatten sie nichts anderes im Sinn als die Erhaltung ihres einheimischen, von fremdem Ermessen unabhängigen Gerichtsstandes. Späterkommende dichteten ihnen den Plan eines eigenen föderativen Staatswesens im Gegensatz gegen die Habsburger oder sogar gegen das Deutsche Reich an. Das ist ebenso unhistorisch wie ungeographisch. Die Ahnung des natürlichen Bandes, das der Vierwaldstätter See um die Thäler der Reuß, der Muota und von Sarnen schlingt, mochte sie zu ihrer Vereinigung mitbewogen haben; und die verhältnismäßige Geschütztheit ihrer Lage wußten sie gewiß zu schätzen. Alles andere, und besonders der Vorteil der geographischen Lage dieses Staatskernes für die Verbindung mit Luzern und Zürich, kam noch lange nicht in Betracht. Eidgenossenschaft im territorialen Sinne kommt erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts vor, und der Staatenbund wurde erst hundert Jahre später fertig. Gehen wir nun auf die einfachsten Staaten zurück, die man kennt, so begegnen wir auch auf dieser Stufe nicht der Losgelöstheit vom Boden, die man nach jenen Theoretikern zu finden erwartet. Sowenig die Menschen, die das Volk des Staates ausmachen, sich über den Boden erheben können, so wenig vermag es ihr Staat. Wohl hängt er aber nicht auf allen Stufen der Entwicklung gleich innig mit dem Boden zusammen, und ihre Kulturarmut ist auch räumlich arm, d. h. beschränkt. Es ist selbstverständlich, daß immer dann das sociale Band deutlicher wird, wenn das geographische des Bodens zuweilen zurücktritt; denn die beiden ergänzen einander im politischen Zusammenhalt des Volkes.

Der zweite Abschnitt ist überschrieben „Die geschichtliche Bewegung und das Wachstum der Staaten" und gliedert sich in die Kapitel „Die geschichtliche Bewegung", „Die Differenzierung und die politischen Werte", „Eroberung und Kolonisation", „Staatsgebiet und Naturgebiet. Innere Gliederung und Zusammenhang". Auffallen auf den ersten Blick wird jedem, der nicht sehr mit der biologischen Litteratur vertraut ist, der Ausdruck „Differenzierung", und auch den Biologen wird die selbständige Definition dieses Begriffes überraschen. Ratzel betont nämlich überall, wo er das Grenzgebiet der Naturwissenschaften zu betreten genötigt ist, doch stets mit großer, der Klarheit seiner Untersuchungen nur förderlichen Entschiedenheit den mehr oder weniger großen Grad der Abweichungen, den technische Ausdrücke der biologischen Wissenschaft bei ihrer Verwendung in der Staatswissenschaft erfahren. So ergeht es auch dem Begriffe Differenzierung: bei politischen Organismen kann dabei nicht von Umgestaltung und Verschmelzung der Elemente, sondern nur von anderer Verteilung und gegenseitiger Verbindung die Rede sein. Differenzierung ist in Ratzels Sinn also eine Wachstumserscheinung. Aus der Betrachtung des organischen Zusammenhanges der Staaten folgt ferner, daß jede Erdstelle ihren politischen Wert hat; das führt den Verfasser mit innerer Notwendigkeit auf den Versuch, die politisch-geographischen Werte abzuschätzen. Diese Ausführungen, wie viele andere des Buches, sind dazu geeignet, sich auch im Leben und Thaten des praktischen Diplomaten eine gewisse Anerkennung zu erringen; denn Ratzel kennt die Welt und urteilt nicht bloß vom grünen Tische des Professors aus, sondern er belegt auch seine Sätze stets mit geschickt gewählten Beispielen aus der Weltgeschichte. Obgleich dadurch manchmal der Fluß der eigentlichen Erörterung anscheinend unterbrochen wird, so umschifft doch die Darstellung gerade dadurch die gefährliche Klippe der Langweiligkeit und Öde: Ratzels Bücher sind stets belebt und belebend. — Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit dem räumlichen Wachstum der Staaten. Der Raum und seine Bewältigung in der Geschichte ist ein Problem, dem der Autor von jeher gern nachgegangen ist; so nimmt es nicht wunder, daß ihm auch noch ein weiterer Abschnitt, der fünfte des Werkes, gewidmet ist. Sehr wichtig ist der zwischen den beiden eben genannten eingeschaltete vierte Abschnitt über die Lage; die Lage im allgemeinen und die Lage im engern Sinne werden darin tiefgründig und geistreich auf ihre Wirkungen hin untersucht und in bestimmte Kategorien gebracht. Einem von ihm eigentlich erst erfundenen Thema, das er seitdem mit unverkennbarer Vorliebe behandelt hat und durch seine zahlreichen Schüler hat weiter verfolgen lassen, geht Friedrich Ratzel im siebenten Abschnitte zu Leibe: der Grenze. Wenn jemand die Eigentümlichkeit der Ratzelschen Methode und ihre Vorzüge noch nicht kennen gelernt haben sollte, dann möge er auf meine Empfehlung hin zuerst einmal diesen Abschnitt vornehmen: er wird sich von Anfang bis zum Ende gefesselt fühlen. Im siebenten Abschnitt, der „die Übergänge zwischen Land und Meer" behandelt, ist nach meiner Empfindung am besten das Kapitel über die Inseln gelungen. Ich lasse deshalb daraus einen kurzen Passus hier folgen, der die Eigenart der Ratzelschen Diktion deutlich erkennen läßt:

Lockerheit des Zusammenhanges begünstigt den häufigen politischen Besitzwechsel der Inseln. Wie oft haben die Besitzer Siciliens, der Jonischen Inseln, Corsicas, Helgolands einander abgelöst! In derselben Richtung liegt die Häufigkeit von Resten alten Besitzes oder Einflusses unter den Inseln. St. Pierre und Miquelon, die letzten Reste französischer Besitzungen in Nordamerika, haben ihr genaues Gegenbild in Spinalunga und Suda, die Venedig einst allein aus dem Verluste Candias rettete. Die Reihe solcher Trümmer ist auch heute noch groß. Wir erinnern nur an Timor, Macao, die englischen Kanalinseln, Cuba und Puertorico, die Bahamagruppe. — Die Vorteile ihrer Stellung suchen Inselmächte zu vervielfältigen, indem sie sich auf Inseln wiederum stützen. Da die Staaten auch hier mit den Mitteln sich erhalten, durch die sie entstanden sind, ist den Inselmächten dieser Weg klar gewiesen. Die Enge der Inseln macht sie zur Meerbeherrschung, die keinen Ballast von Land will, gerade geeignet. Stehen doch räumlich die kleinern Inseln den Schiffen nahe. Ehe die kurze Ausbreitung der karthagischen Macht über Spanien eintrat, war Karthago wesentlich Inselmacht: Sicilien, Sardinien, die Balearen, Ägaden, Malta als Stützpunkte schlossen und monopolisierten die Westsee. Und dazu war der karthagische Landbesitz inselhaft eng, küstennahe, in sicherer und beherrschender Lage. England hat Tausende von

Inseln in seinem Besitz und beherrscht von Inseln aus weite Meere und Länder. Einzelne davon, wie St. Helena oder Ascension, haben ganz die Bedeutung verankerter Schiffe. Viel wichtiger für die Machtstellung Venedigs als die großenteils später erworbene „Terra ferma" war der Besitz aller Adriatischen Inseln, der Jonischen mit Cerigo, Candias, Cyperns und Euböas. Japan hat Jesso, die Liukiu, die Kurilen, die Bonin zu seinem Archipel hinzuerworben und mehrmals Versuche auf Formosa gemacht, das es endlich samt den Pescadores erhalten hat. Dänemark besitzt Bornholm, die Färöer, Island: Reste einer einst in der Ostsee und im Ocean ausgedehntern Herrschaft der Normannen, die auch die Orkney- und Shetlandgruppen umfaßt hatte. Und als die wendische Küste der Ostsee längst in den Händen der Welfen war, blieb Rügen bei Dänemark, der natürlichen politischen Verwandtschaft der Inseln folgend. (S. 576 fg.)

Daß jeder, selbst der erfahrenste Staatsmann, aus diesen Ausführungen lernen und für seine Auffassung von politischen Dingen profitieren kann, ist ohne weiteres ersichtlich. — Der achte Abschnitt behandelt die Welt des Wassers, der neunte und letzte die Gebirge und Ebenen mit ihren die politische Bewegung hemmenden oder fördernden Eigenschaften und Wirkungen.

Es steckt viel Erfahrung, viel Nachdenken in dem Buche; viel Neues wird vorgebracht und dargelegt. Nun ist Friedrich Ratzel der letzte, der etwa dächte, so und nicht anders seien die Zusammenhänge der Faktoren, aus denen sich politisches Leben bildet, bloßzulegen, so und nicht anders sei die von ihm behandelte Disciplin darzustellen. Daß der Verfasser von dieser Eingenommenheit völlig frei ist, beweisen schon meine an die Würdigung des ersten Abschnittes angeknüpften Bemerkungen. Bei allem Berufensein zum Lehren und Belehren will Friedrich Ratzel immerdar ein Lernender bleiben. Statt der „Politischen Geographie" hätte er ja viel bequemer und mit viel mehr Aussicht auf schnelle Anerkennung weit Angenehmeres bearbeiten können. Aber er sah die Bresche und sagte sich: „Es ist eine Schande, sie so weiter klaffen zu lassen." Und so ging er an die Schanzarbeit. Kein anderes Verdienst nimmt er dabei für sich in Anspruch als das: den Mut gehabt zu haben, eine Aufgabe in Angriff zu nehmen, die andere in weitem Bogen umgangen hatten und noch umgehen. „Es gehört", so schrieb er mir darüber kürzlich, „auch immer etwas Leichtsinn dazu. Ich will mich nicht als Helden aufspielen, sondern ich vergleiche den Verfasser der «Politischen Geographie» mit dem Musketier des 5. Badischen Infanterieregiments gleichen Namens, der vor 28 Jahren mutig und leichtsinnig darauf losging." Nun ich denke: einen solchen „Leichtsinn" mit solchen Resultaten kann man sich schon gefallen lassen.

Hans F. Helmolt.

Militärschriften.

1. General von Versen. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Aus hinterlassenen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt von Freiherrn von Werthern, Generalmajor und Kommandant von Wesel. Mit einem Bildnis. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. Gr. 8. 5 M.
2. Die Kämpfe um Dijon im Januar 1871 und die Vogesenarmee. Nach den kriegsarchivalischen Akten des Generalstabs und andern Quellen bearbeitet von Hans Fabricius, Oberstlieutenant a. D. Mit vier Karten und Plänen und einer Abbildung. Bromberg, A. Fromm. 1897. Gr. 8. 12 M.

General von Versens Familie ist seit Jahrhunderten in Pommern ansässig, stammt indes aus dem Lüneburgischen und liefert so einen neuen Beweis dafür, daß es mißlich ist, Stammes- oder Charaktereigentümlichkeiten auf vermeintliche oder wirkliche Besonderheiten von „Ost-Elbiern" oder „West-Elbiern" — beide Ausdrücke sind gleich unzutreffend — zurückführen zu wollen. Von den besten Eigenschaften der Lüneburger Sachsen und der Pommern, zäher Energie, Tapferkeit, Fähigkeit raschen Entschlusses, scharfer Beobachtungsgabe, hat jedenfalls der General ein gut Teil mitbekommen. Die Schilderung des Lebens eines solchen Mannes, der ohne besondere Protektion zu den höchsten Ehrenstellen der deutschen Armee in verhältnismäßig jungen Jahren aufgerückt ist und dabei jahrelang ein Leben geführt hat, für dessen Bezeichnung das Wort „abenteuerlich" viel zu matt ist, war in diesem Falle eine um so dankbarere Aufgabe, als — ähnlich wie seine drei letzten Vorfahren — General von Versen ein ausführliches Tagebuch, wenigstens eine in sich zusammenhängende Reihe von Jahren hindurch, geführt hat.

Als junger Fähnrich und Offizier sich schon durch Ernst, Verständnis für den Dienst im einzelnen und ganzen und durch eine Willenskraft auszeichnend, durch die er seinem schwächlichen und kränklichen Körper die Fähigkeit zum Ertragen großer Strapazen abgewann, war von Versen von seinen Vorgesetzten geschätzt, bei seinen Kameraden beliebt, ohne gerade sich inniger an diese anzuschließen; manche ziehen ihn einer gewissen Kaltsinnigkeit. In Wirklichkeit war sein Herz heiß genug. Einen Urlaub benutzte er zum Besuch von Schleswig, wo 1864 nach langen Friedensjahren zum erstenmal wieder ein Krieg in größerm Maßstabe geführt wurde. Wie ungewöhnlich damals kriegerische Erlebnisse der Armee erschienen, davon legt die von Versens Biographen erzählte Thatsache Zeugnis ab, daß bei einem Regiment beim Verlesen der Feldzugsbriefe eines Offiziers die Fähnriche nur stehend zuhören durften und bei Berichten über Gefechte „mit den Augen rollen" mußten. Auch von Versen freute sich nicht wenig, ins Feuer zu kommen. Als scharfer und kühler Beobachter konnte er sogar mehr als einmal den wirklich Kommandoführenden gute Ratschläge geben; im ganzen aber blieb seine Rolle als

militärischer „Schlachtenbummler" wenig ersprießlich; über die Vorgänge und Erscheinungen im Rücken des Heeres vermochte er als einzelner allerdings ein wertvolles Urteil abzugeben, was er auch nicht unterlassen hat.

Nach Besuch der Allgemeinen Kriegsschule in die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs, als einziger Kavallerist, versetzt, wurde er 1866 Generalstabsoffizier bei der Kavalleriedivision der Zweiten Armee und hat als solcher — die Kavallerie war damals bei so manchem höhern Führer, wie z. B. bei von Steinmetz, wenig geschätzt — glänzende Ehren für seine Waffe gewonnen; wesentlich seinem persönlichen Einwirken ist der große Erfolg von Tobitschau zu danken.

Vor und nach dem Feldzuge beschäftigte er sich mit Abfassung von Denkschriften über Ausbildung, Formation und Verwendung seiner Waffe, die ihm Beachtung und Achtung kompetentester Beurteiler eintrugen. Seinem thatendurstigen Sinnen genügte indessen die Friedensthätigkeit nur kurze Zeit. Sylvester 1866 bat er Moltke um Befürwortung seines Urlaubsgesuchs zur Reise nach Paraguay, um dort an dem Kriege des Diktators Lopez gegen Brasilien teilzunehmen; für das straffe Staatswesen von Paraguay hatte ihn ein Vortrag des bekannten Geheimen Hofrats L. Schneider begeistert. Moltke redete ihm erst sehr ab; endlich sagte er: „Sie haben ja eben erst einen großen Krieg mitgemacht!". Er erwiderte: „Ja, der war aber so kurz!" Da lachte der sonst so ernste Mann und meinte: „Na, das ist ja kein Vorwurf!" Als König Wilhelm, der übrigens Paraguay wegen der dortigen frühen Beachtung des Zündnadelgewehrs lobte, ihm den Urlaub genehmigt hatte, schrieb er freudevoll an seinen Bruder: „Meine Zukunft ist die reine Poesie."

Nach tausend Gefahren endlich im Juli 1867 zu Lopez durchgedrungen, erregte er dessen Mißtrauen, wurde gefangen gesetzt und mußte sehen, wie täglich drei oder vier seiner Mitgefangenen erschossen wurden. Als dieses Los nach anderthalb Jahren auch ihn treffen zu sollen schien, entzog er sich dem durch Flucht und kam nach Erduldung unsäglicher Gefahren und Strapazen in das argentinische Lager. Nachdem er mehrmals quer durch Südamerika gekommen und auch Nordamerika durchstreift hatte, kehrte er im Sommer 1869 nach Deutschland zurück und wurde im Generalstabe wieder angestellt. Seinem Biographen hat er über diesen wechselvollsten Abschnitt seines Lebens das Beste vorweggenommen, indem er ihn in zwei Büchern*) beschrieb; seine an den Kronprinzen von Preußen eingereichte Denkschrift über Kolonialpolitik, die namentlich die Auswandererfrage scharf und sachverständig ins Auge faßte, ist hingegen unveröffentlicht geblieben. Dasselbe Schicksal haben seine spätern zahlreichen kavalleristischen Schriften gefunden; auch sie sind nur wenigen bekannt geworden, allein sie haben großen Einfluß namentlich auf die Abfassung des Kavallerie-Exerzierreglements gehabt.

In den Jahren 1870—71 war von Versen in derselben Dienststellung thätig wie 1866, und zwar bei der Kavalleriedivision des Prinzen Albrecht. Merkwürdigerweise hielt er diesen, der „waffengerecht fühlte" und dem die nötige militärische Einsicht wahrlich nicht mangelte, von der Teilnahme an der Schlacht bei Wörth ab, die allerdings gegen ausdrückliche Befehle gewesen wäre. Sein Verhalten war fast das entgegengesetzte von dem, das ihm bei Tobitschau zu so großem Erfolge verholfen hatte. — Bei Sedan durch einen Schuß in den Unterleib und einen zweiten in den Fuß verwundet, meldete er sich schon am 4. November wieder gesund, mußte aber bis zum 16. November mit dem Wiederantritt des Dienstes warten. Vom 28. Dezember ab bis über Mitte Februar 1871 lag er an den Pocken schwer danieder. Von da ab verlief sein privates und dienstliches Leben ungetrübt und glücklich. Am 7. Oktober 1893 erlag er einem Leberleiden.

Nicht der Soldat, wohl aber der Historiker könnte die Biographie von Versens ungelesen lassen, wäre dieser nicht in gewissem Sinne an dem äußern Anlasse zum letzten Deutsch-Französischen Kriege beteiligt. Weil er fertig spanisch sprach und spanische Verhältnisse kannte, erhielt von Versen nämlich Anfang April 1870 den Auftrag, über die Stimmung der Spanier gegenüber der Hohenzollernschen Thronkandidatur zu berichten. Er hielt sie für günstig, trug dies dem König Wilhelm von Preußen vor, wobei er „tiefe Einblicke in die wohlwollenden, fürsorglichen und ritterlichen Gefühle des greisen Herrn" erhielt, und machte, als die Kandidatur zeitweise aufgegeben erschien, auf eigene Hand für sie Propaganda beim Kronprinzen von Preußen, dem Fürsten von Hohenzollern und dem Erbprinzen selbst. Mit Bismarck wußte er sich in Bezug darauf einverstanden, daß der Erfolg der Kandidatur wünschenswert sei. Das Buch bringt über diese Periode interessante Einzelheiten.

Auf Seite 68 des Buches ist irrtümlicherweise die Reise von Versens nach Breiten-, statt nach Längengraden angegeben. Seite 47 (vorletzte Zeile) giebt das Fehlen des Wortes „Generalstabes" zu Irrtum Veranlassung. Im übrigen ist das Buch — für eine kleine Stilsünde des Großvaters von Versens ist natürlich dessen Biograph nicht verantwortlich — gut geschrieben und sorgfältig durchgesehen.

Dies kann ohne Einschränkungen von dem Buch Nr. 2 nicht behauptet werden. Es enthält zunächst manche Druck- oder auch Übersetzungsfehler, wie Seite 140, 206, manche undeutsche Wendung, wie „gefolgt von", und eine ganze Anzahl von geradezu gequält klingenden Stellen, wie beispielsweise: „Eine noch in später Abendstunde vorgenommene Durchsuchung der Kirche bis zum Glockenstuhl und des Pfarrhauses führte kein verdächtiges Ergebnis zur Erscheinung" oder „die Stärke des anstrengenden Marsches hatte ihn . . . bewogen", ferner manche schiefe Satzkon-

*) Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg. Breslau, Mälzer. 1872, und Transatlantische Streifzüge, Erlebnisse und Erfahrungen aus Nordamerika. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1876.

struktionen, wie Seite 69 und 609 und manche Flüchtigkeitsfehler. Die beigegebene Übersichtskarte ist weder schön noch deutlich und erfüllt ihren Zweck so wenig, daß man statt ihrer lieber zu Karten aus dem Generalstabswerk greift, auch wenn diese weniger enthalten. Derartige Dinge müssen in einem Blatt, das sich mit der Litteratur als solcher beschäftigt, hervorgehoben werden. Aber was wollen sie besagen gegenüber den großen Vorzügen des Buches?

Ehe auf diese näher eingegangen wird, muß sein Inhalt kurz angegeben werden.

Nachdem General von Werder Dijon geräumt und die Armee des Generals von Manteuffel die Operationen gegen Bourbaki begonnen hatte, wurde dessen Bezwingung mit Recht für die Hauptsache angesehen. Garibaldis bei Autun versammelte Truppen mußten aber davon abgehalten werden, die rechte Flanke des Manteuffelschen Heeres anzufallen; hatte ein Angriff auf Garibaldi den Erfolg, auch Dijon wieder in deutsche Hände zu bringen, so war das sehr willkommen. Zudem war die rückwärtige Etappenverbindung Manteuffels vom Feinde bedroht und bedurfte besserer Sicherung. Die sich hiernach ergebenden Aufgaben für ein in der rechten Flanke Manteuffels befindliches Detachement waren also: Beschäftigung Garibaldis, vor allem Verhinderung seiner Vereinigung mit Bourbaki, wenn möglich Wegnahme von Dijon und Sicherung der Verbindungen der Manteuffelschen Armee nach rückwärts. Das mit diesen Aufgaben betraute Detachement war dasjenige des preußischen Brigadegenerals von Kettler, bestehend aus den pommerschen Infanterieregimentern 21 und 61, zwei Eskadrons der pommerschen Dragoner Nr. 11 und zwei Batterien des pommerschen Feldartillerieregiments Nr. 2, nebst zwei Feldlazaretten, zusammen 149 Offiziere, 23 Ärzte, 6137 Unteroffiziere und Gemeine, 866 Pferde, 12 Geschütze.

Das kleine Detachement hätte für diese Aufgaben allenfalls ausgereicht, selbst wenn ihm etwa doppelt so starke Truppen gegenüber gestanden hätten; denn diese — soviel wußte man im Armeehauptquartier — waren der Hauptsache nach neu formiert und entbehrten militärischer Disciplin und Schulung. Allein in Wirklichkeit war Dijon, wohin sich Garibaldis Vogesenarmee inzwischen konzentriert hatte, von dieser in der Stärke von gegen 25000 Mann und von den mobilisierten Nationalgarden des Generals Pélissier in der Stärke von gegen 23000 Mann besetzt. Zudem war Dijon befestigt und seine äußere und weitere Umgebung für den Dienst eines auf Streifzüge, rasche Märsche und unbedingt sicheres Verbindungs- und Nachrichtenwesen angewiesenen Detachements so ungünstig wie möglich.

Dennoch hat das Detachement Kettler — zwar nicht Dijon eingenommen oder gar den mindestens siebenmal stärkern Feind „aufs Haupt geschlagen“, wohl aber seine Hauptaufgaben, Freihaltung der rechten Flanke Manteuffels und Sicherung seiner Verbindungen, vollständig erfüllt, hier und da begünstigt durch das Glück, im ganzen aber dank der Entschlossenheit der Führer und der unübertroffenen Tapferkeit und Pflichttreue der Truppen selbst, die diese in Kämpfen blutigster und schwierigster Art bewährt haben.

Diese Kämpfe um Dijon sind deutscherseits — abgesehen von der knappen Darstellung des Generalstabswerks — zwar mehrfach, so namentlich in den Regimentsgeschichten, behandelt; auch auf französischer und Garibaldischer Seite sind eine große Anzahl von Schriften darüber vorhanden. An einer wirklich umfassenden, eingehenden und kritischen Darstellung hat es aber bis jetzt gefehlt, und eine solche bringt das Buch des Oberstlieutenants Hans Fabricius. Dieser hat mit unverdrossenem Eifer die Quellen (auf nichtdeutscher Seite, ohne die Stücke aus Zeitungen und Zeitschriften, gegen 60) aufgesucht, kritisch studiert und verglichen, das Unwahrscheinliche ausgeschieden und das Wahrscheinliche ermittelt. Gegen die Franzosen und Garibaldiner durchaus gerecht, ist seine Geschichte der Kämpfe um Dijon getragen von innerm ernsten Stolze auf die deutschen Truppen; nirgends zeigt sich eine aufdringliche Ruhmredigkeit, nirgends ein absichtliches Verschweigen oder auch nur Beschönigen des auf deutscher Seite zu Mißbilligenden, nirgends eine von kleinlicher Gesinnung eingegebene Neigung zum Tadel des durch die Umstände Verschuldeten.

Dabei ist die Darstellung — abgesehen von den eingangs erwähnten kleinen Schwächen — im ganzen vortrefflich klar und anregend. Bessere Gefechtsschilderungen als die des Gefechts an der Knochenmühle südlich Pouilly, wo die Fahne des 2. Bataillons des Regiments 61 einem Haufen von Leichen ihrer Verteidiger entrissen wurde, des Gefechts um Pouilly selbst, desjenigen in Messigny oder des Überfalls von Prauthoy habe ich wenigstens noch nie gelesen; bessere nicht und packendere auch nicht.

Das gilt ganz besonders von diesem letztgenannten Überfall, der vom Obersten Lobbie mit etwa 2000 Mann Infanterie der französischen Vogesenarmee auf das von 9 Offizieren, 39 Unteroffizieren, 8 Spielleuten, 476 Mann des pommerschen Infanterieregiments Nr. 21 besetzte Dorf Prauthoy unweit Dijon kurz nach dem Einziehen der pommerschen Vorposten und Patrouillen und während des Antretens der (drei) Compagnien zu dem abends zuvor befohlenen Abmarsch von Prauthoy ausgeführt wurde. Zu lesen, wie überall, wo der Feind angriff und eindrang, überall, wo die Gefahr am größten war, auch die einzelnen Züge, Halbzüge, Korporalschaften, mit Schuß und unverzagtem Draufgehen den bedrohten Kameraden zu Hilfe eilten, wie nirgends der übermächtige Feind sich festzusetzen vermochte, und wie endlich nach dreiundeinhalbstündigem Kampfe der Rückzug in voller Ordnung erst dann angetreten wurde, als neue starke französische Kolonnen aus Langold ankamen und weiterer Widerstand Wahnsinn geworden wäre*), ist ein das Herz erhebender Genuß.

*) Die Franzosen verloren bei diesem Überfall 86 Tote und — allein bei ihrer Hauptmacht — 62 Verwundete, die Pommern 18 Tote, 44 Verwundete, 6

Gäbe der Verfasser diese und eine Anzahl ähnlicher Schilderungen mit kurzem verbindenden Text als Auszug seines Werkes heraus, so würde ein solcher in den Ersatzbezirken der damaligen Brigade Kettler und der ihr beigegebenen Dragoner, Kanoniere und Trainsoldaten ganz sicherlich gern gelesen werden. Und hoffentlich auch anderwärts. Ich für meinen Teil wäre überzeugt, einem deutschen Jungen z. B. mit einem solchen Werkchen ein lieberes und besseres Geschenk zu machen als mit irgend welchen Indianergeschichten.

Sehr schätzenswert sind auch die Angaben, die Fabricius über die Charaktere und militärischen Eigenschaften hervorragender Persönlichkeiten auf feindlicher Seite bringt, so Garibaldis, seiner Söhne Menotti und Ricciotti, seines Stabschefs Bordone und anderer; ebenso die Schilderungen der Befehlszustände, der unheilvollen Leichtgläubigkeit de Freycinets, der Schwäche Gambettas gegenüber der öffentlichen Meinung, der thätigen Mitwirkung der französischen Civilbehörden am Nachrichtendienst, der Ausrüstung und innern Beschaffenheit der Garibaldischen Truppen. Gerade weil die hierüber von feindlicher Seite erfolgten Veröffentlichungen zahlreiche Übertreibungen, Entstellungen und Unwahrheiten bringen, die der Historiker von Fach als solche schwerer zu erkennen vermag als der Militär, ist durch das Werk auch dem Historiker bestens vorgearbeitet. Dieser aber darf, nachdem einmal die offiziellen Werke durch die Einzeldarstellungen, teilweise durch die des deutschen Generalstabs selbst, überholt worden sind, sich nicht mehr ohne Kenntnis der Einzelheiten an die Darstellung der Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges wagen.

Das Werk, dessen ruhig abwägendem Schlußurteil — leider verfällt gerade dieses dem eingangs notgedrungen ausgesprochenen Tadel — sachlich jeder Leser sich anschließen wird, gereicht den deutschen Truppen nicht minder zu hoher Ehre wie seinem Verfasser, den es unter die beachtenswertesten Kriegshistoriker einreiht. **Victor Kurs.**

Vermißte und 32 Gefangene, unter welchen letztern 21 Mann der Bagagebedeckung, die aber auch erst nach energischer Gegenwehr genommen worden sind.

Theologische Litteratur.

1. Zur Theorie des christlichen Dogmas. Von Georg Lasson. Berlin, R. Gaertner (Herm. Heyfelder). 1897. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Buddha, Mohammed, Christus. Von Robert Falke. Zweiter Band. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 8. 3 M.
3. Subhadra Blikschus Buddhistischer Katechismus vor dem Forum der Vernunft und Moral, von einem andern Blikschu. Rheinbach bei Bonn, Litterarisches Bureau. 1897. 8. 50 Pf.

Den völlig aussichtslosen Versuchen gegenüber, in unsern Tagen zu einer neuen Dogmenbildung zu gelangen, widmet Georg Lasson der Theorie des altüberlieferten christlichen Dogmas eine nach allen Seiten hin ruhig abwägende, ebenso gründliche wie gedankenreiche Studie (Nr. 1). Die Auffassung, von der er dabei geleitet wird, gipfelt wesentlich in zwei Überzeugungen. Die eine ist die von der unverwüstlichen Lebenskraft und dem unüberwindlichen Wahrheitsgehalt des christlichen Dogmas; die andere ist die von der unbeschränkten Alleinherrschaft des wissenschaftlichen Denkens innerhalb des gesamten Gebietes wissenschaftlicher Thätigkeit. Es soll also, und darin wird man dem Verfasser nur recht geben können, auch die Dogmatik nicht eine nur geschichtliche Beschreibung so oder so gearteter Glaubensüberzeugungen oder religiöser Vorstellungen sein, sondern als wissenschaftliche Disciplin ohne jegliche Anleihe aus einem fremden Gebiet mit ihren Aussagen lediglich auf sich selbst beruhen, denselben Gesetzen folgend, wie sie für jedes andere wissenschaftliche Denken vorliegen. Auch darin wird man Lasson zustimmen müssen, wenn er in seiner Erörterung mehr als einen Gesichtspunkt namhaft macht, dessen gänzliche Ausschaltung aus dem theologischen Gedankenkreis nicht bloß der Dogmatik, sondern auch dem geistlichen Leben in unserer Kirche mit einer verhängnisvollen Einbuße an objektivem, geistigem Gehalte drohen würde. Und wenn er seine Darstellung als eine Art Programm bezeichnet, das erst noch der Ausführung harre, so steht zu hoffen, daß er selbst recht bald die Hand daran legen wird, um das in dem gegebenen Programm liegende Versprechen einzulösen. Von dem breiten Strom der heutigen Theologie in allen seinen Verzweigungen steht er mit seinen Überzeugungen doch nicht so abseits, wie er zu glauben scheint. An Dorner und Frank z. B., um nur diese beiden zu nennen, hat er, trotz seiner gelegentlich an ihnen geübten Kritik, tüchtige Vorgänger, und es ist gar keine Frage, daß der von ihnen eröffneten Bahn die Zukunft gehört.

Im einzelnen behandelt Lasson seinen Stoff in drei Kapiteln. Das erste bespricht „Das geschichtliche Verhältnis von Wissenschaft und Dogma". Die Scholastik und die protestantische Orthodoxie, deren eigentümliches Erkenntnisprincip, Kirchen- und Schriftlehre, im Laufe der geschichtlichen Entwicklung seine unerschütterliche Festigkeit verloren hat und von der wissenschaftlichen Untersuchung selbst in eine flüssige und unbestimmte Vorstellung aufgelöst ist; die Aufklärung und die neuere Dogmatik, die sich ausdrücklich zur Aufgabe setzen, ihr Material mit der allgemeinen Erkenntnis, mit der Philosophie als dem Gesamtwissen des wissenschaftlichen Geistes, durch denkende Verarbeitung in Einheit zu setzen, denen es aber zu sehr darum zu thun ist, die religiöse Vorstellungswelt begrifflich zu erfassen, und zu wenig darum, die Religion selbst in ihrem eigenen Wesen zu würdigen; endlich das dogmatische Pro-

blem der Gegenwart, bei dem es sich darum handelt, der Wissenschaft zu geben, was der Wissenschaft ist, und der Religion, was der Religion ist. Die Wissenschaft, das ist klar, kann kein anderes Erkenntnisprincip gelten lassen, als ihre eigene begriffliche Thätigkeit. Wird dies verschmäht und der bis in den letzten Grund eindringenden Gedankenarbeit der Weg verlegt, so kann die Folge nur die sein, daß die so behinderte Wissenschaft auf ungeprüften Stützen unsicher schwankt und in ihrem Betriebe jeder festen Richtung verlustig geht. Andererseits darf aber auch der Fülle und Tiefe des freien Heilsglaubens nichts vergeben werden, weil die christliche Wahrheit in der Welt der Wirklichkeit täglich an den Seelen der Gläubigen wie an dem Dasein der Gemeinde als eine Leben zeugende und erhaltende Macht sich bewährt.

In dem zweiten Kapitel: „Die christliche Wahrheit und das Dogma", erörtert der Verfasser zunächst den Glauben des Subjekts und die christliche Gewißheit. Den von Ritschl und dessen Schule betonten Unterschied zwischen Seinsurteilen und Werturteilen als ungenügend verwerfend, da jedes Werturteil als Urteil von dem Dasein eines Wertes im Grunde doch selbst ein Seinsurteil enthalte, hält Lasson für das erste Erfordernis einer wissenschaftlichen Behandlung des Dogmas, daß dieses nach seinem Wesen und seiner Abzweckung richtig erkannt werde, damit das Denken an ihm immanente Kritik üben und seine Wahrheit an ihm selbst hervorbringen könne, während das Ganze der christlichen Lehre, der Gesamtorganismus des christlichen Glaubens, für die individuelle Überzeugung ihren praktischen Wert behält. Das Verhältnis des christlichen Glaubens zum christlichen Dogma denkt sich der Verfasser so: weil die Glaubensüberzeugung des Einzelnen einer vorhandenen Gesamtüberzeugung bedarf, eines allgemeinen christlichen Bewußtseins, das ihr das Gerüst des eigenen innern Lebens liefere, ist es eben diese Notwendigkeit gewesen, die das christliche Dogma in klarer Formulierung der Lehre geschaffen hat, eine Auffassung, die durch die geschichtliche Ausbildung des Dogmas bestätigt wird. Während nämlich nach außen die christliche Gedankenwelt durch die Bestimmungen der reinen und gesunden Lehre abgegrenzt wird gegen die von dem kirchlich anerkannten Lehrsatz abweichende und ihm widerstreitende Irrlehre, wird dieser selbe Lehrsatz nach innen unterschieden von den mancherlei Auffassungen, Erklärungsversuchen und Überzeugungen, die er nicht bloß freiläßt, sondern in dem nachdenkenden Gläubigen gerade erst hervorruft. Also nicht die Theologen sind es, von denen die Dogmen gemacht werden. Was nicht in das lebendige Bewußtsein der Gemeinde eingegangen ist, das kann wohl unter Umständen ein empfehlenswertes Theologumenon, aber niemals ein kirchliches Lehrstück sein, und da seit über drei Jahrhunderten die Angelegenheiten des kirchlichen Bekenntnisses nicht mehr die weltbewegenden Fragen und die Interessen gewesen sind, die das Gemüt des Volkes aufregen, so kann seitdem auch keine Dogmenbildung zu stande kommen. Wer aber ein undogmatisches Christentum fordert, der verlangt ein auf das Niveau vorchristlicher Religionen herabgesunkenes Christentum. Wie ein undogmatisches Christentum aussieht, das zeigt uns ja die Frömmigkeit des griechischen Katholicismus, der in symbolischen Mysterien, und die Devotion des römischen Katholicismus, der in gesetzlichem Werkdienst das Heil zu ergreifen sucht. Freilich ist, wie Lasson ganz zutreffend bemerkt, in beiden Kirchen das Dogma noch in nomineller Geltung, nur nicht als das, was es sein müßte, wenn es auch faktische Geltung hätte. Es ist, anstatt die anerkannte und allgemein bekannte geistige Anschauung zu sein, in der die Gläubigen mit bewußter Überzeugung leben, ein caput mortuum, eine längst erstarrte und den Gemütern fremd gewordene Voraussetzung, der niemand weiter nachfragt. Das Leben der griechischen Kirche pulsiert schon seit bald tausend Jahren nicht mehr in dem als sakrosankt zurückgestellten Dogma, sondern in dem Ritus des Heiligendienstes, an den sich wucherisch alle möglichen Heiligenkulte und Ceremonien angesetzt haben. Und wohin die römische Kirche ihr Weg führt, das lehren uns die Tausende von heiligen Orten, heiligen Bildern, wunderbaren Wassern und geweihten Medaillen, wunderthätigen Heiligen und heilkräftigen Reliquien zur Genüge.

Nachdem so Lasson dargethan, daß das Dogma weder ein abstraktes Theorem veralteter Wissenschaft, noch ein zufälliges Produkt priesterlicher Willkür, sondern Erzeugnis und Konsequenz der Idee des Christentums selber ist, unternimmt er es in einem dritten Kapitel („Der Begriff des Dogmas"), Wesen und Begriff desselben deutlicher zu umschreiben, indem er seinen kirchlichen Charakter, seinen praktischen Zweck und seine spekulative Natur untersucht. Nicht als Bedingung der Seligkeit und darum auch nicht mit der Verpflichtung zur Unterwerfung des Intellekts unter den Buchstaben, sondern als Ausdruck des Gemeinsinns und mit Freilassung der persönlichen Meinung den einzelnen Lehrformeln gegenüber wird die Anerkennung des Dogmas als der einheitlichen, geistigen Schöpfung, auf der das religiöse Leben der Gemeinde beruht, von jedem Gemeindeglied erwartet; wollte man sich nur daran gewöhnen, in dem Dogma, auf das die Kirche nun einmal nicht verzichten kann, nicht das zu sehen, was es nicht ist, eine wissenschaftliche Theorie der Wahrheit, sondern das, was es ist, ein für eminent praktische Zwecke ausgebildetes System der Anschauung der Wahrheit, so würde nach Ansicht des Verfassers schon ein guter Teil der Spannung zwischen unsern Gebildeten und der Kirche nachzulassen beginnen. Mit dem kirchlichen Charakter des Dogmas hängt dessen praktische Abzweckung auf dem Gebiet der Erbauung, des Unterrichts und der Predigt unmittelbar zusammen. Von Anfang an hat sich das Dogma in der Form eines umfassenden Gedankensystems, einer einheitlichen Weltanschauung ausgebildet. Aber was man dabei nicht übersehen darf: diese Ausbildung ist bestimmt worden nicht

durch den bloßen Trieb theoretischer Erkenntnis, sondern durch den praktischen Zweck der Eingliederung alles Bewußtseinsinhalts in den Rahmen der evangelischen Predigt. Als eine Schöpfung des christlichen Gemeingeistes bildet das Dogma die geschichtlich entwickelte Lehrform für die christliche Wahrheit, die sich von keiner andern Seite her, auch nicht von der Wissenschaft, erst einen Berechtigungsschein zu erbitten braucht. Daß das, was in ihm einen für das Gemeindebewußtsein faßlichen Ausdruck gefunden hat, wesentlich mit dem übereinstimmt, was der denkende Geist als den letzten Abschluß der Wahrheitserkenntnis zu begreifen sucht, das ist die Überzeugung, in der das Dogma durch sich selbst ruht. „Die Dogmatik dagegen als die Wissenschaft vom Dogma ist vor die Aufgabe gestellt, diese Überzeugung durch wissenschaftliche Denkarbeit zu bewähren."

Dies die Grundgedanken der beachtenswerten Lassonschen Schrift, der wir recht viele denkende, urteilsfähige Leser wünschen.

In dem Buch von Robert Falke: „Buddha, Mohammed, Christus" (Nr. 2), haben wir die Fortsetzung des seiner Zeit in d. Bl. besprochenen ersten Bandes vor uns, und zwar wird in diesem zweiten Teil der Vergleich der in Frage kommenden Religionen systematisch durchgeführt. Die acht Kapitel des Buches behandeln der Reihe nach die Lehre von Gott, von der Welt, vom Menschen, von der Sünde, von der Erlösung, vom Jenseits, Kultur und Gemeinde, Sittenlehre.

Hat Buddha der Welt keine Götter gegeben, dann schufen sich seine Anhänger selbst solche. Buddha wurde der erste, der zum obersten Gotte erhoben wurde. „Ich nehme meine Zuflucht zu Buddha" blieb fortan die stehende Formel, mit der ein Mann in die Mönchsgemeinde der Erlösten aufgenommen wurde. Spätere Zeiten haben den Himmel mit noch mehr Göttern bevölkert, Brahma, Indra, Maro u. a. Ein Extrem schlug um in das andere: Buddhas Atheismus wurde zum Polytheismus, sein gebetloses Brüten und Sichselbsterlösenwollen zum ödesten Reliquienkult und krassesten, geistlosen Gebetsmechanismus. Mohammeds Religion hat den Monotheismus streng bewahrt; aber ihr Gott ist der herbe, unnahbare Despot geblieben, der so wenig Raum für die Selbständigkeit der Kreatur läßt, daß er der Menschen Schicksal unabänderlich vorherbestimmt und jegliche Willensfreiheit aufhebt. Das Christentum dagegen weiß von einem himmlischen Vater, dem Vater Jesu Christi, dessen Wesen heilige Liebe ist und der sich an den Seinen nicht unbezeugt läßt.

Von der Welt weiß Buddha nur auszusagen, daß sie Leiden bedeutet und ohne Anfang, ohne Ende ist. Mohammeds Lehre von der Welt lehnt sich im wesentlichen an die jüdische Schöpfungsgeschichte an, läßt aber wie Buddha den Menschen in sklavischer Abhängigkeit, ohne daß er ihn jemals zu dem hohen Bewußtsein der Erhabenheit über alles Irdische gelangen ließe. Die christliche Auffassung lehrt den Menschen die Welt weder zu hassen und zu fliehen, noch sich von ihr verstricken und herabziehen zu lassen, sondern eine freie, selbständige Stellung zu ihr einzunehmen.

Die menschlichen Seelen haben nach Buddha in ihrem Existenzdrang sich selbst, ihren Körper und die Welt geschaffen, ein eigentliches Ich giebt es nicht. Mohammed läßt den Menschen zur Täuschung der Engel im Paradies des Himmels geschaffen werden, das weibliche Geschlecht nur als Geschöpfe zweiten Ranges, Mann und Weib gleicherweise so, daß ein innerliches Näherkommen zu Gott, der alles prädestiniert hat, unmöglich ist. Lehre des Christentums ist, daß alle Menschen von Gott und zu Gott, zur Gotteskindschaft geschaffen sind.

Die Auffassung von dem Ursprung und Wesen der Sünde bestimmt sich in allen drei Religionen nach der Verschiedenheit ihres Gottesbegriffs. Dem Buddhismus ist Sünde identisch mit Lebenstrieb, der als solcher sich selbst bestraft. Dem Islam fehlt jedes sittliche, aus der Tiefe der Seele quellende Sündenbewußtsein; ihm ist in erschreckender Oberflächlichkeit Sünde nur der Verstoß des ungehorsamen Willens gegen die Vorschriften des Koran. Dem Christentum ist Sünde die ganze gottfeindliche Willensrichtung des Menschen, der sich selbst zum Mittelpunkt des Lebens zu machen und sein eigener Gott zu sein trachtet.

Der Buddhist kennt nur eine Selbsterlösung, und zwar durch Verneinung des Willens zum Leben. Er ist sein eigener Gott und sein eigener Priester, Buddhas Person ist Nebensache. Jeder ethische Fortschritt ist ausgeschlossen. Der Selbstmord ist thöricht, aber kein Unrecht. Die höchste Seligkeit besteht darin, auch die eigene Seligkeit nicht mehr zu empfinden. Der Islam kennt überhaupt keine Erlösung, weil er keine inwendige Sünde kennt. Dem Christen ist die Erlösung die durch Jesum bewirkte innere Umwandlung des Willens und Denkens, die Befreiung von dem Hang zur Selbstsucht und die Wegräumung alles dessen, was an Schuld und Strafe zwischen Gott und Mensch angehäuft ist. Subjektiv angesehen, will also der Buddhist seine Persönlichkeit verlieren, der Christ sie gerade gewinnen und erhalten durch ein Leben in der Gottesgemeinschaft und in der Heiligung.

Die Jenseitsvorstellungen des Buddhismus kennen vermöge der Seelenwanderung eine begrenzte Ewigkeit, die sich aber schließlich in dem völligen Nichts des Nirwana verliert. Denn die Welt ist nicht, das Ich ist nicht, Gott ist nicht; darum ist auch kein Jenseits und keine Ewigkeit. Die islamitischen Jenseitsvorstellungen gehen auf in grobsinnlichen, phantastisch ausgemalten Zukunftsbildern. Das Christentum verleugnet auch in diesem Stücke nicht seine sittlich-religiöse Natur. Ist die buddhistische Jenseitslehre weltflüchtig, die islamitische weltselig, so ist die christliche gottselig.

Was den Kultus betrifft, so ist der alte Buddhismus kultuslos und die Gemeinde ursprünglich nur eine Mönchsgemeinde. Dafür ist der Islam um so kultusreicher, aber

freilich durch und durch äußerlich geartet, und die Gemeinde ist theokratisch gedacht, auf die Unterwerfung unter Koran und Ceremonien sich gründend, während im Christentum der Kultus nur Kleid, nicht Kern, und die wahre Kirche Jesu nicht die sichtbare, sondern die unsichtbare, die „Gemeinschaft der Heiligen" ist.

Die buddhistische Ethik endlich, auf Unnatur, auf einem Frevel gegen die menschliche Seele ruhend, ist ebenso egoistisch und unsittlich, wie ihre Ausführung unmöglich ist. Statt eines wirklichen Heroismus ist Welt- und Menschenverachtung oder stumpfe philosophische Gleichgültigkeit gegen Leben und Sein die Triebfeder des Handelns. Selbst die gerühmte buddhistische Barmherzigkeit ist im Grunde hart und unbarmherzig, und die Liebe nihilistisch und lieblos. Der Buddhist, der sich für das Nirwana trainiert, preist grundsätzlich die absolute Gefühllosigkeit gegen Weib und Kind als höchste Vollkommenheit. Und wie der Mönch kein Vaterland hat, so kennt er auch keine Liebe zu seinem Volke. Jeder kulturelle Fortschritt in Kunst, Wissenschaft, Handel und Wandel ist durch das geisttötende Wesen dieser weltflüchtigen Moral unmöglich gemacht. Die Arbeit als etwas sittlich Wertvolles ist in die buddhistische Ethik gar nicht aufgenommen. Und der Moslem kommt mit seinem Gott ethisch nicht weiter, als der Buddhist ohne einen Gott, weil es auch im Islam kein Persönlichkeitsideal giebt, an dem der Charakter sich läutern und vertiefen könnte. Fanatische Unduldsamkeit, grausamste Verfolgungswut ist das charakteristische Zeichen des Islam, das Gefühl der allgemeinen Bruder- und Menschenliebe geht ihm völlig ab. Vergleichen wir damit das christliche Sittlichkeitsideal mit seiner Aufnahme des heiligen, guten Gotteswillens in den eigenen Willen — welch ein Abstand!

Doch ein noch ausführlicheres Eingehen auf die trefflichen Ausführungen Falkes müssen wir uns versagen. Wir beschränken uns darauf, zum Schluß dieser Anzeige noch einmal, wie schon bei Besprechung des ersten Bandes, darauf hinzuweisen, daß wir es hier mit einem auf gründlichen Studien beruhenden, seinen Stoff vollkommen beherrschenden, klar und fesselnd geschriebenen Werke zu thun haben, das in unserer Litteratur der vergleichenden Religionswissenschaft einen hervorragenden Platz einnimmt.

Nach dem zu Falkes Werk Bemerkten kann die Anzeige von „Subhadra Blikschus Buddhistischem Katechismus" (Nr. 3) sich kurz fassen. Der ungenannte Herausgeber huldigt buddhistischen Anschauungen und glaubt sie im Vorwort noch besonders empfehlen zu müssen. Das Schriftchen selbst berichtet zunächst über Buddhas Lebenslauf, bietet dann einen kurzen Abriß der Lehre Buddhas und unternimmt es schließlich, diese Lehre „vom Standpunkt der Vernunft und der Moral" zu beleuchten. Wirklich Neues oder auch nur Interessantes ist in keinem der drei Abschnitte zu finden. Das mit angeblichen Wundern gespickte Leben des „Erleuchteten", ebenso wie seine bandwurmartig sich hinziehenden Unterweisungen lassen über der gähnenden Langweile, die sie atmen, eine lebhaftere Teilnahme nicht aufkommen. Und was der Verfasser zu gunsten der „einfachen Moralphilosophie" Buddhas vorbringt, zu welcher sich jeder rechtliche und vernünftige Mensch ohne weiteres bekehren könne, wird auf normal angelegte Leser schwerlich den gewünschten Eindruck machen. **Karl Sallmann.**

Neue Romane und Novellen.

1. Hunger. Roman von Knut Hamsun. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Marie von Borch. Zweite Auflage. München, Albert Langen. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Wer schon ein Buch Knut Hamsuns gelesen hat, wird nur mit Zagen an die Lektüre eines zweiten aus seiner Feder gehen, es wäre denn, daß er zu dem gewiß nur sehr kleinen Kreise der Verehrer dieses Autors gehörte. Seine Romane „Mysterien", „Neue Erde", „Pan" wetteifern an grausamer Langeweile und Tollheit. Im Vergleich mit ihnen ist der vorliegende Roman „Hunger" jedenfalls weitaus vorzuziehen. Es ist eine wahrhaft furchtbare Tragödie des Elends in seiner krassesten Gestalt. Sie würde noch viel erschütternder wirken, wenn sie nicht so breit ausgeführt und wenn die Hauptperson nicht so widersinnig wäre. Daß der Hunger die Geisteskräfte aus dem Gleichgewicht bringen, daß er zu wilden Delirien führen kann, ist ohne weiteres zu glauben, aber die Dinge, die der erzählende Ich dieses Buches begeht, die erklären sich keineswegs aus seiner Not und seinem Hunger. Sie sind nur bei einem Menschen möglich, dessen Verstand schon vor seiner Not einen Leck gehabt hat, der schon vorher unzurechnungsfähig gewesen ist. Daß nicht der Hunger diesen Mann so verrückt gemacht hat, wenigstens nicht allein, geht schon daraus hervor, daß die Hauptpersonen in den andern Romanen des Autors es ganz ähnlich treiben. Alle handeln im Banne der absonderlichsten Zwangsvorstellungen, sie denken, reden und handeln in einer Weise, die jeder Vernunft Hohn spricht. Gewiß tauchen auch in dem Gehirn als durchaus normal geltender Menschen bisweilen seltsame Vorstellungen oder Einfälle auf: man fühlt sich z. B. von einem rätselhaften, durch nichts begründeten Zwang getrieben, dies oder jenes zu thun, was man selber als thöricht und zwecklos erkennt, man geht z. B. auf der Straße hinter einem andern, plötzlich kommt einem der wunderliche Einfall, wenn es gelänge, vor ihm den nächsten Kandelaber zu erreichen, werde sich diese oder jene uns eben wichtige Sache zu unsern Gunsten entscheiden, und wir laufen, natürlich möglichst unauffällig, um dem andern auch wirklich zuvorzukommen. Gelingt

es, so empfinden wir ein gewisses Gefühl der Befriedigung und Befreiung, verlieren wir, so fühlen wir uns verstimmt. Ein anderes Beispiel: wir sind müde und wollen bald nach Hause kommen, da fällt uns ein: wir dürfen nicht den nächsten Weg gehen. Denn wenn wir es thäten, würde es uns Unglück bringen, würde z. B. ein uns lieber Kranker sterben oder unsere Bewerbung um eine Stelle abgewiesen werden. Und aus Angst davor kehren wir auf einem ermüdenden Umweg nach Hause. Das ist unvernünftig, wir sehen das ein, wir wissen, daß sich das Schicksal durch solche Mätzchen nicht kirre machen läßt, und doch thun wir es. Es dürfte viele Menschen geben, die Ähnliches gethan haben, wenn sie es auch aus Scham und Furcht, sich lächerlich zu machen, ängstlich geheimhalten, und man darf wohl behaupten, daß gerade höher organisierte Naturen diesen thörichten Zwangsvorstellungen mehr unterworfen sind. Eine ganz ähnliche Erscheinung ist es, wenn uns plötzlich ohne jeden erkennbaren Grund ein Wort oder eine Melodie bisweilen einen ganzen Tag lang verfolgt, so daß wir gezwungen sind, das Wort immer wieder vor uns hinzusagen, die Melodie vor uns hinzusummen.

Solche Zwangsvorstellungen nun, nur weit stärkere und wunderlichere, sind es, die die „Helden" Knut Hamsuns ausnahmlos erfüllen. Und diese Menschen machen es nicht wie andere in solchen Fällen, sie machen die Sachen nicht heimlich ab, sie unterdrücken sie nicht, sondern folgen ihren närrischen Einfällen unbedenklich in der auffälligsten Weise. Sie sprechen stockfremde Menschen auf der Straße an, um ihnen irgend ein ungereimtes Zeug zu erzählen, sie gehen in fremde Häuser und fragen dort nach jemand, den es nicht giebt, dessen Namen sie im Augenblick erfunden haben, sie erzählen die krassesten Lügen, kurz sie begehen die tollsten Dinge und alles ganz grundlos. Infolgedessen erscheinen sie jedermann als vollkommen wahnsinnig. Es ist gewiß ein seltsames Steckenpferd für einen Autor, immer solche Figuren zu zeichnen. Sieht man im vorliegenden Buche von dieser Schrulle des Verfassers ab, zieht man allein die psychologischen Begleiterscheinungen der Not und des Hungers in Betracht, die er da an seinem Helden sich entwickeln läßt, so muß man seine Leistung als eine ungewöhnliche, hervorragende anerkennen, so widerwärtig einem das Buch an sich auch sein mag.

2. Liebesbeichte. Von Marcel Prévost. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Bei dem Namen Prévost denkt man unwillkürlich an den Autor der „Lettres de femmes" und der „Demi-vierges", an den geistsprühenden frivolen Erotiker, der so köstlich zu amüsieren versteht. Aber man darf nicht vergessen, daß er auch der Verfasser des „Jardin secret" ist, eines Werkes voll schwerfälliger Sentimentalität. Und dieser Prévost ist es, der auch in der „Liebesbeichte" dem Leser entgegentritt. Natürlich bleibt er auch hier der Erotiker, die physische Liebe ist der Angelpunkt, aber sie ist mit einer Fülle von Sentimentalität, thränenseliger Waschlappigkeit verbrämt, die den Autor gar nicht gut kleidet. Trotz der schwülstigen Vorrede Dumas' des Jüngern kann man das Werk keineswegs als eine glückliche Leistung bezeichnen.

3. Abschied. Novellen von Heinz Tovote. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 2 M.

Wollte man den Versicherungen der Verleger und Redaktionen glauben, so wäre für Erzählungen erotischen Inhalts, soweit die deutsche Zunge klingt, kein Platz, weil sie dem deutschen Charakter widerstreben sollen und somit gar keinen Absatz fänden. Tovotes Werke sind ein schlagender Beweis gegen die Wahrheit dieser Behauptung, denn sie sind alle ausgesprochen erotisch und haben es dennoch alle zu einer Höhe der Auflagen gebracht, die im deutschen Buchhandel eine außerordentliche Seltenheit ist. Die niedrigste Auflagezahl seiner Romane beträgt sieben, die seiner Novellen neun. Die höchste, die er überhaupt erreicht hat, sogar vierzehn, Notabene mit einem Bande Novellen, von denen es bei den Verlegern doch immer heißt, sie „gingen" nicht. Wie reimen sich diese Zahlen mit der angeblichen Abneigung des deutschen Publikums gegen Erotisches? Diese Zahlen sagen es deutlich, daß Tovote trotz oder vielmehr wegen seiner Erotik ein sehr gelesener Autor ist. Mag sein, daß der Kreis seiner Leser nicht allzuweit hinausreicht, aber innerhalb dieses Kreises, dessen Mittelpunkt Berlin ist, dürfte ihre Zahl sehr beträchtlich sein.

Max Nordau hat Tovote in seinem Buche „Entartung" aufs brutalste und gehässigste angegriffen und ihm jede Begabung abgesprochen; demnach wäre es für das Tiergartenviertel Berlins ein großes geistiges Armutszeugnis, daß es Tovote zum Liebling erkoren hat. Nordaus Urteil ist aber sehr ungerecht. Tovote ist durchaus nicht talentlos. Ist sein Stoffgebiet auch sehr eng umgrenzt, so beherrscht er es dafür mit unleugbarem Geschick und Verständnis. Man mag nicht damit einverstanden sein, daß er immer dasselbe Thema variiert, man mag sich ärgerlich sagen: toujours perdrix oder eigentlich: toujours cochon, aber man wird zugeben müssen, daß es immer noch weit besser ist, wenn ein Autor immer dasselbe Stoffgebiet beibehält und da seinen Platz gut ausfüllt, als wenn er seine Leser auf verschiedene Gebiete führt und in keinem zu Hause ist. Tovotes Lieblingsthema oder, wenn man will, Steckenpferd bildet das „Verhältnis", speciell das Berliner „Verhältnis". Seine Heldinnen — um diesen veralteten Ausdruck beizubehalten — sind fast durchweg Mädchen und Frauen, die es mit ihrer Tugend nicht allzustreng nehmen, sind zumeist die „Freundinnen" von jungen Bohemiens oder Lebemännern, mögen sie nun Ladenmamsellen, Choristinnen oder verwöhnte Weltdamen aus dem Tiergartenviertel sein. Irgendwo hat man Tovote einmal mit Guy de Maupassant verglichen oder doch behauptet, er wolle der Maupassant

Berlins sein. Wenn er das wirklich sein will, so ist das ein vergeblicher Wunsch, die beiden gemeinsame Vorliebe für Erotik thut es nicht, da könnte man ihn ja ebenso gut mit Zola oder Sacher-Masoch vergleichen; das wesentliche Moment von Maupassants Eigenart aber geht ihm völlig ab, die überlegene Ironie, der triumphierende Humor, davon besitzt Tovote kaum ein Fünkchen. Ebenso geht ihm die duftige Zartheit und Weichheit ab, die in Peter Nansens Werken liegt. Am nächsten kommt er vielleicht nach Marcel Prévost, wenn er auch dessen geistvolle Grazie nicht zu erreichen vermag: immerhin kann man ihn cum grano salis als den Prévost Berlins bezeichnen, in demselben Verhältnis nämlich, in dem Berlin zu Paris steht.

Was hier im allgemeinen von Tovote gesagt worden ist, gilt auch für seinen neuesten Novellenband. Es sind durchweg sehr kurze, leichtflüssige und zumeist angenehm zu lesende Variationen seines Lieblingsthemas mit ausgesprochenem Berliner Lokalcharakter. Einiges ist sehr gut erfunden, so „Verkannt", das Prévost geschrieben haben könnte, und „Töte mich". Lebhaft an Maupassant erinnert „Mutterglück", freilich ohne die Wirkung zu erzielen, die jener damit erreicht hätte. In „Meta" und „Trommelklang" weicht der Verfasser ausnahmsweise von seinem Leibthema ab und in der erstgenannten auch mit Glück.

4. Um der Heimat willen. Novellen von Walter Siegfried. Berlin, Schuster u. Löffler. 1898. 8. 3 M.

Desselben Verfassers Roman „Fermont" ist, trotzdem er auf realer Unwahrheit fußt und voll schwülstigen Pathos steckt, von einem Teile der Presse in ganz außergewöhnlich glänzender, beinahe dithyrambischer Weise besprochen worden. Was wird dieselbe Presse dann erst über das vorliegende Buch urteilen, das um so viel besser ist! Von diesem Buche darf man mit Recht Gutes sagen. Zwar fehlt auch hier nicht die schwülstige Sprache, wenigstens bei den Personen, zwar wandelt der Autor auch hier auf allzuhohen tragischen Kothurnen einher, die dem Werke ein feierliches, theatralisches Gepräge verleihen und frische Natürlichkeit vermissen lassen; aber unleugbar ist der Erzählung eine tragische Wucht eigen, geht durch sie ein kühner, großer Zug.

5. Zur Rechten der Königin und andere heitere Soldatengeschichten. Von Karl Kunnersdorf-Schmarda. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 3 M.

Baron Torresani hat Schule gemacht, d. h.: seit er mit seinen wahrhaft köstlichen Erzählungen aus dem Militärleben — er hat sein Stoffgebiet schon längst auch auf die nichtmilitärische Welt ausgedehnt, und mit demselben Erfolge — die Gunst des Lesepublikums erobert hat, tauchen in der österreichischen Armee nacheinander Offiziere auf, die den Säbel zeitweilig mit der Feder vertauschen, um es ihm gleich zu thun. Aber so leicht das eine ist, so schwer ist das andere. Schreiben kann ja bald einer, aber was und wie! Darauf kommt es an! Auch der Verfasser des vorliegenden Buches ist offenbar einer von diesen erzähllustigen Offizieren. Vorläufig ist er noch Dilettant. Harmlose Heiterkeit ist ihm nicht abzusprechen, und als Eisenbahnlektüre können seine Geschichtchen ja auch empfohlen werden, allerdings nur anspruchslosen Lesern: Besseres läßt sich aber einstweilen noch nicht über ihn sagen.

Theodor von Sosnosky.

Neue Dramen.

1. Dramatische Dichtungen von Hermann Lingg. Gesamtausgabe. Inhalt: Die Catilinarier. — Korsar und Doge. — Die Bregenzer Klause. — Die Frauen Salonas. — Clytia. — Högnis letzte Heerfahrt. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1897. 8. 4 M.
2. Der grollende Achill. Ein heroisches Drama, frei nach Homers Ilias. Von W. Helm. Schleswig, Julius Bergas. 1897. 8. 1 M.
3. Simsons Ende. Ein Büchlein vom Dichter. Von Hermann Bardach. Wien, Carl Gerolds Sohn. 1898. 8. 1 M.
4. Fräulein Gêne. Tragikomödie in einem Aufzuge nebst Prolog und Epilog: Die Nachbarin. Von Max Beyer. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897. 8. 1 M.
5. Der Komödiant. Romantisches Spiel in drei Aufzügen von Alois Wohlmuth. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1897. 8. 2 M.

In den sechs dramatischen Arbeiten, die Hermann Lingg als Gesamtausgabe seiner „Dramatischen Dichtungen" (Nr. 1) erscheinen ließ, hat er das Eine der Welt noch einmal, falls sie es nicht wissen sollte, bewiesen, daß er nämlich — kein Dramatiker ist. Seine Verdienste liegen auf ganz anderm Gebiete. Das Geschlecht der ältern Dichter, die man zuweilen unter dem Namen der Epigonen zusammenfaßt (Geibel, Lingg, Schack, Heyse u. a.), hat sich redlich, aber vergebens um die Eroberung der Bühne bemüht. Sie scheiterten vielleicht an ihrer Vornehmheit. Sie sind die Akademiker unter unsern Dichtern, während das Drama die volkstümlichste Kunst ist und etwas Stürmisches, Jugendliches verlangt. Außerdem sind sie Lyriker, Novellisten, Gedankendichter, aber keine Dramatiker. Sofern sie es zuweilen doch wurden, waren sie es vermöge ihrer Dialektik. Oft mangelt nichts als eine gewisse Ursprünglichkeit, und wir hätten ein tüchtiges Bühnenwerk mehr. Hermann Lingg aber fehlt beinahe die letzte Spur des Dramatischen. Seine Dramen sind dialektisch aufgelöste Lyrik oder Novellistik, eigentlich auch das nicht, sondern nur verkleidete Lyrik oder Novellistik. Die Sprache hat so etwas Unpersönliches, Objektives, die Charakteristik etwas so Allgemeines, die Darstellung etwas so Abgezogenes! Ein dramatischer Aufbau ist nirgends zu erkennen, kaum, sofern ihn schon die Handlung erheischt, z. B. im ersten Drama, das wahrscheinlich aus seiner frühen Jugend

stammt: „Die Catilinarier." Der typische Verschwörer, den sonst gern alle jugendlichen Revolutionäre zum Helden erkiesen, handelt bei Lingg nur aus den edelsten Motiven. Es gilt, Rom zu erretten, wiewohl man nirgends sieht, wovon, von welchem Übel. Allerdings will er sich auch rehabilitieren. Aber, er hat keine rechte Schneid, es fehlt ihm der Catilinarische Mut. Er schwankt Akte lang, versucht immer wieder eine Versöhnung mit den Machthabern anzubahnen. Er läuft sogar Cicero und Cato nach, und, wenn er unzweideutig zurückgewiesen wird, flucht er auf seine Schwäche. Er weiß wohl, daß ein „böser Stern" über ihm flammt, daß ein „dämonisches Verhängnis" von Anfang über ihm waltet. Aber, er weiß es eben nur. Der Dichter weiß es auch. Diesem Catilina fehlt auch jeder Zug eines dämonischen Charakters. Er ist im Grunde ein braver Knabe, der so gern artig sein möchte, aber, weil er doch schon als Bösewicht gilt und behandelt wird, nun sich nicht anders zu helfen weiß, als indem er Rom umstürzt. Wie blutlose Schemen schwanken die Gestalten über die Bühne. Die Kindlichkeit dieser Darstellung ist rührend. Sogar der Lar seines Hauses kündigt Catilina sein Geschick und verläßt ihn. „Ich kann an dieser Stätte nicht mehr bleiben." Gut, sagt der Verschwörer. Es thut mir leid. Die Würfel sind gefallen. Ob einer ein Dramatiker, wenn auch nur im Buchsinne, erkennt man gewöhnlich an den Repliken. Bei Lingg sind sie matt, und namentlich in den entscheidenden Momenten bedingungslos. Alle Personen im Stück kennen ihre historische Stellung; und da geschehene, d. h. heute, nicht im Moment des Dramas geschehene Dinge nicht mehr zu ändern sind, ist eine häufige Replik: „Es wird", „muß", „ist" oder „mußte geschehen". Auch das Urteil der Nachwelt wird herangezogen. Dagegen erfahren wir nie, was in den Personen eigentlich vorgeht. Die einzige Gestalt, die ein wenig Leben atmet, ist die Sempronia, die aus deutlichen und erkennbaren Motiven handelt, und deren Tod (Akt V, 5. Scene), die Glanzstelle des Stückes, einigermaßen würdig des Gegenstandes ist, wiewohl auch diese Scene rein rhetorischen Charakter hat. Dem Titel zufolge müßte nicht Catilina, sondern die Catilinarische Bewegung der dramatische Gegenstand sein. Aber die Zeichnung dieser Bewegung sowie des Zustandes des Römischen Reiches ist leblos, nicht einmal konventionell. Kein echter Zug, weder heroischer Größe noch historischer Entwicklung, kein Schritt der Notwendigkeit geht durch dieses Drama, ganz gleich ob aus den historischen Gesetzen oder den Charakteren hergeleitet. Es ist weder im alten noch im modernen Sinne ein Drama, und auch als poetisches Werk eine höchst schwächliche Leistung. — Das zweite Drama, „Korsar und Doge", kann ich nicht beurteilen, weil das mir überwiesene Exemplar einen Bogen doppelt und einen andern gar nicht enthält. — Das dritte, „Die Bregenzer Klause", ist ein Schauspiel in Prosa und spielt kurz vor Abschluß des Dreißigjährigen Krieges. Hier giebt es schon bessere dramatische Konflikte. Die Menschen sind etwas besser angepackt, aber vorwiegend episch charakterisiert, durch andere. Es ist manches in diesem Werke groß gedacht, vor allem die Heldin oder vielmehr der Dämon des Dramas, Marfisa von Zarden, die die Handlung in Fluß bringt. Aber deutlich zu machen hat sie der Dichter nicht verstanden. Solange sie handelt, ist sie Intrigantin, ein aufdringliches, schamloses Weib, unwahr in jeder Faser, und eher lächerlich als dämonisch. Lingg hat gar keine Mittel, die Menschen unmittelbar sich entwickeln und ausleben zu lassen. Ihr poetischer Tod wird zum Schluß erzählt. — Erfreulicher sind die drei Einakter, die sich auch ehrlich als dramatisierte Gedichte geben. So die kleine Tragödie „Die Frauen Salonas", die, zwar reich an sprachlichen Schönheiten, in ihrem Konflikt gesucht, in der Charakteristik unwahr, in der Darstellung viel zu allgemein ist. Eine reizende Scene aus Pompeji hingegen ist die „Clytia", anmutig und sinnreich, entzückend durch die Pracht der Verse. Lucilius hat eine Geliebte, die ihn für treulos hält, weil er oft nach Rom geht, wo sie eine Nebenbuhlerin wähnt, während er heimlich ihre Statue bestellt und deren Fortschritte verfolgt, um sie mit ihrem Ebenbilde zu überraschen. Aus Eifersucht wird sie kühl gegen ihn, und nun hält er sie für treulos. Um sich nun seinerseits zu rächen, fingiert er eine Vermählung, wobei die Statue die Rolle der Braut spielt. Zum Schluß klärt sich natürlich alles zum Besten auf und der Marmor wird wieder durch das Leben verdrängt. Dieser ewige Schein von Untreue bei heftiger Liebe, folgend gerade aus der Heftigkeit der Liebe, ist ein prächtiges Novellenthema. Das Ganze ist in eine ideale Sphäre gerückt. Nach Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit darf man nicht fragen. Denn Ort und Zeit sind hier die poetischen. Ein Dramatiker würde diesen Vorwurf natürlich auch dramatisch behandeln können. Aber, ob dramatisch oder lyrisch, es ist Poesie, die in dieser Scene steckt. — Ist der erste Einakter eine dramatisierte Romanze, der zweite eine dramatisierte Novelle, so ist der dritte eine dramatisierte Ballade: „Högnis letzte Heerfahrt." Wir sind im Norden Europas, im Lande der Edda. Es giebt auch einen dramatischen Konflikt, die Überwindung des rauhen, kriegerischen Heroenzeitalters durch moderne Gesittung oder die Liebe. Der Stoff ist alt und rauh, die Behandlung aber modern und zart. Das ist der Widerspruch, die Unwahrheit im Werk. Die Voraussetzung des Stoffs wird durch jedes Wort Lügen gestraft. Natürlich ist da die Umkehr ohne psychologische oder dramatische Bedeutung. Die Naivetät der Repliken ist köstlich. Nein! Hermann Lingg ist kein Dramatiker. Man rechte nicht mit ihm. Man danke ihm jeden schönen Vers. Aber jeder Vers, jede Silbe spricht: ich bin vom Lyriker!

Eine unfreiwillige Travestie auf Homer stellt das heroische Drama von W. Helm dar: „Der grollende Achill" (Nr. 2). Oder soll es eine absichtliche sein?

Doch dazu fehlt dem Autor der Witz. Ich habe nur zwei Akte gelesen. Der erste ist banal, der zweite platt. Zeus monologisiert in seinem Olymp: „Ja wahrlich, leicht ist das Regieren nicht! . . . Wenn die Menschheit eine Ahnung davon hätte, wie sehr die Hände mir gebunden sind" u. s. w. Agamemnon fährt Kalchas an: „Mensch, was fällt dir ein!" Thetis rät dem grollenden Achill, mit seinen Myrmidonen abzuziehen. „Kann ich denn? Hast du mir nicht selbst gesagt, daß sich mein Schicksal hier erfüllen muß?" In diesem Stile unterhalten sich die göttlichen Helden. Die dilettantische Arbeit sei Freunden unbeabsichtigter Komik bestens empfohlen.

Ein merkwürdiges Werkchen haben wir in „Simsons Ende" von Hermann Bardach (Nr. 3). In klaren, kräftigen, breiten Versen wird die Schwächung Simsons behandelt, die Umwandlung aus dem Helden in den Propheten des Heldischen, aus dem Kriegshelden in den Glaubenshelden. Der Stoff ist anekdotisch benutzt. Innere und äußere Motivierung hat sich der Autor geschenkt. Sein Simson ist ein dummer, schwatzhafter Kerl. Ich weiß nicht recht, was das Ganze soll. Vielleicht ist es eine symbolische Dichtung, die nicht verstanden werden kann, sofern man nicht mit dem Verfasser an derselben Stammtafel kneipt. Aber es steckt etwas in dem Werkchen, das von Talent und Eigenart zeugt. Ihm ist eine Sammlung von Gedichten angehängt: „Ein Büchlein vom Dichter", in dem neben manchem Banalen und Unausgegorenen auch kräftige, vernünftige Sachen sich befinden, die allerdings rein im Verstandesmäßigen liegen. Zum Lyriker fehlt die Urwaldstimmung und Poesie. Das meiste ist satirisch. Ob Bardach ein Dichter ist, wage ich nach diesen Proben nicht zu entscheiden. Aber ein eigenartiger, sprachgewandter, kräftiger, das Leben leidenschaftlich umfassender Geist spricht uns aus diesem Werkchen an.

Eine harmlose Satire, ohne satirische Kraft, ist die Tragikomödie „Fräulein Gêne" von Max Beyer (Nr. 4), einem sehr jungen Poeten, dem noch die Sprachkraft fehlt. Die kleine Arbeit, eine Satire auf die Zimperlichkeit, ist nicht ohne Talent. Es gehört zu den Werken, bei denen den Autoren die Kraft mit dem ersten Anlauf, d. i. der Wahl des Stoffes und der Erfindung des einen oder andern Namens, erschöpft ist. Die Ausführung ist schwächlich und unreif, die Umschreibung des Titels durch eine sehr naive, weder witzige noch sonderlich veranschaulichende Handlung. Was der Dichter wollte, ist nicht übel, die Darstellung aber verrät noch auf jedem Schritt den tappenden Anfänger.

In eine heitere, phantastische Welt versetzt uns Alois Wohlmuth mit seinem Märchenspiel „Der Komödiant" (Nr. 5). Das Märchenhafte darin aber ist Karikatur und Willkür, ohne Naivetät und tiefere Bedeutung, ein phantastisches Gemenge von verschiedenen Elementen aus dem Märchenhaften, Niedrig-Komischen, Idealistischen. Eine Prinzessin wird von einem Hexenmeister in sein Reich gebannt. Der Hexenmeister ist im zweiten Akt ein komischer Alter, dessen Geiz und gemeine Sinnlichkeit geprellt wird, indem ihm eine alte, häßliche, noch geizigere Hexe als Ehegespons angehängt wird. Die Prinzessin war ihrem Vater, einem tyrannischen Idioten, der unter dem Einfluß eines gemeinen Kanzlers steht, entflohen, weil sie gewaltsam einem ungeliebten Prinzen vermählt werden sollte. Sie wird von einem Komödianten, einem geborenen Prinzen, der als Knabe seinen Eltern geraubt ward, mit Hilfe eines treuen und guten Hofnarren gerettet und für die Bühne gewonnen. Die Häscher des Königs fangen sie beide auf, und der Schauspieler soll, weil er sich an der Ehre der Prinzessin vergangen, nachdem er noch vorher, um diese Ehre wiederherzustellen, mit ihr getraut wurde, in Gegenwart der Geliebten hingerichtet werden, bei welcher Gelegenheit er durch ein in solchen Fällen vorhandenes Medaillon als Prinz erkannt wird. Aber dennoch verschmähen beide den Thron und die Welt des Glanzes und der Heuchelei, sie ziehen den imitierten der Bühne vor. Das Ganze ist ein einziger Panegyrikus auf den Schauspieler. Merkwürdig genug ist der Dichter selbst Schauspieler. Er hat sich seine Arbeit nicht allzuschwer gemacht. Gewisse Motive kommen drei- und viermal wieder, z. B. das der entsprungenen Braut. Das Spiel besteht aus widerspruchsvollen Elementen. Da ist das rein Märchenhafte (das Reich der Hexen, ein sprechender Rabe) neben das übertragen Märchenhafte, die ironische Verwendung märchenhafter Motive (das Reich des grausamen Königs) gestellt, und mitten hinein platzt die reale Welt (eine Schauspielertruppe, deren Direktor sächselt). Das Märchen ist bald naiv (Rabe), bald fratzenhaft komisch (Hexenmeister und Hexe), bald satirisch (Kanzler), bald idealistisch (Prinz) behandelt. Das ist das Unkünstlerische und Unwahre in diesem Werk. Wahr wird eine Dichtung nämlich dadurch, daß sie der Welt getreu bleibt, der sie entstammt. Hier soll dasselbe zugleich naiv und symbolisch, schrecklich und lächerlich, Zweck und Mittel sein. Trotz alledem liest man das Spiel nicht ohne Vergnügen. Es ist in der heitersten Laune geschrieben. Ist diese Welt zwar aus vielen Lappen zusammengesetzt, die nicht zueinander passen, und muß sie bald zerstieben, so scheint doch die Sonne, solange sie hält, d. h. während des Lesens, hell und freundlich herein. Und außerdem ist die Begeisterung für die Bühne so schwungvoll und naiv, daß man sich ihrer mit freuen kann. Es ist ein so liebenswürdiger Geist, der aus dieser Dichtung spricht, daß man an seiner Unterhaltung Vergnügen findet, auch wenn man ihm ungläubig und kopfschüttelnd lauscht. Es ist zwar weder Weisheit, noch echte Poesie, was seinem Munde entströmt, aber er redet angenehm und entzückt, und darum hört man ihm gern zu. Auf seinen Lippen schwebt wenigstens ein Schein der Poesie.

Leo Berg.

Feuilleton.

An Übersetzungen Maupassants ist jetzt wahrlich kein Mangel. Immer wieder tauchen neue auf, jeder deutsche Verleger scheint das Verlangen zu haben, solche herauszugeben. Dabei geht man ganz willkürlich vor, jeder sucht sich aus des toten Dichters Werken heraus, was ihm gerade paßt, sammelt es zu einem Bande, benennt es nach der ersten Erzählung oder auch mit dem Titel „Novellen“ und sendet es auf den Büchermarkt. So kommt es, daß man bei der Lektüre dieser Übersetzungen immer wieder unversehens auf Geschichten stößt, die man schon von andern Verdeutschungen her kennt. Es ist eine wahrhaft heillose Wirtschaft. — Zu diesen willkürlichen Sammlungen gehört auch „Der Regenschirm und andere Novellen“ (München, A. Langen, 1897. 12. „Kleine Bibliothek Langen“, Band 9). Sie ist sehr gut zusammengestellt und vorzüglich übersetzt, aber sämtliche Geschichten darin sind schon längst in andern Sammlungen und andern Verlagen erschienen. So bedauerlich diese willkürliche Verwertung der Geistesschätze des unglücklichen Dichters ist, so erfreulich ist es, daß nun auch Gesamtausgaben veranstaltet werden. Gleichzeitig erscheinen zwei Gesamtausgaben, die eine bei F. Fontane u. Comp. in Berlin, von Baron G. Ompteda frei übersetzt, in 40 Lieferungen, die andere bei Dieckmann in Leipzig, von H. Freiherrn von Schorlemer übertragen, in 50 Lieferungen. Die zweite, die uns vorliegt, ist mit Illustrationen von Hugo Braune versehen, die im Prospekt als „hervorragend“ bezeichnet werden, thatsächlich aber sehr geschmacklos sind. Von der Übersetzung kann man noch nichts sagen, denn es liegt nur das 1. Heft vor, das den Beginn einer Erzählung enthält. Man muß also die Fortsetzungen abwarten. Druck und Papier sind gut.

— „Das Goldene Buch“ von Eufemia von Adlersfeld, geborenen Gräfin Ballestrem (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender, 1898), ein chronologisches Verzeichnis der regierenden Häupter herrschender, erloschener und mediatisierter Fürstenhäuser Europas sowie der deutschen Standesherren, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Leider hat sich die Verlagshandlung nur zu einer neuen Titelauflage verstehen können, sodaß die Herausgeberin den Text selbst nicht berichtigen und — wo dies nötig war — ergänzen konnte. Alle Berichtigungen und Nachträge sind also auf 52 Seiten zusammengestellt und dem Texte der ersten Auflage vorgeheftet worden. Das macht die Benutzung des Buches unbequem. Immerhin ist es dankenswert, daß die Herausgeberin sich nicht die Mühe einer gewissenhaften Nachprüfung hat verdrießen lassen, und es wäre nur recht und billig, wenn die Verlagsbuchhandlung den Besitzern der ersten Auflage den Bezug dieser „Nachträge“ in einem besondern Abdruck zugänglich machte. Die Brauchbarkeit des „Goldenen Buches“ ist durch diese Berichtigungen wesentlich erhöht worden; nichts ist ärgerlicher, als wenn der Rat und Belehrung Suchende durch falsche Angaben eines Führers, den er für verläßlich zu halten ein Recht zu haben glaubte, irregeführt wird. Die Herausgeberin hat die reiche genealogische Litteratur für ihre Arbeit zu Rate gezogen, und wenn sie es überall mit der gleichen Gewissenhaftigkeit gethan hat, die der Recensent bei einigen Stichproben bewährt gefunden hat, so kann das Buch den Lesern d. Bl. wohl empfohlen werden.

— Die durch die drei Regierungsvorlagen vom 29. Juni 1897 in Fluß gebrachte württembergische Verfassungsreform hat auch die litterarische Kritik herausgefordert. Durch seine württembergischen Freunde veranlaßt, hat R. Siegfried in Königsberg soeben ein „Votum zur Württembergischen Verfassungsreform“ veröffentlicht (Berlin, H. Walther [Fr. Bechly], 1898), das dem Regierungsvorschlag einen auf dem Grunde des „Proporzes“ — wie der Verfasser gelegentlich an Stelle des Wortes „Proportionalwahl“ mehr kurz als schön sagt — aufgebauten Gegenentwurf gegenüberstellt und allerhand wahltechnische Erörterungen enthält, die gut und nützlich für die Württemberger zu lesen sind, aber auch des allgemeinen Interesses nicht entbehren. Für diejenigen Leser der „Blätter“, die diese, gewiß sehr praktischen, aber im Grunde furchtbar langweiligen Fragen interessieren, wollen wir auf die Schrift eines Fachmanns aufmerksam gemacht haben. Die ganze Ungeheuerlichkeit des bisherigen Wahlsystems Württembergs, die auch durch die Regierungsvorlagen von 1897 nicht beseitigt werden würde, ist aus dem beigefügten graphischen Tableau der württembergischen Landtagswahlkreise auch dem blödesten Auge klar zu machen. Die ruhige, gerechte und unparteiische Würdigung der bestehenden Mißverhältnisse wird hoffentlich an den maßgebenden Stellen ihres Eindrucks nicht verfehlen.

Bibliographie.

Bethge, Hans, Die stillen Inseln. Ein Gedichtbuch. Berlin, Schuster u. Loeffler. 4. Geb. 2 M. 50 Pf.

Daudet, E., Mademoiselle de Circé. Leipzig, F. E. Neuperts Nachfolger. 8. 3 M.

Duboc, Jul., Die Emancipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über Das Moderne. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M. 50 Pf.

Dünheim, W. von, Wie ich Schriftsteller wurde und was ich dann schrieb. Humoresken. (Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde. Bd. 5.) Berlin, Schall u. Grund. 8. Geb. 5 M.

Eleutheropulos, Abr., System der kritischen Philosophie. Erste Folge. Zürich, Verlag von Sterns litterar. Bulletin der Schweiz. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Franzius, Kiautschou, Deutschlands Erwerbung in Ostasien. Berlin, Schall u. Grund. 8. 5 M.

Friederich, Gust., Am stillen Ocean. Erlebnisse in Honduras, Kalifornien und Alaska. Berlin, G. Siemens. 8. 2 M.

Gansen, Deutscher Dichterhain. Biographische Übersichten. Leipzig, A. Lesimple. 8. Geb. 80 Pf.

Jensen, Wilh., Eine Sommermondnacht. Novelle. Dresden, Carl Reißner. 12. Geb. 4 M.

Kröger, Timm, Schuld? Novelle. Zweite Auflage des Schulmeisters von Handewitt. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. Geb. in Damast 3 M. 40 Pf.

Larsen, K., Doktor Jx. Roman. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 2 M.

Laverrenz, V., König Witichis. Ballade. Berlin, Struppe u. Winckler. 8. 1 M.

Lindau, Rud., Der Fanar und Mayfair. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 7 M. 50 Pf.

Lindemanns, Wilh., Geschichte der deutschen Litteratur. Siebente Auflage. Von Anselm Salzer. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Planer, O., und C. Reißmann, Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Leipzig, G. J. Göschen. 8. 12 M.

Sachs, O., Von zwei Geschwistern. Zwei Novellen. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M.

Schwartz, E., Stammtafel des preußischen Königshauses für Studium und Unterricht bearbeitet. Mit 2 Tabellen in qu. gr. Fol. Breslau, M. u. H. Marcus. Gr. 8. Geb. in Leinw. 2 M.

Strausz, Adf., Die Bulgaren. Ethnographische Studien. Leipzig, Th. Grieben. Gr. 8. Geb. in Halbfrz. 11 M.

Wissenschaften und Künste, die, der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christentum. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von L. Weber. Güterloh, C. Bertelmann. 8. 4 M. 50 Pf.

Witkowski, G., Die Handlung des zweiten Teils von Goethes Faust. Leipzig, Dr. Seele u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Wolf, Gust., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation. Erster Band. (In zwei Abteilungen.) Erste Abteilung. Berlin, O. Seehagen. Gr. 8. 8 M.

Wustmann, Gust., Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. in Halbfrz. 8 M.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 33.

Leipzig, 18. August 1898.

Inhalt: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. Von **Horst Kohl.** — Militärschriften. Von **Victor Kurs.** — Theologische Litteratur. Von **Karl Sallmann.** — Aus der Erzählungslitteratur. Von **Richard Weitbrecht** und **Max Mendheim.** — Neue Dramen. Von **Leo Berg.** — **Feuilleton.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

In der geschichtlichen Litteratur des Jahres 1897/98 verdient kaum ein Werk größere Beachtung als das des Österreichers Heinrich Friedjung.*) Heinrich Friedjung figuriert zwar im Kürschnerschen „Schriftstellerlexikon" als Publicist, aber er gehört nicht zu denen, die Journalisten wurden, weil sie ihren Beruf verfehlt haben, sondern er ist ein Publicist, wie er sein muß. Durch eine umfassende historische und politische Schulung für seinen Beruf vorbereitet, federgewandt und doch frei von aller Manier, warmblütig, ohne leidenschaftlich zu sein, immer bestrebt, zur Wahrheit vorzudringen und sie ehrlich zu sagen, auch wenn sie dem eigenen geliebten Vaterlande unbequem ist, in der Hoffnung, dem Vaterlande damit mehr zu dienen als mit der Vertuschung der Mißstände, gerecht gegen den Gegner — so stellt sich Friedjung dem Leser seines Werkes dar. Wie er dazu gekommen ist, der Geschichtschreiber der sieben für die Grundlegung des Deutschen Reiches bedeutsamsten Jahre zu werden, darüber giebt er uns im Vorwort zur ersten Auflage Bescheid. Es war ursprünglich seine Absicht, „die Ereignisse von 1866 als Ausgangspunkt anzunehmen und zu zeigen, wie sich nach dem militärischen Zusammenbruch des alten Österreich der Völkerstaat unserer Tage zu entfalten begann". Indem sich aber Friedjung an der Hand reicher urkundlicher Quellen, die ihm die nachahmungswürdige Liberalität des frühern Vorstandes des österreichisch-ungarischen Kriegsarchivs erschloß, in das Studium der Krisis von 1866 vertiefte, den tiefer liegenden Gründen des Zusammenbruches Österreichs und der Machtentfaltung Preußens nachspürte, wuchs das Interesse an dem Stoffe, und was nach dem ursprünglichen Plan nur als Einleitung in gedrängter Kürze gedacht war, wurde nun zum Hauptgegenstande der Darstellung. Man kann Friedjung und die Wissenschaft nur dazu beglückwünschen; ihm gereicht es zum Ruhme, zu den offiziellen Darstellungen des Krieges von 1866, die in den Bureaus des österreichischen und preußischen Generalstabes nach militärischen Gesichtspunkten ausgearbeitet worden sind, eine wertvolle Ergänzung geschrieben zu haben, die zu dem Knochengerüst der militärischen Thatsachen das Fleisch der dem Kriege vorausgehenden, ihn begleitenden und ihm folgenden politischen Vorgänge und einer lebensvollen Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten hinzufügt; der geschichtlichen Wissenschaft aber leistete Friedjung einen dankenswerten Dienst, indem er die ihm gebotene Gelegenheit benutzte und die sonst mit Argusaugen gehüteten geheimen Schätze des Kriegsarchivs ans Licht der Öffentlichkeit brachte, im Dienste der Wahrheit — freilich nicht immer im Sinne bureaukratischer Geheimthuerei, die die Wahrheit gern als ein pudendum behandelt, das man keusch verbirgt. Und doch kann die Geschichte nur dann die hehre Lehrerin der Weisheit sein, wenn sie mit rücksichtsloser Offenheit die begangenen Fehler aufweist und die traurigen Folgen eines verfehlten Systems zum Bewußtsein der Völker bringt. Was nützen legendäre Spinngewebe, um die Wahrheit zu verhüllen; sie wird nur schreckender zu Tage treten, wenn unglückliche Ereignisse sie mit kräftigem Rucke enthüllen. Auch Friedjung hat es erleben müssen, was H. von Sybel vor ihm in Berlin erlebte, und was wohl auch Treitschken zu erleben bevorstand, wenn der Tod ihm nicht die trübe Erfahrung erspart hätte: daß bureaukratische Beschränktheit und die Rücksicht auf eine angebliche Staatsraison ihm noch am Ziele die fernere Benutzung der archivalischen Quellen untersagte

*) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866. Von Heinrich Friedjung. Erster und zweiter Band. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. 24 M.

und ihn auf diese Weise zwang, durch Kombination oder durch allerhand Zeugenverhöre die Lücken zu ergänzen, die das plötzliche Verbot ängstlicher Kronenwächter in seinen Forschungen ließ. Ob es je anders werden wird? Der Anfang dazu war gemacht, als Fürst Bismarck das Ruder Preußens in die Hand nahm und einem Treitschke und Sybel die uneingeschränkte Benutzung der Archive Preußens, auch des Archivs des Auswärtigen Amtes gewährte, und ohne allzuängstliche Rücksicht auf mögliche Verstimmungen der betroffenen Staaten oder Personen die Veröffentlichung seiner Frankfurter Berichte gestattete; aber seiner Entlassung folgte auf dem Fuße die Zurücknahme des gewährten Rechtes, und auch der Nachfolger des Grafen Caprivi hat den Mut noch nicht wiedergefunden, der historischen Forschung die verschlossenen Thüren wieder zu öffnen. Und doch, die Bismarcksche Zeit verträgt es, daß mit der Fackel der Wahrheit hineingeleuchtet werde in ihre innersten Winkel; Bismarcks Wort: „Wir haben keine schmutzige Wäsche, die wir ängstlich vor dem Auslande verbergen müßten", hat sich noch immer wieder bewahrheitet, und so viele Publikationen von amtlichen und nichtamtlichen Schreiben aus Bismarcks Feder auch in den letzten fünfzehn Jahren erfolgt sind, so wüßte ich doch nicht ein einziges zu nennen, dessen er sich zu schämen hätte, um dessentwillen man ihn der Unwahrhaftigkeit zeihen könnte. Auch Friedjung spricht von Bismarck nur im Tone ehrerbietiger Achtung; er erkennt die unendliche Überlegenheit des preußischen Ministers über die nichtpreußischen Staatsmänner seiner Zeit an, die diplomatische Gewandtheit, mit der er die Lösung der deutschen Frage vorbereitete und durchführte, die Beweglichkeit seiner politischen Entwürfe, die er stets den wechselnden Situationen anzupassen verstand, die thatkräftige Energie, die keine Blöße des Gegners unausgenutzt ließ, die weise Mäßigung, mit der er, am Ziele seiner Wünsche angelangt, die schrankenlose Begehrlichkeit minder politischer Köpfe in die rechten Schranken zurückwies, und über dem gegenwärtigen Erfolg nicht die Möglichkeiten zukünftiger Entwicklung außer acht ließ. Er wird ihm nicht immer gerecht und sucht Verschlagenheit und List, wo eine andere Deutung des Bismarckschen Verhaltens möglich ist, wenn man eben nicht von der Voraussetzung ausgeht, daß Bismarck den Krieg mit Österreich von Anfang an für die einzig mögliche Lösung des deutschen Dualismus gehalten und demgemäß Österreich zur Kriegserklärung provoziert habe. Dem Genius bieten sich verschiedene Wege zur Lösung des Problems, und wenn auch die schließliche Lösung des Gordischen Knotens, zu dem die deutschen Dinge sich verschlungen hatten, durch den Krieg erfolgt ist, so sind die Bemühungen zu friedlicher Lösung, die Bismarck in den Jahren 1862—65 gemacht hat, doch durchaus ehrlich gemeint gewesen. Man glaubt dem diplomatischen Genie Bismarcks nicht gerecht zu werden, wenn man bei allem, was er gethan hat, nicht List und Verschlagenheit sucht, und man verkennt dabei doch ganz, daß der Grundzug der Bismarckschen Politik eine unbedingte Ehrlichkeit und Offenheit ist, die die Diplomaten der alten Schule so verblüffte, daß sie, deren ganze Kunst im Lügen bestand, gar nicht wußten, woran sie mit ihm waren, und hinter den Worten Heimlichkeiten suchten, die an sich nicht darin steckten. Man wende mir nicht ein, daß er Benedetti doch in einer Täuschung gehalten habe, die mit dem Princip der Offenheit sich nicht vertrug. Bei strenger Prüfung der Benedettischen Berichte kann dieser Einwurf nicht bestehen. Bismarck hat Benedetti angehört, die aufgeworfenen Fragen theoretisch mit ihm erörtert und immer die Initiative Frankreich zugeschoben; daß Bismarck jemals ihm direkte Versprechungen gemacht habe, hat Benedetti nirgends behauptet. Ein leicht erregbarer, sanguinischer Diplomat, hat er der Phantasie oft weiten Spielraum gegeben; wenn irgend welche Aktenstücke subjektives Gepräge tragen, so sind es die seinigen. Immer ging ihm das Herz mit dem Verstande durch, und in den rein akademischen Erörterungen sah er die Vorbereitung zur Erfüllung französischer Wünsche, für die nur ein Diplomat von der Naivetät Benedettis bei Bismarck ein besonderes Interesse voraussetzen konnte. Es giebt selbstverständlich noch manche Fragen der Bismarckschen Politik, in denen ich anderer Meinung bin als Friedjung, aber es ist hier kaum der Ort, sie zu erörtern, und sie hindert mich auch nicht, mich des Werkes herzlich zu freuen und sein Studium auf das wärmste zu empfehlen.

Der erste Band behandelt zunächst die Erhebung und Niederlage Österreichs von 1849 bis 1859, darauf das Scheitern der großdeutschen (Schmerlingschen) Politik Österreichs auf dem von Preußen nicht beschickten und dadurch zu definitiver Beschlußfassung unfähigen Fürstentage, weiterhin in zwei Büchern die Geschichte des schleswig-holsteinischen Feldzugs und des durch die Gasteiner Konvention nur unterbrochenen Streites um die Beute. Mit dem fünften Buche beginnt Friedjung die Schilderung der unmittelbaren Vorgeschichte des preußisch-österreichischen Krieges bis zum Abschluß des Eventualbündnisses mit Italien. Von Seite zu Seite wächst dann die Spannung des Lesers. Der Antrag auf eine Reform des Bundes mit Ausschluß Österreichs wird von Preußen gestellt, von Österreich als eine Kriegserklärung betrachtet, die es im Grunde doch nicht war, und mit der Mobilmachung seiner Streitkräfte beantwortet, die Preußen zu Gegenmaßregeln zwang und ihm vor der Welt die Reputation des willkürlich Bedrohten verschaffte. Daran schließt sich dann die ausführliche Darstellung der politischen und militärischen Vorgänge des Krieges selbst, der auf drei verschiedenen Schauplätzen, in Böhmen, Italien und dem „Reich", geführt wurde und seinen Höhepunkt in der Schlacht von Königgrätz fand. Dieser — abgesehen von den ans Wunderbare grenzenden deutschen Siegen in Frankreich — bedeutsamsten Schlacht widmet Friedjung einen großen Teil des zweiten Bandes. Erschütternd ist die Tragik in den Schicksalen Benedeks,

den das Vertrauen des Kaisers zur Stellung des Oberkommandierenden berief auf einem ihm fremden Boden, und der dem Befehle gehorchte, weil seine Bitten um eine seinen Fähigkeiten und seinen bisherigen Leistungen entsprechende Stellung beim Kaiser nicht Gehör fanden; der dann bei Königgrätz alles aufs beste eingerichtet hatte, um trotz der taktischen und strategischen Überlegenheit der Preußen den Truppen seines Kaisers den Sieg zu sichern, und dann durch den Ungehorsam seiner Unterführer die Verantwortung für die furchtbarste Niederlage vor Mit- und Nachwelt auf sich nehmen mußte; der in stummem Gehorsam die Schuld auf sich nahm, die Erzherzog Albrecht öffentlich ihm aufbürdete, um von der Armee den Makel zu nehmen, und der alle Zeugnisse zu seiner Rechtfertigung vor seinem Tode verbrannte, weil derselbe Erzherzog ihm Stillschweigen auferlegt hatte. Ich betrachte es als eins der Hauptverdienste des Friedjungschen Werkes, daß es dem ehrlichen Soldaten gerecht geworden ist und uns an dem geschlagenen Feldherrn eine Heldengröße im Dulden kennen lehrt, die an antiken Heroismus erinnert. Friedjung denkt objektiv genug, um die Entscheidung von 1866 nicht zu beklagen. Er bedauert zwar als Deutscher die Loslösung Österreichs aus dem Zusammenhange mit dem deutschen Volke, wie es seit 1870/71 in der Form des Reiches vereinigt ist, aber er macht kein Hehl daraus, daß diese Loslösung notwendig war, um Österreich-Ungarn zu dem werden zu lassen, was es gegenwärtig ist. Das deutsch-österreichische Bündnis, das Bismarck noch auf dem Schlachtfelde von Königgrätz als die Aufgabe der Zukunft bezeichnete und 1879 wirklich zu stande brachte, begrüßt er als den Anfang einer neuen, engern Verbindung zwischen dem durch eine lange, gemeinsame Geschichte verbundenen Norden und dem habsburgischen Südreiche, und in den Worten der Thronrede Wilhelms II. vom 25. Juni 1888, die das Defensivbündnis beider Reiche als ein „Vermächtnis der deutschen Geschichte" bezeichnen, sieht er das Morgenrot des Tages aufleuchten, an dem die Erben des gegenwärtigen Geschlechts in einem durch die Mitwirkung aller konstitutionellen Faktoren zu stande gekommenen verfassungsmäßigen Bündnis dieses Vermächtnis der deutschen Geschichte erfüllen werden. Wird diese Hoffnung je zur Wahrheit werden? Angesichts der gegenwärtigen Kämpfe der Nationalitäten in Österreich-Ungarn gehört ein gut Teil Idealismus dazu, daran zu glauben. Indes die Wege der Vorsehung sind unerforschlich, und vielleicht ist gerade der Existenzkampf des deutschen Elements in Österreich notwendig, um die zur Erreichung dieses letzten und größten Zieles mitteleuropäischer Politik erforderlichen Tugenden in den an Intelligenz den übrigen Nationen so weit überlegenen Deutschen Österreichs zu neuer Entfaltung zu bringen.

Horst Kohl.

Militärschriften.

Darstellungen aus der Bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom Königl. Bayrischen Kriegsarchiv. Heft 7. Inhalt: 1) Über das Heerwesen des Hochstifts Würzburg im 18. Jahrhundert. Von Julius Henle, Königl. Bezirksamtsassessor und Premierlieutenant der Landwehr. 2) Der Kampf um die Rheinschanze bei Mannheim am 25. Januar 1798. Von Hans Fahrenbacher, Rittmeister z. D. (Mit 1 Croquis und 1 Plan.) 3) Die bayrische Philhellenenfahrt 1826—29. Aus dem handschriftlichen Rücklaß des Königl. Bayrischen Generallieutenants Karl Freiherr von Heideck. II. Teil. 4) Politische Einleitung zur Geschichte des Krieges im Jahre 1866. Verfaßt 1867 vom Königl. Bayrischen Hauptmann Christoph Freiherrn von Godin. München, J. Lindauer (Schöpping). 1898. 8. 3 M.

Von den vorstehend bezeichneten vier Schriften, die obiges Heft vereinigt, behandelt die letzte einen allgemein bekannten Gegenstand. Sie hat als Einleitung für das offizielle Buch „Anteil der Königl. Bayrischen Armee am Kriege des Jahres 1866" (München 1868) dienen sollen, ist jedoch nicht veröffentlicht worden. Daß sie jetzt nachträglich herausgegeben worden ist, ist geschehen, weil es interessant sei, „zu vernehmen, wie maßvoll und richtig ein hochbegabter Offizier die zum Kriege führenden Verhältnisse schon bald nach eingetretenem Friedensschluß beurteilt habe". Ob sich damit allein die jetzige Veröffentlichung, die Neues keinenfalls bietet und bieten kann, rechtfertigen läßt, bleibe dahingestellt. Wahr ist, daß Ch. von Godin maßvolle Ansichten über die Entstehung des Krieges schon 1868 geäußert hat. Wenn indessen auch er, wie so viele andere vor und nach ihm, den Antrag Österreichs auf Mobilisierung der Bundeskontingente dem Bundesrecht entsprechend findet, so irrt er, wie jene vielen andern eben auch. Auffallend ist es, daß er als Bayer keinen Standpunkt gefunden hat gegenüber dem von Bismarck sehr ernst gemeinten Vorschlage vom 10. Juni 1866, das deutsche Heer in eine Nordarmee unter dem Könige von Preußen und eine Südarmee unter dem Könige von Bayern zu formieren.

Die drei andern Schriften behandeln Dinge, die sehr wenig bekannt sind.

Die erste: „Über das Heerwesen des Hochstifts Würzburg im 18. Jahrhundert", ist vom rein historischen und vom kulturhistorischen Standpunkt sehr belehrend, so trocken (und trocken vorgetragen) auch der Gegenstand ist. Das erste Gefühl, das den Leser beschleicht, ist das des Erstaunens über die damalige territoriale Zerrissenheit und über die wunderlichen Kriegsdienstverpflichtungen im Deutschen Reiche; das zweite das der Verwunderung darüber, daß trotz dieser Wunderlichkeit doch schließlich die innern

Zustände der bischöflichen Truppen nicht sehr wesentlich verschieden von denen der geschlossenern großen Heere waren, wie sich jene denn auch sehr brav geschlagen haben.

Charakteristisch in ersterer Beziehung ist es, daß gleich die ersten 22 Zeilen der Schrift, die die Zusammensetzung des damaligen Hochstifts Würzburg und des Fränkischen Kreises angeben, 40 bis 50 (man kann die Zählung verschieden machen) Gebietsteilbezeichnungen enthalten. — Die Verzwicktheit der Bestimmungen über die Stellung von Mannschaften, Pferden und Geschützen zum Reichskontingent, die Unbehilflichkeit der ganzen Organisation dieses bischöflichen Reichskontingents, zwang den Fürstbischof zum Halten von „Haustruppen". Da diese indes zwar in dringenden Fällen verhältnismäßig rasch schlagfertig sein mußten, für gewöhnlich aber nicht gebraucht wurden, wurden sie vermietet, meist, wie anzuerkennen ist, an den Kaiser, einige Jahre auch nach Holland. An der Spitze des Kriegswesens stand der hochfürstliche Kriegsrat, dessen Vorsitzender ein Mitglied des — hohen Domkapitels war, während die Mitglieder aus Generalen und „ehemaligen Auditeurs" bestanden. Dieser Kriegsrat hatte zugleich die Funktionen der Grenz- und Ordnungspolizei im Staate zu überwachen, denn die Haustruppen wurden für diese Dienste mit verwendet. Die hierauf bezüglichen Mitteilungen der Schrift, die Angaben über die ständigen (verhältnismäßig sehr starken) Garnisonbesatzungen sowie die Vorschriften und Erlasse über den innern Dienst sind es denn auch, die dem Kulturhistoriker, etwa einem neuen Gustav Freytag, reiche Ausbeute geben; werden doch auch Erlasse mitgeteilt, die die bürgerliche Bevölkerung betreffen. Hierbei ist es interessant, daß vor den „sich der katholischen Religion wegen vertrieben angebenden arabischen Prinzen" gleichwie von den „Zigeunern, Freyleuten, Pilgramen, Eremiten" gewarnt wurde; Zigeuner sollten „gebrandmaalet oder nach Umständen mit Abschneidung der Nasen und Ohren gleichfalls aus dem Land verwiesen, bey Wiederbetretung aber ohne Unterschied des Geschlechts unfehlbar am Leben gestrafet werden". Dem Militär war Requirieren strengstens verboten. Den Gemeinen gegenüber hatte jeder Vorgesetzte „äußerst sich in Acht zu nehmen, daß er keinen Mann mit Du oder andern Spitznamen, vielweniger mit schimpflichen Reden begegne, oder wider die Art anschreye". Bei den Unteroffiziers war das „niederträchtige Prügeln" nach aller Möglichkeit zu vermeiden, keinenfalls durften sie öffentlich mit dem Stocke bestraft werden. Geben durfte der Unteroffizier 3, höchstens 4, der Lieutenant 6 oder 7 „Streiche". Außer Dienst ging die ganze Mannschaft des nicht geworbenen, sondern durch Aushebung gebildeten „Landregiments" in Civil. Sehr mißfällig wurde es wahrgenommen, „wie daß die Ausschüsser sich unterstehen, die herrschaftliche Montur außer der Wacht- und Exerzierzeit in ihren eigenen Geschäften zu gebrauchen, auch sogar auf Sonn- und Feyertägen eine Gewohnheit daraus zu machen".

Die zweite Schrift schildert die mitten während des Waffenstillstandes 1798 erfolgte Wegnahme der kurbayrischen Rheinschanze, die gegenüber Mannheim, da wo jetzt Ludwigshafen steht, erbaut war. Die im wesentlichen von ängstlichen Rücksichten bestimmte Politik des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern hatte den Anmaßungen der französischen Republik gegenüber weder den Mut der eigenen Meinung noch den des aktiven Widerstandes. Selbst die Instruktionen, die dem Verteidiger Mannheims gegeben wurden, waren so, daß diesem die Verantwortung für jede „Eventualität" zugeschoben wurde. Um so anerkennenswerter ist es, daß die Rheinschanze solange wie es irgend anging besetzt gehalten und nur nach allertapferster Verteidigung geräumt worden ist. Ihrer Wegnahme französischerseits sind höchst interessante Einzelhandlungen vorausgegangen, die die Schrift in warmer, patriotischer Sprache darstellt. Fast jedes ihrer Blätter zeigt den Übermut, die Zweideutigkeit und die zum Teil geradezu hinterlistige Nichtbeachtung des Kriegsbrauchs auf französischer Seite. Der Militär sowohl wie der Historiker dürfen die kleine Schrift Fahrenbachers nicht unbeachtet lassen.

Den Historiker speciell wird vielleicht noch mehr die in der dritten Schrift weiter erzählte „Philhellenenfahrt" des Generallieutenants von Heideck interessieren, deren erster Teil in Nr. 40 d. Bl. f. 1897 besprochen worden ist. Der jetzt vorliegende Teil berührt insofern wohlthuender als der erste, als die Zeit der schmerzlichen Enttäuschungen des Verfassers vorüber oder dieser selbst wenigstens gegen solche abgestumpfter war. Offenbar hat er es zuletzt gut verstanden, seine Griechen zu behandeln und sie zu möglichst guten Leistungen anzuspornen, wobei ihm Einsicht und Herzensgüte in gleichem Maße dienlich waren. Es ist geradezu erstaunlich zu erfahren, was Heideck aus den ihm anvertrauten Truppen und — Orten gemacht hat. Mit der Zähigkeit des Holländers, der Energie des Briten und der Ehrlichkeit und Arbeitsfreudigkeit des Deutschen hat er in moralischem und in physischem Sinne nicht einen, sondern mehrere Augiasställe gereinigt und reinigen lassen. Eine Fülle von Einzelerlebnissen und -Schilderungen machen die Schrift für jeden Leser interessant; der Militär wird jedenfalls noch besonderes Interesse an der Darstellung der Lagerkämpfe vermittelst der „Tambours" (kleiner Erdwerke) nehmen.

Victor Kurs.

Theologische Litteratur.

1. Distinguo. Mängel und Übelstände im heutigen Katholicismus nach Professor Dr. Schell in Würzburg und dessen Vorschläge zu ihrer Heilung. Von C. Braun. Zweite Auflage. Mainz, Franz Kirchheim. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Das ewige Licht. Der Erzählung zweiter Teil. (Fortsetzung der gleichnamigen Erzählung von P. Rosegger.) Von Peter Reinhold Grundemann. Leipzig, C. Braun. 1897. 12. 1 M.
3. Friede sei mit Euch! Ein Wort an die Christen beider Konfessionen. Berlin, Hans Friedrich. 1897. 8. 50 Pf.
4. Diether von Isenburg-Büdingen, Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Eine historische Studie von R. Glaser. Hamburg, J. F. Richter. 1898. 8. 1 M.

Die Schrift von C. Braun: „Distinguo" (Nr. 1), möchte sich den Anschein geben, als ob es ihr um eine unbefangene Prüfung der bekannten Schellschen Aufstellungen über die Gründe der wissenschaftlichen, kulturellen und Arbeitswerte schaffenden Rückständigkeit des römischen Katholicismus gegenüber dem Protestantismus zu thun sei. In Wirklichkeit werden die schwerwiegenden Bedenken des Würzburger Professors („Der Katholicismus als Princip des Fortschritts." Von Dr. Schell. Vierte Auflage. Würzburg, 1897) ohne Unterschied als ungerecht und irreführend abgewiesen, um das Lob der einen wahren Romkirche und ihres unfehlbaren Oberhauptes in allen möglichen Tonarten anzustimmen. Und das ist bei einer Schrift, die auf dem Titelblatt ausdrücklich den Vermerk „Mit bischöflicher Approbation" trägt, auch gar nicht zu verwundern. Woher soll, wer durch Vatikanum und Encyklika geknebelt ist, den Mut und den freien Blick nehmen, über die Aufdeckung von kirchlich approbierten Schäden, wie sie Schell unternimmt, objektiv oder auch nur billig zu urteilen? Die von Braun versuchte Ableugnung der angemaßten päpstlichen Obergewalt in weltlichen Dingen erweist sich als nicht gelungen, wenn doch Pius IX. noch in seiner Ansprache vom 20. Juli 1871 ausdrücklich das Recht der Päpste, Fürsten abzusetzen, als ein zwar nicht aus der päpstlichen Unfehlbarkeit, aber aus der Autorität des Papstes entsprungenes bezeichnet, und Leo XIII., allerdings in kluger Umhüllung, in seinen Rundschreiben „Arcanum divinae" vom 10. Februar 1880, „Diuturnum illud" vom 29. Juni 1881 und „Immortale Dei" vom 1. November 1885 die echt ultramontane Anschauung vorträgt, daß „die Gewalt, welcher das Weltliche übergeben, in passender und geziemender Weise von der andern, der das Himmlische anvertraut ist, abhänge". Und wie steht es mit der Verbindlichkeit des Syllabus? Will der Verfasser unserer Schrift die Expektorationen von Hammerstein, Palmieri, Cathrein, Costa Rosetti, Liberatore und Konsorten Lüge strafen? Oder weiß er nicht, was das unter hervorragender Beteiligung des Centrumsabgeordneten Bachem herausgegebene „Staatslexikon" der Görres-Gesellschaft ganz offen erklärt, daß nämlich „jeder Katholik den Sätzen des Syllabus gegenüber zu einem silentium obsequiosum verpflichtet ist"? Was aber die gleichfalls schlankweg abgeleugneten Ausschreitungen ultramontanen krassen Aberglaubens angeht, so möchten wir dem Verfasser, wenn er überhaupt solchen Belehrungen zugänglich ist, ein aufmerksames Lesen der Schriften von Hoensbroech und der Broschüre „Religion und Aberglaube" von F. B. Stubenvoll (Leipzig, Friedrich Jansa, 1897) empfehlen. Da wird er die nötige Aufklärung finden.

Männer wie P. Rosegger haben die Schäden der Romkirche längst erkannt und ihrem drückenden Banne sich entwunden. Aber die Weltanschauung, zu der sie sich durchgerungen haben, ist noch vielfach eine gebrochene, widerspruchsvolle, niemand und am wenigsten sie selbst befriedigende. Das hat Peter Reinhold Grundemann veranlaßt, der Roseggerschen Erzählung „Das ewige Licht", in der diese Leere und Haltlosigkeit besonders deutlich hervortritt, einen zweiten Teil als Fortsetzung unter dem gleichen Titel gegenüberzustellen (Nr. 2). Es ist nur eine Studie, in aller Bescheidenheit veröffentlicht. Der Gang der Erzählung entbehrt der Spannung, die Personen sind bloß skizziert, die mit ihnen vorgehende innere Umwandlung ist oft nur angedeutet, es fehlt an der rechten Vertiefung. Aber die Linien sind klar und treffend gezogen und die Mängel der Weltanschauung, wie sie das Original widerspiegelt, feinsinnig ausgeglichen, so daß es für jeden Leser der Roseggerschen Erzählung, der jene Mängel schmerzlich empfindet, und deren sind viele, ein eigentümliches Interesse gewährt, dem Verfasser auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zu folgen.

Ein zu stiller Selbstbesinnung mahnendes ernstes und herzliches Wort an die Christen beider Konfessionen (der evangelischen und römischen) richtet ein Ungenannter in der Broschüre „Friede sei mit Euch!" (Nr. 3). Der evangelische Verfasser sieht mit den Augen der Liebe, die auch da, wo die große Menge nur Schutt- und Kehrichthaufen wahrnimmt, noch köstliche Perlen entdeckt. „Wir Evangelischen" — dieses Wort von Richard Rothe ist dem Schriftchen als Motto vorgedruckt — „haben die äußerste Billigkeit in der Beurteilung des Katholicismus auszuüben, um die christliche Gemeinschaft mit dem großen Teil der katholischen Christenheit festzuhalten, der noch frei ist vom Fanatismus gegen uns." Ja, das ist sicherlich wahr. Und eine Johannesnatur wie die Richard Rothes, dem unser Verfasser nachartet, empfindet tiefer als andere die darin ausgesprochene Verpflichtung. Ob aber auch in der Gegenwart, wo die Romkirche auf der ganzen Linie zu rücksichtslosem Kampfe vorgeht, die Mahnung an die Evangelischen zur Niederlegung der Waffen, der Verteidigungswaffen, am Platz ist? Ob Richard Rothe heute noch das angeführte Wort so, wie es lautet, niederschreiben würde? Das ist zu bezweifeln. Ein Friede, der dem aufgedrungenen Kampfe scheu aus dem Wege geht, ist ein

fauler Friede, und mit der Intoleranz läßt sich nicht paktieren. Dazu kann von einem großen Teil der katholischen Christenheit, der noch frei ist von Fanatismus gegen uns, längst nicht mehr die Rede sein. So sehr wir uns also im Grunde mit dem Losungswort des Verfassers eins wissen: „Christlicher Friede mit dem katholischen Christentum — politischer Kampf gegen die römische Kirche!", so bestimmt geht unsere Überzeugung dahin, daß zur Zeit, und vielleicht noch auf lange, dieser Kampf jenem Frieden voranzugehen hat, wenn er auch nicht um des Kampfes, sondern eben um des Friedens willen zu führen ist. Um so lieber aber möchten wir auch betonen, daß das vorliegende Schriftchen reich ist an gediegenen, beherzigenswerten Ausführungen, wie sie nur aus der Feder eines weitblickenden und hochherzig fühlenden Mannes fließen.

In die kirchlichen und politischen Reformbestrebungen im 15. Jahrhundert führt uns die historische Studie von R. Glaser: „Diether von Isenburg-Büdingen, Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1459—63)" (Nr. 4). Diether ist einige Jahre hindurch der mannhafte und thatkräftige Vertreter einer deutsch-nationalen Kirchenpolitik gewesen, die es auf eine kirchliche und zugleich politische Reform abgesehen hatte unter der Nachwirkung der großen Konzilien, wie sie Diethers Regierungszeit unmittelbar vorausgehen oder noch in diese hineinreichen. Wie jene Konzilien selbst nicht gegen die Lehre der Kirche gerichtet waren, sondern nur gegen deren zeitige Verfassung, so wollte auch Diether, an dem Dogma der heiligen römischen Kirche festhaltend, nur die päpstliche Herrschaft durch das Institut ständiger Konzilien und einer nationalen Kirchenverfassung beschränkt sehen. Und in der That, auf dem Tage zu Nürnberg am 16. Februar 1461 war seinen selbstlosen und hochsinnigen Absichten ein schwieriges Werk gelungen: die bedeutendsten Fürsten und Kurfürsten des Reiches hatte er zu einem gemeinsamen Ziele vereinigt, zu dem Ziele, nachdem die deutsche Nation um ihre Kirchenfreiheit und selbst um die dürftige Frucht der Konkordate von 1448 betrogen war, ein allgemeines Konzil auf deutschem Boden zu berufen und eine pragmatische Sanktion nach Art der von Karl VII. für Frankreich abgeschlossenen zu errichten, während andererseits die an den deutschen Kaiser gerichteten Forderungen auch die längst ersehnte Besserung der politischen Verhältnisse in nahe Aussicht stellten. Die päpstlichen Bannstrahlen, die nicht lange auf sich warten ließen, zündeten nicht mehr. Daß die erlassene Bannbulle in Speier kurzerhand von der Thür des Münsters abgerissen wurde, machte es vor aller Welt klar, daß die Zeiten unwiederbringlich vorüber waren, in denen dieses Schreckmittel des Papstes als des vermeintlichen Stellvertreters Gottes auf Erden noch eine Wirkung ausüben konnte. Und doch, infolge der Unzuverlässigkeit der verbündeten Fürsten und unter der Ungunst der politischen Lage mußte Diether in seinem gegen ein ohnmächtiges Kaisertum und ein herrschsüchtiges Papsttum gemeinsam unternommenen Kampfe unterliegen, wenn auch so, daß er wenigstens den moralischen Sieg unzweifelhaft auf seiner Seite hatte und die Inschrift auf seinem Grabmal im Mainzer Dom mit Recht von ihm sagen konnte: „Libere pontificatu cessit ita victus, ut vinceret."

R. Glaser hat in seiner Studie die Persönlichkeit des wackern deutschen Kirchenfürsten und seine kirchenpolitischen Unternehmungen nach den zuverlässigsten Quellen lebensvoll und treu geschildert.

Karl Sallmann.

Aus der Erzählungslitteratur.

1. Der König von Sidon. Erzählung von Paul Lindau. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 4 M.
2. Die Meermaid von Amrum. Eine geheimnisvolle Geschichte von Gustav von Buchwald. Hannover, Leopold Ost. 1897. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Musikantengeschichten. Von Karl Söhle. Mit Titelbild von J. V. Cissarz. Leipzig, Eugen Diedrichs. 1898. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Unter dem Eise und andere Geschichten. Von Luise Westkirch. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1897. 8. 3 M.
5. Novellen vom Genfersee. Von C. E. Ries. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 3 M.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß zwei Erzählungen, die Paul Lindaus (Nr. 1) und die Gustav von Buchwalds (Nr. 2), sich um die Störung der Ruhe eines Toten drehen, womit in beiden Fällen für die Ruhestörer ein tragischer Ausgang verknüpft ist. Denn der beiden Erzählungen gemeinsame Grundgedanke ist, wie ihn Buchwald ausdrückt: „Wer die Toten stört, der kann reich und glücklich werden; aber nur auf sehr kurze Frist; bald holen ihn die ruhelosen Seelen, und ein gewaltsamer Tod beschließt sein junges Leben." Bei Paul Lindau handelt es sich um einen alten sidonischen Priester-König, bei Buchwald um die Ruhestätte eines alten nordischen Gottes oder Recken auf Amrum. „Die Meermaid von Amrum" hat als bedeutsamen Hintergrund die Erhebung der Freiheitskriege; die großen Fragen und Nöte der Zeit werfen ihre Wellen auf die stille Insel, und der Untergang des Helden, obwohl durch den Zufall eines Kanonenschusses herbeigeführt, bekommt dadurch etwas wirklich Tragisches. „Der König von Sidon" dagegen hat keinen andern Hintergrund als eine Reise Paul Lindaus in den Orient und seine Bekanntschaft mit Hamdy Bei, dem glücklichen und verdienstvollen Entdecker der Sarkophage in den Königsgrüften von Sidon, wie es in der Widmung heißt. Der Gelehrte, welcher die Ruhe der Toten stört, geht an der Gelehrtennarrheit zu

Grunde, nachdem Hamdy Bei alles mögliche Interessante entdeckt hat, nun noch etwas Interessanteres entdecken zu wollen. Da ihm „die höchste Wonne, die stolzen Schläfer aus ihrem langen Schlummer zu neuem Leben in Gegenwart und Zukunft zu erwecken, versagt geblieben ist", setzt er seinen geschwächten Körper den Gefahren des Fiebers aus, das zusammen mit ein bischen Liebesgram sein Leben endet. Das ist, wie sich bei Paul Lindau versteht, gewandt und glatt hinerzählt, aber ohne daß wir sonderlich erregt würden; die eigenen wirklichen Reiseerinnerungen drängen sich vielleicht manchmal etwas zu stark in die erfundene Geschichte herein, geben aber dafür dem Ganzen die Lokalfarbe und ersparen dem Verfasser einen besondern Aufwand von Phantasie. Buchwald scheint wirkliche Familientradition benutzt zu haben, und läßt es kraus und bunt zugehen; auch fehlt das phantastische Element nirgends. Die ziemlich überflüssige Einleitung zu der Selbsterzählung des Helden, die offenbar die Spannung erregen soll, ist etwas dunkel und wird eigentlich erst recht klar, wenn man das Ganze gelesen hat. Ein paar orientierende Worte zu dem Manuskript, das den Inhalt der Erzählung bildet, hätten genügt, um den Leser in das richtige Fahrwasser zu bringen; denn das Manuskript selbst fesselt sofort und hält den Leser in innerer wie äußerer Spannung bis zum Schlusse.

Die „Musikantengeschichten" von Karl Söhle (Nr. 3) sind unzweifelhafte Proben eines Talents; freilich schwankt dieses noch zwischen der Entscheidung für alten und neuen Stil, zwischen idealistischer und realistischer Auffassung der äußerlich gesehenen und innerlich erlebten Dinge, zwischen Humor und Karikatur. Die Kontraste sind hart nebeneinander gestellt: weiche Gemütsstimmung neben der derb zum Ausdruck gebrachten Volksstimmung; tiefe Innerlichkeit des Gemüts neben fast possenartigen Scenen; reine Natur neben bedenklichen Ansätzen zur Unnatur. Dasselbe Schwanken ist bemerklich bei der Darstellung des eigentlich Musikalischen. Für jeden, der Beethovens „Eroica" nicht Takt für Takt kennt, sind ganze Seiten der also betitelten, sonst aus dem Tiefsten geholten Erzählung dieses Titels lediglich bedrucktes Papier; ja ein Unmusikalischer wird der Geschichte überhaupt verständnislos gegenüberstehen oder doch nur einen ganz allgemeinen Eindruck von der Macht der Musik empfangen. Wie man aber Musik in Worten einfangen kann, das zeigt der Verfasser selbst in der Geschichte „Der Heldentenor", die das Protzentum eines zum Virtuosen avancierten, aber trotzdem Plebejer an Geist und Gesinnung gebliebenen Hausknechts vorzüglich schildert. Es handelt sich um den Vortrag eines Sängerbundes bei einem patriotischen Feste:

> Was die Lungen nur Wind geben wollen, haben die Sänger zu brüllen, um aus dem Getöse heraus gehört zu werden. Groß und schweißtreibend ist ihre patriotische Inbrunst. Na, danach aber die friedliche a capella-Nummer, die Pianos immer dusement vom Soloquartett: „Das treue deutsche Herz." Soviel Ausdruck und Gefühl — ja Gefühl ist die Hauptsache. Im Tenor leises Weinen, dumpfe Schluchzlaute im Baß. Welche Steigerung des Gefühls, wenn die heiße Wehmut von den langen Schwelltönen des ersten Tenors einen Viertelton unten abschmilzt und der gänzlich überwältigte erste Baß völlig den Boden verliert und dem Grundbaß röchelnd in die Arme fällt. Unter dem Ringelschwanz des Dirigenten findet sich ja alles wieder hübsch zusammen und der letzte Accord klinge, wie er will, ihn deckt ja das Beifallklatschen zu.

Man bemerkt auch hier die Lust, zu karikieren, aber wie hübsch geschieht das! Das Buch ragt im ganzen weit über die musikalische Durchschnittslitteratur empor; es ist von einem gesund fühlenden Menschen geschrieben, und die sind unter den Musikern selten genug.

„Unter dem Eise", von Luise Westkirch (Nr. 4) zeichnet sich vor andern Novellensammlungen, welche ihren Titel von einer Erzählung bekommen, dadurch aus, daß in allen diesen, virtuos erzählten Geschichten etwas in der Tiefe des Menschenherzens sich regt, das die harte Rinde sprengt und zum Licht drängt. Und deshalb sei diese Unsitte vergeben. Mit vielen andern Sammlungen, die diese nicht mehr auszutilgende Unsitte mitmachen, hat dieses Buch gemein, daß die Geschichte, welche an erster Stelle steht und ihr den Namen gegeben hat, keineswegs die bedeutendste ist: es ist ein kleiner, gut beobachteter Ausschnitt aus dem Leben der Eiskehrer, die einen ethischen Hintergrund hat, wie übrigens alle andern Geschichten. Manchmal ist sogar die Moral, die ja nur das äußerliche, sehr vergängliche und mit der Mode wechselnde Kleid der Ethik ist, fast allzustark aufgetragen. So in der sehr guten Dorferzählung „Die zwei Gesichter der Welt" und „Christkindchens Gang über die Erde", welche Geschichte sich auch sonst über das übliche Maß der Weihnachtserzählungen kaum erhebt. Die beste Geschichte ist „Der stille Begleiter", auch eine Dorfgeschichte, in welcher das abstrakte Ding, genannt böses Gewissen, ganz vortrefflich, manchmal nur fast allzusehr im visionären Stil, in Leben und Anschauung umgesetzt ist. In solchen Erzählungen steckt mehr dichterische Kraft als in langen Romanen. Man hat also das Vergnügen, diese neue Gabe der talentvollen Schriftstellerin nicht bloß wegen ihres ästhetischen Gehalts, sondern auch wegen ihrer moralischen Wirkungen empfehlen zu können. Wenn eins dem andern nicht wesentlich Eintrag thut, was die Moral wie die Unmoral, die ästhetische Kraft wie Unkraft thun können, kann man recht zufrieden sein.

Die Entstehung der „Novellen vom Genfersee" (Nr. 5) denke ich mir so, daß die Verfasserin, die wieder einmal ihr Geschlecht unter abgekürztem Vornamen verbirgt, einen Herbst- und Winteraufenthalt in den Pensionen des Genfersees benutzt hat, um ihre Beobachtungen und Erlebnisse mit Zuhilfenahme einiger Erfindung in Erzählungsform darzubieten. Ihre Technik wie ihre Erfindungsgabe läßt noch manches zu wünschen übrig; Beobachtungsgabe allein macht eben noch lange nicht den Erzähler, und das uns Ungewohnte, das Kommen und Gehen in solchen Pensionen, ist eigentlich das einzig Anziehende an diesen Novellen. Die Verfasserin giebt sich allerdings redliche Mühe, der eigen-

artigen Psychologie ihrer Helden und Heldinnen gerecht zu werden; aber auch hier wirkt sie mehr durch das Ungewohnte als durch ihre Kunst, und über eine gewisse Kleinlichkeit der Auffassung kommt sie trotz gelegentlicher pathetischer Worte nicht weg. **Richard Weitbrecht.**

6. Schuld? Novelle von Timm Kröger. Zweite umgearbeitete Auflage des „Schulmeisters von Handewitt". Kiel, Lipsius u. Tischer. 1898. 8. 2 M. 40 Pf.

Wie Kaviar nicht jedermanns Gaumen behagt, so wird auch Krögers Novelle „Schuld?" nur eine Kost oder vielmehr ein Leckerbissen für litterarische Feinschmecker sein, ein Leckerbissen aber von einer so feinen Mischung zarter und pikanter Würze, wie sie nicht allzuoft sich findet. Es ist die Geschichte eines im Examen verunglückten Theologen, der in dem Dünendorfe Handewitt als Schulmeister sein Dasein fristet und in gelegentlichen Tagebuchblättern mit großer Behaglichkeit und lebendiger Phantasie seine Erlebnisse und seine Gedanken über Handewitt, dessen Bewohner und deren Sitten aufzeichnet. Das bedeutungsvollste Ereignis für ihn ist seine allmählich aufglimmende, ihm zuerst ganz unbewußte Leidenschaft für das unglückliche Weib eines rohen, aufgeblasenen Trunkenboldes, der sein Anwesen immer mehr verkommen läßt und seine Frau — ein hilfloses, demütiges Wesen, das er der reichen Aussteuer wegen genommen hat, die ihr ehemaliger Verführer, ein hoher Adliger, ihr als Abfindung gegeben —, mit der fixen Idee von ihrer Untreue verfolgt, so daß sie endlich hilfesuchend in die Arme des Schulmeisters flüchtet. Prächtige Worte sind es, die dieser naive, edle Mensch über die unglückliche Gefallene (S. 75) in sein Tagebuch schreibt. Er selbst aber sucht seine glühende Leidenschaft durch rastlose wissenschaftliche Arbeit zu betäuben. Erst als ihres Gatten Narrheit zur Gefahr für sie wird, setzt er wieder alles in Bewegung, das geliebte Weib für sich zu gewinnen und jenen in eine Anstalt bringen zu lassen. Doch sein Plan scheitert an dem Widerspruche der Behörden und des schuldbedrückten, ängstlichen Weibes, dessen wütender, eifersüchtiger Mann schließlich ihr Kind erschlägt, einen Brand unter ihr eigenes Bett legt, der das Haus einäschert, und sich dann selbst ertränkt. Aber auch das gerettete Weib, von Schuldgefühl gemartert, vermag nicht mehr zu leben. Auch sie geht in den Tod, nachdem sie noch einen liebevollen Abschiedsbrief an den Schulmeister, ihre einzige wahre Liebe, gerichtet hat, der dann nach langem Bemühen endlich seinen Seelenfrieden wiederfindet und nun auch Handewitt verläßt, um sich und seine Arbeitskraft der Welt wiederzugeben. Es sind prächtige Natur-, Charakter- und Stimmungsschilderungen, packende Scenen voll ernsten, derben Realismus, tiefsinnige Betrachtungen in diesem kühn entworfenen, von jeder Schablone freien Werke, das in einer sorgfältigen Neubearbeitung hier vor uns tritt, über deren Grund und Ausdehnung der Verfasser in seinem Vorwort selbst Aufschluß giebt.

7. Seine Schuld. Novelle von K. Mändlen. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhart. 1898. 8. 2 M.

„Seine Schuld" ist eine außerordentlich rührende Geschichte, deren sämtliche Personen alle, bis auf zwei, so liebenswürdige, edelmütige, uneigennützige Menschen sind, wie sie im Leben sich wohl nur selten so zahlreich vereinen, um ein begangenes Unrecht durch Bethätigung ihrer Liebe wieder gut zu machen. Aber abgesehen von diesem der Wirklichkeit kaum entsprechenden Ideal muß der Novelle eine treffende Realistik, gute Disposition, flotte Darstellungsweise und ihrem Verfasser ein sehr gewandtes Erzählertalent nachgerühmt werden, das die Spannung bis zum letzten Augenblicke wach zu halten versteht. Der Inhalt ist kurz folgender: Der berühmte Augenarzt Dr. Weilen hat in seiner Studentenzeit mit einem liebevollen, unschuldigen Mädchen ein Verhältnis gehabt, die Geliebte aber dann, weil sie nur einfacher Leute Kind war, schnöde verlassen, um sich dadurch seine Carrière nicht zu zerstören. Das Mädchen aber ist von ihrem Vater mit Schande aus dem Hause gejagt worden, hat dann den Tod im Wasser suchen wollen, ist jedoch von einer vorbeireisenden Artistenfamilie gerettet und freundlich in deren Kreis aufgenommen worden. Dort hat sie eine Tochter geboren, die nun für den Artistenberuf erzogen worden ist; bei einem Unglück hat sie selbst den Tod gefunden und ihr Kind, das sich fortan mit glänzendem Erfolge ihrer Kunst widmet, allein zurückgelassen. Bei dem Besuch eines Variététheaters ahnt Dr. Weilen in der dort auftretenden, ganz ihrer Mutter gleichenden Artistin seine Tochter, sucht diese auf, erfährt von ihr die ganze Lebensgeschichte der Mutter und giebt sich gerührt und reuevoll als ihr Vater zu erkennen. Er löst nun die beglückte Tochter alsbald aus ihrem Kontrakt, nimmt sie in sein Haus und erfährt von ihr, daß auch sie einmal einer Verführung unterlegen ist, welchen Fehltritt ihr der Vater, eingedenk seiner eigenen Schuld, liebevoll vergiebt. Er läßt sie nun standesgemäß erziehen und lebt sehr glücklich mit ihr. Da erfaßt Wildens Assistent eine glühende Leidenschaft zu Paula, die sie auch erwidert, doch mit dem festen Willen, ihm wegen ihrer Schuld nie anzugehören. So weist sie auch trotz des Geständnisses ihrer Gegenliebe seine Werbung verzweifelt, aber standhaft ab. Den Liebenden jedoch läßt auch Weilens offene Beichte seiner und ihrer Vergangenheit in seiner Liebe nicht erkalten, und schon scheint alles gut zu werden, als plötzlich Paulas ehemaliger Verführer wieder mit cynischem Verlangen vor ihr auftaucht. Die aufregende Scene, die zwischen ihnen statthat, und seine Drohung bringen ihr ein heftiges Nervenfieber; im Fieberwahn springt sie aus dem Bett, hinaus in den Park, in den See und zieht auch den Geliebten, der sie retten will, mit hinab in die Fluten. Trostlos bleibt

Weilen allein zurück, gequält von dem Gedanken, daß all dies durch seine Schuld so gekommen ist.

8. Norddeutsche Menschen. Erzählungen von Hermann Heiberg. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 50 Pf.

9. Hinterm Lebensvorhang. Novelletten von Hermann Heiberg. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 50 Pf.

Das erste dieser beiden Bändchen enthält vier Erzählungen, die, wie auch die des zweiten Bändchens, sämtlich in Norddeutschland spielen und deshalb auch teilweise plattdeutsche Sprache in den Reden der darin vorkommenden Bauern zeigen. Es sind ausgezeichnete Charakterbilder, die sowohl hinsichtlich der psychologischen Wahrheit wie der poetischen Schönheit volle Anerkennung verdienen. Mit feinem Humor ist in der Erzählung „Der Lebensmüde" geschildert, wie ein vergrämter Misanthrop dadurch von seinem Plane, sich das Leben zu nehmen, abgebracht und der Lebensfreude wiedergewonnen wird, daß sein Vetter, dem er sich offenbart hat, ihn in seinem Vorsatz bestärkt, ja geradezu zur Ausführung desselben drängt, während er ihm zugleich die Schönheit des Erdendaseins wie zufällig vor Augen führt. — Ein gewaltig erschütterndes Seelengemälde rollt sich in „Astrid Hansen" vor unsern Augen auf, das die endliche Bekehrung eines zum Verbrecher gewordenen und die eigene Mutter bedrohenden Sohnes durch deren energisches Auftreten und liebevolle, mütterliche Hingebung schildert. — Dieselbe Vollendung zeigen auch die ernste kleine Erzählung „Drei Ostern" und die bei allem Ernste so komisch ausklingende „Da wär keen Hülp".

Von den sieben kleinen Geschichten des zweiten Bändchens ist namentlich die erste, „Pflicht" betitelt, hervorzuheben. Es ist die Geschichte eines Arztes, der vom Krankenbette seines Kindes weg zu einem fremden Kinde gerufen wird, dem keine andere Hilfe werden kann, und der trotz alles Flehens seiner Gattin seiner Pflicht folgt, nach seiner Rückkehr aber das eigene Kind tot findet und nun für lange Zeit die Liebe der untröstlichen Mutter verliert, bis es ihm endlich gelingt, sie versöhnlicher zu stimmen und nach der Geburt eines neuen Kindes ihre alte Liebe wiederzuerlangen. — Tief angelegt und empfunden, aber zu knapp ausgeführt ist die Erzählung „Sie sollen die Wächter sein"; manche treffende und gute Schilderung der Situation und des Gemütslebens enthält auch die unter dem Titel „Krieg" aufgenommene Geschichte, ist aber im ganzen nicht bedeutend genug. Als beste Erzählung dieser Sammlung kann neben der ersten noch die letzte „Schule des Lebens" gelten; die übrigen drei stehen nicht auf der Höhe der genannten, wie überhaupt die unter der Überschrift „Norddeutsche Menschen" zusammengestellten die andern an Bedeutung überragen.

10. Eine Sommermondnacht. Novelle von Wilhelm Jensen. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. 3 M.

Daß bei einem so überaus fruchtbaren Schriftsteller, wie Jensen es ist, nicht alle Erzeugnisse gleichwertig sind, ist leicht begreiflich; seine neueste Novelle „Eine Sommermondnacht" gehört leider zu den minderwertigen. Ihre Fabel ist zwar recht nett und könnte einen gelungenen Lustspielstoff abgeben; die Ausführung aber steht bedeutend unter der der meisten Werke des Dichters. Die Erzählungsweise ist langatmig, die Sprache so künstlich geschachtelt, der Humor so gezwungen und gemacht, daß diese ganze Art der Erzählung nur bei einer kurzen Geschichte hin und wieder erheiternd und unterhaltend wirken könnte, bei einer so überaus langgezogenen aber nur Unlust erwecken und ermüden muß. Der an und für sich so lustige Inhalt dieser Eifersuchtsgeschichte ist folgender: Ein junger Ehemann begleitet in der Nacht eine hübsche, junge Dame, die in einer Gesellschaft von Kopfschmerzen befallen wird, allein nach Hause, obgleich auch seine Frau in der Gesellschaft ist. Sie wird darüber so eifersüchtig erregt, daß sie ihrem Mann davonläuft und durch eine Freundin eine Scheidungsklage absenden läßt. Diese aber benachrichtigt Cäciliens Gatten, Erhard von der Hellen, von dem Aufenthalt seiner Frau. Der junge Ehemann reist sofort verkleidet dahin ab, um seine Frau zu überrumpeln, wird aber unterwegs von dieser, die eben von einem Ausfluge zurückkehrt, im Zuge erkannt. Sie läßt sich jedoch nichts merken, sondern will nun ihrerseits seine Eifersucht erregen, macht sich mit einem mitreisenden schüchternen, jungen Mann bekannt, überredet diesen, in ihrem Sommerfrischorte seine Reise zu unterbrechen und sie nach ihrer Wohnung zu begleiten. Als er ihr dann in der Nacht ein Ständchen bringt und vor der Veranda aus noch mit ihr plaudert, wird sie plötzlich von einem aus ihrem Zimmer stürzenden Herrn zärtlich umarmt, während gleichzeitig von der andern Seite ihr Gatte vor sie tritt, der sie bei einem Rendezvous zu überraschen glaubt und sie nun mit Drohungen und Vorwürfen überhäuft. Den scheinbaren Liebhaber, der sich als ein Baron von Wolfskeel ihm vorstellt, fordert er sofort, nachdem seine Frau angstvoll davongelaufen ist; diese sucht im Hause eines philiströsen alten Ehepaares Hilfe und Unterkommen. Die ehrbare, von Tugend und sittlicher Entrüstung überfließende Dame bringt sie auch vermummt in eine auf der Höhe liegende Sennhütte. Inzwischen aber ist Cäciliens Freundin im Orte eingetroffen, erfährt von einem ihr bekannten Arzte, den sie hier trifft, die Vorfälle der Nacht und sucht mit dessen Hilfe Cäcilien ausfindig zu machen. Der vermeintliche Baron aber, der die junge Frau umarmt hatte, um bei seinem Diebstahl in deren Zimmer die Aufmerksamkeit von seiner That abzulenken, wird im Dorfe als ein lange gesuchter Verbrecher eingefangen und entlarvt, worauf Erhard von der Hellen reumütig seine, schon durch ihre Freundin von diesem Ereignis unterrichtete Gattin aufsucht und sich mit ihr versöhnt. Daran schließt sich noch die Verlobung der jungen Freundin mit dem hilfreichen Arzte. Es ist wirklich schade, daß der Humor dieser heitern Verwicklungen so unnötig in die Breite gezogen worden ist; kurz und flott erzählt, würde die Geschichte sicher ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

11. Der ewige Hochzeiter. Militärhumoreske von Ferdinand Bonn. Mit 12 Illustrationen von O. Gerlach. Köln a. R., Benziger u. Comp. A.-G. 1898. Schmal 12. Geb. in Leinw. 1 M. 50 Pf.

Mit der vorliegenden lustigen Soldatengeschichte hat Ferdinand Bonn die große Zahl der Militärhumoresken um eine neue vermehrt, ohne damit dieses Genre wesentlich bereichert zu haben. Sie ist zwar flott und mit guter Laune geschrieben, enthält eine Anzahl teils mehr, teils weniger witziger, künstlich erfundener Kasernenhofblüten, wie sie fast jede Nummer der „Fliegenden Blätter" aufweist, erzählt aber einen Soldatenstreich von so unglaublicher Tollheit, daß sie damit sehr viel an Wahrscheinlichkeit einbüßt. Man wird sich bei einer Humoreske gern manche Übertreibung auftischen lassen, man kann auch manchen tollkühnen Scherz glaubhaft finden; aber was Bonn hier erzählt, streift so an die Grenze des Undenkbaren und Unmöglichen, daß man an mancher Stelle wohl herzlich lachen, im ganzen — und besonders nach dem durchaus nicht mehr komischen Schluß — sich aber doch nicht befriedigt fühlen wird. Der ewige Hochzeiter ist ein Major von Hösler, der seines unangenehmen Auftretens wegen weder bei seinen Kameraden noch bei seinen Untergebenen beliebt ist und diesen Spitznamen erhalten hat wegen seiner vielen vergeblichen Versuche, eine Gattin zu gewinnen. Nun wird in dem kleinen Garnisonstädtchen ihm zu Ehren ein Ballfest veranstaltet, zu dem sich auch der Fähnrich Baron von Tümmelkam und der Lazarettgehilfe Jeck, die der Major eben in strengen Arrest gesteckt hatte, nachdem sie sich daraus befreit haben, mit Hilfe des Trompeters Mutschmann Zutritt zu verschaffen wissen, indem sich der Fähnrich als junge Miß und Jeck als deren Mutter, eine alte, reiche Lady, verkleidet. Ohne erkannt zu werden erreichen sie hier mit drolligem Spiel, daß der Major erst der Tochter und dann der Mutter, deren Beisammensein mit ihm zu überaus komischen Scenen Veranlassung giebt, einen Heiratsantrag macht. Dann aber kommt dem Gestrengen zu Ohren, wer die beiden sind; zweifelnd fühlt er ihnen auf den Zahn; doch ohne sich verblüffen zu lassen und sich zu verraten, machen sich diese davon, und nach mancherlei Hindernissen gelangt auch der Fähnrich glücklich in das Arrestlokal zurück, während Jeck vom Major erkannt und verfolgt wird. Als dieser dabei selbst in Gefahr gerät, rettet ihn der Trompeter, nachdem er ihm, seiner Meinung nach, das Ehrenwort abgenommen hat, die Kameraden nicht zu bestrafen. Doch einmal aus seiner unangenehmen Lage befreit, droht Hösler mit strenger Strafe, worauf Mutschmann zur Rettung aller dem Major mit einer offenen Beichte beim Oberst zuvorkommt, von diesem gutmütig Verzeihung erlangt, während jener seines unschönen Betragens wegen den Abschied nehmen muß. Wäre der Streich nicht gar zu unglaublich frech unternommen, Mutschmanns Ausnützung der gefährlichen Situation des Majors nicht allzu unverschämt und dessen Bestrafung für ein zwar durchaus nicht edelmännisches, aber schließlich auch nicht strafbares Benehmen nicht zu hart, so würde man sich ganz gut bei der tollen Laune des Stückchens amüsieren können, so aber mischt sich dem Vergnügen ein gewisses Unbehagen bei.

Max Mendheim.

Neue Dramen.

1. Renaissance. Lustspiel in drei Akten von Franz von Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. Berlin, Freund u. Jaeckel (Karl Freund). 1897. 8. 2 M.
2. Eine. Historischer Schwank in zwei Aufzügen von Max Dreyer. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898. 8. 1 M. 60 Pf.
3. In Behandlung. Komödie in drei Aufzügen von Max Dreyer. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897. 8. 1 M. 60 Pf.
4. Unjamwewe. Komödie in vier Aufzügen von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Tschaperl. Ein Wiener Stück in vier Aufzügen von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 2 M.
6. Das Stärkere. Ein Schauspiel in drei Aufzügen von Carlos Gottfried Reuling. Berlin, Theater-Buchhandlung Eduard Bloch. 1897. 8. 2 M.
7. Gretes Glück. Schauspiel in drei Akten von Emil Marriot. (Berliner Theater-Bibliothek Nr. 11). Berlin, Freund u. Jaeckel (Karl Freund). 1897. 8. 20 Pf.

In der plattesten Prosa befinden wir uns in dem historischen Lustspiel „Renaissance" von Franz von Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld (Nr. 1), die uns einmal spanisch kommen wollten. Die Personen reden hier lauter Feuilletons über Selbstverständlichkeiten in Versen, die wie endloses Wassergeriesel an unser Ohr rauschen; nämlich über die geschichtliche Thatsache, daß mit der Renaissance eine sogenannte neue Epoche der Menschheit beginnt, worüber das Nähere in den Geschichtsbüchern nachzusehen ist, falls die Backfischlein, die sich des Stücks erfreuen, es von der Schule her bereits vergessen haben sollten. „Der Wiedergeburt großer Tag brach an." Und weil das so ist, soll die Heldin, Marchesa Gennara di Sansarelli, nicht in Witwentrauer ihrem Manne anhängen, sondern sich mit dem liebenswürdigen und genialen (!) Maler Silvio da Feltre verheiraten. Diese Witwe hat einen Sohn: Alle Welt kommt mit Klagen zur Mama, besonders der Schulmeister, die erträglichste Figur im Stück, noch so einer von den alten Scholastikern. Nun ist doch aber die Renaissance angebrochen. Also hat doch der Junge ganz recht. Nicht wahr? Die Scholastik, das wissen wir doch, ist nun

überwunden, vorbei! Es lebe die Kunst! Denn es ist Renaissance, wo alle die großen Künstler gelebt haben, Raffael, Michelangelo, nicht wahr? Daraus folgt, was so ein verbohrter, überwundener Scholastiker natürlich nicht weiß, daß der Junge ein Künstler ist. Aber sein Stiefvater in spe, der Maler, der Renaissancemaler, der hat das gleich weg. Darum, so heißt die Parole, heraus aus der Scholastik, hinein in die Renaissance. Nun hat das aber noch einen Haken. In Rom und Florenz, wo die Renaissance herrscht, da giebt es auch Liebe und Weiber. Nun ist aber der liebe, gute, herzige Vittorino noch so keusch. Ach, so keusch, so knabenhaft keusch und unwissend, rein zum Todlachen keusch. Zu drollig; nicht wahr? Küssen will er sich schon gar nicht lassen, außer von Mama. Aber das Küssen muß man doch lernen. Sonst wird es nichts mit der Renaissance! Darum haben wir da ein Modell, ein eifersüchtiges, kokettes Weib, das sich ihren richtigen Renaissancemaler holen will. Sie kommt aber gut an bei Vittorino. Er will sie gleich hinauspeitschen, der gute Junge, denn Mirra will ihn partout küssen und thut es auch. Der naive Junge glaubt erst, er ist behext. Wie soll er sich auch so was erklären! Er ist doch das noch nicht gewöhnt und überhaupt noch so unwissend! Da haben wir aber zum Glück einen alten Pater, der sich auf das Menschlich-Allzumenschliche versteht und der ihm ein Privatissimum über die Liebe und das Küssen liest. Jetzt muß man sehen, wie er das gleich weg hat und darauflos küßt! So ein verteufelter Junge! Man sieht doch gleich, daß man in der Renaissance ist. Aber das ist zu komisch: Jetzt geht eine richtige Küsserei los! Selbst der alte Magister merkt, daß es mit der Renaissance nun richtig Ernst wird. Er küßt nicht nur, er nimmt sich sogar ein junges Weib. Und so fügt sich alles vortrefflich. Zum Schluß Tableau mit Beleuchtung. Das Gesetz der dramatischen und psychischen Entwicklung ist sehr einfach. Erst sagt einer: Ich will nicht. Darauf läßt der andere das Stichwort von der Liebe fallen. Ist das Stichwort gefallen, wissen die Naiven von der Liebe gleich alles. Es ist, als wenn ein Schuljunge eine Regel vergessen hat. Aber man braucht nur anzutippen, dann schnurrt er sie gleich herunter. Das ist die Psychologie und Dramaturgie dieser Lustspieldichter. Das Neue an ihrem Stück ist, daß wir einmal einen männlichen Backfisch haben. Das verbürgte den Erfolg. Daneben fehlt es natürlich nicht an dem weiblichen: Nein, das Publikum, das sich hieran ergötzt, hat trotz Naturalismus und Moderne nichts gelernt und wird nichts lernen, wenn auch zu Hauptmann und Sudermann sich zehn neue Shakespeares und Goethes gesellten. Dies Publikum steht jenseits aller Kunst.

Eine andere Luft weht in dem historischen Schwank „Eine" (Nr. 2) von Max Dreyer, der in sehr possierlicher Weise veranschaulicht, wie sich die Träume der Widertäufer verwirklichten, und daß Vielweiberei nicht einmal dazu nütz ist, ein Wams zu flicken oder ein Mahl zu bereiten. Der Witz dabei ist sehr billig, die Komik niedriger Art. Aber das Ganze ist derb, keck, frisch, lustig. Jede Figur ist gesehen und mit wenigen Strichen hingeschrieben. Da ist alles gesund, kernig und lebendig. Rasch rollt sich die Handlung ab. Das angeschlagene Thema wird abgewickelt, so oder so, mit Güte oder Gewalt, es muß zum Ende. Da wird nicht gefackelt. Diese dramatische Klarheit ist besonders wohlthuend in unserer Zeit, da vor lauter Zimperlichkeit, Stimmungsverhextheit, Gewissensverängstigung und Pedanterie unsere Dramatiker nicht mehr von der Stelle rücken und über eine gegebene Situation nicht hinauskommen. Dreyer weiß, man ist nicht zum Spaß Dramatiker und hat nicht tausend Seiten, um einen winzigen Vorgang darzustellen. Man ist auch nicht Dramatiker, um den Regisseur zu spielen. Der Dramatiker hat etwas vom Soldaten. Er darf roh, aber er darf nicht feig sein. Wer die Handlung nicht ins Rollen zu bringen weiß und die Personen nicht aufeinander zu hetzen versteht, der soll die Hand vom Drama lassen. Diese derbe historische Posse nimmt künstlerisch keine sehr hohe Stelle ein, aber sie setzt sich mit einem Sprunge über das meiste hinweg, was heute Dramatisches geschaffen wird. Dreyer widerlegt mit einem Fußstoß alle die Theorien der konsequenten Naturalisten. Er kommt mit aufgekrempelten Ärmeln, nicht in der besten Toilette, aber er greift zu. Er steht nicht als müßiger Greiner dabei, wenn seine Personen nicht aus und ein wissen.

Darin lag auch vielleicht der Erfolg seiner Komödie „In Behandlung" (Nr. 3). Auch hier geht er keck und frischen Mutes an sein Thema: die Kunst, eine Emancipierte zu bändigen. Schnell entschlossen schafft er seine Situationen. Grob, aber fest wird die Handlung zusammengezimmert. Halten wird der Boden schon, also kann der Kampf beginnen. Besonders geistreich oder witzig geht es da nicht zu. Aber mit unverfrorener Dreistigkeit wird das Allzuweibliche an seine Schwäche erinnert, wird die verlogene Tugend der Gesellschaft entlarvt. Die Frechheit ist hier das Erfrischende. Die Charakterzeichnung ist ohne Tiefe und Eigenart, Aufstellung und Lösung des Problems eher boshaft als geistreich, die Mittel nicht sonderlich fein. Aber was ich an diesem Stücke und diesem Autor schätze, das ist, daß kein Falsch in ihm steckt. Er renommiert nicht und posiert nicht, er ist in allem, was er giebt und nicht giebt, in Stoff, Charakteristik und Technik so ungewöhnlich ehrlich. Das berührt nirgends wohlthätiger als gerade beim Lustspieldichter. Deshalb gehört Max Dreyer unter den jüngern Theaterdichtern zu den wenigen, zu deren Entwicklung ich Vertrauen habe. Er besitzt eine der wichtigsten Eigenschaften für die Bühne: eine gewisse künstlerische und menschliche Unbefangenheit. Er macht sich und andern nichts vor und weiß, was er will.

Solches Lob kann ich Ernst von Wolzogen nicht spenden, weder im allgemeinen noch in dem vorliegenden

Falle seiner Komödie „Unjamwewe" (Nr. 4), wiewohl auch dieser Dichter ziemlich frisch und unbefangen und sicherlich begabter ist als Dreyer. Aber er weiß mit seinen Mitteln nicht hauszuhalten, renommiert mehr, als er hält, verzettelt sich und ist nicht wetterfest. Vor allem, ihm fehlt das künstlerische Taktgefühl, und er gewährt keinen reinen Genuß. In seiner Kolonial- und Übermenschkomödie hatte er einen sehr glücklichen Vorwurf. Er zeigt die ganz schiefe Stellung, in der heute ein hervorragender Mensch zur Welt und zur Gesellschaft kommt und kommen muß, wie kleinliche moralische Vorurteile die Staaten um die wichtigsten Vorteile bringen, wie jede große Unternehmung an der Krämerhaftigkeit und Philiströsität der Gesellschaft scheitert, die den Zweck heiligt, aber die Mittel nicht will. Schon im ersten Akt kommen falsche Töne in diese Komödie, indem der Dichter ganz heterogene Elemente zusammenbringt. Wolzogen fällt beim Dichten immer zuviel Konventionelles ein. Er zeigt uns nicht die Gesellschaft, sondern einen Salon, er baut einen faden und geschmacklosen Roman zusammen, und scheut sich nicht vor der verbrauchten Figur eines lächerlichen jüdischen Bankiers, durch dessen Einführung und Charakteristik die Tendenz des Ganzen sofort verschoben wird. Die Behandlung des Themas wie der Menschen ist höchst oberflächlich. Es sind keine Realitäten aus dem Leben, sondern Typen, Karikaturen, wie man sie in Romanen und Dramen schon hinlänglich kennen gelernt hat, also eine Welt aus dritter oder zehnter Hand. Die Charakteristik ist bei Wolzogen sehr einfach: der jüdische Bankier mauschelt, erzählt mit Vorliebe Mikoschwitze und thut seinem Bauche gütlich. Der Charakter ist fertig. Und das ist noch eine der besten Figuren. Das Schlimmste aber ist, der Held ist kein großer Mensch, der er doch sein müßte, wenn die Komödie einen Sinn haben soll, nicht einmal ein Renommist, sondern das Sprachrohr großer Worte, die sich der Dichter, welcher seinen Nietzsche gelesen und sich über den Fall Peters geärgert hat, einmal vom Herzen schreiben wollte. Zum Schluß hat sich Wolzogen vollständig verrannt, die Komödie wächst ordentlich in die Lüge hinein. Der Afrikareisende Ewert hat der Frau des Konsuls Gerth den Hof gemacht, wiewohl er noch ein Schätzchen hat. Nun ist der Held freilich ein Übermensch, da muß man nicht mit der Moral kommen. Gewiß nicht, wir wissen wie Goethe in „Götter, Helden und Wieland" über diesen Punkt dachte. Allein, diese Hofmacherei ist nur Komödie, die Frau ist dem Thatenmenschen, der die Rücksichtslosigkeit vertritt, nur Mittel zum Zweck. Mit einem mal ist das alles gar nicht wahr gewesen, er verehrte in ihr nur die Förderin einer großen Sache, wodurch noch das andere erreicht ist, daß diese Salonschlange, die jeden Übermenschen gleich für sich haben will, öffentlich gebrandmarkt wird. Es ist ja doch eine Komödie. Dabei benimmt sich Ewert so roh und täppisch gegen die genasführte Frau, gar nicht wie ein Übermensch, sondern wie ein thörichter Junge, der in keiner anständigen Gesellschaft möglich wäre. Gerth kommt, den Helden zur Rede zu stellen: „Sie haben meiner Frau eine Liebeserklärung gemacht?" „Allerdings — ich — konnte nicht umhin. Ich bitte die gnädige Frau um Verzeihung dafür, daß ich mich dazu hinreißen ließ. Und Ihnen, mein verehrter Herr Konsul, sage ich hiermit ganz offen: wenn im Augenblick des Rausches die Gelegenheit günstig gewesen wäre, so würde ich sie vermutlich ergriffen haben — ohne Gewissensbisse, und mich noch hinterher bei meinem Gott bedankt haben für die selige Stunde." Darauf Gerth: „Das — mag ja alles recht schön sein; aber sie haben uns beide unmöglich gemacht." Aber nun zeigt sich, daß Ewert der richtige Übermensch ist. Was! „Ihr mit eurer altgewordenen Gesellschaft, ihr könnt ja einfach die natürlichen Dinge nicht natürlich nehmen." Ist das nicht groß?! Das nenne ich noch eine unbefangene Auffassung von Welt und Moral. Es ist das alles so taktvoll gesagt und an der unpassendsten Stelle vorgebracht! Nein, Ernst von Wolzogen hat doch nicht Geist und Unbefangenheit genug für die Immoralität. Er hat noch nicht eine einzige Gesellschaftsphrase vergessen und geberdet sich, als hätte er die ganze alte Kultur schon überwunden. Zum Schluß passiert ihm noch das Unglück, daß er mit einigen Personen gar nicht mehr anzufangen weiß, daß die Leute auf der Bühne herumstehen und sich lästig machen. Der Dichter kann sich in seiner Hilflosigkeit der heraufbeschworenen Geister nicht mehr erwehren. Der Schluß wirkt peinigend. Von verschiedenen Figuren ist überhaupt nicht erkenntlich, was sie in der Ökonomie des Stücks sollen, z. B. Melanie, die Schwester der Frau Gerth, dessen Sekretär, der im dritten Akt den Angeber spielt und weiter keinen Zweck hat, als eine scheinbare Katastrophe vorzubereiten. Aber in diesem rohen Gebilde befindet sich eine Oase: das ist der zweite Akt, der in der Wohnung der Geliebten Ewerts spielt. Hier ist poetisches Land. Alles ist hier gesünder und wahrer, der aufgeregte Kopf schweigt und das Herz redet. Dieses Liebesidyll gehört zum Besten, was die realistische Dichtung in Deutschland an Liebesscenen geschaffen hat. Er zeigt, was Wolzogen kann, wie man ihn beurteilen muß, er setzt die Roheit des übrigen Stücks erst in die rechte Beleuchtung und läßt bedauern, daß dieser Dichter sich nicht etwas gründlicher künstlerisch gebildet hat. Talent steckt zu vielem in ihm, aber ihm fehlt der Ernst, ohne den eine Komödie oder Humoreske noch schwerer gelingt als eine Tragödie oder ein Roman.

Eine künstlerisch viel reifere Natur ist Hermann Bahr, der aber, nachdem er alle möglichen Moden mitgemacht und allen Künsten und Richtungen sich angepaßt hat, schließlich auch bei den alten Konventionen heimisch geworden ist. Sein „Tschaperl" (Nr. 5) ist eine verfeinerte Komödie im Stile Lindaus oder, wenn das vornehmer klingt, Fuldas. Es ist die Komödie von dem entdeckten Genie der Frau, die erst jahrelang im Schatten ihres Mannes gelebt hat, bis sich schließlich herausstellt, daß er das Tschaperl, d. h. das Schaf, oder wie sein Vater sagt, a Würstel

ist. Diese Frau aber ist durchaus unwahr: erst ist sie das bescheidene Schäfchen, mit einem male ist sie eine geniale Komponistin, der die herrlichsten Melodien nur so zuströmen, während dem Mann nie was einfällt. Plötzlich wird sie eine Wiener Berühmtheit, und nun erst zeigt sie, daß sie ganz thöricht ist. Die Falschheit dieser Charakterzeichnung hat ihren Grund in der doppelten Betrachtung des Dichters, der sie zugleich ernst und komisch nahm, der realistisch und ironisch seine Gestalten zeichnen wollte. Infolgedessen sind die Charaktere, sofern sie nicht konventionelle Lustspielfiguren sind, verzeichnet. Das Tschaperl, das nun die Tyrannei des Mannes nicht mehr ertragen kann, verläßt ihn scheinbar, um ihrer künstlerischen Individualität leben zu können, in Wirklichkeit, weil sie in ihrem Manne eine Fessel ihrer weiblichen, allzuweiblichen Eitelkeit sieht. Bahr hat dieser Figur gegenüber einen doppelten Gesichtspunkt, und deshalb ist sie so unwahr. Nicht viel besser geht es ihm mit dem Manne, der, weil er einfacher ist, auch weniger widerspruchsvoll ist, aber der auch nicht mit frischen Künstleraugen gesehen ist. Nur aus seinem alten Vater, der eine köstliche Figur, voller Humor und launig gezeichnet ist, spricht uns das Leben unmittelbar an. Er ist so etwas wie der humoristische Chorus in der Komödie, und mit ihm und in ihm zeigt der Dichter seine Überlegenheit über den Stoff. Er findet noch ganz zum Schluß den richtigen Ton für die Pseudotragödie des Sohns, denn er weiß, daß sich im Leben und im Wiener Leben zumal das Tragische sehr bald abzuschleifen beginnt, daß, was als große Tragödie angefangen, als lächerliche Wurstelkomödie zu endigen pflegt. Durch diesen Alten bekommt das Stück Perspektive. Dichter wie Bahr und Wolzogen pflegen bei allem Leichtsinn und aller Konventionalität, der sie nachgeben, doch immer irgendwo zu verraten, was sie können. Sie geben damit selbst die Kriterien, nach denen sie beurteilt werden müssen. Und nur eine Kritik, die ihren Vorzügen nicht gerecht oder sie nicht gewahr wird, kann darüber hinwegsehen und sie aus Schwäche, Gutmütigkeit oder Gewissenlosigkeit behandeln, als gehörten sie auch zu dem Troß der vielen Mittelmäßigkeiten, mit denen man schon zufrieden ist, weil sie überhaupt noch etwas zu stande bringen. Es handelt sich auch nicht um Harmlosigkeiten, die keine ernsthafte Beurteilung beanspruchen, sondern um große Würfe oder Versuche, denen es an Ernst bei der Ausführung fehlt. Sie wollen Großes und können auch Tüchtiges, aber sie begnügen sich mit Halbheiten, denn sie können die Anerkennung der Welt nicht entbehren. Sie leisten keinen Widerstand gegen das Konventionelle, und was sie zeugen, sind Bastarde des Modernen.

Auch Carlos Gottfried Reuling hat nicht gehalten, was seine erste Komödie versprochen hatte. Er hat sich in seinen spätern Dramen mehr und mehr beschränkt, eine saubere Technik ausgebildet und begnügt sich jetzt damit, die großen Konflikte der Modernen in kleinen bürgerlichen Verhältnissen darzustellen, wodurch sie etwas Larmoyantes erhalten. Dies gilt besonders von seinem Schauspiel „Das Stärkere“ (Nr. 6), das sich giebt wie eine Übertragung Ibsens und Hauptmanns auf die Provinz. Der Pfarrer Johannes Küster, ein Epigone des Pfarrers Rosmer von Rosmersholm und schwächlicher Verwandter Johannes Vockerats, ist seit einer Reihe von Jahren mit Sophie Walz verlobt, durch die er sein Studium hat ermöglichen können. Darüber ist sie eine alte Jungfer geworden, er selbst aber hat sich inzwischen zu einem modernen Menschen gewandelt, was in modernen Stücken infolge naturwissenschaftlicher Studien zu geschehen pflegt; und sein Herz gehört jetzt einer jungen Lehrerin, Frieda Bügler. Natur, Neigung, Entwicklung und das Moderne zieht ihn zu ihr, die Pflicht aber ruft ihn zur Braut. Dieser Konflikt bildet das Drama. Das Stärkere ist die Konvention. Denn Küster ist, wie alle modernen Helden, ein weichlicher, schwacher Mensch, der nicht die Kraft hat, ein Band zu lösen, dem das Recht der Jugend und des Individuums nur auf der Lippe schwebt. Der Konflikt mit der Braut hat etwas so Altjungferliches, kleinstädtisch Philisterhaftes, daß man glaubt, eine moderne Frage in Cottbus oder Teterow diskutiert zu hören. Das Ganze wirkt unerquicklich. Das Stück ist geschickt aufgebaut, von guter, wenn auch einfacher Technik und annehmbarer Charakteristik. In dieser kleinen Welt ist alles richtig gesehen und geschickt dargestellt. Aber diese Welt ist unerträglich. Kein freier Windzug fährt in sie hinein, kein kräftiger Schlag droht sie zu zertrümmern, keine Spur von Humor verrät, daß der Autor über dieser Welt steht. Diese Zahmheit macht das Schauspiel zu einem schwächlichen Werk. Ach, auch Reuling nahm einst einen kühnen Flug zur Eroberung der modernen Welt. Mit gebrochenen Masten mündet er jetzt ein in den muffigen Hafen deutscher Philiströsität. Der Entwicklung unserer modernen Dramatiker zu folgen ist wahrlich eine schmerzliche Aufgabe. Sie geben sich so bald zufrieden, und wenn sie gestern mit der Faust auf den Tisch schlugen, so bitten sie heute reumütig um Entschuldigung. Nein, das ist kein tapferes Dichtergeschlecht, wie es unsere Zeit gebraucht.

Mannhafte Dichternaturen muß man heute schon unter den Frauen suchen. Emil Marriots (Emilie Mataja) Schauspiel „Gretes Glück“ (Nr. 7) ist in Anlage und Komposition eins der besten Stücke des modernen Theaters, und ich glaube, das beste realistische Stück des Jungen Deutschlands. Durch seine dramatische Koncision, die gedrängte Darstellung eines typischen Frauenschicksals, durch die Kunst, ein Gesellschaftsproblem auf die einfachste Formel zu bringen, gemahnt es von fern an Ibsens „Gespenster“. Die beiden ersten Akte sind meisterhaft. Der erste zeigt in einfachen Strichen das Milieu, aus dem dieses Schicksal hervorwächst, realistisch und typisch zugleich in jedem Zuge, nicht stark freilich, aber anschaulich: die dumpfe, kleinbürgerliche Familie, in der die Verheiratung einer Tochter eine Erlösung von schweren Sorgen bedeutet, wo nicht nach Liebe und nicht nach Vernunft gefragt wird und wo, wenn in ein hübsches Mädchen

sich einmal ein reicher Mann vergafft, diese Ehe als das Universalmittel für alle gilt, die unverheirateten Töchter und die studierenden Söhne. Der zweite Akt zeigt uns Gretes Eheglück selber. Er ist das beste im Stück und von ergreifender Wahrheit. Die ganze Roheit der modernen Verkuppelung ist hier in ein paar scharfen Zügen gezeichnet, die Trostlosigkeit dieser Ehe, in der das junge, zarte, unerfahrene Weib unter der Roheit der Liebkosungen ihres abgelebten Mannes, des ermüdeten Wüstlings, erschauert: eine noch nicht aufgebrochene Rose, in die mit täppischen Fingern eine schmutzige Hand fährt. Der Schreck über solchen frechen Eingriff in ihre verletzte Seele treibt das Frauchen auf, das jetzt endlich den Mut findet, zu ihrem Geliebten zu fliehen. Leider enthält dieser Akt noch zu viel Rednerisches, zu viel konventionelle Auseinandersetzungen, durch die die Charakteristik des Weibes verwischt wird und in die Handlung etwas Willkürliches kommt. Das mußte gerade hier vermieden werden. Ich denke besonders an die Scene zwischen Grete und ihrer Mutter. Hier merkt man, daß die Dichterin vom Roman herkommt, an den namentlich der verfahrenere dritte Akt erinnert, wo außerdem die Anlehnung an Ibsen sehr stark und die Nachahmung äußerlich ist. Zum Schluß bricht die gleichfalls von Gespenstern, den Geistern der Familie, verfolgte Grete wie Oswald in Wahnsinn aus, aber in keinen gefährlichen, sondern den unvermittelten richtigen Theaterwahnsinn, dessen Ursache weniger physiologischer als dramaturgischer Art ist. Die Absichtlichkeit der Dichterin ist hier in jeder Replik erkenntlich und bringt die Katastrophe um ihre Wirkung. Wenn die Mama fragt: „Was sollte sie denn krank gemacht haben?", so ist das ein Wink an den Verstand, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Das ist alles gute Schule, aber keine unmittelbare Dichtung, es ist Dramatik aus zweiter Hand. Die Tendenz wird aufdringlich. Das Schauspiel, ein vorzügliches und mutiges Stück, voller Feinheit und Energie, ist aber doch nur ein Werk des Verstandes. Es fehlt der Duft und die Unschuld wahrer Poesie, der Atem der Natur selbst. Vor vielen modernen Stücken aber hat es etwas Wesentliches voraus: die meisten sind unerträglich durch die Schwäche ihrer Helden. Hier, wo es sich um ein Weib und eine ganz passive Natur handelt, und das Dramatische nicht in dem Kampf des Helden mit der Umgebung, sondern in der Einwirkung der Umgebung auf die zur Passivität von Natur und Gesetzes wegen verurteilte Heldin besteht, ist das nicht nur alles natürlich und verständlich, hier kommt eben eine umgekehrte dramatische Kraft zur Geltung. Es ist die Dramatik nicht des Handelns, sondern des Leidens, in der das Milieu in Aktion versetzt wird und den Helden zertritt oder zermalmt. Das Schauspiel der Marriot ist eine gesunde Mischung beider Arten von Dramatik, indem sie auf die Reaktion der Umgebung die Aktion der Heldin folgen läßt, während in der andern Gattung von Dramen umgekehrt auf die Aktion des Helden die Reaktion der Umgebung folgt. Die Knappheit der Form, die Sicherheit der Handlung hat außerdem noch bei ihr den Vorzug, daß sie nirgends langweilig wird, wodurch sie sich ebenfalls wohlthätig von ihren Mitstrebenden unterscheidet.

Leo Berg.

Feuilleton.

Immer darauf bedacht, durch nützliche Neuerungen seiner Zeit zu dienen, läßt Professor Joseph Kürschner jetzt ein Jahrbuch erscheinen, das zu dem erstaunlich billigen Preise von einer Mark Wissenswertes in größter Fülle bietet. Vor uns liegt der schmucke, 950 Spalten umfassende und mit ca. 850 Illustrationen ausgestattete erste Jahrgang davon: „Kürschners Jahrbuch für 1898" (Berlin, Eisenach, Leipzig, Hermann Hillger Verlag). Er enthält zunächst nicht nur das, was ein guter Kalender nur immer enthalten kann, Gedenktage, den Sternenhimmel, allgemeine Betrachtungen über die einzelnen Monate, Gärtnerisches, Hauswirtschaftliches, Gesundheitslehre, sondern giebt auch reichlich Veranlassung und Gelegenheit, Notizen aller Art zu machen. Zugleich aber ist das Jahrbuch ein Vademekum für allerlei Fragen, die im täglichen Leben an den Menschen herantreten. An Auszüge aus ganzen Wissensgebieten reihen sich Zusammenstellungen über aktuelle Fragen und Gegenstände. Da findet man Übersichten über den gegenwärtigen Stand der wirtschaftlichen, politischen, militärischen und sonstigen Verhältnisse aller Länder der Erde. Dann wieder stößt man auf Kapitel wie die folgenden: „Verkehr mit Fürsten, Adel, Geistlichkeit, Behörden u. s. w.", „Militärsignale", „Bertillonage", „Gaunersprache", „Berechtigungen durch Schulbesuch erworben", „Ferienordnung", „Frauenfrage", „Schlafwagen u. s. w.", „Philatelistische Neuheiten" (man fühlt sich versucht, auch nach der Briefmarkensprache zu suchen), „Landwirtschaft", „Tierzucht", „Pilze", „Wein", „Bier", „Hilfe bei Unglücksfällen", „Wie ein Buch entsteht", „Stenographie", „Handschriftendeutung", „Aus dem Reiche der Artisten", „Berliner Redensarten", „Aus deutschen Witzblättern und andern", „Duellchronik". Den Schluß bildet ein kleines Verdeutschungswörterbuch. Das alles ist nur ein Teil des reichen und bunten Inhalts.

— In zweiter Auflage ist die in d. Bl. schon anerkannte Reisenovelle „Ikarus" von H. Mellin (Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1897) erschienen, die an die lose geknüpften Fäden der Handlung manch sinnigen Gedanken über die klassischen Stätten Italiens anreiht.

— Schon in dritter Auflage sind Hans Hoffmanns „Bilder und Skizzen" „Von Frühling zu Frühling" (Berlin, Gebrüder Paetel [Elwin Paetel], 1898) kürzlich erschienen.

— Tagebuchblätter sind es, die Pierre Loti in seinem Werke „Galiläa" (Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von E. Philiparie. Berlin, Schuster u. Loeffler, 1897) bietet, Tagebuchblätter, die uns den frischen Eindruck des Geschauten getreulich wiedergeben. Von Jerusalem bis Damaskus ging die Fahrt auf ungebahnten Pfaden, und die Reisenden lebten ganz nach der Sitte des Landes. Nicht das Thatsächliche, das Gegenständliche ist die Hauptsache, sondern die Stimmung, wie sie sich bildet aus den Eindrücken der Landschaft und aus dem Nachklang der historischen Erinnerungen. „Der intime Reiz des Landes", erklärt Loti selbst, „seine Farben, seine Töne und seine Wohlgerüche sind vielleicht alles, was ich im Vorübergehen aufzeichnen

konnte; — das einzige übrigens, was mir meine Vorgänger in dem von unübertrefflichen Dichtern so oft besungenen Lande übriggelassen.“ Dabei zerfließt seine Darstellung keineswegs in lauter Duft. Ein Hauch der Melancholie liegt über diesen Stätten, denen — wie Loti fürchtet — das Vordringen europäischer Kultur nur zu bald ihren patriarchalischen Charakter nehmen wird, und derselbe Hauch der Melancholie liegt auch über dem Buche Lotis, nur noch verstärkt durch die Klage des frommen Dichters, daß er Christi Gestalt vergebens hier gesucht hat, und durch die bange Ahnung dessen, was der Menschheit in Zukunft bevorsteht. Wie er hier nur Entweihung, Leere und Tod fand, so klagt er: „Für viele sehen wir einer schauerlichen Zukunft entgegen; wenn einst die hohen, himmlischen Träume entflohen sind, werden dunkle Zeiten beginnen, und die Unglückseligen werden nicht einmal mehr wissen, was beten heißt. . . .“

— Sie wandeln merkwürdige Wege, unsere Litteraturphilologen. Das eine mal sammeln sie alle, auch die kleinsten Notizen über einen Dichter und treten nun mit diesem Rüstzeug und dem Anspruch an des Dichters Werke heran, daß so allein eine richtige Würdigung möglich sei. Das andere mal machen sie es umgekehrt: sie nehmen die Werke des Dichters und destillieren aus ihnen das Leben des Dichters bis in das einzelnste und kleinste heraus. Diesen Weg schlägt Richard Maria Werner ein in seiner Schrift „Betty Paoli“ (Preßburg und Leipzig, G. Heckenast Nachfolger, 1898). Er erklärt ausdrücklich, daß er von Betty Paolis (Elisabeth Glück) Lebensschicksalen wenig kenne und ihre Biographie eigentlich nur ihren Gedichten entnehme. Er konstruiert dann sofort eine freudlose Jugend, während in Brümmers recht zuverlässigem „Lexikon deutscher Dichter“ zu lesen steht: „unsere Dichterin verlebte eine glückliche Kindheit“; ferner stellt er tiefsinnige Betrachtungen an, warum sie ihren Vater nie erwähnt, und versteigt sich sogar zu Textkonjekturen, während Brümmer das Rätsel sehr einfach löst: „Ihren Vater, einen angesehenen Arzt, verlor sie frühzeitig.“ Das Sublimste ist, wie Werner sich den Geliebten der Dichterin rückkonstruiert: der Geliebte müsse jung gewesen sein („Gedichte“, S. 74), vielleicht Soldat (S. 13). „Einmal dürfte ihn die Dichterin verletzt haben, worüber sie sich kaum zu trösten vermag“ (S. 131 fg., 202); „ein Wort (S. 116) muß dann für ihr Geschick entscheidend gewesen sein u. s. w.“. Wir gestehen, einer derartigen Analyse von Gedichten keinen Geschmack abgewinnen zu können. Vielleicht hat Werner aber diese Methode deshalb gewählt, weil bei Betty Paoli allerdings Leben und Dichten in seltenem Maße eins war, weil man bei ihren Gedichten mehr als bei andern Dichtern das Recht hat zu fragen: aus welcher bestimmten Lebenserfahrung, ja aus welchem vielleicht kleinen Ereignis ist ein Gedicht herausgewachsen? Mit Recht rühmt ihr auch Werner nach, daß sie niemals über die Grenzen des Weibes hinausgegangen sei, daß nicht ein einziger Vers so töne, als ob ein Mann spräche, und so kommt er zu dem Endurteil, daß Betty Paoli die abgeschlossenste, gerundetste Gestalt unter den ältern österreichischen Lyrikern sei. Im ganzen wird seine Charakteristik (S. 25) Zustimmung finden: „Betty Paoli hat auch nicht in einem einzigen Vers die Maske vor dem Gesicht, immer spricht das Weib, immer Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken mit der eigentümlichen Färbung eines nach Selbstbefreiung ringenden Frauenherzens — — sie ist merkwürdig schlicht, wie wenige, freilich mitunter etwas gesucht. Geistreiche Bilder und Vergleiche werden gebraucht, der Ausdruck wird nur wenig gehoben und umschließt mit treffenden Worten die Gedanken so eng, daß die Prosa nicht knapper, nicht durchsichtiger sein könnte. — Alles vereinigt sich, um die Verse als einen notwendigen Erguß einer leidenschaftlich fühlenden, groß denkenden, fein besaiteten Frauennatur erscheinen zu lassen. Was uns aus dem Büchlein anblickt, ist ein Menschenschicksal, ein Frauenschicksal.“

— Eine willkommene Ergänzung zu Nippolds Biographie des Freiherrn von Bunsen bieten die „Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und andern Katholiken aus den Jahren 1818—37“, die Fr. Heinrich Reusch im Verlag von Fr. Jansa (1897) in Leipzig herausgegeben hat. Die Briefe sind zwar schon von Nippold in seiner Biographie und in andern Arbeiten litterarisch verwertet worden, gleichwohl ist ihre ungekürzte Publikation sehr dankenswert, weil sie interessante Beiträge zur Kirchengeschichte der damaligen Zeit liefern. Unter den Korrespondenten begegnen uns die Kardinäle Consalvi, della Somaglia, Albani, Cappacini, der Erzbischof Spiegel von Köln, die Bischöfe Hommer von Trier, Droste von Münster und andere preußische Bischöfe, Geheimrat Schmedding und andere deutsche Katholiken. Der Herausgeber giebt uns in einem längern Vorwort die erwünschten Notizen über Persönlichkeit und Charakter der Briefschreiber, sowie über ihre Beziehungen zu Bunsen, und hat den Briefen in Anmerkungen diejenigen Erläuterungen beigefügt, die zum Verständnis nötig sind. Ein genau gearbeitetes Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches, das freilich nur in Gelehrtenkreisen lebhafteres Interesse finden dürfte.

Bibliographie.

Bambus, W., Palästina, Land und Leute. Reiseschilderungen. Mit 6 Tafeln. Berlin, S. Cronbach. Gr. 8. 3 M.

Beetschen, A., Gedichte. München, C. H. Beck. 8. 4 M.

Brandes, G., Polen. Übersetzt von A. Neustädter. München, A. Langen. 8. 10 M.

Cabanis, George Paul Sylvester, Der Menschheitslehrer. Ein Lebensbild des Weisen von Nazareth, Berlin, F. Dümmlers Verlag. 8. Geb. 4 M.

Condivi, A., Das Leben Michelangelos, beschrieben von seinem Schüler C. Übersetzt und beschrieben von H. Pemsel. München, C. H. Beck. 8. 5 M.

Flerowsky, N., Unter drei russischen Kaisern. Erlebnisse, Studien und Beobachtungen. Berlin, S. Cronbach. 8. 6 M.

Hansjakob, Heinr., Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. Geb. in Leinw. 5 M.

Hevesi, Ludw., Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 12. Geb. in Leinw. 4 M. 80 Pf.

Heyck, Ed., Kaiser Maximilian I. (Monographien zur Weltgeschichte. Bd. 5.) Mit 4 Kunstbeilagen und 142 authentischen Abbildungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. In Leinw. kart. 3 M.

Kuczynski, Paul, Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken. Mit einem Porträt des Autors in Heliogravüre. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Michaelis, Curt, Um eine Königskrone. Tragödie. Erlangen, F. Junge. 8. 2 M.

Niese, Charlotte, Auf der Heide. Roman. Leipzig, F. W. Grunow. 8. Geb. in Leinw. 6 M.

Rade, Mart., Die Religion im modernen Geistesleben. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. Geb. 2 M.

Roberts, Alex. Baron von, Die schöne Helena. Roman in zwei Bänden. Zweiter Band. (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. 14. Jahrgang. 18. Band.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 75 Pf.

Schanz, Frida, Eine Millionenheirat und anderes. Novellen und Skizzen. Dresden, Carl Reißner. 12. Geb. 4 M.

Schellwien, R., Philosophie und Leben. Leipzig, A. Janssen. 8. 2 M. 40 Pf.

Schmid, Max, Rethel. (Künstler-Monographien. Bd. 32.) Mit 125 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Radierungen und Holzschnitten. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8. 3 M.

Shakespeare, Hamlet. Nach der Übersetzung von A. W. von Schlegel und L. Tieck herausgegeben von Ed. Coßmann. Paris, Didot. Gr. 8. 4 M.

Sittenberger, H., Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Österreich. München, C. H. Beck. 8. 7 M.

Storck, F. (Höärmeckan), Dreiblatt. Hochdeutsches und Plattdeutsches. Elberfeld, S. Lucas. 8. 3 M.

Volksbücher, biographische. Nr. 5—7 und 17—22. Leipzig, R. Voigtländer. 8. Jede Nr. 25 Pf.

Werner, J. Ch., Der Henker von Nauplia. Erzählung aus dem neugriechischen Volksleben. Leipzig, Dieterich. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 34.

Leipzig,
25. August 1898.

Victor Hugo nach seinen Briefen.*)

„Allez! je vois bien clair dans mon avenir, et je vais avec foi, l'œil fixé au but. Je tomberai peut-être en chemin, mais je tomberai en avant. Quand j'aurai fini ma vie et mon œuvre, fautes et défauts, volonté et fatalité, bien et mal, on me jugera."

So schrieb Victor Hugo, der anerkannte Führer der romantischen Bewegung in Frankreich, im Jahre 1833. Ein halbes Jahrhundert später ist er gestorben, und wenn auch sein Ende uns zeitlich nahe liegt, so kann die Welt doch richten. Die litterarische Bewegung, zu deren Vorkämpfer und Wortführer er sich gemacht hat, ist mit dem Königtum dieses Jahrhunderts erstanden und gefallen, für uns nun schon lange verdrängt durch den Realismus Balzacs und seiner Schule und den Naturalismus eines Zola. Gehört Victor Hugo als Dichter und Kunstrichter somit bereits der Geschichte an, so kann man über seine politische Einwirkung auf die Geschicke seines Landes erst recht urteilen, denn der Mann, der wie ein zweiter Napoleon die Welt in ihren Grundfesten erschüttern wollte, ist, soviel er auch donnerte und wetterte, über klangvollen Wortschwall nicht hinausgekommen, und so sehr er sich auch ein Gott dünkte, hat er doch sterben müssen, und still, wie man eines Toten gedenkt, gedenkt man schon seiner. Ist er also bereits eine gegebene Größe, so ist es doch schwer, sich von seiner eigenartigen Erscheinung eine Vorstellung zu machen, schwer selbst für den unbefangensten Beurteiler, aus mancherlei Gründen. Wie Goethe und Voltaire erreichte er bei ungeschwächten Geisteskräften ein sehr hohes Alter, während seine Nebenbuhler und Feinde längst alle tot waren. Als Überlebender behielt er natürlich recht, da niemand ihm widersprechen konnte. So ragte er gewissermaßen als heiliges Symbol der Vergangenheit in die modernen Generationen hinein. War es da ein Wunder, daß er als Halb- und Abgott umhuldigt und verehrt wurde, zumal nachdem er sich mit dem Glorienschein politischen Märtyrertums umgeben hatte? Und als dann der von ihm prophezeite Fall des zweiten Kaiserreichs, den mehr als ein Einsichtiger lange vorausgesehen hatte, wirklich eingetreten war, da sah das Volk anbetend zu ihm auf, zu ihm, dem Seher und Propheten, und seine Worte, so inhaltsleer sie auch sein mochten, wurden staunend wie Orakelsprüche vernommen. Wirft man aber ein prüfendes Licht in den Dämmerschein des Götzentempels, den Victor Hugo sich selber mit Hilfe seiner glühendsten Verehrer errichtet hat, so erscheint das Idol als Mensch, in dessen Charakter sich Licht und Schatten mischen wie bei jedem andern Menschen, und als ein Dichter mit Gaben ausgerüstet, wie sie selten die Natur verleiht. Unzweifelhaft ist er — und darin beruht seine unsterbliche Größe — ein Meister des Wortes und ein Meister der Form in Poesie und Prosa, wie es ihrer nicht viele giebt. Wenn nun aber seine Verehrer in Frankreich ihn mit Goethe vergleichen oder gar über ihn stellen, so übersehen sie zwei Hauptdinge völlig. Victor Hugo hat, obwohl er frühzeitig gewarnt worden ist, es nie verstanden, seiner Gestaltungskraft Zügel anzulegen und jenes Maß zu bewahren, das das Geheimnis aller Kunst ist. Daher treffen wir neben wahren Edelsteinen seiner Dichtungen, deren wunderbarer Schliff das reine innere Feuer in herrlichster Wirkung widerstrahlt, auch solche, die wie die Djinns schon durch die groteske Manieriertheit des Gewandes den abstoßen, der nach reiner ästhetischer Befriedigung sucht. Dieselbe Maßlosigkeit, wenn er veranschaulichen will. Eine Mantelfalte nimmt so vie

*) Victor Hugo. Correspondance 1815—35. Correspondance 1836—82. Zwei Bände. Paris, Calmann Lévy. 1897 und 1898. 8. Jeder Band 7 Frs. 50 Cent.

Platz ein wie der erhabenste Gedanke, überall Verlieren ins Einzelne und Ungemessene, er malt gewissermaßen ohne Perspektive und beleuchtet mit der Helle des elektrischen Lichts. Was ihm aber, verglichen mit Goethe, noch abgeht, ist die Gedankentiefe. Victor Hugo hat als Journalist seine litterarische Laufbahn begonnen und ist es zeitlebens innerlich geblieben. Er ist eine ehrgeizige Kampfnatur, die sich aus Haß und Liebe zusammensetzt, sein Agitatorentemperament läßt ihn nicht sich zu jener das ganze Sein umfassenden Weltweisheit durchringen, die Goethe den Göttern näher rückte. Deshalb ist er auch keine schöpferische Natur, kein Pfadfinder, der neue Bahnen weist. Mag er sich auch noch so sehr als Vater des Romantismus aufspielen, wahr bleibt trotz alledem, daß er nur verstanden hat, sich von der Bewegung, die schon von lange her sich ankündigte, emporheben zu lassen. Und wenn seine Anbeter die Vorrede zu „Cromwell", das Manifest ihrer Schule, als etwas Neues ausposaunen, so bleibt doch für den ernsten Litteraturforscher unbestritten, daß Victor Hugos „ureigenste" Ideen sich schon bei Madame de Staël, Stendhal und andern deutlich ausgesprochen finden. Mit ebensowenig Recht kann man ihn auf dem Gebiete des Dramas, des Romans oder der epischen Erzählung in Versen einen Neuerer nennen, weil er überall Vorläufer gehabt und nur die günstige Zeitstimmung auszunutzen und sich gewissermaßen zu ihrem Herold zu machen verstanden hat. So urteilt schon 1836 auch Nisard, aber freilich ist Nisard, wie alle, die anderer Meinung zu sein wagen, ein Dummkopf. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert darüber vergangen, und mit ihm das ganze Popanztum, das die Demokraten der dritten Republik mit dem Dichter getrieben haben. Wie urteilt nun die jüngere Generation über ihn, sie, auf die er selber seine ganze Hoffnung setzte? Da schreibt Jules Lemaître, ein berufener Kritiker: „Diese Hunderte von Versen, wo er sagt: «Ich, der große Denker!», oder wo er sich als vom Geiste ergriffenen Magier bezeichnet, wo er sich mit Löwen und Adlern vergleicht, wo er den Schatten bedräut, und die Nacht, und irgend einen mysteriösen Welteinsturz, sind für den modernen Menschen unerträglich. Wenn er mit Spektakel ankündigt, daß er der großen Sphinx das Knie auf die Brust gesetzt habe, und ihr nun das große Geheimnis entreißen werde, so sage ich mir: der Glückliche! Und wenn ich nun sehe, daß seine ausposaunte Entdeckung ein höchst philisterhafter oder naiver Optimismus ist, sage ich mir: Was für Umstände! Es schmerzt mich, daß dieser Dichter, der in einem Jahrhundert geläuterten historischen Verständnisses gelebt hat, nur immer die Äußerlichkeiten wahrgenommen hat, daß ihm alle Päpste und Könige immer nur als giftige Kröten oder als Tiger erscheinen, daß ihm Robespierre, Saint-Just, ja sogar Marat und Hébert als Riesen vorkommen, alle Priester als abscheuliche, lügenhafte Ungeheuer, Geschichtsforscher wie Nisard und Dichter wie Mérimée als einfache Schafköpfe."

Jules Lemaître übertreibt keineswegs. Die uns vorliegenden Briefe beweisen das durchaus, und damit berühren wir den Menschen in Victor Hugo. Der hervorstechendste Zug ist seine maßlose Selbstüberhebung, die ohnegleichen in der Geschichte dasteht, und die er von den frühesten Zeiten an zum Ausdruck bringt. Noch ein Kind sieht er sich schon als Pair von Frankreich, als Mann behandelt er in seiner demokratischen Souveränität den Kaiser von Österreich wie einen Duzbruder, und im Greisenalter überreicht er bei einer Audienz, die er dem Kaiser von Brasilien in Gnaden gewährt hatte, huldvoll seine Photographie mit der Aufschrift: „À Dom Pedro Victor Hugo."

Er fühlte sich als Beherrscher der ganzen Welt, und darum war es für ihn auch nur eine Frage der Zeit, daß, wie Turgenjew von ihm selber gehört hat, Paris in Hugopolis umgetauft werden würde. Auch im Reiche der Dichtung ist er der König aller Könige. Wehe dem, der auch nur den gelindesten Zweifel zu äußern wagt! Die historischen Werte der Vergangenheit sind ihm deshalb entweder gleich Null, wie Corneille, Racine und Lafontaine; oder er setzt sie je nach dem Bedürfnis des Augenblicks als veränderliche Größen ein. Voltaire, der Lieblingsschriftsteller seiner Mutter, ist ihm bald ein Sendbote des Teufels, bald ein Held mit einem ungeheuren Herzen.

Bei solcher Selbstüberhebung und Wandelbarkeit verliert er das Gefühl für das Wahre. Seine Selbstbiographie „Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie" wimmelt wie alles Autobiographische in seinen Werken von Ungenauigkeiten und Verdrehungen des wahren Sachverhalts zu seinen Gunsten, die ein eigentümliches Licht auf seinen Charakter werfen. Genau so in seinen Briefen. Wiederholt pocht er darauf, daß er von altem Adel sei, und doch weiß er, wie er an anderer Stelle gesteht, selbst ganz genau, daß seine Ahnen Gevatter Schuster und Schneider im Lothringischen waren. Mit solcher Entstellung der Wahrheit hängt seine Pietätlosigkeit gegen die Vergangenheit zusammen. Man würde ihm nicht verargen können, daß er in der Litteratur vom Klassicisten zum Romantiker wird, und im politischen Leben den weit gewaltigern Sprung vom Ultraroyalisten zum Bonapartisten und Demokraten macht, denn das ist eine Wandlung, die im Grunde jeder ältere Franzose, ohne erröten zu müssen, durchgemacht hat. Wenn er die Stirn hat, im Jahre 1850 von der Kammertribüne herab jeden herauszufordern, der ihm eine einzige Äußerung, gleichviel in welcher Frage, nachweisen könnte, die mit dem, was er heute sei und sage, in Widerspruch stände, so mag das noch ein Haschen nach theatralischem Knalleffekt sein; denn seine Briefe beweisen das Gegenteil. Schlimmer ist, daß er die Zeit seines Ultraroyalismus als Kinderkrankheit bezeichnet, und die Bourbonen, seine besten Wohlthäter, mit unflätigen Worten beschimpft. Den Bourbonen verdankt er seinen schnellen Ruhm, er verdankt ihnen die Pension, die seine Heirat ermöglichte, und Auszeichnungen aller Art

für sich und seinen Vater. Der stolze Victor Hugo, der sich nicht entblödete, um eine Erhöhung seiner Pension zu bitten, und der heute schreibt: „Le roi ne doit attendre de Victor Hugo que des preuves de fidélité, de loyauté et de dévouement" (1829), nennt die Bourbonen noch nicht ein Jahr darauf infâmes, schreibt 1831 lobhudelnd an König Joseph: „En portant le plus haut que je puis le nom de Napoléon, en le défendant comme un soldat fidèle, contre toute attaque, contre toute injure, j'ai à la fois la double tâche de remplir un devoir et d'acquitter une dette", und bald wimmelt es in seiner Korrespondenz von Gemeinplätzen wie: crime de roi, c'est le normal. Freilich hindert ihn das nicht, das von den Bourbonen ausgesetzte Jahresgehalt ruhig weiter einzustreichen! Ebensowenig vornehme Gesinnung zeigt er im Verkehr mit seinen Freunden; ja wer in die allgemeinen Lobeshymnen nicht mit einstimmt oder nur ein Wort freimütiger Kritik äußert, dem läßt er seine Rache verspüren. Sainte-Beuve, Dumas u. a. wußten ein Lied davon zu singen. Es ist wahrhaftig kein reines Bild, das man aus seinen Briefen von ihm gewinnt. Auch der Genuß der schönen Briefe an seine edle Gattin wird dem Kundigen durch die Erinnerung an seine Nebenfrau getrübt, und nur die von Vaterliebe überströmenden Briefe an seine Kinder sind der Ausdruck wahren Gefühls.

Wie kommt es nun, daß ein so gearteter Mann als Vater des Vaterlandes gefeiert werden konnte? Victor Hugo hatte, wie seine Reden erweisen, 1848 nach einem Ministerposten, vielleicht gar nach der Präsidentschaft gestrebt. Als seine ehrgeizigen Pläne durch Louis Napoleon zunichte wurden, als er in die Verbannung ziehen mußte, da kannte seine Wut keine Grenzen mehr, und er griff zu der Waffe, die ihm die liebste gegen seine Feinde war: er überhäufte sein einstiges Protégé mit Schimpfwörtern, unter denen Schinderhannes noch wie ein Kosewort klingt. Manche sind so gemein, daß man sie überhaupt nicht wiedergeben kann. Dadurch aber war es für ihn schlechterdings unmöglich geworden, solange Napoleon regierte, zurückzukehren. So setzte er sich selber die „Märtyrerkrone" auf. Der dritten Republik war ein solcher Napoleon-Hasser gerade recht. Nimmt man hinzu, daß er selbst ein Meister der Reklame war, daß er sich immer mit einem Stabe umgab, der sein Lob in allen Tonarten sang, so wird verständlich, wie er zum Abgott des Republikanismus geworden ist. Als er starb, wurde die Genovevakirche durch Gesetz wieder zum Ruhmestempel umgewandelt, damit er dort sein Grab finde. Sein Leben und seine Dichtung hatten sich auf der Antithese aufgebaut. Er blieb sich treu: nach dem letzten Willen des siebenfachen Millionärs wurde seine Leiche im Armenwagen zur letzten Ruhestätte geleitet, und ihr folgten in glänzendem Gepränge die Spitzen des Staates und das Massenaufgebot des Volkes.

So ruht Victor Hugo im Pantheon, kein Mann zwar, wie Brandes meint, aber ein großer Dichter.

Max Friedrich Mann.

Ein österreichischer Staatsmann.

Johann Freiherr von Wessenberg. Ein österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Von Alfred Ritter von Arneth. Zwei Bände. Wien, W. Braumüller. 1898. 8. 12 M.

Als letzte große historische Arbeit hat der verstorbene ausgezeichnete österreichische Geschichtschreiber Alfred Ritter von Arneth die vorliegende Lebensbeschreibung eines Mannes hinterlassen, welcher seit der Zeit der Franzosenkriege bis in die stürmischen Revolutionstage der Jahre 1848 und 1849 hinein in und für Österreich eine hervorragende Rolle gespielt hat. Überaus wertvolles Material stand dem Verfasser dieser Darstellung zu Gebote, Tagebücher Wessenbergs, seine Briefe an den Minister Freiherrn Anton von Doblhoff und namentlich die reiche Korrespondenz zwischen dem Diplomaten und dem Erzherzog Johann, mit dessen Persönlichkeit ihn die Verhältnisse in vielfache Berührung brachten. Wessenberg, der 1773 in Dresden geboren wurde, trat 1794 bei der damals österreichischen Regierung zu Freiburg i. Br. in den Staatsdienst. Schon 1799 wurde er zur französischen Armee in der Schweiz in einer Mission gesendet, erweckte die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl und wurde von diesem als Hilfsarbeiter des Armeeministers im Hauptquartier angestellt, später, als das Oberkommando Erzherzog Johann übernahm, wurde Wessenberg diesem beigegeben. Im Jahre 1801 finden wir ihn als Gesandtschaftssekretär in Berlin, 1803 als Ministerpräsidenten in Frankfurt a. M., 1805 als Gesandten in Cassel; als solcher rettete er anläßlich der französischen Gewaltakte gegen den Kurfürsten diesem einen großen Teil seines Vermögens und seiner Korrespondenz. In dem ereignisreichen Jahre 1809 war Wessenberg österreichischer Gesandter in Berlin, von 1811 an in München. Nach einer diplomatischen Reise, welche ihn Anfang 1813 nach London führte, wurde er, da inzwischen wieder der Krieg ausgebrochen war und er in das kaiserliche Hauptquartier sich begeben wollte, in der Nähe von Nancy gefangen genommen und kam in St. Dizier mit Napoleon zusammen, welcher die Gelegenheit zu einem Ausgleich mit den Verbündeten benutzen wollte, eine lange Unterredung darüber mit dem Staatsmanne führte und diesen sodann bis zu dem österreichischen Vorposten geleiten ließ. Bei dem glänzenden Wiener Kongreß im Jahre 1814 erscheint Wessenberg hervorragend thätig, namentlich hat er alles selbst

ausgearbeitet, was sich, soweit Österreich dabei in Frage kam, auf die künftige Gestaltung Deutschlands bezog. Später wurde er als Vertreter Österreichs zu den Verhandlungen in Frankfurt abgesendet. Längere Zeit darauf stand er nicht in dienstlicher Verwendung. Erst 1830 wurde er wieder als österreichischer Gesandter und zwar im Haag angestellt, später nahm er als Bevollmächtigter seines Staates an den Verhandlungen in London teil und zeichnete sich wieder durch eifrige Thätigkeit daselbst aus. Im Jahre 1834 erbat sich Wessenberg zur Kräftigung seiner gestörten Gesundheit einen längern Urlaub, und ein Jahr später wurde er plötzlich in den Ruhestand versetzt. Er nahm nun seinen Aufenthalt in Freiburg und Feldkirch und verbrachte die nächsten dreizehn Jahre, welche nur durch Reisen unterbrochen wurden, daselbst. Noch einmal sollte der greise Staatsmann aber in das politische Leben eintreten. In dem stürmischen Jahre 1848 nahm er zwar die angebotene Stelle eines österreichischen Präsidialgesandten in der Deutschen Bundesversammlung nicht an, wohl aber die Stelle als Leiter des österreichischen Ministeriums in Wien. Nach der Flucht des Hofes aus Wien nach Innsbruck traf Wessenberg in der Residenz ein, als die revolutionären Stürme am ärgsten tobten. Auch die Kämpfe in Italien und die politischen Wirren im Süden des Reiches machten dem Leiter der Wiener Regierung die höchsten Schwierigkeiten, bis die Siege Radetzkys in Italien den Waffenstillstand mit Karl Albert erzwangen. Wessenberg begab sich hiernach auf den Wunsch des Reichsverwesers Erzherzog Johann nach Frankfurt a. M. und stand diesem zur Seite. Aber wieder wurde er dazu gedrängt, den Ministerpräsidentenposten in Wien weiter zu übernehmen. Er that dies und traf im August in Wien ein; seine Stellung mitten in den Wirren des Aufruhrs war keine beneidenswerte, ja sogar sein Leben kam in höchste Gefahr, welcher sich Wessenberg nur durch seine Entfernung aus der Stadt entziehen konnte. Er begab sich nach Olmütz, wo der Kaiser weilte, und erbat hier dringend seine Entlassung aus dem Dienste, welche ihm schließlich aufs huldvollste gewährt wurde.

Von da an lebte er zurückgezogen, blieb aber stets in Korrespondenz mit Erzherzog Johann und andern hervorragenden Persönlichkeiten, bis er am 1. August 1858 hochbetagt aus dem Leben schied.

Dies ist in Kürze der Lebenslauf jenes merkwürdigen Mannes, dem Arneth die zwei Bände seines letzten geschichtlich-biographischen Werkes gewidmet hat. Die glänzende Darstellung, welche wir an diesem vortrefflichen Geschichtschreiber in seinen frühern großen Werken bewundern, verleugnet er auch in dieser fesselnden Lebensbeschreibung nicht, die eigentlich mehr als eine Biographie ist und eine Schilderung der politisch-historischen Verhältnisse Österreichs vom Anfange des Jahrhunderts bis in die fünfziger Jahre genannt werden kann. Von höchstem Interesse sind die Kapitel des Buches, welche Wessenbergs Gesandtschaft in Cassel, sein Zusammentreffen mit Napoleon, den Wiener Kongreß, die Londoner Konferenz und die Ereignisse des Jahres 1848 schildern, nicht minder die Blätter aus Wessenbergs Tagebuche, die Darstellung seines Verkehrs mit Radetzky, insbesondere aber die Korrespondenz mit Erzherzog Johann, welche uns in den Briefen Wessenbergs so viele scharfsinnige staatsmännische Ansichten dieses am Leibe so schwächlichen, am Geiste so großen, hochbedeutsamen Mannes schildert. Das Buch Arneths ist nicht nur eine ausgezeichnete Bereicherung der historischen Litteratur, es ist auch ein glänzend abgefaßtes, fesselndes Werk für weitere Kreise. Namentlich in diesem Jahre, in welchem die fünfzigjährige Feier freiheitlicher Errungenschaften vielfach wieder die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge des Jahres 1848 lenkt, wird die darauf sich beziehende Abteilung des Buches Beachtung finden.

Anton Schlossar.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. W. Förster, Professor Dr. J. Frenzel u. s. w. Erste Abteilung, Lieferung 71 und 72. Dritte Abteilung Lieferung 38—43. Breslau, Eduard Trewendt. 1898. 8. Jede Lieferung 3 M.

Vom „Handwörterbuche der Astronomie", herausgegeben vom Professor Valentiner, liegt jetzt der zweite Band vollendet vor. Das Werk gestaltet sich immer mehr zu einem sehr bedeutungsvollen, das fraglos eine seit langem empfundene Lücke in der wissenschaftlichen Litteratur ausfüllt. Band 2 enthält unter anderm die Aufsätze „Kometen und Meteore von N. Herz", „Längenbestimmungen vom Herausgeber" und die sehr ausführliche Arbeit über „Die Mechanik des Himmels", die allein etwa 350 Seiten ausfüllt. Der Bearbeiter ist gleichfalls N. Herz. Die Mechanik des Himmels ist ein Wissensgebiet, das sich einer volkstümlichen Darstellung durchaus entzieht. Sie hat sich herausgebildet aus Newtons Anziehungsgesetz, das zwischen den Körpern wirkt, die unsere Welt aufbauen; also auch zwischen den Himmelskörpern. Die Mathematiker und Astronomen des 18. und 19. Jahrhunderts haben auf Grund dieses Gesetzes mit bewunderungswürdigem Scharfsinn die Bewegungen der Planeten, Fixsterne und Monde auf die allgemeinen physikalischen Gesetze zurückgeführt. Die Bewegungen in unserm Planetensystem stellen in diesem Sinne nur ein besonderes Beispiel unserer wissen-

schaftlichen Mechanik dar. Für den, dem die Sprache der Mathematik geläufig ist, ist es ein hoher Genuß, auf verhältnismäßig kleinem Raume den Künsten folgen zu können, durch welche es den größten Geistern der letzten Jahrhunderte gelang, die Geheimnisse der Sternenwelt zu entziffern.

Der zweite Band des „Handwörterbuchs der Astronomie" enthält auch den Artikel „Kosmogonie" von Professor Gerland. Er behandelt ein auch dem allgemein Gebildeten zugängliches Thema.

Bekanntlich haben zuerst Immanuel Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels", die Friedrich dem Großen gewidmet war, und Laplace in seiner „Exposition du Système du Monde" unabhängig voneinander versucht, die Entstehung unsers Sonnensystems auf Grund des Newtonschen Anziehungsgesetzes natürlich zu erklären. Gerland giebt eine sehr fesselnd geschriebene Übersicht von den Arbeiten neuerer Forscher, die auf Grund moderner naturwissenschaftlicher Forschungen die ältere Theorie zu vertiefen strebten. Bemerkenswert ist z. B. eine Schilderung der Versuche des englischen Physikers Crookes. Dieser hat auf Grund von Experimentaluntersuchungen nachzuweisen versucht, daß sich unsere chemischen Elemente aus einem eigenartigen Grundstoffe, dem „Protyle", gebildet haben dürften. Vor dem Protyle wiederum soll allein die Elektricität gewesen sein, die nach Helmholtz aus Atomen von Lichtäther besteht.

Mit der 13. Lieferung des „Handwörterbuchs der Astronomie" beginnt der dritte Band mit den Aufsätzen „Meridiankreis" und „Methode der kleinsten Quadrate". Wir möchten betonen, daß die Ausstattung des bedeutenden Werkes besser geworden ist als früher. So sind z. B. die Tafeln zum Heliometer und Meridiankreis u. s. w. klar und übersichtlich.

Vom „Handwörterbuch der Geologie, Anthropologie und Ethnologie" liegt die 32. und 33. Lieferung vor; in denen Band 7 beendigt und Band 8 eröffnet wird. Sie führen von Synanceja bis Trochus.

Nach dem Tode des Professors Frenzel hat jetzt P. Matschie, der Kustos an den zoologischen Sammlungen des königlichen Museums für Naturkunde in Berlin, die Redaktion übernommen. Als besonders bemerkenswert auch für Nichtzoologen heben wir die Artikel über die „Temperatur des tierischen Körpers", über „Die Temperaturgrenzen für das Leben", über „Die formale Thätigkeit der Zellen", über „Die Tibeter" und über „Die Tiefseefische" hervor. Einer weitern Anpreisung bedarf das rühmlich bekannte Werk nicht.

2. Jahrbuch der Naturwissenschaften. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. 13. Jahrgang. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1898. 8. 6 M.

Das Jahrbuch bringt diesmal keine „Sensation", keine Entdeckung oder Erfindung, die auch das große Publikum zu fesseln vermöchte, wie es unter anderm die Röntgenstrahlen thaten. Die Menge der Neuerungen auf allen Gebieten des Naturwissens und der praktischen Verwendung ist aber wiederum über alle Maßen groß. Man muß das kritische Geschick des Herausgebers und seiner Mitarbeiter bewundern, mit der sie verstanden haben, das Wichtigste und für die Welt der Laien Interessanteste auszuwählen.

Aus der Menge der Notizen schält sich zuerst der Bericht über Andrées Ballonfahrt zum Nordpol, über die Verflüssigung der Luft durch Linde und über die Telegraphie ohne Draht heraus, die vielfach in den Zeitschriften Besprechung fanden. Von andern Aufsätzen erwähnen wir eine kurze Übersicht über die Thätigkeit der europäischen Sternwarten mit Ausnahme der deutschen, die im vorigen Jahre behandelt wurde. Besonders fesselnd sind die Schilderungen und geschichtlichen Mitteilungen über die altehrwürdigen Sternwarten zu Greenwich und Paris.

Natürlich ist es mißlich, durch Aufzählungen anderer Aufsätze die Reichhaltigkeit des Jahrbuches zu erweisen. Auch der 13. Band steht ganz auf der altbewährten Höhe; er ist belehrend, packend und fesselnd, wo man ihn auch aufschlagen mag.

3. Die Kräfte und die Elemente in Natur, Geist und Leben. Durch Johannes Claassen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 8. 2 M. 20 Pf.

„Die Kräfte und die Elemente" bilden den zweiten Teil vom „Schöpfungsspiegel" des Verfassers. Den ersten Teil, der über „Licht und Farben" handelte, haben wir bereits an dieser Stelle besprochen; während der vierte Teil: „Die Pflanzenwelt", nicht in unsere Hände gelangt ist.

„Die Kräfte und die Elemente" möchten wir als eine fromme oder kirchliche Physik bezeichnen. Der Verfasser versucht die Naturgesetze und Naturerscheinungen zu symbolisieren, und durchsetzt seine Darstellung mit Bibelsprüchen und Gleichnissen. Pädagogisch betrachtet ist das Buch verfehlt, weil es dem, der lernen will, nur höchst unklare und oft geradezu verworrene Begriffe von den Lehren der Physik giebt. Ob eine Symbolisierung der Naturgesetze überhaupt Sinn hat, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Am besten dürfte das Werk durch ein Beispiel sich selbst charakterisieren:

> Gott ist der Pol der Pole, Gott der Vater im Sohne, dem zur Erde gekommenen. Die Seele ist die Magnetnadel, nachdem sie aus ihrem natürlich rohen oder schlagenden Wesen erweckt und frei geworden ist, ihrem ursprünglichen Zuge zu folgen. Er ist der Zug der Liebe und zur Liebe, die Gott ist. Sie ist der wahre und allumfassende Magnet, der allein jedes tote Eisenherz magnetisch, d. h. lebendig und liebend machen kann, wenn dieses Herz nur will, d. h. glaubt. Alsdann liebt es den wieder, der es zuerst geliebt, seinen ewigen Pol, der es selbst zum lebendigen Magneten gemacht hat.

4. Die Welt und ihre Umgebung. Von Karl August. Berlin-Zehlendorf, P. Zillmann. 1897. 8. 5 M.

Der Berichterstatter muß gestehen, daß schon der Titel des

Buches sein Erstaunen hervorgerufen hat, und daß dieses Gefühl auch durch die weitern Ausführungen des Verfassers nicht gerade gemildert worden ist. Das Buch gehört zu den Schriften, die auf eigene Faust und oft durch willkürliche Verwendung physikalischer Sätze, eine neue Naturerklärung zusammenbrauen. Da sie bei den Leuten, die sich fachmäßig mit Naturwissenschaft beschäftigen, keine Bewunderung finden, so wenden sie sich an die Laien, welche sie zu bequemen Schiedsrichtern aufrufen. Es ist also ein Appell an die Unwissenheit! Nun, wer überflüssig Geld zur Drucklegung seiner Privatideen übrig hat, kann sich das Vergnügen gestatten! Zu bedauern sind nur diejenigen harmlosen Personen, die ohne genügende Vorbildung das Werk kaufen und lesen. Sie empfangen eine konfuse oder mindestens doch nur eine Privatansicht des Verfassers von dieser Welt; in unserm Falle sogar noch eine Ansicht von ihrer Umgebung. Ist der Leser aber gar ein Freund sogenannter occulter Forschungen — welche eine Monatsschrift aus dem gleichen Verlage vertritt —, dann dürfte er nach der Lektüre dieses Buches für eine nüchterne Naturbetrachtung, welche auf mathematischer und experimenteller Grundlage aufgebaut ist, überhaupt verloren sein. Darin liegt das Gefährliche solcher Schriften, daß sie den unreifen Leser verwirren!

5. Studien zur Zoogeographie. Von Dr. W. Kobelt. Die Mollusken der Paläarktischen Region. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag. 1897. 8. 5 M.

Die Studien stellen einen hervorragenden Beitrag zur Tiergeographie dar und erfreuen sich bereits des Beifalls der Geographen und Zoologen. Ihre Ergebnisse sind sehr reich; wenden sich aber an einen so engen Leserkreis, daß es nicht möglich ist, ihre Bedeutung an dieser Stelle zu würdigen. Der Verfasser gelangt durch seine Untersuchungen übrigens auch zu Resultaten, die für die allgemeine Geographie von Bedeutung sind. Er weist z. B. nach, daß die Sahara ihren Wüstencharakter mindestens schon seit Beginn der jetzigen Erdepoche besitzt. Ferner dürfte es interessieren, daß nach diesen Untersuchungen die Eiszeit — was man häufig annahm — die geographische Verbreitung der Mollusken nicht hat beeinflussen können. Allen Freunden der Tiergeographie sei das neue Werk warm empfohlen.

Franz Bendt.

Aus der Erzählungslitteratur.

1. Jugenddrängen. Briefe und Tagebuchblätter eines Jünglings. Von Arthur Dinter. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger). 1897. 8. 3 M.
2. Das Märchen vom Glück. Roman aus der österreichischen Gesellschaft von Itha von Goldegg. Zweite Auflage. Zwei Bände. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1897. 8. 5 M.
3. Blaue Novellen. Von Fürst Friedrich Wrede. Dresden, E. Piersons Verlag. 1897. 8. 2 M.
4. Schulden des Herzens. Roman von Hans Dornfels (Hans Richter). Leipzig, A. Schumanns Verlag. 1897. 8. 2 M.
5. Thalia auf der Landstraße. Heiteres und Ernstes aus dem Bühnenleben von Albert Borée. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt. 1897. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Vornehme Proletarier. Roman von Arthur Zapp. Leipzig, A. Schumann. 1897. 8. 4 M.
7. Gertrud. Roman von Max Pollaczek. Breslau, Erich Peterson. 1897. 8. 2 M.
8. Skizzen aus dem Süden. Von Graf Eugen Aichelburg. Lübeck, Verlag der Novellenbibliothek (Martin Maack). 1897. 8. 50 Pf.
9. Die Wahrheit. Novelle von A. Pappritz. Lübeck, Verlag der Novellenbibliothek (Martin Maack). 1897. 8. 1 M.

Überblickt man die Bücherreihe, so wird man gewahr, in welche bunte Gesellschaft man geraten ist. Aber gerade in der Verschiedenartigkeit liegt der Reiz, man mustert ein Glied nach dem andern, bis man die ganze Gesellschaft kennen gelernt hat. Welche verschiedene Richtungen! Welche Gegensätze! Und bis auf wenige doch nur dem einen Ziele zustrebend: Unterhaltung. Diese wenigen, nur drei bis vier dieser neun Bücher haben auch künstlerisches Interesse. Das läßt sich zumeist von Arthur Dinters „Jugenddrängen" (Nr. 1) sagen. Dinter spricht eine kräftige, poetische Sprache in diesem seltsamen Buch, das uns die Sturm- und Drangperiode eines Jünglings, das Wachsen und Werden einer sich ausreifenden Individualität und das Empfinden und Denken eines in der Arbeit sich stählenden Charakters schildert. Indem uns Dinter die Briefe und Jugendblätter des Jünglings vorlegt, die den Entwicklungsgang und die Erlebnisse desselben auf einige Jahre schildern und uns erkennen lassen, welcher Art die Eindrücke dieser erlebten Vorgänge sind, wirft er zugleich Streiflichter auf das Thun und Treiben der Menschen von heute, auf moderne Einrichtungen in Haus, Gesellschaft und Staat, auf Erziehung, Bildung und Gesinnung im allgemeinen, auf so viel Aktuelles in unserer Zeit, daß das Interesse am Inhalt dieses Buches stets lebendig bleibt. Was aber namentlich sympathisch berührt, das ist das starke Naturgefühl, das unaufhörlich zu uns spricht, das ist die Freude am Guten und Schönen, die allenthalben hindurchleuchtet, das ist das dichterische Empfinden, das diese Vorführung an sich belangloser Erlebnisse adelt. Gerade in unserer Zeit wird so viel novellistisches Material geboten, das in seinen Motiven und Ausführungen angekränkelt und unrein von Grund aus ist, daß man ein Buch wie das vorliegende mit wirklich ungetrübter Freude und Erholung liest. Wollte man den Inhalt erzählen, so würde sich nur eine dürftige Handlung entpuppen, weil sich eine knappe Darstellung derselben ohne

alles dessen, was organisch mit ihr verknüpft ist, nicht denken läßt. Die Handlung an sich ist in diesem Buche ganz Nebensache, sie ist dem Verfasser nur der Leitfaden zur Vorführung von Stimmungen der Seele und von dem Entwicklungsgang des Charakters, sie ist ihm nur der Anlaß, zu zeigen, wie sich im Innern des jungen Mannes die Welt, in der er lebt, und die Menschen, mit denen er verkehrt, spiegeln. Da die Mittel, die Dinter zur Erreichung seines Zweckes gebraucht, im Gegensatz zu so vielen unserer Realisten sich mehr in der Richtung idealistischer Weltanschauung bewegen, mußte naturgemäß das Lebensbild in seiner keuschen, wahrhaftigen und reinen Denkungsart einen idealen Zug erhalten. Daß sich bei einer Darstellung in Brief- und Tagebuchform immer manches Nichtige und Nebensächliche einschleicht und daß manche Breite die Entwicklung hemmt, liegt nahe; auch Dinters Buch ist nicht frei davon, besonders fällt in den eingestreuten Gedichten manche Gedankenarmut auf. Andererseits enthält das Buch aber wieder Gedanken von Tiefe, wie z. B. der aphorismatisch gehaltene Abschnitt über den Nachtrag von Tagebuchnotizen.

In einem sehr umfangreichen Roman (Nr. 2) entrollt Itha von Goldegg Bilder aus der österreichischen Gesellschaft. Sie zu schildern ist das Ziel der Schriftstellerin gewesen, und man kann ihrem Werke nachrühmen, daß sie die Gesellschaft wohl nach allen Seiten beleuchtet hat. Zahlreiche Adelsfamilien werden miteinander in Beziehung gebracht; da werden Verhältnisse aufgedeckt, die weit zurückliegen, aber noch ihre Schatten in das Leben der nächsten Generation werfen, und unglückliche Ehen erläutert, welche die seltsamsten Konsequenzen nach sich ziehen; da wird die Laufbahn junger Mädchen dargestellt, die das Kloster verlassen und in die Welt treten; da werden alle menschlichen Leidenschaften entwickelt, wie sie den verschuldeten Offizier und den reichen Majoratsherrn, den Klugen wie den Thoren, den wahrhaft Vornehmen wie den geistlosen Gecken erfüllen. Das Bestreben, alle und alles schildern zu wollen, hat die Verfasserin leider zu einer ermüdenden Weitschweifigkeit verlockt. In dem Buche steckt trotzdem viel Fleiß und viel künstlerisches Empfinden, namentlich was die Entwicklung der weiblichen Charaktere anbelangt. Insbesondere ist dies bei Carolie und Wanda der Fall; hier (Carolie ist gewissermaßen die Heldin des Romans) offenbart die Verfasserin eine tiefe Kenntnis und ein tiefes Empfinden für die leisen Regungen der menschlichen Seele mit allem Fühlen, Sinnen und Denken. Auch eine Fülle von Wissen hat Itha von Goldegg in ihrem Werke niedergelegt; aber das Gute wird sehr gedrückt durch die vielfachen Phantastereien und lyrischen Plaudereien, welche die Handlung unaufhörlich begleiten und ihren raschen Fortschritt hemmen. Sehr sinnig ist das Kapitel, das dem Buche den Namen gegeben hat und das als die Grundidee zur Darstellung von Carolies Leben angesehen werden kann, das Kapitel, in dem die Heldin des Romans über das Glück nachsinnt und sich in Form eines Märchens selbst Antwort giebt. Alle möglichen Antworten werden zunächst auf die Frage: Was ist Glück? gegeben; aber schließlich stellt sich heraus, daß keine Lösung zutreffend ist; selbst die Liebe ist nicht das Glück; denn irdische Liebe ist vergänglich, ist Leid. Carolie kommt zu dem Ergebnis: Gott zu lieben und selbstvergessend andere glücklich zu machen, das ist das Glück. Diese Idee erfüllt sie und läßt sie danach handeln; sie opfert schließlich auch sich und ihre Liebe und findet, nachdem sie ihr Märchen vom Glück ausgeträumt, Ruhe in dem Kloster, in dem sie erzogen wurde, bis eine tödliche Krankheit sie dahinrafft. Die idealen Regungen, welche die Charaktere fast durchweg beherrschen, treten mehr oder minder stark hervor, aber auf jeden Fall tritt das realistische Leben sehr zurück, die Klostererziehung hat den jungen Seelen das Gepräge aufgedrückt, das jede freie Entwicklung hindert; sie sind oft gar nicht im Stande, das Leben zu erkennen und sich ihm anzupassen oder es sich dienstbar zu machen, und anstatt sich die Mühe zu nehmen, es begreifen zu lernen, sich mit ihm abzufinden, flüchten sie zur Kirche und zum Kloster. Das Nonnenhafte der Heldin wirft natürlich auf die ganze Umgebung einen Abglanz, die dadurch einen weichlichen, beschaulichen Zug erhält, demzufolge jedes heroische Element, jede starke Willenskraft und jede sinnlich-leidenschaftliche Macht fehlt. Wie befangen Carolie in ihrem Urteil ist, geht unter anderm aus einem ihrer Briefe an eine Freundin hervor, in dem sie über Goethe schreibt: „Ich darf seine Werke nur von außen anschauen, Tante sagt, Goethe sei Gift für die Jugend, und ich suche es zu begreifen und zu glauben. Ich kann noch immer nicht verschmerzen, daß er der kalten Lehre des Protestantismus angehört hat; es ist jammerschade — welche Wunderwerke hätte er auf katholischem Boden geschaffen!" Und dabei hat Carolie Goethe noch gar nicht kennen gelernt! Es würde zu weit führen, all das zu untersuchen, was Itha von Goldegg in ihrem Buche zusammengestellt hat. Sie hat viel Material vereinigt, viel politische, socialpolitische und gesellschaftliche Fragen (politische Gegensätze zwischen Österreich und Ungarn, Vorurteile gegen den Selbsterwerb der Frau, Klostererziehung mit der verhängnisvollen Unterdrückung alles Menschlichen) behandelt, zahlreiche Figuren mit fast immer klaren Umrissen gezeichnet, eine Fülle von schönen Gedanken ihren Charakteren in den Mund gelegt und den kolossalen Stoff nicht ohne Geschick aufgebaut. Sie hat nur nicht verstanden, sich völlig objektiv zu halten und das Leben ohne den verklärenden Hauch des Idealismus zu schildern. Der Roman ist aus dem keuschen Sinn, der reinen Gesinnung und der lebhaften Phantasie der Verfasserin heraus entstanden, er ist nicht durchaus das Produkt einer reichen Erfahrung und scharfen Beobachtung und nicht durchweg in der Absicht entstanden, mit notwendiger Rücksichtslosigkeit das Leben der österreichischen Gesellschaft in seiner vollen Realität wiederzugeben.

Fürst Friedrich Wredes „Blaue Novellen" (Nr. 3), die vermutlich ihres romantischen Zuges wegen blau genannt werden, tragen etwas von dem Duft der „Blauen Blume" an sich; die in ihnen herrschende Poesie der Romantik giebt ihnen ein eigenes Gepräge. Es sind wohldurchdachte Arbeiten mit einer lebhaft entwickelten, spannenden Handlung, in der sich ergreifende Vorgänge des Lebens abspielen. In „Georg dem Geiger" wird ein Menschenleben entwickelt, dessen Schicksal von einer einzigen That bestimmt wurde, ein Menschenleben, in das allerdings die Phantasie des Verfasser manches hineingetragen, was vielleicht den realen Lebensverhältnissen unserer Zeit wenig entspricht. Wenn man sich aber mit dem Gedanken versöhnt hat, in Georg einen Sonderling zu sehen, der als Invalid tagsüber seine Orgel dreht und bettelt und nachts auf dem Grabe seines Freundes Hubert, den er in liebender Zuneigung und in der Absicht, vor Qualen zu schonen, durch Morphium „sterben ließ", geigt, so wird man diese Erzählung wie einen Traum hinnehmen, dessen phantastisches Leben man auf sich wirken ließ, den man jedoch abschüttelt, sobald die Sonne aufgeht. Weniger phantastisch ist „Mater dolorosa", deren Inhalt sich mit dem unlängst in den in d. Bl. besprochenen Trauerspiel desselben Verfassers deckt. In der Erzählung nimmt sich der Vorgang bedeutend besser aus, alles ist natürlicher und allmählicher entwickelt. In der „Künstlerehe" mit ihren Leiden und Freuden, in der verzweiflungsvollen That der Mutter, die den Gatten - erschießt, um die Tochter vor der ihr vom Vater drohenden Schmach zu retten, liegt wohl auch ein Stück Romantik, aber trotzdem ist der lebendig geschilderte Vorgang mit großer Lebenswahrheit dargestellt, und die Charaktere sind Menschen, deren Empfinden wir verstehen, mit denen wir fühlen. Köstlich durchgeführt ist die dritte Novelle: „Junger Tod"; sie verrät den feinsinnigen Beobachter und geschickten Erzähler. Der furchtbare Abschluß, den die Freundschaft der beiden Lehrlinge und der schüchterne Anfang der Liebeswerbung, in der etwas Kindliches liegt, nimmt, überrascht freilich, weil beide, dem Knabenalter kaum entwachsene Leute von vornherein gar nicht jene große Leidenschaft ahnen lassen, sondern die Liebesempfindung etwas neckisch und darum humoristisch geben, als daß man an das Heraufdämmern einer tragischen Wendung glauben mag. Nichtsdestoweniger ist Fürst Wredes künstlerische Gestaltungskraft deutlich zu erkennen. Auch das letzte Stück, in dem dargestellt ist, wie ein einsam lebender, alter Mann sich ein junges Mädchen aus der Winternacht für sein Heim rettet und wie nun seine Hütte in dieser sonnigen Freundschaft verklärt wird, wie aber selbst das innigste Freundschaftsleben zerfließt, sobald der heiße Strahl der Liebe das junge Herz berührt, kennzeichnet den berufenen Erzähler. Man folgt den Schilderungen, die wieder ganz in den Schleier der Romantik gehüllt werden, mit Anteil. Warum soll man auch in den Strauß von Blüten, die uns vom Baum des kräftig emporgeschossenen modernen Dichtertums gereicht werden, nicht einmal eine blaue Blume der Romantik einfügen?

Hans Dornfels führt uns in seinen „Schulden des Herzens" (Nr. 4) in die Berliner Aristokratie ein, in die höhern Offizierkreise, deren glänzendes Leben oft nichts als eine Welt des Scheins bedeutet, deren blendendes Auftreten oft nur ein Zaubermantel ist, der den Verfall der gesellschaftlichen Beziehungen und den heranschreitenden Ruin einer Familie verhüllt. Hier ist es nicht anders. Das Haus von Werburg ist dem Ruin nahe, aber der alte Oberstlieutenant hat nicht die Kraft, den kostspieligen Haushalt einzuschränken, er ergreift lieber unstatthafte Mittel, sich auf der Höhe zu halten. Die Freude am Glanze des Daseins, am vornehmen Luxus, an Passionen des Adels rächt sich an den Kindern: der Sohn, der Dragonerlieutenant Herbert, muß der Armee den Rücken kehren, geht, als er den häßlichen Manipulationen des Vaters, zu Gelde zu gelangen, auf die Spur kommt, nach Amerika und wird Ingenieur; die Tochter Anna, ein kluges, schönes Mädchen, in der allerdings die Lust am Reichtum großgezogen, verkauft sich an einen polnischen Millionär Dziemborski und stößt die rettende Hand des sie aufrichtig liebenden Rechtsanwalts Dr. Marquardt zurück. Das verheißungsvolle Wort Marquardts an Anna, das dem Roman den Namen gegeben, erfüllt sich:

> Ihrem Herzen, welches Sie selbst noch nicht kennen, schulden Sie ein anderes Glück, und eines Tages, wenn Sie sich aus dem Rausche des Genußlebens emporgerungen haben, wird es diese Forderung an Sie stellen — eine Forderung, welche nie gezahlt werden wird, eine unlösbare Schuld! Erkaufen Sie mit Ihrem Reichtum alle Herrlichkeiten der Erde — den innern Frieden, das Genügen in sich selbst, das Bewußtsein eines von keinem äußern Einfluß abhängigen Glücks, das wird Ihnen Ihr Herz ewig schuldig bleiben.

Der Verfasser läßt aber alles schließlich gut ausgehen: Herbert kehrt zurück und nimmt eine geachtete Stellung in Berlin ein, und Anna reißt sich von ihrem niedrig gesinnten Gatten, der ihr das Leben zur Hölle gemacht, los und reicht geläutert dem sie mehr denn je begehrenden Marquardt die Hand — nun erst werden die Schulden des Herzens eingelöst. Die Bilder vom gesellschaftlichen Leben der Berliner Aristokratie sind allerdings sehr dürftig ausgefallen, der Roman gewährt keinen tiefen Einblick in das Wesen der in vielen Gliedern krankenden vornehmen Welt. Dafür treten die Wandlungen, denen die Hauptcharaktere unterworfen sind, scharf hervor, und namentlich werden die Verirrungen Annas eingehend dargestellt. Der Verfasser hat es verstanden, zu fesseln, aber er ist nicht innerlich und tief genug in seinen Darstellungen. Man steht zu rasch vor vollzogenen Thatsachen und muß auf psychologische Entwicklungen oft verzichten. Wenn es dem Verfasser nur darauf ankam, in einer interessanten Handlung vorzuführen, daß Reichtum sehr elend machen kann und die Forderungen des Herzens in allererster Linie befriedigt werden müssen,

um Glück zu erzeugen, so kann man mit der Gabe zufrieden sein.

Eine ganz andere Richtung ist in Albert Borées Buch aus dem Bühnenleben (Nr. 5) eingeschlagen; hier gehen Ernst und Heiterkeit Hand in Hand und lassen uns Blicke in den Bereich Thaliens thun. Es ist schon mancherlei aus dem Bühnenleben geschrieben, mit mehr oder weniger Romantik das Leben des „fahrenden Komödianten" dargestellt worden, immer aber wieder fühlt man sich durch die Lektüre eines solchen Buches gefesselt, und wenn man sich auch bei der dritten Seite immer wieder sagt, daß sich diese Romantik zumeist verwischt hat, und daß andere, sagen wir geordnetere Verhältnisse Platz gegriffen haben. Borée hat in seinem Buche sich so sehr als möglich von Fabelei fern gehalten, man hat durchweg den Eindruck einer ehrlichen Offenheit. Wahrheit und Dichtung gehen natürlich auch hier im gewissen Sinne Hand in Hand, aber die Dichtung ist nicht erdichtet, sondern die Erlebnisse des Schauspielers Borée hat der Schriftsteller mit dichterischer Phantasie wiedergegeben. Mit Recht, denn dadurch kommen Farbe und Stimmung in die Erzählungen. Was Borée erzählt, namentlich aus Österreich und aus dem sächsischen Vogtlande, und wie er erzählt, das ist eigenartig und unterhaltend und läßt einen tiefen Blick in das sogenannte „Schmierenwesen" thun. Man verfolgt die Lebensschicksale des Helden mit Anteil, ist erfreut über die romantische Schilderung, den zündenden Witz und den Humor, der in dem Buche sprudelt, aber auch über die ernsthaften Kapitel, die namentlich dort eine energische Sprache reden, wo das Standesgefühl spricht, wo es gilt, der Verachtung und Geringschätzung, die der Schauspieler hier und da noch erdulden muß, gegenüberzutreten. Das Buch will keine große künstlerische Arbeit sein, aber als Unterhaltungslektüre ist es recht wohl zu empfehlen, es belehrt über das Leben und Treiben des Komödiantenvölkchens, soweit es von Städtchen zu Städtchen die Landstraße zieht und in Gasthöfen und Scheunen seinen Kunsttempel aufschlägt.

Arthur Zapp hat in seinen „Vornehmen Proletariern" (Nr. 6) einen glücklichen Griff gethan. Obwohl dieses Thema wiederholt Gegenstand der erzählenden Litteratur gewesen ist, so ist es doch hier von einem sehr aktuellen Standpunkte beleuchtet. Der Offizier, der von Haus aus kein Vermögen besitzt, ist an sich schon schlimm daran, er ist es aber um so mehr von dem Zeitpunkte ab, da ihm der Blaue Brief ankündigt, daß er sich seines Dienstrockes zu entledigen hat. Zapp hat es nun übernommen, die Zustände zu schildern, denen ein höherer Offizier mit seiner Familie preisgegeben ist, sobald er von seiner kleinen Pension zu leben gezwungen ist. Zapp verfährt ganz folgerichtig, wenn er darstellt, wie der Major a. D. von Schleben dem Proletariertum verfallen mußte, wie er um Arbeit betteln geht, seinen frühern Feldwebel, der kraft eines Civilversorgungsscheins anständig versorgt wurde, zum Vorgesetzten im Telegraphenamt erhält, wie er sich ducken muß und unter Schamröte Frondienste leistet, wie er um des Erwerbs willen seinen Adel und Majorstitel verleugnen und wie er zusehen muß, daß sich die Tochter als Stickerin und Buchhalterin aufreibt. In dieser Hinsicht entrollt der Roman lebenswahre Bilder, die keinesfalls auf Schwarzseherei und Übertreibung beruhen, sondern den Thatsachen entsprechen. Etwas anderes ist es, wenn man über die Rettung der Familie liest. Der Major vermag nicht, aus eigener Kraft heraus sich eine eigene Lebensstellung zu schaffen, er wird Fabrikdirektor durch eine glänzende Heirat der Tochter, und der reiche Bräutigam weiß auch dem Sohne des Majors, der gleichfalls Offizier ist, zu seinem Familienglück zu verhelfen, indem er mit seinem Vermögen einspringt. In diesem zweiten Teile des Romans steigen doch hin und wieder Bedenken über manche Voraussetzung auf. So ist es z. B. sehr fraglich, ob ein aktiver Offizier, wie hier der Sohn des Majors, die bei einer kaufmännischen Firma angestellte Comptoiristin zur Frau nehmen darf, wenn er noch im Dienst bleiben will. Aber abgesehen von diesen Fragen, über die man schließlich hinwegkommt, ist doch die ganze Darstellung allzusehr im Unterhaltungsstil gehalten. Man hätte erwarten können, Zapp würde eine scharfe Charakteristik des pensionierten Offiziers und eine Analyse dieser Verhältnisse im Armeewesen geben; aber Zapp bleibt zu oberflächlich und dadurch vermindert sich der künstlerische Wert des Romans. Das Interesse des Lesers durch immer neu hinzutretende und wirkungsvolle Momente wachzuhalten, versteht Zapp dagegen sehr gut.

Das Buch von Max Pollaczek (Nr. 7) gewährt wenig Befriedigung, wir werden von einer Häßlichkeit in die andere gezerrt, und wo auch der Schleier von einem Bilde gezogen wird, immer ist es ein widerliches. Verworfenheit und Leichtsinn, Roheit und Gemeinheit sind die Merkmale der Gesellschaft, in der wir uns bewegen. Der Held des in Berlin spielenden Romans ist ein Referendar Winter, der mit einem Blumenmädchen Klara ein intimes Verhältnis hat und sich schließlich wegen Geldverlegenheit mit einer reichen Jüdin Martha vermählt. Er benutzt die Zeit seiner Verlobung, um seine Geliebte „anständig" unterzubringen, indem er sie mit dem nichts ahnenden, etwas schwachsinnigen — Bruder seiner Braut verheiratet. Ehe der saubere Referendar jedoch zum Standesamt geht, führt er in rohester Weise noch einen häßlichen Plan aus. Seine Jugendfreundin Gertrud hat sich verheiratet, und sein Sinnen und Denken geht darauf hinaus, sie sich zu eigen zu machen. Wie er das Teufelswerk in Scene setzt und schließlich auch sein Ziel erreicht, ist der Gipfel cynischen Raffinements. Gertrud endet durch Selbstmord und der inzwischen Assessor gewordene Referendar eilt direkt von der Stätte seines Verbrechens zur Hochzeit mit Martha. Mag die Form des Romans noch so geschickt sein und Pollaczek noch so anschaulich mit dem Rechte des freimütigen Schriftstellers die Sittenverderbnis großstädtischen Lebens kennzeichnen, uner-

quicklich bleibt eine solche Häufung von Verwahrlosung und Verrohung auf jeden Fall.

Es sind drei kurze Arbeiten, die Graf Eugen Aichelburg in den „Skizzen aus dem Süden" (Nr. 8) bietet, aber sie zeugen — was die ersten beiden anbelangt — von lebhafter Phantasie und darstellerischer Kraft. Man verfolgt die dramatisch wirksam aufgebaute Handlung der Liebesgeschichte des Zigeunermädchens Ghita und der Lucia nicht ohne Anteil. Die Frische und Lebendigkeit der Darstellung machen einen guten Eindruck; da sie jedoch nur skizzenhaft ausgeführt ist, fehlt jede kunstgemäße Entwicklung der Charaktere und der Vorgänge. Die dritte Erzählung: „Neptun und seine Nixen", ist zu anekdotenhaft und nur ein erheiterndes Anhängsel.

Die Novelle „Wahrheit" von A. Pappritz (Nr. 9) gehört zu jener Gattung der Erzählungslitteratur, deren Hauptreiz in komplizierten Herzenskonflikten mit den gegeneinander auszuspielenden Gefühlsergüssen und Empfindungsschilderungen beruht. Auch dieser Novelle kann man Einfachheit der Darstellung solchen Konflikts in einer fortlaufenden Handlung nicht nachrühmen, im Gegenteil, Gegenwärtiges und Vergangenes greifen unausgesetzt ineinander, die Handlung bewegt sich fortwährend im Zickzack und die Katastrophe nimmt sich wie die Sühne verjährter Schuld aus. Durch diese komplizierte Form erzielt die Verfasserin eine große Spannung, die gewiß für den größten Teil der Leser Bedeutung hat, und dieses lebhafte Interesse an den Figuren in der Novelle und deren Beziehungen untereinander hält bis zum ergreifenden Schlusse an. Allerdings wahrt die Verfasserin nicht durchweg unbedingte Wahrscheinlichkeit und bietet nicht stets wirkliches Leben; in den Thaten der drei Menschen, deren Beziehungen zueinander den Inhalt den Buches ausmachen, ist so manches, auf die Lebenswahrheit hin geprüft, fragwürdig. Das Gefühlsleben bleibt nicht immer in der Bahn einfacher Natürlichkeit, es wird oft unnatürlich in die Höhe geschraubt. Eines Erfolges wird sich diese rührende Novelle immer zu erfreuen haben. Nebenbei möge noch bemerkt sein, daß in einer deutschen Novelle Ausdrücke, wie „das Gefühl retrospektiver Eifersucht", zu vermeiden sind.

Georg Irrgang.

Neue Dramen.

Maikäfer-Komödie. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1897. 8. 3 M.

Den uralten, ewig neuen Menschheitsfragen nach Zweck und Wert von Geburt, Leben und Tod, nach der Bestimmung des Menschen diesseit und jenseit des Grabes steht J. V. Widmann, soweit sich dies aus seiner „Maikäfer-Komödie" erkennen läßt, mit jenem pessimistisch angehauchten Skepticismus gegenüber, der dem Gefühlsleben zu wenig und dem bloßen Verstande nicht genug traut und so zu keiner Entscheidung kommen kann; diese Maikäferphilosophie stellt sich weder mit strammen Beinen auf die platte Erde ins Diesseits, noch vermag sie mit siegessicherm Blick hinüberzuweisen ins Reich der Seligen, ins Jenseits: matt lächelnde Resignation mit gelegentlichem ungebärdigem Zähneknirschen gegen die Unvernunft dieses ewigen Kreislaufes ist dieser Maikäferweisheit letzter Schluß. Die Kernfragen der Menschheit einmal vom Maikäferstandpunkt zu betrachten und „erledigen" zu wollen, ist bei Widmann mehr als ein bloßer närrischer Einfall, mehr als eine groteske Dichterlaune. Schon diese auf den ersten Blick für einen modernen Dichter so seltsame Form der Einkleidung bringt die pessimistische Stimmung und Stellung des Dichters zum Ausdruck; nur wenn Menschen, Maikäfer und alle Kreatur gleichwertig „in der Hand des Starken" sind, in gleicher Weise nach des Lebens Lust und Leid der endgültigen Vernichtung preisgegeben, nur dann kann man in der „Komödie" des Maikäferdaseins mit all seinen Hoffnungen und Enttäuschungen und seinem jämmerlichen Versinken ins Nichts nach Eintagswonnen ein Sinnbild des Menschenlebens erblicken. So oberflächlich diese Philosophie ist, so wirksam ist doch auch die in der Form liegende Satire auf alle Gottähnlichkeitsgefühle und überschwenglichen Jenseitshoffnungen des Menschen. Aber auch wohlfeil ist die Satire. Im „Munde" von Maikäfern nehmen sich Ansichten und Gedanken, die uns andern Sterblichen als abgenutzt und alltäglich aufgemutzt würden, neu, verblüffend und stattlich aus. „Die alten Sprüche bekommen neue Gesichter." Der Dichterphilosoph versteckt sich schalkhaft und mit köstlichem Humor hinter seine Maikäfer: ihnen können wir eine gewisse Enge des Blicks, der Weltanschauung schon verzeihen. Befriedigen kann eine Dichtung, die schon durch das Schiefe und Undurchführbare des symbolischen Grundgedankens zur Künstelei und Halbheit verurteilt ist, allerdings nicht; aber Widmann weiß doch auch wieder für seine innige, feinsinnige Naturbetrachtung so lebensvolle Formen zu finden, so humorvoll und anmutig zu erfinden und Begriffliches in lebende Gestalt umzusetzen, daß wir uns der einzelnen Handlungen, Bilder und epischen Zwischendichtungen herzlich freuen. In drei „Handlungen", deren Gang sinnreich durch epische Intermezzi unterbrochen und zugleich verbunden wird, verläuft die Maikäferiade. Eigentlich dramatische Handlung findet sich nur im ersten und im dritten Teil, gegen Ende. Flugjahr ist angesagt! Getrieben von Erlösungsahnung, seliger Hoffnungen voll, drängt das flügelfrohe Volk der Engerlinge aus dem dunklen Auferstehungssarg der Erde zum Reiche des Lichts und ungetrübter Wonnen, ihrem „Jenseits", empor. Der freudige Glaube des Volks duldet keinen Zweifler; wehe

denen, die an seinen „höchsten Gütern“ rütteln. Von ihrem idealistisch angehauchten König in der Hoffnung auf ein wunderseliges Jenseits bestärkt, bricht die Optimistenschar der Kerfe unter dem Rufe „Gott will es!“ zum Lande der Wonnen auf: Und nun ein erstes seliges Schwelgen im Blättergrün, unendlicher Fraß; dann allerlei Abenteuer, reizende Mainachtliebesscenen der Männchen und Weibchen, in deren Schwärme gepanzerte Reiter (Schwalben) Tod und Verderben tragen; ein prasselnder Regen erhöht die Schrecken des gestörten Liebesopferfestes. Und nun bricht Unheil auf Unheil über die einst so hoffnungsfreudige, glaubensstarke Schar; sie lernen den Menschen, „die böse, böse Rasse“, kennen, alles verbindet sich zum Untergang des armen Kerfen. Enttäuschung, Verzweiflung treten an die Stelle der Glaubensstärke, in Sinnenlust verjubeln die Betrogenen ihre letzten Kräfte: die Zweifler haben recht behalten, selbst den König erfaßt des Daseins Ekel; schön ist die Welt, nicht gut, Schönheit aber ist Schein.

Der Held des Ganzen ist das Volk der Kerfe selbst, dessen einzelne Repräsentanten zugleich Typen aus der menschlichen Gesellschaft darstellen: der idealistische König, „ein Narr des Herzens“, der wortchristliche Hofprediger, der platte Philister Hubeland, der mephistophelische Skeptiker Sepp, der nüchterne Realist Medizinalrat von Zangen, der „schneidige“ Adjutant von der Kron, die köstlichen Gigerln Reps und Kleps u. a., sie alle sind vortrefflich gezeichnet. Bezeichnend ist, daß nach den Worten des sterbenden Königs an den Schöpfer:

> Ich verzeihe dir, du Welt,
> Wie man verzeiht dem Weibe, das uns log,
> Um seiner argen Schönheit willen,

der rote Sepp das letzte Wort behält, um den Nachruf zu sprechen:

> Ein Nichts, ein hingemartertes Geschöpf,
> Wie wir es alle sind. Und doch ein Sieger.
> Das Opfer würdiger als der Altar,
> Auf dem's verblutet.

Karl Berger.

Zur Volkskunde.

Die Pfahlbauern. Von Vilim Korajac. (Allgemeine National-Bibliothek. Nr. 192—193.) Wien, C. Daberkows Verlag. 1898. 8. 40 Pf.

Diese Silhouetten aus slawonischen Ursitzen, wie sie der bekannte slawische Mythologe und Herausgeber des „Urquells“, Dr. Fr. S. Krauß, in seiner Verdeutschung nennt, dürfen nach verschiedenen Richtungen ein Interesse beanspruchen, nämlich ein ästhetisches, kulturhistorisches und ethnologisches. Für den Kunstkritiker bietet die halb humoristische, halb satirisch gehaltene Zeichnung jener, man könnte sagen, prähistorischen Gestalten in Slawonien, die mit großer Zähigkeit an ihren überlieferten Sitten und Anschauungen festhielten und dadurch begreiflicherweise in die mannigfachsten Konflikte mit der fortgeschrittenen Generation gerieten, einen nicht geringen Reiz — freilich fehlt es an der erforderlichen Spannung und an einem kunstmäßigen Aufbau der Handlung. Wichtiger aber ist das kulturhistorische Moment, indem uns hier ein Stück zeitgenössischer Geschichte in drastischen und, was mehr wert ist, in durchaus objektiven, wahrheitsgetreuen Zügen vor die Augen geführt wird. Das ist um so bedeutungsvoller, als die neuere sogenannte Reiselitteratur vielfach nur allzusehr mit phantasievollen, romantischen Bestandteilen versetzt ist, die ihre wissenschaftliche Verläßlichkeit und damit auch ihre kritische Verwertung auf eine recht harte Probe stellen. „Diese Erzählungen“, schreibt Krauß im Vorwort, „geben in einer fast unkünstlerischen Aneinanderreihung Scenen mit Gesprächen des Volkes wieder. Sie liefern uns einen wirksamen, dem Leben nachgezeichneten Hintergrund für das Verständnis von Sitten und Gebräuchen der Südslawen, sie rücken uns in erwünschter Weise den Landmann mit seinem Fühlen und Denken ohne die sonst schwerlich vermeidliche poetische Verklärung rein menschlich näher. Darum ist eine Übersetzung dieses Schriftchens für das ethnographische Studium der Südslawen im besondern und die Ethnographie im allgemeinen ein Hilfsmittel mehr, das man nicht abweisen möchte.“ (S. 7.)

Damit kommen wir auf die im vorliegenden Zusammenhang ausschlaggebende Perspektive: es ist der Zerfall der socialen Entwicklungsstufe, der uralten Hausgenossenschaft, der sich vor unsern Blicken vollzieht, jener universellen Organisation, die sich immer bei denselben allgemeinen Bedingungen wiederfindet, und die schon deshalb unsern modernen Vorstellungen und Empfindungen ganz zuwiderläuft, weil sie sich gar nicht auf die Zugehörigkeit der eigentlich leiblichen Kinder in der Familie beschränkt. Dadurch gewinnt aber der sich hier in einem kleinen, versteckten Winkel abspielende Vorgang typische Bedeutung, die der Übersetzer gleichfalls treffend kennzeichnet:

„Der Verfasser führt uns eine aus Hausgemeinschaften bestehende Dorfgemeinschaft vor, in der die geschlechtsgenossenschaftliche Solidarität schon ganz aufgehört und die häusliche, infolge der Neigung der meisten männlichen Dorfbewohner, sich selber auf Kosten der Wohlfahrt ihrer hausgemeinschaftlichen, gleichberechtigten Genossen ein wirtschaftliches Übergewicht zu erwerben, in die Brüche ging. Diesen Konflikt zwischen Recht und Pflicht einerseits und betrügerisch-selbstsüchtigem Vorgehen andererseits erfaßte Korajac nicht. Er erblickte in den verschmitzten Hausgenossenschaftsdieben urwüchsige, unbeholfene Naturen, die

an ihrer Einfalt und kaufmännischen Unerfahrenheit zu Grunde gehen und darum beim ferner stehenden Beobachter Lachlust und Mitleid hervorrufen." (S. 10.)

Zugleich wendet sich der Blick dadurch unwillkürlich von diesem dunkeln Bilde unaufhaltsamer Zersetzung, die ja auch im Völkerleben so oft die Vorstufe einer socialen Genesung bildet, zu der erfreulichern Gegenwart, welche jener Krisis gefolgt ist. Denn die verzopfte und verkommene Wirtschaft der Pfahlbauern hat dem rationellen und nüchternen Betriebe fleißiger deutscher und czechischer Bauern Platz machen müssen, und damit ist, genau genommen, diese Idylle zu einer prähistorischen geworden, wenigstens entspricht ihr nach keiner Richtung mehr eine geschichtliche Wirklichkeit. Im übrigen begegnen uns hier auch die bekannten typischen Züge des Bauern, geistige Unbeholfenheit und Mangel an Anstelligkeit verbunden mit pfiffiger Geriebenheit, wo es auf das Geldverdienen ankommt. Dagegen ist die Liebesgeschichte nach Krauß' Versicherung speciell slawonisch und verträgt keine Verallgemeinerung, da ein slawonisches sechsjähriges Bauernkind von sexuellen Beziehungen gewöhnlich mehr wisse als in Deutschland eine sorgfältig erzogene siebzehnjährige Jungfrau eines gut bürgerlichen oder gar eines reichen adeligen Hauses. Wir möchten freilich für den Durchschnitt unsers Bauernstandes, besonders des niedersächsischen, ebenfalls eine große Unbefangenheit in allen Beziehungen in Anspruch nehmen, welche das Geschlechtsleben berühren. — Die vorliegende Sammlung, eine Fortsetzung der frühern österreichischen „National-Bibliothek", die begreiflicherweise in erster Linie speciell die Nationallitteratur berücksichtigt (meist poetische), mag hiermit auch deutscher Beachtung empfohlen sein.

Th. Achelis.

Feuilleton.

Von den neuesten englischen Büchern sind die folgenden besonders erwähnenswert:

„Glimpses of England. Social, Political, Literary" (Neuyork und London, G. P. Putnams Sons, 1898) besteht aus Aufsätzen, welche der Verfasser, Professor Moses Coit Tyler, während eines längern Aufenthalts in England in den sechziger Jahren in amerikanischen Blättern veröffentlicht hat. Das schön gedruckte Bändchen beginnt mit einigen statistischen Angaben und daraus hervorgehenden Betrachtungen über London und das riesige Wachstum der großen Weltstadt vom Anfang des Jahrhunderts bis zum Jahre 1861. In den nachfolgenden Kapiteln haben wir eine Reihe von sehr interessanten und lehrreichen Studien und scharfen Beobachtungen über John Stuart Mill und seine politische Thätigkeit, über den damals in London lebenden Verschwörer und Volksführer Giuseppe Mazzini, die berühmten Kanzelredner Baptist Noel und C. H. Spurgeon, die Staatsmänner und Parteihäupter Gladstone, Disraeli, Lord Brougham, Earl Russell, und vor allen John Bright, dessen politische Anschauungen, persönliche Eigenschaften, öffentliche Laufbahn und eigenartige Rednergabe eingehend behandelt und kritisch beurteilt werden. Daß dieser Mann des Verfassers Bewunderung erregt, dürfte als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Das Unterhaus des Parlaments mit dessen Umgebung, Behausung, Zusammensetzung und Gewohnheiten wird auch in Betracht gezogen und als eine Verkörperung der unedelsten Charakterzüge der privilegierten Klassen dargestellt. „Dort ist die physische Atmosphäre abscheulich und die moralische Atmosphäre noch schlechter; von der erstern bekommt man Kopfweh und von der letztern Herzweh." Das rohe Benehmen der Mitglieder, sobald es sich um einen ihnen mißfälligen, wenn auch ganz gerechten und vernünftigen Beschluß oder Gesetzvorschlag handelt, wird anschaulich geschildert und streng gerügt. So z. B. als Wood dem Unterhause eine Bill vorlegte, die allen Engländern ohne Unterschied des Glaubens gestattete, die Universitäten zu beziehen, wurde er mit einem wüsten Geheul und Gebrüll empfangen, das ihn gar nicht zu Worte kommen ließ. Während der letzten dreißig Jahre sind einige Reformen mit vieler Not eingeführt worden, aber in der Art und Weise, wie John Bull allen Verbesserungsvorschlägen entgegenkommt, ist keine Veränderung zu bezeichnen. Der so lobend hervorgehobene „English Pluck" löst sich, unsers Erachtens, meistenteils in moralische Furcht und Feigheit auf. Das Buch ist recht unterhaltend geschrieben und behandelt sämtliche Gegenstände mit Geist und selbständiger Auffassung.

„Lao-Tze's Tao-Teh-King. Chinese-English with Introduction, Transliteration and Notes. By Dr. Paul Carus" (Chicago, The Open Court Publishing Company, 1898). Lao-Tze bedeutet „der alte Philosoph" und ist der Beiname eines der hervorragendsten Denker und Weltweisen, die jemals gelebt und gelehrt haben. Er wurde im 6. Jahrhundert v. Chr. geboren und schrieb ein Büchlein „Tao-Teh-King" (über die Vernunft und die Tugend), welches einen gewaltigen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte und einen Platz neben den heiligen Schriften des Buddhismus und des Christentums verdient. Dieses Werk ist öfters übersetzt worden. Zuerst von katholischen Missionaren ins Lateinische, dann (1842) von Stanislas A. Julien ins Französische, später von Chalmers ins Englische und Victor von Strauß ins Deutsche. In der vorliegenden Arbeit giebt Dr. Paul Carus eine neue, sich an das Original treu anschließende und doch recht lesbare Übertragung ins Englische, die auch mit dem chinesischen Text und einer die Bedeutung der Zeichen erklärenden Translitteration und zahlreichen Anmerkungen versehen ist und einen schätzbaren Beitrag zur vergleichenden Religionskunde liefert.

„Cases on American Constitutional Law. Edited by Dr. Carl E. Boyd" (Chicago, Callaghan u. Comp., 1898), obwohl vielleicht von keinem großen Interesse für die deutsche Lesewelt im allgemeinen, ist ein bequemes und wertvolles Handbuch für Juristen, die sich mit den entscheidenden und endgültigen Aussprüchen des höchsten Gerichts der Vereinigten Staaten über die wichtigsten Rechtsfälle bezüglich ihrer Verfassungsmäßigkeit bekannt machen wollen. Das Buch ist sorgfältig ausgearbeitet und wird den betreffenden Fachkreisen, namentlich den Studenten der Rechte, auf deutschen Universitäten bestens empfohlen.

In „Reminiscences by M. Betham-Edwards" („Collection of British Authors", vol. 3290, Leipzig, Tauchnitz, 1898) schildert die bekannte Romanschriftstellerin ihre Kindheit und Schuljahre sowie ihre spätern Erlebnisse und Bekanntschaften im In- und Auslande mit großer Lebendigkeit und auch mit Wahrheitsliebe und Überzeugungstreue. Die Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit werfen ein grelles Licht auf das Kirchenwesen und das mit ihm in enger Verbindung stehende Schulwesen auf dem Lande

in England. Interessant ist die Beschreibung ihres Aufenthalts in Weimar, wo sie mit Ottilie von Goethe und Goethes Enkeln und mit dem Abbé Liszt verkehrte.

Ein von derselben Dichterin verfaßter und in derselben Verlagshandlung erschienener Roman „A Storm-Rent Sky" („Collection of British Authors", vol. 3280, 1898) spielt in der stürmischen Zeit der Französischen Revolution. Neben dem erdichteten Helden der Erzählung kommen Danton und andere historische Persönlichkeiten vor und tragen wesentlich zur Steigerung der Teilnahme des Lesers an der Entwicklung der Dinge bei.

„The Fight for the Crown by W. E. Norris" („Collection of British Authors", vol. 3284, Leipzig, Tauchnitz, 1898) ist ein gut geschriebener politischer Roman der Gegenwart, in dessen Handlung Irland und Home-Rule die Hauptrolle spielen. Die Liebe mischt sich auch in Staatsangelegenheiten und Verschwörungen ein und erweist sich als die herrschende Macht und trägt den Sieg davon.

In „The Choir of Westminster Abbey" („Collection of British Authors", vol. 3286, Leipzig, Tauchnitz, 1898) liefert Emma Marshall einen quasihistorischen Roman in der Form der Selbstbiographie einer erdichteten Frances Melville aus der Zeit der Revolution vom Jahre 1688 unter der Regierung des Königs Wilhelm III. und der Königin Marie. Die Hauptpersönlichkeit ist der bekannte englische Komponist Henry Purcell, in dessen Familie die angebliche Verfasserin als eine „Stütze der Hausfrau" lebte und sehr freundlich behandelt und fast als eine Tochter angesehen wurde. Das Buch ist nicht besonders unterhaltend, aber durchaus harmlos, und zeichnet sich in dieser Beziehung vor den meisten Prosadichtungen der „Modernen" vorteilhaft aus.

„My Lord Duke by Ernest William Hornung" („Collection of British Authors", vol. 3277, Leipzig, Tauchnitz, 1898) ist eine recht anmutige Erzählung mit einem glücklichen Abschluß, der zur Befriedigung des Kunstsinnes sowie des Rechtsgefühls der Leser dienen wird. Wir haben es hier mit der alten Geschichte des verschollenen Erben einer vornehmen englischen Familie zu thun, der zum Ärger und Verdruß der nächsten Verwandten plötzlich auf der Bildfläche erscheint, sie in Schrecken setzt und alle ihre schönen Hoffnungen vereitelt. Der Betreffende kommt, wie es in der Wirklichkeit auch meistens geschieht, aus Australien und ist ausnahmsweise kein Abenteurer und Betrüger, sondern ein edler und ehrlicher, obwohl ganz ungebildeter Buschmann, der durch die Mitteilung eines Advokaten bezüglich der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche irregeführt wurde. Es stellt sich schließlich heraus, daß der echte Erbe ein alter, alleinstehender Herr ist, der sich in seiner Jugend die Hörner mit vielem Lärm abgelaufen hatte, aber nach dem Tode seiner zweiten heißgeliebten und hochgeehrten Gattin sich von der Welt zurückzog und ein sehr einsames und anständiges Leben führte. Diese Frau war eine Witwe, als der Edelmann sie heiratete, und der vorerwähnte Buschmann ihr in der ersten Ehe geborener Sohn. Aus diesen verwickelten Familienverhältnissen schürzt der Verfasser mit Geschick einen Knoten, dessen endgültige Lösung unsere Aufmerksamkeit stark in Anspruch nimmt und dem Roman ungewöhnliches Interesse verleiht.

„The Gods Arrive by Annie E. Holdsworth" („Collection of British Authors", vol. 3281, Leipzig, Tauchnitz, 1898) ist ein „modernes" und einseitiges Studium der englischen Gesellschaft in London und auf dem Lande. Es kommen viele Charaktere darin vor, die aber in ziemlich verworrenen und verschwommenen Umrissen gezeichnet sind. Der Titel ist Ralph Waldo Emersons Gedicht „Each and All" entlehnt, hat aber an dieser Stelle gar keinen Sinn und dürfte nur dazu dienen, ein argloses Publikum zu ködern. Die Götter kommen gar nicht an; selbst über die Ankunft des Liebesgottes, der in Romanen selten ausbleibt, wird nichts Bestimmtes berichtet.

In „Three Partners" („Collection of British Authors", vol. 3287, Leipzig, Tauchnitz, 1898) schildert Bret Harte mit dem ihm eigenen Talent einige Episoden aus dem kalifornischen Leben in den Goldbergwerken. Im ersten Kapitel haben die drei Geschäftsgenossen schon ihr Glück gemacht und, ehe sie sich trennten, feierlich geschworen, einander im Leben auf alle Fälle beizustehen; im weitern Gang der Erzählung wird die Art und Weise, wie der einmal gefaßte Entschluß ausgeführt wurde, meisterhaft dargestellt und die Eigentümlichkeiten von Land und Leuten zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht. Es sind edle und auch äußerst rohe Charaktere dabei, und alle sind ganz vorzüglich gezeichnet. Ein besonderes Empfangszimmer im Gasthofe heißt „Flirtation Camp", und aus dieser Bezeichnung ist zu ersehen, daß die Damen keine untergeordnete Rolle in dem dortigen und damaligen Gesellschaftsleben spielten.

Max Pembertons „A Woman of Kronstadt" („Collection of British Authors", vol. 3288, Leipzig, Tauchnitz, 1898) ist eine spannende Spionagegeschichte, deren Handlung in der bekannten russischen Festungsstadt am Finnischen Meerbusen vor sich geht. Das Spionieren wird von einer englischen Gouvernante betrieben, die vor den Folgen dieser gefährlichen Kundschafterei durch einen in sie verliebten russischen Artilleriehauptmann gerettet wird. Die beiden entkommen mit genauer Not und lassen sich in England nieder. Die geschlossene Ehe beruhigt auch die russische Regierung, welche sich berechtigt glaubt anzunehmen, daß die Gattin eines treu gesinnten Russen die in ihrem Besitz befindlichen Pläne von Kronstadt nie hergeben werde, obwohl das britische Kriegsministerium bereit sein soll, zehntausend Pfund Sterling für diese höchst wichtigen Papiere zu bezahlen.

„A Forgothen Sin by Dorothea Gerard" („Collection of British Authors", vol. 3285, Leipzig, Tauchnitz, 1898) hat den Zweck, die alte, aber nie veraltende und nicht genug zu beherzigende Lehre: „Alle Schuld rächt sich auf Erden", zu erläutern und einzuschärfen. Ein wohlgestalteter englischer Landedelmann, der eine Reihe von galanten Abenteuern hinter sich hatte, nahm zur Frau eine sehr reiche, aber nichts weniger als hübsche und geistig ganz unbedeutende Dame. Die dieser Ehe entsprungene Tochter verlobte sich mit einem in der Nachbarschaft wohnenden jungen Gutsbesitzer, der halb englisch und halb spanisch war und die entgegengesetzten Charakterzüge der beiden Eltern in sich vereinigte. Dem noch immer verschwenderischen und in Gefahr des Bankrotts geratenen Vater war dieser Ehebund natürlich recht willkommen. Der Bräutigam war sehr musikalisch und ein ausgezeichneter Klavierspieler und reiste oft nach London, um Konzerten und Opernaufführungen beizuwohnen. Er besuchte seine Braut immer seltener und bald kam es ans Licht, daß eine schöne und verführerische Sängerin daran schuld war. Der ängstlich gewordene Vater stellte sich dieser Dame vor und erfuhr zu seinem Schrecken, daß sie seine eigene uneheliche Tochter sei. Ein unerfahrenes und anständiges Mädchen vom Lande, das er verführt und verlassen hatte, wollte, um die Schande zu verheimlichen, mit dem Bruder nach Amerika auswandern; auf der Reise hin wurde das Kind geboren und die verzweifelte Mutter stürzte sich ins Meer. Der Bruder zog seine Nichte auf und nährte in ihr ein starkes Gefühl der Rache gegen den leichtsinnigen und unnatürlichen Vater; darum hat sie alle Künste der Koketterie angewandt, um den Bräutigam untreu und den Entehrer ihrer Mutter unglücklich zu machen. Der Vater kehrte nach Hause zurück und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Die Sängerin war mit diesem Erfolg zufrieden, schrieb dem jungen Mann, sie habe ihn nie geliebt, sondern nur als ein Werkzeug, um ihre Rachgier zu befriedigen, gebraucht, und reiste nach Amerika zurück. Darauf versöhnte sich der etwas wankelmütige Bräutigam mit seiner vor Gram vergehenden Braut, ehe die Leiche des Selbstmörders zu Grabe getragen wurde.

In „The Invisible Man by H. G. Wells" („Collection of British Authors", vol. 3282, Leipzig, Tauchnitz, 1898) ist der Held der Erzählung ein Mann, der sich nach Belieben unsichtbar machen kann, und durch die Ausübung dieser seltenen Kunst eine Menge von Mißverständnissen verursacht. Hier haben wir es selbstverständlich mit einem Launenspiel der Phantasie zu thun; aber es gelingt dem Dichter, diese unmöglichen Begebenheiten und Situationen so realistisch zur Anschauung zu bringen, daß sie für den Augenblick als wirkliche Geschehnisse angesehen werden.

„A Soul on Fire by Florence Marryat" („Collection of British Authors", vol. 3283, Leipzig, Tauchnitz, 1898) ist ein nochmaliger Versuch, das Schicksal der Seele nach dem Tode von einem spiritistischen Gesichtspunkte aus ganz genau, gleichsam auf Schritt und Tritt, zu verfolgen. Nur wer an diese Geisterlehre glaubt, wird an derartiger Lektüre Freude und Erbauung finden.

Unter dem wunderlichen und nichtssagenden Titel „The Cedar Star" („Collection of British Authors", vol. 3289, Leipzig, Tauchnitz, 1898) erzählt Mary E. Mann die Geschichte eines englischen Pfarrers und Witwers mit drei kleinen, wilden Töchterchen, und beschreibt im Detail das Thun und Treiben in diesem engen Familienkreise. Mit den Unartigkeiten der Kinder und den Plackereien der ältern, griesgrämigen Erzieherin, die stets bestrebt ist, festen Fuß im Hause zu fassen und die erledigte Stelle einer Frau Pfarrerin einzunehmen, werden wir hinlänglich bekannt gemacht. Höchst merkwürdig ist die Frühreife der Mädchen in Betreff der Entwicklung und Ausübung der Gefall- und Eroberungssucht. Der Roman ist reich an allerlei Begebenheiten und namentlich an Liebeserklärungen und Liebeswerbungen; ob es bei einem englischen Dorfpfarrer so zugeht und die Verfasserin die betreffenden Personen und Verhältnisse richtig aufgefaßt und dargestellt hat, ist eine andere Frage.

— Als ein vielen unentbehrliches Hilfsmittel ist A. Hartlebens „Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde" auch in diesem Jahre neu erschienen, eine „Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Wert der Landesmünzen in deutschen Reichsmark und österreichischen Kronen, Gewichten, Längen- und Flächenmaßen, Hohlmaßen, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat" (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1898).

— In anderer Gestalt bietet dasselbe Material das in demselben Verlage erschienene Buch „A. Hartlebens Kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. Fünfter Jahrgang. 1898. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Professor Dr. Friedrich Umlauft". Hier ist, offenbar infolge eines Druckfehlers, das Geburtsjahr des schwedischen Thronfolgers falsch angegeben.

— Fragen der Erziehung und des Unterrichts werden nach wie vor mit besonderer Vorliebe erörtert. Von dem „Spielen der Kinder in seinem Erziehungswert" handelt ein Vortrag von Dr. Max Reischle (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1897). Die Wichtigkeit der Frage verkennt niemand, doch sucht man in manchem neuern psychologischen Handbuche vergebens nach einer Beantwortung. Reischle hat ein warmes Herz für die Jugend und ist mit der Litteratur seines Gegenstandes wohl vertraut. Nachdem er den Begriff des Wortes Spiel festgestellt — die Etymologie ist ja unsicher — und die verschiedenen Arten des Spiels aufgeführt hat, fragt er nach ihrem Werte. Unter anderm hebt er die — wir möchten sagen diagnostische — Bedeutung des Spiels hervor. „Wo anders" — meint er — „sollte die besondere Art des Einzelnen sich hervorwagen und ausbilden als in freier zwangloser Bethätigung der Kräfte? Da zeigen sich auf der einen Seite die sinnigen, stillen, auf der andern die thätigen, kraftvollen Naturen; hier der beharrliche, dort der bewegliche Wille; im Spiele schon offenbart sich die Weite und Enge des Gesichtskreises, die Selbständigkeit und das Anlehnungsbedürfnis des einzelnen Kindes. Darum sieht der Erzieher gerade im Spiel am klarsten, an welchem Punkt er Einseitigkeiten bekämpfen und ergänzen muß; aber wichtiger noch ist, daß er sieht, in welcher Richtung bei dem Kinde die Stärke seiner Anlage zu suchen ist." Zum Schlusse giebt der Verfasser Winke, wie sich die Erziehung den erkannten Wert des Spiels zu Nutze zu machen hat. Wenn er dabei auch für Gewinnspiele, natürlich nicht mit Geld, sondern mit Bohnen u. dgl., ein Wort einlegt, so möchten wir an die Äußerung des Horaz erinnern, daß ein Vater den Verschwender und den Geizhals in seinen Söhnen erkennt, je nachdem sie Knöchel und Nüsse im Spiele schätzen.

— In der viel umstrittenen Frage des Sports ergreift das Wort H. Th. Matth. Meyer in dem Schriftchen „Sport und Schule" („Pädagogische Abhandlungen." Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus. I. Band. 6. Heft, Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung [Hugo Anders] 1897). Die historische Einleitung bietet nichts Neues. Doch ist der Verfasser für seinen Gegenstand begeistert und verfolgt hauptsächlich den Zweck, mehr, als es bisher geschehen ist, das Interesse der Lehrer aller Kategorien, besonders aber der Seminarlehrer für die Sportsache zu gewinnen. Über den Seminarbetrieb insbesondere äußert er manch kräftiges Wort, verhaut sich aber auch einmal gründlich, wenn er schreibt (S. 87), daß „die von den Humanisten auf kurze Zeit neubelebte Sport- und Spiellust durch die Perücken der Zeit Ludwigs XIV., durch Haarbeutel, Fischbeinrock und Zopf geknickt wurde". Daß diese Bestrebungen ihre Berechtigung haben, unterliegt ja keinem Zweifel, aber ernster Prüfung bedarf die Frage, wie weit man gehen soll. Auswüchse haben sich ja genug gezeigt. Der Verfasser will freilich von solchen nicht viel anerkennen.

— Eine posthume Veröffentlichung ist die Schrift von Dr. med. Mandel: „Das klassische Gymnasium. Eine Studie für Gebildete unter seinen Gegnern" (Berlin, Otto Salle, 1897), die schon in der „Zeitschrift für die Reform der höhern Schulen" abgedruckt worden ist. Mandels Ausführungen drehen sich um die Sätze: „Die frühzeitige Beschäftigung mit fremden Sprachen bedeutet für die Entwicklung der Muttersprache eine zeitliche und räumliche Beschränkung, sowie eine Verunreinigung" — und zweitens: „Sprachbewußtsein ist nicht Sprachkunst. Frühzeitige Erregung des Sprachbewußtseins ist für die Entwicklung der Sprachkunst eine Hemmung und bringt in die geistige Verfassung der Jugend eine Verschiebung." Was er darüber zu sagen hat, konnte er viel kürzer geben, aber er gefällt sich darin, seinem Groll gegen das Gymnasium und dessen Vertreter in kleinlicher Polemik Luft zu machen. Das ist jedenfalls nicht der rechte Weg, streitige Fragen zu lösen. Dabei operiert der Verfasser mit Argumenten, wie dem folgenden: „Wir haben, wie wir annehmen müssen, für alle Sprachen nur dieselben sprachlichen Centralherde zur Verfügung, und es wird danach (?) die Muttersprache zu fremden Sprachen ein anderes Verhältnis haben müssen als zu naturwissenschaftlichen, geschichtlichen Stoffen u. s. w., — Stoffe (!), die sich zwar sprachlich verhandeln lassen, aber nicht fremde Sprache sind." Warum so viele verständige Männer die lateinische Sprache logisch genannt haben, ist Mandel nicht klar geworden. Das zeigt er im zweiten Teile seiner Auslassungen. Wie schließlich alles besser gemacht werden könnte, darüber weiß er auch nichts zu sagen.

— Wer wissen will, wie Fragen des Unterrichts aufgefaßt werden müssen, dem empfehlen wir dringend ein Buch, das schon vor einiger Zeit in zweiter vermehrter Auflage erschienen ist, die „Vermischten Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höhern Schulen", von Dr. W. Münch (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder, 1896). Die feinsinnige,

alle Seiten einer Sache sorgsam betrachtende Art des rühmlichst bekannten Schulmannes, die in den alten Aufsätzen hervortrat, zeigt sich auch in den drei neu hinzugefügten über „Die Pflege des mündlichen deutschen Ausdrucks an unsern höhern Schulen", über „Sprachgefühl und Sprachunterricht", und über „Das Verhältnis der alten und der neuern Sprachen im Unterricht". Gerade die Behandlung dieser Themata könnte Kritikern wie Mandel, dem Verfasser der obenerwähnten Schrift, zeigen, wie oberflächlich und unfruchtbar ihre Polemik ist und welch dankbare Seiten die moderne Lehrkunst den angefeindeten Schuleinrichtungen abzugewinnen im stande ist.

— Die augenblicklich brennende Frage des „Mädchengymnasiums" sucht Dr. W. Kriebel zu klären in seiner Schrift „Der naturgemäße Aufbau des «Mädchengymnasiums»" (Breslau, Preuß u. Jünger, 1897). Er steht den Bildungsbestrebungen der Frauen durchaus freundlich gegenüber und sah, als er seine Arbeit veröffentlichte, für Breslau die Hauptfrage als erledigt an durch den bekannten Beschluß der Stadtverordneten. Mit Recht entscheidet er sich dafür, daß der Eintritt der Mädchen in das Gymnasium nicht mit dem vollendeten 12. Lebensjahre oder gar früher, sondern erst nach vollendetem 16. Lebensjahre geschehen darf und daß die neue Anstalt mithin nicht an die höhere Mädchenschule angegliedert werden kann. Weniger können wir ihm in einem andern Punkte zustimmen. Er sträubt sich gegen einen Lehrplan, der lediglich dem Humangymnasium entlehnt sei. „Der Lehrplan des Mädchengymnasiums soll ja auch den wenigen Mädchen, welche sich für ernste wissenschaftliche Arbeit in der Universität geschickt erweisen, den Weg dahin öffnen; er soll sie und auch alle die, welche ihnen nicht folgen, sondern einen andern Weg einschlagen wollen, berufsfähig machen; aber nicht die durch ein Staatsexamen zu erweisende Berufsfähigkeit, sondern die Vertiefung der weiblichen Bildung an sich und das Erheben des Bildungsniveaus der Frau zu einer Höhe, auf der sie dem Manne gleichwertig ist, ohne ihm gleichartig sein zu wollen, das allein soll das Ziel der neuen Bildungs- und Erziehungsanstalt sein." Der Gedanke ist ja an sich ganz schön, doch dürfte seine Übertragung in die Wirklichkeit erhebliche Schwierigkeiten haben, wenn nicht wieder etwas Halbes herauskommen soll. Übrigens soll ja auch das Humangymnasium nicht bloß eine Vorbereitungsanstalt auf das akademische Fachstudium sein, sondern es soll auch die Grundlagen zu einer allgemeinen Bildung legen.

— Die Frage der Hochschulvorträge für das Volk, die, wie der Name University-Extension lehrt, fremden Ursprungs ist, hat in letzter Zeit auch bei uns weite Kreise lebhaft beschäftigt. Wer sich darüber orientieren will, findet dazu die beste Gelegenheit in einem Schriftchen von Dr. Emil Reich: „Volkstümliche Universitätsbewegung (Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur", „Züricher Reden", Bern, Steiger u. Comp. [vorm. A. Siebert], 1897). Der Verfasser ist ein warmer Anwalt dieser Bestrebungen und giebt mit Sachkenntnis einen Überblick über die Entstehung und die allmähliche Ausbreitung dieser Bewegung und über die Formen und Mittel, mit denen sie sich bisher versucht hat. Reich geht aus von dem Staufer Friedrich II., der die für ihn angefertigten Ausgaben der klassischen Schriftsteller der Stadt Bologna schenkte mit den Worten: „Weil das edle Besitztum der Wissenschaften durch Verbreitung oder Verteilung sich nicht mindert oder zu Grunde geht, sondern desto dauerhafter und fruchtbarer heranwächst, je mehr man sie mitteilt und verbreitet, so wollen wir diese gewonnenen Früchte weiser Anstrengung nicht verbergen, noch den eigenen Besitz für erfreulich halten, ehe wir ein so großes Gut andern mitgeteilt haben" — und citiert ferner folgende Äußerung des Baron Gautsch: es sollen „die Schätze des Wissens nicht als ein totes Kapital von großen ungangbaren Stücken in den Händen einzelner liegen bleiben, sondern in echter, wenn auch kleiner Münze von Haus zu Haus, von Hand zu Hand wandern und nicht bloß im Salon des Reichen, sondern auch in der Stube des Arbeiters ihren Wert behalten". Auffällig ist, daß man in diesem Zusammenhange immer vom Arbeiter redet, während doch auch dem Mittelstande zu wünschen wäre, daß er den Segen echt wissenschaftlicher Unterweisung kennen und würdigen lernte. Daß Mißgriffe bei der „Universitätsausdehnung" möglich sind, giebt der Verfasser selbst zu. Daß Österreich in dieser Beziehung energisch vorausgegangen ist, erfüllt ihn mit Genugthuung. In Deutschland waren, als er seine Abhandlung schrieb, die Versuche noch vereinzelt geblieben, doch hatte, was Reich nicht erwähnt, auch die Leipziger Universität einen Anfang, wenn auch nicht mit vollständigen Kursen, so doch mit einer Serie von Einzelhochschulvorträgen gemacht. Im letzten Winter sind diese Versuche weiter ausgedehnt worden. Die gehaltenen Vorträge sind auch veröffentlicht worden in einer Publikation: „Hochschulvorträge für Jedermann" (Leipzig, Dr. Seele u. Comp., 1897 u. 1898). Die ersten sieben Hefte behandeln folgende Gegenstände: „Die Wanderungen der Tiere", von Professor Dr. Marshall; „Die sociale Bedeutung der ästhetischen Bildung", von Professor Dr. von Schubert-Soldern; „Aus den Gebirgsländern der Balkan-Halbinsel": „Das Fürstentum Montenegro", von Dr. Hassert; „Die Anfänge des deutschen Theaters", von Professor Dr. Witkowski; „Die Beziehungen der chinesischen Kultur zur abendländischen", von Professor Dr. Conrady; „Der Kampf um die Gewissensfreiheit", von Professor Dr. Hauck; „Nordwestafrika", von Dr. Stumme.

Bibliographie.

Arnim, Eva A. von, Dem Tag entgegen. Novelle. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 2 M.

Bang, Herm., Am Wege. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Berg, Moritz von, Graf Hasso Felsberg. Ein Lieutenant von der Garde du Corps (König Georgs). Roman aus der letzten Zeit Alt-Hannovers. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. Geb. 10 M.

Bernstein, M., Mädchentraum. Ein Spiel. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Birukoff, P., J. Treguboff und W. Tschertkoff, Christenverfolgung in Rußland. Ein Aufruf, mit einem Nachwort von Leo Tolstoj. München, A. Schupp. Gr. 8. 25 Pf.

Böhlau, Helene (Frau al Raschid Bey), Schlimme Flitterwochen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Brennert, Hans, Modeworte. Aus dem Mitteleuropäischen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 2 M.

Haag, Ella, Dirnen? München, A. Schupp. 8. 50 Pf.

Hermann, G. A., Der Handelsreformer. Erster Teil: Die Reform der Verkaufsweise. Zweiter Teil: Schutz den Schwachen. (Kleine Studien. Heft 27 und 28.) München, A. Schupp. 8. Jedes Heft 30 Pf.

Herrlich, S., Epidaurus, eine antike Heilstätte. Progr. Mit 1 Tafel. Berlin, R. Gaertner. 4. 1 M.

Heuse, Erwin, Zur Lösung des Hamlet-Problems. Vortrag. Elberfeld, Baedeker. Gr. 8. 75 Pf.

Key, Ellen, Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. Übertragen von Therese Krüger. München, A. Langen. Gr. 8. 1 M.

Löffler, J. H., Madlene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 2 M. 50 Pf.

Meyer-Förster, W., Derby. Sportroman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. Geb. 4 M.

Patzig, Herm., Zur Geschichte des Sigfridsmythus. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4. 1 M.

Rosner, K., Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert. Berlin, S. Cronbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Staedler, Karl, Horaz' zeitgeschichtliche Oden in Reimstrophen verdeutscht. Mit einer Übersicht der Ereignisse während Horaz' Lebenszeit, 689—746 d. St. (65—8 v. Chr.). Progr. Berlin, R. Gaertner. 4. 1 M.

Sydow, E., Bildung auf dem Lande. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Heft 170.) Stuttgart, Ch. Belser. Gr. 8. 80 Pf.

Tischert, Georg, Fünf Jahre deutscher Handelspolitik (1890—94). Leipzig, F. W. Grunow. 8. 3 M. 60 Pf.

Türk, Moritz, Friedrichs des Großen Dichtungen im Urteile des 18. Jahrhunderts. Zweiter Teil. Progr. Berlin, R. Gaertner. 4. 1 M.

Werther, Jul. von, Ein Hohenzoller in Italien. Roman. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. Geb. in Leinw. 4 M. 80 Pf.

Zahn, E., Erni Behein. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. Geb. 5 M.

Zobeltitz, F. von, Der gemordete Wald. Ein Bauernroman aus der Mark Brandenburg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. Geb. 5 M.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter
für
litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 35.

Leipzig,
1. September 1898.

Jakob Burckhardt.*)

Am 8. August d. J. kehrte der Tag wieder, an dem in Basel 1897 der hochverdiente, große Gelehrte, der von seinen Mitbürgern und von der ganzen gebildeten Welt hochgeschätzte Professor Jakob Burckhardt in der Stille seiner Gelehrtenstube auf dem Lehnstuhl seine Augen, die so viel gesehen, geschlossen hat. Wir danken es einem Schüler des Heimgegangenen, Hans Trog, daß er uns von dem Lebensgange und der Entwicklung des vortrefflichen Mannes eine biographische Skizze) geliefert hat, die uns das Streben, den Charakter und die Verdienste des so viele Gebiete der Kunst und Wissenschaft umfassenden Gelehrten in anziehender Weise nahe bringt. Viele von denen, die Italien besuchen, sind dem Verfasser des trefflichen „Cicerone" und des herrlichen Buchs über die „Kultur und die Geschichte der italienischen Renaissance" zu lebhaftem Danke verpflichtet. Das Buch über Konstantin, das auch in zweiter Auflage vorliegt, hat dem Freunde der Geschichte reiche Anregung gegeben und gezeigt, wie vielseitige und gründliche Studien Burckhardt gemacht hatte. Überblickt man die Seite 164—177 in dem vorliegenden Buche angegebenen Vorträge, die Burckhardt in Zürich und besonders in seiner lieben Vaterstadt Basel gehalten, so gewinnt man erst einen Einblick in das weite Gebiet der Studien dieses Gelehrten. Burckhardt betonte immer ganz richtig (S. 133), „daß als Kulturgeschichte die Darstellung den ersten Grad der Gewißheit besitze: die Quelle sagt, wie man die Dinge gewünscht und geschaut hat, nicht wie sie wirklich geschehen sind; gerade das macht sie uns für die Griechen so wertvoll. Nur die eigene tägliche Quellenlektüre lehrt uns diese Dinge kennen, nichts kann sie ersetzen, und diese Quellen wollen ganz und einzelne von ihnen immer aufs neue gelesen werden. Nur so eignen wir uns ihre Gedankenwelt an, und das ist nötig, denn der Geist des Hellenentums begehrt mit jeder neuen Zeit eine neue chemische Verbindung einzugehen. Wo es sich aber um große Schwierigkeiten handelt, da soll man Kommentare und Übersetzungen nicht verschmähen, damit der Inhalt nicht über dem philologischen Suchen verloren gehe". Sehr gespannt müssen alle diejenigen sein, die sich für griechische Litteratur interessieren, auf die in Aussicht stehende Veröffentlichung seiner Vorlesung über griechische Kulturgeschichte, dann wird man, wie der Verfasser der biographischen Skizze (S. 132) sagt, den Ausdruck Friedrich Nietzsches besser verstehen, der seiner Zeit Burckhardt als den ersten der jetzt lebenden Kenner der Griechen bezeichnete. In dieser Vorlesung stand man einer Gesamtansicht des griechischen Geistes in allen seinen Äußerungen gegenüber, wie sie geistvoller und überzeugender kaum gedacht werden kann. Von Griechenschwärmerei, von jenem durchgehenden Enthusiasmus eines Otfried Müller oder Ernst Curtius war bei Burckhardt keine Rede: die Hellenen waren ihm das geniale Volk, aber mit allen Leiden und Fehlern eines solchen. Schon im Dezember 1897 erschienen Jakob Burckhardts jetzt in zweiter Auflage vorliegenden „Erinnerungen aus Rubens". Ein köstliches Buch, das von allen, welche in Berlin, München und Dresden die herrlichen Bilder des großen Künstlers geschaut haben, mit dankbarem Interesse gelesen werden wird, denn es ist außerordentlich lehrreich, von einem solchen Kunstkenner sich in das tiefere Verständnis des großen Künstlers einführen zu lassen. Am Schlusse seiner Schrift über Rubens erwähnt Burckhardt zwei Bilder, die einen aus Virgils „Äneis" und Homers „Odyssee" entlehnten Stoff darstellen. Das sechste Buch, in dem Homer die Begegnung des Dulders Odysseus mit der Königstochter Nausikaa erzählt, liefert den Stoff: „Es sind

*) Benutzt sind: Jakob Burckhardt. Eine biographische Skizze von Hans Trog. Basel, R. Reich. 1898. 8. 2 M. 40 Pf. — Jakob Burckhardts Erinnerungen aus Rubens. Zweite Auflage. Basel, E. F. Lendorf. 1898. 8. 4 M.

die Gärten des Alkinoos, Königs der Phäaken, deren Hauptstadt in der Ferne sichtbar wird. Im Vordergrunde erscheint bittend und nackt der schiffbrüchige Odysseus, bei welchem sich Pallas bei Jupiter verwendet hat, und die Königstochter, deren Dienerinnen vor ihm hatten flüchten wollen, verfügt mit ruhigem Gebot, wie ihm mit Kleidung zu helfen sei, es ist Nausikaa. „So treffen sie denn zusammen", schließt die schöne Schrift, „der aus Jonien und der aus Brabant, die beiden größten Erzähler, welche unser alter Erdball bis heute getragen hat, Homer und Rubens."

Jakob Burckhardt glaubte mit vollem Rechte („Biographische Skizze", S. 123) die Aufgabe seines akademischen Lehrstuhls, den Bedürfnissen einer kleinern Universität gemäß, weniger in der Mitteilung specieller Gelehrsamkeit erkennen zu sollen, als in der allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt. Er fand volle Befriedigung in seinem Lehramt, legte weniger Wert auf litterarische Erfolge; auch als Lehrer der Geschichte am Pädagogium hat er viele dankbare Schüler gefunden, und durch die zahlreichen öffentlichen geistvollen Vorträge gewann er sich die Herzen seiner Mitbürger, die stolz waren auf ihren berühmten Landsmann, ihren Köbi, wie sie ihn nannten, der trotz mancher Anerbietungen eines weitern Wirkungskreises an einer größern Universität, doch seinem geliebten Basel treu blieb. Bereits 1855 war er einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte an das neu eröffnete Eidgenössische Polytechnikum gefolgt, aber schon 1858 im Frühling kehrte er in seine Vaterstadt zurück, obgleich es einen Reiz für ihn hatte, an der neuerrichteten Anstalt Anregungen zu geben und Erfahrungen zu machen. Im Jahre 1867 wurde ihm durch einen Vertrauensmann unter günstigen Bedingungen der Lehrstuhl der Geschichte in Tübingen angeboten. Das wurde Veranlassung, daß Burckhardt an den Präsidenten des Erziehungsrates, den Ratsherrn Karl Vischer, sich wandte, ihm von der Berufung Kenntnis gab und nicht, wie dies wohl in solchen Fällen zu geschehen pflegt, um eine Erhöhung seines Gehaltes nachsuchte, sondern nur bat, „einmal im Jahre oder doch alle zwei Jahre am Pädagogium von dem Examen, es sei des Frühlings oder des Herbstes, dispensiert zu werden, und zwar zum Behuf wissenschaftlicher Reisen, ohne welche ihm namentlich die Kenntnis der Denkmäler allmählich verloren gehe". Natürlich wurde ihm der Wunsch gewährt. Noch einmal trat an ihn die Versuchung heran, sein geliebtes Basel zu verlassen. Als im Jahre 1872 Leopold Ranke (gestorben den 23. Mai 1886 in Berlin) von seiner akademischen Wirksamkeit zurückgetreten war, kam Ernst Curtius nach Basel, um Burckhardt den Lehrstuhl Rankes, den er mit Georg Waitz teilen sollte, anzubieten; aber auch diese verlockende Berufung schlug er aus. Bis Frühjahr 1874 erteilte Burckhardt noch Geschichtsunterricht in den beiden obern Klassen des Pädagogiums. Von da sah er sich von dem Unterricht in der zweiten Klasse dispensiert, um seinerseits sofort eine neue Verpflichtung der Universität gegenüber zu übernehmen. Er legte in einer Zuschrift an die Kuratel der Universität dar, daß die Errichtung eines Lehrstuhls für die gesamte Kunstgeschichte dringend notwendig sei, er weist auf die deutschen Universitäten und Zürich hin, wo am Polytechnikum und der Hochschule das Fach besetzt sei, und erbietet sich „nicht ohne schweres Bedenken" zu einer einstweiligen Vertretung des Faches in einem viersemestrigen Kurse von drei Stunden wöchentlich. „Die Besoldung bleibt die bisherige", fügt er kurz bei. So las Burckhardt Kunstgeschichte im vollen Umfange, vom Altertum bis herab auf das 18. Jahrhundert. Im Frühjahr 1883 gab er auch den Unterricht an der ersten Klasse des Pädagogiums auf. So stiegen die Vorlesungen an der Universität auf zehn Stunden wöchentlich, und dies dauerte bis Ende Sommersemester 1886, wo er auf die Geschichtsprofessur verzichtete, um nur noch fünfstündig Kunstgeschichte zu lesen. Bis zum Frühjahr 1893 hat Burckhardt seinen kunstgeschichtlichen Unterricht beibehalten. Noch hatte er 1893 den Schluß der Geschichte der neuern Kunst seit 1600 als fünftes ständiges Kolleg angekündigt, doch asthmatische Beschwerden nötigten ihn im Frühjahr zurückzutreten. In uneigennützigster Weise hat Burckhardt von 1886 an für die Hälfte seiner bisherigen Besoldung sein fünfstündiges Wochenpensum zu Ende geführt. So verlor vier Jahre vor seinem Tode die Baseler Universität ihren ausgezeichneten Lehrer. Ein Wunsch ist ihm nicht in Erfüllung gegangen, er hatte gewünscht, bis zu seinem Tode docieren zu können. Sein akademisches Lehramt hielt er sehr hoch. Er pflegte ganz frei vorzutragen, nicht das kleinste Zettelchen mit den Stellenangaben gönnte er sich zur Erleichterung; nach Buch, Kapitel und Vers wurde genau citiert. Nur ein einziges mal zog Burckhardt ein Blatt Papier heraus; es waren Hexameter aus der spätern byzantinischen Zeit: „Diese Verse könne man mit dem besten Willen nicht auswendig lernen." Man glaubte es ihm daher sehr gern, wenn er erzählte, daß jede dieser Stunden des Hauptkollegs — nachmittags 4—5 Uhr — eine dreimalige Präparation voraussetze, und zwar hatte Burckhardt an sich die Erfahrung gemacht, daß der Stoff schon vorher am Abend fest im Gedächtnis sitzen müsse, nur dann sei er dessen ganz Herr, am nächsten Morgen und dann nochmals am Nachmittag wurde das Material zum zweiten- und drittenmal vorgenommen. Ein Stocken oder Suchen des Wortes oder der Thatsachen kam niemals vor, der Hörer hatte stets das angenehme Gefühl, sich einem förmlich sichern Redner gegenüber zu wissen. Der Zudrang zu diesen Vorträgen war so groß, daß die Zuhörer oft nicht Sitzplätze haben konnten. Neben den Studenten saßen Bürger und auch Kollegen des Professors, eifrige Hörer waren Professor Heinrich Thiersch und Friedrich Nietzsche, der im Frühjahr 1869 als Lehrer der klassischen Philologie auf Empfehlung seines Lehrers Friedrich Ritschl ohne ein Examen gemacht zu haben und obgleich

er nur zwei Jahre studiert hatte, nach Basel berufen worden war. Nietzsche trat bald Burckhardt näher und legte dem Verkehr mit diesem ausgezeichneten Gelehrten und dessen überaus feinem und künstlerischem Geiste immer den höchsten Wert bei. Frau Förster hat in der Biographie ihres Bruders erzählt, wie eng beide Männer befreundet waren, wie gern Burckhardt die geistvollen Vorlesungen Nietzsches besuchte und wie er über die Schriften dieses ungewöhnlichen Mannes urteilte („Biographische Skizze", S. 137). Die kunsthistorischen Vorträge wurden durch zahlreiche Abbildungen den Zuhörern verständlicher gemacht. Übrigens verfolgte Burckhardt nicht den Zweck Kunsthistoriker heranzubilden — dieser Gedanke war ihm ein wahrer Abscheu —, sondern den, seinen Hörern eine Anleitung und Orientierung zu geben für Reisen und Galeriebesuche und zum Kunstgenuß anzuregen. Was die Quellenlektüre für die Geschichtskollegien, das bedeuteten die Reisen für die kunstgeschichtlichen Vorlesungen. Neben Italien, das er oft besucht, waren Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland und England seine Reiseziele. Das päpstliche Rom wie das bourbonische Neapel waren ihm so teuere und angenehme Erinnerungen, daß ihnen gegenüber der spätere Zustand unter dem Regno stark zurücktreten mußte. Mit vielen bedeutenden Männern stand Burckhardt in Verbindung. In Zürich hatte er auch die in den Revolutionsjahren flüchtig gewordenen Sachsen Herm. Koechly, Rich. Wagner, Gottfr. Semper kennen gelernt. In spätern Jahren pflegte er von diesen Revolutionären nicht ohne Sarkasmus zu erzählen, sympathisch sind sie ihm nie gewesen („Biographische Skizze", S. 97), dagegen war er mit Gottfried Keller befreundet. Neben den herrlichen Büchern, dem „Cicerone", der „Kultur der Renaissance in Italien" (6. Auflage, Leipzig 1898, besorgt von Ludwig Geiger, neben der in zweiter von Burckhardt selbst bearbeiteter Ausgabe „Die Zeit Konstantins des Großen", Basel 1896), neben den „Erinnerungen aus Rubens" (2. Auflage, Basel 1898) hoffen wir noch aus dem Nachlaß des ausgezeichneten Gelehrten manche Bereicherung der Wissenschaft zu erhalten.

Wir geben noch einen kurzen Überblick über das Leben des trefflichen Mannes: Jakob Burckhardt wurde am 25. Mai 1818 in Basel geboren, sein Vater war Oberstelfer, später Antistes, Vorsteher der reformierten Geistlichkeit, seine Mutter Margareta Susanna geborene Schorendorf. Unter günstigen Familienverhältnissen wuchs er auf. Als er zwölf Jahre alt war, verlor er seine innigst geliebte Mutter. Den Schulen seiner Vaterstadt ist er, wie er schreibt, schon dafür Dank schuldig, daß er sich nicht überarbeiten mußte und keinen Haß gegen das Lernen faßte, sodann ganz besonders für diejenige Grundlage in den alten Sprachen, welche ihm in allen Zeiten seines Lebens die Vertrautheit mit dem Altertum möglich gemacht hat. Ein besonderes Andenken widmete er mit zahlreichen andern Schülern vieler Generationen der Methode und der Persönlichkeit des verehrten Herrn Rektor Burckhardt. Nachdem er die akademische Vorbildung sich angeeignet hatte, folgte 1836—37 ein dreivierteljähriger Aufenthalt in Neuenburg, wo ihm der Eingang in die französische Gedankenwelt eröffnet und eine zweite geistige Heimat bereitet wurde. Nach dem Wunsche des Vaters begann er an der Universität seiner Vaterstadt das Studium der Theologie, De Wette und Hagenbach waren seine Lehrer. Vier Semester hat er sich theologischen Studien (1837—39) hingegeben, dann aber wandte er sich mit Zustimmung des Vaters der Geschichtswissenschaft zu, hat es aber nie bereut oder für verlorene Zeit erachtet, Theologie studiert zu haben, im Gegenteil hielt er das theologische Studium für wünschenswerte Vorbereitung eines Geschichtsforschers. Das letzte Semester in Basel hatte bereits dem neuerwählten Studium angehört. Im Herbst 1839 bezog er die Universität Berlin, welcher er mit Ausnahme des im Sommersemester 1841 in Bonn zugebrachten Semesters bis Frühjahr 1843 angehörte, wo er auch mit dem Halleschen berühmten Theologen W. Beyschlag bekannt wurde und bei Kinkel viel verkehrte. In Berlin war besonders Leopold Ranke sein Lehrer, in dessen Seminar er durch Ablieferung von zwei historischen Arbeiten sich zu seiner großen Freude die Zufriedenheit des Leiters des Seminars gewann. Außer der Geschichte hatte ihn auch die Betrachtung der Kunst mächtig angezogen, und neben den reichen geistigen Anregungen jeder Art, die Berlin gewährte, waren die Museen für ihn eine Quelle des Lernens und des Genusses. Hier wurde ihm auch die Lehre und der nahe Umgang Franz Kuglers zu teil, der natürlich für seine künstlerischen Neigungen von größter Wichtigkeit war. Nach einem längern Aufenthalte in Paris (1843) habilitierte er sich in Basel als Privatdocent der Geschichte und erhielt 1845 den Titel eines außerordentlichen Professors. Vom Frühling 1846 folgte wieder eine zweijährige Abwesenheit zum Zwecke von Studien in Berlin und Italien. Im Frühjahr 1848 nahm er seine akademische Lehrthätigkeit wieder auf und unterrichtete auch an der realistischen Abteilung des Pädagogiums in Geschichte. Bei der 1853 erfolgten Umwandlung dieser realistischen Abteilung des Pädagogiums in eine Gewerbeschule büßte er diese Stelle wieder ein und sah sich wesentlich auf litterarische Thätigkeit angewiesen, anfangs wieder in Italien, dann wieder in Basel akademisch thätig. Dann folgte, wie erwähnt, eine dreijährige Wirksamkeit an dem Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Schon 1858 siedelte er wieder als ordentlicher Professor der Geschichte nach seiner Vaterstadt über. Die Jahre, die er hier verlebte, hat er die glücklichsten seines Lebens genannt, eine dauerhafte Gesundheit, die nur einmal durch einen Unfall unterbrochen wurde, unterstützte seine akademische und litterarische Thätigkeit. Ein bescheidener Wohlstand hat ihn in spätern Jahren davor bewahrt, um der Honorare willen schreiben zu müssen und in der Knechtschaft buchhändlerischer Geschäfte

zu leben. Herannahende Beschwerden des Alters veranlaßten ihn Ende 1885 die Behörde um Enthebung von seinem Amte als Lehrer der Geschichte nachzusuchen, auf seinen Wunsch blieb ihm noch seit Herbst 1886 der Lehrstuhl der Kunstgeschichte, er mußte aber 1893 ganz in den Ruhestand treten, und am 8. August 1897 ist er in der Stille seiner Gelehrtenstube auf dem Lehnstuhle sanft verschieden, tief betrauert von seinen Mitbürgern und von allen Gelehrten, die die Bedeutung dieses Mannes zu schätzen wußten. Er gehörte zu der großen Anzahl tüchtiger Gelehrten, die an der ehrwürdigen Hochschule zu Basel ruhmvoll thätig gewesen sind. Allen, welche sich für Jakob Burckhardts Hervorbringungen interessieren, möchten wir die „Biographische Skizze" des Gelehrten, die von einem Schüler entworfen ist, aufs wärmste empfehlen, man lernt durch sie den trefflichen Charakter dieses ausgezeichneten Mannes kennen und seine Schriften recht würdigen.

G. Lothholz.

Neue Goethe-Schriften.

1. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Band 19. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1898. Gr. 8. 12 M.
2. Über das Pathologische bei Goethe. Von P. J. Möbius. Leipzig, J. A. Barth. 1898. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Die Handlung des zweiten Teils von Goethes Faust. Akademische Antrittsvorlesung von Georg Witkowski. Leipzig, Dr. Seele u. Comp. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Goethe-Studien von Max Morris. Band 2. Berlin, Conrad Scopnik. 1897. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. Von Karl Alt. München, Karl Haushalter. 1898. 8. 2 M.
6. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. 4 M. 50 Pf.
7. Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater. In Briefen von Lavater an Goethe. Mitgeteilt von Heinrich Funck. Sonderabdruck aus der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 131. 1898.

Daß das Goethe-Studium sich noch immer in aufsteigender Richtung bewegt, beweist die große Reihe der in der letzten Zeit erschienenen Schriften und auch der immer mehr anwachsende Umfang des „Goethe-Jahrbuchs". Der neueste Band (Nr. 1) umfaßt, abgesehen von der Festrede von Wilamowitz über die „Pandora" und dem Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, 338 Seiten; und dabei mußte noch manches gekürzt, manches auf später verschoben werden. Als bildlicher Schmuck ist diesmal ein Bild von Frau Rat im späten Alter beigegeben worden mit der etwas lakonischen Bemerkung: „Nach einem im Besitze des Herrn William Candidus in Kronberg befindlichen Ölgemälde." Wenn wir recht unterrichtet sind, ist es von dem Besitzer bei einem Antiquar aufgefunden worden. Gar mancher will an die Echtheit des Bildes nicht glauben; aber ein Vergleich mit dem zuerst von mir in „Goethes Mutter" veröffentlichten Bilde aus dem Besitze der Frau Heuser-Nicolovius läßt an der Ähnlichkeit kaum zweifeln.

Aus dem ersten Teile des „Jahrbuchs" („Mitteilungen aus dem Goethe-Schiller-Archiv") heben wir hervor: „Drei Aufzeichnungen Goethes über griechische Skulptur", die Otto Harnack herausgegeben hat und die sich auf die Parthenonskulpturen und den Phigalischen Fries beziehen, ferner eine Aufzeichnung Goethes vom 30. Dezember 1824 über die Freitagsgesellschaft, deren Sitzungen 1791—97 wöchentlich oder monatlich unter Goethes Vorsitz und unter Teilnahme von von Voigt, von Fritsch, Wieland, Herder, Buchholz, Hufeland, Bertuch, Meyer u. a. im Palais der Herzogin-Mutter stattfanden und in denen Goethe unter anderm im November 1794 die Voßsche „Ilias" vorlas und erklärte.

Die kurzen Goethischen Aufzeichnungen haben noch ein besonderes Interesse als einzig erhaltener Rest der Erläuterungen und Exkurse, die Goethe zu seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen ihm und Schiller ursprünglich geplant hatte. Drei hübsche Briefe Goethes an die Familie Mendelssohn und dreizehn Briefe Goethes an Adele Schopenhauer nebst ihren Antworten, von Ludwig Geiger mit sehr ausführlichen und sehr dankenswerten Erläuterungen versehen, bilden den Schluß der „Mitteilungen aus dem Goethe-Schiller-Archiv". Die Briefe Adelens, die meist mit der Anrede „Lieber Vater" beginnen, lassen ihr Verhältnis zu Goethe als sehr freundschaftlich und intim erscheinen.

Die Abhandlung von B. Seuffert, um zum zweiten Teil des „Jahrbuchs" überzugehen, über Goethes „Novelle" ist sehr anregend geschrieben und belehrend. Er weist darauf hin, daß die Novelle — was Name und Sache anbetrifft — in Deutschland jungen Datums ist, und daß Goethe mit der Wahl des Kollektivnamens für seine kleine Dichtung eben diese als einen Typus der von ihm als „einer sich ereigneten, unerhörten Begebenheit" definierten Gattung bezeichnen wollte. Die „unerhörte Begebenheit" sieht Seuffert nicht in der Zähmung des Löwen durch die Musik, sondern in der Selbstüberwindung des von leidenschaftlicher Liebe zur Fürstin ergriffenen Honorio, wofür die Zähmung des Löwen nur ein Symbol sein soll. Es wird das sehr schön und trefflich dargestellt; aber es bleibt doch zu bedenken, daß Goethe in seiner Erläuterung der Novelle nichts davon sagt. Mit den dort stehenden Worten: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft

besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung", hätte sich doch Seuffert auseinandersetzen müssen. Was der Verfasser sonst über Technik und Komposition der Novelle und über ihre Abhängigkeit von Schiller sagt, ist ganz vortrefflich. Auch in dem Aufsatz „Goethe und Kant" von K. Vorländer, der eingehend über Goethes Verehrung der Werke Kants, insbesondere der „Kritik der Urteilskraft", und auch über seinen Widerspruch gegen Kants Lehre vom radikalen Bösen handelt, ist, wie natürlich, viel von Schiller die Rede; war er doch auf diesem Gebiete Führer und Leiter. Der folgende Aufsatz von P. Klaar ist ganz dem Thema „Schiller und Goethe" gewidmet.

Unsere Leser erinnern sich wohl der Suphanschen Mitteilung, daß man ein großes Goethe-Wörterbuch zu schaffen beabsichtigt. Zu welchen schönen Ergebnissen dies führen könnte, davon giebt uns O. Pniower in dem Aufsatze „Zu Goethes Wortgebrauch" einen hübschen Beleg. An einer Reihe von Worten, z. B.: anständig, liebevoll, herzlich, wirksam u. a. m. zeigt er den merkwürdigen, zum Teil von der heutigen Bedeutung des Worts ganz abweichenden Sprachgebrauch Goethes. Wie wichtig solche Untersuchungen für das Verständnis einzelner Stellen sein können, zeigt z. B. folgendes. Pniower weist nach, daß Goethe widerwärtig im Sinne von entgegen, feindlich, widerstrebend gebraucht. Nun werden die Worte, die Euphorion von dem sich sträubenden Mädchen sagt: „Küss' ich widerwärt'gen Mund", erst verständlich, und ebenso auch die Äußerung Goethes über die Aufnahme des „Bürgergenerals": „Das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor", wie auch die „widerliche Gestalt" des Erdgeistes im „Urfaust" nun eine recht verständliche Erklärung erhält. Von den Miscellen heben wir hervor, daß nun endlich auch die Stelle aus den Briefen an Frau von Stein: „Nun Erdtulin auf ewig" (19. Mai 1776), durch E. Martin endgültig aufgeklärt worden ist. Es muß heißen: Erdkülin. Goethe meint damit das Märchen vom Erdkühlein, das E. Martin in Martinus Montanus' Schwankbuch „Der ander theyl der gartengesellschaft" gefunden hat.

Der Verfasser des Buches „Über das Pathologische bei Goethe" (Nr. 2), der Leipziger Nervenarzt E. Möbius, geht von der Meinung aus, daß nicht das Gewöhnliche, sondern das Ungewöhnliche die eigentliche Domäne des Dichters sei. Der gesunde Mensch sei langweilig, der pathologische interessant, deshalb sind jederzeit problematische Naturen Gegenstand der Dichter gewesen. Andererseits darf das Pathologische nicht in Wahnsinn ausarten, denn damit höre die Zurechnungsfähigkeit, also auch die dichterische Verwendbarkeit auf. Das Zwischenreich ist also das eigentliche Feld des Dichters.

Die Gestalten der Goethischen Poesie, in denen Möbius Pathologisches findet und die er deshalb zum Gegenstand seiner Untersuchung macht, sind Werther und der junge Wahnwitzige in „Werthers Leiden", Lila, Gretchen, Orest, Tasso, der Harfenspieler und Mignon, der Graf und die Gräfin, sowie Aurelie in „Wilhelm Meisters Lehrjahren".

Wenn ich des Verfassers etwas kurz gehaltene Bemerkung über Werther recht verstanden habe, so war nach seiner Meinung unglückliche Liebe und getäuschter Ehrgeiz nur der Anlaß zum Selbstmorde Werthers; aber die eigentliche Ursache war ein krankhafter Pessimismus, jene krankhafte, verzweifelte Stimmung, die nur eines starken Anstoßes bedarf, um zur Katastrophe zu führen. Auch meint unser Arzt, daß durch unglückliche Liebe durchaus nicht Wahnsinn entstehen könne, wie das Goethe von der Kontrastfigur im „Werther", dem jungen Wahnwitzigen, behauptet. Das Bild selbst des Wahnsinnigen ist aber, wie Möbius sagt, vortrefflich gelungen, wie es ja auch nach der Natur gezeichnet ist und auf den blödsinnigen Mündel des alten Goethe, den Rechtskandidaten Clauer, zurückgeht. Das Goethische Drama „Lila" baut sich bekanntlich auf der früher allgemein geltenden, jetzt für verkehrt angesehenen Meinung auf, daß man Wahnvorstellungen durch Eingehen auf sie heilen könne. Goethes eigentliche Meinung erkennt Möbius mit Recht in den bekannten Worten des Magus: „Feiger Gedanken Bängliches Schwanken u. s. w." Es war ja ein Hauptsatz der Goethischen praktischen Ethik, daß Thätigkeit und Arbeit das beste Mittel sei gegen alle seelischen Leiden. Orest ist nach Möbius „nicht sowohl ein Wahnsinniger, als ein Mann, den die Gewissensqual umhertreibt und zur Verzweiflung bringt", und deshalb habe es Goethe ganz fern gelegen, zu fragen, ob die Symptome und der Verlauf der Wirklichkeit entsprechen. Ja die Heilung des Orest scheint Möbius ganz unklar und unverständlich. Wäre diese Kritik berechtigt, so wäre das ganze Drama vernichtet. Aber selbst wenn man von dem Einfluß des Ewig-Weiblichen oder von der Sühnung durch „reine Menschlichkeit" absieht, wenn man also die Sache ganz prosaisch auffaßt, ist die Heilung doch nicht unverständlich. Orest hat zwar ein heiliges Gebot verletzt, aber nur, weil er ein ebenso heiliges erfüllen mußte, weshalb ihn ja auch das weltliche Gericht freigesprochen hat. Die Erinnyen verfolgen ihn dennoch, weil sie das Blut der Mutter zu rächen haben. Aber unversöhnlich können auch sie nicht sein, weil sie die Urheber seiner That sind. Es wird also auf die einzige ankommen, die zur Blutrache verpflichtet war, Iphigenie, die Tochter Klytämnestras; und das will wohl auch das Orakel, das Orest zu den Tauriern sandte, sagen. Nun ist aber Iphigenie auch zugleich die Tochter Agamemnons. Sie muß also die That Orests sowohl billigen als auch rächen; eins von beiden ist nur möglich, und sie begnadigt den Mörder Klytämnestras. Das Unrecht, das dieser damit geschieht, wird dadurch wieder gesühnt, daß nun auch Klytämnestras That vergeben ist. Das zeigt Goethe durch den Traum Orests:

Bist du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämnestra die Hand dir reichen,
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn.

Nun löst sich der Fluch; die Frevel des Hauses sind gesühnt:

Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehernen Thore fernabdonnernd zu.

Aber auch wenn man von allen antiken Anschauungen absieht, so erscheint die Heilung doch nicht unverständlich. Ein vom Gericht freigesprochener Muttermörder wird dennoch von Gewissensqualen verfolgt und fast zum Wahnsinn getrieben. Er wird von der Einzigen, die auf Erden noch Rechenschaft von ihm zu fordern hat, begnadigt und als Bruder aufgenommen, weil die That berechtigt, ja notwendig war. Infolgedessen beruhigt sich sein Gemüt, die Qualen des Gewissens hören auf und der Wahn entschwindet.

Die Besprechung des Goethischen „Tasso" beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß ein Schauspiel mit einem irren Helden eine ästhetische Unmöglichkeit ist. Selbstverständlich ist das auch nicht Goethes Absicht gewesen. Er wollte den Segen und Fluch des Genies in einer Gestalt dramatisch offenbaren, die göttliche, schaffende und zugleich aber auch vernichtende und zerstörende Macht der Phantasie. Aber hier ist der Dichter nach der Meinung des Arztes in der Schilderung des Pathologischen zu weit gegangen. Möbius behauptet, daß insbesondere die Worte Tassos: „So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt Als Opfertier vor den Altar zu führen", und die folgenden Tasso als unheilbaren Paranoiakranken kennzeichnen.

Die Zeichnung des irren Harfenspielers in den „Lehrjahren" ist nach Möbius dem Dichter nicht gelungen; doch findet er das, was von „dem denkenden Arzt" über die melancholischen Anwandlungen des Harfners gesagt wird, ganz vortrefflich. „Es handelt sich hier", sagt Möbius, „nicht um Klagen, wie man sie von jedem Melancholischen hören kann, sondern um etwas ganz Besonderes, nämlich um das erst in der neuesten Zeit von französischen Irrenärzten beschriebene délire de négation". Mit der Gestalt Mignons weiß Möbius nichts anzufangen, dagegen sei der Schwachsinn des Grafen und der hypochondrische Zustand der Gräfin getreu nach der Natur geschildert. Auch die Schöne Seele hat Möbius in den Bereich seiner Untersuchung gezogen, doch scheint es ihm entgangen zu sein, daß Goethe in dieser Schilderung die Selbstbiographie des Fräuleins von Klettenberg mit geringen Änderungen in den Roman übernommen hat.

Mit diesen Betrachtungen sieht Möbius seine Aufgabe noch nicht als erfüllt an. In einem besondern Teile behandelt er das Pathologische in Goethe und seiner Familie. Wie sehr das Pathologische — wir Laien sagen wohl lieber, um Mißverständnisse zu verhüten, die leidenschaftliche Erregung — in der Jugend Goethes vorherrscht, braucht Möbius nicht erst zu beweisen, man denke an die Briefe an Behrisch über Käthchen, an die hypochondrisch-nervöse Stimmung in Frankfurt, an die Selbstmordgedanken und die Werther-Stimmung, an die tollen Jahre in Weimar. Mit der in Weimar vor sich gehenden Wandlung und mit dem Eintritt in das Mannesalter wird das Pathologische immer geringer; aber von Zeit zu Zeit treten Perioden der Erregung auf. Es sind das Zeiten der poetischen Fruchtbarkeit, die jedesmal mit erotischer Erregung zusammenfallen. Bisher nahmen wir an, daß der Quell der Poesie von neuem geflossen sei, wenn Goethe sich in ein Mädchen oder eine Frau verliebt hatte und diese zum Gegenstand seiner Huldigung machte. Möbius faßt die Sache anders auf: Die Zeit der Erregung, die sich auch in dichterischer Fruchtbarkeit äußert, kam nicht, weil er sich verliebt hatte, sondern er verliebte sich, weil die Zeit gekommen war. „Dann aber brauchte die Erwählte keine hervorragende Eigenschaft zu haben", wofür Möbius Minchen Herzlieb als Beispiel anführt.

Vom Greisenalter Goethes, in dem er bekanntlich sehr viel krank war, sagt Möbius: „Trotz dieser Krankheiten ist das Greisenalter der glänzendste Beweis für die ungeheure Stärke der Natur Goethes. . . . Gerade die Schöpfungen dieser Zeit sind zum größten Teil unschätzbar durch die vollendete Form, durch Weisheit und Frömmigkeit. . . . Psychologisch genommen muß die Verwunderung über die Leistungen des Greises fast noch größer sein als über die des Jünglings." Es folgt als Schluß ein Kapitel über Goethes Nachkommen, ein höchst betrübendes und trauriges Kapitel, dessen Lektüre wir — da ja ein Arzt hier so viel mitzusprechen hat, allen, — die sich über dieses Thema unterrichten wollen, sehr empfehlen.

Wem es um einen kurzen, auf eingehenden Studien beruhenden, die neu erschlossenen Quellen sorgsam berücksichtigenden und alle Kontroversen vorsichtig abwägenden Überblick über den Inhalt und die Entstehung des „Faust" zu thun ist, der greife zu der Leipziger akademischen Antrittsvorlesung von G. Witkowski (Nr. 3). Daß der Inhalt des jetzigen zweiten Teils „Faust" schon bei der Konzeption des ersten geplant war, nehmen wohl die meisten Goethe-Forscher an. Witkowski drückt sich darüber sehr vorsichtig aus: „Daß schon damals (zur Zeit der Entstehung des «Urfaust») über das im «Urfaust» hinaus weiteres geplant war, können wir nur aus Goethes späterer Äußerung, die «Helena» gehöre zu den ältesten Teilen, schließen." Ich verstehe diese Zaghaftigkeit nicht recht. Daran ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß Goethe von vornherein die Absicht hatte, den „Faust" siegen zu lassen; daraus folgt, daß der Inhalt des zweiten Teils von Anfang an geplant war, wobei es natürlich gleichgültig ist, ob der Gesamtinhalt in zwei Teile geteilt wurde oder nicht. Wenn ferner nach obigem Citat die „Helena" zu den ältesten Teilen gehört und nach Goethes Absicht den Gipfel

der ganzen Dichtung darstellt, so ist damit doch auch dasselbe bewiesen.

Schillers Bedeutung für den ersten, Eckermanns für den zweiten Teil wird, um nur einiges hervorzuheben, von Witkowski richtig gewürdigt. Der im Anschluß an das berühmte erste Paralipomenon, dessen von Manning versuchte Datierung in das Jahr 1773 mit Recht abgelehnt wird (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1896), geführte Nachweis, daß der Genuß der Angelpunkt der ganzen Dichtung ist, ist dem Verfasser gelungen. Die Bedeutung und Notwendigkeit der Walpurgisnacht, die Wichtigkeit des Erscheinens Gretchens (Idol) in dieser Scene, in dem Witkowski die Peripetie der Dichtung sieht, wird trefflich auseinandergesetzt. Interessant ist auch der von Witkowski durchgeführte Vergleich dessen, was Goethe nach einer später unterdrückten, für „Dichtung und Wahrheit" geschriebenen Inhaltsangabe ursprünglich geplant hat mit dem, was er wirklich ausgeführt hat. Nur die Meinung, daß der Kampf zwischen Teufel und Engel um die Seele Fausts dramatisch weniger günstig wäre als der ursprüngliche Plan, nach dem Mephisto Faust durch das Chaos zur Hölle schleppt, worauf das Begnadigungsrecht des Herrn eintritt, will uns nicht recht einleuchten.

Mit dem „Faust" und zwar den Paralipomenis beschäftigt sich auch Max Morris in seinen „Goethe-Studien", deren ersten Band wir früher in d. Bl. besprochen haben. Der eben erschienene zweite Band (Nr. 4) setzt diese Arbeit fort und ebenso die Studien über die Weissagungen des Bakis und das Märchen. Außerdem handelt der neue Band von den Beziehungen Goethes zur Herzogin Luise und zu Christiane, soweit sie sich in den Werken widerspiegeln. Leider geht Morris in seinen Deutungsversuchen zu weit. Von einer wirklichen Leidenschaft Goethes für die Herzogin und einem mannhaften Unterdrücken dieser Liebe weiß man viel zu wenig, als daß man, wie Morris thut, von dieser Voraussetzung ausgehen und auf ihr weiter bauen könnte. Und wenn nun gar nach Morris Goethe den „Triumph der Empfindsamkeit" geschrieben haben soll, um der Herzogin seine Liebe und zugleich auch den Entschluß der Entsagung mitzuteilen, wenn ferner die Worte des Prinzen, die er an Andrason richtet: „Ich raubte dir die beste Hälfte des Weibes, das du liebst. . . . Nimm als ein Heiligtum wieder, was ich als ein Heiligtum bewahrt habe", als Goethische für Karl August bestimmte Worte gelten sollen, so muß ich gestehen, daß ich solchem Fluge der Phantasie nicht folgen kann; ebensowenig, wenn Morris in der Liebe Honorios zur Fürstin in der „Novelle" ein Widerspiel der Goethischen Liebe sieht, oder gar die „Pandora" und den „Faust" in dieses Kapitel hineinzieht. Ähnlich steht es mit der Abhandlung „Christiane Vulpius in Goethes Dichtung". Es ist gewiß verdienstlich, alles zusammenzustellen, was Goethe nachweislich für Christiane geschrieben hat; aber der Spürsinn des Verfassers wird geradezu unheimlich, wenn er auch in Alexis und Dora, der neuen Melusine und dem neuen Paris, Beziehungen auf Christiane ausklügelt.

Während diese „Goethe-Studien" manchmal auf etwas lockerm Boden stehen oder ihren Flug allzuhoch in die Wolken nehmen, halten sich die „Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes «Dichtung und Wahrheit»" von C. Alt (Nr. 5) auf der festgegründeten Erde. Der Aufgabe, die sich Alt gestellt hat, durch eine Untersuchung der Quellen von „Dichtung und Wahrheit" festzustellen, was Goethe andern Personen oder Büchern verdankte, und durch eine Darstellung der Entstehungsgeschichte des Werkes Goethes Arbeitsweise zu charakterisieren, wird jeder Goethe-Forscher schon von vornherein sympathisch gegenüberstehen. An neuem Material hatte Alt die Tagebücher, die Schemata und Entwürfe, die jetzt in der Weimarer Ausgabe gedruckt sind; auch hat er die noch ungedruckten Tagebücher in Weimar exzerpieren dürfen. Von Quellen für die Jugendzeit lagen Goethe bei der Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" die Briefe an die Schwester und vielleicht auch die Briefe an Frau Laroche (Kopie) vor; beide hat er nicht viel benutzt. Die Ephemeriden, das Reisetagebuch vom Oktober 1775, mehrere Jugendbriefe und Jugendwerke hatte er einst Frau von Stein geschenkt, was er vergessen zu haben scheint. Seine Jugendwerke hat er, soweit sie in seinem Besitze waren, nochmals gelesen und benutzt, was Alt durch einen Vergleich des Abschnittes in „Dichtung und Wahrheit" über das Straßburger Münster mit dem Aufsatz „Von deutscher Baukunst" nachweist. Jung-Schillings Selbstbiographie und Lavaters Tagebücher sind selbstverständlich benutzt worden. Auch wandte er sich an Knebel, Bertuch, Schlosser, Karl August, Klinger um Mitteilungen, wenn auch nicht immer mit Erfolg. Für die 1808 gestorbene Mutter trat bekanntlich Bettina ein. Viel umfangreicher sind natürlich die Quellen für das nicht rein Biographische, für das Historische und Litterarische, wofür ihm seine eigene und die herzogliche Bibliothek das Material gab. Alt hat ein Verzeichnis aller von Goethe in der Zeit der Entstehung der „Dichtung und Wahrheit" zu seinem Zweck aus der herzoglichen Bibliothek entliehenen Bücher zusammengestellt, ihre Benutzung und die Art der Benutzung konstatiert.

Was nun die Entstehung von „Dichtung und Wahrheit" anbetrifft, so ist es durch die in Weimar vorhandenen Tagebücher möglich geworden, die Arbeit genauer zu verfolgen und mit Hilfe der großen Masse der erhaltenen Schemata, später verworfenen Fassungen, Entwürfe, Notizen, ist es möglich, die Arbeitsweise nachzuweisen. „Zuerst schrieb Goethe nieder, was ihn besonders interessierte, machte sich dann eine Übersicht über alles, was geleistet und noch zu leisten war, arbeitete dann den Stoff aus, wobei er noch oft Zusätze machte, Umstellungen vornahm, ausschaltete, was zu breit erschien, bis er endlich mit der Darstellung zufrieden war." Welchen Einfluß diese Art der Arbeit auf die künstlerische Form gehabt hat, weist Alt in einem Anhang nach. Den

27. August 1808 bezeichnet Riemer als den Tag, an dem Goethe den Entschluß, seine Bekenntnisse aufzuzeichnen, faßte. Die sehr umfangreichen Vorarbeiten reichen in die Zeit Oktober 1809 bis Januar 1811, die erste Niederschrift geschieht in der Zeit von Januar 1811 bis April 1811, die völlige Ausarbeitung des ersten bis dritten Bandes April 1811 bis Januar 1814. Der vierte Band ist bekanntlich erst kurz vor Goethes Tode fertig geworden. In einer genauern Darstellung verzeichnet Alt, was in jedem einzelnen Jahre entstanden ist.

Bei den übrigen uns vorliegenden Schriften müssen wir uns etwas kürzer fassen. Wir erwähnen zuerst die neue Auflage der „Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler Friedrich von Müller", herausgegeben von C. A. H. Burkhardt (Nr. 6). Über den hohen Wert der „Unterhaltungen" herrscht nur eine Stimme. Was F. von Müller bei seinem regen und intimen Verkehr mit Goethe hörte, schrieb er für sich auf, gleich nachdem die Gespräche stattgefunden hatten, ohne die Absicht, es zu veröffentlichen. So haben die Aufzeichnungen den Vorzug unverfälschter Treue. Dazu war F. von Müller ein hochstehender, feiner, vornehmer Geist, der sich bei aller Bewunderung Goethes doch die Selbständigkeit des Urteils bewahrte. Burkhardt hat bei der neuen Ausgabe das ihm zur Verfügung stehende von Müllersche Archiv und seine Tagebücher vollständig ausgebeutet, was sich bei der ersten Ausgabe durch persönliche Rücksichten verboten hatte, sodaß das Buch um mehr als hundert Gespräche vermehrt worden ist. Den Gesprächen sind eingehende Anmerkungen unter Benutzung des ganzen Materials, das das Verhältnis Goethes zu F. von Müller beleuchten kann, beigefügt worden, ebenso mehrere sehr ausführliche Register. Aufgefallen ist mir die Bemerkung zur Erwähnung Fiedlers (S. 186), des Darmstädter Malers und Lehrers Goethes: „Jedenfalls ist der 1852 in St.-Petersburg verstorbene Porträtmaler Fiedler gemeint." Das Porträt Fiedlers hängt ja im Goethe-Hause und ist durch meine Reproduktion in der „Goethe-Biographie" bekannt geworden. Die von Hoffsche Widmung wird ebenfalls noch im Goethe-Hause aufbewahrt.

Der Sonderabdruck aus der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 7) führt uns in die Anfänge der Freundschaft Goethes und Lavaters. Heinrich Funck teilt uns sechzehn Briefe Lavaters an Goethe aus der Zeit vom 14. August 1773 bis 1. Mai 1774 mit. Da Goethe bekanntlich im Jahre 1797 alle bis 1792 an ihn gesandten Briefe verbrannt hat, so konnte die Publikation nur auf Kopien beruhen, die sich in Lavaters brieflichem Nachlasse erhalten haben und von dem Urenkel Lavaters, Dr. Finsler, dem Herausgeber übergeben worden sind. Bekannt waren bisher nur Auszüge, die Mörikofer im „Züricher Taschenbuch" 1878 veröffentlicht hat. Aus den Briefen erfahren wir, was bisher nicht bekannt war, daß Lavater auf die durch Deinet vermittelte Übersendung des „Götz" an den Autor am 14. August 1773 einen begeisterten Dankbrief schrieb, welchem dann die andern fünfzehn sehr warm gehaltenen Briefe folgten; wir erfahren ferner daraus, daß Lavater schon damals und nicht erst auf die Anregung Herders hin den jungen Dichter zur Mitarbeit an der „Physiognomik" aufgefordert hat.

Karl Heinemann.

Zur Altertumskunde.

1. Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Untersuchungen zur Technik der antiken Historiographie von Ivo Bruns. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1898. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Livius' Geschichtswerk, seine Komposition und seine Quellen. Ein Hilfsbuch für Geschichtsforscher und Livius-Leser von Wilhelm Soltau. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1897. 8. 6 M.
3. Die Arbeiten zu Thukydides seit 1890. Eine kritische Übersicht von Edmund Lange. Heft I. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Der Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus. Von Dr. Otto Wackermann. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Dr. E. Pohlmey und Hugo Hoffmann. 28. Heft.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Horaz' zeitgeschichtliche Oden in Reimstrophen verdeutscht. Mit einer Übersicht der Ereignisse während Horaz' Lebenszeit, 689—746 d. St. (65—8 v. Chr.). Von Karl Staedler. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Margarethenschule zu Berlin. Ostern 1898.) Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder. 1898. 4. 1 M.
6. Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer, für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Ernst Wagner und Dr. Georg von Kobilinski. Mit 14 Grundrißzeichnungen im Text, 22 Bildertafeln und Plänen von Athen und Rom. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1897. 8. 3 M.
7. Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang und die Bedeutung der griechischen Renaissance in der Römerzeit. Akademische Antrittsrede, gehalten am 3. Februar 1898 in Tübingen von Dr. Wilhelm Schmid. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.
8. Bauten des Kaisers Hadrian. Von Dr. Karl Schulteß. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. 13. Serie, Heft 289—290.) Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.
9. Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Siemenroth u. Troschel. 1897. 8. 5 M. Anhang zum ersten Bande. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Ebd. 1898. 8. 3 M.
10. Die Frau im Altertum, ein kulturgeschichtliches Bild. Zwei populäre Vorträge, gehalten im Deutschen Verein für Kunst

und Wissenschaft in London von Karl Heinrich Schaible, phil. et med. Doctor etc. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchhandlung. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

11. Altgriechische Weisheit. Sinnsprüche aus dem gesamten Gebiete der altgriechischen Dichtung in deutscher Übersetzung von Dr. Josef Murr. 3. Bändchen: Liebe und Ehe. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1898. 12. 80 Pf.

12. Otfried Müller. Rede zum Antritt des Rektorats der Universität Breslau am 15. October 1897, gehalten von Richard Foerster. Breslau, M. u. H. Marcus. 1897. 8. 1 M.

In seiner neuen Schrift „Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten" knüpft Ivo Bruns (Nr. 1) an sein gehaltvolles Buch „Das litterarische Porträt der Griechen" an, das wir in d. Bl. schon besprochen haben. Die dort aufgestellte Behauptung, daß der Gegensatz zwischen einer direkten Methode, die die Persönlichkeiten aus subjektiver Auffassung heraus darstellt, und einer zuerst von Thukydides eingeführten indirekten Methode, die ihr Urteil in die Erzählung der Ereignisse versteckt, auch in der spätern Geschichtschreibung zu erkennen ist — diese Behauptung wird in der neuen Schrift des nähern begründet. Auch sie ist ausgezeichnet durch die Sicherheit, mit der der Verfasser aus der Menge der Erscheinungen das Wesentliche herauserkennt und von dem Gelegentlichen sondert, und durch die Klarheit und Übersichtlichkeit, mit der er die gewonnenen Anschauungen vorträgt. Es war ihm nicht um erschöpfende Vorführung aller in Frage kommenden Autoren, sondern um den Nachweis an besonders geeigneten Beispielen zu thun. Mit Glück werden Polybius und Livius einander gegenübergestellt und zwar in Partien, die eine eingehende Vergleichung ermöglichen. Da tritt denn aufs deutlichste heraus, daß Polybius der Hauptvertreter der subjektiven Methode ist, Livius aber in den Bahnen des Thukydides wandelt, indem er mit den Mitteln der indirekten Darstellung — d. h. hauptsächlich mit Urteilen der Zeitgenossen, der Wirkung auf diese und Aussprüchen der zu schildernden Personen — arbeitet. Geschickt weiß Bruns Abweichungen zu erklären. Er erkennt auch bei dem Vertreter der indirekten Methode kurze charakterisierende Äußerungen an, namentlich über Personen, die nicht bedeutend genug hervortreten, um für die Anwendung der genannten Mittel eine Handhabe zu bieten. Er statuiert ferner eine besondere Praxis für die Elogien — zusammenfassende lobende Urteile, wie sie namentlich beim Abtreten bedeutender Persönlichkeiten vom historischen Schauplatze sich finden. Sollte er mitunter etwas zu künstlich unterschieden haben, so schadet das seiner Theorie jedenfalls nicht. Er selbst nimmt übrigens die Möglichkeit an, daß Livius aus Gewissenhaftigkeit gelegentlich sozusagen aus der Rolle fällt und auf das Bedenkliche der gegebenen Darstellung hinweist. Die Auseinandersetzungen des Verfassers werfen auf die Arbeitsmethode des Livius das hellste Licht. Doch rechnet er auch mit der Möglichkeit und sucht dafür feste Anhaltspunkte zu gewinnen, daß Livius die ihm eigene Darstellungsweise in seinen Quellen schon vorfand. Das führt ihn schließlich zu der Überzeugung, daß die indirekte Methode der annalistischen Schriftstellerei eigentümlich und vielleicht gar auf sie beschränkt gewesen sei. Unter den gewonnenen Gesichtspunkten betrachtet er dann auch die Geschichtswerke des Tacitus und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Tacitus die indirekte Methode kannte und als annalistische Darstellungsform anerkannte. Man folgt den Darlegungen des Verfassers bis zu Ende mit reger Aufmerksamkeit.

Mit Absicht hat Bruns bei seinen Untersuchungen so gut wie ganz abgesehen von den Vermutungen und Ergebnissen der Quellenforschung, die gerade mit den von ihm hauptsächlich behandelten Historikern sich besonders zu schaffen gemacht hat. Er wollte eben die von seinem Standpunkte aus anzustellenden Erwägungen nicht trüben durch hypothetische Voraussetzungen. Die Quellenforschung hat ja in Livius ein besonders reiches Feld der Thätigkeit gefunden. Es war Zeit, daß die weitverzweigte und schwer zu übersehende Litteratur einmal zusammengestellt und das Facit aus den bisherigen Bemühungen gezogen wurde. Das hat denn einer der an diesen Forschungen hauptsächlich Beteiligten, Wilhelm Soltau, in höchst dankenswerter Weise besorgt (Nr. 2). Er folgt bei seinen Untersuchungen nicht dem Gange des Livianischen Geschichtswerks, sondern geht aus von dem sicher Feststehenden, der Benutzung des Polybius in der 4. und 5. Dekade. Weiter gilt es, die Quellen des Livius für die hauptstädtischen Ereignisse in den genannten Büchern festzustellen, und so schreitet der Verfasser stetig vorwärts auf dem Gesicherten weiter bauend und überall nach Anhaltspunkten spähend für die Erkenntnis des Wesens dieser oder jener Quelle. So glückt es auch an Stellen, die an sich keine Handhabe bieten, durch Schlüsse einigen Boden zu gewinnen. Besonders schwierig ist die Unterscheidung zwischen einer direkten und einer indirekten Benutzung des Polybius. Soltau zeigt sich in der Beurteilung dieser Fragen als ein umsichtiger und scharfsinniger Gelehrter. Er ist bei alledem meist in der Lage, sich auf eigene frühere Untersuchungen zu berufen, die er teilweise im Auszuge mitteilt. An diese Analyse der Quellen schließt er Übersichten über die gewonnenen Ergebnisse. Was nun deren Sicherheit anlangt, so wird sich niemand verhehlen, daß sie nicht überall gleich groß ist. Soltau selbst giebt sich darüber keinen Illusionen hin. Aber mit einzelnen Ergebnissen kann man allerdings nun rechnen und muß das ganze Werk als Grundlage aller weitern Forschung betrachten.

Aus all diesen Untersuchungen ergeben sich nebenher mancherlei Erkenntnisse über die ältere römische Geschichtschreibung, die Soltau in einem besondern Kapitel: „Grundlinien einer Geschichte der römischen Annalistik", zusammenstellt. Was wir darüber schon wissen, wird hier im einzelnen weiter ausgeführt. Während die ältern römischen Historiker sich auf Darstellung des wirklich Geschehenen, des Selbsterlebten und durch Erkundigung in Erfahrung

Gebrachten beschränken, legte Piso auf Grund der pontifikalen Geschichtsforschung den Grund zu einer umfassenden römischen Stadtchronik. Eine verhängnisvolle Wirkung übten insbesondere Dichter wie Ennius, die sich nicht scheuen, für die Schilderung von Vorgängen der römischen Geschichte aus griechischen Dichtern und Prosaikern Situationen einfach zu entlehnen. Dazu kam der Einfluß der Rhetorik. Ferner lagerte sich die Laudationenlitteratur in der Geschichtschreibung ab. Und als nun gar in den Kämpfen der Sullanischen Zeit Parteimänner wie Macer und Tubero die Zeit des römischen Ständekampfes ganz von ihrem parteipolitischen Standpunkte aus darstellten, da wurde die geschichtliche Wahrheit immer mehr getrübt. Aus alledem ergiebt sich für die Zuverlässigkeit des Livius ein recht ungünstiges Bild, das der Verfasser in der Einleitung entwirft. Die Schriften der ältern Annalisten hat er danach überhaupt nicht gekannt. Ebenso sind ihm griechische Schriftsteller, die sich mit der ältern römischen Geschichte befaßt haben, unbekannt geblieben. Es stellt sich in diesen Untersuchungen recht deutlich heraus, was uns ja schon bekannt war, daß Livius Geschichte geschrieben hat lediglich aus rhetorischem Interesse. Das stimmt auch zu den Ergebnissen von Bruns, dessen Schrift dazu angethan zu sein scheint, diese Quellenstudien zu fördern und zu befruchten.

Über Thukydides erstattet im „Philologus" an Stelle von Ludwig Herbst neuerdings Edmund Lange Bericht, der uns als Kenner des Historikers schon wiederholt entgegengetreten ist. Sein erster Artikel: „Die Arbeiten zu Thukydides seit 1890", ist auch als Sonderabdruck erschienen (Nr. 3).

Keine wissenschaftliche Forschung, sondern nur eine Übersicht über das schon Bekannte bietet in seiner Schrift „Der Geschichtschreiber P. Cornelius Tacitus" Dr. Otto Wackermann (Nr. 4), der darauf ausgeht, die Schriften des Tacitus zu dessen ganzem Denken und Wollen in Beziehung zu setzen, und namentlich auch die an den „Dialogus" und an die „Germania" sich knüpfenden Fragen in verständiger Weise beantwortet. Der Ausdruck ist an mehrern Stellen befremdlich, so, wenn es einmal heißt: „Wenn ihn amtliche Stellung, in die ihn der Kaiser gesetzt, nicht veranlaßte, wird Tacitus den größten Teil seines Lebens unter Nerva und Trajan in Rom verbracht haben."

Um Horazens Verhältnis zur Zeitgeschichte zu veranschaulichen, hat Karl Staedler 32 Oden in deutscher Übertragung zusammengestellt (Nr. 5). Der Gedanke ist ganz löblich, aber die Ausführung läßt sehr zu wünschen übrig. Zwar daß Staedler frei übersetzt und moderne Versmaße anwendet, ist nicht zu tadeln; auch ist er offenbar nicht ohne alles poetische Gefühl. Aber manchmal greift er auch merkwürdig fehl. Das Ganze macht den Eindruck des Übereilten. Wie kann man Reime schmieden wie die folgenden:

> Ach, zu welchem Gott in seinen Nöten
> Rufen soll das Volk? Wann giebt Gehör
> Vesta ihrer Jungfrauen Gebeten,
> Wann den Retter Jupiter?

An anderer Stelle heißt es:

> Zu gerechtem Opferfest sie schreite
> Mit der Schwester sein, der Schar der Mütter,
> Um das Haupt die Binde frommer Bitter;
> Heil dann Rom betritt er.

Manches ist ohne Kenntnis des Originals nicht leicht zu verstehen. Die Formen „Elfbein" und „gegonnen" sind Erzeugnisse der Versnot. Solchen und andern Mängeln gegenüber bilden ein paar bessere Partien kein rechtes Gegengewicht. Wir halten an dem Grundsatze fest, daß Verdeutschungen alter Dichter nicht dazu führen dürfen, dem Leser das Original zu verleiden.

Für Schulzwecke ist der „Leitfaden der griechischen und römischen Altertümer" von Ernst Wagner und Georg von Kobilinski bestimmt (Nr. 6). Er giebt bei gedrängter Kürze doch in ziemlicher Reichhaltigkeit für die einzelnen Gebiete des antiken Kulturlebens Begriffe und Namen und dazu topographische Übersichten über die berühmtesten Stätten, die Stadt Athen, Olympia und das alte Rom. Die antike Kunst ist absichtlich unberücksichtigt geblieben. Dies bedauern wir, da dafür sich nun ein besonderer Leitfaden nötig machen würde. Der ganzen Anlage nach eignet sich das Buch mehr zu Repetitionen als zum eigentlichen Studieren. Abgesehen von den Fällen, wo sich streiten läßt über die Auffassung, sind uns einige Ungenauigkeiten aufgefallen, die sich zum Teil aus der Gedrängtheit der Darstellung erklären mögen. Wenn es z. B. von Sophokles heißt, daß er „wegen der Schwäche seines Organs selbst nicht auftrat" als Schauspieler, so wäre ein „später nicht mehr" besser am Platze gewesen, da er doch in der Rolle der Nausikaa aufgetreten ist. Im übrigen erscheint das Buch wohl geeignet, seinen Zweck zu erfüllen. 24 Tafeln mit Plänen und mit Abbildungen, die aus der neuesten Auflage von Guhl und Koner entnommen sind, tragen sehr dazu bei, die Angaben des Textes zu veranschaulichen.

Überaus anregend ist die akademische Antrittsrede, die Professor Wilhelm Schmid über die griechische Renaissance in der Römerzeit gehalten hat (Nr. 7). Die litterarischen und künstlerischen Erscheinungen, um die es sich hier handelt, sind zu verschiedenen Zeiten verschieden beurteilt worden, und gerade in neuester Zeit tauchen über ihre Tragweite falsche Vorstellungen auf. Eine Nachprüfung ist hier wohl am Platze. Wie kam es, daß die Bemühungen, die alte klassische Zeit des Hellenentums wiederzuerwecken, so tief Wurzel faßten und so lange sich hielten? Schmid weist mit Recht die Annahme zurück, als sei dies nur dem Eingreifen einzelner hochgestellter Männer; wie Hadrian, zu danken. Eine so nachhaltige Bewegung, die nicht einmal durch geniale Männer getragen wird, muß innerlich begründet sein. So verfolgt denn der Verfasser diese Renaissance von ihrem Ursprunge an, den er auf der Insel Rhodus findet, und weist besonders den förderlichen Einfluß

der Römer nach, die sich hier zum erstenmal ihrer Aufgabe bewußt wurden, das Unsterbliche des Hellenentums zu erhalten. Etwas Neues, Großes war freilich nur möglich, wenn große Geister auftraten. Insofern dies nicht der Fall war, steht diese Renaissance der des 14. und 15. Jahrhunderts weit nach. Der Überblick, den Schmid über die Schriftsteller jener Zeit giebt, zeigt, daß sie über Nachahmungen nicht hinauskamen. Für uns zwar ist manches neu, da uns die Originale verloren sind, auch ist als Nachahmer besonders glücklich Lucian. Mit der Anerkennung dieser Thatsachen ist auch das Urteil gesprochen über die neuerdings verfochtene Ansicht, als sei vom 2. Jahrhundert nach Christus an ein neuer Frühling der griechischen Kultur vom Christentum zertreten worden. Die Aufgaben, die der Menschheit harrten, zu lösen, war jene Renaissance nicht fähig, ihr Beruf war hauptsächlich das Gute zu bewahren. Das hat sie denn auch gethan, und auch die Kirche hat davon ihren Nutzen gehabt. Ich kann mir nicht versagen, aus dem Schlusse dieser geistvollen Rede noch einige besonders treffende Worte herauszuheben. Es ist von den Bestrebungen die Rede, das klassische Altertum denen zugänglich zu machen, die zu Leitern der Nation an irgend einer Stelle berufen sind. Es heißt da:

Wir thun das, sofern wir überzeugt sind, daß die klassischen Werke der griechischen Litteratur und Kunst, wie sie denn in heißem Kampf gegen orientalische Überflutung geschaffen sind, für unabsehbare Zeiten als Wahrzeichen und Orientierungsmittel abendländischer Kultur werden dienen können, daß sie allein ein ethisch und ästhetisch vollkommen neutrales Gebiet bilden, auf welchem sich Bekenner der verschiedenen religiösen, nationalen und künstlerischen Anschauungen zusammenfinden können, und daß es insbesondere der mit überlegener geschichtlicher Einsicht ausgleichenden Stellung Deutschlands einzig würdig sei, ein so unersetzliches Mittel geistiger Einigung, wie es die gemeinsame Kenntnis der ersten Quellen europäischer Kultur für die Gebildeten Europas ist, nicht preiszugeben an die Fanatiker aller Art, die angeblich im Namen der Nation, der Religion, der Wissenschaft oder des gemeinen Nutzens dagegen Sturm laufen und geschäftig sind, zahllose Surrogate anzupreisen. Weichen wir, so werden die andern Nationen nachfolgen, jede wird ihren eigenen Weg gehen, und große Zersplitterung wird das Ende sein. Vorläufig darf man aber an die Thatsache kraftvollen Emporblühens der griechischen Studien in allen europäischen Ländern die Hoffnung knüpfen, daß der uns von der griechischen Renaissance hinterlassene Schatz künftighin noch gründlicher als bisher auch für den höhern Unterricht werde ausgewertet werden.

Und weiter lesen wir von den klassischen Werken der Griechen:

Sie fordern jedes Zeitalter, jede Nation zum Wettkampf heraus, sich zu messen mit ihrer unverwelklichen Jugendkraft und Schönheit; so senken sie ein Element heilsamer, fördernder Kritik in jede Gegenwart, welche sie versteht und sich ihrer erinnert; vergißt man sie aber, macht sich der engherzige und kurzsichtige Eigen-Sinn breit, für welchen die Alten den Namen Banausentum geprägt haben, schwindet das Verständnis für das gesunde Ebenmaß zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit, versteigt sich ein unhistorischer Rationalismus in unfruchtbare Spekulationen oder umnebeln phantastische Träume das Bewußtsein der Menschheit, so treten jene Werke von Zeit zu Zeit wieder hervor als befreiende Mächte und beschämen ein befangenes Zeitalter durch das reine Licht edler und doch natürlicher Menschlichkeit.

An den eben geschilderten Bestrebungen ist der Kaiser Hadrian in hervorragender Weise beteiligt. Ein übersichtliches Bild seiner gesamten Thätigkeit giebt die Schrift von Karl Schulteß: „Bauten Hadrians" (Nr. 8), die auf dem Studium der besten Quellen beruht. Besonders eingehend sind die auf Schutz der Grenzen berechneten Anlagen und in Rom das von Hadrian erneuerte Pantheon, der Tempel der Venus und Roma und das Mausoleum des Kaisers wie auch seine Villa bei Tibur behandelt. Noch anschaulicher würden diese Auseinandersetzungen sein, wenn es die Einrichtung der „Vorträge" erlaubt hätte, Skizzen und Pläne beizufügen. Schulteß sucht den Bestrebungen Hadrians möglichst gerecht zu werden, und erkennt unter anderm an:

So hat er als begabter Dilettant die Mittel des wohl verwalteten Reiches der Kunst zur Verfügung gestellt und ihr dadurch zu einer neuen Blüte verholfen, besser, als es irgend ein Baumeister von Beruf vermocht hätte. Und doch würden die Bauten kein Ehrendenkmal für ihn sein, wenn sie ihn seinem eigentlichen Herrscherberufe entfremdet hätten. Er selbst hat gewünscht, ein Friedenskaiser, „ein zweiter Numa" zu werden, und im Tempel aller Götter zu Athen hat er sich gerühmt, das Glück seiner Unterthanen am besten gefördert zu haben. Dies Ziel hat er erreicht, darüber dürfen uns die einseitigen Berichte über seine letzten Lebens- und Leidensjahre nicht täuschen; und ein wesentliches Mittel zur Erreichung seiner Erfolge waren neben den Neuerungen auf dem Gebiete der Verwaltung, der Rechtspflege und des Heerwesens seine Bauten.

Den Zusammenbruch der antiken Welt im einzelnen klarzulegen hat sich Otto Seeck zur Aufgabe gemacht in einem groß angelegten Werke, das auf sieben Bücher und drei bis vier Bände berechnet ist (Nr. 9). Der bisher erschienene erste Band ist nach weniger als drei Jahren von neuem aufgelegt worden und hat manche Vermehrung und Verbesserung erfahren. Das Buch wendet sich nicht nur an Gelehrte, sondern will jedem Gebildeten verständlich sein. Der rasche Absatz zeigt, daß es den rechten Ton getroffen hat. Man folgt dem Verfasser gern, wenn er zunächst in den „Anfängen Konstantins des Großen" die äußere Entwicklung von Diocletian und seinen Mitregenten bis zur Herstellung der Reichseinheit verfolgt und dann im zweiten Buche die verschiedenen Faktoren untersucht, durch die und an denen der Verfall der antiken Welt sich vollzieht. Hier werden die Verhältnisse der Germanen und der andern Barbaren, des römischen Heeres, der Klienten ausführlich dargelegt. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein, die zur Entvölkerung des Reiches führten. Besonders fesselnd sind die Erörterungen darüber, wie wesentlich die „Ausrottung der Besten" in den verschiedenen Zeiten zum Verfalle beitrug. In Verbindung damit werden die freilich noch recht fraglichen Gesetze der Völkerentwicklung erörtert. Die Sprache hat etwas anziehend Kräftiges. Wenn es aber von der germanischen Frau heißt: „Sie war eben kein zartes Püpp-

chen, das seine Lebensaufgabe nur darin fand, den Männern zu gefallen, sondern, von derbem Teig geknetet, besaß sie alle Eigenschaften, um wilden Kriegern Achtung zu gebieten. Hochgewachsen und von gewaltiger Kraft, scheute sie nicht davor zurück, auch einmal in eine Rauferei mit wuchtigen Faustthieben einzugreifen" — so ist die Grundlage dieser letzten Bemerkung immerhin unsicher. Wenn es sich um Feststellung der Lage der griechischen Sklaven handelt, thut man nicht gut, sich auf die Homerische Zeit zu beziehen. Denn diese geht wie in andern Dingen so auch in dieser Hinsicht ihre eigenen Wege. Was die landwirtschaftlichen Verhältnisse anlangt, von denen viel die Rede ist, so scheint es doch, als ob die Alten sich auf künstliche Verbesserung des Bodens besser verstanden hätten, als es nach des Verfassers Darlegungen scheint. Aber solche einzelne Fragen kommen wenig in Betracht gegenüber einem Buche, das so recht aus dem Vollen gearbeitet ist. Die reichhaltigen Nachweise des Anhangs geben davon das beste Zeugnis.

Über „Die Frau im Altertum" handelt Karl Heinrich Schaible (Nr. 10). Ein Dreiundsiebzigjähriger veröffentlicht hier zwei Vorträge, die er vor circa 20 Jahren in London gehalten hat und deren Gegenstand ihm seitdem ziemlich fremd geworden ist. Die einzelnen Abschnitte über das Frauenleben der verschiedenen Völker des Altertums geben sich als Notizensammlungen zu erkennen und stehen unter sich in keiner rechten Beziehung. Auch das Schlußwort stellt keine ausreichende Vermittelung her. Das Ganze ist eben eine Kompilation, namentlich aus französischen und englischen Büchern ohne Kritik gemacht. Die Angaben des Verfassers sind deshalb mit aller Vorsicht aufzunehmen. Er erwähnt z. B., daß der alte Germane seinem Weibe „weder weibliche Tändeleien, noch Brautputz, sondern etliche Rinder, ein gezäumtes Roß, einen Schild nebst Pfriem (! = framea) und Schwert" gebracht habe. Einige Seiten weiter kehrt dann die Stelle in richtigerer Fassung, aber mit einem andern Irrtum wieder. Schaible spricht ferner von einem Catuleia-Gesetz, wo er die Lex Canuleia meint, und nennt als Urheber eines andern Gesetzes M. Poppius (statt Papius) und Qu. Poppaeus. Auch andere ähnliche Versehen finden sich. Verschiedene lateinische Ausdrücke sind unrichtig übersetzt. Besonders verworren sind die Angaben über das Salische Gesetz. Der Ehebruch des Ovid mit Julia wird als Thatsache behandelt. Auch ist der Verfasser, der lange Zeit im Auslande gelebt hat, nicht mehr sicher in der deutschen Sprache. Er gebraucht wiederholt „jemanden erben", für beerben, und erklärt einmal am Ende eines Abschnittes, daß er „nur ein ganz übersichtliches Bild" habe entwerfen können.

Einen Beitrag zur Kenntnis des antiken Frauenlebens bildet auch das dritte Bändchen der „Altgriechischen Weisheit" von Dr. Josef Murr, das betitelt ist: „Liebe und Ehe" (Nr. 11). Ein Teil davon ist schon in einem früher erschienenen Buche Murrs: „Altgriechische Weisheit", enthalten. Auch bei der Vermehrung der Sentenzen aus griechischen Dichtern hat er darauf geachtet, daß nicht das Pessimistische überwiege. Mancher mit dem Altertum weniger Vertraute wird überrascht sein, ganz moderne Empfindungen hier ausgesprochen zu finden. Die Übersetzungen selbst könnten besser sein. Der Herausgeber ist offenbar kein großer Dichter. Mancher Vers geht lahm. Ein Teil der metrischen Anstöße kommt allerdings auf Rechnung des Druckes, wie wenn es heißt: „Nicht ziemt es Jungfrauen unter'm Volk umherzugehen". Wie hier ein e zu viel ist, so fehlt es an andern Stellen. Recht hölzern klingt der Ausspruch:

O menschlich Elend, o des Weibes traur'ge Schwäch'!
Wie viel des Elends bringet uns die Liebe doch!

Ausdrücke wie „beschleunt" sind Notbehelfe. Unlogisch und unmetrisch ist „sonst" in den Worten:

O möchten stets doch ihrer eig'nen Jugendzeit
Die Eltern sich erinnern! Sonst würden sie
Der Kinder Lieb' hinnehmen nicht so starren Sinns.

Nach Belieben bildet Murr fünf- oder sechsfüßige Jamben in derselben Dichterstelle. Die Anmerkungen, die er apologetisch den Dichteraussprüchen hinzufügt, erscheinen recht überflüssig.

Den guten Schluß bilde der Hinweis auf die Breslauer Rektoratsrede, in der Richard Foerster (Nr. 12) ein feines Charakterbild Otfried Müllers entwirft, dieses großen Meisters der Altertumswissenschaft, dessen Heimat Schlesien war und dessen hundertjähriger Geburtstag voriges Jahr gefeiert wurde.

Richard Opitz.

Aus der Erzählungslitteratur.

1. An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein schweizerischer Stoff und ein schweizerischer Dichter; selbst die Sprache ist viel reicher mit Dialektworten vermischt, als wir es bisher von den Schweizer Erzählern gewohnt sind. Aber der Roman ist ungewöhnlich interessant, sehr spannend, wenn auch zum Schluß etwas breit, und reich an glänzenden, dramatisch packenden Partien. Heer ist ein genauer Kenner seiner Heimat und ein litterarisch wohl unterrichteter Mann. Er weiß sehr gut, worauf es in einem Roman, der einen großen Leserkreis fesseln soll, ankommt, und er weiß noch mehr: welche künstlerischen Pflichten ihm von seinem schönen Stoffe selbst gegeben sind. Heer hat sichtlich das Streben, dem Gegenstande im großen Stile gerecht zu werden. Seine

Konzeption selbst entbehrt auch nicht der Größe. Wenn er indes nicht alle dichterischen Absichten so ausgeführt hat, wie er wollte und sollte, so muß man das auf Rechnung des Neulings in der Kunst setzen, als welcher uns Heer erscheint, und man darf sich nicht abhalten lassen, ihn als das zu begrüßen, was er in Wahrheit ist: eine verheißungsvolle Kraft.

Die „heiligen Wasser“ werden jene Gletscherwasser genannt, die auf einer uralten, aber recht primitiven Wasserleitung ins Gletscherthal in der mittlern Schweiz fließen und für die weinbauenden Ortschaften dieser Italien zugewandten Gegend von großer Wichtigkeit sind. Der goldene Wein von Hospel im Glotterthal ist weit und breit geschätzt. Die primitive Wasserleitung, wie sie bäuerliche Technik vor Jahrhunderten schuf, ist allerlei Gefahren, durch Lawinenbrüche zumal, ausgesetzt, und jede Reparatur der Leitung ist mit Gefahr von Menschenleben verbunden. Denn der bretterne Wasserweg führt an steil abfallenden Felswänden entlang, zu denen kein Gerüst emporgebaut werden kann, deren glatte Fläche dem Fuße des Arbeiters keine Stütze bietet; er muß sich vielmehr — gleich jenen Jägern, die Adlernester ausheben — von der Höhe zur Leitung auf Seilen herablassen und vom ungefährdeten Teile aus den unterbrochenen untersuchen und ausbessern. Diese Arbeit ist so beschwerlich und so gefährlich, daß sie selten ohne ein Menschenopfer ablief. Ungefähr in Zwischenräumen von zweimal sieben zu sieben Jahren wird sie notwendig, denn so oft wiederholen sich die Lawinenstürze.

Seit undenklicher Zeit haben die Einwohner des im Glotterthal zuhöchst gelegenen Dorfes St. Peter die Verpflichtung, diese „heiligen Wasser“ zu überwachen und für ihren ungestörten Ablauf zu sorgen. Diese Verpflichtung lastet wie eine Blutfron auf den Leuten von St. Peter und hat ihren eigentümlichen Charakter mit bestimmt. Sind die Gebirgsmenschen überhaupt konservativ, eigensinnig, geneigt zum Aberglauben, mißtrauisch, ängstlich zurückhaltend vor allen Neuerungen, leidenschaftliche Anhänger des kargen Bodens, auf dem sie alt geworden, so sind es die Menschen von St. Peter in ganz besonderm Maße. (Ob dieses St. Peter nicht am Ende ein erfundenes „Seldwyla“ ist, lassen wir dahingestellt; es ist mit einer solchen Lebendigkeit dargestellt, daß es uns bei der Lektüre nicht einfällt, an seiner Realität zu zweifeln.) Das Dorf ragt also mit all seinen Tugenden und Schwächen wie ein Stück Mittelalter in die Gegenwart hinein. Doch läßt sich diese Gegenwart so wenig ausschließen, wie das Licht der Sonne. Ob sie wollen oder nicht, geraten die Leute von St. Peter mit modernen Menschen in Berührung. Der Wirt will sein Geschäft machen, er ladet also den großen Strom der Fremden, der jährlich die Schweiz überschwemmt, in geeigneter Weise zu sich. Der Fremdenverkehr hebt Handel und Wandel im altväterischen Dorf. Die Leutchen merken ihren Vorteil davon und reiben sich die verschlafenen Augen. Sogar der Pfarrer ist zufrieden mit diesem Zuzug und den ihm folgenden Veränderungen. Mit den Fremden kommt auch einmal — wie natürlich — ein Ingenieur, ein Engländer, ins Dorf. Der interessiert sich für das uralte Werk bäuerlicher Ingenieurkunst und lächelt über ihre Unbeholfenheit. Heutzutage, wo man zwanzig Kilometer lange Tunnels durch Felsen sprengt, wird man doch mit so einer Wasserleitung leichter fertig werden als vor Jahrhunderten die Bauern! Man kann den Wasserweg durch einige Sprengungen für alle Zeiten vor Lawinenstürzen sichern. Darüber ist doch kein Wort zu verlieren. . . . Aber die Bauern denken anders. Im Laufe der Zeiten sind ihnen die Wasser ein unantastbares Heiligtum geworden. So traurig die Blutfron ist, welche sie fordern, so undenkbar erscheint es den Bauern von St. Peter, daß sie aufgehoben werden könnte, da sie doch ohne Zweifel Gottes eigener Wille wäre. Was für aufregende Scenen wiederholen sich jedesmal, wenn eine Reparatur der Leitung zu besorgen ist! Da versammeln sich alle Männer von St. Peter in der Kirche und losen hinter der verschlossenen Thür um den Mann, der den wagehalsigen Gang zu den „weißen Brettern“ zu machen hat. Es ist ein Losen auf Tod und Leben. Selten meldet sich einer aus freien Stücken zur Arbeit, obwohl sie reich belohnt wird; und geschieht dies einmal, dann ist es gewiß einer, der nichts mehr zu verlieren hat, oder dem es so schlecht geht, daß er Glück und Dasein auf Eine Karte setzt. Und indes in der Kirche die Männer losen, lagern alle Weiber und Kinder des Dorfes vor ihrer Thür in Trauerkleidern und in ängstlichem Gebet, daß das Los ihren Gatten oder Vater verschone. . . . Alledem könnte nun eine Verbesserung der Wasserleitung durch ein in die Felsen gesprengtes Thor oder Tunnel ein für allemal ein Ende machen. Und es geschieht auch. Ein Sohn des letzten Mannes, der bei der Reparatur verunglückte, verrichtet diese seine Heimat befreiende Arbeit. Aber Josi Blatter, so heißt dieser Erlöser, wird in St. Peter aus allerlei andern Motiven, die nichts mit den „heiligen Wassern“ zu thun haben, sehr gehaßt; man legt ihm viele Schwierigkeiten in den Weg; wenig fehlte, so hätten ihn seine eigenen Heimatsgenossen beim letzten Meißelhieb, der den Wassertunnel vollendet, getödet. Schließlich siegt aber doch das Licht über die Finsternis, der gesunde Menschenverstand über sinnlosen Fanatismus, und die „heiligen Wasser“ sind gewesen.

Auf die Schwäche des Romans habe ich schon hingedeutet: die Dorfgeschichte im engern Sinne, die sich innerhalb des großen Rahmens des Kampfes um die „heiligen Wasser“ abspielt, wächst nicht mit organischer Notwendigkeit aus diesem Thema heraus. Es ist das traditionelle Motiv aller Dorfgeschichten: die Liebenden können zusammen nicht kommen, weil Sie reich und Er arm ist, und weil ihr Vater ein Dickschädel, ein gewaltthätiger, herrschsüchtiger Mann ist. In Heers Roman ist diese alte Fabel indes sehr geschickt mit allerlei andern Motiven umwunden,

und wenn ihm die Gestaltung der einzelnen Charaktere so klar und unmittelbar geraten wäre, wie es hätte sein sollen, so wäre gar nichts zu sagen. Aber Heers Begabung ist derzeit wenigstens einseitig. Seine Gestaltungskraft hat nicht in der Durchführung des einzelnen Menschenbildes ihre Stärke; soviel er sich auch darum bemühen mag, so kommt er über die konventionelle oder doch litterarisch schon geläufige Zeichnung des Einzelnen nicht hinaus. Hier stockt seine Erfindungskraft. Allein, wenn Heer die Volksmenge schildert, die Leidenschaften und Stimmungen der Massen, dann ist er in seinem Element. Insbesondere schön ist ihm der fortschreitende Kampf der Neuzeit gegen den Aberglauben gelungen, z. B. das Eindringen der muntern Touristen in das verdüsterte Thal der Leute von St. Peter, oder die dramatisch höchst bewegten Volksscenen unter dem Drucke abergläubischer Befürchtungen. Seine volle Begabung aber tritt in der Vergegenwärtigung der erhabenen Hochgebirgs- und Gletscherlandschaft zu Tage. Heer giebt eigentlich nirgends unmittelbar Naturschilderungen, und dennoch wird man in dieser Schweizer Welt so heimisch, daß man schwerlich auf einer Reise in die Schweiz mehr erfahren könnte. Man glaubt, die Berge und die Gletscher bei der Lektüre in all ihrer strahlenden Schönheit immerfort vor sich zu sehen. Woher das kommt? Daher, weil Heer diese Landschaften immer mit Staffage oder vielmehr nur durch die Staffage schildert. Sie sind immerfort belebt durch Touristen, oder spielende Kinder, oder einsame Wanderer, oder kühne Arbeiter. Er spricht nicht von der Landschaft, sondern immer nur von den handelnden oder fühlenden Menschen in ihr, und daher die mächtige Wirkung. Meines Erinnerns hat sie noch kein Schilderer in diesem Maße erreicht.

2. Ein süßer Knabe. Eine unartige Geschichte von Karl Manno (Lemcke). Dritte Auflage. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 5 M.

Ohne dem Autor dieses heitern Buches, auf das wir unsere Leser beim Erscheinen der dritten Auflage aufmerksam machen (die erste erschien 1884), zu nahe zu treten, dürfte man es statt „eine unartige Geschichte“ mit Fug und Recht eine „Pferdegeschichte“ nennen, denn der siegreiche Gewinner im Steeplechase-Rennen von Laubow, „Hopser“ ist sein würdiger Name, steht nicht bloß im Mittelpunkt des Interesses, sondern er ist auch mit einer Liebe und Anschaulichkeit geschildert, welche der Charakteristik der Menschen, denen er angehört, um nichts nachsteht. Unsere jungen Germanisten, die nachgerade in Verlegenheit bei der Wahl dankbarer Stoffe für Doktordissertationen geraten, sollten auch einmal eine Monographie über das Tier in der neuern Dichtung versuchen, nicht bloß in der alten Mythe und Sage, oder im Grimmschen Märchen, sondern auch im neuen Roman, in der neuern Poesie überhaupt; gewöhnlich bleiben sie bei den „Kranichen des Ibykus“ stehen. Es müßte aber ein anziehendes Geschäft sein, beispielsweise den Tiermoden nachzugehen und den Grund ihrer Veränderungen aufzuspüren. Sonderlingsfiguren, die für weiße Mäuse oder Kaninchen schwärmen, lassen wir da ganz außer acht. Aber schon der Papagei, der noch bis vor wenigen Jahren als ein Repräsentant der Tropen beliebt war, ist sowohl im Leben als auch im Roman selten geworden; heutzutage kann er nur noch bei der Charakteristik altmodischer Menschen Dienste leisten, indes sein vorlauter Schnabel in frühern Zeiten bei Lösung oder auch Schürzung einer Intrigue sehr nützliche Dienste leistete. Auch mit den Katzen ist litterarisch nicht viel zu machen, vielleicht darum, weil dem modernen Geschlecht das idyllische Behagen fehlt, das zur Katzenpflege erforderlich ist. Scheffels Kater Hidigeigei, Gottfried Kellers „Spiegel“ haben — glaube ich — keinen würdigen Nachwuchs bekommen. In der Malerei freilich haben die Katzen ihren großen Meister und Kenner J. Adam gefunden. Hunde und Pferde sind heutzutage bei den Dichtern mehr beliebt. Kaum erscheint ein größerer Roman, der ihnen nicht ein Plätzchen widmete. Einer der schönsten Hunde ist mir aus dem Roman „Die Osterinsel“ von Wilbrandt in Erinnerung. Berühmte Hundegeschichten haben Ferdinand von Saar in der Novelle „Tambi“ und Marie von Ebner-Eschenbach in „Krambambuli“ geschrieben; letztere geradezu die wahre Hundetragödie. Und von Pferden spricht diese Dichterin fast in jedem ihrer Bücher: sie hat sie schon in ihrer Jugend lieben gelernt. Ihr Verhältnis zu den Tieren ist rein poetisch. Emil Marriot hingegen ist nicht ohne Grund Präsidentin des ersten österreichischen Tierschutzvereins, denn wo sie kann, tritt sie in ihren Büchern für den Tierschutz ein (am nachdrücklichsten in der „Caritas“), und auch sie ärgert sich über die Vivisektion. Je mehr sich der deutsche Roman im Norden ebenso wie in Österreich der Schilderung aristokratischer Gesellschaftskreise zuwandte — weil sich hier Stadt- und Landleben, Dorf, Schloß und Klub so bequem vereinigen — um so mehr Aufmerksamkeit mußten die Erzähler den Hunden und Pferden zuwenden, die doch auch im Jagd-, Militär- und Turfleben der Junker in der That einen großen Raum einnehmen. Freiherr von Ompteda, Walter von Polenz, Sudermann sind gute Tierkenner. Bei Zola („Germinal“) ist ein altes Bergwerksroß, das jahraus, jahrein in der Dunkelheit des Kohlenwerks seinen einförmigen Kreis zu machen hat, zu einer tragischen Figur geworden, und ein berühmter Belgischer Meister, Konstantin Meunier, hat dieses Zolasche Roß auch plastisch dargestellt und viel Bewunderung geerntet. Lemckes „Hopser“ ist kein tragisches Tier, sondern ein edles Rennpferd, das ein älterer Herr Major und Gutsbesitzer von Plotz beinahe ruiniert hätte, weil er es nach seiner Soldaten- und nicht nach Jockeyart zu meistern versuchte; zum Glück kommt es noch rechtzeitig in eine jüngere Hand und gewinnt unerwartet den Preis beim Pferderennen in Laubow und bringt zugleich auch seinem Reiter Ruhm ein. Die Schilderungen des Pferdes in seinem Widerstande gegen den ungewohnten

Reiter und die Beschreibung der Steeplechase sind von großer Lebendigkeit und voller Spannung: die Glanzstellen der Erzählung.

Nun aber wollen wir doch auch über die Menschen der „unartigen Geschichte“ Lemckes reden. Ohne eine ungewöhnlich poetische Befriedigung zu erzeugen, sind es doch heiter und sicher gezeichnete Gestalten norddeutschen Junkerlebens. Da ist vorerst der obenerwähnte Major, eine jener typischen Gestalten des alten Soldatentums mit grobianischen Formen und grundgutem Herzen, die wir schon lange kennen; aber er lebt und bewegt sich vor uns so kräftig, dieser Major von Plotz, daß wir ihn leibhaftig zu sehen und zu hören glauben. Und der „süße Knabe“ ist sein Neffe Rüdiger, der seine Mutter — der Vater ist schon gestorben — zum Guten betrügt. Sie ist nämlich sehr ängstlich und zimperlich; in ihrem Sohne aber fließt echtes Soldatenblut. Er ist keck und tapfer bis zur Tollkühnheit, verbirgt aber diesen Mut und seine im geheimen erworbenen männlichen Künste, um nicht die zärtliche Mutter zu beunruhigen. Nach seinen Heldenthaten auf dem Rennplatz und nach seinem charaktervollen Benehmen in einer Ehrenaffaire wird er freilich auch vom gestrengen Onkel Major für reif erklärt. Und um diese zwei Menschen herum gruppieren sich die Mitglieder ihrer Familien, ihre Gutsnachbarn, Dienerschaft und Gouvernanten, Geschäftsfreunde u. s. w., alle munter in einem gewissen ironischen Ton geschildert, der nicht ohne humoristische Wirkung ist und nur zuweilen einen Wunsch nach Abwechselung erweckt. Im ganzen aber eine heitere, von einem unterrichteten und geistreichen Manne geschriebene Erzählung, die man zumal in dieser sommerlichen Zeit dem Publikum aufs lebhafteste empfehlen kann.

Moritz Necker.

Feuilleton.

Die neue Richtung, die der Leipziger Professor der Geschichte K. Lamprecht in der Geschichtswissenschaft vertritt, hat wie bekannt, neben zahlreichen Anhängern auch viele Gegner, letztere namentlich in den Kreisen der alten, an Ranke und Waitz sich anschließenden Schule, die die Störung der gewohnten Bahnen wie einen Einbruch in geheiligte Rechte betrachten. Das Unbehagen, das Lamprechts Deutsche Geschichte und der nicht abzuleugnende großartige litterarische Erfolg dieses Werkes bei den Zunftgenossen strenger Observanz hervorgerufen hat, giebt sich in den Angriffen kund, die von allen Seiten her gegen den kühnen Reformator der Geschichtswissenschaft gerichtet werden. Aber freilich, bisher sind die Gegner wenig glücklich gewesen; Rachfahl, der den ersten ernsten Angriff auf die Grundlagen der Lamprechtschen Auffassung geschichtlicher Vorgänge unternahm, wurde von Lamprecht ad absurdum geführt und hat sich zurückgezogen, und seinen neuesten Gegnern, H. Oncken, H. Delbrück und M. Lenz, die den unbequemen Neuerer durch Verdächtigung seiner Arbeitsweise, durch den Vorwurf der Flüchtigkeit, der Leichtfertigkeit in Benutzung seiner Quellen, ja der Kompilation und des Plagiats, litterarisch und nicht minder moralisch vernichten wollten, hat Lamprecht in seinen „Zwei Streitschriften“ (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, 1897) so gründlich das Verfehlte und Unhaltbare ihrer gehässigen Anschuldigungen nachgewiesen, daß sie kaum das Bedürfnis fühlen dürften, auf einem Kampfplatz wieder zu erscheinen, auf dem ihrer eigenen Wissenschaftlichkeit so schwere Wunden geschlagen worden sind. Lamprecht hat ganz recht: alle Flüchtigkeiten und Fehler, die man ihm in den einzelnen Daten der der politischen Geschichte gewidmeten Abschnitte seines Werkes nachweisen kann und die sich zum größten Teile als lästige Druckfehler herausgestellt haben, beweisen nichts gegen seine Auffassung von dem Wesen der in der geschichtlichen Entwicklung thätigen Kräfte — und deshalb muß, wer Lamprecht mit Erfolg angreifen will, nachweisen, daß er von falschen Voraussetzungen ausgegangen ist. Das aber wird so leicht niemand gelingen. Es mag sein, daß Lamprecht die Wirksamkeit der großen historischen Persönlichkeiten und ihren Einfluß auf die Geschichte ihrer Zeit allzu gering einschätzt, aber im großen Ganzen dürfte Lamprecht recht behalten, wenn er behauptet, daß die ausschlaggebenden geschichtlichen Kräfte in den großen gesamtpsychischen Strömungen gegeben sind. Sollte der wissenschaftliche Streit weitergeführt werden, so ist dringend zu wünschen, daß sich die Gegner Lamprechts des anständigen Tones bedienen, den der Ernst der Sache und die Würde der Wissenschaft erfordert; mit Verdächtigungen der wissenschaftlichen Ehrlichkeit, mit gehässigen Unterstellungen und kleinlichen Bosheiten wird der Wahrheit nicht gedient.

Bibliographie.

Björnson, B., Johanne. Schauspiel. München, A. Langen. 8. 2 M. 50 Pf.

Blumenthal, O., und G. Kadelburg, Im weißen Rößl. Lustspiel. Charlottenburg, M. Simson. 8. 3 M.

Bredenbrücker, Rich., Crispin der Dorfbeglücker und andere Geschichten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Danz, W., Die Frauen von Löwenberg. Eine Dichtung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Leipzig. Zangenberg u. Himly. 8. Geb. in Leinw. 4 M. 50 Pf.

Gerlach Hugo, Heirat auf Tausch. Humoristische Berliner Erzählung. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 3 M.

Hegeler, Wilh., Sonnige Tage. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Junge, Frdr., Martin Luther. Sein Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit Bildnissen und Faksimiles. Vierte Auflage. (11.—15. Tausend.) Berlin, Siemenroth u. Troschel. 8. Geb. in Leinw. 1 M. 25 Pf.

Koch, K., Der Stand der Nationalfestfrage. Ansprache. Mit einem Anhang: Zusammengesetzte Wettkämpfe in Braunschweig. Braunschweig, B. Goeritz. 8. 1 M.

Krueger, Felix, Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Liliencron, A. von, In dunkeln Tagen. Charakterbild aus den Jahren von 1806 bis 1809. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble. 8. In 1 Bd. geb. 7 M. 20 Pf.

Mahn, Paul, Lieben und Leben. Interieurs. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 3 M.

Schönaich, Chrph. Otto Freiherr von, Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder neologisches Wörterbuch. (1754.) Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Alb. Köster. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh.) Nr. 70—72. Neue Folge. Nr. 20—22. Leipzig, G. H. Göschen. 8. Jede Nr. 60 Pf.

Shakespeare, Der Widerspenstigen Zähmung. Lustspiel. Nach Baudissins Übersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von Eug. Kilian. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. Geb. 2 M.

Stern, Fritz, Max Klinger. Menschheitsphantasien. Berlin, Schuster u. Loeffler. 12. Geb. 3 M.

Süren, A., Bei Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Urzeit. Dresden, E. Piersons Verlag. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Teinach, W. von, Die Maikönigin. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 8. 3 M.

Viebig, C., Vor Tau und Tag. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Weißenthurn, Max von, Selbst gerichtet. Ein Inserat. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. Geb. 4 M.

Zell, B. W., Weißes Haar. Roman. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble. 8. In 1 Bd. geb. 7 M. 50 Pf.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 36.

Leipzig, 8. September 1898.

Alfred Rethel.

Die von Knackfuß herausgegebenen „Künstler-Monographien“ bezeichnen sich als „Liebhaberausgabe“: es ist das für die Beurteilung auch eines einzelnen Werkes daraus nicht gleichgültig. Denkt man sich unter dem „Liebhaber“ die recht weit verbreitete Species des Genus humanum, die es liebt, mühelos Bilder zu betrachten, und auch wohl eine Erläuterung dazu wünscht, soweit sie diese Voraussetzung nicht überschreitet, so erfüllt eine möglichst chronologisch gegebene Fülle von Abbildungen von fertigen Werken sowohl wie von Studienblättern diesen Zweck schon nach seiner wichtigsten Seite hin. Kommt dazu noch eine Erläuterung, die im Anschluß an die chronologische Ordnung der Abbildungen eine geschichtliche Entwicklung des Künstlers giebt und im großen und ganzen die für das nächstliegende Verständnis der Abbildungssammlung notwendigen Erklärungen hinzufügt, so ist dieser weitere Schritt die gewünschte Bekrönung des Ganzen, und der Zweck des Buches ist erreicht. Ein solches Buch findet bei seiner guten Ausstattung und der technisch sorgfältig und je nach dem Charakter des Vorbildes bis zu entsprechend hohem Grade der Vollkommenheit gebrachte Nachbildung, die, wo es irgend möglich ist, nach dem Original gemacht wird und dadurch in erfreulicher Weise den Künstler selbst vermittelt, nun auch reichlich die „Liebhaber“, auf die es berechnet ist. Für diese hat es denn auch nicht allzugroße Bedeutung, wenn sich, wie dies bei den zahlreichen Einzelheiten, die erwähnt werden müssen, kaum zu vermeiden ist, mancherlei Irrtümer einschleichen. Betreffen diese jedoch Verhältnisse, die durch die Irrtümer eine schiefe Stellung erhalten, so ist dies auch den „Liebhabern“ gegenüber weniger gleichgültig, zumal sie selbst durch Richtigstellung sich nicht leicht wieder ausmerzen lassen. Aber ein solches Buch kommt, besonders wenn es durch gute Abbildungen und darunter solche, die hier zum erstenmal veröffentlicht werden, sowie durch den Namen des Verfassers getragen wird, doch auch in andere Hände. Läßt die Wissenschaft den Schein ihrer Lampe darauf fallen, so wird leicht, anders als im Märchen, der Stein nicht mit Gold überzogen, sondern erhält wohl auch eine Beleuchtung, die mancherlei dunkle Stellen und hier und da sogar Risse zu Tage treten läßt: von diesem Standpunkte wollen wir das vorliegende Werk mit einigen Anmerkungen beim Antritt seiner Wanderung begleiten.*) Sie betreffen in erster Linie allgemeinere Gesichtspunkte, die jedoch keineswegs ausschließlich diese Arbeit berühren und die darauf abzielen, eine Verständigung in der methodischen Behandlung zu gewinnen.

Ich halte es für falsch, bei der Beurteilung der Werke eines frühern Künstlers als Maßstab den Standpunkt der heutigen Kunstübung anzulegen. Ein solches Verfahren setzt zunächst voraus, daß die heutige Kunstübung die richtige und somit auch die allezeit gültige sei, ein Standpunkt, der bei seiner falschen Voraussetzung naturgemäß auch zu falschen Folgerungen führen muß. Es ist ein Standpunkt, der von seiten des praktischen Künstlers eine gewisse, freilich nur subjektive Berechtigung hat: wenn der Künstler an die Art seiner Thätigkeit, an die Besonderheit seiner Auffassungsweise nicht glaubt, so kann er überhaupt nicht mehr schaffen. Er muß mit sich zerfallen, und seinen Werken wird die Wahrheit fehlen, d. h. die Übereinstimmung seines Wesens mit seinen Schöpfungen. Ob er mit solcher subjektiven Wahrheit seines Schaffens auch die Zustimmung seiner Zeitgenossen erreicht, ist damit noch nicht ausgesprochen

*) Alfred Rethel. Von Max Schmid. (Künstler-Monographien. Bd. 32.) Mit 125 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Radierungen und Holzschnitten. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1898. 8. 3 M.

— wir sehen vielmehr, daß gar mancher Künstler, bei dem diese Wahrheit zu hoher Geltung kommt, doch in seiner Zeit ein Fremdling ist und erst in spätern Generationen seine Wirkung ausübt oder, wie der übliche Ausdruck lautet, verstanden wird: vielmehr hat er sich die ihn Verstehenden erst selbst herangezogen, so daß seine Art zu fühlen und für dieses Fühlen einen Ausdruck zu finden, allmählich immer mehr ihrem Bedürfnis entsprechen muß. Auf solcher Thatsache beruht nicht sowohl der Fortschritt als vielmehr das Fortschreiten in der Kunstentwicklung. Die Stellung des Kritikers ist jedoch eine ganz andere. Wollte er den Maßstab, den er aus den von ihm als maßgebend geschätzten Werken zeitgenössischer Künstler gewonnen hat, für seine Beurteilung verwenden, so gestände er damit die Voraussetzung zu, nicht nur seine, sondern überhaupt irgend eine Zeit und ihre Auffassung von den Aufgaben der Kunst und den Mitteln der Kunstübung habe absolute Gültigkeit zu beanspruchen. Damit verstieße er gegen die erste und schlagendste Thatsache, die der kritischen Betrachtung der Kunstentwicklung sich aufdrängt: eine absolute Richtigkeit, eine objektive Wahrheit, d. h. die einzig richtige Auffassung der Dinge und ihre sachlich allein entsprechende Darstellung durch Kunstmittel ist überhaupt nicht möglich, weil sie der ersten Voraussetzung aller Kunstübung widerspräche: sie schlösse den subjektiven Einfluß auf Auffassung und Darstellung aus — das Wesen des künstlerischen Schaffens beruht aber auf der Eigenart des Subjekts, auf der durch sie bewirkten Umgestaltung, wie die Natur, die Außenwelt, sie erhält, wenn sie durch die Subjektivität des Künstlers zu einem Neueintritt in die Außenwelt sich durcharbeitet und nun als ein Neues, noch nie Dagewesenes den Stempel ihres Neuschöpfers trägt. Ein rückgreifendes Urteil, das ausspricht oder doch deutlich genug durchklingen läßt, daß die Probleme der heutigen Kunst und die Mittel ihrer Darstellung die richtigen seien, oder auch ein Lob, das dahin geht, der frühere Künstler habe mit der Art seines Schaffens auch die modernen Anforderungen erfüllt, oder die Gegenüberstellung der Schöpfung eines modernen Künstlers mit einem frühern, um zu zeigen, wie ein verwandtes Motiv in wirklich erschütternder Weise gegeben werden kann, lassen diesen falschen Standpunkt sich vordrängen. Ebenso wenn gelegentlich der Vorwurf unhistorischer Kleidung sich erhebt, während an anderer Stelle sehr richtig für den Künstler das Recht in Anspruch genommen wird, „daß er Menschen und Bauten nicht nur so darstellen müßte, wie sie die exakte historische Forschung uns schildern würde, sondern auch so darstellen durfte, wie sie in der Phantasie des Volkes leben". Aber er „durfte" es nur, er „mußte" nicht historisch sein: es ist also der geringere Grad, auf den die moderne Zeit, die es so herrlich weit gebracht hat, im Grunde doch nur mitleidig herabsieht. Aber der frühere Künstler „durfte" es nicht nur und zwar schon deshalb, weil er von der exakten modernen Korrektheit überhaupt noch nichts wissen konnte, sondern es ist zu allen Zeiten sein Recht, sich seine Ausdrucksmittel so zu wählen, wie sie am besten seinen höhern, seinen Hauptzweck erfüllen: der aber liegt wahrlich nicht darin, daß er die sogenannte historische Wahrheit darzustellen sich bemüht. Und machen denn nicht die modernsten Modernen den allerausgiebigsten Gebrauch von der Freiheit, das Kostüm, und ich meine damit nicht nur die Kleidung, sich nach ihrem Fühlen wählen zu dürfen?

Will man nicht den absolut gültigen, wohl aber den relativ gültigen Maßstab dafür finden, welche Stellung der einzelne Künstler in der Gesamtentwicklung der Kunst einnimmt, so hat man in erster Linie zu der gleichzeitigen und der unmittelbar vorangehenden Kunstgestaltung zu greifen: auf diesem festen Boden läßt sich beurteilen, wo das Neue und das Auszeichnende zu finden ist. Rethels Wirken ist der genial vorgreifende Vorbote einer neuen Grundanschauung seines Volkes, die sich, durch Dichtkunst und Bildkunst mächtig gefördert, allmählich in immer weitere Kreise verbreitet: an die Stelle der von Cornelius und den Seinen erstrebten religiösen Anschauung als der alles beherrschenden Grundanschauung der Menschen, tritt die politische Grundanschauung, und zwar hier die auf die Einheit des deutschen Volkes hinstrebende: welche die an sich bessere sei, kommt hier nicht in Frage. Es handelt sich nur darum, die Thatsache festzustellen, die die Grundlage für das in Rethel hervortretende Fortschreiten in der Kunstentwicklung bildet. Die Unterschiede sonst, wie Art der Zeichnung, des Kolorits und ähnliches, wollen hierfür wenig besagen: sie sind nur die Folgen. Sie bieten also nicht den Schlüssel für das Verständnis, sondern sie finden selbst erst ihre Erklärung aus dem Gradunterschiede des, wie ich es früher formuliert habe, transcendenten Genius des Cornelius, und des immanenten bei Rethel. Von hier aus lassen sich die großen Gesichtspunkte gewinnen, die eine Charakteristik Rethels ermöglichen: ich brauche sie hier nicht darzulegen, da ich es früher schon gethan habe. („Alfred Rethel. Eine Charakteristik." Berlin, E. Felber, 1892.)

Nicht gerade überraschend, aber doch immerhin eigentümlich wirken Urteile, die einer vielfach begegnenden Auffassung der modernen Kritik entsprechen und die hier erscheinen, wie: „Auffallend ist es, daß in dieser Zeit" (den Wintermonaten in Dresden 1850/51, 1851/52) „seine Neigung zu allegorischer Darstellung ständig zunahm, der er früher mit geringen Ausnahmen so glücklich widerstanden hatte"; oder: „Das allegorische Element, zu dem er in seinen letzten Jahren bedenklich neigte", Urteile, die gelegentlich eine spöttische Wendung nehmen, wenn Kunst und Wissenschaft als „diese beiden allegorischen Damen" bezeichnet werden. Lassen wir einen solchen nicht gerade sonderlich geschmackvollen Ausdruck als momentanen Einfall beiseite, so bleibt die Auffassung, als sei die Hinneigung zur allegorischen Darstellung in der künstlerischen Entwicklung eine krankhafte Erscheinung. Es ist das bei Rethel weder körperlich noch geistig der Fall: das Urteil

beruht vielmehr auf der abfälligen Art, mit der vielfach die Allegorie von den Kritikern beiseite geschoben wird, während die Künstler, und zwar die Dichter wie die Bildkünstler, sie sich nicht rauben lassen. Und sie haben recht. Versteht es der Künstler, die allegorische Gestalt mit realistischer Kraft auszustatten, so bedeutet eine solche Verwendung eine mächtige Erweiterung des Schaffensgebietes für den künstlerischen Genius. Wenn daher Rethel, der als echter Künstler in seiner Entwicklung nicht stehen blieb, sondern immer höher wuchs, in der Thatsachendarstellung nicht mehr ein seinem reicher gewordenen Geistes- und Seelenleben entsprechendes Gebiet fand, wenn er immer entschiedener darüber hinausgriff und für seine künstlerischen Ziele neue Ausdrucksmittel suchte, und wenn er es mit solchem Erfolge that, wie es auch der Verfasser zugesteht, so ist darin nichts Bedenkliches zu sehen: in der Gesamtentwicklung Rethels erscheint vielmehr gerade diese Richtung seines Weges als die aufsteigende Bahn immer höher greifenden künstlerischen Ringens. Beobachtet man nun, wie die hier besonders in Betracht kommenden Totenbilder mit dem seelischen Leben ihres Schöpfers in engster Verbindung stehen, so ergiebt sich ein parallel laufender seelischer Prozeß, den ich in der „Zeitschrift für bildende Kunst“, 1896, Seite 1—7 („Zum Gedächtnis Alfred Rethels“) nachgewiesen habe. Er steht im engsten Zusammenhange mit Rethels Verlobung und Verheiratung, so daß auch der „Brautkalender“ dahin gehört: ich habe ihn dort veröffentlicht zugleich mit den sinnigen Versen der Frau Rethel, die mir zu diesem Zwecke sowohl die Zeichnungen Rethels wie ihre Begleitverse zur Verfügung gestellt hat: wie Schmid zu der Mitteilung kommt, Frau Marie Rethel habe diesen „Brautkalender“ selbst veröffentlicht, ist mir rätselhaft. Frau Marie Rethel starb noch während der Drucklegung, und eine frühere Veröffentlichung wäre doch erst noch nachzuweisen.

Es ist dies freilich nicht der einzige Irrtum. Ich schließe hier einige Einzelberichtigungen an, weil sie das Verständnis Rethelscher Werke fördern können. Der heilige Martin „spendet“ nicht dem Bettler seinen Mantel, sondern zerschneidet ihn und giebt dem Bettler die eine Hälfte: unter der Abbildung 17 steht richtig „teilt seinen Mantel“. Der Kaisersaal zu Frankfurt wurde nicht „damals mit den Bildnissen aller deutschen Kaiser ausgestattet“: er war es längst. Es wurden vielmehr über den auf die Wand gemalten Büsten der Kaiser die auf Leinwand gemalten Kaiserbilder in den architektonischen Rahmen jedes Bildes eingefügt. Es ist daher nicht „bezeichnend für den damaligen Geschmack, daß man, ohne den künstlerischen Eindruck zu berechnen, in dem ohnehin mangelhaft beleuchteten Raum Bild an Bild drängte“: es ist vielmehr bezeichnend für das jener Zeit eigene warme Interesse für die aufblühende neuere deutsche Malerei, daß man die geschmack- und wirkungslose Dekoration der Wände durch einen künstlerischen Schmuck ersetzte, der einer größern Reihe von Malern Gelegenheit zu Werken gab, von denen sich doch nicht schlechthin behaupten läßt, es sei „die Ausführung bei der Mehrzahl der Bilder recht unerfreulich“. Manches in der Einzelausführung erklärt sich durch genauere Kenntnis der Verhältnisse. So soll das „seltsame Emporhalten des Schildes“ bei dem von Rethel gemalten Philipp von Schwaben eine „Verlegenheitsbewegung“ sein, „wie sie die übrigen Römerbilder so häufig zeigen“. Dies Festhalten des Schildes ist nicht „seltsam“, wenn man weiß, daß der Nachbar jener Otto IV. ist, der Philipp die Krone streitig machte und der hier in Angriffsstellung mit gezogenem Schwerte sich nach der Seite wendet, wo Philipp steht: dieser behauptet Schild, Krone und Scepter und schaut zurückweisend nach der Seite Ottos hin: der Kopf ist daher keineswegs „voll dem Beschauer zugewendet und blickt mit einem seltsamen Ausdruck zu uns hernieder“. Auch dieses „seltsam“ fällt nun fort: der Kopf ist nach Otto hingewendet, und der Blick spricht die hoheitsvolle Zurückweisung ungerechtfertigten Angriffes aus. Es kann ja fraglich sein, ob eine solche Beziehung bei Einzelfiguren gestattet sei: daß sie aber zur Belehrung beiträgt, daß sie Bewegungen erklärt, die allerdings aufhören verständlich zu sein, sobald das Einzelbild außerhalb seines Zusammenhangs betrachtet wird, das kann nicht fraglich sein. Kaiser Maximilian I. ist als Sieger in dem bekannten Turnier mit dem französischen Ritter dargestellt: die Waffen des Besiegten liegen zu seinen Füßen; er selbst steht noch in den Schranken des Kampfplatzes: der Lorbeerkranz hat daher, so hübsch diese Beziehung auch gedacht ist, mit den künstlerischen und wissenschaftlichen Lorbeeren des Kaisers hier nichts zu thun. Maximilian II. dagegen ist nicht „etwas nichtssagender“: das Gesetz, das er hält, und der Frankfurter Dom im Hintergrunde sprechen deutlich genug die Wichtigkeit des toleranten Fürsten aus, des ersten Kaisers, der in Frankfurt gekrönt wurde. Barbarossas Tod ist nicht auf Bestellung des Fräulein Gontard geschaffen worden: der Rethel-Katalog giebt unter Nr. 104 mit dem dort abgedruckten Briefe Rethels das Richtige an. Die Beurteilung dieses Werkes ist gänzlich verunglückt: „Es bleibt schließlich die Rettung eines Ertrunkenen.“ Wenn man bei geschichtlichen Darstellungen von allen geschichtlichen und persönlichen Beziehungen abstrahieren will, so kann man ein entsprechendes Urteil stets fällen: die Laokoon-Gruppe ist nichts als die Tötung einiger Menschen durch Schlangen. Wenn nicht eine Kenntnis des Vorgangs vorausgesetzt werden darf, so ist die ganze Geschichtsdarstellung hinfällig. Wem nicht beim Anblick des Rethelschen Bildes sofort der Gedanke wachgerufen wird, daß es sich hier nicht nur um den Untergang eines einzelnen Menschen, sondern um das Scheitern einer groß und glücklich angelegten Unternehmung handelt, die nach dem Glauben jener Zeit für das irdische und überirdische Heil der Christenheit von Entscheidung werden sollte, der geht eben bei der Betrachtung und Beurteilung von falschen Voraus-

setzungen aus. Die Wirkung des Ereignisses aber zeigt sich in dem Entsetzen des Sohnes, in dem Schrecken des Bischofs, der im Gefühl des überwältigenden Ereignisses den Mantel des jungen Herzogs erfaßt, doch wahrlich deutlich genug. Das Fresko des rettenden Engels, der in Gestalt eines Hirten zu Maximilian hinzutritt, hat bis etwa vor einem Jahre im Städelschen Institut gehangen und ist erst, um der neu geschenkten Steinle-Sammlung Platz zu machen, vorläufig ins Magazin gekommen: das Werk wurde, damit es beim Verkaufe des Hauses nicht zurückbleiben müßte, wie es den Deckenbildern Philipp Veits in den frühern Sälen der Gipsabgüsse gegangen ist, von der Wand abgenommen und auf Leinwand übertragen. Es sollte die Probe sein für die beabsichtigte Ablösung des großen Freskobildes Veits: „Die Einführung der Künste durch die Religion in Deutschland", und gelang dem Italiener Antonio Zanchi aus Bergamo so gut, daß man die Ablösung des weit größern Werkes Veits wagte. An dem Hirten war nur ganz wenig verletzt, wie ich es selbst gesehen habe: jedenfalls haben diese leicht wieder beseitigten Verletzungen nicht gehindert, daß das Werk zwanzig Jahre lang Tausenden von Menschen Freude gemacht hat. Wenn von der Krankheitsursache Rethels es heißt, „alle andern" übernahmen die Ansicht Müllers von Königswinter, so widerspricht das der Thatsache: in meiner „Charakteristik" heißt es Seite 41: „Diese Verhältnisse (in Aachen) mögen zur Beschleunigung des Ausbruches der Krankheit beigetragen haben: hervorgerufen haben sie sie nicht." Das Werk „Auch ein Totentanz" soll 1848, nicht 1849 geschaffen sein. Ich kann es nicht für methodisch richtig halten, neben den ausdrücklichen Erklärungen Rethels über sein Leben während des Maiaufstandes in Dresden 1849 eine anekdotenhafte Erzählung seiner Frau als entscheidend anzusehen, die leider nur kurz mit ihrem Manne gelebt und ihre Erinnerungen erst viele Jahre nach dem Tode Rethels niedergeschrieben hat. Um eine objektive Entscheidung zu erreichen, habe ich bei der Firma F. A. Brockhaus, die die erste Ausgabe gedruckt hat, angefragt, wann dieser Druck ausgeführt worden sei; die Antwort lautete: im August 1849. Es ist aber nicht denkbar, daß ein solches Werk nicht sofort veröffentlicht worden wäre, und es verbleibt somit bei dem, was ich Seite 51 meiner „Charakteristik" gesagt habe: Rethel gab dem 1849 geschaffenen Werke den Titel „Auch ein Totentanz 1848", „damit es von dem Einzelereignis losgelöst und seine Bedeutung für die ganze Zeit mit all ihren Wirren erhielte".

Doch ich muß abbrechen, und ich thue es gern, um mich der Ansicht des Verfassers anzuschließen, das Andenken an Rethel lege uns die Pflicht auf, „ihn zu ehren, das Verständnis seines Schaffens und die Kenntnis seiner Werke im deutschen Volke auszubreiten". Soll dies geschehen, so können die Mittel, die dazu dienen, nicht zahlreich genug sein. Sie sind es nicht: um so mehr legt das Andenken an Rethel die Pflicht auf, diese Mittel zu erwähnen. So mußte nicht bloß auf Müller von Königswinter hingewiesen werden, und es durfte namentlich die Ausstellung, die das Freie Deutsche Hochstift mitten in der anstürmenden Hochflut der „modernen" Richtung zu stande gebracht hat, nicht unerwähnt bleiben. Zu dieser Ausstellung ist ein Katalog erschienen, der durch seine genauen Nachweise sich einen bleibenden Platz in der Rethel-Litteratur errungen hat: „Katalog der Ausstellung von Werken Alfred Rethels, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M., Juni 1888 (Gebrüder Knauer)." Der Eröffnung wohnte Frau Marie Rethel mit ihrer Mutter, Frau Grahl, sowie Otto Rethel bei. Weiteres über die Ausstellung findet sich in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstifts", Seite 1—10 und Seite 94—95. So möge mit vereinten Kräften die Kenntnis des größten Geschichtsmalers unsers Jahrhunderts gefördert werden: Schmids Buch wird das Seinige sicherlich dazu beitragen.

Veit Valentin.

Musikalische Memoirenlitteratur.

1. Briefwechsel zwischen Karl von Winterfeld und Eduard Krüger. Nach den Originalen mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen von Dr. Arthur Prüfer, Docent an der Universität Leipzig. Mit 3 Bildnissen. Leipzig, E. A. Seemann. 1898. 8. 4 M.
2. Frohes und Ernstes aus meinem Leben. Von Hermann Wichmann. Als Manuskript gedruckt. Leipzig, Rom, Loescher u. Comp. 1898. 8. 5 M.
3. Johannes Brahms in Erinnerungen. Von J. V. Widmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1898. 8. 3 M.
4. Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken. Von Paul Kuczinsky. Mit einem Porträt des Autors in Heliogravüre. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt und vielen andern Zeitgenossen. Von W. Weißheimer. Mit dem Bildnis des Verfassers und Faksimiles von Briefen Wagners, Liszts, von Bülows. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.
6. Franz Liszt. Ein Lebensbild von Eduard Reuß. (Nr. V der von Dr. Gustav Diercks herausgegebenen Sammlung Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit.) Mit Porträt. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. Geh. 3 M.

Sind die Geschichten die großen Epopöen, die Biographien die bedeutsam anregenden Romane, so bilden die Memoiren gleichsam die kleinen Idyllen der Litteratur. Was aber wäre das menschliche Leben ohne Idyll — müßte es da nicht einen wesentlichen Bestandteil entbehren? Eine überaus dankenswerte Publikation, so sehr sie auch nur für den Fach-

mann geschrieben zu sein scheint, ist z. B. in diesem Sinne gleich der oben an erster Stelle genannte „Briefwechsel". Nicht von einem der Großen aus der Geschichte tonkünstlerischer Produktion handelt er; dennoch giebt er uns Kunde von einem wertvollen Zwischenleben im Reiche der Tonkunst und den Beziehungen zweier um sie hochverdienter Tongelehrten und warmen, edeln Menschen. Mit gutem Recht betont der Herausgeber schon in seiner vortrefflichen Vorrede, wie es diesen gehaltvollen Meinungsaustausch beider Männer auszeichne, daß es ein wirklicher Briefwechsel sei, „der als solcher einen höhern Wert beanspruche als so viele moderne Publikationen, die sich auf die einseitige Korrespondenz dieses oder jenes berühmten Mannes beschränken müssen und mangels einer Antwort dem Leser manches Rätsel zu lösen übriglassen" — und wie Krügers Briefe denen des berühmten Verfassers des „Evangelischen Kirchengesanges" durchaus als ebenbürtig an die Seite gestellt werden dürften. Man könnte freilich meinen: Nun ja, dieser Krüger war wohl auch so ein Specialist, der sich eben in diese K. von Winterfeldsche Materie einseitig genug in seinem friesländischen Winkel droben besonders eingelesen und eingelebt hatte. Aber weit gefehlt! Man muß nämlich wissen, wie weitblickend dieser rege Geist in musikalischen Dingen war und welch eine interessante, umfassende und tief eindringende Feder dieser viel zu wenig gelesene Musikschriftsteller seiner Zeit geführt hat. Traurig, aber wahr, daß und wie diese Kraft sich nicht nur jahrzehntelang schulmeisternd als Philolog an musikarmen Orten mit der Jugend herumschlagen mußte, sondern auch von seiner Landesregierung in Berufung auf ein Docentenamt und mit seinen ungemein wertvollen Vorschlägen zur Einrichtung einer „Hochschule für Musik" in Berlin einfach übergangen ward, bis er endlich 1861, verbraucht und nahezu taub, in seiner besten Kraft gebrochen, einem Ruf als Professor der Musikwissenschaft nach Göttingen Folge leisten konnte. Man lese aus seinen Briefen die tiefen Herzensergüsse und Schmerzensrufe Seite 39—40, 47, 68—69, 77, 105, 107 fg. und 123 (was alles bis zum Jahre 1851 reicht), um wieder einmal mit Grauen zu erkennen, wie oft der Staat seine besten Kräfte verkennt und sich selbst seiner berufensten Diener beraubt! Es ist ganz begreiflicherweise ein engerer Kreis von Interessen, der hier seinen Faden in der Stille spinnt und sein Leben vor unsern Augen so beschaulich abspielt; aber es geht und greift darum auch stellenweise um so viel tiefer in die Seelen. Dennoch ziehen die Stürme der Revolution 1848/49 auch an diesen beiden, zurückgezogen der Arbeit sich widmenden Männern mächtig aufrüttelnd vorbei, kommt uns aus ihren gegenseitigen Schilderungen jene Stimmung moralischer Depression entgegen, welche in der Zeit der Reaktion danach die besten unter den deutschen Gemütern ergriffen hatte: daß es schon aus und vorbei sein könnte mit Deutschlands Herrlichkeit, Macht und Größe. Das beigegebene Bild des alten Musikgelehrten Krüger mit der jungen, sechsunddreißigjährigen Rektorsunterschrift verrückt vielleicht etwas den Schwerpunkt des Verhältnisses gegenüber K. von Winterfeld. Im übrigen sieht es ein wenig nach Berlioz, ein klein wenig auch nach Schopenhauer aus, wogegen K. von Winterfelds mild und ruhig, ganz frommer Konsistorialrat erscheint. Des Herausgebers saubere und zuverlässige Arbeit giebt sich besonders in der größern Vorrede kenntnisreich und abgeklärt. Zudem darf Prüfers Bescheidenheit gerühmt werden, die sich selbst nicht mit citiert, obwohl sie doch da und dort mancherlei Anlaß vielleicht dazu gehabt hätte. Nur eins: hat K. von Winterfeld Seite 96 wirklich „Claviercimbel" geschrieben, oder liegt hier doch ein Druckfehler vor?

Wer ist Hermann Wichmann? So wird wohl mancher erstaunt bei dem oben zweitgenannten Buche sich gefragt haben, wenn er diese „Lebenserinnerungen" von ihm selbst sogar eines „Manuskriptdruckes" gewürdigt sieht. Wir raten Interessenten zunächst die Seite 225 verzeichnete kurze „Selbstbiographie" des Verfassers zu lesen. An ihr, wie an den darin mit aufgeführten Namen von berühmten Zeitgenossen, mit denen er in nähere, zum Teil freundschaftliche Beziehung getreten ist (wobei übrigens Helmholtz, Klara Schumann und Hans von Bülow hier noch fehlen), wird dem Leser vermutlich doch ein Lichtlein darüber aufgehen. Weitere Ergänzungen hierzu ergeben dann noch die Schilderung aus der Kindheit und Jugendzeit im Hause seines Vaters, des Bildhauers Ludwig Wichmann, die anregsamen Kapitel „In der Lehre bei Louis Spohr", „Mein Mozart-Ring", „Zur Erinnerung an meinen Freund Bernhard Hopfer", „Eine Episode aus dem Leben des jungen Hans von Bülow" (Duellgeschichte mit L. Rellstab!), „Zur psychologischen Charakteristik meines Freundes Karl Werder", sowie im „Anhang" die Briefe von Dr. A. Reichensperger, Theodor Fontane, L. Wiese und Eduard Grell an den Verfasser. „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre." Vielleicht nur vermißt man hier noch die vom Verfasser einmal erzählte Brahms-Anekdote an dieser Stelle, welche nach des Meisters Tode, wenn wir nicht irren, in der „Allgemeinen Musikzeitung" stand und durch viele Blätter damals ging. Es handelte sich humorvoll um die italienische Köchin im Hause Wichmann. Der Verfasser, ein leidender Musikveteran, wohnt nämlich seit Jahren schon mit seiner Familie in Rom. Wie er selbst in einem reich bewegten, allgemeinen Kunstmilieu aufgewachsen ist und zeitlebens die vielseitigsten litterarischen und gelehrten Beziehungen über sein engeres Fach hinaus gepflegt hat, so ist natürlich auch sein Erinnerungsbuch kein rein musikalisches Memoirenwerk geblieben. Selbst in die hohe Politik der Zeit spielt manches mit hinein. Vom Komponisten Hermann Wichmann sind eigene musikalische Werke, obwohl früher wohl da und dort vorübergehend aufgeführt, heute kaum mehr bekannt. Nach allem, was wir seinem Buche nachträglich noch entnehmen können, was wir uns

bald hier, bald da aus Andeutungen und Neigungen zusammenzutragen vermögen, muß er eine mehr formale als gerade substantielle Natur, gleichwie als Schriftsteller so auch als Musiker, sein. Für den Humor seiner eigenen Lebensauffassung spricht immerhin die launige Bemerkung auf Seite 124: „Ich höre noch die gute Mutter sprechen: wenn er wie Enrschmann oder auch wie Mendelssohn würde, das könnte mir nicht genügen: ich hoffe, er soll ein großer Mann werden, wie Gluck. — Es gluckt sich aber nicht so leicht!" Wogegen allerdings die Erwiderungen über sein Kunststreben an die Mutter (vgl. S. 267) für seine Verhältnisse doch etwas zu pathetisch berühren.

Der Schweizer J. V. Widmann, Redacteur des „Berner Bund", Verfasser des Operntextes zur „Bezähmten Widerspenstigen" von Goetz, eines eigenen Dramas „Jenseits von Gut und Böse", der „Maikäferkomödie" u. s. w., hat nun auch „Johannes Brahms-Erinnerungen" (Nr. 3) herausgegeben. Widmann hat den Meister genau gekannt — gewiß, und wir verdanken ihm die Mitteilung von manch feinen Zügen aus dessen Leben, die uns ferner Stehenden die Persönlichkeit wesentlich näher bringen können. Und doch vermisse ich jenes Grundmoment, von dem sich sagen ließe: er hat ihn psychologisch richtig erfaßt und tiefer aus dem Centrum seines Wesens heraus erklärt. Da fehlt denn trotz mannigfacher, oft überraschender Beziehungen gar Vieles und sehr Bedeutsames. Z. B. der „Philosoph" Brahms, d. h. der aus dem Bedürfnis nach allseitiger Durchbildung Kulturbeflissene, wird uns mit einer gewissen Aufdringlichkeit immer wieder geschildert. Es begegnet aber dann dem Biographen, daß er in der guten Absicht, seinen Helden dem Leser auch ja recht nahe zu bringen, darin des Guten zu viel thut: und beinahe ein politischer Kannegießer guckt da manchmal, fast mehr Philister als Philosoph kommt da schließlich heraus. Schon der Gesichtspunkt, aus dem heraus er schreibt, muß dem — wir sagen nicht nüchternen, aber objektiven Beurteiler einigermaßen verdächtig erscheinen, wenn Widmann Seite 13 bereits den Ausspruch thut, daß Brahms Mitte der sechziger Jahre „längst daran war, die bekannten prophetischen Worte Robert Schumanns zu erfüllen". Auch seine wiederholten Begeisterungsäußerungen über das „Triumphlied" (S. 19, 62, 116 fg. und 167) erscheinen dem Fachmann gerade dieser Komposition gegenüber einigermaßen deplaciert: wer derartig überschwenglich speciell in diesem Falle schreiben kann, erscheint uns doch noch recht weit vom wahren Brahms-Verständnis des Kenners entfernt, dessen Standpunkt gegenüber erscheint alle Vorsicht geboten. Selbst die gelegentlichen Aussagen über Richard Wagner aus Brahms' eigenem Munde, von denen in der Presse allzuviel Aufhebens schon gemacht worden ist, scheinen uns doch nicht höher, denn als momentane Oppositionsstimmungen gegen andere einzuschätzen. Ihnen steht zwar der Widmungskranz zu Wagners Begräbnis im Bayreuther Bühnenhaus zur Seite, aber doch auch die eigenhändige Namensunterschrift unter einem Manifest gegen Wagner und die Zukunftsmusik aus den sechziger Jahren, sowie neuerdings wieder gelegentliche Erwähnungen bei Weißheimer (vgl. S. 226 fg. und 237) entgegen. Nicht minder Beispiele, wie widerspruchsvoll in seiner eigenen Natur Brahms selber zuweilen sein konnte, und andererseits, wie sich das blind verehrende Brahminentum mit seiner eigenen Darstellung seines Charakters oft selbst in Widerspruch setzt, finden sich mehrere (S. 109, 134, 147, 154, 41 und 54, 66 fg. und 116). Doch dies möchte alles noch hingehen und wird der wahren Begeisterung immer gern zu gute gehalten werden dürfen. Aber dafür, daß Brahms im wesentlichen ein mehr rückschauender Geist gewesen, hätte Widmann schließlich selbst keinen bessern Beweis erbringen können als durch den Eifer, mit dem er das Opernproblem (nach einer Gozzischen Märchendichtung) bei Brahms als ernstlich vorhanden nachzuweisen sucht und uns des Meisters eigene theoretische Anschauungen dazu getreulich wiedergiebt, welche im Grunde auf eine Rückbildung in der Entwicklung der Oper hinauslaufen. Immerhin ist dieses Kapitel außer den zahlreichen rein menschlichen und persönlichen Mitteilungen, sowie neben dem über die italienischen Reisen, eins der interessantesten in dem ganzen Büchlein — ein genugsam deutlicher Hinweis für alle, welche von dem Glauben an den „Progonen" Brahms nicht lassen zu können glauben.

Bei H. Wichmann fanden wir („Anhang", S. 28) in einem Briefe Fontanes den Ausspruch: „Überhaupt ist es 'was Fatales und in gewissem Sinne Vernichtendes für Schriftsteller und Dichter, daß beständig Nicht-Fachleute Dinge schreiben, die oft viel, viel besser sind, als das, was von den Fachleuten geleistet wird. Das ist in keiner andern Kunst so, weil jede andere mehr schwer zu erlernende Technik fordert; schreiben kann jeder, und ist der Betreffende klug und hat seine glückliche Stunde, so schießt er den Vogel ab." Traf dieses Wort schon bei Wichmann selber zu, so werden wir lebhaft wieder daran erinnert, indem wir nun zu Paul Kuczinskys „Erlebnisse und Gedanken" (Nr. 4) übergehen. Als im Laufe des vorigen Winters ein besonderes Gedächtniskonzert mit Kompositionen des kürzlich zuvor verstorbenen, soeben Genannten zu Berlin veranstaltet wurde, da war die Lokalkritik natürlich wieder schnell fertig mit dem Wort, daß diese pietätvolle Veranstaltung doch eigentlich weit hinausgehe über das Maß dessen, was diese dilettantische Kraft an Anerkennung für sich beanspruchen könne. Nach dem vorliegenden Bändchen muß aber doch ein wenig mehr an dem Manne gewesen sein. Besonders sein Verhältnis als Liebhaber der Musik zur offiziellen Kunstpflege beschreibt er da Seite 32 folgendermaßen:

Schon damals erschien es mir, als ob der Kaufmannsstand, wenn er mit Würde und Redlichkeit betrieben wird, insofern ein viel ehrlicherer sei als manche andere Berufsart, als er wenigstens aus seinem Ziele, dem Gelderdienst, ... kein Hehl macht, während unter der Kappe der Kunst und selbst der Wissenschaft

so mancher spekulative Kopf einherläuft, der seinen Beruf nur als Maske trägt, und in Wahrheit bloß ein glücklich operierender Kaufmann ist — oder doch wenigstens gern sein möchte. . . . . . Die Lebensnot vermag wohl, ihn zu entschuldigen, nicht aber zu verhindern, daß er eben nicht mehr noch weniger, vielleicht aber unehrlicher ist als ein echter und rechter Handelsmann. . . . . . Ich weiß sehr wohl, was mir meine kaufmännischen Berufsgenossen gelten, und habe mir den hellen Blick der Bildung und Gesittung gewahrt, um Krämerseelen und Schufte von den großherzig veranlagten Naturen und den ehrlich strebsamen Leuten zu unterscheiden; ich weiß aber auch, daß jene Welt, der ich berufsmäßig nicht angehöre und die mir doch ob der in ihr lebenden Ideale so eng ans Herz gewachsen ist, durchsetzt ist von unlautern, aller Ideale baren Elementen, die käuflich machen, was nicht käuflich sein darf, und die vestalische Kunst zur Hetäre stempeln.

(Ähnlich S. 94 fg.) Wir meinen, da hat der Mann eigentlich so unrecht nicht, und finden diese Auffassung gar nicht uneben. Wir werden darüber noch nicht in den hochtrabenden Ton seines Herausgebers Hans Land verfallen; der im ganzen ernstgestimmte Verfasser — seines Zeichens Bankier und Aufsichtsrat in verschiedenen Eisenbahngesellschaften (eine Stellung, die ihm nach seiner eigenen Versicherung — ganz besondere Freude bereitete!) — ist sicherlich auch nicht frei von mancherlei Trivialität. Wir finden aber in seinen Memoiren über Wagner und Liszt, Hans von Bülow, Brahms, Jensen und Kiel, die Dichter Lindner, Herrig u. a. doch sehr viel Gutes, Lesens- und sogar Beherzigenswertes vor. Manch schönes und warmes Bekenntnis, manch ein mutiges Zeugnis entringt sich da seinem mit fein nachempfindendem, philosophischem und schöngeistigem Enthusiasmus gepaarten Kunstverstand. Die beigegebenen Dichtungen zu eigenen Kompositionen sind nicht schlechter als so manche, welche in der offiziellen Welt des Schaffens umgehen; im Gegenteil, stellenweise eher besser, zeugen sie von einem edeln Geiste und hohen Streben. Im übrigen — wie er selbst sagt: er war „kein Ludolf Waldmann und kein Richard Wagner, und das blieb sein Verhängnis“. Ein mitunter allzu selbstbewußter Ton und die häufig etwas geschraubte Diktion (vereinzelt auch ein verdächtiges Deutsch: vgl. S. 114, Zeile 5 v. u., S. 97, Z. 11 v. u., S. 100, Z. 7/8 v. u. u. a.) sollen hier nicht verschwiegen sein. Und „Meistersingeraufführung“ 1868 mit „Wagners Haus an den Propyläen gelegen“ (nur im Jahre 1865 bewohnt!) wollen sich für den Kenner nicht recht zusammenreimen.

Wie schon bei Wichmann, so finden wir auch bei Widmann eine beziehungsvolle Stelle, um zu Weiterm zwanglos überzuleiten. Nach Seite 92 dort wäre Brahms' Ansicht aus Anlaß einer Besprechung über biographische Indiskretionen wesentlich dahin gegangen: „Bei Mitteilungen über Künstler sei doch wohl in Bezug auf ihre Berechtigung hauptsächlich entscheidend, ob sie derart seien, daß der Meister, den wir in seiner Kunst verehren und lieben, durch sie auch als Mensch gewinne, wie dies z. B. bei Schiller und Goethe in so hohem Grade, teilweise übrigens auch bei Mozart der Fall sei; während Beethovens Bild durch gewisse neuere Publikationen bisher unbekannt gebliebener Züge geradezu bösartige Züge annehme, die einem sehr leid thun könnten, so daß man froh wäre, sie nicht zu kennen.“ Es ehrt ohne Zweifel den Freund Widmann, daß er sich diese Anschauungen bei seinem Buche über Brahms zur Richtschnur genommen. Es spricht nicht ohne weiteres für W. Weißheimer, daß er den negativen Gegensatz davon in seinem Memoirenwerk (Nr. 5) unverkennbar schärfer hervorgekehrt hat. Maßgebend für den Biographen und Geschichtschreiber kann freilich keins von beiden, sondern allein nur die lautere Wahrheit des Lebens sein. Doch, fragt nicht schon Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ — Wer aber ist nun dieser Wendelin Weißheimer? Wir schlagen die Briefe Bülows an Richard Pohl auf, und zwar den aus Biebrich a. Rh. vom 31. Juli 1862 („Neue Deutsche Rundschau“, 1894, S. 586 unten) und finden hier die Mitteilung: „Weißheimer, den wir täglich sehen — und ohne Mißvergnügen — arrangiert schon daran.“ Gemeint ist, an den damals entstehenden „Meistersingern“ von Wagner; und thatsächlich bildet auch der rege Verkehr mit dem Dichterkomponisten und seinem Kreise in jener Zeit, wie überhaupt die ganze trübe wie strahlende „Meistersinger“-Periode, den eigentlichen Mittelpunkt des erwähnten, ziemlich dicken Buches. Das ist aber bei weitem noch nicht alles. Es läßt sich kaum beschreiben und würde jedenfalls zu weit führen, hier nachzuweisen, mit welchen Persönlichkeiten allen sich der Verfasser außerdem noch abgiebt, und „welche Fülle der Gesichte“ von Zeitgenossen und Erlebnissen durch seine Darstellung schreitet. Es bleibt unter allen Umständen eine Freude: diese Leute hatten doch noch etwas zu erleben, im Gegensatz zu uns Nachfahren! Nun mögen diese Daten und Vorkommnisse ja wohl im einzelnen nicht nur innerlich wahr sein, sondern auch sich im Äußern alles so zugetragen haben; aber — c'est la lumière qui fait le soleil: an der richtigen Beleuchtung fehlt es doch manchmal, und das Ganze erscheint im Grunde doch nur als ein bescheiden Lichtlein im Kreise all der Fixsterne und Planeten, die sich hier bewegen. Damit kommen wir auf Weißheimers Person selber zu sprechen. Daß der Verfasser kein Jude — wie viele anzunehmen scheinen — geht außer andern Andeutungen aus Seite 295 deutlich hervor und mag hier ausdrücklich konstatiert sein. Es ist auch nicht Weißheimer selbst (der das nur eben citiert), sondern kein Geringerer als Hans von Bülow, welcher sich brieflich einmal äußert (S. 170): „Wer weiß, vielleicht ist das Finanz-Genie in Wagner doch noch größer!“ Weißheimer fügt nur (S. 318 Anm.) noch zur weitern Abrundung des Bildes mit hinzu, daß Wagner auch als Feldherr der Heerscharen all seiner Getreuen im Taktischen ein ebenso großer Meister war. Desgleichen mehren sich aber die Anzeichen, daß Wagner als Mensch höchst unsympathische, durchaus unliebsame Charaktereigenschaften gelegentlich offenbarte, die von der Familienpietät objektiver Forschung gegenüber heute kaum

mehr zu vertuschen sind. Denn, wenn auch das Praegersche Buch: „Wagner, wie ich ihn kannte", wegen direkter Fälschungen hernach vom Verlage eingestampft werden konnte, so hat doch schon der von Frau Cosima Wagner selbst redigierte Briefwechsel mit Liszt, mit Uhlig, Heine und Fischer dergleichen Anhaltepunkte mancherlei ergeben; haben sich aus dem Briefverkehr mit Roeckel, mit dem Ehepaar Wesendonck und Frau Eliza Wille, sowie aus den Veröffentlichungen im Fall Nietzsche, der Familien Hans von Bülow und Ritter, und nun auch durch dieses Buch diese Züge doch ganz auffallend vermehrt. Ich glaube nun nicht, daß Chamberlain auch bei dieser letzten Publikation wieder den Schlüssel finden wird, um sie zum Einstampfen bringen zu können. Immerhin ist es unsere ernste Pflicht, auf die ersichtlichen Mängel und direkten Schwächen auch dieser Erscheinung aufmerksam zu machen. Gleich, wie das Buch Seite 5 mit Ausdrücken wie: „Tannhäuser auch als Bühnenstück wohl das flotteste von allen" (vgl. noch S. 332) einsetzt, erweist sich der Verfasser, wie später noch vielfach bestätigt, als einer aus jener ersten harmlosen Zeit, da Wagner noch ganz allgemein als Musikante und simpler „Opernkomponist" genommen wurde. Das bleibt einer der Kardinalfehler seines ganzen Buches: die entscheidende Wendung begann mit der Erkenntnis, welche Wagner als Dichter, als philosophischen Schriftsteller, als kulturschaffende Kraft erfassen lernte. Ganz naiv sagt Weißheimer z. B. Seite 125 (es handelt sich um den Ausgang der fünfziger Jahre), daß nach Frau von Bülow „es noch sehr die Frage gewesen sei, ob Wagner als Dichter nicht den Wagner als Musiker überrage"; wogegen er im „Lohengrin" das Ideal einer Operndichtung erblickt habe. Und Seite 264 thut er lustig genug für jeden, der Wagners Schriften kennt, des letztern hohe Meinung über Aubers „Stumme von Portici" in einer Breite „männiglich kund und zu wissen", welche nur zeigt, daß er bezüglich dieser gewichtigen Schriften des Meisters der „reine Thor" geblieben sein muß. Eine ganze Menge kleiner, feiner Charakteristiken seiner eigenen Person und ihres Grunddefekts im Verständnis Wagnerscher Künstlergröße ließen sich aus seinem Buche noch oft ausziehen: so Seite 49 sein herzbewegliches Bedauern, Meyerbeers Bekanntschaft versäumt zu haben; ebenda Seite 84/85 u. a. die eigene Komposition des Wagnerschen Tristantextes; seine intime Freundschaft mit Goldmark (S. 238), seine Urteile über „Walküre" (S. 124), „Holländer" (S. 345) und das ganz mißverständliche über „Rienzi" (denn Wagner hatte gar keine „Geringschätzung", sondern nur eine psychologische Thatsache ausgesprochen); seine leicht byzantinischen Regungen (S. 26 und später wiederholt) sowie sein Rossini-Enthusiasmus (S. 219). Das oben zuerst Angeführte aber genügt eigentlich schon vollständig, um zu zeigen, wes Geistes Kind wir in ihm vor uns haben. Er hat Wagner, genau genommen, immer nur von der rein musikantischen Seite genommen, als Kunstreformator im weitern Sinn aber gar niemals verstanden.

Und daraus allein mußte nun auch schon naturgemäß ein Konflikt wie derjenige resultieren, mit dem das Ganze nicht ohne leichte Rancune gegen Wagner, bei welcher man unwillkürlich ein „Cherchez la femme!" auf der Zunge hat, wie in einer schrillen Dissonanz leider ausklingt. Schon Seite 212, das Gefallen an Theodor Körners „Vierjährigem Posten" war überaus bezeichnend für den ganzen Mann und seine Grundrichtung. Seite 239 vollends entpuppt sich Weißheimer als schlichter Occasions- und Opportunitätskomponist im verwegensten Sinne des Wortes. Ohne daß es der Verfasser wahrscheinlich will, geht es allein aus seiner eigenen Darstellung hervor, daß seine vielbesprochene Oper auf den Freiheitshelden „Theodor Körner" ein aufdringlich deutschtümelndes Gelegenheitswerk des fatalsten „Hurrah!"-Patriotismus (Nuance: Schützenfeststimmung!) gewesen sein muß. Seite 333 sagt er von ihr gar noch, „daß der Effekt in der Anlage nicht verschmäht ist, hat Wagner schon herausgewittert. Ich werde ihm unumwunden einräumen, daß ich dessen durchaus bedürfe, um mein Werk weiter zu bringen. Sein (ihm zur Komposition früher übergebener! D. Ref.) «Wieland der Schmied» hätte es nicht gethan, selbst wenn er ihn in Verse gebracht". Und durch angelegentliche Empfehlung dieser „Kapellmeisteroper" sollte sich ein Richard Wagner, der eben gefeierte Komponist der „Meistersinger", bei seinem hohen Gönner König Ludwig und vor dem ganzen Publikum offen kompromittieren? Dabei hatte er doch Weißheimer offenbar persönlich gar kein Hehl aus seinen dichterischen Grundbedenken gemacht, und es war eben kein „Textbuchvorwand" (S. 393), sondern vielmehr ein radikaler „Einwand" gegen die künstlerische Voraussetzung im ganzen. Kurz — alles in allem: man hat den Eindruck, daß „Wendelin" ein vortrefflicher Gesellschafter war für Wagner in der kritischen Zeit 1859—64, zumal in den launigen Biebricher Tagen, da die köstlichen „Meistersinger" heranreiften; aber doch kein ernster, tieferer Freund für gemeinsame Lebensarbeit und höhere Kunstinteressen. Man hat im Süddeutschen einen Ausdruck „G'schäftlhuber", und der paßt hier nicht uneben, denn er trifft die ohne Zweifel auch wieder liebenswürdige und gemütliche Seite an dem Verfasser gleichzeitig mit. Eine joviale Rheinländernatur, lebensfrisch, von weinfroher Laune, das ist eben so etwa die Signatur dieser Persönlichkeit — „der gute Wein that das seine": eine Wendung, die unzähligemal in seinem Buche wiederkehrt! — Zum Schluß mag für die Leipziger Leser folgende Stelle (S. 204) ad notam noch besonders herausgehoben werden: „Durch sein Fernbleiben" (von dem großen Wagner- und Bülow-Konzert im Gewandhaus 1862 nämlich) „hatte sich übrigens das Leipziger Publikum eine Blamage bereitet, die selbst keine spätere Denkmalssetzung Wagners dort zu beseitigen im stande ist. Damals wären ein paar tausend Thaler weit ersprießlicher gewesen als ein so entbehrliches Ding für den, der schon selber dafür sorgte, daß er nicht vergessen wird." Warum wird

übrigens Richard Pohls mit keinem Worte in diesen 413 Seiten Erwähnung gethan? Und warum hat das Werk zwar eine gute Ausstattung und ein außen aufgeklebtes Wagner-Medaillon, aber nicht das geringste Register?

Nicht eben direkt zur „Memoirenlitteratur" gehört das „Lebensbild" des „Mannes der Zeit" (oder auch damals der „Unzeit") „Franz Liszt" von dem Pianisten seiner Schule, Eduard Reuß (Nr. 6). Allein, da es die Souvenir- und Memoirenlitteratur der Zeit, sogar bis in die politischen Cirkel hinein, anscheinend sehr geschickt und sachkundig mit einbezieht, mag es immerhin an dieser Stelle passend mit eingefügt werden können. Jeder Versuch, uns die „geistige Erscheinung außerordentlichster Art", die sich in dem Namen Liszt auf Erden verkörperte, zu erschließen, muß hochwillkommen sein! Denn noch immer ist weitern Kreisen leider nahezu unbekannt, welch selbstloser Hochsinn, welch lauterer, großer Charakter — kurzum, welch wahrhaft hervorragender „Idealmensch", neben dem gleichfalls noch viel zu wenig erkannten genialen Komponisten, in diesem „Klavierspieler" lebte. „Dem Genius, dem Künstler von Geist und Gemüt, dem Ehrenmanne von Gesinnung und Charakter" — so lautete ja auch die passende Inschrift der großen goldenen Medaille, die ihm im Jahre 1842 bei einem Ehrenmahle zu Berlin feierlichst überreicht wurde, und damals hatte er doch noch nahezu fünfzig Jahre des Neuschaffens vor sich! Auch der Verfasser vorliegenden Buches steht selbstverständlich ganz auf diesem Standpunkt und geht schon Seite 5 durchaus von diesen Voraussetzungen der edelsten Herzensgüte und sittlichen Größe aus. Nur hätten wir uns diese Tendenz vielleicht noch etwas durchsichtiger und hervorleuchtender gedacht, die Wirkung im ganzen etwas klarer und plastischer gewünscht. Wahrscheinlich mag daran der Mangel einer Einteilung in Unterkapitel die Schuld tragen. Andererseits wieder gereicht ihm zum entschiedensten Vorzug, daß es die erste biographische Betrachtung ist, welche dem Problem mit männlicher Beherztheit gegenübertritt, und in welcher sich durchdringender Verstand mit der Wärme lebendigen Gefühls die Wage hält. Das geistige Kulturgemälde ist mit seinem politischen Hintergrunde gut aufgerollt; die großen Hauptpunkte in Liszts reichem Leben, die entscheidenden Grundzüge seiner hohen, erstaunlich umfassenden Mission sind immerhin prägnant genug herausgehoben. Und daß der Verfasser in blinder Begeisterung nicht erstirbt, zeigen erfreulicherweise die Stellen Seite 155, 263, 306 und 308 seines Buches. Grund genug also, es mit aufrichtiger Genugthuung nach der Lektüre aus der Hand zu legen. Wir wollen und können uns hier nicht mehr auf Einzelheiten einlassen. Da uns jedoch gerade noch einige Bemerkungen Weißheimers im Ohre nachklingen, so machen wir gern gleich die Stichprobe auf den litterarischen Wert des Werkes, indem wir uns bei ihm gegen jene Rats erholen. Es hätte wahrlich just noch gefehlt, daß auch Weißheimer wieder die alberne, von vielen noch heute kolportierte Auffassung vertreten hätte, als ob es mit der Freundschaft Wagners für Liszt künstlerisch doch sehr seinen Haken gehabt hätte! Daß es bei Wagners Äußerungen über den Freund in der That nicht um diplomatische reservatio mentalis sich handeln konnte, sondern die Anerkennung, wo sie auftrat, durchaus ernst zu nehmen war, das bekundet Reuß treffend Seite 295 und an andern Stellen. Wogegen ich allerdings Reuß Seite 269 — wo er bedauert, daß sich unter Wagners deutschen Landsleuten nicht ein einziger gefunden habe, der ihm eine hilfreiche Hand in die kalte Fremde des Exils hinüberreichte — zu dem Namen Liszt doch noch den Namen Ritter entgegenhalten möchte. Wenigstens glaube ich es verantworten zu können, wenn ich hier sage, daß der Verbannte in Zürich thatsächlich durch Jahre hindurch ein Gehalt in Höhe des sächsischen Hofkapellmeisteramtes von Frau Ritter bezog. Aber das war es nicht, worauf es mir ankam; vielmehr hatte auch Weißheimer neuerdings wieder (S. 64) Liszts Neigung, verschiedene Lesarten an seinen Kompositionen herzustellen, besonders hervorgehoben. Schlagen wir nun bei Reuß Seite 42 auf, so finden wir alsbald folgende Rechtfertigung: Liszt habe dieses sein Verfahren wiederholt zu erläutern sich veranlaßt gesehen. „Er beruft sich mit Recht auf die Litteratur, in der das Ergebnis von sehr veränderten, vermehrten und verbesserten Auflagen nichts Ungewöhnliches ist. Es sei ein ganz gebräuchliches Verfahren der Schriftsteller, nicht nur bedeutende, sondern auch geringe Werke mit Veränderungen und Zusätzen zu versehen. . . . Er könnte sich auch auf die Maler berufen, die ihre an sich schon wertvollen Skizzen zu mehr als einem bedeutenden Bilde verwerten. Auf musikalischem Gebiete hält er ein ähnliches Verfahren wohl für umständlicher und schwieriger, weshalb es auch selten angewandt werde. Nichtsdestoweniger erachtet er es für ganz ersprießlich, seine Fehler möglicherweise zu verbessern, und die durch die Herausgabe der Werke selbst gewonnenen Erfahrungen zu benutzen." Ich glaube, des Pudels Kern wird wohl der sein, daß wir auch hier wieder die uns befremdende Erscheinung auf Liszts durch sein ganzes Leben hindurchleuchtende strengste, ja geradezu religiöse Gewissenhaftigkeit zurückzuführen haben. Des Fernern konnten aus gelegentlichen Schilderungen Weißheimers Seite 70 und 370 (wonach Liszt einmal an Hans von Bülow, ein andermal an Professor Müller-Hartung rat- und hilflos den Taktstock abgegeben haben soll) ziemlich fatale Bedenken gegen den „Dirigenten" Liszt entnommen werden. Da lobe ich mir denn doch mein Reuß-Kompendium, welches Seite 232 fg., 267 und 309 derartige Folgerungen teils mit einem wörtlichen, hoch anerkennenden Urteil über Liszts Dirigentenbefähigung aus der gegnerischen „Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung" damaliger Zeit, teils frappant genug mit dem schlagenden Argument pariert: „In Weimar, wo Liszt häufiger und längere Zeit dirigierte, wurde ihm die Sache leichter als da, wo er nur vorübergehend ein Konzert

leitete. Wenn die guten Dirigenten der heutigen Zeit dem Orchester (und zwar gerade einem fremden! D. Ref.) ihre Auffassung eines Werkes übermitteln können, wie ein Klavierspieler die seinige der Klaviatur anvertraut, so hat Liszt zuerst die Möglichkeit eines solchen Fortschritts geschaffen." — Probatum est! **Arthur Seidl.**

Aus der Erzählungslitteratur.

1. Heiteres Allerlei. Humoristisch-satirische Feuilletons von Julius Stettenheim. Berlin, Freund u. Jeckel. 1898. 8. 3 M.

Das Buch enthält viel Witziges und Lustiges, aber man darf es nicht auf einmal lesen. Das ist das Fatale an solchen Feuilletonsammlungen: man verträgt sie nur in mäßigen Dosen; in größerer Menge widerstehen sie einem leicht. Was den Humor Stettenheims — wenigstens in diesem Buche — von dem anderer Feuilletonhumoristen, z. B. vor dem Hevesis und Ferdinand Groß', vorteilhaft unterscheidet, ist die ungezwungene natürliche Art, die selbst durch den Wortwitz nicht geschädigt wird. Von der ichsüchtigen Koketterie Groß', von der Partoutoriginalität Hevesis ist hier nichts zu merken. Recht interessant sind jene Kapitel des Buches, wo Stettenheim gewisse stehende Redensarten unter die Lupe nimmt. Da entdeckt er allerlei Schäden daran, die andere Leute nicht wahrnehmen, weil sie sich nicht die Mühe geben, diese altüberlieferten Phrasen auf ihre Berechtigung zu prüfen. So grüßt man auch den mit „Ich habe die Ehre", den zu grüßen man durchaus nicht als Ehre ansieht; so unterschreibt man „mit Achtung" und dazu noch „ergebenst", auch dann, wenn man den, dem der Brief gilt, nichts weniger als achtet und ihm nicht im geringsten ergeben ist; so fragt man ferner: „Wie geht's?" und „Verstehen Sie?", ohne eine Antwort darauf zu erwarten, so bezeichnet man als „komisch", was alles eher ist als komisch, und nennt einen sehr reichen Menschen „steinreich", ohne zu wissen, warum man gerade den Stein als Vergleichsobjekt heranzieht, wozu er in diesem Falle auch gar nicht taugt. Betreffs des Wortes „bitte" dagegen, das so häufig angewendet wird, wenn man thatsächlich nicht bittet, läßt sich mit dem Autor rechten. Er macht sich darüber lustig, daß der Kellner, der gerufen wird, erwidert: „Gleich, bitte." Das „bitte" ist da keineswegs so widersinnig, es ist die zu einem einzigen Worte verkürzte Form des Satzes: ich bitte, sich einen Augenblick zu gedulden. Ebenso läßt sich das „bitte" erklären, das wir erwidern, wenn man uns dankt; wir wollen damit sagen: bitte den Dank zu lassen und sich damit nicht weiter abzugeben.

2. Heirat auf Tausch. Humoristische Berliner Erzählung von Hugo Gerlach. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 2 M.

Hugo Gerlach hat ein Buch geschrieben, das den Titel „Die vom Hinterhaus" führt und Lob geerntet hat. Auch in der vorliegenden Erzählung führt er den Leser in ein Hinterhaus oder eigentlich in zwei, wenn auch nicht im wörtlichen Sinne; aber das Milieu ist das des Hinterhauses, des Kleinbürgertums. Und auch diesmal dürfte seine Arbeit Anerkennung finden, denn sie ist von einem Humor durchtränkt, in dem ein Quentchen von dem Maupassants steckt, von einem Humor, der sich die jämmerliche Eigensucht der Menschen zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hat. Diese zwei Berliner Kleinbürgerfamilien, von denen jede ihre schon bedenklich reife Tochter an den Mann bringen und die andere hinters Licht führen will, geben ein recht ergötzliches Sujet ab, das sich namentlich für die Bühne sehr empfehlen würde.

3. In blauer Ferne. Neue Novellen von Emil Roland. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M.

Dem Buche sind eine Anzahl von Besprechungen anderer Werke der Verfasserin beigeheftet, worin diese mit dem reichsten Lobe bedacht wird. Da diese Urteile nicht etwa Reklamenotizen des Verlags sind, sondern den Besprechungen der verschiedensten namhaften Zeitungen entstammen und zwar solchen der verschiedensten Richtungen, so liegt es nahe, daß man an die Lektüre des Buches mit großen Erwartungen herantritt. Nicht zum Besten des Buches, denn es zeigt gar nichts oder doch nur sehr wenig von all den glänzenden Vorzügen, die jene Besprechungen der Verfasserin nachrühmen. Es ist zwar ganz vernünftig geschrieben, was nicht so selbstverständlich ist, als man meinen sollte, aber es gebricht ihm an Kraft, Plastik und Eigenart, es ist in allen darin enthaltenen Geschichten matt und uninteressant. Statt einer eigenartigen Physiognomie aber macht sich eine kaum zufällige Ähnlichkeit mit der kapriciösen, affektierten Art Schubins bemerkbar, ohne daß es der Verfasserin aber gelingt, ihr bewußtes oder unbewußtes Vorbild zu erreichen. Sind jene Kritiken gerecht, dann müssen die ältern Bücher der Verfasserin entschieden weit besser sein als dieses.

4. Faiful. Von A. von Perfall. Illustriert von F. Stahl. 1.—10. Tausend. (Ecksteins Illustrierte Romanbibliothek. Bd. 1.) Berlin, Eckstein Nachf. (Krüger). 1898. 8. 1 M.

Mit dieser Erzählung, die in dem jetzt beliebten Makartformat und hübscher Ausstattung, mit gutem Papier und Druck erschienen ist, wird ein neues Unternehmen eröffnet, unter dessen Mitarbeiterliste Namen von bestem Klange aufgezählt werden. Man hat jedoch nicht besonders glücklich gewählt, als man das Unternehmen gerade mit diesem Buche eröffnete, denn die Geschichte vermag trotz ihrer Tragik und

Leidenschaft nicht sehr zu fesseln und macht den Eindruck flüchtiger Arbeit, worauf auch die grammatischen und stilistischen Schnitzer zu deuten scheinen, deren sich darin mehr finden, als einem ernst zu nehmenden Buche ansteht. Die beigefügten Illustrationen sind zwar gewandt, aber flüchtig und teilweise höchst undeutlich gezeichnet.

5. Wiener Luft. Stimmungen und Geschichten von Paul von Schönthan. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 2 M.

Was dieses Buch bietet, ist leichte Lektüre, leicht, weil es flüchtige, ganz kurze Geschichten oder eigentlich nur Ansätze zu solchen enthält, und leicht, weil es in moralischem Sinne diese Bezeichnung verdient, weil es leichtfertig und frivol ist (was nur einfach festgestellt, womit dem Autor aber nicht etwa ein Vorwurf gemacht sein soll). Übrigens ist es eigentlich nur ganz natürlich, daß ein Buch, das „Wiener Luft" betitelt ist, leichte Lektüre bietet, denn die Wiener Luft ist mit Leichtsinn gesättigt, er ist ein wesentlicher Bestandteil von ihr, er verleiht ihr jene wohlige Lauheit, jenes eigentümliche Arom, die für sie so kennzeichnend sind. Dabei ist diese leichte Luft aber auch seltsam schwül, von einer südlichen, übermütigen, heißen Sinnlichkeit erfüllt, die den festen Willen erschlafft und den nüchternen Verstand betäubt. Die Wiener Luft, die leichte und doch schwüle; ist es, die der Donauresidenz die so treffende Bezeichnung „Capua der Geister" verschafft hat, die sie zur Phäakenstadt macht, in der es immer Sonntag ist. Diese Wiener Luft atmet man auch wirklich, wenn man diese Skizzen liest, und man bedauert nur, daß der Autor sich dabei so gar wenig Mühe genommen, nichts ordentlich ausgeführt hat und darum oft geradezu Nichtiges bietet. Er hat in der Erzählung „Schlechte Rasse" doch gezeigt, daß er über Ansätze hinaus kann, daß er nicht nur zu skizzieren, sondern auch zu erzählen vermag; aber es scheint, als ob es ihm an der notwendigen Ausdauer fehlte, als ob er zu bequem, zu salopp wäre, sich mehr Mühe zu nehmen. Schade!

6. Mademoiselle de Ciré. Von Ernest Daudet. Einzig autorisierte Übersetzung von M. Fricke. (Sammlung moderner Belletristik in- und ausländischer Autoren. Serie III. Band 4—5.) Leipzig, Neuperts Nachf. 1898. 8. 3 M.

Eine Geschichte aus den Tagen des ersten französischen Kaiserreichs, deren tragischer und psychologisch nicht uninteressanter Inhalt eine bessere Feder verdient hätte, als sie des bedeutenden Alphonse Daudet unbedeutender Bruder führt.

7. Draußen im Leben. Von Alfred Guth. Berlin, H. Storm. 1897. 4. 3 M.

Ein Blick auf die Ausstattung des Buches genügt vollständig, um den Stil des Inhalts zu erraten. Das mystische Umschlagbild, das künstlich „alt" gemachte Papier, der eigentümliche Druck: das sind unverkennbare Anzeichen, daß man das Werk eines Allermodernsten vor sich hat, denn es gehört ja zu den vielen Eigentümlichkeiten dieser Herren, daß sie ihren Büchern ein Aussehen zu geben trachten, welches die Aufmerksamkeit aller, die es zu Gesicht bekommen, erwecken und sie dadurch wohl zum Lesen veranlassen soll. Sobald man aber einmal weiß, daß man es da mit einem Modernen zu thun hat, weiß man auch, was man zu erwarten hat, und kann sich mit der erforderlichen Langmut und Sanftmut versehen, denn beides thut in der Regel bei der Lektüre sehr not. Beim vorliegenden Werke ist man durch dessen Kürze glücklicherweise der Notwendigkeit enthoben, sich zu langweilen und zu ärgern. Man ist damit rasch zu Ende und hat nicht Zeit, sich darüber zu ärgern. Es enthält dreißig Stimmungsbilder, deren manche nicht über zwanzig Zeilen umfassen. Es sind jene Momentaufnahmen aus dem Leben, die bei den Modernsten so sehr im Schwange sind, vermutlich darum, weil man sich beim Niederschreiben eigentlich gar nichts zu denken braucht, nicht zu schaffen und zu formen, sondern bloß das, was man gerade empfindet oder mit den Sinnen wahrnimmt, ganz ohne leitende Idee, ohne Umrahmung, einfach zu Papier bringt und zwar in kurzen, abgerissenen Sätzen. Das ist überaus bequem, sieht höchst apart aus und ist das Allermodernste. Früher ist man so naiv gewesen, von einem Buche zu verlangen, daß es einem etwas sage, daß der Autor einem etwas erzähle oder ein sorgfältiges Seelenbild entwerfe, und wenn er nur eine subjektive Stimmung mitzuteilen hatte, so hat er dies gewöhnlich in Versen gethan, aber auch dann immer so, daß man darüber klar war, was er damit sagen wollte: heutzutage scheinen es die jungen Dichter für veraltet zu halten, etwas zu erzählen, sie scheinen der Ansicht zu sein, der Leser müsse sich mit den ihm hingeworfenen Empfindungsbrocken zufrieden geben, und halten es offenbar für höchst überflüssig, diesen noch eine rhythmische Form zu geben. Wer dieses neue Genre nicht kennt, der kann sich davon kaum die richtige Vorstellung machen, und darum sei eine dieser Skizzen hier wiedergegeben. „Vom Balkon":

Sie steht auf dem Balkon und sieht über den Balkon, über die Mauer, über die Straße, bis zum Wald.

Hellgrün, dunkelgrün, Blumenbeete, Kieswege, Rasen, dann ein weißes, schmales Band in runden Linien mit Meilensteinen, aus der Ferne in die Ferne; und dann der Wald mit den schlanken Tannen; wie genau kennt sie das alles.

An allem schweifen ihre Blicke vorüber und bleiben nur an der Straße haften.

Ab und zu wird ein Wagen sichtbar, erst ein schwarzer Punkt, dann immer deutlicher; nun fährt er vorüber.

„In den Wipfeln ist Ruh'" — — — sie muß es immer denken, und doch findet sie das Alles alt, dumm und langweilig.

Sie zwingt sich an Schönes, Angenehmes zu denken. — — Am Kieswege spielen ihre Kinder.

Sie graben, führen Sand in dem grünen Wägelchen, schütten die Gruben wieder zu und graben andere.

Die Bonne sieht zu.

Die Dame auf dem Balkon geht ins Zimmer, dann wieder auf den Balkon, dann wieder ins Zimmer, wieder auf den Balkon.

Warum.

Sie wartet ja doch nicht mehr.

Er kommt wie immer; sie weiß es; er kommt nach Hause, in die gemeinsame Wohnung.

Sie sieht hinaus über den Garten, über die Mauer, sieht die Blumenbeete, Kieswege, Rasen, dann den Wald, die Straße, die Kinder, die Bonne, das grüne Wägelchen, den Sand.

In dieser Art sind nahezu alle dreißig Skizzen gehalten! Dabei einige ganz nach Art von Peter Altenberg, z. B. „Gesellschaft" und „Auf der Straße", die jeder, der diesen Autor kennt, sofort als dessen Werk bezeichnen würde, wenn er nicht bestimmt wüßte, daß der Verfasser sich Alfred Guth nennt. Altenberg scheint Schule gemacht, die prätentiöse Affektation seiner Muse, die mit ihrer paralytischen Gedankenflucht und Echolalie, ihrer epischen Ohnmacht kokettiert, scheint Bewunderung gefunden zu haben.

Eins aber muß man dem Autor lassen: er besitzt eine ungewöhnliche Selbsterkenntnis: Seite 14 bekennt er, daß er ein Dichter sei, „der nie ein Dichter wurde", und nennt sich einen „schlechten Dilettanten". Nun, er muß es wissen, und es wäre unartig, ihm zu widersprechen.

Theodor von Sosnosky.

Deutsche und fremde Lyrik.

1. Gruß aus Thüringen. Neue Lieder von Julius Gersdorff. Hetschburg bei Berka a. Ilm, Julius Gersdorff. 1898. 8.

Diese Gedichtsammlung führt eine Neuerung ein: sonst werden Auszüge aus Recensionen eines Buches angehängt, diesmal bekommen wir sie in einer Vorbemerkung eines M. Wenzel mit. Aus ihr erfahren wir auch, daß die frühern schlichten Lieder des Verfassers sich die Welt des Gesanges erobert haben; denn „da rauschen die Wälder, es murmeln die Quellen, die Vögelein singen, und hinein in alle die Wonnen, die ewige Herrlichkeit der schönen Natur, tönen des Sängers jubelnde Lieder von Frühling, Lebenslust und Liebe". Bereits sind, hören wir weiter, 150 dieser Gersdorffschen Lieder vornehmlich für Männergesangvereine komponiert und vielfach gesungen worden.

Mit diesem Vorwort ist auch zugleich das Urteil über den eigentlich dichterischen Wert dieser Gedichte gesprochen: Lieder, die in Männerliederkränzen mit Vorliebe gesungen werden, pflegen von allgemeinster lyrischer Allgemeinheit zu sein. Und so sind auch Gersdorffs Lieder. Die Probe mag man machen auf die zahlreichen Lieder auf das Thüringerland. Man setze z. B. statt Thüringerland Schwabenland, für Saale Neckar, dafern die leicht reimbare Saale nicht eben im Reime steht, und man hat die herrlichsten Männerkranzlieder auf das Schwabenland. Das ist für Komponisten und Liederkränze eine große Empfehlung, für der dichterischen Gehalt eines Liedes sicher nicht.

Auch die andern Lieder erwecken fast durchgehends den Eindruck, daß der Dichter sie zum Zweck der Komposition, insbesondere für vierstimmigen Männergesang gemacht habe, worauf auch die sehr häufigen Lieder mit musikalisch effektvollem Refrain hinweisen. Wir hören beim Lesen an gewissen Stellen bereits das Einsetzen des Grundbasses oder das Aushalten eines hohen Tenors — wiederum ein vortreffliches Zeugnis für die Kompositionsfähigkeit dieser Lieder. Man darf ja froh sein, wenn unsere Männergesangvereine, die mit ihren Vorträgen so viel musikalisch und noch mehr dichterisch Ärmliches durch die Jahrzehnte schleppen, hier etwas Frisches, Anmutiges, auch hier und da Stimmungsvolles finden. Darum sei auch dieser Band Gersdorffscher Lieder den Komponisten von Männerchören empfohlen. Ob man nicht die Texte der von Männergesangvereinen gesungenen Lieder noch um eine Stufe höher heben könnte, als sie diese Lieder zeigen, möchten wir den Herren Komponisten zur Erwägung anheimgeben.

2. Gedichte von Clotilde Brettauer. Der Ertrag ist für das „Rote Kreuz" bestimmt. Frankfurt a. M., A. Reichert. 1897. 16. 2 M.

Auch diese Sammlung bittet im Vorwort um Milderungsgründe, und zwar werden deren zwei vorgebracht: „Dilettanten haben gewöhnlich das Recht, eine Art Freibrief für sich in Anspruch zu nehmen, wenn sie sich zu wohlthätigen Zwecken in die Öffentlichkeit wagen. Aus diesem Grunde bitte auch ich um «freies Geleit» für mein bescheidenes Werk der Nächstenliebe." Indem wir der Verfasserin bezeugen, daß ihre Dichtungen wirklich die einer Dilettantin sind, wollen wir gern anerkennen, daß sie alle herzlich gut gemeint sind, und sie ihres guten Zweckes wegen empfehlen. Wir fürchten freilich, daß man in Deutschland bald mehr Gedichte um des guten Zweckes willen als wegen des dichterischen Wertes kaufen wird, und würden unsern Dilettanten vorschlagen, auf einen andern Weg zu sinnen als den, Gedichte herauszugeben, wollen sie einem guten Werke Einnahmen verschaffen.

3. Liederbuch von K. H. Siegfried Pfaff. Straßburg, i. E., J. H. W. Heitz. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses Liederbuch besteht zum größten Teil aus Gedichten, die keine Lieder sind; nur die letzten Seiten bringen einiges Liederartige. Die erste Hälfte nehmen Balladen ein, unter welchen „König Tejas" mit nahezu 70 Strophen die längste ist. Indessen man soll Gedichte, auch Balladen, nicht mit der Elle messen; nur muß der dichterische Wert mit dem Umfang in einigem Verhältnis stehen. Das ist vielleicht am wenigsten der Fall bei der dreiunddreißigstrophigen Ballade „Der Wirtin Berg", am ehesten bei „König Gelimer". Doch beweist keine dieser Balladen ein

besonderes Talent des Verfassers für diese Dichtgattung. Auch die Gedichte zu den verschiedenen vaterländischen Jubiläen stehen auf dem hierfür üblichen Durchschnitt, über den sich bekanntlich bei solchen Gelegenheiten auch Dichter von Namen und Ruf selten erheben. Die Lieder endlich am Schluß sind bescheidene lyrische Veilchen, die auch im Verborgenen hätten blühen können.

4. Wasser-Ringe. Von Chillonius. Zeitgedichte eines Österreichers. III: 1893—97. Zürich, Verlags-Magazin. 1898. 8. 80 Pf.

Politisch Lied ein garstig Lied, und wenn es sich um österreichische Politik handelt, erst recht! Was uns in den letzten Jahren von dort zu verdauen gegeben worden ist, das noch einmal in poetischer Form wiederzukäuen, ist sicher nicht jedes Menschen Geschmack. Ein Glück ist, daß diese Sammlung, die dritte, nur bis Juli 1897 geht; wie reichlich wird erst die vierte ausfallen, welche sich wohl mit den in der Welt unerhörten Parlamentsskandalen des Herbstes 1897 beschäftigen wird! Der Verfasser sagt rund und derb ohne viel dichterische Verbrämung seine Meinung über österreichische Mißstände und wettert insbesondere gegen Pfaffen und Antisemiten. Man muß ja nicht immer seiner Ansicht sein, und kann sich an dem einen oder andern Hieb und Stich doch ergötzen, auch einiges lernen. Dem Brand des Pariser Bazars in der Rue Goujon widmet er folgende Verse:

Wozu das Zorngeschmetter? Vorwurf scheint taktlos hier.
Denkt an das Ringtheater, kehrt vor der eignen Thür.
Der uns dies hat gethan, der Pariser Schlendrian,
Er gleichet wie ein Ei der „Wiener Schlamperei“.

5. Gedichte von Karl Hunnius. Leipzig, Theodor Rother. 1898. 8. 4 M.

Hunnius ist Balte; wer ihn als Dichter aus der einen Probe kannte, die das kürzlich hier besprochene baltische Liederbuch von Freifrau Staël-Holstein brachte, und nun den ganzen Band Gedichte von ihm kennen lernt, der wird sich wundern, daß er in jenem Buche nur mit einem Gedicht vertreten war. Denn diese Gedichte von Karl Hunnius stehen fast durchgehend dichterisch höher als, mit ganz wenigen Ausnahmen, die Gedichte sämtlicher übrigen baltischen Dichter, welche in jener Sammlung vereinigt sind. Das ist freilich immer noch nichts Besonderes; Hunnius kann aber den Vergleich mit Dutzenden von reichsländischen Dichtern getrost aufnehmen. Vor allem: seine Sammlung hat Lebensgehalt, sie hat dichterischen Gehalt und durchweg edle dichterische Form. Man kann alle diese drei Dinge in noch höherm Maße haben als Hunnius, gewiß; aber die Dichter sind heutzutage mit der Laterne zu suchen, welche diese Dinge überhaupt beieinander haben. Meist fehlt unsern heutigen Gedichtsammlungen eins der drei, ja ich habe schon manche gefunden, die keins der drei hatten. Und doch wäre es nicht mehr als billig, daß kein Dichter eine Sammlung herausgäbe, die nicht diese drei Merkmale aufwiese; denn tiefere Wirkung erzielen und Bleibendes schaffen kann nur der Dichter, der diese Dinge hat. Daran können moderne Augenblickserfolge nichts ändern. Es ist aber freilich andererseits begreiflich, warum sie sich so selten finden: sobald unsere Jünglinge ein mehr oder minder reinliches Stück Großstadtleben durchgemacht haben, glauben sie Dichtungen herausgeben zu müssen, dieweil sie jetzt „Lebensgehalt“ haben. Was dichterischer Gehalt ist, das wissen sie gar nicht, sondern werfen ein paar goldhaltige Schlacken in ihre Gedichte hinein, und auf die edle Form pfeifen sie als längst überwundenen Formalismus; dafür sind aber auch ihre Verse liederlich und schlotterig. Da thut es einem wirklich wohl, einem Band Gedichte zu begegnen wie dem von Karl Hunnius, auch wenn wir ihn nicht unter die größten einreihen können; er hat etwas zu sagen, weiß es in schöner dichterischer Form zu sagen und legt stets etwas von seinem Eigenen und Besten in seine Verse. Durch die Anordnung im ersten Teil: „Symphonien der Jahreszeiten“, hat er freilich den Genuß erschwert. Er hat nämlich alle Frühlingsgedichte in Lenzidylle, alle Sommer- u. s. w. Gedichte in Sommerstille, Herbstesfülle und Winterfülle untergebracht. Da schlägt ja immer ein Lied das andere tot. Wenn unsere Dichter einmal in ihrem Interesse diese Anordnung aufgeben wollten! Aber freilich sie lassen ihre Gedichte ja nicht zu dem Zweck drucken, daß man sie hintereinander her lese, sondern daß man sich in sie vertiefen und heute da, morgen dort aufschlage. Durch eingefügte Ritornelle sucht Hunnius etwas Leben in diese Gleichförmigkeit zu bringen. Ich kann den Ritornellen, selbst wenn man sie so meisterhaft behandelt wie Hunnius, keinen Geschmack abgewinnen: sie sind hier wie sonst künstlich, gegeistreichelt und gehen auf Stelzen. Als Probe seiner Herbstdichtung sei gegeben:

Septemberlüfte.

Auf den Wangen, deinen kühlen,
Weht ein herbstliches Entfärben,
Ist mir's doch, als müßt' ich herben
Walddust des September fühlen.

Um die Lippen spielet nimmer
Mehr wie einst in alten Tagen,
Uns das Köstlichste zu sagen
Holder Geistesblüte Schimmer.

Nur aus deinen Augen lugend
Schaut's noch, wie ein letzter, treuer
Strahl vom schwärmerischen Feuer
Einer liebesel'gen Jugend.

Rückerinnerung! Trost im Leide
Eines einsamen Gemütes,
Goldnes, heimlich still erblühtes
Abendrot verwehter Freude!

Eine weitere Abteilung ist ein Buch der Liebe, reich an Abwechselung, tief gehend in der Liebe Lust und Leid; auch hier der Gehalt eines reichen, stark fühlenden Innenlebens, auch hier selten die gewöhnlichen lyrischen Klänge, und wo sie doch nicht ganz vermieden sind — wer könnte

das? — vom Dichter durchaus sich zu eigen gemacht. In den zwei letzten Abteilungen: „Im Reich der Töne" und „Tondichterprofile", kommt in dem Dichter der Musikus zum Vorschein, der offenbar ein großes Stück seines ganzen Fühlens und Wollens in Anspruch nimmt. Die Sonette auf unsere Tondichter werden trotz oder wegen der darüber gesetzten Notenleitmotive freilich nur von musikalischen Leuten so recht gewürdigt werden; ob alle zustimmen werden, ist freilich fraglich, zumal da Hunnius die in mancher Leute Augen unverzeihliche Sünde begeht, sich gegen Bayreuth ablehnend zu verhalten. Wir stimmen auch hier mit dem Dichter überein, wenn er von dem „letzten Wort der Kunst", das im „Parsifal" gesprochen sein soll, sagt:

Ein schimmernder Karfunkelstein — für Brot,
Statt würzigen Schlafs — der Taumel der Narkose,
Für heiligen Geist — des Künstlers heil'ge Pose.
Wir staunen, denn ein großer Meister bot
Uns Feuerwerk hier — für ein Morgenrot,
Ein Orchideenhaus — für eine Rose.

6. Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio. Neuere italienische Lyrik. Übersetzt von Julius Litten. Zweite Ausgabe. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. 1 M.

Mit drei italienischen Dichtern der Gegenwart macht uns in guter recht gewandter Übersetzung Litten bekannt. Der weitaus größte Raum ist Stecchetti eingeräumt, wie uns scheint mit Recht. Die von ihm mitgeteilten Gedichte ermöglichen einen Einblick in das Schaffen dieses Dichters, und es lohnt sich, an ihm die Färbung zu studieren, welche der Naturalismus der Dichtung in Italien angenommen hat. Um einen Grad höher im dichterischen Tone und dem alten, jetzt auch in Italien als überlebt bezeichneten Stile näher scheint, den wenigen Proben nach zu urteilen, Panzacchi zu stehen, ohne irgendwie das Moderne vermissen zu lassen; man würde gern mehr von ihm kennen lernen. Um einen Grad tiefer dagegen in Haltung und Naturalismus steht Gabriele d'Annunzio; die gegebenen Proben erwecken nicht eben den Wunsch, mehr von ihm zu hören. Derartige Dichter der Decadence haben wir bei uns in Deutschland genug.

7. Englische Dichter. Übersetzungen nach Percy B. Shelley, Thomas Moore, Joh. Keats, Algernon Charles Swinburne u. a. Von Gisberte Freiligrath. Halle a. S., Otto Hendel. 1898. 8. 1 M.

Hier handelt es sich nicht um Dichter, deren Wert der deutschen Welt erst bekannt gemacht werden soll, sondern um längst anerkannte, mindestens weltbekannte; auch nicht um moderne, sondern um Dichter, die bis in den Anfang unsers Jahrhunderts zurückreichen. Zu den auf dem Titel genannten kommen noch Burns, Hemans, Longfellow, Tennyson, Bret Harte u. a. in kleinerer, vielleicht zu kleiner Auswahl. Den Schluß machen einige hübsche Proben der früh gestorbenen französischen Dichterin Luise Siefert. Mit Ausnahme von Shelley ist wohl die Auswahl durch Zufall oder Liebhaberei der Übersetzerin oder durch die Thatsache bestimmt worden, daß Einzelnes überhaupt noch nicht übersetzt war. Ein Bild der englischen Poesie oder auch nur der mit Proben vertretenen englischen Dichter darf man also von dieser Sammlung nicht erwarten. Wie viel man im einzelnen poetischen Genuß haben wird, das hängt von dem Sinn für die Sonderart englischer Poesie ab, den man besitzt. Von den modernen Italienern darf man freilich nicht herkommen, wenn man diese Engländer würdigen will. Die Übersetzung liest sich im ganzen glatt; eine gewisse Schwerfälligkeit auch im Satzbau kommt wohl mehr auf Rechnung der Originale als der Übersetzerin.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Litteratur sei Folgendes hervorgehoben:

Um uns die „jungen Mädchen von ehemals" zu schildern, hat die Verlagsbuchhandlung von Paul Ollendorf in Paris bereits früher das Tagebuch einer Schülerin des Jansenistenklosters zu Port-Royal bei Paris veröffentlicht („Journal d'une Élève de Port-Royal"). Jetzt folgt ein zweiter Band der Sammlung „Les Jeunes Filles d'autrefois" unter dem Titel „Souvenirs d'une Bleue Élève de St. Cyr", und der Beifall des Publikums (1897, 2. Auflage) beweist, daß darin nicht nur Dinge von vorübergehendem Interesse behandelt werden. In St. Cyr, das heutzutage als Sitz einer Kriegsschule in Frankreich bekannt ist, gründete Frau von Maintenon ein Erziehungsinstitut für arme adelige Mädchen, die mindestens vier väterliche Ahnen aufweisen konnten. Bis zum zehnten Jahre hießen die Insassen rouges, bis zum dreizehnten vertes, bis zum sechzehnten jaunes und bis zum zwanzigsten bleues. Dem entsprechend trugen sie farbige Bänder an ihren Kleidern. Über all diese Dinge und die ganze Organisation der Schule geben nun die Briefe von Fräulein Marguerite Victoire de la Maisonfort an ihre Freundin Geneviève de Colombe Aufschluß. Aber sie enthalten noch mehr, denn die Schreiberin erzählt natürlich nicht nur die kleinen Leiden des Schullebens, sondern alles, was sie in der Anstalt gesehen hat. Und das war viel! Weil nämlich St. Cyr der Frau von Maintenon ans Herz gewachsen war, überwachte sie das ganze Leben und Treiben, und der König kam oft mit seinen Vertrauten dahin. So erhalten wir ein nach der Natur aufgenommenes Bild Ludwigs XIV. und seiner Hofgesellschaft, zugleich aber spielen die politischen und socialen Verhältnisse eine große Rolle, denn die Schülerinnen hatten vielfach Verwandte im Heere, um deren Leben sie bangten, und Verwandte im Staatsdienst, deren Laufbahn um den Sonnenkönig kreiste. Was den Litteraturfreund besonders anzieht, sind die einfachen Berichte über die theatralischen Aufführungen, die als ausgezeichnetes Erziehungsmittel in St. Cyr gepflegt wurden. Die Schülerinnen gaben sich ihnen mit so großem Eifer, mit solcher Leidenschaftlichkeit hin, daß diese Vorstellungen nicht nur weit über das Dilettantische hinausgingen, sondern der Vollkommenheit nahe kamen. Das Talent der Darstellerinnen vereinigte sich in glücklichster Weise mit der Erhabenheit und Schönheit des Stoffes, denn man spielte Racine. Das Publikum aber bildete neben den Schülerinnen der Anstalt der König mit wenigen besonders bevorzugten Damen und Herren der Hofgesellschaft und die zwei kunstverständigsten Dichter der Zeit, die die Stücke einstudiert hatten: Boileau und Racine. Das interessante Buch ergänzt recht anschaulich bereits früher erschienene Schriften zur Geschichte von Port-Royal.

Weitere geschichtliche Dokumente, aber zur Gegenwart finden wir

in André Daniels „L'Année Politique 1897", das damit in seinen 24. Jahrgang eingetreten ist (Paris, Bibliothèque-Charpentier, Eugène Fasquelle, 1898). Dies Buch bildet nach der politischen Seite hin eine schätzenswerte Ergänzung zu Claretie's schon öfters in d. Bl. angezeigtem „La Vie à Paris". Daniel stellt uns Monat für Monat dar, was sich Bemerkenswertes in der innern und äußern Politik Frankreichs zugetragen hat. Und denkwürdig genug ist das Jahr 1897 für Frankreich; denn es ist ausgezeichnet dadurch, daß einmal kein Ministerwechsel stattfand und daß das franko-russische Bündnis öffentlich verkündet wurde, während andererseits der Zola-Proceß einen nicht gerade erbaulichen Einblick in die innern Zustände Frankreichs gestattet. Index raisonné, Table chronologique, Notes, Documents und Pièces justificatives machen das Buch zu einem bequemen und zuverlässigen Führer durch ein ereignisvolles Jahr der Zeitgeschichte.

Etwas weiter zurück, in eine für Frankreich böse Zeit führt uns Henri Doniols „M. Thiers, le Comte de Saint-Vallier, le Général de Manteuffel" (Paris, Armand Colin u. Comp. 1897). Auf Grund bisher unveröffentlicher Dokumente schreibt Doniol eingehend die Geschichte der allmählichen Befreiung der französischen Departements, die nach dem Kriege von 1870—71 von den Deutschen als Unterpfand der Erfüllung der Friedensbedingung besetzt gehalten wurden. In dem Maße wie die französischen Verpflichtungen Deutschland gegenüber zu den ausgemachten Terminen eingehalten wurden, wurde das Gebiet geräumt, und zwar suchte Frankreich die ungebetenen Gäste eher, als es der Frankfurter Vertrag bestimmte, los zu werden. In der That ist ja schon am 16. September 1873 die letzte französische Ortschaft von den Deutschen geräumt worden. Bei den langwierigen Verhandlungen, die sich nötig machten, um zu diesem Ziele zu gelangen, wie überhaupt bei der Regelung der Occupation spielten die drei Männer, die dem Buche den Titel gegeben haben, die Hauptrolle, Thiers als Präsident der Republick, der Graf Saint-Vallier als sein Bevollmächtigter und Manteuffel als deutscher Gouverneur, als welcher er sich die Sympathien der Franzosen erwarb. Daß er in dieser Stellung, wie auch später anderwärts, nicht immer den deutschen Interessen gedient hat, gilt bei uns als Thatsache, die selbst seine Freunde nicht zu leugnen wagen. Doniol sieht trotzdem noch vieles durch die französische Brille, und der Gedanke, daß manche Maßregel vom Übermute des Siegers eingegeben sei, durfte doch in einem sonst so ernsten und vortrefflichen Geschichtsbuche, wie es das Doniols ist, nicht zum Ausdruck kommen.

Und da wir einmal von Geschichte reden, sei hier gleich noch ein Vorschlag gebucht, der die Zeitgeschichte den kommenden Geschlechtern im Bilde vorführen will. Boleslas Matuszewski, Hofphotograph Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, schlägt in seinem Schriftchen „Une nouvelle source de l'Histoire" (Paris, Noizette u. Comp., 1898), das er logischer Une nouvelle source de l'Historiographie betitelt hätte, nichts Geringeres vor als die Gründung eines Dépot de Cinématographie historique in Paris, in dem die kinematographischen Aufnahmen geschichtlich bedeutender Momente aufbewahrt und zur Benutzung ausgeliehen würden, wie in einer Bibliothek Bücher und Handschriften. Die Idee dieser neuen geschichtlichen Hilfswissenschaft ist ohne Zweifel sehr ansprechend, denn es wäre für den Historiker oft sehr wertvoll, wenn er wüßte, wie dieser oder jener bedeutungsvolle Vorgang sich in Wirklichkeit abgespielt hat. Solche Vorgänge im Bilde mit der photographischen Linse festzuhalten, wird aber im gegebenen Falle daran scheitern, daß sie sich gar nicht voraussehen lassen. Die Thätigkeit des Apparats wird sich also im wesentlichen auf im voraus festgesetzte ceremonielle Ereignisse beschränken, wie z. B. der Besuch des Präsidenten der Republick beim Zaren, auf Ereignisse also von geringerm historischen Werth, weil sie nur das Schlußglied einer Reihe viel wichtigerer Vor-Handlungen sind, die sich im geheimen abgespielt haben.

Endlich noch eine Broschüre socialwissenschaftlichen Inhalts: „Les quatre problèmes sociaux" (Paris, Armand Colin u. Comp., 1898). Sie giebt die bedeutende Rede wieder, mit der Jean Izoulet seinen Cours der Philosophie sociale am Collège de France eröffnet hat. Izoulet unterscheidet in der allgemeinen Gesellschaft der Menschheit vier besondere Gesellschaften: die religiöse, die politische, die ökonomische (wirtschaftliche) und die häusliche, deren jede auf zwei Faktoren mit wechselndem Gegenseitigkeitsverhältnis beruht. Diese Faktoren sind Gott und die Natur, Fürst und Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Mann und Frau. Von dem Verhalten der beiden Faktoren zueinander hängt die Stärke der vier Grundstützen des modernen Staates ab. Eine Umwandlung in dem gegenseitigen Stärkeverhältnis liegt bereits vor. Izoulet weist nach, wie sie sich vollzogen hat und welche Wege sie voraussichtlich weiter einschlagen wird.

Zum Schluß wollen wir auf die neuesten Hefte der „Revue de Paris" (Paris, Calmann Lévy, 1898) aufmerksam machen, einer Zeitschrift, die erst in ihrem fünften Jahre und doch schon hoch in der Gunst des gebildeten Publikums steht. Sie enthalten:

Nr. 9, 1. Mai 1898: Maximilien Joseph und Alfred de Vigny, „Lettres sur le Romantisme"; George Gissing, „La Rançon d'Ève" (Novelle); A. Aulard, „Les Origines du Parti républicain"; Kommandant Rousset, „L'Art du maréchal de Moltke. I."; A. Le Braz, „Les Mouettes"; Léon Tolstoi, „La Musique de Wagner"; Emile Pouvillon, „Le Roi de Rome"; Léopold Mabilleau, „L'Effort de L'Italie"; Jean Bozelle, „Béhanzin à la Martinique". — Nr. 10, 15. Mai 1898: Prosper Mérimée, „Lettres à Requien"; Jean Bertheroy, „La Danseuse de Pompéi"; E. Duclaux, „La Chimie nouvelle"; Henri Carré, „Les Émigrés français en Amérique (1789—93)"; Mary James Darmesteter, „Ernest Renan. Dernières Années"; Maurice Vauthier, „La Crise du Libéralisme en Belgique"; Kommandant Rousset, „L'Art du maréchal de Moltke. II."; George Gissing, „La Rançon d'Ève"; Pierre Lalo, „Fervaal et la Musique française". — Nr. 11, 1. Juni 1898. General Bédeau, „24 Février 1848"; Jean Bertheroy, „La Danseuse de Pompéi" (zweiter Teil); André Chevrillon, „La Nature dans la Poésie de Shelley. I."; Arvède Barine, „Couvents du Temps jadis"; Emile Bedel, „Le Quatrième Centenaire de Vasco de Gama"; Pierre Baldagne, „Une Rencontre" (erster Teil); Colonel Wonlarski, „Prise de Plevna"; Maurice Emmanuel, „La Musique dans les Universités allemandes". — Nr. 12, 15. Juni 1898. Anatole France, „Au Petit Bonheur"; ***, „Ce que valent nos Forteresses"; Jean Bertheroy, „La Danseuse de Pompéi" (dritter Teil); Maréchal Bugeaud, „Lettres sur l'Algérie"; André Chevrillon, „La Nature dans la Poésie de Shelley. II."; Edgard Milhaud, „La Propagande socialiste en Allemagne"; Pierre Baldagne, „Une Rencontre" (Schluß); Maurice Hamel, „Les Salons de 1898". — Nr. 13, 1. Juli 1898. Paul Adam, „La Force" (erster Teil); Louis Philippe d'Orléans, „Une Conversation avec Ferdinand IV"; Emile Faguet, „Ernest Renan"; Prinz B. Karageorgevitch, „Notes sur l'Inde. I."; Kaethe Schirmacher, „Le Féminisme en Allemagne"; Albert Mérat, „Le vieux Bureau"; Jean Bertheroy, „La Danseuse de Pompéi" (Schluß); Georges Desjacques, „Automobilisme". — Nr. 14. Henri de Régnier, „Michelet"; Paul Adam, „La Force" (zweiter Teil); Gabriel Tarde, „Le Public et la Foule. I."; Mathilde Serao, „Télégraphes; Section des Femmes"; René Thiry, „Napoléon en Russie"; Prinz B. Karageorgevitch, „Notes sur l'Inde. II."; Kasimir Stryienski, „Lettres de Mérimée à Stendhal"; Edmond Cramaussel, „En Transylvanie".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 37.

Leipzig, 15. September 1898.

Das Bismarck-Jahrbuch für 1897.

Doch Eins ist sicher: nichts als der Tod allein
Bricht dieses Erzes nimmer bezwungene Kraft.
Solang sein Herz schlägt, schlägt dem Wohl es,
Schlägt es der Größe des Vaterlandes.

Es war nach Bismarcks Entlassung, als am 23. März 1890 in Nr. 13 des „Kladderadatsch" Polsdorf in vorstehenden und andern schönen Strophen dem Leide einer großen Nation resignierten Ausdruck gab. Und diese stille Resignation, die damals bei der furchtbaren Erregung vielleicht recht wenige gefühlt haben, sie ist das Kennzeichen dieser Tage, in denen wir nun endgültig, für immer und immer, Abschied genommen haben von unserm Kanzler. Unser war er wie keiner, seit auf Scharnhorsts Tod Rückert seine thränenquellenden Verse sang; deutscher auch keiner; und was den Kanzler anlangt, so möchte man fast für die Nachfolger, auch für den begabtesten unter ihnen, einen andern Titel ausfindig machen, damit sich diese Benennung nicht abbrauche. — Solange sein Herz schlug, schlug es dem Wohle und der Größe des Vaterlandes; das wissen wir alle, die diese letzten acht Jahre durchgelebt haben, den liebevollen und sorgenschweren Blick nach Friedrichsruh gerichtet; das wissen wir, weil wir auch die letzten Gedanken des seines Geistes bis zur Todesstunde noch mächtigen Kanzlers auf das Gedeihen und die Angelegenheiten seiner Schöpfung gerichtet erfuhren. Wie berührt es da nicht doppelt ergreifend, wenn wir durch die letzten Veröffentlichungen des „Bismarck-Jahrbuches" nach solchem Ende wieder zurückgewiesen werden auf die Anfänge dieser von der Sonne der eigenen Energie und Erkenntnis bestrahlten Laufbahn, auf jene Zeit, wo er in der Vorahnung seines künftigen Werkes am 16. Juni 1860 an den Freund zu Frankfurt schreiben konnte: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer." Wohl zur guten Stunde kommt diese Veröffentlichung der Korrespondenz Bismarcks mit dem ausgezeichneten Hilfsarbeiter in Frankfurt und mit dem ganz hervorragenden, Bismarck so nahe stehenden Hilfsarbeiter in Paris, dem Grafen Robert von der Goltz.

Die Korrespondenz des Legationsrats Wentzel mit Bismarck umfaßt Nummern aus den Jahren 1851—65; ein Brief von 1869 enthält lediglich eine Geburtstagsgratulation und das Bedauern, daß sich Georg Hesekiel für sein Bismarck-Buch nicht auch an Wentzel gewandt habe, der ihm wohl noch manches Interessante hätte mitteilen können. Vielleicht ist es aber Hesekiel gegangen wie dem Referenten: bis auf diese Publikation habe ich keine Kenntnis von Wentzel gehabt. Und doch verdient dieser Mann der Vergessenheit entrissen zu werden, mehr als mancher andere. Genauer Kenner der Frankfurter Verhältnisse, der Bundestagserbärmlichkeiten, der österreichischen Lügenvirtuosität, des kleinstaatlichen Jämmerlichkeitsbewußtseins bei hoher Anspruchsfülle, schreibt Wentzel an den jeweilig in Berlin und dann dauernd in Petersburg abwesenden Bismarck Berichte, die in Ansehung von Stil und Inhalt ebenso gut aus dessen Feder geflossen sein könnten. Größte Sachkenntnis und Geschäftsroutine paaren sich mit jener leichten Ironie, in der wir Bismarck als Meister kennen und lieben gelernt haben. Daneben aber weiß er auch in den kleinern, rein häuslichen Angelegenheiten Bescheid, besorgt Zahlungen, Pferdeverkäufe, Möbelverpackungen für Bismarck, hält seinen Chef über das Befinden von Frau und Kindern auf dem Laufenden — kurz, man muß sagen, daß der Mann ein geradezu idealer Beamter gewesen ist, wie ihn sich Bismarck nicht besser hätte wünschen können. Auf der andern Seite zeigt sich in jeder Zeile Bismarcks dessen unbedingtes Vertrauen zu dem Wollen und Können seines Mitarbeiters. Seine Briefe sind meist viel kürzer als die Wentzels, sprechen aber eben darum für die Bedeutung eines Mannes, der lange Instruktionen

nicht brauchte. Zwischendurch laufen echt Bismarckisch-vertrauliche Wendungen, wie wenn er am 16. September 1857 von Berlin aus noch so nebenbei am Schlusse eines Briefes schreibt: „Der Kaiser (von Rußland) hat mir vorgestern Anne mit Krone gegeben, entweder weil ich sechs Elenthiere in Rußland geschossen oder weil ich zwei gefehlt habe." An Wentzel schreibt er auch als Gesandter in Petersburg jenen oben angezogenen Satz vom teutonischen Teufel. Im gleichen Briefe vom 16. Juni 1860 findet sich ein ganz merkwürdiger Passus: „Ich richte mich, mit erheblichen Kosten, auf lange Jahre hier (in Petersburg) ein, und wünsche mir niemals einen liebenswürdigern Chef als Schleinitz (den damaligen Minister des Äußern); ich habe ihn wirklich in der Nähe liebgewonnen und wünsche aufrichtig, daß sein aufrichtiger Wunsch, mit mir zu tauschen, sich nicht erfüllt. Ich würde keine sechs Monate Minister bleiben." — Und im nämlichen Briefe nimmt Bismarck Bezug auf die Geldverhältnisse eines polnischen Edelmannes, der sich offenbar um Vermittelung bei Rothschild an Bismarck gewandt hat, und schreibt in seiner offenherzigen Weise: „Wollen Sie vielleicht an Sz(czepanski), wenn Sie die Adresse haben, schreiben und ihm das vorstellen? Ich habe ihm gern eine Gelegenheit nachgewiesen, kann aber selbst keine Darlehnsgeschäfte machen, dazu habe ich zu viel Schulden."

Ebenso vertraulich, und wenn man will behaglich, ist der Ton der Briefe Wentzels. So schreibt er am 3. Dezember 1851: „Amschel Rothschild liegt infolge der Pariser Nachricht (Staatsstreich Napoleons) heute auf dem Sofa und kann nicht leben, nicht sterben." Oder unter dem 6. Juni 1853: „Neulich fing Herr von Prokesch an, mir aus Konstantinopel etwas zu erzählen, und dabei geriet er ganz in Harnisch über das Glück von Herrn von Bruch. C'est un homme né coiffé, meinte er, und aus Neid, daß er nicht ebenso coiffiert sei, wurde er ganz rot. Sehen Sie, welches Glück dieser Mann hat, fuhr er fort, erst vermittelt er in Berlin, und das war nicht sein Verdienst, und nun kommt er eben nach Konstantinopel und soll einen europäischen Vergleich stiften, und was hat er da wieder für ein Verdienst? Ohne Anspielung (?) erwiderte ich, daß es wahr wäre: die einen brächten den Frieden wohin sie kämen, die andern den Unfrieden. — Gestern war ich in Homburg und brachte dem Herzog die von ihm gewünschten Schriftstücke, um nichts dazu zu schreiben. . . . Sehr heiter war Herr von Prokesch, der, die brennende Cigarre im Munde, die beiden jüngern Prinzessinnen zu deren Schrecken führte." — Derselbe vertrauliche Ton klingt an, wenn sich Wentzel am 17. Januar 1859, also am Tage des Ordensfestes, für den „Roten Vogel dritter Klasse" bedankt, den er sich, wie er weiter unten auseinandersetzt, durch die Behandlung des Darmhessen Dalwigk redlich verdient habe. Köstlich ist folgende Mitteilung vom 20. Januar 1859: „Die heutige Sitzung ist abgesagt worden, weil keine dringenden Gegenstände vorliegen. Auch für die nächste Sitzung giebt es nichts Besonderes. Der bekannte Apotheker Sommer aus Kirberg in Nassau hat eine Eingabe an die Bundesversammlung gerichtet. Er schlägt vor, Deutschland zum Kaiserreich zu machen, doch brauche nicht der König von Preußen oder ein anderer Regent Kaiser zu werden, sondern die Bundesversammlung sollte aus ihrer Mitte einen Mann zum Deutschen Kaiser wählen, welcher den Kopf auf dem rechten Fleck hat und dabei Energie besitzt; die deutschen Souveräne könnten dann nach Amerika geschickt werden. Nach Ihrer Rückkehr können Sie ja die Wahl bald ausschreiben." Auch später entwickelt der Bundestag keine nervenverzehrende Thätigkeit. Nach drei Monaten Ferien hat er, wie Wentzel unter dem 13. November 1861 schreibt, so wenig zu thun, daß er sich noch auf drei Monate vertagen könnte. „Nur der hannoversche Flottenantrag bringt etwas Leben. König Georg leidet an dem Gedanken, daß Gott ihm den Schutz der Nordsee anvertraut habe." — Interessant ist eine Stelle aus dem Briefe vom 16. Februar 1862, weil sie deutlich Bismarcks angesehene Stellung in Frankfurt während der Vorjahre charakterisiert: „Hier in Frankfurt sieht es sehr traurig aus. Wir haben nie so am Bunde gestanden. Zu Ihrer Zeit hatten wir die größte Feindschaft zu bekämpfen und wir waren anfangs oft ganz allein. Allein gesiegt haben wir endlich doch! Wird es aber jetzt auch so sein?" Und ähnlich lautet die Klage vom 1. Mai 1862: „Wir stehen schon seit längerer Zeit fast allein, höchstens Baden und Weimar sind mit uns, aber auch diese nicht immer. Die notwendige Folge davon ist, daß die preußische Bundestagsgesandtschaft ihre frühere Bedeutung nicht mehr hat, und daß die Geschäfte, im Vergleich gegen früher, sehr abgenommen haben." — Auch einen politischen Rat giebt ab und zu der erfahrene Mann, wenn auch in diskretester Form. Am 12. Mai 1862 schreibt er an Bismarck: „Eben habe ich Ihre Ankunft in Berlin gelesen. . . . Sie werden selbst wohl daran gedacht haben, beim Kronprinzen eine besondere Audienz nachzusuchen. Versäumen Sie das nicht (mündlich mehr), andere Gesandte thun es auch. Ich möchte Ihnen dann aber anheimgeben, mit ihm über deutsche Politik zu sprechen und Ihre Ansichten zu sagen. Er stimmt darin mit Ihnen überein, es ist aber gut, daß er von Ihnen hört, damit ihm nicht Falsches gesagt werde." Die Briefe werden dann nach der Übersiedelung Bismarcks nach Paris seltener. Der letzte ist aus Darmstadt datiert vom 30. März 1869; Wentzel war unterdessen da preußischer Vertreter geworden. Es ist ebenso wie der vorangehende Brief eine Geburtstagsgratulation, die in ihrem herzlichen Ton auf das Fortbestehen des alten Verhältnisses einen Rückschluß erlaubt.

Es folgt ein Brief Edwin von Manteuffels an Bismarck vom 28. August 1851, dessen Inhalt ein weiteres Interesse, weil engere märkische Sachen angehend, nicht beansprucht. Dagegen gewähren die sich anschließenden

Briefe des oldenburgischen Staatsrats Hannibal Fischer, des bekannten Auktionators der deutschen Flotte, aus den Jahren 1847, 1852 und 1853 ein solches, wennschon niemand sie ohne Kopfschütteln über den Verfasser lesen wird. Gleich der erste Brief ist, wenigstens in seiner ersten Hälfte, das Musterstück eines unklaren Schwätzers, was namentlich nach der Lektüre der Wentzelschen Briefe unangenehm auffällt. In dem zweiten Schreiben vom 24. Februar 1862, dessen Hauptstück in einer Anlage besteht, bietet sich Fischer als Vertrauensperson und Unterhändler im Verkehr mit dem Fürsten Windisch-Grätz an, der um diese Zeit für die deutsche Politik Österreichs gar nicht mehr in Frage kam. Trotzdem ging Bismarck vorsichtigerweise auf das Angebot, wenn auch nur formell und dilatorisch, ein. Aus den in dieser Sache geschriebenen Briefen Fischers vom 24. Februar 1852 und vom 20. März 1852 ergiebt sich eine für eine solche Verwendung allzugroße Selbstgefälligkeit. Dieselbe Eigenschaft trat erst recht deutlich zu Tage, als er mit der Veräußerung des Flottenmaterials der deutschen Bundesmarine 1852 beauftragt wurde. Er hat über seine Thätigkeit, und das ist das Merkwürdige bei der Sache, weil sie uns Bismarcks Ansehen widerspiegelt, eine Zuschrift voller Unzufriedenheit über seine Kommittenten an den preußischen Bundestagsgesandten ergehen lassen, die ihre beste Beurteilung in den Randbemerkungen des preußischen Generalmajors Grafen von Waldersee findet: „Der Staatsrat F. hat den Charakter und Umfang seines Kommissoriums von Anfang an verkannt. Das Flotten-Auflösungsgeschäft sollte und ist niemals in seine Hand gelegt worden, sondern nur derjenige Teil dieses Geschäfts, welcher in der bestmöglichen und möglichstbaldigen Veräußerung des Flotten-Materials seine Begrenzung findet. Es ist hier, namentlich in der Marineabtheilung, nichts verabsäumt worden, ihm diesen Standpunkt zur Beurteilung seines Kommissoriums klar zu machen. Wenn demungeachtet gleich aus den ersten Berichten des Staatsrats F. hervorging, daß er jenen Standpunkt nicht festhalte, sich um eine Menge von Dingen kümmere und kümmern wolle, die seines Amtes nicht sind, . . . dagegen der Erfüllung seines eigentlichen Kommissoriums um keinen Schritt näher getreten war, so legte er hiermit selbst den Keim zu den Äußerungen der Unzufriedenheit und Mißbilligung von seiten seiner Kommittenten.“ Weiterhin spricht Waldersee unter Anerkennung der guten Gesinnung des Mannes von „der unverkennbaren Selbstgefälligkeit, sich als Staatsmann zu geriren“, und fügt hinzu: „Daß sich niemand fand, der sich mit dem, ihm demnächst zugewiesenen Kommissorium befassen wollte, konnte man ihm doch nicht sagen.“ Auf die gleiche Angelegenheit beziehen sich die beiden folgenden Briefe Nr. V und VI des Oldenburgers an Bismarck.

Die pièce de résistance der brieflichen Publikationen bilden zweifellos die Schreiben des Grafen Robert von der Goltz an Bismarck aus den Jahren 1850—64. Es ist das derselbe gewiegte Diplomat, der erst in Petersburg und dann in Paris des großen Kanzlers Nachfolger als Botschafter wurde und in dieser Eigenschaft am letztgenannten Platze namentlich nach 1866 sich in ausgezeichneter Weise bewährt hat. Er war wegen seiner liberalen Neigungen nach 1848 kaltgestellt worden. Aus dem zweiten der beiden im fünften Bande des „Bismarck-Jahrbuches“ veröffentlichten Briefe des Generals Leopold von Gerlach vom 13. Juni 1853 (S. 177) geht hervor, daß sich Bismarck des Gerlachschen Einflusses bei König Friedrich Wilhelm IV. bedient hat, um Goltzens Wiederverwendung im Staatsdienste zu bewirken. Gerlach meint ihn in der nicht übermäßig bedeutungsvollen Stellung eines Zollbevollmächtigten in München unterbringen zu können. Von den Goltzschen Briefen an Bismarck handelt der erste, aus Frankfurt vom 11. März 1850 datierte, über die unpatriotische, weil Österreich allzufreundlich gesinnte Haltung der „Kreuzzeitung“, die ja damals auch noch mit zu dem politischen Glaubensbekenntnis Bismarcks gehörte. Auch ist er mit der Stimmung in maßgebenden Kreisen gegen Radowitz nicht einverstanden; er tritt energisch für dessen vornehme Gesinnung ein. Aber im wesentlichen macht dem Grafen von der Goltz doch die „Kreuzzeitung“ Kopfschmerzen, und er sagt am Schlusse seines sehr langen Briefes: „Wenn Sie, wie ich hoffe, mit mir die Überzeugung theilen, daß der gegenwärtige Weg der «Kreuzzeitungs»-Partei nicht allein zu ihrem eigenen Verderben führt, sondern auch allgemeineres Unheil anzurichten geeignet ist, so werden Sie mit gewohnter Energie und Geschicklichkeit dahin arbeiten, daß eine gesundere Richtung eingeschlagen werde, und bei der Achtung, welche Sie bei den betreffenden Leuten genießen, zweifle ich nicht daran, daß Ihnen dies gelingen werde.“ — Die Fürsprache Bismarcks hatte dann gefruchtet. Am 5. Oktober 1853 schreibt Graf von der Goltz, daß, allerdings auch nach einer persönlichen Eingabe, der König die Gnade gehabt habe, ihn am 1. Oktober 1853 zur Tafel zu befehlen und bei dieser Gelegenheit ihn mit Güte überschüttet habe (Brief III, S. 198). Weiterhin finden wir ihn auf der Abreise nach Athen begriffen, wohin er als Ministerresident schon vorher geschickt war, nun aber durch Bismarck sowohl aus persönlichen als politischen Rücksichten die Erhebung seines Postens zu einer Gesandtschaft bewirken wollte (Brief V vom 25. Juli 1856, S. 260 fg.). Im Februar 1859 wurde er Gesandter in Konstantinopel. Von hier aus sendet er eine Klage, ähnlich der Wentzels, an Bismarck, daß man in Berlin die europäischen Verhältnisse mitnichten zu überschauen befähigt ist: „Mein Eindruck von den Dingen in Berlin ist der, daß die Herrschaft des unfehlbaren Geheimratsverstandes unbedingter ist als je. In der deutschen Politik beklage ich die ewigen Nergeleien, bei denen nichts herauskommt. . . . In der europäischen Politik sehe ich nur vollständige Charakterlosigkeit; der Gesandte in Konstantinopel (das ist eben er) hat keine Ahnung

davon, ob wir z. B. mit Rußland oder mit England gehen u. s. w."

Dann kam die Zeit, in der man den wegen seiner antiösterreichischen Politik kaltgestellten Bismarck, der in Petersburg der preußischen Lage so wesentliche Dienste geleistet hatte, für einen noch wichtigern Punkt in Aussicht nahm, freilich nur erst in Aussicht nahm, nämlich für Paris. Gleichzeitig aber dachte man in denselben leitenden Kreisen auch daran, London mit ihm zu beschicken. Gleichzeitig aber dachte man in denselben leitenden Kreisen auch an Graf von der Goltz für den Pariser eventuell Petersburger Posten. Diese schwankende Haltung ist weniger dem König Wilhelm I. zur Last zu legen als manchen Elementen seiner Umgebung, vor allem der Kaiserin Augusta, „die, obgleich ihrerseits selbst ohne alle Kandidaten, arbeitet offenbar stark gegen mich, vielleicht noch stärker gegen Sie" (Brief VIII vom 20. Februar 1862, S. 205). Ferner gehörte zu diesen Elementen der damalige Premier Graf Bernstorff, der in Anbetracht seines baldigen Abgangs gern einen oder den andern der genannten Posten für seine eigene Persönlichkeit in Reserve gehabt hätte und darum weder sich noch den König zu einem Entschluß bringen konnte und wollte (s. ebenda und Brief IX vom 1./2. März 1862). In diesen beiden aus Berlin datierten Briefen des augenblicklich nicht in Stellung befindlichen Mannes in der ihn selbst so nahe betreffenden Angelegenheit zeigt sich die vollkommene Offenheit und Liebenswürdigkeit eines wahren Edelmanns, dem man nicht die geradezu mephistophelisch zu nennende Stellungnahme zutrauen möchte, mit der er in den Jahren nach dem Kriege von 1866 sowohl Kaiser Napoleon als die Kaiserin Eugenie über die wahren Ziele Bismarcks im Unklaren zu halten und wider ihren Willen zu einer preußischen Politik zu verleiten wußte. — Von ganz besonderm Interesse sind Brief XXVI mit Beilage, nämlich der Bismarckschen Antwort, und XXVII mit den Bismarckschen ganz kurzen Randbemerkungen (S. 231—245); ihr Umfang deutet auf ihre Wichtigkeit, und überdies fallen diese Aktenstücke alle in die wenigen Tage vom 22. bis 31. Dezember 1863. Es handelt sich in ihnen um die Schleswig-Holsteinische Frage, die ja durch den am 15. November 1863 erfolgten Tod Friedrichs VII. und durch die von seinem Nachfolger Christian IX. schon am 18. November ausgesprochene Einverleibung Schleswigs wieder in Fluß gekommen war. In dieser Angelegenheit teilte Graf von der Goltz Bismarcks Auffassung nicht; er meinte, Bismarck müsse sich mehr der öffentlichen Meinung unterordnen, was ja auf die Einsetzung des Augustenburgers hinausgekommen wäre, und war auch, wie aus Bismarcks Antwortschreiben hervorgeht, beim Könige direkt vorstellig geworden. Dies verbittet sich mit Recht Bismarck gleich eingangs seines Schreibens: „was die dänische Sache betrifft, so ist es nicht möglich, daß der König zwei auswärtige Minister habe". Weiterhin heißt es dann einmal, nicht ohne erregte Ironie: „Ich habe eine hohe Meinung von Ihrer politischen Einsicht; aber ich halte mich selbst auch nicht für dumm; ich bin darauf gefaßt, daß Sie sagen, dies sei eine Selbsttäuschung." Aber er stellt dem Botschafter in Aussicht, daß noch Phasen folgen würden, die dessen Programm nicht sehr fern lägen. „Wie aber soll ich mich entschließen, auch über meine letzten Gedanken mich frei gegen Sie auszulassen, nachdem Sie mir politisch den Krieg erklärt haben? . . . Und doch muß ich als Minister, wenn das Staatsinteresse nicht leiden soll, gegen den Botschafter in Paris rückhaltslos offen bis zum letzten Worte meiner Politik sein." Und rührend klingt es, wenn es gegen Ende heißt: „Ich kann selten so viel schreiben, wie heute in der Nacht am Heiligen Abend (der Brief ist datiert vom 24. Dezember 1863), wo alle Beamte beurlaubt sind, und ich würde an niemand, als an Sie den vierten Teil des Briefes schreiben. Ich thue es, weil ich mich nicht entschließen kann, Ihnen amtlich und durch die Bureaus in derselben Höhe des Tones zu schreiben, bei welchem Ihre Berichte angelangt sind." — Dieser Briefwechsel ist ein weiteres und nicht unwichtiges Beispiel für die Schwierigkeiten, mit denen Bismarck in der Lösung dieser äußerst verwickelten Frage zu kämpfen hatte. Die äußern Schwierigkeiten, so groß sie waren, sie reizten gerade das staatsmännische Genie Bismarcks zu klugem Planen und freudigem Schaffen; aber die innern Schwierigkeiten, die Friktionen mit den andern Ministern, mit dem Hofe, der Kammer, der Presse, mit „occulten Einflüssen", mögen ihn oft am Werke haben verzweifeln lassen. Um so höher ist das endliche Gelingen zu veranschlagen, und es ist kein Wunder, wenn sich Bismarck, nachdem er ganz andere Dinge fertig gebracht, sich gerade dieses Erfolges am meisten freute. Übrigens zeigen die folgenden Briefe des Botschafters die völlig wiederhergestellte Harmonie.

In die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit fallen auch zwei Briefe des Königs Wilhelm an Bismarck vom 16. und 18. Januar 1864. Sie beweisen, wie der König trotz aller Einflüsse sich völlig durch Bismarck beraten ließ und sich dabei doch die Selbständigkeit des Handelns bewahrte. (Vgl. S. 254 fg.)

Es folgt die Chronik des Jahres 1897, in der einen großen Raum die Gratulationen einnehmen, die zum 1. April einliefen, dem letzten Geburtstag, den zu feiern dem Fürsten bestimmt war. Es war ja vorher wieder bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Kaisers Wilhelm manches geschehen, was den treuen Mitarbeiter und Diener des alten Herrn kränken mußte. Der Geburtstag Bismarcks bot dem deutschen Volke reichlich Gelegenheit, seine abweichende Ansicht an den Tag zu legen. Auf Einzelheiten einzugehen ist nicht möglich; viel Hübsches und Schönes, aber auch viel Läppisches und Taktloses ist in diesem sorgsam gesammelten Material zu finden. Auch anderes Interessante aus diesem Jahre muß der Kürze halber übergangen werden. Nur möchte, weil verhältnismäßig so bald dieser Schmerzensruf in den ewigen

Frieden ausklingen sollte, auf eine von Friedrichsruh inspirierte Notiz der „Hamburger Nachrichten" hingewiesen sein. Der „Hamburger Correspondent" hatte gemeldet, und diese Nachricht war auch in andere Blätter übergegangen, daß „das Befinden des Fürsten Bismarck wieder zufriedenstellend" sei. Darauf schrieben in der Abendausgabe vom 27. Dezember die „Hamburger Nachrichten": „Die Thatsache, daß der Fürst in der genannten Zeitung gesund gemeldet wurde, hat in Friedrichsruh Befremden erregt, und wir hören, daß der Fürst, als er davon las, geäußert hat: «Wenn der Herr, der dies geschrieben hat, in meinem Zustande wäre, so würde er sich eine Vorstellung davon machen können, was ‚zufriedenstellendes Befinden' ist.»"

Den Schluß der Veröffentlichung, mit der wir auch unsere Mitteilung schließen wollen, bilden zunächst eine Untersuchung des Staatsarchivars Dr. von Mülverstedt in Magdeburg „Über die Herkunft des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg", der nicht, wie Fürst Bismarck annahm, aus dessen Hause stammte, aber ihm nahe verwandt war, und ferner wertvolle Beiträge des Herausgebers zu Bismarcks politischen Reden aus dem Jahre 1848. Im Anhang giebt Professor Kohl eine überaus reichhaltige und im wesentlichen wohl vollständige Übersicht der Bismarck-Litteratur in den Jahren 1894—97.

Konrad Sturmhoefel.

Zur Musiklitteratur.

1. Frau Musika. Ein Buch für frohe und ernste Stunden. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit 47 Illustrationen nach Zeichnungen von A. von Schrötter und zahlreichen Notentexten. Berlin, Hermann Hilgers Verlag. 1897. Gr. 4. Geb. 10 M.

Diese Bl. sind wider ihren Willen in letzter Zeit mit den Besprechungen der Erscheinungen vom musikalischen Büchermarkte leider etwas im Rückstande geblieben. Daher rührt es, wenn wir erst jetzt mit der Recension obigen Prachtwerkes kommen, das schon zum vorigen Weihnachtsfeste vorgelegen hat und heuer vermutlich noch eine weit größere Auflage nötig machen wird. Doch dieses Nachhinken kann ja insofern nichts schaden, als wir dadurch doch in die Lage versetzt sind, unsere geschätzten Leser dafür zur diesjährigen Christfeier an dieses passende Festgeschenk schon jetzt um desto nachdrücklicher zu erinnern. Wenn das Ganze auch nicht eben, zumal nicht in der mehr familienblattmäßigen als gerade künstlerischen, dekorativen Ausstattung unsern persönlichen Geschmack trifft, wenn wir auch so manches, wie Geburtstagsverse und -Lieder u. s. w., darin noch vermissen, so sind wir uns doch bewußt, daß unser Geschmack auch nur subjektiv ist und der beste Theaterdirektor schließlich nicht allen alles bieten kann; bleibt doch dem Herausgeber und seinen Herren Mitarbeitern die Anerkennung auch unsererseits nicht vorzuenthalten ob des außerordentlichen Reichtums im Inhalt und der glücklichen Hand in der Zusammenstellung der vielfältigen Gaben. „Zu jedem Klavier gehört dieses Familienbuch als untrennbarer Bestandteil! Es ist eine musikalische Anthologie, die das Schöne, Gute, Verwendbare so gruppiert, daß auch der Unbeholfene für jeden Fall das Passende finden wird. Dabei zieht es auch Fernerliegendes in seinen Kreis, um anzuregen, daß jedem besondern Anlasse die musikalische Weihe gegeben werde. . . ." So heißt es im Vorwort zur Charakterisierung des also vielleicht weniger ästhetischen als vielmehr praktischen Zweckes. Daß in dieser Sammlung Perlen, wie Peter Cornelius' „Braut-" oder „Weihnachtslieder", fehlen müssen, mag bedauert werden; ja es würde im Hinblick darauf, daß der musikalische Bearbeiter, Redacteur Max Hasse in Magdeburg, bekanntlich zugleich der bewährte Herausgeber des Corneliusschen Nachlasses ist, billig sogar befremden müssen, hätte hier eben nicht das Bedürfnis nach Musikstücken, die mit dem Autorrechte nicht mehr belastet sind, eine natürliche Reserve auferlegt.

Vom Vergnügen zur Arbeit — vom Hause zur Schule — und vom freien, leichten Spiel zum ernsten, gestrengen Unterricht!

2. Allgemeine musikalische Erzieh- und Unterrichtslehre. Der Klavierunterricht. Ein theoretisch-praktisches Lehrbuch für Musik-Lehranstalten zur Heranbildung von Musiklehrern und Musiklehrerinnen sowie zum Selbstunterricht von L. Ramann. Neu bearbeitete zweite Auflage. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1898. 8. Geh. 3 M. 60 Pf.
3. Die Virgil-Klavierschule. Methode, basiert auf psycho-(richtiger physio)logischen Erziehungsgesetzen. Prospekt. Berlin, Selbstverlag. 1897. Kl. 8.

Also: Ramann oder Virgil? Zunächst da einmal gleich die Feststellung, daß dieser Virgil natürlich nicht etwa der berühmte antike Klassiker römischer Litteratur mehr ist, der in der mittelalterlichen Scholastik schon so stark herumgespukt hat und am Ende — wie schon zur Zeit Dantes — auch heute zum Leben wieder auferweckt worden wäre, um, dem veränderten Zeitgeschmack entsprechend, nunmehr den kundigen Wegweiser durch die Höllenqualen der Tastenübung für uns abzugeben. Aber auch irgend ein entfernter Nachkomme jenes berühmten Dichters dürfte es kaum sein — dafür war jener denn doch zu poetisch angelegt; es müßte denn in bewußter Familie mit den Jahrhunderten eine heillose Degeneration um sich gegriffen haben. Ist es doch der nackteste Utilitarismus, der mit dieser fixen Trainierungsmethode in die Musikerziehung eingeführt wird: Amerikanismus im Klavierunterricht zur Erzielung des höchsten Weltrekords! Dagegen ist nun

freilich im Grunde kein Kraut gewachsen — wo der Sport die Welt und die Presse regiert, wird man sich nicht wundern, wenn auch die Musik anfängt, davon etwas profitieren zu wollen. Man verspreche unbeschränkte Goldfelder, und es wird ein groß Gedränge auf dieser Welt entstehen! Abkürzung, mechanischer Fortschritt und moderne Technik, Vorsprung, materieller Gewinn, industrieller Nutzen, „rationelle" Methode, „Trics" und „Cliks", Reklame — wir sagen nicht „Humbug": hier spricht die eitle „Konkurrenz" ihr gewichtiges Machtwort, man muß nolens volens mitthun und unter den Wölfen heulen, wenn man in der Zeit nicht zurückbleiben, als reaktionärer Klavierlehrer nicht einfach ausrangiert werden will! Wenn also die ausgezeichnete und gewissenhafte Verfasserin der erstgenannten Schrift vielleicht mit Recht des Glaubens leben könnte, daß ihr Werk dasjenige sei, das man besitzen und lesen müsse, während die Broschüre Virgils nur eine, die man gelegentlich ansehen könne, so wird doch — gemäß dem Ernst der wirtschaftlichen Lage — wahrscheinlich just das umgekehrte Verhältnis bedauerlicherweise eintreten: Virgil muß heutzutage ein Klavierpädagog (?) — wenn anders er mitzählen will, Ramann kann er berücksichtigen und befolgen. Aber freilich, wenn er schon auf den Rattenfänger Virgil glaubt notwendigerweise hören zu müssen — während doch genau genommen „kein Mensch müssen muß", so darf es auf der andern Seite auch wieder einmal laut ertönen: „Was hülfe es mir, so ich die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an meiner Seele?" Das aber, in seiner ganzen sittlichen Tiefe und seiner rein menschlichen, wahrhaft praktischen Bedeutung, ist nun der „Fall Ramann" für die Klavierpädagogik im edelsten Sinne des Wortes, als harmonische Menschenbildung und höhere Künstlererziehung. Und da ja auch streng genug von den Lehrern und ihren Pflichten das Wort geschrieben steht: „als die da Rechenschaft ablegen sollen von den Seelen (nicht von der Technik, den Fingern und Fortschritten!) ihrer Pflegebefohlenen", so hoffen wir doch zuversichtlich, daß keiner gewissenlos und pflichtvergessen genug sein wird, die fruchtbare, organische Methode Ramanns über der fremden Mechanikinvasion Virgils dauernd und völlig zu ignorieren. Wer dieses erfahrungsreiche, inhaltschwere Buch der geistvollen Liszt-Biographin und Schülerin Franz Brendels aufmerksam durchliest, der wird überdies darin zugleich die beste Widerlegung a priori des Virgilschen Standpunktes implicite mit enthalten finden. Und so viel ist jedenfalls sicher: von Staats wegen würden wir Konzessionen zur Ausübung des Musiklehrerberufes nicht auf Grund einer Absolvierung der Virgil-Kurse erteilen, sondern unsern Prüfungen mit ungleich anderer, wirklicher Gewähr die Kenntnis dieses Buches und die Bewährung in der Ramann-Methode vor allem zu Grunde legen. Die Grundzüge der hier vertretenen Unterrichtslehre sind von der Verfasserin in den sechs Vorträgen: „Die Musik als Gegenstand der Erziehung" (Leipzig 1868), in überzeugender Weise bereits dargelegt worden, und die vorliegende Schrift bildet zu dem dort Gesagten größtenteils nur die praktische Ergänzung. Der Musikunterricht der Jugend wird der allgemeinen Erziehungslehre lebendig eingegliedert: das ist ihr noch heute aktuelles Thema; ein praktisches Hilfsbuch dem angehenden Lehrer zur Hand zu geben — die Absicht dieser überaus dankenswerten Veröffentlichung und nunmehrigen fleißigen Neubearbeitung. Ihr besonderes Motto aber: „Der Musiksinn wurzelt tief im geistigen Organismus des Menschen, er ist ein wesentlicher Teil von ihm!" — Übrigens ist das Ganze Professor Dr. Th. Kullack, Direktor der Neuen Akademie der Tonkunst zu Berlin, in herzlicher Hochachtung zugeeignet. Dies bringt uns denn ohne weiteres auf:

4. Der Vortrag in der Musik am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Franz Kullack. Leipzig, F. E. C. Leuckart (Konstantin Sander). 1898. Gr. 8. Geh. 3 M.

Man erschrecke nicht, wenn man auf Seite 73 oben hier als Inhalt der Seite „Das Dynamit" liest — der Verfasser kommt nicht etwa, alle bisherigen Vortragslehren in die Luft zu sprengen; er ist sogar stellenweise weit harmloser, peinlich-philiströser sozusagen als seine großen Vorgänger der Phrasierungslehre von Schindler, Weber und Wagner bis auf Hans von Bülow und Riemann; und überdies sind ja die Kullacks (Dr. Adolf, Dr. Theodor und nun Franz Kullack) nicht eben als „rote Revolutionäre" in der Musiklitteratur berüchtigt, wohl aber als Ästhetiker geschätzt, als Musikpädagogen insbesondere gut angeschrieben. Es geht also nicht weiter staatsgefährlich in dieser Broschüre zu, handelt sich vielmehr um das wesentlich unbedenklichere Kapitel „Die Dynamik" an bewußter Stelle. Nun haben wir es im vorliegenden Fall allerdings mit einem seltsamen Gemisch von objektiven, historisch-philologischen Individualurteilen und anregenden Privateinfällen des Verfassers, von Belesenheit und — Trivialität zu thun, wobei wir auf dem Standpunkte stehen, die ersten Kapitel über Schindler, Hans von Bülow und namentlich Richard Wagner leider ablehnen zu müssen, den Abschnitt über Riemann nur mit Vorbehalt annehmen zu können. Der einzige, wirklich positive Ertrag der von der Verlagshandlung sehr sorgfältig ausgestatteten Schrift in diesen Teilen: daß nämlich unsere neuern Kapellmeister Wagners Forderungen um ein langsam gedehntes, wirkliches „Adagio" sich zu wörtlich ad notam genommen haben und heute ins andere Extrem karikierenderweise verfallen — diese landläufige Thatsache ist auch schon in meinem Artikel über „Das moderne Dirigentenproblem" (vgl. die Zeitschrift „Waage") ganz genau ebenso zu finden. Sie liegt ohnedies als begreifliche Naturerscheinung klar auf der Hand, und es braucht hierzu kaum eines besondern Buches von 128 Seiten. Sehr instruktiv, teils ohne weiteres zutreffend, teils zum mindesten beachtenswert sind dagegen die eigenen, Kullackschen Ausführungen zur Sache in den beiden Schlußkapiteln (S. 72 fg.), mit vielen Hausrecepten zur Vor-

tragskunst, feinsinnigen Winken und praktischen Fingerzeigen eines gewiegten und bewährten Kenners im höhern Klavierhandwerk. (Wobei sich übrigens aus der Anmerkung S. 113 für die zweite Anmerkung S. 44 die Jahreszahl 1840 bei der Rellstabschen Schrift über Liszt als ein Druckfehler nachträglich ergiebt — 1842 müßte es danach hier heißen, auch wenn man es nicht aus dem betreffenden „Lebensbild" von Ed. Reuß schon so wüßte.) Aber auch da muß man doch wieder sagen: so kann es mit der Phrasierungslehre in unserer Tonkunst wirklich nicht mehr weiter gehen. Nun haben wir glücklich eine Methode Wagner und Weingartner, Hans von Bülow und H. Riemann, M. Lussy und Franz Kullack, für Händel neuerdings besonders Dr. Chrysander — der ältern Phil. Em. Bach, Türck, Schindler, Czerny, Hummel, Miculi, Köhler, Klauwell gar nicht erst zu reden. Kein Mensch weiß schließlich mehr, woran er sich nun eigentlich zu halten hat, dafern er es nicht am Ende kurz entschlossen vorzieht, sich auf einige ihm maßgebend dünkende Meister und — wie unser Verfasser an so und so vielen Stellen — seinen persönlichen, wenn auch durchgebildeten, so doch immer subjektiv bleibenden Geschmack zu verlassen.

Ad vocem „Chrysander": angesichts seiner vielberufenen Händel-Bearbeitungen und deren zahlreichen Aufführungen in deutschen Musikstädten, erscheint es vielleicht nicht ganz unzeitgemäß, nebenbei einmal auch die ältere Gegenschrift Professor Julius Schäffers über seine „Klavierauszüge zar deutschen Händel-Ausgabe" vom Jahre 1876 aus demselben Verlage (wie oben) wieder ans Tageslicht hervorzuziehen. Der technischen Gravamina gegen ihn finden sich darin gar manche — vieles von der Art, daß man es überhaupt kaum für möglich halten sollte: im ganzen ein geradezu erdrückendes Material, das nur zu leicht begreifen läßt, warum die kopfschüttelnden Bedenken über so manche seiner „stilvollen" Kadenzen trotz aller offiziellen Jubelreklamen auch angesichts seiner neuerlichen Bearbeitungen nicht zum Schweigen kommen wollen. Nun hat man uns freilich von befreundeter Seite ganz hoch und heilig beteuert, diese fehlerhaften Klavierauszüge der Händel-Ausgabe rührten gar nicht von Chrysander selber her, und er sei nur versehentlich als deren Autor in die Klemme geraten. Aber das eben ist es, was wir hierdurch absichtlich provozieren wollen: warum nennt man dann nicht wenigstens die schuldigen Missethäter offen vor aller Welt mit Namen? Zeit genug, dächten wir, war seit über zwanzig Jahren dazu! Was uns betrifft, so haben wir sicherlich keine Veranlassung, einen so angesehenen Gelehrten für Dinge, an denen ihn keine Schuld trifft, fortdauernd verantwortlich zu machen, wenn auch darüber die bewußten Kadenzen kaum schon besser werden dürften. Nur sollte er füglich auch keine Ursache haben, dergleichen schlimme Dinge unentwegt mit seinem Namen zu decken.

Arthur Seidl.

Neue Romane.

1. Im Abgrund. Socialer Roman von Constantin Liebich. Berlin, Vaterländ. Verlagsanstalt. 1897. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein Roman ist das eigentlich nicht; es sind vielmehr kunstlos, manchmal sogar gezwungen ineinander verschlungene Bilder aus dem — Polizeistaate. Der Gedanke des Ganzen wird von dem alles Ungemach leidenden Helden so ausgesprochen: „Warum unterscheidet man nicht zwischen Arbeitwilligen und Arbeitscheuen? Ich verlange, daß die Staatsgewalt nicht schuldlose Menschen, bloß deshalb, weil sie in Not sind, ins Gefängnis steckt und sie für ihr ganzes Leben beschimpft", wodurch sie zudem in deutschen Landen die Bedingungen ihrer Existenz verlieren, so viele und redliche Mühe sie sich geben, wodurch sie der Socialdemokratie in die Arme getrieben werden, wodurch sie endlich moralisch herunterkommen, so daß es ganz besonderer Glücksumstände bedarf, wenn einer seinem Berufe wiedergegeben wird. Das sucht die Erzählung in lebensvollen Bildern uns gegenständlich zu machen, und der Verfasser selbst spricht sich über die Wirkung unserer Gesetze in diesem Stück so aus: „Das Gesetz kennt nur ein Entweder — Oder. Entweder du beschaffst dir Arbeit und Obdach — oder du bist arbeitscheu und straffällig und der Gesellschaft schädlich. Die Möglichkeit, daß ein Arbeitwilliger keine Arbeit findet, hat der Gesetzgeber nicht in Betracht gezogen. Der Staat, die Gesellschaft kümmert sich nicht um den Arbeitlosen, solange dieser das Gesetz nicht übertritt."

„Den ganzen Lebensweg des Staatsbürgers entlang zieht sich, ihn abgrenzend, eine Schranke — das Gesetz. Weitab von dieser Schranke, auf der Seite des Rechtes, wandert leicht und sicher, wer sich eines, wenn auch nur bescheidenen Besitzes erfreut, wer Wohnung und Kleidung hat, wen ein Dach des Wetters Unbill fern hält. Der Arme aber, dem dies alles fehlt, wandelt viel näher an der Grenze des Unrechts. Ein Schritt nur und es ist um ihn geschehen, — — — dann aber, wenn die Schranke des Gesetzes auch nur an einer Stelle überschritten ist, drückt der Staat dem Übertreter das Brandmal der Schande unauslöschlich auf. Der Makel der Bestrafung, in den Akten gebucht, von Ort zu Ort gedrahtet, ausgetauscht zwischen den Behörden, verfolgt den Unglücklichen durchs ganze Leben." Das ist vielleicht etwas zu stark ausgedrückt, aber ein richtiger Kern steckt sicherlich darin. Und wenn wir die Erzählung nicht wegen ihres Kunstwertes empfehlen können, so empfehlen wir sie doch um der in ihr enthaltenen Wahrheiten willen, und zwar insbesondere den Satten und Vollen, die von der Not so vieler, von Haus aus tüchtiger,

gut veranlagter, ehrlicher Menschen nichts wissen und nichts wissen wollen. Nützlich zu lesen ist die Erzählung auch für Leute, die amtlich mit den sogenannten Vorkommenen, den Vagabunden, Walzenbrüdern, Obdachlosen, Arbeitsscheuen u. s. w. zu thun haben.

Eine Art socialer Roman ist auch:

2. Arme Suse. Roman von El-Correi. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1897. 8. 4 M. 50 Pf.

Es ist hier allerdings eine etwas höhere Schicht der bürgerlichen Gesellschaft, an welcher das sociale Elend demonstriert wird, und auch künstlerisch steht der Roman höher als der vorige. Sohn und Tochter eines bankrotten Kaufmanns suchen das Elend und die Armut der Eltern zu lindern, indem sie auf Erwerb ausgehen: der Sohn, welcher Kaufmann ist, dadurch, daß er die Artistenlaufbahn ergreift, die Tochter dadurch, daß sie Stütze der Hausfrau wird. Beide leiden Schiffbruch, der Sohn freilich nur äußerlich, er wird wieder in seinen frühern Beruf zurückgerettet; die Tochter innerlich durch ein Liebeserlebnis, nachdem sie endlich eine ihr zusagende Stellung gefunden hat. Im zweiten Teil des Romans tritt das Psychologische mehr in den Vordergrund als im ersten; doch giebt sich der oder die Verfasserin von Anfang an Mühe, die äußern Geschehnisse und Situationen auf psychologischem Grunde aufzubauen. Überhaupt ist es ihr ernst mit ihrem Problem und sie sucht nach dem Leben zu zeichnen, ohne allzusehr in das bloße Abmalen häßlicher Wirklichkeit zu verfallen. Die schriftstellerische Gewandtheit ist nicht besonders; offenbar wird dem Verfasser die Gestaltung nicht leicht, auch beherrscht er das Handwerk noch nicht in vollem Umfang.

3. Die Maikönigin. Roman von Wolf von Tainach. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 3 M.

Eine Art socialistischer Roman aus der Perspektive der höhern Gesellschaft. Der Held, Otto Bauer, hat einen grimmigen Haß gegen einen Grafen, der ihm die Geliebte, später die Maikönigin genannt, geraubt hat. „Der Gedanke hatte sich bei ihm festgesetzt, da er den einzelnen Mann seines Hasses nicht treffen konnte, mitzuarbeiten am Untergang der ganzen verfluchten Kaste der Reichen, welcher jener Eine angehörte.“ Auch ein Grund, Socialdemokrat zu werden! Und wie stellt Otto Bauer das an? Er wird Direktor auf den großen Bergwerken der ungeheuer reichen Maikönigin, deren Gatte seit Jahren verschwunden ist; er erfüllt auch sie mit socialdemokratischen Gedanken und ist ihr durchaus unentbehrlich; denn ihr Herz hängt an ihm wie in den Tagen der längst entschwundenen Jugend, und erst recht wieder, nachdem ihr Gatte zurückgekehrt ist, den sie haßt. Diese Stellung nun benutzt er, um das Vermögen der Gräfin zu ruinieren, so daß sie schließlich sogar ihren Schmuck verkaufen muß. Zuletzt sterben beide zusammen, nachdem Otto Bauer in wildem Kampfe den Grafen getötet hat; vor dem Tode erfahren sie noch, daß sie — Halbgeschwister sind. Der Besitz der Gräfin geht, stark reduziert, an einen edlen Neffen über, welcher seinerseits die im Hause der Gräfin lebende Nichte des Grafen liebt. Wie man sieht, ist des Romanhaften genug, ja übergenug, Dabei ist dem Verfasser doch seine Heldin die Hauptsache, über die wir freilich das Urteil zu fällen geneigt sind: ein verrücktes Frauenzimmer! Indessen hat der Verfasser es doch verstanden, eine Art Interesse für sie und durch sie für ihren Gemahl zu erwecken, das bis zum Schluß vorhält. Eine gewisse Überwindung gehört allerdings dazu, sich näher bekannt zu machen mit zwei Leuten, die durch den Mund der Gräfin selber folgendermaßen geschildert werden:

> Er (ihr Gemahl) ist nicht einmal böse aus elementarem Drang, er ist auch nicht habsüchtig, aber er ist ein Verderber, wo er hinkommt, aus Sport, er ist kalt, ohne Herz, grausam, feige, ohne Mitleid, er könnte ein Tier lächelnd zu Tode quälen, ein Tier und einen Menschen, er freut sich nur am Schlechten, die Niedertracht macht ihn sogar geistreich und witzig, aber nur die Niederträchtigkeit, er hat mich sogar oft zum Lachen gezwungen, wenn ich ihn hätte erdrosseln mögen. Er ist schlecht aus Sport, er hat mich selber klein, schlecht, willenlos gemacht, so schlecht, daß ich eigentlich ganz unwürdig bin, Ottos Freundschaft zu besitzen.

Auch die übrigen Personen sind in der Mehrheit ganz traurige Subjekte, der Advokat und Reichsratsabgeordnete, (die Geschichte spielt in Österreich) wie der Redacteur, die Frau Dr. Bernhardt, die ihren Mann betrügt, wie die Adelsgesellschaft. Diesen gegenüber bilden die bessern Menschen kein genügendes Gegengewicht, so daß man am Ende des Romans eigentlich froh ist, aus diesen Kreisen entlassen zu sein. Das ist aber sicher nicht das Gefühl, welches ein Romanschreiber bei seinen Lesern erwecken will, dafern sein Roman auch nur einigermaßen Anspruch macht, ein Kunstwerk zu sein.

4. Um Glück und Leben. Roman von Martin Bauer. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 8 M.

Die Verfasserin ist so sicher in der üblichen Romantechnik, daß sie manchmal des Guten zu viel thut und sich mit Behagen auch in den Niederungen des Romans bewegt. Das Problem ist hier wieder einmal der begabte, alle bezaubernde, aber eitle und selbstgefällige Mann, dem die Gattin „nicht Form und Inhalt des Lebens, sondern nur eine angenehme Zugabe ist“. Natürlich wird die Frau, die ihm verfällt, unglücklich, obgleich er sie in seiner Weise liebt, und sie ihn geradezu vergöttert, zumal da sie ein sehr bescheidenes Blümchen ist. Da bedarf es kaum des Hereintretens einer frühern, jetzt alternden, aber immer noch alle Welt bezaubernden Geliebten des Gatten, um das Unglück voll zu machen. Das Gegenstück zu diesen beiden ist der philisterhafte, ehrenwerte, schwerfällige Freund des Helden, und ein kleines, gegen alle Welt rauhborstiges begabtes Fräulein, das sich seine Liebe zu dem vermeintlich hassenswerten, plötzlich auftauchenden Bruder ihrer wirklich gehaßten Stiefmutter um alle Welt nicht gestehen will und eine übereilte

Verlobung mit dem ehrenwerten Philister eingeht, der seinerseits die Frau seines Freundes aufs platonischeste minnt — wie man sieht, die Ingredienzen alle zum richtigen Romansalat. Und daß auch der Pfeffer nicht fehle: eine dunkle Vergangenheit bei jener Stiefmutter, Heuchelei und Teufelei und ein Ende mit Schrecken. Das alles ist mit wirklicher Routine zu einem ganz spannenden Roman zusammengequirlt; ja wir trauen der Verfasserin so viel Begabung zu, daß sie die Gestalt der Stiefmutter ohne den geheimnisvollen Hintergrund und den kriminalistischen Anstrich, also ganz ohne das eigentlich Romanhafte, hätte eigenartig und interessant zeichnen können. Der Roman hält sich auf der Mittellinie heutiger Romanproduktion; wir glauben aber, daß die Verfasserin über diese Mittellinie hinauskäme, wenn sie versuchte, statt zweibändige romanhafte Romane einbändige, straff geschürzte und sparsam mit Romaneffekten ausgestattete Romane zu schreiben.

5. Marie-Elisa. Roman von Emmy von Egidy. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 3 M.

Das Thema dieses Romans berührt sich einigermaßen mit dem des vorhergehenden. Denn im Grunde ist auch hier das Problem, daß die Frau dem Manne nicht bloß Zugabe zu dem sein darf, was er schon ist und hat, sondern daß beide ganz ineinander leben und aufgehen, beide einander das Höchste erschließen sollen, und insbesondere der Mann die Frau in ungeahnte Höhen emporheben soll. Der Roman ist von einer höchst idealen Auffassung der Ehe getragen, wobei das Sinnliche dieses Verhältnisses ganz zurücktritt, und unterscheidet sich so recht vorteilhaft von der brutalen Auffassung des modernen Realismus, auch fehlt, wieder zum Vorteil des Romans, das billige Mittel psychologischer Weiterentwicklung: Ehebruchsversuchungen auf der einen oder andern Seite. Die ganze Darstellung freilich macht den Eindruck, daß die Verfasserin eine an und für sich einfache Sache mit allen möglichen Schwierigkeiten bewältigt hat, wie denn auch Klarheit der seelischen Entwicklung so wenig die Stärke des Romans ist wie Klarheit des Stils. Letzteres liegt zum Teil daran, daß die Verfasserin wie so viele Frauen strichpunktblind ist, während sie Gedankenstriche und Ausrufungszeichen in reicher Fülle und nicht immer am rechten Orte anwendet. Dem begeisterten Vorwort von Wilhelm von Polenz wird man gern zugeben, daß die Verfasserin mit ernster Liebe um einen spröden Stoff gerungen habe, und man wird ihm glauben müssen, daß sie eigene Erlebnisse sich vom Herzen heruntergeschrieben hat. So wie der Roman ist, macht er freilich mehr den Eindruck des Erdachten als des Erlebten, während andererseits der Mangel an ruhiger, klarer Entwicklung gerade bei einer Frau darauf hinweist, daß vieles von dem Erzählten noch in ihrem Herzen nachzittert, und die Verfasserin das Erlebte noch nicht von der Höhe reiner Kunst aus zu behandeln im Stande ist. Doch das sind im Grunde genommen persönliche, durch das Vorwort hereingetragene Dinge, die mit der Sache selbst nichts zu thun haben.

Man wird den Roman, der wohl das Erstlingswerk einer noch jungen Verfasserin ist, jedenfalls zu den eigenartigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans rechnen dürfen.

6. Don Enrique de Ramiro. Von Johannes van Dewall. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 3 M.

Johannes van Dewall, wer ist das doch? Ich muß mich entsinnen. War das nicht einer der gelesensten Schriftsteller in den siebziger Jahren? Wirklich, ältere Litteraturgeschichten erwähnen ihn; neuere kennen nicht einmal mehr seinen Namen. Nun hat der Roman eine zweite Auflage erfahren. Wir suchen vergeblich nach dem Grunde; denn er steht keine Stufe höher als die übrigen Romane Dewalls, die nichts sind als Tages- und Familienblattlitteratur im Kavalierston. Was ihn bei Leben erhalten hat, ist offenbar das bischen — Humor ist zu gut, das bischen Lustigkeit, die manchmal ins Possenhafte geht. Wie bescheiden müssen die Ansprüche der Menschen sein, wenn schon diese Dosis angeblichen Humors genügt, um eine neue Auflage zu ermöglichen! Oder wie wenig wirklich Humoristisches wird von unsern heutigen Schriftstellern den Lesern geboten, daß dieser 1877 erschienene Roman in zweiter Auflage wieder aufsteht, obgleich er in der ganzen Art der Technik, dem Ton und den Ausdrücken an unwiederbringlich dahingegangene Zeiten erinnert! Wahrhaftig, viele Erzeugnisse der siebziger Jahre muten uns jetzt schon altfränkisch an, und damals standen sie auf der Höhe! Wie manchem heute verschlungenen Roman, wie vielen heute berühmten Namen wird es in fünfundzwanzig Jahren genau so gehen wie Johannes van Dewall! Ja es ist fraglich, ob sie es nach zwanzig Jahren noch zu einer zweiten Auflage bringen.

Richard Weitbrecht.

Dilettanten und Dichter.

1. Aus Herzenstiefen. Lieder eines Siebenbürger Sachsen. Ernste und heitere Klänge von Karl Henning. Wien, Carl Graeser. 1898. 8. 2 M. 20 Pf.
2. Federstiel und Wanderstab. Gedichte von Josef Schweizer. Graz, Verlag „Leykam“, 1898. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Die Nachtigall. Humoristische Gedichte von Paul Rathmann. Hamburg, Conrad Kloß. 1897. Gr. 8. Geb. 3 M.
4. Reales und Ideales. Neue Gedichte von Paul Rathmann. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Veilchen und Himmelsschlüssel. Vermischte Gedichte von Ewald Dresbach. Elberfeld, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung. 1897. 8. 2 M.
6. Kompositionen ohne Noten. Von Rudolf Seuberlich. Riga, R. Kymmels Buchhandlung. 1896. 8. 2 M. 20 Pf.

7. Gedichte von Börries von Münchhausen. Göttingen, Lüder Horstmann. 1897. Kl. 8. 2 M.
8. Ebbe und Flut. Gedichte von L. Rafael. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Kl. 8. Geb. 4 M.
9. Gedichte von Jeanne Bertha Semmig. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897. Kl. 8. 2 M.
10. Ein frischer Kranz. Gedichte von Ludwig Palmer. Litterarisches Schatzkästlein. VIII. Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 12. In Originaleinband 1 M.
11. Neue Gedichte von Gustav Renner. Berlin, Selbstverlag, 1898. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein geistreicher Mann — natürlich in einer Berliner Zeitschrift — hat einmal gemeint, in Deutschland hätten wir zu viele Dichter; die allzuvielen raubten den wenigen Licht und Kraft, der Kleinwuchs verhindere das Aufkommen der hohen, mächtigen, überragenden Dichterstämme. Es ist ein Glück für uns Kritiker, daß dieser geistreiche Ausspruch falsch ist, wenn auch auf seinem seichten Grunde ein Körnchen Wahrheit schimmert. Ein Glück für uns: denn die Poeten, Dichter und Dichterlinge, wie sie nun einmal sind, würden ja doch, durch unser mürrisches Kopfschütteln völlig unbeirrt, fortfahren, der süßen freundlichen Gewohnheit des Versesschmiedens zu huldigen. Und wer möchte wünschen, daß eines Tages weit und breit jeder holde Liedermund verstummte? Wer möchte es den Kleinen und Kleinsten unter den ungefiederten Sängern verargen, ihres Lebens Lust und Leid, wie sie's verstehen, auszutönen? Nun, es ist auch keine Gefahr vorhanden, daß sie „des Dichtens einmal müd'" werden und ihre Harfen an die Weiden hängen. Aber eine Gefahr ist doch vorhanden, und darin liegt jenes Körnchen Wahrheit: nicht alles, was jedweder „dichtet", sollte er drucken lassen. Da kann die Kritik nicht streng genug abweisen! Und sie kann denen, die's angeht, nur den Rat geben: bleibt zu Hause in eurem stillen Kämmerlein; erfreut euch und, wenn es geht, den trauten Kreis der Freunde und Verwandten mit euren Gaben; aber prüfet zum ersten-, prüfet zum zweitenmal und prüfet immer wieder, ehe ihr euch und den guten Geschmack in Unkosten stürzt, um schließlich in ärgerlichen Epigrammen auf die „neidische Kritik" eurer Verstimmung Luft machen zu müssen. Habt wenigstens Geschmack, wenn ihr die Kunst nicht habt.

Dieser Rat, sollte man meinen, müßte bei einem so gesinnungsechten, wackern Deutschen, wie dieser Siebenbürger Sachse (Nr. 1) ist, auf guten Boden fallen. „Aus Herzenstiefen" mögen ihm diese „ernsten und heitern Klänge" gekommen sein, aber sie gehen nicht zu Herzenstiefen, weil wir uns für die Leiden und Freuden dieses spießbürgerlichen Dilettantismus nicht erwärmen können. Einige sinnige Sprüche, ein paar gute Gelegenheitsverse, etliche gute Scherze können für die platte Alltäglichkeit dieser Art von Poesie nicht entschädigen. Klapphorn-Verse und Kalauer (S. 102 u. a.), Polterabend-G'stanzeln, Bierkarten- und Sommerfrischenpoesie — sie mögen für einen fröhlichen Kreis Nächststehender ganz amüsant sein, weiter geht der Genuß nicht. Auch daß Karl Henning Vegetarianer ist und gegen jegliches Blutvergießen, auch das der Schafe, Rinder u. s. w. (er selbst ist Arzt) „dichtet", kann uns nicht weicher stimmen. Statt vieler Worte will ich zwei Proben geben. „Das siebente Gebot" (S. 111) bringt folgende Strophen:

Nicht sollst du fürder jagen
In Wald und Feld und Flur,
Denn alle Lebewesen
Sind heilig der Natur. (?)

Nicht sollst du fürder töten
Zum Zweck der Tafelgier,
Denn Leid und Freud' empfindet
Wohl so wie du das Tier.

Die Rehe in dem Walde,
Die Hasen auf dem Feld,
Sie freuen sich des Lebens
In Gottes schöner Welt u. s. w.

„Vor den Strafgöttern" (S. 109) deklamiert er:

Rufen einstens mich die Fehmen, (?)
Weil ich allzu sündhaft bin,
Um mir alles wegzunehmen,
Tret' ich ruhig vor sie hin:

Nehmt mein Gut mir, meine Habe,
Nehmt was mein ist von Geburt,
Nehmt was ich erworben habe,
Watend in des Lebens Furt. (!)

Eine Furt ist eine seichte Stelle: seicht und untief sind auch die „Herzenstiefen", aus denen diese Töne dringen.

Ein ebenso guter Mensch und noch schlechterer Musikant wie dieser Siebenbürger Sachse ist Joseph Schweizer aus der grünen Steiermark (Nr. 2). Dieser muntere, harmlose Joseph schimpft in endlosen Versen auf seine „sitzende Lebensweise" in der Kanzlei:

Kennt ihr die Höll' auf Erden,
Wo man als Zeitvertreib
Gedorrt, geschmort kann werden
Schon bei lebend'gem Leib?
Vier düster graue Mauern,
Ein schmierig trübes Fenster,
Da ist es, wo sie lauern,
Die höllischen Gespenster.
Die Hölle heißt — juchhei
Auf Erden: Kanzelei.

Dies Klagelied wird in allen Tonarten gesungen; aber nicht nur daß der Teufel die Kanzlei schuf, nein

daß ja vor Leid man berste
Schuf er's noch voll Teufelslist:
Daß der allumseufzte Erste
Einmal nur im Monat ist.

Unser Kanzlist wirft aber dann den „Federkiel" in die Ecke, verläßt Streusand- und Tintenfaß und ergreift den „Wanderstab". Und nun jubelt unser Joseph:

Nun hab' ich verlassen den schmierigen Sitz
Voll Streusand und Tintenrosen,
Nun sitz' ich auf Gletscher und Felsenspitz
In gemsenen Lederhosen.

Doch das Herz bleibt ihm warm dabei, trotz des Gletschereissitzes; er singt weiter:

Jetzt aber, jetzt komm' ich vom Almsitz daher
Mit Rucksack und Knieen, mit bloßen
Und pfeife ein Stückchen, ein lust'ges, recht sehr
Auf meine zerrissenen Hosen.

„Recht sehr — auf meine zerrissenen Hosen" — wie das melodisch nachklingt. Geradezu herausfordernd. Aber es kommt noch besser:

Jetzt aber, jetzt bin ich geworden, juchhei!
Ein Bergfex mit Kniestrumpf und Stecken,
Jetzt kann nun die duftige Weltschmerzerei
Meinthalb in den Rücksack mich l.....!

Soll man solchem Zeug gegenüber kritischen Ernst aufwenden, etwa die unreinen und herausgequälten Reime aufzählen, den Ausdruck bemängeln, wo doch das Ganze eine barbarische Geschmacklosigkeit ist? Herr Henning bleibe in seiner Kanzlei!

Ein viel geschickterer Versedrechsler und Reimschmied ist da doch Paul Rathmann (Nr. 3 und 4). Humor aber kann ich in diesen „humoristischen Gedichten", die der auf dem Pegasus „stramm und fest" sitzenden Nachtigall in den — Schnabel gelegt sind, nicht finden. Schon diese Einkleidung ist gezwungen, unnatürlich. Ebenso spielerisch wie die Form ist der Inhalt. Rathmann hat etwas an sich von dem verbitterten Pessimismus des verkannten Genies: so schön die Nachtigall auch singen mag, immer geht's ihr schlecht. Drum macht er durch seine Nachtigall den „Vorschlag":

Verscheucht von meiner Thür die Not,
Das ekle Weib mit stierem Blick
Und fahlem Antlitz, schafft mir Brot,
Dann jub'le ich voll Lust und Glück.

Für jede Mücke dank' ich euch
Durch eine Zaubermelodie,
Ein feistes Räupchen lohn' ich gleich
Mit meinem schönsten Potpourri.

Selbst für des Lebens Notdurft zu sorgen, dünkt dieser Nachtigall lamentabel; werden ihr solche Zumutungen gemacht, dann singt sie geschmackvoll:

Ich ging; — mir ward, ich weiß nicht wie,
Grau ward, was licht und rosa,
So schön ist Klang und Melodie,
So schön ist Sang und Poesie,
Doch häßlich ist die Prosa.

Nicht immer ist die Nachtigall so trivial, es glückt ihr mancher Ton, mancher Scherz, z. B. S. 15: „Spatzenliebe", aber dieser Vogel ermüdet uns schließlich doch durch seine ewigen Lamentationen über die Nachahmungsversuche der Gimpel und Spatzen, das Glück der Sudler und das harte Los der Künstler, über das Protzentum der gesättigten Vogelbourgeois und das Elend der Kritik. Die Naturbeobachtung ist zu loben, die Vogelstimmen sind virtuos nachgeahmt, aber es fehlt diesen rhetorischen Deklamationen die Innerlichkeit, die Naturbeseelung; gute Einfälle und spitzige Pointen machen noch lange kein Gedicht. Was sollen Spielereien wie (ein Beispiel für viele!) „Sängerstreit":

Wenn ich Fid! Fid! mein Weibchen lock',
Dann höhnt der Sprosser glock, glock, glock,
Sing' ich tza tza tza zürrürrürr,
Dann spricht er zicka zier zier zier.

Schlag ich ein arrarrarrar hüid,
Sagt er fid — arr fid — arr fid fid,
Aus meinem djo djo djo djo djo,
Macht er ein zo zo zo zo zo.

So geht das weiter! Dieses sinnlose Gezwitscher ist über alle Kritik erhaben.

Von der neuesten Gedichtsammlung Paul Rathmanns (Nr. 4) gilt teilweise das bereits Gesagte: auch ihr Charakter ist spielerisch; diese Reimereien stehen auf der Höhe landesüblicher improvisatorischer Vereinsmeierdichterei. Wäre irgendwo ein Preis für tändelnde Flachheit und Plattheit ausgesetzt, er müßte diesen nüchternen, leichtflüssigen muntern Thorheiten zu teil werden. Der Humor, wenn ich dieses Wort hier überhaupt gebrauchen soll, ist hier noch seichter und leichter als in der ersten Sammlung. Um ein so hartes Urteil zu begründen, brauche ich nur wenige Verse anzuführen, aber da gerate ich in einen embarras de richesse. Hören wir:

Warum sind deine Augen so trüb,
So blaß die schmalen Wangen? —
Dem Hohen und Idealen zulieb
Im Äther ich lange umher mich trieb,
Und schlecht ist mir's ergangen.
— — — — — — — — — — — — —
So blau der Himmel, der Äther so licht,
Wär' gern noch länger geblieben,
Doch ach, an Fleisch es oben gebricht,
Auch Beeren und Früchte wachsen dort nicht,
Und Kraut giebt's nicht und Rüben.

An anderer Stelle singt der geistlose Schüler Heines:

Wo Wolken ziehn und Sterne ragen,
Ist nichts zu holen für den Magen.

Oder:

Der Frau Erde, ohn' zu ruhn,
Sklavenarbeit muß er (der Mensch) thun;
Denn despotisch heischt die Mutter
Strengen Dienst für karges Futter.

Oder:

Vergnüglich schmatzen das Schaf, das Schwein,
Froh schmausen die Ochsen, die Kälber,
Da stellen sich Esel zur Tafel ein,
Da schmausen am Ende wir selber.
— — — — — — — — — — — — — —
Das kaut, verdaut jahraus, jahrein,
Von früh bis Abendgrauen,
Es ist fürwahr das ganze Sein
Ein Kauen und Verdauen.

Im „Erdballsport" heißt es von der Erde:

So ward nach göttlichem Recht und Brauch
Dem Erdenball ein Plätzchen auch,
Wo an des Existenzes (?) Freuden
Er sich als Sportsmann durfte weiden.

Dann weiter:

Äonen verschlang die gierige Zeit,
Äonen verschwinden im Rachen weit.

Rathmann ist um seine dichterische Anschauung zu beneiden.

Erfreulicher ist da immerhin noch der gefühlsselige Dilettantismus des Verfassers der „Veilchen und Himmelsschlüssel" (Nr. 5). Auch Ewald Dresbach ist kein Dichter; auch er vermag nicht aus einer Stimmung heraus ein Ganzes zu schaffen: was Feld und Wald und Wiese, Thal und Berg und Fluß und all die tausend Blümelein ihm an Empfindungen erwecken, erzählt er uns breitspurig, um einen Reim nie verlegen. Freilich muß sich da z. B. Strahl zu All, gewettet zu getötet gesellen. Die religiösen Gedichte sind mit Rhythmus und Reim ausstaffierte Predigerprosa, deren Wirkung noch dazu durch angehängte Lehren vollständig vernichtet wird. Von seiner theologischen Würde zeigt sich der Verfasser tief durchdrungen, wenn er im Streit der Fakultäten der Theologie folgendermaßen die Palme reicht:

Da schweigen die dreie und reichen
Der ältern Schwester die Hand
Und flüstern harmonisch die Worte:
„Der Vorrang gebührt dir im Land!"
Drum sage ich laut und mit Nachdruck
Und bleib' dabei spät und früh:
Die erste der vier Fakultäten,
Das ist die Theologie!

Wahr oder nicht wahr — geschmackvoll ist das nicht. Auf derselben Höhe steht der „Pfingstwunsch auf dem Niederwald". Dort verlangt Dresbach:

Eine deutsche Kirche im deutschen Land,
Die alle Konfessionen umspannt,
Die als ihr dauerndes Fundament
Das klare Bibelwort nur kennt,
Und die ihre äußere Spitze hat
Im Kaiser und Oberkirchenrat.

Alles sehr wacker, aber dichterisch ist der Oberkirchenrat nicht zu verwerten ebensowenig wie die alten Griechengötter von Kronos bis zu Morpheus u. a., die gar oft herbeigerufen werden. Und doch wirkt dieser kernige, tapfere Mann im ganzen, wie ich sagte, erfreulich — als Mann, aber nicht als Dichter: es ist schade, daß er sein kräftiges Empfinden in endlosen Reimereien verwässert darbietet. Die einigermaßen annehmbaren Gedichte kann man zählen; dazu gehören „Die Jahre sind dahin", „Der Leuchtturm", „Bergisches Volkslied".

Dilettant mit Bewußtsein ist Rudolf Seuberlich (Nr. 6), und doch ist er es weniger als die hier sich Dichter fühlen. Er handhabt die dichterischen Formen gewandt und säuberlich; so gewandt, daß er sich zu artigen Spielereien wie scherzhaften, aber inhaltlosen Reimstudien verleiten läßt. Heiteres Empfinden, leichter, harmloser Humor, ungetrübte Lebensfreude ersetzen den Mangel an tiefgrundiger Lebensweisheit: „Süßes Klagen ist mir nicht gegeben", sagt der Dichter von sich selbst:

Süßes Klagen ist mir nicht gegeben;
Denn kein tiefes Leid fraß mir am Herzen
Und kein herb' Geschick ließ mich erbeben,
Meine Lieder kennen keine Schmerzen.

Dieses sorglose Lebensglück ist kein Glück für den Dichter; er hat uns infolgedessen wenig zu sagen, so hübsch seine Verse auch klingen. Zu den gehaltvollern zähle ich die Gedichte „Ein Wintertraum", „Märchen", „Wiegenlied" und einige mehr. Die besten sind eine Nachdichtung nach dem Esthnischen: „Mein Lied", und eine Übersetzung aus dem Russischen von Nekrassow: „Das grüne Rauschen."

In dem jungen Börries von Münchhausen (Nr. 7) lernen wir endlich auch einen Dichter kennen oder doch einen, der es zu werden verspricht. Seine Dichtung ist allerdings durchaus noch nicht rein und abgeklärt. Manchmal sind Gedanke und Ausdruck noch dunkel, unbeholfen und gesucht, so wenn es in dem historischen Stimmungsbild heißt:

Um Statuen, zum Zehren gezwungen,
Ziehn der Flammen zweifelnde Zungen,

oder von „des Sterbens entsetzlicher Höhle" gesprochen wird. Derlei findet sich oft. B. von Münchhausen hat eine gewisse Neigung zum Ausmalen, die sich in der häufigen Anwendung von Adjektiven kundgiebt. Ein treffliches, aber mit diesem Fehler behaftetes Stimmungsbild ist der „Hunnenzug", von dem ich einige Strophen anführe:

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Heide, der Regen rinnt,
Von ferne ein Schein, wie ein brennend Dorf,
Matt düsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Hunnenschwarm mit laut jauchzendem Ruf,
Dumpf poltert und donnert der Rosse Huf.
Es erbebt die Heide, der Schlamm spritzt auf
An den dolchbehangenen Sattelknauf.

Ein köcherumrauschter, gewaltiger Schwarm,
Hell klirren die Spangen an Sattel und Arm,
Das Haupt geneigt auf die struppige Mähn',
Die braune Faust an gespannter Sehn'.

Auch unter der „ernsten Lyrik" findet sich Tüchtiges, vor allem fertige Handhabung der mannigfaltigsten Formen. Jugendlich unreif ist zumeist die „heitere" Lyrik, die Lieder eines Fahrenden machen den Eindruck einer gekünstelten Empfindung. Da hätte das Meiste ruhig ausgemerzt werden können; ein Rat, der auch bei vielen Gedichten in der Sammlung „Ebbe und Flut" von L. Rafael (Nr. 8) angebracht ist. Diese Dichterin schafft aus der Tiefe einer leidenschaftlichen und doch gedankenschweren Seele, Ton und Ausdruck sind deshalb oft schwerfällig, zum mindesten nicht glatt. Und doch sind es ihre besten Sachen, die von dieser Art sind. Am unbedeutendsten ist sie dann, wenn sie sentimental, überschwenglich wird:

Die Lippe, die da heiß geküßt,
Der Schönheit Walter wird sie sein,
Dein Kuß schließt Himmelsseligkeit
Und Leben: ewige Schönheit ein.

Stimmungsbilder aus der Natur giebt sie mit innigem Empfinden, am besten aber geraten ihr Kinderlieder, überhaupt Gedichte, die Saiten in ihrem Mutterherzen erklingen lassen. Davon nur eins (S. 192):

Und war mein Leben dunkel,
Ihre Augen leuchteten hell.
Und war ich matt zum Sterben,
Ihre Füßlein wanderten schnell.
Und war ich krank und war ich arm,
So sprach ihr Stimmlein liebewarm:
„Lieb Mütterlein, denk' nicht daran,
Es kommt wohl bald der Weihnachtsmann."

Wohl kam ein Mann geschritten,
Doch trug er schwarzes Gewand,
Er hielt kein Tannenbäumlein,
Hielt die Sichel in seiner Hand.
Schnitt ab mein Blümlein, nahm es fort,
Und barg's an stillem kühlen Ort.
Was fang' ich arme Mutter an?
Und balde kommt der Weihnachtsmann?

Schade nur, daß die Dichterin kein treffenderes Bild als den „Mann im schwarzen Gewand mit der Sichel" fand. Im ganzen macht L. Rafael den Eindruck einer Frau, die nach eigenartigem Ausdruck ihres reichen, mannigfach bewegten Seelenlebens ringt: Heimat und Natur, der Liebe Glück und Leid, Kinderliebe und Muttersorgen, kurz alles, was das Herz einer Frau bewegen kann, tönt in ihren Liedern wider.

Viel einfacher ist das Gefühlsleben unserer zweiten Dichterin, Jeanne Bertha Semmig (Nr. 9). Ihr Empfinden strömt nicht tief und voll ins Lied, sie zählt sich zu denen, die da sagen müssen:

Wir verlangten einst zu lieben
Und ungeküßt sind dennoch wir geblieben.

Die Sehnsucht ist ihre Muse; zart, schüchtern kommt sie in verhaltenen Tönen zum Ausdruck. Ihre Stimmung spricht sich wohl in folgenden Strophen am deutlichsten aus:

Mein Herz ist wach und lauschet,
Die Nacht ist warm und hell,
Vor meinem Fenster rauschet
Des Brunnens strömender Quell.
Was rauschest du, alter Bronnen
Von altem süßen Glück?
Die Wasser, die verronnen,
Sie kehren nie zurück!

Die meisten Gedichte verraten einen feinen Sinn für die äußere Form, aber es fehlt ihnen der bedeutende Gehalt. Baumbach scheint anregend auf die Dichterin gewirkt zu haben. In einigen Balladen — ich nenne als die besten „Roneeval", „Schön Ellen" und „Anna Boleyn" — zeigt sie ein entwicklungsfähiges episches Talent; insbesondere weiß sie die passende Stimmung zu erregen.

Anklänge und unbewußte Reminiscenzen sind unsern dichtenden Mitmenschen häufig recht gefährlich; am gefährlichsten dann, wenn diese Sänger halb Naturkinder, halb Bildungsmenschen sind. Solche Leute sollten sich von der „Kultur" nicht so sehr imponieren lassen. Bei Ludwig Palmer (Nr. 10) z. B., dem schwäbischen Arbeiter, der uns „Einen frischen Kranz" aus seinem Blütengarten gewunden hat, zeigt sich dieser Zwiespalt deutlich. Solange er schlicht und einfach ausspricht, was sein Herz bewegt, glückt es ihm. Dahin gehören: „Herbstlied", „Meinem Kinde", „Morgenandacht", „Ein müdes Herz", „Tagesgrauen" u. a. Freude an reiner Natur, an Wald und Feld, Liebe zur Heimat und ihren stillen, beseligenden Gaben weiß Palmer in innigen Liedern zu besingen: zu besingen sage ich, weil er nicht eigentlich gestaltet, sondern mehr lobpreist und seine Gefühle beschreibt. Aber Palmer will auch Denker und Weltanschauungsdichter sein; und da arbeitet er mit ganz unbestimmten, ins Allgemeine sich verlierenden Begriffen. Da ruft er denn aus:

So flücht' ich oft, wenn manchmal mir die schale,
Verkehrte Welt so sehr zuwider ist,
Hinüber in das Reich der Ideale,
Wo man der Erde Mängel gern vergißt.
Nicht eitles Gut will ich zusammenraffen,
Auch glaub' ich nicht an euren frommen Trug —
Ich kann mir selber meinen Himmel schaffen,
Mit des Gedankens kühnem Adlerflug.

Gewiß denkt sich Palmer etwas dabei, auf den uneingeweihten Leser aber wirkt es wie — Phrase. Unklar ist auch, was er unter „Unvergänglich" (S. 67) versteht.

Auch die Verse:

Wir wissen, daß die Zukunft naht
Und Ketten bricht —
Es führt der Menschheit Dornenpfad
Empor zum Licht!

leiden an dieser Unbestimmbarkeit. Ausdrücke wie „Der Ideale Reich", „Reich der Musen", „Harmonie der Sphären" sind weiter nichts als Lesefrüchte. Ganz verfehlt ist das Gedicht „Verfehlt"; da heißt es:

Du denkst so kleinlich und so eigen,
Du hast kein hohes Ideal,
Willst andern meine Fehler zeigen,
Und doch verlierst du jedesmal.

Sein Talent und seine Natur weisen den Dichter auf einfache Stimmungen, das Nahe und Vertraute, nicht auf große geistige Probleme. Dazu fehlt es ihm an Tiefe der Empfindung und geistiger Wucht, an Kraft des Ausdrucks und gestaltender Phantasie.

Auch ein „Autodidakt", auch ein Arbeiter, aber ein sprachgewaltiger, empfindungstiefer, phantasiebegabter Dichter und Denker ist Gustav Renner (Nr. 11). Der unter dem schweren Druck äußerer Verhältnisse schwer ringende, aus socialdemokratischer Proletarierstimmung zu eigeneinsamem Dichten und Denken sich befreiende Dichter wurde bekanntlich von Dr. Friedrich Lange, dem Herausgeber der „Deutschen Zeitung" (Berlin), vor drei Jahren etwa — es war zur Zeit der Ambrosius-Bewegung — „entdeckt". Die Kritik hat dann seine in drei Auflagen erschienenen „Gedichte" gebührend anerkannt, aber volks-

tümlich ist Renner nicht geworden. Er kämpft, wie Fritz Lienhard vor einiger Zeit in der „Rundschau“ (Beilage der „Deutschen Zeitung“) mitteilte, nach wie vor samt Frau und Kindern einen schweren Kampf. Nicht aus Mitleid, sondern aus tiefer Achtung vor diesem seltenen Geist, ergriffen von den Kämpfen dieser düstern, wilden Dichterseele, kann ich nur alle Freunde wahrer, ungekünstelter Kunst auf die „Neuen Gedichte“ nachdrücklichst hinweisen. Ein ernster, tiefeinsamer Mensch ringt hier nach Ausdruck seines innersten Seelenlebens. Die düster-trotzige Stimmung, die das Leben und Dichten dieses Mannes beherrscht, ist wohl nicht nur ein „Erzeugnis“ seiner Lebenserfahrungen, sie ist tief in seiner Naturanlage begründet. Aber gerade, daß ihm die Dichtung nur das Mittel ist, sein Innerstes, wie es nun einmal ist, auszusprechen, daß er überall die richtige Form für seinen Seeleninhalt findet, Feind aller Formspielerei, das macht seine Kunst so wahr und so ergreifend. Wohl sehnt auch er sich nach Glück und Sonnenschein und Menschenliebe, aber er winselt und jammert nicht wie so manche grillenhafte Weltschmerzler. Ihm ist sein Leiden Notwendigkeit, „das eiserne Gesetz, das unabwendbar Ring zum Ringe schließt“. Sein eigenes Lebensschicksal und seine heroische Lebensauffassung ist in folgenden Versen ausgeprägt:

Wie er des Lebens Last noch ferner trug?
Nicht senkte er das Haupt dem harten Streich,
Umwandelnd all sein ganzes innres Leben,
In Leid gelöst, wie schlechte Dichter faseln.
Was einmal in die feste Form geprägt,
Fest bleibt es, unverrückbar — was du bist,
Das bist du auch in alle Ewigkeit,
Wie eine Flamme, einmal angezündet,
Die nie verlöschen kann, und da du lebst,
So lebtest du, wirst immer wieder leben,
In Wechselform, mit wechsellosem Kern,
Und ewig bleibt dir nur die stumme Frage:
Warum du dies und nicht ein Andres bist? —
Nur manchmal, wenn es jauchzend überquoll
In seiner Brust, und sich die Freude hoch,
Ein Adler, in des Lichtes Himmel schwang, —
Wie Lust und Schmerz ja stets Geschwister sind,
Und ähnlich sich, daß man sie oft verwechselt —
Dann klopfte es mit zagem Finger an,
Mit mahnend leiser Stimme: höre mich!
Doch, fest die Zähne aufeinander pressend,
Schlug er die Bahn sich durch des Lebens Wildnis,
Und griff nach allem, was da fremd und fern,
Und hart und unerreichbar schien den andern,
Ob ohne Ziel, doch stets verzehrt von Sehnsucht —
So ging er seinen Weg, wer weiß, wohin?

Wie versteht es dieser Dichter, die Natur mit seiner Seele zu beleben, die Beziehungen zwischen den Naturerscheinungen und seinem Innenleben herauszufinden und zu gestalten. So wenn er den Charakter schroffen Felsgebirges im Sinne erhaben leidenden Menschentums ausdeutet:

Es geht der Tage und der Nächte Reigen,
Die Schatten der Jahrhunderte vorbei
Und lassen unberührt dein großes Schweigen,
Zerrissen, rauh, wie ein Verzweiflungsschrei,
Mit dem die Erde auf zum Himmel griffe,
Doch tief und groß in deinem Schmerz dabei.
— — — — — — — — — — — — — —
So wie ein stolzes Herz wohl wird gefunden,
Den Menschen fremd, verschließend seine Schmach
Und nur dem Himmel öffnend seine Wunden.

Inneres und Äußeres klingt bei Renner zusammen, Landschaft und Seele werden eins, die äußere Anschauung ist nur noch ein Symbol des Innenlebens: darin ist Renner mit Hölderlin verwandt. Das Bild, das diese Gedichte von dem Dichter bieten, ist nun nicht wesentlich neu, aber sie ergänzen und vertiefen den Eindruck, den wir aus der ersten Sammlung gewannen. Eine Anzahl epischer Gedichte zeigt ihn aber auch von einer neuen Seite. „Michelangelo“ ist von wunderbarer, bei Renner überraschender Schlichtheit und Ruhe; das Gedicht reicht an die besten Sachen der einfachen Erzählerkunst Fontanes heran; auch zwei Balladen, im gedrängten, sicher andeutenden Stil der altschottischen Sänger, erinnern an Fontanes prächtige epische Gedichte. Von den drei Stimmungsbildern aus dem kaiserlichen Rom zeichnen sich die beiden ersten durch ihre charakteristische Stimmung, das dritte („Cäsar“) durch eine geradezu bildkünstlerische Gestaltungskraft aus. Der Cyklus „Lazarus-Ahasver“ enthält grandios grausige Bilder leidender, grollender Menschheit; die leidenschaftliche Phantasie eines die Menschen Verachtenden, die Menschheit Liebenden hat sie aus innerstem Erleben heraus entworfen. Ein Mensch — ein Kämpfer — ein Dichter! Möge ihm, wovon auch er sehnend singt, vergönnt sein, ihm selbst zum Segen und uns zur Freude, sich durchzuringen zu dem Gleichgewicht heiterer Seelenstimmung:

Ein immerwährend Blühen,
Wie Lachen durchzittert die Luft,
Tiefatmend haucht die Rose,
Auf der Glücklichen Haupt die Rose
Den traumgesättigten Duft.

Karl Berger.

Feuilleton.

Generallieutenant z. D. H. von Below, der als Verfasser von militärischen Volksbüchern schon wiederholt in d. Bl. mit Ehren genannt worden ist, hat auch das siebzigste Geburtstagsfest des Königs Albert von Sachsen und sein 25. Regierungsjubiläum nicht ohne ein litterarisches Angebinde vorübergehen lassen. Sein Büchlein, das in sauberm grün-weißen Leinwandband im Verlag des Deutschen Soldatenhorts (Karl Siegismund in Berlin) erschienen ist, führt den Titel „Ein Lebensbild König Alberts von Sachsen“, ist mit fünf künstlerischen Beigaben und mehrern in den Text gedruckten Bildern ausgestattet und kostet bei einem Umfang von 103 Seiten 1 M. Man möchte ihm weite Verbreitung namentlich in militärischen Kreisen wünschen. Kein billig denken-

der Recensent wird in einem solchen populär gehaltenen Büchlein eine Bereicherung seines Wissens suchen. Below hat sich begnügt, das für das Leben des Königs Wichtige aus den beiden bekannten Werken des Obersten z. D. von Schimpff herauszuziehen, für einzelne militärische Angaben die verschiedenen Generalstabswerke zu vergleichen, und seine Lesefrüchte dann in schlichter, dem gemeinen Soldaten verständlicher Sprache dargestellt. Thatsachen sind für den gemeinen Mann immer überzeugender und von eindringlicherer Wirkung als geistvolle Reflexionen, und so werden sich an der Erzählung von den Thaten des Helden Albert nicht nur die Kampfgenossen des Prinzen und nachmaligen Kronprinzen erbauen, sondern auch die Neulinge im Waffenwerke werden in König Albert ein leuchtendes Vorbild militärischer Zucht und heldischer Tapferkeit verehren lernen.

— Nur klein ist noch das Häuflein derer, die vor fünfzig Jahren am 18. Mai ihren Einzug hielten in die Paulskirche zu Frankfurt a. M., um als erwählte Vertrauensmänner des deutschen Volkes die heißersehnte Einigung Deutschlands auf Grund einer von allen deutschen Staaten anzuerkennenden Reichsverfassung herzustellen. Sie kamen mit großen Hoffnungen und trennten sich im Jahre 1849 mit schweren Herzen; denn ihrer Arbeit war klägliches Mißlingen beschieden, weil König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone nicht aus der Hand des Volkes und seiner Vertreter, sondern nur aus der Hand der deutschen Fürsten entgegennehmen wollte, und weil er die Annahme der Frankfurter Verfassung von einer Revision ihrer Bestimmungen durch die Fürsten abhängig machte. Es war wohl gut, daß es so kam und nicht anders; denn Friedrich Wilhelm IV. wäre großen Entschlüssen nicht gewachsen gewesen, und eine Niederlage, schlimmer noch als die von Olmütz, hätte vielleicht auf Generationen hinaus Preußen zu einer deutschen Politik großen Stils unfähig gemacht. Die Mitglieder der Erbkaiserpartei des Frankfurter Parlaments, die 1866 und 1870—71 erlebten, haben sich wohl auch bis auf wenige Ausnahmen mit dem Fiasko ihrer Bestrebungen von 1848 ausgesöhnt, da, was sie ersehnt, wofür sie gekämpft und gelitten, auf anderm Wege und in ungleich würdigerer Weise dem deutschen Volke erworben ward zu einem „Besitztum für immer“, wie wir hoffen. Manche von ihnen haben noch bei dem Aufbau des neuen Deutschen Reiches dem großen Baumeister werkthätigen Beistand durch Wort und Schrift geleistet, und beim 70. Geburtstage des Fürsten Bismarck erschienen die Überlebenden (noch immer einige dreißig) mit warm empfundenen Glückwünschen. Seitdem ist das Häuflein zusammengeschmolzen auf zehn. Einer der ältesten, der fast sechsundachtzigjährige Leipziger Professor Karl Biedermann, hat dem ersten deutschen Parlament zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum zwei Erinnerungsaufsätze in „Nord und Süd“ gewidmet, die jetzt im Verlage der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau in Buchform herausgegeben worden sind. Sie enthalten nicht viel Neues, sind aber gleichwohl als Selbstzeugnisse eines Mitarbeiters der Frankfurter Zeit von großem Werte; im einzelnen berichtigen sie manches in den landläufigen Darstellungen, namentlich den Bericht Sybels über das Verhalten Friedrich Wilhelms IV. gegenüber den Anträgen der Frankfurter Versammlung. Deshalb darf der Historiker nicht achtlos an ihnen vorübergehen.

— „Zum Gedächtnis Philipp Wackernagels“ ist die Abhandlung von Lic. Hans Vollmer: „Vom Unterricht in der Muttersprache“ (Gütersloh, C. Bertelsmann, 1897), bestimmt. Sie sucht die Bedeutung des genannten Germanisten und Pädagogen für die Entwicklung des deutschen Unterrichts festzustellen, was zu einer verständigen Würdigung seines „Deutschen Lesebuchs“ führt.

— Von der im Verlage von Karl Henckell u. Comp. in Zürich und Leipzig erscheinenden, von uns wiederholt empfohlenen Sammlung lyrischer Gedichte: „Sonnenblumen“, ist der dritte Jahrgang (24 Blätter zum Preise von 2 M. 25 Pf.) erschienen. Die „Sonnenblumen“, die aus einzelnen, je einem Dichter gewidmeten, mit dem Bilde und einer kurzen Biographie der Dichters versehenen, hübsch ausgestatteten Blättern bestehen, bringen diesmal Gedichte von P. Heyse, Hölderlin, A. Frey, Victor Hugo, Grillparzer, Bulthaupt, Storm, Rückert, Carducci, Platen u. a. m.

— Von Spielhagens „Problematischen Naturen“ erscheint im Verlage von L. Staackmann in Leipzig eine illustrierte Prachtausgabe in 24 Lieferungen zu je 50 Pf. Vierzig Jahre sind vergangen seit der Zeit, als der berühmte Roman zuerst erschien und seinen Siegeszug durch Deutschland begann. Der Dichter, der nächstens seinen siebzigsten Geburtstag feiert, kann mit Stolz auf den Erfolg dieses Werkes zurückblicken. Denn das Buch ist noch heute von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig gleich begehrt und geschätzt. So wird denn auch diese Jubiläumsausgabe, von der bisjetzt 16 Lieferungen vorliegen, überall willkommen geheißen werden.

Bibliographie.

Brandenburg, Erich, Moritz von Sachsen. Erster Band. Mit Titelbild. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 12 M.

Conrady, A.. Geschichte der Clanverfassung in den schottischen Hochlanden. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 2 M.

Darstellungen aus der bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom Königl. bayr. Kriegsarchiv. Siebentes Heft. München, J. Lindauer. Gr. 8. 3 M.

Denecke, Hans, Friedgart. Handlung in drei Aufzügen. Braunschweig, B. Goeritz. 8. Geb. 3 M.

Ernst, Paul, Polymeter. Berlin, J. Sassenbach. 8. 1 M. 50 Pf.

Graf, Max, Deutsche Musik im 19. Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Bd. 5.) Berlin, S. Cronbach. 8. Geb. 2 M.

Hardt, Ernst, Priester des Todes. Dreizehn Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Tote Zeit. Drama. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 1 M.

Heiberg, Herm., Daseinshumor. Geschichten. Berlin, O. Janke. 8. 50 Pf.

— — Lebensbürden. Novelletten. Berlin, O. Janke. 8. 50 Pf.

Hermann, G., Die Zukunftsfrohen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Hümmerich, Frz., Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Mit 1 Photogravüre und 3 wissenschaftlichen Beilagen. München, C. H. Beck. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Jacobsen, J. P., Gesammelte Werke. (In 18 Lieferungen.) 1. und 2. Lieferung. Florenz, E. Diederichs. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Kühne, A., Das Herrscherideal des frühern Mittelalters und Kaiser Friedrich I. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 1 M. 60 Pf.

Künkler, Heinr., Zum Gedächtnis an David Friedrich Strauß. Fünf kleine Aufsätze. Wiesbaden, J. F. Bergmann. Gr. 8. 2 M.

Manfred, dramatische Dichtung von Lord Byron, aus ihrem Grundgedanken erklärt. Nebst einem Anhang: Übersicht über Byrons Poesien. Von einem Theologen. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 M.

Meier, E. von, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. 1860—66. Erster Band. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 12 M.

Passarolle, Das Modell. Eine Studie in drei Teilen. Wien, C. Konegen. 8. 2 M. 50 Pf.

Poschinger, Heinr. von, Fürst Bismarck und der Bundesrat. Vierter Band: Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1878—1881). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. Geb. in Halbfrz. 10 M.

Rosenberg, Adf., Leonardo da Vinci. (Künstler-Monographien. Bd. 23.) Mit 128 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 3 M.

Rosner, Karl, Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert. Ein Stück Kunstgeschichte. (Am Ende des Jahrhunderts. Bd. 6.) Berlin, S. Cronbach. 8. Geb. 2 M.

Stona, Marie, Die Provinz unterhält sich. Federzeichnungen. Wien, C. Konegen. 8. 2 M.

Studemund, Die Stellung des Christen zum Luxus. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 60 Pf.

Wegele, F. X. von, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von Graf Du Moulin Eckart. Leipzig. Duncker u. Humblot. 8. 8 M.

Weitbrecht, Karl, und Richard Weitbrecht, Schwôbagschichta. 1. Sammlung (neue Ausgabe der Gschichta-n ausm Schwôbaland). Zweites Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer. 8. Kart. 60 Pf.

— — — — 3. Sammlung (neue Ausgabe von Allerhand Leut'). Zweites Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer. 8. Kart. 80 Pf.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 38.

Leipzig, 22. September 1898.

Eine neue Schiller-Biographie.

Bekanntlich galt Karl Hoffmeisters in den dreißiger Jahren erschienene Schiller-Biographie trotz zahlreicher späterer Versuche — ich nenne nur Palleske und Scherr, Düntzer und Hepp — noch bis in die achtziger Jahre hinein als das Hauptwerk. Inzwischen haben es drei namhafte Gelehrte unternommen, eine dem heutigen Bedürfnis und dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Darstellung des Lebens und Wirkens Schillers zu geben; aber die Werke dieser drei: Richard Weltrichs (1885—87), O. Brahms (1888—92) und J. Minors (1890—91), harren noch der Vollendung. J. Wychgram erzählte 1895 in volkstümlicher Weise, ohne den wissenschaftlichen Anforderungen etwas zu vergeben, Schillers Leben „dem deutschen Volke"; er schuf damit ein reich illustriertes Hausbuch für alle Stände. Wodurch waren nun alle diese Biographien notwendig geworden? Welches Bedürfnis liegt für die neueste von O. Harnack*) vor? Harnack in seiner angefügten Übersicht über die „kaum mehr übersehbare Litteratur" meint, daß sich die Notwendigkeit einer neuen, auf streng wissenschaftlicher Grundlage errichteten biographischen Darstellung infolge des reichen Zuwachses an Quellenschriften und ihrer wissenschaftlich-kritischen Behandlung aufgedrängt habe. Gewiß! Aber außer dieser doch mehr äußern Notwendigkeit scheinen mir auch mancherlei allgemeinere Ursachen und innere Gründe die eingehendere Beschäftigung mit Schiller herbeigeführt zu haben. Es wird zum Verständnis dieser Dinge und unserer heutigen Stellung zu Schiller gut sein, bei dieser Gelegenheit einmal auf die „Schiller-Frage" einzugehen, was ohne Berührung der „Goethe-Frage" nicht angeht.

*) Schiller. Von Otto Harnack. (Geisteshelden. Biographien. Band 28 und 29.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1898. 8. Geb. in Halbfrz. 6 M. 60 Pf.

Wir alle wissen, daß nicht immer bloß Liebe und Bewunderung die Gefühle waren, denen unsere gewaltigen Dichter begegneten; ihre Herrscherstellung in unserm Geistesleben erwies sich oft auch im Streit der litterarischen und politischen Parteien; den einen verehren hieß oft vielen den andern herabsetzen. An den wechselnden Beziehungen des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert zu den zwei Geistesgewaltigen wird ein künftiger Geschichtschreiber der deutschen Kultur die sichersten Gradmesser der geistigen Temperatur, die feinsten Anzeiger der Stimmungen und Geistesrichtungen der Volksseele haben. Das Verhältnis der einzelnen zu jenen Männern ist ja nach Lebensaltern, Naturell und individuellen Neigungen verschieden; aber auch ganze Generationen sehen wir in ihrem Verhalten zu ihnen wechseln, so daß bald der eine, bald der andere im Vordergrunde des Interesses und Ansehens der Gebildeten der Nation steht. So wirkte Schiller immer am tiefsten in Tagen des Kampfes um ideale Güter, geistige Freiheit, politische Unabhängigkeit und nationale Einheit; dann riß die Sturmkraft seines männlichen Geistes die Zagenden mit fort, sein im Leben bewährter, in seinen Dichtungen gestalteter Idealismus der That entflammte die Gemüter zu entschlossenem Handeln und stärkte ihnen die ausharrende Kraft. War aber der Sieg errungen, traten die Zeiten beschaulicher Ruhe und behaglicher Friedensfülle ein, da konnte Goethes bewegliche Weisheit ihren Einzug in die warmen, befriedigten Herzen halten: sie lehrte uns dann den Tag stillfreudig genießen, das schwer Errungene ausbauen und das von den Vätern Ererbte täglich neu erwerben. So ließ man beispielsweise nach der Erfüllung, die die Jahre 1866 und 1870/71 gebracht, freudiger den milden Hauch Goetheschen Wesens über sich ergehen, die Teilnahme für den Dichter und Denker wuchs

— allerdings manchmal mehr in die Breite als in die Tiefe —, man erbaute sich an der Fülle Goethescher Lebensweisheit, versenkte sich in die Schönheiten seiner Dichtungen; die Zeit Goethes schien erst anbrechen zu wollen, die Goethe-Verehrung feierte in der Goethe-Philologie ihre wissenschaftlichen Triumphe. Viele bewahrten sich ja dabei auch das Verständnis für Schiller; aber in den tonangebenden Kreisen der litterarischen Zunft galt Goethe, der Dichter und Denker, die geschlossene, einheitliche Persönlichkeit, mehr und mehr als der die Bildung unsers Jahrhunderts eigentlich bestimmende Genius; vielfach verhielt man sich auch kühl ablehnend gegen Schillers „Rhetorik", wenn man nicht gar zum offenen Angriff überging. Und dann kam die „Moderne". Unsere Jungen und Jüngsten konnten sich oft gar nicht genug thun in unverhohlener Verachtung Schillers; ließen sie den Dichter der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" noch gelten, so betrachteten sie doch seine dramatische Technik für überwunden, den Stil und die Rhetorik der spätern Dramen für abgethan und veraltet. Im Bewußtsein des Volkes zwar lebte Schiller als der eigentliche Nationaldichter fort; das konnte aber nicht hindern, daß sich die Zweifel an seiner Künstlerschaft mehr und mehr zu der Frage verdichteten: ist Schiller denn noch lebendig? Bedeutet er für unser Geschlecht überhaupt noch etwas und was? Man mag über solche Fragen lächeln, sie thöricht finden, aber wenn sie immer wieder gestellt werden, müssen sie schließlich auch beantwortet werden. Jedenfalls ist gerade durch jene Neuerungsbestrebungen über Schiller hinaus das Interesse und Verständnis für seine Persönlichkeit und seine Kunst wieder belebt worden. Die neuere, immer umfangreicher werdende Schiller-Forschung empfing aus jenem Zweifeln an seinem Wert die stetige Anregung, in die verschiedenen Seiten seines Wesens und Schaffens neue Einblicke zu gewinnen. Und nicht nur in litterarischen und künstlerischen Fachkreisen wird im letzten Jahrzehnt der Sinn für Schiller wieder lebendig; gar mancher Deutsche stählt heute an Schillers kampffrohem Idealismus seinen Geist für die Kämpfe um Bewahrung und Festigung nationaler Eigenart. In richtiger Erkenntnis dieser Bedeutung Schillers schrieb der König von Württemberg (9. Mai 1895) an den Schiller-Verein in Marbach: „Es dürfte gerade in der jetzigen Zeit für das deutsche Volk von großer Bedeutung sein, die Erbschaft des nationalen Dichters zu pflegen, und damit die Erkenntnis von dem höhern Werte des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben." Was aber die Vorstellung vom Wert und von der Lebensfähigkeit der Schillerschen Kunst besonders herabgedrückt hatte, das war das Vorurteil, daß seine Dichtungen keinen realen Lebensgehalt aufwiesen; daß der Zusammenhang zwischen persönlich Erlebtem und dichterisch Gestaltetem bei Schiller fehle. Die Nachahmer Schillers hatten ihres Meisters Ansehen geschädigt; überdies gab mehr und mehr die einseitige Kritik O. Ludwigs den Ton an, die ihr künstlerisches Ideal von Shakespeare entnahm und daran auch einen Schiller messen zu dürfen glaubte. So ergab sich von verschiedenen Seiten her die Notwendigkeit, über die Entwicklung, das Wesen, die Persönlichkeit Schillers tiefere Einsicht zu schaffen; vor allen Dingen den innigen Zusammenhang zwischen seiner eigenartigen Persönlichkeit und seinen einzigartigen Dichtungen aus seinem Lebensgange und seinem Wesen zu begründen und so ein Beurteilungsprincip für ihn zu finden; nicht zum wenigsten aber sein Recht gegenüber anders gearteten Dichtern zu wahren und sein Verhältnis insbesondere zu Goethe festzustellen. Und so ist es denn nichts weniger als ein Zufall, daß gerade in unserer Zeit, in den letzten zehn bis zwölf Jahren, die Persönlichkeit Schillers die Forschung immer mehr anregte, und hervorragende Gelehrte zur Darstellung seines Lebens sich gedrängt sahen.

Die neueste Biographie von Otto Harnack füllt demnach nicht bloß eine Lücke in der Sammlung „Geisteshelden" aus. Natürlich durfte gerade in einer solchen Sammlung ein Mann wie Schiller nicht fehlen, auf den wirklich einmal die durch zu häufige Anwendung fast abgenutzte Bezeichnung „Geistesheld" paßt; denn „Hervorragung im Geistigen", tapferes Sichselbstbehaupten gegen alles Kleine und Gemeine, gegen ein widriges Geschick, ideale Erhebung über die Wirklichkeit, sind ja die Grundzüge von Schillers Leben, Charakter und Dichtung von den „Räubern" bis „Demetrius". Diesen Schiller nun, wie er war und in seinen Werken noch ist und wirkt, will uns Harnack darstellen. Gleich in der Einleitung giebt er den richtigen Standpunkt für die Betrachtung von Schillers Leben und Werken: den wirklichen, geschichtlichen Schiller will sein Biograph suchen, nicht sich mit dem weichen, schattenhaften Bilde der schwärmerisch angehauchten Phantasieschöpfung, wie sie vielen vorschwebt, begnügen; auch die volkstümliche Vorstellung unsers großen Nationaldichters genügt dem modernen Forscher nicht. Im ganzen zwar hat die volkstümliche Meinung nicht unrecht: „sie hat die Gesamtsumme dieses Lebens richtig erfaßt und gewürdigt, wenn sie auch die einzelnen Bestandteile nicht kennt, aus denen es sich zusammensetzt; sie hat erkannt, daß Schillers unermüdliche Arbeits- und Kampfesfreudigkeit aus dem Bewußtsein einer persönlichen, idealen Aufgabe hervorging, die zu lösen ihm gelang, unter den ungünstigsten Bedingungen, durch Einsetzen aller Kräfte, bis zum frühzeitigen Aufzehren, bis zum Opfer seines Lebens." Aber, so ergänzt Harnack, „in den Mitteln dieses Strebens und Kämpfens war Schiller nichts weniger als der in den Wolken einherfahrende Idealist, als den man ihn sich gern träumt". Harnack betont es von vornherein und weiß es in seiner Darstellung zu erweisen, daß Schiller, der in seiner Jugend seine Überlegenheit in Verachtung der Wirklichkeit und der Außenwelt bezeigte, durch eine harte äußere und innere Schulung dazu kam, die realen Verhältnisse mit durchdringender Menschen- und Weltkenntnis zu beherrschen.

Den Hauptnachdruck legt Harnacks Buch auf die innere Entwicklung, das geistige Werden Schillers; das eigentlich biographische Element tritt zurück vor dem litterarisch-kritischen oder besser ästhetisch-analysierenden; der Besprechung der einzelnen Werke wird ein beträchtlicher Teil der etwa 400 Seiten umfassenden fünfzehn Abschnitte gewidmet. Die Werke werden betrachtet als Stücke seines Lebens, als gewaltige Kampfes- und Siegeszeichen, die der rastlos vorwärts strebende Dichter, dessen Ziel nach Wilhelm von Humboldts Wort so gesteckt war, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, auf der jeweils errungenen Höhe errichtete. Harnack ist durchgehends bestrebt zu zeigen, daß Mensch und Künstler, Dichter und Denker sich gleichmäßig in Schiller entwickelten und vollendeten; sein Hauptaugenmerk ist dabei auf die Entwicklung Schillers vom subjektiven, „mit den Affekten von Liebe und Haß" gestaltenden Dichter zum Meister der historischen, objektiven Dichtung gerichtet. In der Anlage und Absicht scheint mir Harnacks Versuch richtig; aber ich finde, zu einer organischen Ausgestaltung dieser richtigen Grundgedanken genügt es nicht, darzustellen, daß zwischen Schillers Naturanlage und Lebenserfahrung, seiner Persönlichkeit und seinem Dichten und Denken die innigsten Beziehungen bestehen; dazu muß uns vor allem gezeigt werden, wie aus Schillers Leben, dem ethischen Kampf und Ringen dieser erhabenen Freiheits- und Herrennatur mit gemeiner Not, mit widrigen Verhältnissen und niedrigen Menschen sein Lebensideal und seine Kunst hervorwuchsen. Zu diesem Zweck hätte sein Biograph uns die treibenden Grundkräfte, die Schillers Leben und Schaffen bestimmten, aufweisen und in ihrer Entwicklung darstellen müssen; erst von da aus hätte Harnack uns Schillers dramatische Anlage und seine Richtung auf das Tragische, die psychologische Grundlage für Schillers sociale und historische Richtung darstellen können. Auch Schillers Dichtungen sind, wenn auch in anderm Sinne und schwerer nachweisbar als die Goethes, „Bruchstücke einer großen Konfession"; auch seine ästhetischen Darlegungen sind der Ausdruck persönlicher Weltanschauung, aus seiner „ganzen Menschheit" herausgenommen. Der Idealismus in Schillers Kunst und Philosophie ist zugleich eine Thatsache seines persönlichen Lebens, ein Ergebnis und Erlebnis seiner geistigen Entwicklung und seines äußern Lebens. „Ganz meine Ansicht", wird mir vielleicht der Verfasser dieser Biographie einwerfen. Nun gut! Ich vermisse nur die deutlich entwickelte Darstellung dieser wichtigen Zusammenhänge.

Allerdings, um diese tiefen Beziehungen zwischen persönlichem Erleben und poetischem Schaffen, auf denen der dauernde Wert von Schillers Kunst beruht, nachzuweisen, hätte Harnack viel mehr, als er es thut, auch auf den äußern Lebensgang (und dessen Einwirkung auf die geistige Entwicklung) des Dichters eingehen müssen. Er hätte dabei noch gar nicht einmal so weit wie manche Erklärer Goethescher Dichtungen zu gehen brauchen. Kuno Fischer hat zuerst diese Methode in geistvoller und vielfach erfolgreicher Weise auf Schillers Jugenddichtungen angewendet; auch Harnack hätte auf dieses Mittel nicht verzichten sollen. Um nur eins zu erwähnen: einer der oberflächlichsten Irrtümer, die seit den Tagen der Romantiker über Schillers Charakterentwicklung und Kunst im Schwange waren, ist die Ansicht, dieser männliche Dichter sei hauptsächlich nur von männlichen Geistern beeinflußt worden, echte Frauengestalten voll Lebenswahrheit habe der heroische Schiller seiner ganzen Persönlichkeit nach niemals schaffen können. Als gemütvollen Bewunderer ihrer „Würde" läßt man ihn gern gelten. Harnack huldigt diesem Irrtum nicht. Aber er bietet auch nichts zu eindringlicherm Verständnis von Schillers Leben und Dichtung nach dieser Seite hin. Die Mannheimer Liebesbeziehungen sind sehr dürftig behandelt, Charlotte von Kalbs Einfluß auf den Dichter ist wenig gewürdigt, selbst das Verhältnis von Schiller zu seiner Gattin Lotte nicht in seiner Tiefe und Innigkeit erschöpft. So kommt Harnack nirgends dazu, uns, was doch sehr wichtig wäre, zu zeigen, wie die Ereignisse von Schillers Liebesträumen und Liebesleben zu Aufgaben seiner Kunst wurden. Und doch zog Schiller als Mensch und Dichter auch aus diesen Lebenserfahrungen reichen Gewinn. Das Freundschaftsbedürfnis des jungen Schiller berührt Harnack, versäumt aber, es tiefer zu begründen und zu erklären, und den Zusammenhang dieser Sehnsucht mit seiner jugendlichen Ideendichtung und seinem geistigen Werden nachzuweisen.

Auf die Auseinandersetzungen Harnacks über die einzelnen Dramen kann ich hier nicht näher eingehen. Er sagt darüber manches treffende Wort; aber auch da hätte der Biograph mehr geleistet, wenn er deutlich die individuellen Unterschiede der Konflikte und Probleme der Jugenddramen nachgewiesen und ihr Hervorwachsen aus den persönlichen Lebensstimmungen und dem Lebensgehalte des Dichters aufs bestimmteste dargelegt hätte. An einem Buche, das Harnack in seiner litterarischen Übersicht nicht einmal nennt, Karl Weitbrechts „Schiller in seinen Dramen" (1897), hätte vielleicht auch Harnack sich den Blick für diese Dinge schärfen können. Ich will daraus nicht den furchtbaren Vorwurf ableiten, Harnack kenne das Buch gar nicht. Mit derartigen Vorwürfen der Bücherunkenntnis muß man vorsichtig sein. Ist es doch Harnack zugestoßen, daß er mir in einer Besprechung meines Buches „Die Entwicklung von Schillers Ästhetik" in den „Preußischen Jahrbüchern" vorwarf: Minors Biographie wird (von Berger) überhaupt nicht erwähnt. Und dabei hatte ich Minor Seite 12, 25, 27 u. a. a. St. angeführt und benutzt. Harnack war das entgangen beim — Durchblättern.

Trefflich aber weiß Harnack die „großartige Eigenschaft der letzten historischen Dichtungen Schillers" ins rechte Licht zu setzen, nämlich, „daß sie nicht nur einzelne Vorgänge und Gestalten aus der Vergangenheit aufgreifen, sondern aus dem Vollen, aus einer historischen Totalanschauung geschöpft sind".

Überhaupt möchte ich nicht den Eindruck hervorrufen, als ob diese Biographie nicht auch das Lob reichlich herausfordere. So ist namentlich hervorzuheben, daß sie in ihrer Art doch das Wesentliche bringt und aus einer einheitlichen, klaren Anschauung des Schillerschen Wesens geschrieben ist. Das zeigt sich unter anderm in dem Urteil über den Wert der Kantischen Studien für Schiller. Zwar läßt Harnack die Erkenntnis vermissen, daß Schiller für die Aufnahme und Verarbeitung von Kants Schönheitslehre durch seine ganze vorherige Entwicklung vorbereitet war und seine Ästhetik aus seiner Weltanschauung herausbildete; aber Harnack hält doch gegenüber schnellfertigen Urteilen, es sei diese Beschäftigung eine Verirrung des Dichters gewesen, daran fest, daß der Gang seines seitherigen Lebens ihn mit Notwendigkeit zu dem energischen Unternehmen einer philosophischen Durcharbeitung und Klärung führte. Diese führten ihn dann auch zu der Möglichkeit eines Freundschaftsbundes mit Goethe. Gerade das Entstehen und das Wesen dieses Verhältnisses stellt Harnack mit meisterhafter Kenntnis der beiden Naturen dar; mit Recht nennt er es das wichtigste Ereignis nicht nur im Leben Schillers, sondern auch in der Entwicklung unserer gesamten Nationallitteratur. Nur scheint es mir eine Verkennung von Schillers Seelenzustand zu sein, wenn Harnack dessen abfällige Urteile über Goethe vor dem Bunde als „gehässige" bezeichnet.

In Einzelheiten will ich mich nicht verlieren; nur einen Satz will ich noch herausheben, weil er geradezu verblüffend auf mich gewirkt hat. Seite 193 heißt es: „Schiller, so glücklich er sich auch fühlte, so ungetrübt sein Familienleben stets blieb — war doch nicht eigentlich zum Ehemann und Hausvater geboren." Das verstehe ich einfach nicht, auch nicht, wenn ich die weitern Sätze Harnacks zum bessern Verständnis heranziehe. Ich hatte diese fünfzehn Jahre währende Verbindung immer für eine geradezu vorbildliche deutsche Ehe gehalten; zu dieser Annahme berechtigten die übereinstimmenden Zeugnisse Lottes und des jungen Heinrich Voß. „Wer kennt Schiller als Gatten, als Vater, als Dulder, als Hausvater? .... Der geniale Schiller, den man aus seinen Werken kennt, war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen." Als Kranker wie als Krankenpfleger war Schiller von größter Geduld und Selbstüberwindung, seinen Kindern war er ein Vater voll Güte und Milde. Dieser Ehebund brachte Schillers geistige und gemütliche Kräfte erst zu freier Entfaltung. Je größer das Leid, desto inniger schlossen sich die Ehegatten aneinander an. Auch hier bewährte sich Schillers Idealismus in treuer That. Gerade diese Ehe widerlegt die in der klassischen Zeit aufgekommene Ketzerei, daß ein guter Hausvater notwendig auch ein „Philister" sein müsse, daß ein Genie zum Ehemann nicht tauge. Das deutsche Volk trifft doch auch hier das Richtige und den Thatsachen Entsprechende, wenn es, im Gegensatz zu gelehrter Auffassung, den Dichter des „Liedes von der Glocke" auch als wackern Hausvater verehrt.

Karl Berger.

Zur Musiklitteratur.

1. Kritiker und Künstler oder (!) Tonkunst und (Musik-?)Kritik. Von Dr. Karl Fuchs. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. Kl. 8. 3 M.

Die äußern Anregungen dieser höchst lesenswerten Schrift sind nach dem Berliner „Musikpanama" wohl unschwer zu erraten. Dennoch scheint — bei näherm Zusehen wenigstens — den direkten Anstoß zu ihr die Umfrage der Wiener „Neuen musikalischen Presse": Wie ist über die Besuche der Künstler bei den Kritikern zu denken? — gegeben zu haben; dieselbe, zu der auch ich seinerzeit mein bescheiden Scherflein, und zwar im Sinne des Verfassers: Für! — wenn auch von ganz andern Motiven dabei ausgehend, beizutragen hatte. Wenn aber Dr. Fuchs, den wir als geistvollen und gediegenen Musikschriftsteller längst ungemein schätzen, als Musikreferent in Danzig schon zu solch müden Betrachtungen (wie S. 75—87) gelangt, was sollen dann erst die geplagten Herren Kollegen in den ersten Musik- und tonangebenden Großstädten sagen — von der unwürdigen „Berliner Hatz" hier noch ganz zu schweigen. Ganz ausgezeichnet neben so vielem Schlagenden in diesem Buche ist auch die Beibringung einer Menge von statistischem Material, das sich nur leider nicht auch bis auf die Feststellung der verschiedenen Gehaltsklassen erstreckt hat. Denn das ist und bleibt doch nun einmal der Krebsschaden in dieser ganzen Angelegenheit, was Fuchs mit gutem Rechte auf Seite 93 hervorhebt: „In ganz Deutschland, mit wenigen Ausnahmen, ist die Bezahlung des Musikkritikers an der Presse schlecht. Es ist schon halb darauf gerechnet, daß der Kritiker sich durch seinen Einfluß belohnt mache: wie? da sehe er zu! Endlich geschieht es «so», in Barem; und wer ein besseres Ich gar nicht erst zu verlieren hat, der findet es bald natürlich, daß die Leute aus der Kunst ein Geschäft machen, und noch natürlicher, wenn er aus der Kritik eins macht." So viel ist jedenfalls sicher, Hans von Bülow z. B. würde nach seinen, in den „Skandinavischen Reisebriefen" zu diesem Thema niedergelegten Anschauungen angesichts gewisser moderner Vorkommnisse und Erscheinungen nicht auf „Hängen", sondern auf „mildernde Umstände" ganz zuversichtlich plaidiert haben. Über Dr. Fuchs' praktische Vorschläge zur „Reform" (S. 71—73) an einer andern Fach-

blattstelle, wo ich unter ausführlicher Begründung „Kritikertage" in Vorschlag zu bringen mir erlaubt habe.

2. Der Ideengehalt von Richard Wagners Ring des Nibelungen in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Von Arthur Drews. Leipzig, H. Haacke. 1898. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Würde ich in einer philosophischen Fakultät darüber zu entscheiden haben, ob diese Arbeit angenommen werden solle, so würde ich der wohldisponierten und abgeklärten, dabei fleißigen und auch stilistisch gediegenen Abhandlung das „Imprimatur" entschieden erteilen, ja ihren Verfasser vielleicht sogar ohne Rigorosum zur Promotion zulassen. Damit ist sehr viel, aber auch schon alles gesagt. Ich bin nämlich zugleich der ketzerischen Anschauung, daß sich in einer Dissertation erst die ganz allgemeine Befähigung des angehenden Gelehrten zum wissenschaftlichen Arbeiten zu bekunden habe — nicht mehr, als ein litteraturkundiger Sinn zu streng methodischer Behandlung irgend eines beliebigen Themas aus dem bezüglichen Specialgebiete, um eben aus zwölf bereits vorhandenen Büchern ein dreizehntes zu schreiben, das dann ohnedies oft genug das Schicksal des „Dreizehnten" zu teilen hat, indem es meist bald darauf vom Erdboden wieder verschwindet. Wogegen die wirklich selbständige Eigenforschung reifer und fertiger Zierde der Gelehrtenrepublik, die Bereicherung der Wissenschaft durch eine neue Idee, im wesentlichen der Habilitationsschrift vorbehalten bleiben kann. Also: das Doktordiplom wäre wohl auszustellen, denn zu den bereits vorhandenen zwölf Büchern über das gleiche Thema von: Hausegger, Eiser, Höfler, H. von Wolzogen, Porges, Koch, Mor. Wirth, Nietzsche, Dinger, Chamberlain und einigen Franzosen — bildet diese Publikation eben die kompilierende dreizehnte, deren wissenschaftlicher, über rein private Exercitien hinaus zu objektiver Daseinsberechtigung leitender Schwerpunkt in dem Nachweise (Einleitung, Kapitel I, II und Schluß) beruht: daß die auf des Meisters Schopenhauer-Philosophem eingeschworenen Wagnerianer bei ihrer blinden Einseitigkeit von vornherein sich den Weg versperrt oder sich der Möglichkeit beraubt hatten, die „Synthese von Schopenhauer und Hegel", wie sie in der modernen „Philosophie des Unbewußten" bei Ed. von Hartmann schon vorliege, im „Nibelungenring" zu entdecken, der sich „besser an der Hand dieser Philosophie als irgend einer andern Weltanschauung entziffern" lasse (S. 113). Nicht aber wäre die Venia legendi daraufhin schon zu erteilen; denn dazu erscheint uns vieles in dem Werkchen doch noch zu unselbständig und unzuverlässig — man braucht ja unter anderm nur zu verfolgen, wie auch in diesen Wagnerianischen Meditationen einer Al Fresco-Philosophie wieder mit Begriffen wie „Selbstsucht" ohne feinere logische oder philologische Nuance, gleichsam en gros operiert wird. Wir sehen also der Habilitationsschrift des „Dr." Drews „in Wagnerianis" noch entgegen — das Zeug hat er ganz ohne Zweifel dazu!

3. Experimentaluntersuchungen über Musikphantome und ein daraus erschlossenes Grundgesetz der Entstehung, Wiedergabe und Aufnahme von Tonwerken. Von Dr. Ch. Ruths. Darmstadt, H.-L. Schlapp. 1898. Gr. 8. 8 M.

Wenn ich in einer Ankündigung Sätze lese, wie: „auf dem untrüglichen Wege der exakten Beobachtung und des Experimentes", oder gar: „Der Spiritualismus und das Ignoramus et ignorabimus sind vernichtet", dann wird mir schon immer ganz übel zu Mute. Immer doch wird die Ästhetik, die längst schon keine „von unten" (wie bei Fechner) mehr, sondern eine „von außen" mittlerweile bereits geworden ist, notwendigerweise bei einem Punkte anlangen, wo sie selbst allein schlechterdings nicht mehr durchkommt und wo sie daher zur „Ästhetik von innen", der Psychologie des Schaffens, ihre Zuflucht nehmen, bei dieser anfragen und sich auf deren Resultate verlassen oder doch beziehen muß. Immerhin darf ich aber bekennen, daß ich in dem Buche mehr von jener „Ästhetik von innen" vorgefunden habe, als der buchhändlerische Prospekt erwarten ließ. Nach diesen neuern Forschungen wären also Inhalt der Musik nicht mehr „tönend bewegte Formen", aber auch nicht „Gefühle, Stimmungen, Gemütsbewegungen" und deren Ausdruck — sondern „Phantome", d. i. Farben-, Formen-, Gestaltungs- und Bewegungsbilder, die beim Anhören der Musikstücke in den Gehirnen mancher Personen auftreten. Schon hierbei bleibt nun fatal, daß dergleichen Wirkung dann nicht bei allen Menschen übereinstimmend eintritt. Noch fataler, wenn daraus, daß möglichst viele und identische Phantome bei den Hörern eines und desselben Musikstücks sich einstellen können, nunmehr ihr Vorhandensein auch beim schaffenden Künstler angenommen, ja noch mehr, selbst die größere oder geringere Genialität des Komponisten, die bessere oder schlechtere Kunstleistung gefolgert werden soll. Ist denn überhaupt wohl die ganze Voraussetzung richtig, wonach ganz dieselbe Phänomenologie sozusagen — wie beim Autor unterm Produzieren — auch bei seinem Publikum nun statthaben müsse, um Kunst im wirklichen Sinne zu statuieren? Und ist denn programmatische Instrumentalmusik ohne weiteres Tonkunst an sich? Ist hier nicht am Ende doch statt des Inhalts eine Begleiterscheinung nur genommen, und für Identität angesehen, was im Grunde Association und Gleichung, oder doch „Substitution" ist? Natürlich liegt das Problem nicht so nackt und trivial auf der Hand, wie wir es hier herausgeschält haben. Allein ein gewisser Analogieschluß beim Sprung vom Gehirn des Komponisten zu dem Gehirn des Zuhörers (S. 104 fg.) dürfte kaum völlig von der Hand zu weisen sein. Nichtsdestoweniger verdient die Stimme dieses „Predigers aus der Wüste" — wie mir scheint — mit Aufmerksamkeit gehört zu werden. Denn sein umfangreiches, anregendes und gewissenhaftes Werk steht trotz alledem durchaus auf der Höhe der Zeit und hat uns, wenn auch unvollkommen, im Grunde doch ganz anderes zu sagen, als z. B. solch eine „Ästhetik der Tonkunst" alten Stils,

wie die im vorigen Jahre erschienene von C. Hennig, die für unsere Epoche und den heutigen Stand der Dinge rein gar nichts mehr bedeuten kann. Die induktive Forschung hat zudem durch Ruths eine ganz neue Richtung und eine sehr interessante Methode gewonnen, die musikwissenschaftliche Untersuchung zudem viel wertvolles Material erhalten; eine ganze Menge von zunächst befremdlichen, oft mehr als seltsamen Aussprüchen oder Aperçus bei Laien und vor allem schaffenden Geistern selbst (vgl. bei Wagner „Depotenzierung des Gesichtes", „Einfall" bei Musikdramatikern und „Geistersehen" bei Beethoven — S. 13, 101, 243; bei Liszt die Übersetzung musikalischer Wirkungen in blühende Bilder und glänzende Metaphern — S. 414 fg; die Theorie der „Urmotive" bei Steinfried und in den „Bayreuther Blättern" — S. 205; das Farbensehen bei Raff u. a., u. s. w.) gewinnt auf einmal beredte Physiognomie.

Ganz anderer Natur wieder sind die Forschungen über:

4. Konsonanz und Dissonanz. Von Professor Dr. Karl Stumpf. (Beiträge zur Akustik und Musikwissenschaft. Erstes Heft.) Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1898. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Karl Stumpf gilt in engern Fachkreisen als einer unserer ausgezeichnetsten Tonpsychologen im speciellern Sinn, an dessen fruchtbare und auf technischer Sachkenntnis beruhende Forschungen sich mancherlei Hoffnungen schon seit langem knüpfen. Ob diese Hoffnungen durch vorliegende Arbeit auf einem der wichtigsten, seit Helmholtz vielumstrittenen Gebiete schon erfüllt sind, steht freilich dahin. Der Verfasser selbst scheint sich — wie aus seinem Schlußwort hervorgeht — hierin keinen allzuhohen Illusionen hinzugeben. Aber einen guten, wohlthätigen Ruck scheint das Problem doch gethan zu haben mit dieser Monographie, die als Vorarbeit und Einschiebsel zwischen dem zweiten Bande seiner großen „Tonpsychologie" und den weiter noch folgenden zwei Bänden für seine gelehrten psychologischen Fachgenossen vom Verfasser gedacht ist, da er sich in der Folge mehr an die Musiktheoretiker und die nachdenklichen Tonkünstler zu wenden gedenkt. Auch Stumpf ist ein exakter Forscher und geht von induktiven Principien aus, das psychologische Experiment nicht verschmähend. Doch wiegt die Neigung bei ihm entschieden vor, immer wieder in das Gebiet der Physik, der objektiven Akustik sich zu verlieren und darüber die so notwendige Ergänzung nach psychologischer Seite allzuleicht zu versäumen. Auf eine tiefer eingehende Kritik verzichten wir angesichts der Schwierigkeit der Materie an dieser Stelle. Zur einstweiligen Orientierung und Anregung nur sei mitgeteilt, daß der Verfasser — ausgehend von der Unhaltbarkeit der Helmholtzschen Theorie (die er geistvoll in zwei besondere, ganz verschiedene Definitionen zerlegt) — zunächst Kritiken der Konsonanzdefinitionen durch das unbewußte Rechnen, durch das Annehmlichkeitsgefühl und das Auflösungsbedürfnis, später auch derjenigen durch die dualistische Klangvertretung giebt, um schließlich zur positiven Darlegung der Verschmelzungstheorie zu gelangen. Sie ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben, und den er zum Eckstein seiner Untersuchungen macht. Wenn nicht Obertöne und nicht Schwebungen, so ist es die Verschmelzung zweier Töne zur Einheit gleichsam eines Tones für das Gefühl, was die Lehre der Konsonanz begründen kann. Selbst wenn wir zwei gleichzeitige Töne wohl auseinanderhalten, bilden sie in der Empfindung doch ein Ganzes, das uns bald mehr, bald weniger einheitlich erscheint: das ist Konsonanz — eine Art von „Unisono". Daraus lassen sich Verschmelzungsstufen der Konsonanzen und Gradunterschiede der Dissonanzen entwickeln. Das ganze Schlußkapitel allerdings bewegt sich in äußerst schwachen Positionen. Vermißt haben wir auf Seite 1 Anmerkung den Namen R. Wallaschek unter den Helmholtz-Kritikern sowie Draeseckes Untersuchungen im Programm des Dresdener Königl. Konservatoriums, Seite 106. Hervorgehoben muß aber wieder sein, daß wir selten solche gelehrte Abhandlungen auf 108 Druckseiten mit so viel lustigen Schnurren und witzigen Wendungen gewürzt fanden. Mein alter geschätzter Lehrer Professor Wundt würde das zwar wohl wieder mit wissenschaftlicher Entrüstung „salopp" nennen. Es hilft indessen alles nichts; ist doch die einzige Art und Möglichkeit, derartige interessante Studien auch für andere genießbar zu machen! Gleich die nächste Publikation giebt uns ein beredsam Beispiel davon:

5. Deutsche Musik im 19. Jahrhundert. Von Dr. Max Graf. Berlin, S. Cronbach. 1898. 8. Geh. 2 M.

Selten haben wir eine so knappe und dabei so unglaublich geistreiche Musikgeschichte in Händen gehabt! Die großen Hauptkapitel darin sind von zwingender Stimmung; dabei das, was der sachkundige Verfasser an Antithesen und Vergleichen leistet, an lichtvollen Aperçus und neuen Zusammenfassungen beibringt, geradezu glänzend geraten — fast zu unruhvoll in diesem feuilletonistischen Gedankenschillern, und daher stellenweise gewiß nicht ohne Vorsicht zu benutzen: aber doch bei aller Subjektivität des Autors (oder gerade wegen dieser) eine ganz unbeschreiblich anregende Lektüre! Mit Recht ist Beethoven als dem Vater und Begründer der europäischen Musik des 19. Jahrhunderts ein volles Dritteil des Werkchens eingeräumt, und es will schon etwas heißen, wenn man dem Verfasser bestätigen darf, daß er hier trotz allem, was über den Schöpfer der „Neunten Sinfonie" doch schon Gescheites in die Welt gesetzt wurde, wirklich Neues in Zusammenstellung und Formulierung noch gegeben hat. Seite 28 und 42: seine Ausführungen über Beethoven als „mehr Erben, denn Neubahner", widersprechen sich freilich mit Seite 46, 59, wo ausdrücklich von neuen Formen, Seite 122 sogar vom „Brecher alter Formen und Schöpfer neuer tönender Welten" treffend die Rede ist. Ein vortreffliches Gruppierungsprincip für vieles ist in „Heroïsch"- und „Bürgerlich-

Romantisch" gegeben; vorzüglich auch wieder der Begriff „sentimentale Klassiker" für Spohr, Mendelssohn und Schumann eingeführt. Nur scheint uns — so wie wir die Sache nach unsern Forschungen nun einmal ansehen müssen (vgl. „Rob. Schumann und die Neudeutschen" im „Musikalischen Wochenblatt", 1891, wo der Verfasser zugleich finden kann, daß es in der That „schon aufgefallen ist, wie die Grundlage in Schumann nicht musikalisch, sondern litterarisch war") — scheint uns also die eigentliche Behandlung des „Lyrikers von Zwittau" (!) als „Pubertätslyriker des deutschen Volkes" und „Hausklassiker des Bürgertums" (S. 105 fg.) reichlich verfehlt, zum mindesten doch arg ungerecht. Hätte Graf unsern Rob. Schumann im Zusammenhange mit seinem ganzen Gedankengang als „bürgerlichen Revolutionär", als „philiströsen Romantiker" etwa zu fassen gesucht (S. 147 fg. kommt das etwas besser heraus), so würden wir ihm vielleicht im Kern zugestimmt haben; denn damit wäre zugleich auch jenes Problem bedeutsam gestreift gewesen, das mit dem Bonmot Draesekes: „Er begann als Genie, um als Talent zu endigen", auf den Nagelkopf getroffen wurde. Graf acceptiert auch das, schon von Dr. Batka systematisch zur psychologischen Erklärung der Schumannschen Wahnsinnstragik eingeführte Grillparzer-Wort über ihn vom „Kampfe gegen seine Natur, dem er erlegen"; aber uns dünkt, in einer recht schiefen Anwendung. Wir, die wir es auch in den Mittelpunkt unserer Betrachtungen über den Meister stellen, meinen vielmehr den Konflikt, in den er durch Mendelssohns und seiner Frau mehr formalistische Richtung und rein musikalische Abklärung mit seiner genialen, poetisch-musikalischen Jugendveranlagung nach und nach geraten war. Man denke an den „Fall Berlioz" und das vergebliche Bemühen, dem dämonisch-dramatischen „Manfred" auf lyrischem Wege beikommen, dem genialen Byron eine vorsichtig-talentvolle Vertonung angedeihen lassen zu wollen. So blieb er eben der Johannes eines mehr passiven Heldentums, ohne schon selbst der Messias der neuen Kunst werden zu können. Aber gerade das, was Graf seinem jugendlichen Werden (S. 108) so sehr zum Vorwurf machen will: die künstlerischen Geburten litterarischer Werke — das trifft auf R. Wagners Jugend ganz genau ebenso zu (vgl. S. 122, Anm. 2, und 131 fg.), und was dem einen recht ist, das darf sicher dem andern billig sein. Daß er nun im Kapitel Wagner dem kurzen, „parodistischen Satyrspiel" auch noch „das tragische Bild des Wagnerschen Lebens" in voller Breite folgen ließ, ist erfreulich und ein wahres Glück; denn das erstere hätte natürlich angesichts einer so beherrschenden Erscheinung nicht befriedigen können. Desto voller thut es aber das Nachfolgende — unbeschadet der Thatsache, daß Graf darin den Einfluß Feuerbachs auf Wagner schlechtweg ignoriert. Auch weiterhin die Kapitel Liszt, Brahms und Bruckner sind ganz ausgezeichnet, wie schon Berlioz gelegentlich mit markanter Physiognomie herausgetreten war. Nur ist Bruckner, dem volle zwölf Seiten gewidmet wurden, im Verhältnis entschieden wieder zu hoch genommen. Hier — wie auch beim „Walzer-Intermezzo" (S. 95 fg.), in der Zurücksetzung Volkmanns gegen R. Fuchs (S. 101), in der Herleitung Hans Richters als Dirigenten (S. 122) — kommt ein Wiener Lokalpatriotismus gelegentlich zur Geltung, der entweder hätte zurückgedrängt, oder aber gleich auch auf Jul. Zellner, Heuberger, Grädener, Suppé, Millöcker u. a. ausgedehnt werden sollen. Seite 99 hätte er da auch nicht vom „musikalischen Lustspiel" (das die italienische Buffo-Oper und die französische „Opéra comique" geschaffen), sondern nur von „musikalischem Schwank" reden dürfen. César Franck, Richard Strauß, Hugo Wolf kommen (S. 181, 177) vorübergehend nur je einmal, G. Mahler oder Weingartner, Schillings, Humperdinck (!) u. a. leider gar nicht zur Erwähnung. Vielleicht hätte Strauß Seite 161 gelegentlich noch einmal mit genannt werden dürfen, d. h. an dieser Stelle sein „Guntram"-Text, der — als einzige Nach-Wagnersche Oper — genau auf demselben (dort an Wagners Dichtungen beschriebenen) Wege, nämlich als inneres, persönliches Erlebnis entstanden ist. Denn nicht auf das Selberdichten, sondern vielmehr auf das Selbsterleben kommt es in der echten Wagner-Nachfolge auf musikalisch-dramatischem Gebiete heute an! Die Feststellung, daß Goethe musikalischer war, als sich viele träumen lassen, ist so uneben nicht und hat uns doppelt frappiert in einem so kurz angebundenen Kompendium, das weniger selbständige Urteile enthalten müßte, wenn man es als eine kompilatorische Arbeit lediglich anzusehen versucht sein sollte. Allein, es ist dabei nur eben die eine, dionysische Seite der Goetheschen Natur schärfer herausgestellt, der sich aber eine gegensätzliche, die mehr apollinische, in der That noch gegenüberstellen läßt — daher er denn „nichtsdestoweniger weiter als unmusikalisch geschildert werden wird" (vgl. S. 83 Anm.). So sind überall, wohin wir blicken, die großen Haupt- und Centralpunkte richtig eingestellt (vgl. auch S. 8, 10, 13 fg., 16, 31, 117, 121 — letzteres besonders gegen Hanslicks „musikalische Gartenkunst"!); und wo wir allenfalls in Einzelheiten widersprechen müssen, ist die Psychologie so eigenartig und packend, daß wir die Waffen senken und den Vortragenden ohne jeden gegnerischen Groll in aller Ruhe gern anhören. Höchstens gewisse Wiederholungen sowie Pseudosätze ohne Zeitwort, auch die mancherlei Druckfehler und eine Wendung wie die Seite 136: „Hatte im Werke er sich bis dahin . . . bedient, so wurde er jetzt . . ." wären entbehrlich. Ob es auch Inhaltsverzeichnis und Register für den Leser sind, mag die Praxis lehren! **Arthur Seidl.**

Militärschriften.

1. Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. Die Zeit der Französischen Revolution und des Kaiserreichs. Von A. T. Mahan. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Oberkommandos der Marine übersetzt von Viceadmiral Batsch. Siebente Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. 8. Vollständig in 12 Lieferungen 10 M.
2. Die Torpedowaffe, ihre Geschichte, Eigenart, Verwendung und Abwehr. Mit einem Anhange: „Über den Untergang des Panzerschiffes Maine der Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika." Von Hermann Gercke, Korvettenkapitän. Mit 48 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. 8. 3 M.
3. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Heft 22 und 23. Der Anteil der Großherzoglich Hessischen Armee-Division am Kriege 1866 von v. Zimmermann, Oberstlieutenant à la suite des 1. Großh. Hess. Drag. Reg. (Garde-Drag. Reg.) Nr. 23 und vom Nebenetat des Großen Generalstabes. Mit 1 Übersichtskarte, 4 Plänen und 4 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1897. Gr. 8. 3 M.
4. Volksheer, nicht Volkswehr. Ein Wort über Heereseinrichtungen für weitere Volkskreise. Von A. v. Boguslawski. Berlin, Schall u. Grund. 1898. 8. 50 Pf.
5. Roß und Reiter. Kavalleristische Erzählungen von Moritz v. Berg. Illustriert von H. Lüders-Lichterfelde. Berlin, Karl Sigismund. 1898. 8. 4 M.

Die Besprechung von Nr. 1 muß zuerst die Klage wiederholen (vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1898), daß es dem deutschen Bearbeiter nicht gefallen hat, einige der dem Laien nicht ohne weiteres verständlichen Seeausdrücke zu erklären. Warum z. B. Lord Saint-Vincent der Blockadeflotte vor Brest den Befehl gegeben hat, bei von Land kommendem Winde zu „halsen", wird dem Leser doch nur dann allenfalls klar, wenn er zunächst weiß, daß beim Halsen das Schiff derart gewendet wird, daß es nicht mit dem Bug durch den Wind geht, sondern mit dem Heck, und daß es dann von den 32 Kompaßstrichen etwa 20 statt etwa 12 durchläuft. — Auch die Karte Seite 300 verdient Tadel. Sie ist in viel zu kleinem Maßstab und dabei in Bezug auf die Küstengestaltung stellenweise recht inkorrekt gezeichnet; auch muß man sich die Seemeilen erst aus den Zahlen für die Längengrade herausrechnen, weil kein Maßstab beigefügt ist. — Dagegen ist über den eigentlichen Inhalt des Heftes nur Gutes zu sagen. Das Heft bringt das Kapitel X über die ägyptische Expedition Bonapartes zu Ende, schildert in Kapitel XI die Jahre 1796 bis 1801 im „Atlantik" (Atlantisches Meer wäre in einem deutschen Buch richtiger gewesen), die Blockade von Brest und die französische Expedition gegen Irland von 1796 und beginnt mit Kapitel XII die Wiederaufnahme der Erzählung der Ereignisse auf dem Kontinent. Während diese letztere Erzählung nur des Zusammenhanges wegen notwendig war und dem Historiker nichts besonders Neues bringen kann und will, lehren die ersten 52 Seiten des Heftes den Historiker, den Militär und den jüngern Marineoffizier manches Neue, und einiges Bekannte in ganz neuer und dabei richtiger Beleuchtung, kennen.

Bemerkenswert ist, daß A. T. Mahan durchaus nicht in die landläufige Verurteilung der indischen Pläne Bonapartes einstimmt; er sieht vielmehr in ihnen eine an und für sich richtige militärische Idee, die nur daran gekrankt habe, daß mit ihrem Gelingen die beabsichtigte Vernichtung Großbritaniens nicht gewährleistet gewesen sei. Sehr richtig macht er darauf aufmerksam, daß damals — und mutatis mutandis auch heute — die britische Handelsmacht nicht auf die Kolonien, sondern auf die Flotte gegründet war und ist, wie andererseits Frankreich Malta und Ägypten nur deshalb verloren hat, weil es der Übermacht dieser Flotte im Mittelmeer nicht zu widerstehen vermocht hatte.

Daß es dagegen Frankreich trotz der Blockade von Brest gelungen ist, jene obenerwähnte Expedition gegen Irland ins Werk zu setzen, und daß, wennschon diese resultatlos verlief, 35 von seinen 46 Schiffen wieder sicher in französische Häfen gelangten, nennt Mahan schmachvoll für die britische Flotte. Mitschuld hieran hatte die unglückliche Wahl von Spithead als Station für das Reservegeschwader; denn dieses konnte, als es gebraucht werden sollte, gegen den konträren Wind nicht an.

Beinahe spaßhaft wirkt, wenn man die Beziehungen Nelsons zum „Ehepaar" Hamilton kennt, die Bemerkung Mahans, Nelson sei für seine Bitte um Erholungsurlaub durch „gemischte Empfindungen" beeinflußt worden.

Nr. 2 giebt einige sehr interessante und anderwärts wohl in ähnlicher Form noch nicht zusammengestellte Daten über die Geschichte der Torpedowaffe, schildert dann die verschiedenen jetzt gebräuchlichen Torpedos, ihre Verwendung in der Marinetaktik als eine der Waffen, nämlich vom Schiff aus, und als Hauptwaffe, nämlich von Torpedofahrzeugen aus, und bespricht sodann die Mittel, sich der Torpedos zu erwehren. Die Darstellung ist — abgesehen von einigen störenden Ausdrücken, wie naturgemäß statt natürlich und jugendlich statt jung — gut und dabei klar, so daß der Zweck des Buches, den Laien, nicht den Fachmann, zu belehren, erfüllt wird. Freilich: allzuwißbegierig darf der Laie nicht sein, denn das eigentliche Geheimnis der Bewegungsmechanismen unserer Torpedos enthüllt Korvettenkapitän Gercke wohlweislich auch nicht. Immerhin ist das Buch, schon wegen der ziemlich vollständigen Aufführung der seekriegsgeschichtlichen Beispiele für die Verwendung der Torpedos, recht lesenswert; es bewahrt den Leser vor Überschätzung des Werts des Torpedowaffe sowohl wie vor Unterschätzung. — Der Anhang, der die Explosion der „Maine" behandelt, wird in ziemlich weiten Kreisen Interesse erwecken; er kommt zu dem Schluß, daß keine Mine die Explosion bewirkt habe, sondern eine Selbstentzündung von Gasen.

Bei der Besprechung der Schrift v. Zimmermanns (Nr. 3) muß vor allem hervorgehoben werden, daß die beigegebenen Pläne und Skizzen außerordentlich zweckmäßig und

dabei schön ausgeführt sind. Auch die einfache und klare Darstellung ist zu loben; ein kleiner Fehler ist Seite 271 stehen geblieben, wo es heißen müßte: „Daß die enge Verbindung . . . . fehlte“ . . . ., nicht aber: „Die im Frieden fehlende enge Verbindung . . . . mag die Veranlassung gewesen sein.“

Der Zweck des Buches ist, diejenige Lücke in der Kriegsgeschichte auszufüllen, die dadurch entstanden ist, daß, abgesehen von einigen nicht recht ernst zu nehmenden Streitschriften, der Anteil der Hessen an dem Feldzuge in Südwestdeutschland gegen die Preußen nirgends eingehend dargestellt worden war. Indem dieser Zweck des Buches erreicht ist, ist gleichzeitig ein ehrendes Denkmal entstanden für die braven, in frühern Kämpfen altbewährten hessischen Truppen, die 1870—71 wieder so reichen frischen Lorbeer gepflückt haben. Übel angebrachte Sparsamkeit, Kleinheit des ganzen Heeresorganismus, hier und da ein unheilvolles Hängen am Althergebrachten hatten es verschuldet, daß trotz hoher wissenschaftlicher Ausbildung des Offizierkorps und trotz bester militärischer Eigenschaften der Unteroffiziere und Soldaten Marsch- und Gefechtsausbildung*) des kleinen Heeres vor Ausbruch des Krieges von 1866 nicht auf der Höhe derjenigen ihrer preußischen Gegner stand. Zudem wurden diese an den Tagen, auf die es hier ankommt, von Wrangel, und vor diesem von Kummer und — Goeben kommandiert, deren Oberbefehlshaber Vogel v. Falckenstein und später Manteuffel waren. Was auch gegen die Oberleitung der beiden letztgenannten, namentlich gegen diejenige Falckensteins, gesagt werden kann: energisch und unbehindert durch „freundnachbarliche Rücksichten“ waren beide. Hingegen litt die Thätigkeit der Hessen darunter, daß die Oberbefehlshaberschaft des Prinzen Karl von Bayern über das VII. und VIII. Bundeskorps ein zweckmäßiges Zusammenarbeiten beider Korps nicht herbeizuführen vermochte. Zudem war die hessische Führung auch in taktischer Beziehung sowohl bei Laufach-Frohnhofen wie bei Aschaffenburg unglücklich, und das konnte alle Tapferkeit der Hessen nicht wieder gut machen.

Als charakteristischer Einzelzug ist noch hervorzuheben, daß die zum Schutz von Frankfurt herbeigeeilten Hessen dort in Kasernen, die des Mobiliars beraubt waren, untergebracht und zwei Tage ohne warmes Essen belassen wurden; in demselben Frankfurt, das 1870—71 mit jeder andern Stadt in werkthätiger Sorge für die Truppen wetteiferte.

Daß das Heft, das oben unter Nr. 4 angeführt ist, hat geschrieben, daß August Bebels „Nicht stehendes Heer, sondern Volkswehr“ 1898 noch hat ernsthaft genommen werden müssen, ist traurig. Um so trauriger, als es zwar eine Ehrenpflicht ist, Bebels Irrtümer zu widerlegen, indessen nichts nützt, weil seine Anhänger nicht belehrbar sind. Diese lesen eben nicht die Geschichte, sondern Broschüren; sie lesen nicht Max Lehmanns „Scharnhorst“, sondern das, was Bebel ihnen von Scharnhorst vorphantasiert; sie kennen nicht die Geschichte der Französischen Revolutionsheere und ihrer Führer, sondern nur die Darstellung, die ihnen Bebel oder dessen Gesinnungsgenossen davon geben. Sie wollen nicht lesen, um belehrt zu werden, sondern um sich in ihren schon fest gefaßten Ansichten zu bestärken. Und — sie werden auch v. Boguslawskis Schrift nicht lesen. Diese würde sonst freilich auch den Einfältigsten bekehren. — So vortrefflich ich die Schrift finde, so kann ich doch dazu nicht schweigen, daß sie eine irrtümliche Behauptung bringt; gerade das Irrtümliche in dieser Behauptung, so wenig wesentlich es ist, könnte bei häufigerer Wiederholung von den Gegnern „aufgemutzt“ werden. General v. Boguslawski sagt: 1870—71 sei auf 50 Mann des mobilen Standes 1 Offizier gekommen, dagegen schon auf 20 Tote und Verwundete auch ein Offizier. Es haben aber laut Band V des Generalstabswerks die französische Grenze überschritten: 33101 Offiziere, 1113254 Mann, also 1 Offizier auf etwa 34 Mann, und es sind gefallen, an den Wunden gestorben und verwundet 6120 Offiziere 110701 Mann, also 1 Offizier auf etwa 18 Mann. Das Verhältnis 50 zu 20 — statt 34 zu 18 — ist für Boguslawskis Beweisführung also zu günstig.

Der Titel von Nr. 5: „Roß und Reiter“ erinnert an des trefflichen Max Jähns ausgezeichnete Monographie; aber nur die Haupttitel sind die gleichen. Der Inhalt ist grundverschieden. Moritz v. Berg sagt in einer „Selbstanzeige“ in der „Zukunft“, er wolle die Ausbildung von Mann und Pferd bei der deutschen Reiterei zeigen und Lust und Liebe für die Reitkunst und Reiterwaffe wecken. Es will mir scheinen, als sei das Gewand, in das er die Belehrung gebracht hat, nämlich die flotte Erzählung, die Hauptsache. Flott geschrieben sind die beiden Geschichten, die das Buch enthält, wirklich. Wenn sie an ihre Vorbilder — Sudermanns „Jolanthes Hochzeit“ und die herrlichen Erzählungen „Aus der Säbeltasche eines alten Kavalleristen“ von Fr. v. Kraue — nicht heranreichen, so ist das an und für sich noch kein Tadel, und überdies kann ja nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, daß beides wirklich Vorbilder für des Verfassers Erzählungen gewesen sind. Wie dem sei, die Geschichten sind harmlos, anständig, frisch und fesselnd geschrieben und entbehren nicht gewisser wahrer und warmer Lokaltöne, dem Leben Düsseldorfs und Münsters entnommen. Zur Vertreibung der Langeweile auf Eisenbahnen und in Badeorten sind „Roß und Reiter“ durchaus zu empfehlen. Auch die Illustrationen von Lüders sind nett und gefällig.

Victor Kurs.

*) Charakteristisch ist, daß noch während des Feldzuges die Marschordnung oft die Kavallerie mitten zwischen Infanterie drängte, sodaß die einzelnen Schwadronen häufig genug seitwärts ausbrachen. — Manöver wurden ohne „Gegner“ und immer auf denselben Plätzen vorgenommen. — Patrouillen- und sonstiger Sicherungsdienst wurde so gut wie gar nicht im Terrain geübt.

Novellen und Skizzen.

1. Weibliche Menschen. Novellen von Georg Freiherr von Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Diesmal hat nicht die erste Novelle der Sammlung dem Buch den Titel gegeben, sondern eine kleine, fast tragische Novelle in Briefen „weiblicher Menschen". Und trotzdem ist die erste, umfänglichste, fast die Hälfte des Buches einnehmende Novelle: „Die Principessa", die schlechteste, während es sonst die die titelgebende zu sein pflegt. Was zu einer kleinen schwankartigen Erzählung ausgereicht hätte, ist hier durch Jagdschilderungen breit getreten; außerdem durch liebevolle Herausarbeitung einer Omptedaschen Specialität: des kleinen, armen, naiven, unschuldigen, blöden, unendlich gefühlvollen, ab und zu aus Herzensüberschwang weinenden Lieutenants. Ob man diesen in unserm Heere wirklich schon gefunden hat, gestattet sich ein Civilist zu bezweifeln.

Außer der Principessa giebt es im Buche auch andere weibliche Menschen; damit sind übrigens nicht etwa, wie man vermuten könnte, weibliche Männer verstanden, sondern wirkliche weibliche Wesen. So die Dienstmagd „Selma", ein Muster von „treu, fleißig und ehrlich", welche unsere von Dienstmädchen geplagten Hausfrauen höchlich ergötzen wird. Im übrigen ist die Novelle nichts weiter als ein lang geratenes Feuilleton. „Die schöne Cadoranerin" ist eine ganz hübsch erdachte Studie über Realismus und Idealismus, bei welcher man bald die schriftstellerische Absicht merkt, ohne indessen verstimmt zu werden. Mehr in die Tiefe gehen die kurzen Geschichten: „Vor dem Urteil", „Ein Wiedersehen" und die schon genannte Novelle in Briefen „Weibliche Menschen"; hier heben sich scheinbare Kleinigkeiten von einem Lebenshintergrund ab und werden dadurch größer. Daß ein so guter Erzähler wie Ompteda allen seinen Geschichten ein gefälliges Gewand geben kann, brauche ich nicht erst beizufügen.

2. Das Briefcouvert. Studie eines Graphologen. Von Karl Gjellerup. (Kollektion Fischer. Band IX.) Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 2 M.

3. Ein Heilmittel. Novelle von Wilhelm Jensen. (Neuester Band der Bibliothek: Unterwegs und Daheim.) Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 75 Pf.

Beide Novellen sind in dem neuerdings beliebten, für die Reise bequemen hohen und schmalen Format gedruckt, hoffen also, in die Tasche gesteckt zu werden, machen aber nicht den Anspruch, daß man sie seiner Bücherei einverleibe.

Die interessantere Novelle ist ohne Zweifel die graphologische Studie von Karl Gjellerup (Nr. 2), deren witzige, auf die Graphologie bezüglichen Karikaturvignetten allein schon dem Reisenden ein paar hübsche Augenblicke gewähren und ihn veranlassen werden, auch dem Text seine Aufmerksamkeit zu schenken. Fast so unheimlich, wie einen die Vignetten angrinsen, tritt einem hier die Kunst der Graphologie entgegen, welche in den Herzen zu lesen versteht, ohne daß der Schreibende eine Ahnung davon hat. Wir bescheiden uns natürlich, die Novelle auf ihre graphologische Richtigkeit zu prüfen; es wird übrigens so ziemlich stimmen, was der Verfasser hier vorträgt. Wenn der Schalk ihm mehr im Nacken säße, wäre die Geschichte eher in die richtige Beleuchtung gerückt, als mit dem schweren Geschütz betrogener und betrügender Liebenden. Der Humor oder meinethalb die Karikatur müßte eigentlich die Graphologie umspielen; so ist es eine fast zu schwer und zu modern, also ohne Humor befrachtete leichtsinnige Theatergeschichte, wobei ich übrigens meine arme Kritikerseele rette mit der Bemerkung, daß der Verfasser ohne Zweifel glaubt, humoristisch gewesen zu sein.

Davon ist nun bei Wilhelm Jensen (Nr. 3) keine Spur, obwohl das Ganze auf einem alten Lustspielmotiv aufgebaut ist. Ich erspare mir hier, wie zum wer weiß wie vielten male auch in d. Bl. geschehen ist, Betrachtungen über den Schriftsteller Jensen anzustellen, die nie zu fehlen pflegen, wenn man irgend eine neue Novelle dieses einst und noch berühmten Schriftstellers bespricht. Schnitzel, die vom Tisch eines wirklich begabten, wenn auch viel schreibenden Schriftstellers abfallen, geben keine Berechtigung, mit der litterarischen Bedeutung des Mannes ins Gericht zu gehen: Jensen kann die Welt auch einmal wieder mit etwas Bedeutendem überraschen; man soll ihn nicht nach Kleinigkeiten beurteilen. Und ob einer viel oder wenig schreibt, geht die Kritik eigentlich gar nichts an; es kommt nur darauf an, wie das ist, was er schreibt.

Das, was Jensen hier geschrieben hat, ist nun gar nichts Besonderes, eigentlich eine alte Geschichte. Die Ehe des äußerst glücklich verheirateten jungen Schriftstellers Dr. Vollrad Altmann wird empfindlich gestört durch den Besuch seines Freundes, des „edelst-vollendeten" Menschen, den es giebt. Freilich nur in der Meinung des Dr. Altmann; und von dieser falschen Meinung wird er von seinem Freunde, dem Arzt, durch „ein Heilmittel" kuriert, das sich Jensen ausgedacht hat, und das ebenso langweilig zu lesen ist, wie es zu erzählen wäre. Der Leser glaubt dem Heilmittel, das die junge Frau auf der letzten Seite ihrem Mann, diesmal allerdings ohne Erröten lachend enthüllt, mehr als dem Jensenschen, ist aber nicht überzeugt, daß die ganze Geschichte nicht später, auch nach der Geburt eines Kindes, von vorn anfangen werde, wenn wieder ein „edelst-vollendeter" Mann auf Besuch kommen wird. Daß die ganze Geschichte zwischen Wohn- und Schlafzimmer der jungen Eheleute spielt, liegt auf der Linie Jensenscher Novellistik. Übrigens hütet sich Jensen, über die Grenze des im Familienblatt Schicklichen hinauszugehen; er hätte aber dann wohl besser uns gar nicht an diese Grenzen geführt.

4. Die Zukunftsfrohen. Neue Skizzen von Georg Hermann. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 2 M.

Nicht auf alle hier skizzierten Menschen paßt der Titel des Buches, der seiner ersten und diesmal besten Skizze entnommen ist; aber allerdings in manchen dieser Leute steckt etwas Zukunftsfrohes, selbst in der betrogenen Dienstmagd, die sich ein Brautkleid machen läßt und sich darin erhängt. Die „Zukunftsfrohen" der ersten Skizze sind schiffbrüchig gewordene Leute, die sich auf einem Bureau bei spärlicher Bezahlung auf kurze Zeit zusammengefunden haben. Die Skizze ist nicht bloß ein der Natur abgelauschtes, mit scharfem Blick gesehenes Augenblicksbild, wie manche dieser Skizzen, sondern mehr: ein wirkliches Gemälde, das in uns haftet. Auch andere dieser Skizzen gleichen Bildern, und zwar mit modernen Augen gesehen; keine ist, die uns nicht interessierte, meistens durch den eigentümlichen psychologischen Gehalt, mindestens, wie moderne Bilder, durch die ungewöhnliche Art, die Natur aufzufassen und wiederzugeben. Das muß man Leuten wie Hermann ohne weiteres lassen: nie erscheint bei ihnen die Natur, das Wort im weitesten Sinn genommen, sei's Bureaustube und Großstadt, oder sei's Wald, Heide und Hütte, im landläufigen novellistischen Gewande, immer bemühen sich diese Modernen, aus der Natur das Intimste herauszuhören und in treffender Weise wiederzugeben, was der Feder noch viel schwerer wird als dem Pinsel. Daß manchmal Feder und Pinsel, das Nacheinander und das Nebeneinander verwechselt wird, kommt bei allen Modernen, und auch hier vor, und vom Notizbuch ist auch Hermann noch nicht ganz emancipiert; aber es ist doch schon Dichtung, was er uns giebt.

5. Gold und Myrrhe. Erzählungen und Skizzen aus dem Erzieherleben. Von Paul Keller. Paderborn, F. Schöningh. 1898. 8. 1 M. 60 Pf.

Das ist nun schon ohne die alte Art, Skizzen und Geschichten zu erzählen; aber da dem Verfasser weder die Kunst des Erzählens mangelt, noch der Blick für das, was draußen und drinnen lebt und webt, da er zudem vor den Modernen die liebevolle, nicht haßerfüllte Versenkung in seine Stoffe voraus hat, so weiß er uns in seinen Bannkreis zu ziehen. Er greift nicht in das Große der Welt, in das Sociale der Großstädte; seine Geschichten umfassen einen kleinen Horizont: Lehrer und Schule. Aber wie groß dieser Horizont sein kann, das mag man hier lernen, und wie viel ein Lehrer an der Menschheit thun kann, wenn er ein richtiger Lehrer und Erzieher ist, das ist mir kaum je so nahe gerückt worden wie in diesen einfachen Geschichten. In einer Skizze, wie „Arme Kinder", steckt ein ganzes Kompendium von Pädagogik und Psychologie. Wem dieses Buch in erster Linie zu empfehlen ist, brauchen wir nicht zu sagen; für Lehrer, welche die „gottverdammte Zufriedenheit" hassen, ist es allerdings nicht; die werden die Achseln darüber zucken. Die andern aber werden aus ihm in anmutiger Form neue Freude an ihrem hohen Beruf gewinnen, und uns bestärkt es in unserer Hochachtung vor jedem tüchtigen Schulmeister.

Richard Weitbrecht.

Neue Lyrik und Epik.

1. Schwertlilien. Sagen und Geschichten des Hohen Deutschen Ordens. Gedichte von Guido Maria Dreves S. J. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung (Albert Pape). 1897. Kl. 8. 2 M.
2. Simsons letzte Liebe. Eine Dichtung von Heribert Hülgerth. Wien, L. W. Seidel u. Sohn. 1898. 8. 2 M.
3. Balladen und Lieder. Von Georg Edward. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1897. 8. 2 M.
4. Tempi passati. Dichtungen von Jenny von Reuß. Graz, Hans Wagner. 1898. 8. 3 M.
5. Neue Gedichte. Von Adolf Teichert. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 2 M.
6. Lieder eines Buchhändlers. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz". 1898. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Abseits. Neue Gedichte von A. Stanislas. Leipzig, Gustav Körner. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Max Klinger. Menschheitsphantasien von Fritz Stern. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 8. 2 M.

Ein Mitglied des Jesuitenordens, das deutsch dichtet! Ein neuer Friedrich von Spee? Unabhängig in Gesinnung, wie dieser aufgeklärte Feind des Hexenwahns? . . . Guido Maria Dreves (Nr. 1) hat unzweifelhaft ein sich schüchtern regendes Nationalgefühl. Mit Lust singt er vom Polenkönig Kasimir, dessen 40000 Mann von 1000 deutschen Männern zusammengehauen worden sind; er zürnt, daß die freie deutsche Marienburg den Polen Treue schwören sollte. „Vor dem Polacken beugen soll der Deutsche seinen Rucken." Aber es kommt anders „Polonia, die Rache kommt für Preußen und von Preußen". Mit starker Begeisterung hat der katholische Dichter sich in die Thaten des Deutschen Ordens versenkt und sie in gewandten Reimen wiedergegeben. Er steckt völlig im Banne des Balladenstils Uhlands und auch Rhythmus und strophische Gliederung zeugen von seiner Abhängigkeit. Bisher ist es nur Liliencron und Fontane gelungen, die erstarrte Form der Uhlandschen Balladen zu überwinden. Aber in Dreves steckt gewiß ein kleiner Poet und eine schöne epische Begabung, die durch Frömmigkeit, mehr freilich durch den Eifer, das Schwert zu segnen, das für die Kirche sich in Heidenblut taucht, Schwung und Pathos erhält. Dichterisch wiegen manche dieser Balladen schwerer als Hunderte katholischer Marienlieder, die vor lauter Wortprunk die dichterische Tiefe des Marienglaubens kaum anzudeuten verstehen.

Hermann Hülgerth (Nr. 2) hätte seine Dichtung

ungeschrieben, oder wenigstens ungedruckt lassen können. Um einen solchen Stoff — Simson, Delila, Haarscheren, Tempelsturz —, den jeder Schulknabe kennt, poetisch zu füllen, gehört eine wirkliche Kraft, die unbekümmert um den stofflichen Reiz neue psychologische Motive erfindet und ganze Vollkunst verwendet. Hülgerth ist nur ein Stümper, der ein paar prunkvolle Worte für Poesie hält, weil er sich, wie der Volksmund sagt, so „poetisch" ausdrücken kann. Wenn Simson wüthend ist, gehört er ins Tollhaus. Mit den schweißbetrieften Armen (!) durchwühlt er sein Haar; er schlägt die Stirn zur Erde, krampft die Hände in die Nackenmuskeln, würgt sich, reißt Barthaar und Gräser aus, wälzt sich im Staub, zerstampft den Boden, trommelt auf seinen Rumpf, schnellt empor, wirft mit Felsstücken nach Palmen, wirft gräßlich wilde Blicke umher u. s. f. Das erinnert an den wilden Mann, wie ihn sich der kleine Hans in den „Fliegenden Blättern" vorstellt. Sinnlos schreibt Hülgerth, Simson brüllt „gräßlicher als Schmerzgebrüll der Löwin", der ein Speer im Rachen steckt, um dieses Gebrüll gleichzeitig mit dem „Schwirren unsichtbarer Pfeile" zu vergleichen. Ein langweiliges sich poetisch gebendes Geschwätz von 3000 Versen, von denen ganz gut unbeschadet der Wirkung über 3000 hätten fortbleiben können.

Georg Edward (Nr. 3) hat eine schöne Begabung, die sich nach zwei Richtungen hin zur Geltung zu bringen sucht, in Balladen und Liedern. Aber sein Talent giebt sich zu dünnstrahlig aus. Er ist „schwätzschweifig", wie Fischart von den Schwaben sagt, denn er plaudert in zehn Strophen aus, was sich in dreien ausdrücken läßt, und zerrt einen Balladenstoff fünf Seiten lang hin, indes zwei genügt hätten. Er hat eine Freude am Darauflosdichten, besitzt aber noch nicht die Kunst zu verdichten. Er hat noch nicht den Mut, Strophen unter den Tisch fallen zu lassen; er ist noch zu sehr in alles, was er schafft, verliebt. Dazu kommt, daß er noch nicht mit eigener Sprache redet. Seine Balladen, so talentvoll sie sind, gebrauchen noch zu sehr den herkömmlichen romantischen Apparat. Der Anfang der Ballade Seite 110 z. B. ist typisch dafür: „Es saust der Wind, es brüllt die See, Im blassen Mondlicht glänzt das Moor, . . . Nur Rabenkrächzen hört ihr Ohr, Und der Wind, der Wind geht schaurig . . ." mit diesem banalen Zeug kann man 1000 schlechte Balladen beginnen. Der Balladenerzähler, der mit einfacher Schilderung des Zuständlichen beginnt, muß schon dafür andere Farben haben, um die Aufmerksamkeit festzuhalten. Besser freilich, er versetzt den Leser sofort in die Handlung selber.

Zart und lieblich ist die Stimmung seiner Lieder. Einfache volksliedartige Stoffe, einfache Form und sanftes Gefühl, aber auch hier wieder zu weitschweifig, zu sehr der Lust am und der Leichtigkeit zum Dichten hingegeben. Wertvoll erscheint mir, daß Edward eine Neigung zum Volkstümlichen hat, wie ich überhaupt der Meinung bin, daß die starken Begabungen, wie sie Dehmel und einige aus seiner Schule aufweisen, erst durch den Jungbrunnen der Volkspoesie hindurchgehen müssen, um die ganze Weite ihres Könnens für die Lyrik unserer Zeit fruchtbar zu machen.

Jenny von Reuß (Nr. 4) ist in doppelter Hinsicht ein Typus. Eine Österreicherin, die von feinen Köpfen wie Hugo Greinz zu ersten Begabungen emporgelobt worden ist, indes sie kaum Durchschnitt ist, und ein Weib, das sich mit Pomp, Rhetorik, Ideen belastet, ohne eine Ahnung zu haben, was Lyrik ist. Greinz hat in der „Gesellschaft" und in einem ganzen Feuilleton der „Ostdeutschen Rundschau" die Grazer Dichterin gefeiert, und wenn selbst ein so aparter Kritiker sich von Grund aus irrt, ist es Zeit, daß man die österreichischen Dichter von Deutschen beurteilen läßt, die sich in der Kritik frei wissen von nationalen Voreingenommenheiten.

Daß eine Österreicherin jetzt den Mut zu Zeitgedichten findet, verdient hohes Lob angesichts der Thatsache, daß eine Reihe gut deutscher Männer ihr Reichsrathsmandat niedergelegt haben, mit der kindlichen Begründung, sie hätten die Wirtschaft satt. Daß man dadurch nur das slawische Element stärkt, daß man in der Politik auch Hausknechtsmanieren ertragen muß, wenn es sich um das Wohl von Millionen Deutscher handelt, hätten die Herren eigentlich wissen sollen. — Wie enttäuschen aber die Zeitgedichte der Dame! Obschon sie im Centrum des deutschen Nationalgefühls, in Graz, lebt, thut sie nichts weiter als Kaiser Wilhelm, F. von Saar, Hauptmann, P. Rosegger und Ferdinand von Bulgarien ansingen. Bismarck erklärt, er habe Kaiser Wilhelm „auf einem Kaiserthron gesetzet", „zu dessen Kanzler du mich hast erküret". Vor Mozarts Schädel kommen ihr richtige Seifensiedergedanken, und in den „Betrachtungen im Sterbehause Hamerlings" bewundert sie „wo dichterisch (!) sein Geist gewebt". Vielleicht interessiert es Fräulein von Reuß, daß viele Norddeutsche Hamerling überhaupt nicht für einen Dichter halten. Vom Battenberger behauptet sie — und mit ihr der kleinste Journalist — „Du hast dir ew'gen Heldenruhm erworben!" Ferdinand von Saar erklärt sie: „Wie hoch ich dich verehre!" Das mag in einem Privatbriefe sehr interessant sein, aber Poesie ist das nicht. Nur einmal ganz verloren endigt ein Gedicht mit dem stolzen Bekenntnis: „Ins Herz der Kinder wollen tief wir's schreiben: Nur deutsch zu sein und immer deutsch zu bleiben!"

Nach den mißlichen Zeitgedichten kommen „Vermischte Gedichte". Manchmal nett, meist pathetisch viel andeutend und nichts sagend, große Anläufe eines Nichtkönners. Schmerzliche Lebenserfahrungen trocken und dürr gesagt: „Und was man andern möchte zum Vorwurf machen, das übt man selbst und weiß kaum daß man fehlt". Dann „Balladen und Romanzen" im Tone vieler „Singmeister" gedichtet. Und ganz ohne Anschauung. Nur ein Beispiel: vom Kaiser von China sagt sie:

Tausend treue Garden wachen,
Daß der Kaiser ruhig schlafe,

Und es ist, sie zu beleid'gen,
Untersagt bei schwerer Strafe.

Was macht ein Dichter aus solcher Scene? H. Heines „Salomo“: Salomo schläft, 6000 Soldaten zur Rechten, 6000 zur Linken. Und zieht er nur die Brauen zusammen, Dann fahren heraus aus der Scheide 12000 Flammen. Das ist Umsetzung der Ruhe in Bewegung, Handlung, Anschauung! Das ist Poesie.

Und nun zu ihrer Liebeslyrik. Fräulein Jenny von Reuß ist jung. Hier wird sie wohl endlich Töne finden, Töne, die . . . Sie will ihn küssen (S. 93). Er mag nicht. Und sie dichtet: „Nein, du bist wirklich ungenießlich — Ich war zum Küssen so bereit!“ Sie hat einen Traum (S. 96), der sie quält, aber sie tröstet sich: „Der Traum war eine Strafe, wie mir däucht.“ Und nicht minder ledern und banal will sie's dem Liebsten in „Reimen künden, was dir bereits alltäglich ist: Daß heißere Liebe zu empfinden, Als ich für dich — unmöglich ist.“ Das mag sein, aber es ist nicht nöthig, solche Reime drucken zu lassen. Über den Schluß des Buches, ein Schock Sonetten und Terzinen, sagt man durch Schweigen mehr als durch Reden.

Adolf Teichert (Nr. 5) hat bereits eine Gedichtsammlung „Für Israel“ herausgegeben, und zwar in einer Zeit, wo der lauteste Antisemitismus seine billigen Triumphe feierte. Das bewies Mut, und in der That steckt ein Hauch davon in der Sammlung dieses Christen. Aber Erfolg hat er damit nicht gehabt. Die alten frommen Juden, die die Psalmenpoesie Davids und die spanisch-hebräische Lyrik Jehuda Ben Halevys lieben, die unfrommen jungen Juden, die von Goethe und Heine — die jüngsten leider gar von Nietzsche — voll sind, die große Zahl, die nur Kurszettel liest, für sie alle war A. Teicherts Sammlung reiz- und poesielos. Und sein neuestes Buch ist es ebenso. Ein guter Mensch mit ehrlicher Gesinnung hat hier Verse geschrieben von einer Kühnheit der Unfähigkeit, die zu Parodien herausfordern könnte, wenn man angesichts seines moralischen Wertes den Mut dazu hätte. Was er alles ansingt! Firdusis Begräbnis, Herrn von Egidy, den Löwen von Luzern, „Die Geburt eines Knaben, dessen Eltern vegetarisch lebten“, Leonard da Vinci, den Dämon des Trunkes, Buddha, Nazareth, den „Glauben an die Macht des Guten“; sogar „Der heilige Augustinus an seine Mutter Monica“! Mir scheint dieses Gedicht etwas zu spät zu kommen; Sankt Augustinus schrieb gewiß selber und besser. Proben anzuführen, hieße das Buch ehren. Herr Teichert möchte ich zwar ehren, da er ein braver Mensch ist, aber sein Buch?

Platz, ein Dichter kommt, Herr Maurice Reinhold von Stern (Nr. 6). Nicht ohne Stolz erzählt es Stern, daß selbst seine Feinde ihn einen Dichter nennen. Und er scheint deren nicht wenig zu haben. Ohne Invektiven geht es bei ihm nicht. Diesmal ist es J. V. Widmann, der seine Peitsche fühlen muß.

Das Büchlein Lyrik wiegt federleicht. Was er an Naturstimmungen giebt, hat er schon hundertmal gesagt, und meist ist er in den gleichen Fehler verfallen: Jede Zeile giebt eine neue Anschauung, ein neues Bild, und alle zusammen keine Einheit. Er berauscht sich an Worten und leider nicht an dem Sinn; er glüht vor Farben und Lichtern, und doch ist kein ruhiger holder Genuß das Ergebnis. Er macht unerhörte Anstrengungen, den Berg zu nehmen; er gräbt sich fest, nie durch, oder noch besser, anstatt ihn mit dem Pegasusfluge und siegreich zu nehmen. „Der Wald, der in goldenen Thränen steht, Gebadet in fraulichem Glanz. . . .“ Das klingt sehr hübsch, aber ich sehe nichts und fühle nichts.

A. Stanislas (Nr. 7) hat seinem bescheiden ausgestatteten Bändchen ein paar Verse „Auf den Weg“ mitgegeben. „Nicht in ausgetretenen Pfaden Wandelt meine Poesie.“ Es thut mir leid, einem so fein empfindenden und rechtlich fühlenden Manne — viele Verse beweisen das — schon hier widersprechen zu müssen. Gerade die Eigenart seiner Poesie ist es, daß sie keine Eigenart und wenig Poesie hat. Im ganzen Buch wird nichts mit eigenen Augen gesehen, mit eigenem Ton gesagt, mit eigener Empfindung gefühlt. Auf Schritt und Tritt begegnet man alten ganz lieben, vielleicht schon allzu alten Bekannten. „Es nahen die Tage der Rosen“, „Das sind die blauen Tage“, „Wohl über die braune Heide“, „O Jugendglück, o Liebeszeit, Wie süß, wie süß bist du“ — Verzeihung, diese „Süßigkeit“ singen nur die Berliner Mädchen —, „Was grüßt ihr wieder, märchenweit?“ Die ganze Gesellschaft aus der Volkspoesie bis zur Lindenwirtin herunter lebt wieder auf . . . ja wenn sie nur aufleben würde! Es sind leblose Gliederpuppen, die vorgeführt werden. Schatten, Land, Matten, Hand; Wälder, Thal, Felder, letztesmal; nieder, Feld, wieder, Welt . . . ich glaube, diese Reihe Reime sind schon so eingeübt wie preußische Jäger bei der letzten Schießübung: sie formieren sich selbst zum Gedicht. Es mag sein, daß der Mensch, der A. Stanislas heißt, „abseits“ von der Menge seiner Kleinstadt sein ernstes Leben führt, seine Poesie geht die breiteste und größte Heerstraße entlang.

Noch ein Herr, der sich im Irrtum befindet. Er heißt Fritz Stern (Nr. 8). Freilich ist sein Irrtum schwerer zu nehmen, denn er entspringt einem durch nichts gerechtfertigten Wahn, modern zu sein. Seine Menschheitsphantasien sind unreif und unklar, zusammengestoppelt aus mißverstandenem Dehmel und unfreiwilligen Parodien auf Arno Holz. „Max Klinger“ prangt auf dem Buche, an Max Klinger ist ein thörichtes Vorwort gerichtet, Max Klinger ist die Überschrift einer Prosarhapsodie, in der Stern behauptet, am Meeresstrand gelegen zu haben, indes das ganze Meer „weithin hallend in die Nacht“ „Klinger“ gebrüllt habe, ein andermal (S. 42) „Böcklin und Klinger“. In Frankreich werden die Meereswogen wohl brüllen, z. B. Rodin, in Belgien vielleicht „Meunier“ oder „van der Stoppen“,

in Rußland „Antokolsky“ u. s. f. Dieser Unsinn ist typisch für jene Sorte modern thuender Litteratenpoesie, die ohne naive Schöpferkraft ihr bischen zusammengelesenes und zusammengerafftes Bildungsquantum im Rhythmen — natürlich freie! — ausgießt. Herr Stern soll einmal ein originelles selbständig geschautes Meerbildchen schreiben; dann wird man ja sehen, was er kann. Es ist kinderleicht, Faust, Prometheus, Ahasver, Übermensch u. s. w. hinzustellen und sie allerhand Tief- und Schiefsinn in freien Rhythmen herunterrasseln zu lassen. Die Götter auflachen, auf Christus und die Menschheit pfeifen, sich dem Beelzebub verschreiben, oder sich gigantisch als direkter Nachkomme Pans „erdreusten“, dieser sich groß dünkende Wahn ist kinderleicht im Vergleich zur dichterischen Nachbildung eines winzigen Stückchens Leben und Natur. Stern kommentiert ein paar Worte Klingers, ohne daß auch nur eine Spur plastischen Wiedererstehens zu fühlen wäre. Dazwischen kleine Genrebildchen, die auf ein wirkliches Können schließen lassen (z. B. S. 26), wenn das Wollen nur natürlicher wäre! Er entwirft ein Großstadtbild und findet nur die schalen Einzelheiten: „Enge Gasse, Großstadt, dunstige Luft, Rauch des Schornsteins, Laternendichter.“ Das ist alles. Ein Säufer: „Mit der Peitsche, wutschnaubend, lärmend, jeglichen Gefühles bar, das längst des Säufers Roheit schon erstickt.“ Auch hier versagt sein Können völlig. Ja, Großstadtpoesie, zur Zeit das große Bedürfnis unserer Lyrik und ihr großes Manko, wer wird sie eines Tages finden?

Der zweite Teil: „Gedichte, Motive, Adagios“, hat zwei tiefsinnige Sätze Shakespeares und Dehmels als Geleitwort. In einer „Götterliebesnacht“ „fliegt Hermes auf beschwingten Sohlen, leichtgeflügelt, frei dem Olympe zu“. Das ist wieder so banal. Jeder Sekundaner sagt das ebenso, nur würde er dasselbe nicht dreimal „beschwingt“ „fliegen“ „leichtgeflügelt“ ausdrücken. Und merkwürdig, je kleiner das Können, desto toller die Überschriften und die Motive: Götterliebesnacht, Dämmerungsmystik, Antigone, Tod, Ahasvers Geburt, Morgengruß an Ahasver, Gottheit, Mozart, Phantasien über Parsifal, Michelangelo, Im Tempel der Verwesten, Buddha singt über den Wassern u. s. f. Auf Seite 59 erzählt er in sechs Zeilen: komm über die Heide. Vater; ich will dir singen und spielen; die Käfer summen, und über deine Glieder sinkt Sommernacht in süßer Ruh. — Dieses Gedicht heißt — „Antigone“! Ein „Morgengruß an Ahasver“ ist ebenso schlimm; wenn der Name „Ahasver“ in der zweiten Zeile fehlt, kann's ein Morgengruß an jeden Beliebigen sein. Das ist es ja: das Charakteristikum fehlt, was den Dichter zeigt!

Ich will es genug sein lassen. Fritz Stern hat durch ein paar ganz einfache, gar nicht prahlerische und mordsgroßthuende Gedichte („An meine Mutter“ z. B.) und durch seine Verlaine-Übersetzungen bewiesen, daß in ihm etwas steckt. Er ist vorläufig noch ganz maskiert und trottet in den schwersten Masken der Weltlitteratur einher. Wenn er sie ablegen wird, wird er eines Tages von der Bewunderung eines funkelnden Thautröpfleins an einem Grashalm übergehen zu — Prometheus. Dieser Weg ist richtiger und weiser, als sich von Büchern und Werken anderer Leute aus auf den Pegasus zu schwingen. Hoffentlich findet er bald den Weg zur *ehrlichen* Kunst!

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

„Politik als Wissenschaft“ lautete das Thema, das bei der Feier des kaiserlichen Geburtstags am 27. Januar 1898 der ordentliche Professor der Rechte Dr. Fritz von Calker in der Aula der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg als Festredner behandelte. Die Rede ist jetzt bei Heitz u. Mündel in Straßburg im Drucke erschienen und wird dadurch zu einer litterarischen Thatsache. Calker stellt zunächst den Begriff der Politik als Wissenschaft fest. Versteht man unter Politik als Praxis heute regelmäßig die Leitung der Staatsangelegenheiten, so muß die Politik als Wissenschaft zum Inhalt haben die Lehre von den Grundsätzen, welche für die Leitung der Staatsangelegenheiten und damit für die Gestaltung und Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Staatsangehörigen einerseits, einem Staate und andern Staaten andererseits maßgebend sein sollen. Mit dieser Definition wird der Politik die doppelte Aufgabe gestellt: 1) die Zustände und Einrichtungen des gegenwärtigen staatlichen Lebens darzustellen und die Kräfte aufzuweisen, die zu dem gegenwärtig Bestehenden geführt haben und dieses bedingen; 2) das Dargestellte zu beurteilen und auf Grund dieser Beurteilung Vorschläge für die zukünftige Gestaltung im Sinne von Erhaltung oder Änderung des gegenwärtigen Zustandes zu machen. Zur Lösung ihrer Aufgabe bedarf die Politik als Wissenschaft neben dem erklärenden Princip, das im Kausalitätsgesetz gegeben ist, ein Princip der Beurteilung. Die Naturwissenschaft und die auf naturwissenschaftlichen Gesetzen aufbauende sociologische Richtung vermag, wie Fritz von Calker überzeugend nachweist, ein solches nicht zu bieten; das Princip ist vielmehr nur dadurch zu gewinnen, daß die menschliche Zwecksetzung als eine psychologische Erscheinung besonderer Art ins Auge gefaßt und zur Grundlage der weitern Erwägungen gemacht wird. Als diesen höchsten Zweck und damit den obersten Wertmaßstab menschlichen Wollens und Handelns erkennt Fritz von Calker nicht die *Zufriedenheit*, das größtmögliche *Glück* oder die größtmögliche *Wohlfahrt* aller oder möglichst vieler, sondern die Entfaltung und Entwicklung der Eigenart im Sinne einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit; durch Vervollkommnung zum letzten höchsten Ziele zu kommen, zur Vollkommenheit, muß demnach der höchste Zweck menschlichen Handelns und Wollens sein. Zufriedenheit, Wohlfahrt und höchstes Glück liegen, richtig verstanden, auf dem Wege zu dem letzten Ziele; diese nähern Ziele gewinnen sogar aus der Idee der Vollkommenheit einen besondern hohen Inhalt: den Gedanken, daß einem jeden die Möglichkeit gegeben ist, ein über dem Genuß des Augenblicks erhabenes Glück zu erlangen durch die Entfaltung und Entwicklung seiner Eigenart in der Richtung auf das Wahre, Gute und Schöne. Die Idee der Vollkommenheit ist nun als Princip der Beurteilung in der Weise zur praktischen Verwendung zu

bringen, daß konkrete Erscheinungen — thatsächlich bestehende oder vorgestellte — miteinander verglichen werden. Ergiebt die Vergleichung, daß von den in Betracht gezogenen Erscheinungen die eine mehr als die andere eine Überwindung bisheriger Unvollkommenheiten, einen Fortschritt in der Richtung auf das höchste Ziel bedeutet, so ist sie höher zu bewerten. Bildet aber thatsächlich die Vollkommenheit Ziel und Beurteilungsprincip aller Zwecksetzung, so muß dieses Princip auch für das Wollen und Handeln in der Politik als maßgebend anerkannt werden. Denn der letzte Zweck des Staates kann nur der sein, die gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Gemeinschaft in der Entwicklung zu schützen und zu fördern, die ihren individuellen Zwecken — diese von der Höhe eines allgemeingültigen letzten Zieles aus gesehen — gemäß ist. Calker legt dann dar, wie die Aufweisung des formalen Beurteilungsprincips für die Methode der Untersuchung in der Politik von Bedeutung wird. Es würde zu weit führen, hier seinen sehr interessanten Ausführungen im einzelnen nachzugehen; der Leser wird schon aus dem Gesagten erkannt haben, daß Calkers Schrift in der politischen Litteratur ein Ehrenplatz gebührt; von tiefem sittlichen Ernste getragen lehrt sie die Ehrfurcht vor dem Staate als der bedeutsamsten Institution zur Erreichung des höchsten sittlichen Zieles.

— Dem ersten Bande der Sammlung „Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. Herausgegeben von C. Regenhardt", welcher die niederdeutschen Mundarten enthielt, sind im Laufe des letzten Jahres die zwei andern nachgefolgt; zweiter Band: Mitteldeutsch, dritter Band: Oberdeutsch (Berlin, C. Regenhardt, 1898). Jeder Band, ein für sich geschlossenes Ganzes, und zwar, obwohl je ungefähr 400 Seiten stark, ist für den in Deutschland geradezu unerhört billigen Preis von zwei Mark zu haben. Dem dritten Bande ist eine Karte der deutschen (einschließlich der schweizerischen und österreichisch-ungarischen) Mundarten angehängt, welche eine gute Übersicht ermöglicht. Den zweiten Band schmücken die Bilder Grübels und Kobells, den dritten die Hebbels, Roseggers und Stelzhammers. Die graphische Darstellung der mundartlichen Laute, dieser schwierige Umstand bei jeder Dialektschriftstellerei, hält die glückliche Mitte zwischen zu viel und zu wenig besondern Zeichen und Buchstaben. Der Herausgeber befolgt den sehr richtigen Grundsatz, daß die schriftliche Darstellung des Dialekts sich möglichst nahe an die Darstellung der Schriftsprache zu halten habe und daß, wenn der Dialekt zum Herzen sprechen soll, man die Schriftzeichen nicht erst soll studieren müssen. Die Anordnung ist die zeitliche, je innerhalb des einzelnen Dialekts, der dritte Band beginnt mit Proben aus Arnolds „Pfingstmontag", der zweite endigt mit Gerhart Hauptmanns „Die Waber". Die Auswahl war bei der ungeheuren Fülle niederdeutscher und oberdeutscher mundartlicher Dichtungen natürlich nicht leicht, am ehesten noch war der Stoff zu bewältigen in dem mitteldeutschen Bande. Vollkommene Vollständigkeit der Namen kann natürlich ein solches Sammelwerk in diesem Umfang nicht erreichen; tauchen doch fast jährlich neue Namen von Dialektdichtern auf; auch ist natürlich, daß die Raumverteilung für die Proben aus einem einzelnen Schriftsteller ungleich ist, doch ist auch hier im ganzen das Richtige getroffen. Die Bezeichnung der einzelnen Dialekte ist vielleicht nicht ganz einwandfrei. Es sind indessen wohl bestimmte Gründe gewesen, die den Herausgeber veranlaßten, neben den Stämmen auch die Länder und Länderteile zu berücksichtigen. Mißverständlich könnte z. B. im dritten Bande sein der Abschnitt „Südbayrische Mundarten", welche doch unter anderm das Ries umfassen, ebenso „Südwürttembergische Mundarten", was nur bedeutet, daß die Mundarten im fränkischen, im nördlichen Teile Württembergs hier nicht zu finden sind; diese sind vielmehr im mitteldeutschen Bande zu suchen. Aber die Sammlung dient ja nicht wissenschaftlichen Zwecken, sondern soll den Freunden des Dialekts dienen und den Genuß der deutschen Dialektdichtung überall ermöglichen, so weit die deutsche Zunge klingt. Und diese Zunge klingt ja zuerst und am heimischsten im Dialekt, der nach Goethes Worten eigentlich das Element ist, in dem die Seele ihren Athem schöpft.

— Ein sehr willkommenes und, soweit wir uns durch Stichproben überzeugt haben, auch durchaus zuverlässiges Hilfsmittel für Studium und Unterricht in der Preußischen Geschichte ist die von Dr. jur. et phil. E. Schwartz bearbeitete „Stammtafel des Preußischen Königshauses, einschließlich der fränkischen Brandenburger" (Breslau, M. u. H. Marcus, 1898). Selbstverständlich zeigten auch die Schwartzschen Tafeln namentlich für die ältere Zeit noch manche Lücke in den Geburts- und Sterbedaten; aber diese Lücken werden sich vielleicht nie ausfüllen lassen, da die Litteratur den Forscher im Stich läßt und selbst in den Archiven für manche genealogische Frage eine Antwort nicht zu finden ist. Der Nachteil ist nicht groß, da es ja meist die untergeordneten Glieder des Hauses sind, bei denen Frau Historia nicht ihres Amtes mit ihrer gewohnten Gewissenhaftigkeit gewaltet hat. Übersieht man die große Zahl der heute lebenden preußischen Prinzen und Prinzessinnen nach diesen Tafeln, so kann man beruhigt in eine lange Reihe von Jahrhunderten kraftvoller Blüte des hohenzollernschen Stammes blicken, auch wenn die Fruchtbarkeit einzelner Vertreter des Geschlechts, die mit zwanzig und mehr Kindern auf der Stammtafel prangen, nicht wieder erreicht werden sollte.

— Von Karl Streckers Dichtung in zehn Gesängen „Der Sang von Mönchgut", die sich unter den Besuchern der Ostseebäder viele Freunde erworben hat, ist im Verlage von F. Becker in Rügen die dritte Auflage erschienen.

Bibliographie.

Aly, C., Es werde Recht! Tragödie. Coburg, Dietzsche Hofbuchdruckerei. 8. 3 M.

Avancini, A., All' ombra del faggio. Mailand, U. Hoepli. 8. 2 Lire 50 Cent.

Bünger, F., Entwicklungsgeschichte des Volksschullesebuches. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 8. 14 M.

Bunzendahl, B., Ins neue Gleis. Leipzig, P. Friesenhahn. 8.

Burckhardt, J., Erinnerungen aus Rubens. Basel, C. F. Lendorff. 8. 4 M.

Cotta, J., Gefilde der Seligen. Leipzig, R. Friese. 8.

Czajkowski C. von, Kreuzigt ihn! Roman. Wien, Carl Konegen. 8. 3 M.

En Pique-Nique 1898. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Gottschalk, Sündige Menschen. Roman. Berlin, T. Trautwein. 8. 3 M.

Heiberg, H., Grevinde. Roman. Berlin, Schall u. Grund. 8.

Kabos, E, Weiße Nächte. Leipzig, E. Neupert. 8. 2 M.

Martin, F., Le Japan vrai. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Pellico, S., Prose e Tragedie scelte. Mailand, U. Hoepli. 8.

Riegel, H., Unter dem Striche. Berlin, Schwetschke u. Sohn. 8. 2 M.

Ring, M., Erinnerungen. Zwei Bände. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 8. 8 M.

Sphinx, C., Le Secret de Marguerite. Wien, Carl Gerolds Sohn. 8. 3 M.

Spitteler, C., Conrad der Leutenant. Berlin, Verlag der Romanwelt. 8.

Texte, J., Études de Littérature européenne. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 4 Frs.

Wagner, C., Auprès du Foyer. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Ziegler, J., Augenblicksbilder. Berlin, Schall u. Grund. 8.

Zimmermann, H. von, Schön Gertraud. Ein Böhmerwaldmärchen. Budweis, A. Pokorny. 8.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 39.

Leipzig, 29. September 1898.

Der obergermanisch-rhätische Limes des Römerreiches.

Die Überzeugung, daß zu großen grundlegenden Arbeiten das Leben und die Kräfte eines einzelnen Menschen unzureichend sind, hat in unserm wissenschaftlichen Zeitalter den Grundsatz der Arbeitsteilung auch auf beschränktem Gebiete entstehen lassen. Gemeinsame Arbeit einer größern oder kleinern Anzahl von Forschern bürgt für Gründlichkeit, Vielseitigkeit, Objektivität der einzelnen Teile eines großen Unternehmens und sichert dadurch diesem selbst seine Zukunft. Auf diese Weise sind in den letzten Jahrzehnten verschiedene Werke entstanden und in Angriff genommen worden, die nicht nur für die Gegenwart geschrieben sind, sondern die einst noch spätern Geschlechtern zu gute kommen. Der Wert solcher Unternehmungen erhöht sich, wenn es gilt, historische oder wissenschaftliche Thatsachen in der letzten Stunde festzustellen, ehe die Zeit die Mittel zu solcher Möglichkeit raubt. Wie vieles ist uns schon für immer verschwunden, weil unsern Vorfahren für viele Dinge das Auge noch nicht geöffnet war, die wir heute zum Verständnis unsers Volkes und der Entwicklung der Menschheit für unerläßlich halten. Wir dürfen unsern Eltern keinen Vorwurf machen, allein die Nachkommen würden uns der Unterlassungssünde zeihen, wenn wir, denen die Augen geöffnet sind, nicht der Wissenschaft das retten, was noch zu retten ist. Wir leben in einer Zeit des Übergangs; das Interesse für die idealen Güter der Menschheit schwindet immer mehr und macht dem für das praktische Leben Platz. In einer solchen Periode des Abschlusses muß aber mehr gesammelt und zurückgeschaut werden als in einer lebensfrischen Entwicklung, denn was im Leben für immer dahingeht, muß durch den toten Buchstaben als historische Thatsache der Wissenschaft und der Nachwelt erhalten bleiben. Zu solchen Werken der Pflicht und gemeinsamen Arbeit gehört auch das von der Reichs-Limeskommission herausgegebene Werk über jenen großen, mächtigen Grenzwall, den die Römer im Westen und Süden unsers Vaterlandes zum Schutze gegen die vordringenden Germanen errichtet haben.*)

Wir haben diesem großen Unternehmen, das mit Reichsmitteln endlich zu stande gekommen ist, bereits früher unsere Aufmerksamkeit gewidmet. Seitdem ist rüstig gearbeitet worden, und schon liegen sieben Lieferungen vor, die peinlich gewissenhafte Darstellungen einzelner Kastelle bringen. Wohl werden noch Jahre vergehen, ehe das Gesamtwerk zum Abschluß kommt; aber aus dem, was bisher erschienen ist, darf bereits mit Fug und Recht geschlossen werden, daß das Limeswerk eins von denen ist, die die Gegenwart und nächste Zukunft überleben.

Der bisher erschienene Teil des vorliegenden Werkes bringt noch nichts über den eigentlichen Grenzgraben, seinen Zweck, seine Geschichte; er enthält nur Einzeldarstellungen verschiedener Kastelle, die sich hinter dem Graben befanden und die einst die Besatzungen bargen, die zur Verteidigung der römischen Reichsgrenze in jener Gegend standen. Der Beschreibung jedes Kastells sind Orientierungspläne, Grundrisse des Kastells und Abbildungen der wichtigsten Fundgegenstände beigefügt, so daß sich auch der Fremde eine Vorstellung von der Lage des Ortes und dem Leben und Treiben in dem Kastell und dem angrenzenden Lagerdorfe machen kann. Wir bekommen auf diese Weise endlich auch ein Werk, das unter anderm den weitaus größten Teil römischer Funde in deutschem Boden enthält, und somit ein Fundamentalwerk wird zur Beantwortung der ebenso wichtigen wie dringenden Frage über den Ein-

*) Der obergermanisch-rhätische Limes des Römerreiches. Im Auftrage der Reichs-Limeskommission herausgegeben von O. von Sarwey und E. Hettner. Lieferung 1—7. Heidelberg, O. Petters. 1894—97. 4. 27 M. 20 Pf.

fluß altrömischer Kultur auf die der alten Germanen. Denn daß von den Grenzwalldörfern die kulturellen Einwirkungen der Römer auf die östlichen Nachbarn hauptsächlich ausgegangen sind, haben die Ausgrabungen bereits jetzt zur Thatsache gemacht, wenn auch die Streckenkommissare auf diesen wichtigen Punkt bisher ihr Augenmerk nicht gerichtet haben; sie haben der Arbeit ihre Zeit von seiten des römischen Altertumsforschers gewidmet.

Die Besprechung der einzelnen Kastelle in dem Limeswerke geschieht nicht nach einer bestimmten Reihenfolge, sondern geht ganz bunt durcheinander.*) Nur von den Mümlingskastellen werden mehrere nebeneinander liegende unmittelbar nacheinander besprochen. So haben wir schon jetzt Darstellungen aus allen deutschen Ländern, in denen sich einst Römerkastelle befunden haben: auf preußischem Boden (Provinz Hessen-Nassau) stehen das ganz neu aufgefundene Kastell Hunzel bei dem gleichnamigen Dorfe, und Marköbel, jene römische Niederlassung, bei der sich am besten zeigen läßt, wie die fränkische Kultur unmittelbar an die römische anknüpft. Im Großherzogtum Hessen sind durchforscht das Kastell von Butzbach, das im Laufe der Zeit nicht unwesentlich erweitert worden ist, und die Mümlingsverschanzungen der frührömischen Zeit bei Vielbrunn, Eulbach, Würzberg, Hesselbach, in Bayern Niedernberg und Ruffenhofen, in Baden Osterburken und Oberscheidenthal, in Württemberg endlich die beiden Kastelle von Öhringen, das von Murrhardt, Waldmössingen und die hinter dem rhätischen Limes liegenden von Lorch, Schierenhof, Schwäbisch-Gmünd und Unterböbingen. Die meisten dieser Kastelle haben in ihrer unmittelbaren Nähe bürgerliche Niederlassungen, Lagerdörfer, gehabt. Diese waren die Marktplätze und Aufenthaltsorte der römischen Kaufleute, von denen römische Kultur in germanische Lande einströmte. In der Regel befand sich das Kastell an einem militärisch wichtigen Orte, auf einem Plateau, das nach der einen oder andern Seite hin die Gegend beherrschte, oder auf der Wasserscheide zweier Flüsse, oder an wichtigen Verkehrsstraßen, oder an Flußübergängen. Bei der Anlage war besonders mit darauf geachtet, daß sich in möglichster Nähe der Verschanzung genügendes Wasser, vor allem Quellwasser, befand. Untereinander waren die Kastelle durch Straßen verbunden, dagegen führten nur von einigen besonders wichtigen Heerwege landeinwärts dem Rhein zu. Die Entfernung der äußern Kastelle vom Limes, der eigentlichen Reichsgrenze, war durch die Bodenbeschaffenheit bedingt, doch war sie nirgends sehr groß, meist nur einige hundert Meter. Im allgemeinen sind diese Kastelle der äußern Reihe ungleich besser erhalten als die mehr nach dem Rhein zu gelegenen. Der Grund dieser Thatsache liegt in dem Umstande, daß auf der einen Seite die letztern von den Römern viel zeitiger aufgegeben waren, andererseits darin, daß in späterer Zeit, als die Grenze weiter nach Osten geschoben war, die Gefahr vor den vordringenden Germanen ungleich größer war als früher, und daß die Heerlager infolgedessen ungleich fester angelegt werden mußten. Die Funde, namentlich die Münzen, stellen dies Vorschieben der Reichsgrenze im 2. Jahrhundert außer allen Zweifel. Von der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts fangen dann die Germanen an, energischer an die Pforten des Reiches zu pochen und ein Kastell nach dem andern zu nehmen. In der folgenden Zeit verschwinden sie allmählich, aber bei den Siegern lebt die Erinnerung an sie fort.

Aus der Übergangszeit, in der dies römische Occupationsgebiet wieder in germanische Hände gekommen ist, tritt uns nun die wichtige Frage entgegen: sind die Kastelle von den Franken und Alamannen — denn diese beiden germanischen Stämme kommen vor allem in Betracht — sofort zerstört worden oder haben sich diese Völker der römischen Niederlassungen nur bemächtigt? Die Beantwortung dieser Frage wird erst möglich sein, wenn das gesamte Material bearbeitet vorliegt. Nur auf eine Thatsache sei schon hier hingewiesen, die uns einen Fingerzeig über das Verhältnis der Eroberer zu den eroberten Kastellen zu geben scheint: verschiedene Örtlichkeiten, wo sich Überreste der alten Kastelle befinden, heißen noch heute im Volksmunde „die Burg“. Das Kastell von Marköbel liegt auf der Burg, auf „der untern Burg“ finden sich die Reste des westlichen Öhringer Kastells, das von Ruffenhofen liegt auf dem „Burgfeld“, das von Oberscheidenthal auf den „Burgäckern“, das von Waldmössingen auf der „Burghalde“. Zu diesen volkstümlichen Ortsbezeichnungen haben zweifellos die Kastelle die Veranlassung gegeben. Sie müssen in einer Zeit entstanden sein, da das Volk noch Wall und Graben und Gebäude oder wenigstens Gebäudeüberreste gesehen hat, denn diese Dinge gehörten bei ihm zum Begriff der „Burg“. Daß nun diese Namen den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehörten, ist wenig wahrscheinlich, vielmehr scheinen die Germanen diese altrömischen Ansiedelungen in älterer Zeit auch für sich in Anspruch genommen zu haben, und so bestätigen diese Namen, was Wolff aus andern Gründen zum Kastell Marköbel bemerkt: „Bei diesem Kastell wiederholt sich, da bereits die Frankenkönige auch eigene Güter in Marköbel hatten, die Erscheinung, welche bei fast allen vom Streckenkommissar untersuchten römischen Ansiedelungen am Main und in der Wetterau festgestellt wurde, daß sie in der ersten Zeit ihres urkundlich beglaubigten Auftretens in engster Beziehung zum fränkischen, später zum deutschen Königtum stehen, eine Erscheinung, die in Verbindung mit andern auffallenden Umständen, wie der Übereinstimmung heutiger Straßenfluchten und Grundstücksgrenzen mit den Raumdispositionen der Römerplätze, dem Vorkommen spätrömischer Kupfermünzen u. dgl. gerade an solchen Orten, für

*) Es sei darauf hingewiesen, daß die Beschreibung jedes Kastells zu erhöhtem Preise einzeln käuflich ist. Dies ist ganz besonders für die Lokal- und Provinzialvereine von Wichtigkeit.

eine weitgehende Kontinuität zwischen römischen und germanischen Verhältnissen spricht."

Richten wir jetzt auf eins dieser Kastelle, die in Anlage und Ausführung alle einander ähnlich sind, unsere Blicke, und zwar auf das von Professor Wolff untersuchte Kastell Hofheim im Taunus. Die Überreste dieser altrömischen Verschanzung finden sich auf dem Plateau, das sich in der Nähe von Hofheim jenseit der Hessischen Ludwigsbahn erhebt. Man hat von hier aus bei klarem Wetter einen herrlichen Blick: im Süden liegt das ganze untere Mainthal und jenseit des Flusses die Höhen des Odenwaldes, nach Osten zu aber schweift das Auge bis zu den Höhen des Spessart und Vogelberges. Erst durch die Forschung der Limeskommission ist es festgestellt, wo sich einst das alte Römerlager befunden hat, wenn auch die Schwierigkeiten, die man bei der Bloßlegung zu überwinden hatte, ungemein groß waren. Mit seiner Längenachse lag das Kastell nach dem Paß von Niedernhausen zu; seine Längsseite mißt 158,50 Meter, die Querseite 138 Meter. Umgeben war das Lager von einer 1,60 Meter breiten Mauer, die im Fundament aus Kalkbruchsteinen von Flörsheim und grobkörnigem Mörtel hergestellt, während die Obermauer mit Sandsteinquaderchen verblendet war. Wie bei den meisten Kastellen erhoben sich an den vier Thoren je zwei Türme, daneben verstärkten aber noch zehn andere, je drei auf den Lang-, je zwei auf den Kurzseiten, den Bau. Wahrscheinlich sind außerdem noch die vier Ecken mit Türmen versehen gewesen. Diese Türme waren regelmäßige Bauten von ungefähr 4 Meter im Quadrat. Von den Thoren waren die Hauptthore, die auch Doppelthore waren, die der Porta decumana und der Porta principalis sinistra, denn sie lagen dem Taunus und der Wetterau zugekehrt, woher feindliche Angriffe zu befürchten waren. Diese Thore hatten eine Breite von 15 Meter. Auch die Porta principalis dextra war ein Doppelthor, doch nur halb so breit als jene; sie hatte eine breite Thoreinfahrt und eine schmale Eingangspforte. Die Porta praetoria endlich war ein einfaches Thor mit nur 4 Meter breitem Eingange. Um das Kastell führten doppelte Spitzgräben mit steiler Böschung und großer Tiefe; vor den Thoren waren diese durch Dämme unterbrochen, und auf diese Weise war die Verbindung mit den Wegen außerhalb des Lagers hergestellt. Wallweg und Lagerwege waren durch Kies aufgeworfen; von letztern führte ein 14 Meter breiter vom Decumanthor nach dem Prätorium, von diesem nach der Porta praetoria ein nur 5 Meter breiter.

Da das Kastell von Hofheim der frühern Zeit angehört, war das Hauptgebäude des Lagers, das Prätorium, nicht massiv gebaut wie in den weiter östlich gelegenen. Ja in ältester Zeit scheint das Prätorium sogar nur durch eine hölzerne Umzäunung begrenzt gewesen zu sein, wie sich überhaupt in dem ganzen Kastell keine Spur eines massiven Gebäudes nachweisen läßt, von denen sich in andern ziemlich zahlreiche finden.

Das Kastell Hofheim ist eins der ältesten und sicher schon in dem ersten Jahrhundert n. Chr. errichtet worden. Die Anlagen haben dann in späterer Zeit fortbestanden und ihnen haben sich Ansiedelungen civilen Charakters im zweiten und dritten Jahrhundert angeschlossen. Außerdem hat sich hier schon in frühester Zeit, d. h. im ersten Jahrhundert, neben dem Steinkastell ein mit Wall und Graben befestigtes Lager befunden; es ist das erste seiner Art, das man im Gebiet des rheinisch-rhätischen Limes wahrgenommen hat. Mit dem Kastell ist jedenfalls die älteste Niederlassung auf dem Hochfelde entstanden, die sich an der Hauptstraße hinzog, die vom Main aus nach der Porta decumana führte. Die Gebäude, die sich einst hier befunden haben, waren teils massiv, teils aus leichtem Fachwerk gebaut. Dies Lagerdorf kann sich, wie die Funde zeigen, nicht weiter als 250 Meter vom Kastell hingezogen haben, und scheint nur bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts bewohnt gewesen zu sein. — Ungleich größer und anders waren die spätern Ansiedelungen, von denen sich Überreste am Fuße des Hochfeldes finden und die zum Teil aus recht stattlichen Gebäuden bestanden haben müssen.

Wie in der Nähe der meisten Kastelle finden wir auch bei Hofheim Badeeinrichtungen, und zwar sind hier die Überreste zweier großer Bäder aufgedeckt, von denen das eine sich 70 Meter südlich von der Südostecke des Kastells befindet und mit diesem jedenfalls gleichalterig ist, während das andere ungleich jüngere sich 150 Meter hinter der Porta principalis sinistra erhob. In der Nähe des ersten Bades sind auch Überreste der Kalköfen aufgedeckt, die das Material zur Herstellung des Kastell- und Badebaues geliefert haben und daher ebenso alt sein müssen wie diese selbst. Ihre Lage weist darauf hin, daß die Baumaterialien auf dem Main herbeigeschafft wurden, zu dem auch die Hauptstraße von der Porta decumana hinabführte.

Ganz besonderes Interesse bekommt die Umgebung des Hofheimer Kastells durch jenes schon erwähnte Erdlager, das sich in seiner Nähe befindet. Es ist ein ziemlich großer, unregelmäßiger Erdbau, bestimmt, eine größere Truppenmenge aufzunehmen. Funde und Anlage lehren, daß dieses Lager älter ist als das Kastell: es gehört der Zeit vor Domitians Chattenkrieg an, wohl noch der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, und ist wahrscheinlich eine jener Grenzbefestigungen, die die Römer nach der Schlacht im Teutoburger Walde auf dem rechten Rheinufer angelegt haben. Derselben Zeit gehören auch die Erdschanzen auf dem nahen Kapellenberge an, der vom Kastell 2 Kilometer entfernt ist. Hier hat sich einst ein römischer Warttum erhoben, von dem aus die ganze Gegend übersehen wurde und der auch noch in späterer Zeit für die Römer Bedeutung gehabt zu haben scheint.

Das Kastell Hofheim ist nur eins von den achtzig, die wir in der Nähe des obergermanisch-rhätischen Limes finden; allein dies eine gerade giebt mit seiner Umgebung uns einen Blick in drei Zeiten der Geschichte des römischen

und somit auch in die unsers Volkes: das Erdlager und die Schanzen auf dem Kapellenberge lehren uns, wie die Römer in frühester Zeit versuchten, sich auf rechtsrheinischem Germanengebiete festzusetzen, das Kastell zeigt uns, wie sie sich daran machten, das erworbene Gebiet zu verteidigen, die civile Ansiedelung endlich am Schwarzbach, wie sie im Vollgefühl ihres Besitzes bestrebt waren, römische Waren und mit diesen römische Kultur und Sitten den benachbarten Germanen zu bringen.

Eugen Mogk.

Zur Geschichte der deutschen Litteratur.

1. Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. Von Friedrich Düsel. (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann. 14. Heft.) Hamburg, Leopold Voß. 1897. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides zum Drama ausgestaltet von Hermann Knauth. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1898. 8. 1 M.
3. Friedrichs des Großen Dichtungen im Urteile des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Moriz Türk. Zweiter Teil. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Achten Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1898.) Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung Hermann Heyfelder. 1898. 4. 1 M.
4. Das Kant-Bildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling. Nebst Mitteilungen über Kants Beziehungen zum Gräflich Keyserlingschen Hause. Von Dr. Emil Fromm. Hamburg, Leopold Voß. 1897. 8. 1 M.
5. Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Biographische und quellenkritische Forschungen von Dr. Theodor Herold. Münster i. W., Heinrich Schöningh. 1898. 8. 3 M. 20 Pf.
6. Tadeusz Kosciuszko in der deutschen Litteratur. Von Dr. Robert F. Arnold. Berlin, Mayer u. Müller. 1898. 8. 80 Pf.
7. Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. Von Bruno Golz. Leipzig, B. G. Teubner. 1897. 8. 5 M.
8. Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Von Professor Dr. Jakob Nover. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. 12. Serie. Heft 273.) Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter. 1898. 8. 75 Pf.
9. Chidher in Sage und Dichtung. Von Dr. G. Zart. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilh. Wattenbach. Neue Folge. 12. Serie. Heft 280.) Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter. 1897. 8. 75 Pf.
10. Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen von Dr. Joseph Riehemann. Zweiter Teil. Osnabrück, Ferdinand Schöningh. 1898. 4.
11. Annette Freiin von Droste-Hülshoffs gesammelte Schriften in drei Bänden. Mit Einleitung von Levin Schücking. Erster Band. Lyrische Gedichte. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. Jeder Band 1 M.
12. Jean Pauls ausgewählte Werke in acht Bänden. Mit einer Einleitung von R. Steiner. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. Jeder Band 1 M.

Von den Modernen verächtlich beiseite geworfen, während er doch in den klassischen Dramen als wirkungsvolles Zierstück erscheint, verdiente der Monolog eine eingehende fachmännische Untersuchung. Diese wird ihm — um das gleich hier festzustellen — zu teil in einer Schrift Friedrich Düsels: „Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings" (Nr. 1). Sie bildet den Anfang und die Grundlage zu weitern Untersuchungen, in denen die Entwicklung des Monologs im neuern Drama durch die Werke Goethes, Schillers und Kleists hindurch verfolgt werden soll. Schon in der Einleitung, in der Düsel die Theorie des 17. und 18. Jahrhunderts über den Monolog durchmustert, zeigt er sich als gründlichen Kenner auf dramatischem Gebiete. Ernster und tiefer ist man in jener Zeit noch nicht auf das Wesen dieses Kunstmittels eingegangen. Doch treten auch damals schon der oberflächlichen Verurteilung des Monologs Versuche entgegen, seine Bedeutung und die Bedingungen seiner Zulässigkeit zu erweisen. Daß eine ernstere Kunstbetrachtung es nicht mit dem beliebten Schlagworte der „Unwahrscheinlichkeit" abgethan sein lassen kann, liegt ja auch auf der Hand. Freilich in den Dramen, die der Verfasser zuerst vorführt, ist die Verwendung des Monologs noch allzu naiv und sorglos. Diesen Jugenddramen werden dann die reifern Stücke Lessings gegenübergestellt, und diese Gegenüberstellung ist sehr lehrreich. Innerhalb der beiden Gruppen ordnet Düsel die Verwendung des Monologs nach Kategorien. So unterscheidet er Fälle, wo der Monolog nur zur Pausenfüllung dient, um das unmittelbare Zusammentreffen von Ab- und Auftreten einer Person zu verhüten, und solche, wo er die Exposition befördert. Wieder ganz anders liegt die Sache, wenn er Intimes und Diskretes offenbart oder Betrachtungen anstellt und Entschlüsse zeitigt. Bei diesen Unterscheidungen begnügt sich der Verfasser nicht, die Beispiele aufzuzählen. Er zeigt vielmehr, warum in den verschiedenen Gattungen und Arten des Dramas diese oder jene Kategorie des Monologs größere oder geringere Verwendung gefunden hat. So heißt es von dem Monolog der Selbstenthüllung: „In Lessings Jugenddramen nimmt diese Art von Monologen noch einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein. Für intime Seelenoffenbarungen sind hier die Stoffe noch viel zu äußerlich und oberflächlich. Gedeiht das Komische an und für sich schon besser im offenen Wechselspiel des muntern Dialogs, so können die meist doch noch recht groben und derben Züge der Lessingschen Jugendkomödien das zarte Dämmerlicht monologischer Selbsterkenntnis und -Enthüllung vollends entbehren." Daß der Monolog leicht durch den Affekt herbeigeführt wird, hat auch Lessing berücksichtigt.

Im übrigen giebt er sich keine große Mühe, ein solches Selbstgespräch zu begründen. Wohl aber sucht er ihm durch verschiedene Mittel den Schein der Natürlichkeit zu geben. Gern setzt er mitten in einer Gedankenreihe ein und führt uns — wie es auch in seinen Abhandlungen geschieht — die ganze Gedankenarbeit, am liebsten in dialogischer Weise, vor. Daß Lessing dabei auch die dialektische Würze seines Witzes nicht zurückhält, wird durch einen Hinweis darauf erklärt, wie sehr dieser auch im Leben Lessing zur zweiten Natur geworden war. Noch mancherlei andere Fragen wirft der Verfasser auf. Die Stelle des Monologs im Akte und die Verteilung auf die einzelnen Akte des Stückes, das Verhältnis der beiden Geschlechter zu ihm und vieles andere wird scharfsinnig erörtert. Man wird in der That keinen wesentlichen Umstand unerwähnt finden. Wenn Lessing auch in seinen spätern Stücken die neu auftretende Person am Schlusse des Monologs ankündigen läßt, so möchte ich diesen Brauch auf das antike Drama zurückführen. Neben dem Monolog ist auch das A parte behandelt. Von diesem gilt, daß es in den spätern ernstern Stücken „sehr beschränkt, und wo es sich doch noch findet, zum wenigsten künstlerischer geschliffen und ausgemünzt wird".

Schillers Bruchstück einer Übersetzung der „Phönizierinnen" des Euripides hat Hermann Knauth (Nr. 2) in der Weise für den modernen Geschmack hergerichtet, daß er manche Partien strich, einzelnes abänderte und die Chorpartien tilgte oder den Mitunterrednern zuwies. In derselben Weise hat er auch den von Schiller nicht übersetzten Text des Euripides bearbeitet. Bisweilen verfährt er auch ziemlich selbständig, so namentlich am Anfang des fünften Akts, wo Antigone das Schicksal ihrer Brüder beklagt. Auch hat er den Schluß harmonischer abgerundet dadurch, daß Kreons rauhes Eingreifen wegfällt. Jedenfalls verrät die Bearbeitung poetische Begabung und Geschmack. Sie klingt aus in die Segens- und Abschiedsworte des Ödipus:

Ruhet sanft, geliebte Leichen, eure Asche sei vereint,
Und gesegnet sei das Auge, das an eurem Grabe weint.
Doch mich zieht es fort von hinnen nach dem gottverheißnen Ort,
Wo das Lebensschiff des Greises findet sichern Ruheport,
Wo die Stürme nicht mehr toben, ernster Götter Huld mir winkt,
Und befreit von Wolkenschleiern mir des Lebens Sonne sinkt.
Teurer Boden, sei gepriesen, den der Geist mir ahnend schaut,
Wo auf Attikas Gefilden Pallas' hehre Stadt erbaut (ist);
Wo Kolonos' Haine blühen, dorthin richt' ich meinen Lauf.
Heil'ge Götter, nehmt in Frieden dort den müden Wandrer auf!

Im Anschluß an seine vorjährige Abhandlung über „Friedrichs des Großen Dichtungen im Urteile des 18. Jahrhunderts" beantwortet Dr. Moriz Türk in einem zweiten Teile (Nr. 3) vor allem die Frage, welche Aufnahme Friedrichs Dichtungen in den Kreisen Gleims und Lessings und andererseits bei Klopstock gefunden haben. Seine fleißigen Nachweise sind dankenswert. Weiterhin wird Friedrichs Verhältnis zu Voltaire beleuchtet. Der letzte Teil überblickt die spätern Schicksale der Dichtungen des Königs. Jetzt sind sie vergessen. Sollte es möglich sein, sie dieser Vergessenheit zu entreißen? Der Verfasser wagt es im Hinblick auf das wachsende Verständnis für Friedrichs Persönlichkeit wenigstens für einen Teil zu hoffen, besonders wenn, was er befürwortet, eine kleine Anzahl der Gedichte in vorsichtiger Auswahl, selbst mit notwendigen Kürzungen, in die französischen Gedichtsammlungen der höhern Lehranstalten aufgenommen würden als Zeugnisse für die rein menschlichen Eigenschaften des Monarchen.

In Kants äußerm Leben, das vielfach der nähern Aufklärung harrt, sind namentlich die Hauslehrerjahre noch dunkel. Auch Emil Fromm gelangt in seiner Schrift „Das Kant-Bildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling" (Nr. 4) in Bezug auf die Zöglinge Kants aus der genannten Familie und in Bezug auf die Stätte der Unterweisung nicht zu völlig gesicherten Ergebnissen. Gleichwohl hat er die genealogischen Verhältnisse eingehend behandelt, weil er für möglich hält, daß noch in andern Zweigen des Geschlechts Kant-Erinnerungen erhalten sind wie die aus dem Nachlaß der Gräfin Keyserling stammenden. Diese that sich wie durch Begeisterung für die Wissenschaft so auch in der Malerei hervor und wurde 1786 zum Ehrenmitglied der Königlichen Akademie der Künste in Berlin ernannt. Von ihr ist ein Kant-Bildnis erhalten, das bei aller Schlichtheit der Ausführung doch Kants äußere Erscheinung im Anfange der dreißiger Jahre seines Lebens getreulich wiedergiebt. Erst kürzlich hat Diestel ein Kant-Bildnis in der „Illustrierten Zeitung" besprochen. Eine Zusammenstellung sämtlicher Kant-Bildnisse wird von Fromm angelegentlich empfohlen.

Friedrich August Clemens Werthes war mit seinen Dichtungen fast der Vergessenheit anheimgefallen, als vor etlichen Jahren die Behauptung, Körner habe eins von dessen Dramen für seinen „Zriny" ausgenutzt, die Blicke vorübergehend wieder auf ihn lenkte. Auf das geeignete Untersuchungsobjekt aufmerksam gemacht, hatte Theodor Herold zunächst nur in Absicht, die deutschen Zriny-Dramen, ihre historischen Quellen und litterarischen Wechselbeziehungen darzulegen, gelangte aber schließlich dazu, eine Biographie des vergessenen Dichters vorauszuschicken (Nr. 5). So hat auch Werthes seinen Herold gefunden.

Da Werthes mit den litterarischen Größen seiner Zeit, namentlich mit Wieland, in nähere oder entferntere gesellschaftliche oder auch nur litterarische Beziehungen getreten ist, wollen wir ihm das Recht auf eine Monographie nicht streitig machen. Doch mußte eine solche sich in engern Grenzen halten. Der Verfasser hat offenbar den rechten Maßstab bisweilen verloren. Geradezu komisch wirkt die gewissenhafte Gründlichkeit, die sich in folgender Anmerkung ausspricht: „Die Ehe" — nämlich der Eltern des Dichters — „war mit acht Söhnen und fünf Töchtern gesegnet, über deren nähere (!) Lebensschicksale leider (!) nichts in Erfahrung gebracht werden konnte." Natürlich sind über die Lebensumstände des wenig hervortretenden Mannes vielfach

irrige Angaben gemacht worden, so daß Herold mancherlei zu berichtigen findet. Er hat namentlich über die spätere Lebenszeit des Dichters, über seinen Aufenthalt in Pest, über die russische Reise, über die „in keinem zeitgenössischen Gelehrten- und Schriftstellerlexikon etwas verlautet“, und über die letzten Jahre genauere Daten gegeben. Manche Lücken bleiben trotzdem bestehen. Die Erwähnung eines Aufenthalts des Dichters in Mannheim, wo ihn Goeckingk traf, kurz vor dem 10. Juni 1781, scheint Herold selbst entgangen zu sein. Wenigstens finde ich bei nochmaliger Durchsicht in den Abschnitten, wo die Sache erwähnt sein müßte, nichts darüber.

Der Verfasser verfehlt nicht, seinen Helden auf dem Hintergrunde der Zeitgeschichte erscheinen zu lassen. Litterarischen Beziehungen geht er besonders gern nach. Die Frage nach dem Anlaß und der Datierung des Goethischen Liedes „So ist der Held, der mir gefällt“ und die Beziehungen von Goethes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ veranlassen einen längern Exkurs. Auch Schillers „Turandot“ beruht ja auf der Werthesschen Prosaübersetzung des Gozzi.

Was nun die Würdigung der dichterischen Leistungen seines Schützlings anlangt, so schwankt der Verfasser zwischen der Überzeugung von der Richtigkeit der meisten von Werthes' Dichtungen und der Anerkennung besonderer Verdienste, die er sich mit ihnen erworben haben soll. Kann er nichts gegen die Thatsache einwenden, daß die Werthessche Übersetzung des „Rasenden Roland“ stümperhaft ist, so betont er doch, daß Werthes das Verdienst hat, jenes Epos zuerst in Ottaverime verdeutscht zu haben. Weil Werthes, nachdem Wieland in der Übersetzung des „Sommernachtstraums“ schon gereimte Fünfsilbler angewendet hatte, solche zuerst in Aktschlüssen anbrachte, nennt er sein Stück „Rudolph von Habspurg“ einen „gewissen (!) Markstein in der Entwicklungsgeschichte des fünffüßigen Jambus“. Als die reine Papierverschwendung muß man es aber bezeichnen, daß er auf Seite 77 eine Blütenlese der fadesten Reimereien einer Dichtung abdruckt, die schon die Zeitgenossen des Dichters nicht der Erwähnung würdigten.

Ein besonderes Verdienst hat sich Herold in der zweiten Frage, die er behandelt, erworben. Er hat die geschichtlichen Überlieferungen von Zriny eingehend studiert und legt das Verhältnis der Quellen zueinander klar. Was insonderheit die von Körner benutzten Quellen angeht, ist Herold zu sicherern Ergebnissen gekommen als seine Vorgänger Kade und Bischoff. Daß insbesondere Hormayr von Körner benutzt worden ist, kann als erwiesen gelten. Wie verzwickt diese Untersuchungen sind, sei an einem Beispiel dargethan.

Kade hat folgende Stellen verglichen: Werthes: Sollte mich von meinem Posten der Tod hinwegrufen, so erkläre ich [hier den Sohn meiner Schwester] Kaspar Alapi zu meinem Nachfolger, und befehle euch, daß ihr ihm ebenso gehorsam seyd, wie mir. = Körner: Wenn mir dann auch was Menschliches begegnet, Und wenn ich früher fallen muß als ihr, So sei mein alter Waffenfreund Alapi Der Feste Hauptmann, dem gehorcht wie mir! — Herold bestreitet hier die Abhängigkeit Körners von Werthes und findet die gemeinsame Quelle in den Worten Isthuanfis: „Postremo si quid mihi humanitus contigerit, ut rerum humanarum diversissimi casus, ac incredibilis inconstantia est, Gaspari Alapino, sororis meae filio, quem hic praesentem cernitis, vos obtemperare volo, et in praesens statuo.“ Wenn freilich weitere Entlehnungen aus Isthuanfi bei Körner nicht nachzuweisen sind, so hat die Sache immerhin ihre Bedenken. Bischoff hatte bei den Worten Körners: „Wenn mir dann auch was Menschliches begegnet“, an eine Reminiscenz aus Schillers „Tell“ gedacht. Zufall kann andererseits auch sein, daß Körner ähnlich wie Werthes sagt: „dem gehorcht wie mir!“ Ebenso aber kann Körner auch den Alapi selbständig zum „alten Waffenfreund“ gemacht haben, wobei Herold an Hormayrs Worte denkt: „Falle ich, so sey Kaspar Alapi, mein alter Freund, euer Führer.“

Die Darstellung Herolds ist nicht frei von Geschmacklosigkeiten. Von den Dichtern redet er gern in Umschreibungen. So lesen wir: „Der schwäbische Schriftsteller suchte aber den berühmten Sohn der Oberlausitz noch zu überbieten.“ Von Körner, der wiederholt „der sächsische Musenliebling“ oder auch „der sächsische Dramatiker“ genannt wird, heißt es: „Weder «Klein-Paris» noch die nordische Metropole der Intelligenz hatten seine ersten poetischen Keime wesentlich weiter entwickelt“ — und an anderer Stelle: „auch die übrigen Schöpfungen des Fürsten der Dramatik waren ihm bald herzlich vertraut geworden“.

Den Schluß des trotz unserer Ausstellungen recht nützlichen Buches bilden außer einem Verzeichnis der Schriften zehn Briefe von Werthes an Wieland und einige andere Zeitgenossen.

Wenn auch die Schwärmerei für das Polentum heutzutage bei uns erloschen ist, so lebt doch Tadeusz Kościuszko noch in aller Gedächtnis als ein sittlich reiner Held und Patriot. Wie sich sein Wirken in der deutschen Litteratur abgespiegelt hat, darüber hat Robert F. Arnold, der mit einer Darstellung der deutschen Polen-Litteratur umgeht, eingehend gehandelt (Nr. 6). Am längsten verweilt er bei Holteis „Altem Feldherrn“, dessen bekanntes Lied „Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka?“ besonders dazu beigetragen hat, den Helden volkstümlich zu machen. „Mit diesem Liede“ — äußert Arnold — „feierte das große improvisatorische Talent Holteis, seine Gewandtheit in Behandlung von Vers und Reim, seine Gabe zu rühren und zu begeistern den höchsten Triumph. Und war auch der „tapfere Lagienka“ eigentlich nur eine getreue Nachbildung einer bonapartistischen Chanson von Emile Debraux und der Held desselben ein Pole, der gegen Preußen gefochten, er wurde dennoch ein deutsches Volkslied, das man hundertfach in Ernst und Scherz parodierte, das auf flie-

genden Blättern und auf den Schwingen der edlen Melodie nach allen vier Winden flatterte, in den Kasernen wie auf den Dorfgassen, in den Herbergen eines ehrsamen Handwerks wie im Goethe-Hause aus dem Munde Ottiliens erklang, ja die deutsche Sprachgrenze im Osten überschritt und in Polen sich bis zum heutigen Tage als polnisches Nationallied erhielt; und in dem Lebensromane Holteis, den herrlichen „Vierzig Jahren", finden sich wenig schönere und tiefer ergreifende Stellen als jene, in welcher der vom Unglück so hart mitgenommene, bei all seinen Fehlern so liebenswürdige Vagabund uns erzählt, wie er, dem bis dahin die Litteratur beharrlich einen vollen Erfolg versagte, in der Sylvesternacht 1826 durch die Straßen von Paris streifend seinen „Lagienka" von deutschen Handwerksburschen singen hörte, nur knapp ein Jahr nach der ersten Aufführung. Was für den deutschen Napoleon-Cultus Heines „Grenadiere", die höchste Verklärung durch die Volkstümlichkeit, das ist für die Kościuszko-Dichtung und zugleich für unsere ganze Polen-Litteratur Holteis „Denkst du daran".

Die von Bernhard Seuffert bei der Veröffentlichung der Schrift „Die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa" vor Jahrzehnten geäußerte Absicht, auch die einschlagenden Kunstdichtungen zu behandeln, hat auf Anregung Max Kochs nunmehr Bruno Golz verwirklicht in seinem Buche „Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung" (Nr. 7). Diese gründliche Untersuchung zerfällt zunächst in zwei Kapitel: „Genovefa-Dramen in Deutschland bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts" und „Die deutschen Genovefa-Dramen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur neuesten Zeit". In der vorausgeschickten Untersuchung über die Entstehung der Legende kommt der Verfasser zu ungefähr denselben Ergebnissen wie Seuffert. Alle die einzelnen Veränderungen zu vergleichen, die der Stoff in den Jesuitendramen erfährt durch Einführung von Personen und Scenen, durch Wendung bald ins Volkstümliche, bald ins Allegorische, hat wenig Interesse. Golz skizziert die einzelnen Dramen und legt ihre gegenseitigen Beziehungen dar. Wenn er den Seite 49 abgedruckten Theaterzettel der Breslauer Stadtbibliothek „noch unbekannt" nennt, so trifft das insofern nicht ganz zu, als dieser Theaterzettel auf der Theaterausstellung in Wien 1892 ausgestellt war.

Wesentlich interessanter ist die Besprechung der Genovefa-Dramen der neuern Zeit, unter denen namentlich die von Maler Müller, Tieck, Raupach, Hebbel und Ludwig zu nennen sind. Freilich zeigt sich bei einer solchen vergleichenden Betrachtung recht deutlich, welche Schwierigkeiten die dramatische Bearbeitung dieser Sage bietet. Genovefa ist kein dramatischer Charakter; sie dazu machen wollen heißt sie des Zaubers ihrer Persönlichkeit berauben. Aber auch die, die Golo zum Helden machten, waren nicht glücklicher. Je tiefer sie sein Wesen und Handeln psychologisch begründeten, desto weiter klaffte der Spalt zwischen ihm und der Heiligen. Sehr gut führt Golz aus, wie sich in den einzelnen Genovefa-Dramen die verschiedenen Richtungen der Litteratur abspiegeln. „In Maler Müllers «Golo und Genoveva» erkennen wir den Sturm und Drang, in Tiecks «Leben und Tod der heiligen Genoveva» die Romantik, in Raupachs «Genoveva» den sich stets gleich bleibenden Berliner Rationalismus, in Hebbels «Genoveva» dagegen tritt uns die seelische Zerrissenheit und der Pessimismus unserer eigenen Zeit entgegen." Noch pessimistischer als bei Hebbel ist die Grundstimmung bei Ludwig, dessen Genoveva-Fragmente aus dem Goethe-Schiller-Archiv Golz im Anhange seines Buches mitteilt. Er nennt das Stück einen dramatischen Protest gegen den mittelalterlichen Heiligenkultus. Man wird sich also wohl darein ergeben müssen, die alte Sage mit Görres stehen zu lassen als „eine stille, einsame Kapelle in tiefer Waldeseinsamkeit, der Poesie, der Treue und der Ergebenheit gebaut, um die rundumher sich eng verschlungenes Dickicht zieht."

Bruno Golz hat auch eine Anzahl dramatische Dichtungen tiefern Ranges in den Kreis der Betrachtung gezogen. Klopft er namentlich deren Verfassern gern auf die Finger, wenn sie sich von dem Mahle der Reichern nähren, so verkennt er doch auch nicht, daß nicht jede Übereinstimmung in den Motiven sich durch Entlehnung erklären muß. Shakespeare und Goethe namentlich lassen sich nicht selten als gemeinsames Vorbild erweisen. Daneben beachtet Golz, wie weit die Persönlichkeit des Dichters und seine Lebenserfahrungen im Stück zur Geltung kommen. Besonders bei Hebbels Drama ist das ja schon erkannt. Auch beim Maler Müller möchte Golz derartige Einwirkungen annehmen. Wunderlich erscheint freilich die Parallele: „Wie Golo seinem Herrn, so brach Müller der Geliebten die Treue." Außer den erwähnten behandelt Golz auch die Kapitel: Kompositionen, Volksschauspiele und Puppenspiele, Gedichte, so daß der Kreis der deutschen Genovefa-Litteratur nunmehr vollständig überblickt werden kann.

Über die Tannhäuser-Sage ist schon viel geschrieben worden. Was Jakob Nover darüber sagt (Nr. 8), hat den Charakter der Plauderei. Ausgehend von der Thatsache, daß „unstreitig" die Wartburg unter den Burgen Deutschlands einen hohen Rang einnimmt, erzählt er die Sage vom Wartburgkriege und was über Tannhäuser bekannt ist. In der Deutung dieser Sagengestalt schließt er sich an Golther an. Von dichterischen Darstellungen wird eingehend besprochen der Dullersche Text zu Mangolds Oper „Tannhäuser". Die ausführliche Wiedergabe der Ansichten Smolians über die Themen in Wagners „Tannhäuser" überschreitet den Rahmen der Aufgabe. Den Schluß bildet eine Inhaltsangabe zu Wolffs „Tannhäuser". Vollständigkeit erstreben diese Notizen nicht. Die etwas bequeme Manier des Verfassers äußert sich auch in der Darstellung. So heißt es von Heinrich von Ofterdingen: „Aber in neuerer Zeit bezweifelt man ganz und gar sein Vorkommen."

Tiefer gehen die Studien Dr. G. Zarts in seiner Schrift „Chidher in Sage und Dichtung" (Nr. 9). Freilich sind

seine Annahmen nicht durchaus überzeugend. Wie ist der Chidher entstanden, der uns in Rückerts sinniger Dichtung entgegentritt? Zart nimmt eine physiologische Grundlage an. Die Quellen der Oase Siwah, zu denen Alexander kam, um vom Born des Lebens zu trinken, soll die Sage hervorgerufen haben. „Daß die alten Araber“ — meint Zart — „aus dem Quell einen Quellgeist, der ewig jung bleibt, und aus dem Grün der Oase eine begrünende, belebende Kraft machten, erklärt sich aus der starken Neigung der Araber, überall in der Natur Wunder zu sehen.“ Mir leuchtet diese Deutung nicht recht ein. Im übrigen enthält die Arbeit manchen verständigen Hinweis.

Mit anerkennenswertem Eifer bemüht sich Joseph Riehemann, dunkle Stellen in Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen zu erklären (Nr. 10). Die Besprechungen des ersten Teils, darunter auch die meinige, und sonstige Veröffentlichungen haben ihm Veranlassung gegeben, in diesem oder jenem Punkte seine Ansicht zu ändern. Zugleich bringt er eine Reihe neuer Erklärungen vor. Manche verdienen Beachtung. Andere erscheinen zweifelhaft. Nicht vermag ich einen Irrtum der Dichterin anzunehmen an der Stelle: „Wer war so reich wie Götz im Turm, (Wie Morus vor dem Blutgericht)?“ in dem Gedicht „Stille Größe“. Noch immer zweifelhaft sind die Worte der „Schlacht im Lohner Bruche“:

> Daß nur die Treue blieb allein
> Wie weinenden Gestirnes Schein.

Man könnte sich hier wirklich versucht fühlen zu konjizieren: „Wie weinenden Gesteines Schein“, was gut passen würde zu einer Stelle im „Öden Haus“:

> Wenn sich die Abendröte drängt
> An sickernden Geschiefers Lauge,
> Dann ist's, als ob ein trübes Auge,
> Ein rotgeweintes drüber hängt.

Die Schöpfungen der großen Dichterin immer weiter zu verbreiten, wird hoffentlich auch die neue Ausgabe in der „Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur“ beitragen (Nr. 11). Sie ist auf drei Bände berechnet, von denen der erste, mit den lyrischen Gedichten und mit der Einleitung Levin Schückings, erschienen ist. Enthält dieser Band nur einige kleinere Erweiterungen gegenüber der frühern Ausgabe, so werden die beiden nächsten wesentlich mehr profitieren von dem, was inzwischen aus dem Nachlasse der Dichterin bekannt geworden ist.

Die achtbändige Jean Paul-Ausgabe desselben Verlags (Nr. 12), die wir schon erwähnt haben, ist bis zum sechsten Bande vorgeschritten. Zur „Vorschule der Ästhetik“ sind die „Flegeljahre“, das „Leben des Quintus Fixlein“ und „Siebenkäs“ hinzugekommen.

Richard Opitz.

Shakespeare-Schriften.

1. Shakespeare. Hamlet. Nach der Übersetzung von A. W. von Schlegel und L. Tieck herausgegeben von Eduard Coßmann. Paris, Maison Didot. 1898. 8. 4 M.
2. Shakespearesche Probleme. Neue Folge. — Troilus und Cressida. Bearbeitet und mit einem erklärenden Vorwort versehen von Adolf Gelber. Wien, C. Konegen. 1898. 8. 3 M.

Eine höchst eigentümliche Erscheinung ist das Buch von Eduard Coßmann: „Shakespeares Hamlet“ (Nr. 1) in „berichtigter“ deutscher Übersetzung nach A. W. Schlegel, in Paris gedruckt und verlegt! Es scheint eine französische Doktorthese zu sein, durch welche der Verfasser seine Kenntnis der englischen sowohl wie der deutschen Sprache darthun konnte. Diesen Zweck konnte die Arbeit leicht erreichen; den andern, den die kurze Vorbemerkung angiebt und der darin bestehen soll, daß Schlegels „auf mißverstandenem Text beruhende, bisher beibehaltene Mängel hervorgehoben, motiviert und berichtigt, somit eine textgetreue Übersetzung hergestellt“ werde, wird sie wohl verfehlen. Dazu geht dem Verfasser zunächst Schlegels feines Sprachverständnis ab. „A little more than kin, and less than kind“ (I, 2, 65) übersetzt Schlegel: „Mehr als befreundet, weniger als Freund.“ Coßmann ändert: „Mehr als verwandt, doch weniger als freundlich“, womit das Wortspiel zerstört ist. In einem der Gassenhauer, die der geistgestörten Ophelia durch den Sinn gehen, singt sie (IV, 5, 62 fg.): „before you tumbled me (You promis'd me to wed).“ Schlegel übersetzt, dem Sinne nach ganz annehmbar, in der Form sehr gut: „Eh' ihr gescherzt mit mir“; denn tumble heißt im allgemeinen „zu Falle bringen“. Coßmann setzt dafür: „Eh' ihr mich überstürzt“, mit einer ganz ungewöhnlichen Anwendung des deutschen Wortes. Zwar scheint ihm die deutsche Sprache ganz geläufig zu sein; aber er handhabt sie nicht tadellos. So sagt er (S. 145): „Vor und nachher vertritt Schlegel to speak to durch «sprechen mit», wo es gleichfalls durch «anreden» zu vertreten ist.“ Später lesen wir (S. 171): „Die Lesart, die ich als entschieden richtig behaupte.“ Auch die Interpunktion ist nicht die gegenwärtig in Deutschland übliche. Nur so läßt sich erklären, wie der Verfasser Schlegels Verdeutschung (II, 1, 68): „Ihr habt's gefaßt, nicht wahr? — Ja, gnäd'ger Herr“, ändern konnte: „Ihr habt mich weg, habt Ihr? — Mein gnäd'ger Herr, ich hab.“ Da und dort hält Schlegels Verbesserer sich auch nicht genau genug in den Grenzen des Versmaßes. Wo er in der sachlichen Erklärung von seinem deutschen Original abweicht, kann man ihm ebenfalls nicht immer recht geben. Wenn Horatio (I, 1) dem ihn anrufenden Bernardo auf die Frage: „He, ist Horatio da?“ antwortet: „Ein Stück von ihm“, meint

er als solches gewiß nicht bloß seine Hand, die er jenem bietet. Wollte er endlich der überlieferten Lesart gegen Schlegel zu ihrem Rechte verhelfen, so mußte er die Textfrage überhaupt gründlicher anfassen, als geschehen ist. Einmal (II, 1, 12) spricht er von einer willkürlichen Emendation Schlegels, wo Schlegel der Lesart der zweiten Quarto und der ersten Folio folgt. Die Vertauschung der Rappiere bei Hamlets Zweikampf mit Laërtes will er erklären durch die „in letzter Instanz entscheidende" Bühnenweisung, nach der die Kämpfenden handgemein miteinander werden. Aber diese Bühnenweisung steht nur in der Folioausgabe, die durchaus nicht in letzter Instanz entscheiden kann. Dagegen giebt der durch die englischen Komödianten seit 1624 nach Deutschland gebrachte „Hamlet", den wir unter dem Titel „Der bestrafte Brudermord" aus einer Handschrift von 1710 kennen und der 1890 auch zum Gegenstand einer französischen Doktorthese gemacht worden ist durch A. Pinloche, eine ganz annehmbare Erklärung des Vorgangs, die wohl auf der Bühnentradition beruhen kann. Coßmann ist sie nicht bekannt geworden. Zum Schlusse wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß Schlegels Kritiker die unübertreffliche Kunst des größten unserer deutschen Übersetzer auch wieder anerkennt; das geschieht ja auch schon dadurch, daß er ihn im ganzen reproduziert und an den bedeutsamsten Stellen oft unverändert läßt.

Ein bedeutenderes Interesse weckt Adolf Gelber (Nr. 2) mit seiner Bearbeitung des Shakespeareschen Stücks „Troilus und Cressida". Er will „ein Unrecht an Shakespeare gut machen" (S. 71); schon das gewinnt uns für den gewagten, aber mit großer Gewandtheit durchgeführten Versuch. Wir haben wohl manchmal bedauert, daß unter den Dramen des großen Briten sich eine Schauertragödie befinden kann wie „Titus Andronikus"; aber wir begreifen, daß auch der große Dramatiker der Engländer seine Sturm- und Drangzeit haben durfte, und es beruhigt uns gewissermaßen, daß er nicht als der Einzige mit der Kraft des sichern Gelingens von Anfang an ausgestattet war. Anders stellen wir uns zu „Troilus und Cressida", das, in des Dichters reifster Zeit wenigstens vollendet, trotz meisterhafter Scenen und vielfacher Zeugnisse der echten Shakespeareschen Kunst lebhaftester Vergegenwärtigung und treffendster Charakterisierung im ganzen einen widerlichen Eindruck zurückläßt. Eine aus der trojanischen Sage geschöpfte Dichtung muß sich an Homer messen; diese Vergleichung aber fällt sehr zu Ungunsten des englischen Dichters aus, der freilich von Homer keine originale Kenntnis gehabt, sondern in der Hauptsache aus mittelalterlichen Quellen geschöpft hat, in denen kein Tropfen der erquickenden Naivetät des alten griechischen Dichters fließt. Gelber freilich ist anderer Ansicht. Er will es uns durch eine eingehende Besprechung der litterarhistorischen und ästhetischen Fragen, welche an „Troilus und Cressida" sich anschließen, und durch seine Bearbeitung des Stückes, die der zweite Teil seines Buches mitteilt, beweisen, „daß hier eins der gewaltigsten Werke der Renaissancezeit ist und daß Shakespeare nicht, um Homer zu bekämpfen, sondern ihn fortzusetzen, erschienen ist" (S. 62). Die Ansicht, daß Shakespeare in „Troilus und Cressida" den ihm unangenehmen Homer-Übersetzer Chapman habe persiflieren wollen, teilen wir allerdings nicht; noch weniger aber mögen wir zugestehen, daß Shakespeare nur an irgend einer Stelle seiner dichterischen Kunst, Art und Arbeit mit dem Sänger der „Ilias" zusammengehalten werden könne. Mag auch Shakespeares Zeit eine Revolution zur „Schätzung des Daseins und des uns durch die bangen Jahrhunderte (des Mittelalters) genommenen Sinnenrechts" vollzogen haben (S. 17): es ist ein wesentlich anderes, ob man dieses Sinnenrecht durch natürliche Erbschaft besitzt oder durch eine Revolution. Übrigens kann niemand über dasselbe bitterere Gedanken haben als der Dichter von „Troilus und Cressida"; nur muß man diese bei dem verruchten Pandarus im Epilog nachlesen, den Gelber weggelassen hat. Dieser Pandarus aber, eine Erfindung des Mittelalters, dieser widerliche Erzkuppler, würde in kein Gedicht haben Aufnahme finden können, in dem noch ein schwacher Hauch des Homerischen Geistes geweht hätte, und darum ist es auch von wenig Belang, daß Shakespeare, wie unser Verfasser betont, „Mittler mit dem hellenischen Wesen gehabt hat" (S. 4). Dem griechischen Dichter ist die Welt recht, in der er und seine Helden leben; bei Shakespeare begegnen wir überall Klagen über die Falschheit der Zeit, nirgends aber schwerern und düsterern als in „Troilus und Cressida". Drei Charaktere treten uns in diesem Drama mit besonderer Lebendigkeit entgegen: Cressida, Troilus und Ulysses; über sie sagt Gelber viel Treffendes. Im Mittelpunkte des ganzen Gedichts aber steht die Kokette Cressida, der Shakespeare keinen andern Zug gegeben hat, durch den sie unsere Sympathie gewinnen könnte. Derartiges findet sich bei Homer nirgends. Diese Kreatur wirft sich aus den Armen eines harmlosen troischen Jünglings in die eines griechischen Verführers und läßt sich sofort von den griechischen Fürsten der Reihe nach abküssen. Diese Scene hat aber unser Bearbeiter auch wieder gestrichen. Sie jagt den treuen Liebhaber in den Tod, und die Lehre aus der ganzen Geschichte spricht der ekelhafte Pandarus aus: „O ihr Verführer und Kuppler, wie eifrig nimmt man eure guten Dienste in Anspruch und wie schlecht lohnt man euch." Dieser Lohn ist aber nicht einmal, was der verworfene Mensch verdient hat; es ist nur eine Verwünschung des zu Grunde gerichteten Troilus, aus der Pandarus, wie der Ton seiner Worte mit widerlichster Deutlichkeit zeigt, sich gar nichts macht. Nein, das ist nicht Homer und nicht eine „Fortsetzung" des göttlichen Sängers. Endlich aber, wenn wir in unserm Drama „eins der gewaltigsten Werke der Renaissancezeit" vor uns haben, warum bedarf es, um uns das glaubhaft zu machen, der gewaltsamen Änderungen, die Gelber an ihm vornimmt?

Freilich wird es edler und größer durch diese Umgestaltung; aber wir wollen doch über Shakespeare urteilen, nicht über seinen tüchtigen Umbildner. Denn das möge zum Schluß noch betont werden: Gelbers Arbeit ist die eines sehr begabten und kunstsinnigen Mannes, obschon wir es lieber gesehen hätten, wenn er seine ästhetischen und dramaturgischen Erläuterungen nicht zwischen die Zeilen seiner trefflichen Übersetzung und Neudichtung hineingeschoben hätte. Das ist nicht ganz geschmackvoll, drängt den Gedanken allzuoft auf, daß an diesem Gedichte, dem man jeden Augenblick mit erklärenden Bemerkungen und Vorkehrungen gegen mögliche Mißverständnisse zu Hilfe kommen muß, sehr vieles — faul sein müsse. So ist Gelbers Arbeit für uns nur eine interessante Studie, die wir aber darum der Aufmerksamkeit der Shakespeare-Freunde nicht minder empfehlen. Gelbers eigene Darlegungen sind in warmem, manchmal fast aufgeregtem Tone gehalten und sprechen oft ein gewaltsames Deutsch (z. B. S. 14: „den Zaubersternen lange nachgejagt, wirft sich Odysseus am Meeresstrande in den Sand“; S. 39: „das Geschick kommt in einer gänzlich jähen und gewillkürten Gestalt“); wir sehen es aber gern, wenn tüchtige Männer für ein großes Interesse sich lebhaft bethätigen, und wir möchten wünschen, daß so viel schwere und redliche Arbeit nicht ungelohnt bliebe.

Ernst von Sallwürk.

Fremde und deutsche Erzählungen.

1. Die himmlischen Zwillinge. Von Miß Sarah Grand. Autorisierte Übersetzung von Robert Proelß. Drei Bände. Leipzig, F. A. Berger. 1898. 8. 8 M.

An schlechten deutschen Romanen ist wahrlich kein Mangel, und wessen Beruf es ist, sie lesen zu müssen, der kann ein Liedchen von Langeweile und Zeitverlust singen und wird der deutschen Schriftsteller, die diese Werke verbrochen haben, nicht allzufreundlich gedenken, noch weniger aber derjenigen, die durch Übersetzungen den deutschen Büchertrödelmarkt auch noch durch fremden Trödel belasten! Eine solche schlimme That hat Robert Proelß begangen. Man denke nur: drei Bände mit 788, sage siebenhundertachtundachtzig Seiten verworrenen, unausstehlich langweiligen Zeugs — ohne jede künstlerische Gestaltung, aber voll besserwissenwollender, superkluger Anmaßung. Worauf es Miß Grand vornehmlich abgesehen hat, das sind die Männer im allgemeinen und gewisse Vorrechte derselben im besondern. So erbost sie sich höchlichst darüber, daß es den Männern nicht verübelt wird, wenn sie nicht wie keusche Josephe leben. Sie verlangt von ihnen, daß sie ebenso unschuldig vor den Altar treten, wie die Braut es sein soll, auch wenn sie schon im reifsten Mannesalter stehen. Augenscheinlich handelt die Heldin ihres Romans — nebenbei bemerkt ein unausstehliches, hysterisches Frauenzimmer — ganz ihren der Verfasserin, Ansichten gemäß, als sie nur unter der Bedingung bei ihrem Gatten bleibt, daß er seine Gattenrechte ihr gegenüber nicht geltend mache, da sie gleich nach der Trauung erfahren hat, daß er ein etwas lockeres Leben geführt habe. Ebenso ist die Verfasserin offenbar damit einverstanden, daß dieselbe edle Dame einem jüngern Offizier, dem sie einmal mit seiner Geliebten begegnet ist, auf einem Ball den Tanz verweigert und ihn keines Wortes würdigt.

Es scheint, daß sich Miß Grand berufen fühlt, über Krankheiten und deren Vererbung zu sprechen, sie thut es aber mit wahrhaft naiver Unkenntnis der Thatsachen und heilloser Verwirrung der Begriffe. In medicinischen Werken hat sie vermutlich über diese Krankheiten nachgelesen, in solchen und andern über die Erblichkeitslehre, und diese planlos verschlungenen wissenschaftlichen Brocken giebt sie nun unverdaut, aber mit eigenen Zuthaten vermengt von sich, in der Meinung, damit weiß Gott was für eine besondere That zu vollbringen. Man lese nur folgende Sätze, die über die Begriffsverwirrung der trefflichen Miß hinlänglich Aufschluß geben. Seite 230 heißt es:

> Hält es (die Reue) die Kinder eines Trunkenbolds ab, in krankhafte Laster zu verfallen? oder schützt es die Töchter eines ausschweifenden Mannes vor mutmaßlicher Zerstörung durch ein ererbtes Verlangen nach Lastern . . . ? Sie ziehen die Thatsache nicht in Betracht, daß der einst Lasterhafte der Vater lasterhafter Kinder und der Großvater von Verbrechern wird.

Danach wäre das „Laster“ also erblich, wären also die Nachkommen eines „Lasterhaften“ rettungslos dem Fluche ihrer Herkunft verfallen? Nun, diese grausame, gänzlich willkürliche Theorie aufzustellen ist wohl noch keinem vernünftigen Menschen eingefallen, nicht einmal Lombroso. Was soll das „ererbte Verlangen nach Lastern“ heißen? und warum soll dieses zur „mutmaßlichen Zerstörung“ führen? Muß die Tochter eines Lebemannes eine Dirne werden, müßte sie dann auch daran zu Grunde gehen? Nein, und nochmals nein! Das Leben liefert den Gegenbeweis unaufhörlich.

Wie Miß Grand einerseits direkt der Unduldsamkeit gegen alles Erotische das Wort redet, so plaidiert sie andererseits indirekt, und wohl auch unabsichtlich, für die zügelloseste Freiheit der Erziehung, indem sie ein paar unbeschreibliche Rangen — Bruder und Schwester — glorifiziert. Daß es so empörend ungezogene Geschöpfe geben kann, soll nicht geleugnet werden; daß sich die Leute von ihnen aber alles gefallen lassen, ist durchaus unwahrscheinlich. Völlig undenkbar ist es, daß der männliche Teil dieses edeln Zwillingspaares als blutjunger Offizier an der Offiziers-

tafel ganz unverfroren erklärt, keiner seiner Kameraden, die Vorgesetzten inbegriffen, besäße die nötige Bildung ihn zu verstehen. Man denke sich nur: ein Lieutenant, der das vor seinem Oberst auszusprechen wagt! Derlei ist wohl nicht einmal in der amerikanischen Armee möglich! Dieses im ganzen und einzelnen mißlungene Buch verdiente an sich gewiß nicht, so ausführlich besprochen zu werden, wie das hier geschehen ist; andererseits aber soll doch an einem drastischen Beispiel gezeigt werden, mit welch bleierner Langeweile der deutsche Büchermarkttisch belastet wird, der ohnehin schon so übervoll ist. Das Buch hat in England großes Aufsehen gemacht!

2. Sein Bruder. Novelle von G. von Beaulieu. (Kollektion Fischer.) Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 1 M.

Der abenteuerlich-romantische Stoff, die verschleierte Erotik und das italienische Scenarium dieser Novelle sind nach berühmten Mustern. Auch eine andere Erinnerung weckt die Novelle: an des seligen Zschokke „Kreolen", allerdings nur in der Wahl des Stoffes. Die Ausführung ist nicht altväterisch wie die des verflossenen Novellenerzählers und nicht gekünstelt wie die des sogenannten „Meisters der Novelle", sondern klar, einfach, ja fast zu einfach. Und das macht das romantische Sujet glaubhaft.

3. Allerhöchst Plaisir. Ein Barockinterieur von Birger Mörner. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. (Kollektion Fischer.) Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 1 M.

Wieder einmal ein Mißgriff! Unfaßlicherweise wird dem deutschen Publikum da eine in jeder Hinsicht uninteressante Hofgeschichte aus der Barockzeit vorgesetzt, die man zu diesem Zwecke eigens aus dem Schwedischen übertragen hat. Schade um die Mühe und die hübsche Ausstattung!

4. Die Köpfe. Eine Art Familienroman von Victor von Kohlenegg. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 5 M.

Der Name: von Kohlenegg ist in der deutschen Litteratur kein neuer mehr; vor etwa dreißig Jahren ist er als der eines pikanten Erzählers nicht unbekannt gewesen, und noch heute ist er, nur durch ein Pseudonym maskiert, am Leben: der Autor des lustigen Textes zu Suppés hübscher Operette „Die schöne Galathee" ist ein Herr Leopold von Kohlenegg gewesen, der sich Poly Henrion genannt hat. Mit dem vorliegenden Roman nun ist dieser Familienname wieder neu aufgetaucht und dürfte kaum so bald wieder untertauchen, wenigstens verdiente er ein so böses Schicksal durchaus nicht; im Gegenteil: er ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesepublikums und der Kritik zu wecken und festzuhalten. In Victor von Kohlenegg ist der deutschen Erzählungslitteratur ein humoristisches Talent von nicht zu unterschätzender Bedeutung erstanden, ein Talent jener Art, die in ihrem Bereiche wahrlich nicht eben zahlreich vertreten ist. Das ist einmal ein echter Humorist! Kein plumper Possenreißer, kein wortwitzelnder, geistreichelnder Feuilletonhanswurst. Da ist einmal das lächelnde Antlitz mit der Thräne im Auge, von dem so oft geschrieben wird und das man so selten antrifft! Da ist jener gutmütige Spott, der aus der Erkenntnis hervorgeht, daß alles verstehen alles verzeihen heißt, der sich nie zum Hohne verbittert, jener Spott, der die menschlichen Schwächen und Gebrechen nicht im grausamen, kalten, harten Morgenlichte der Satire zeigt, sondern in den weichen, rosig verklärten Umrissen abendlicher Poesie. Mit diesem köstlichen Humor Hand in Hand geht eine treffende Charakteristik der Personen, eine äußerst lebendige, natürliche und plastische Darstellungsgabe. Wäre der Autor ein wenig knapper und strammer im Erzählen, gebrauchte er das Wort „mollig" nicht so häufig und spräche er nicht so oft von „heißen" Blicken und Augen, so ließe sich an dem Buche nichts aussetzen als das ziemlich überflüssige Schlußkapitel, das in seiner banalen Glücksmalerei des Buches nicht würdig ist.

5. Helene Pawlowna. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 4 M.

In diesem Buche ist von den dem Autor nachgerühmten Vorzügen nichts zu merken; es ist ein Durchschnittsroman wie tausend andere, und keiner der bessern Art.

6. Das Bäschen vom Lande. Roman von Helen Mathers. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von H. Koch. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. 14. Jahrgang. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1897. 8. 50 Pf.

Im 12. Jahrgang dieser Romanbibliothek ist ein Roman Namens „Dodo" erschienen, von Benson, an den man bei der Lektüre des vorliegenden Romans lebhaft erinnert wird. Wie dort, steht auch hier ein junges, übermütiges und trotziges Mädchen, dessen eigenartiger Reiz allen Männern die Köpfe verrückt und die Herzen entzündet, im Mittelpunkt der Handlung. Doch kann der Roman der Miß oder Mistreß Mathers sich nicht mit dem andern messen, dem er in allem bedeutend nachsteht. Damit soll übrigens keineswegs behauptet werden, daß dieser Roman nur an jenen erinnere, bloß im besondern thut er das; im allgemeinen aber erinnert er an eine ganze Menge von Romanen, an alle nämlich, die die sattsam bekannte Bekehrung des gewissen reizenden Trotzköpfchens durch den gewissen stolzen, wackern Mann zum besten geben. Daß „Das Bäschen vom Lande", oder „The lovely Malincourt", wie der ursprüngliche Titel lautet, eine Dame zum Autor hat, geht schon daraus hervor, daß im Roman ganz ungeheuer viel geliebt wird. Aber nicht nur, daß der Autor weiblicher Art ist, merkt man deutlich, sondern auch, daß er von englischer Nationalität ist: echt englischer Nationaldünkel spricht aus dem Umstande, daß es erst eines englischen Arztes bedarf, um den Helden gesund zu machen.

Die Pariser Ärzte haben seinen Zustand nicht erkannt; wohlgemerkt: die Pariser Ärzte, deren Ruf ein viel bedeutenderer ist als der ihrer Kollegen jenseit des Kanals. Und die Verfasserin ist noch so naiv, sie für die Überlegenheit der Engländer einstehen und die Konsultation eines englischen Arztes verlangen zu lassen, eine Zumutung an die Glaubwürdigkeit der Leser, die wahrlich nicht gering ist, wenn man sich die den Franzosen eigentümliche Eitelkeit und ihre bekannte Abneigung gegen die Engländer vor Augen hält. Daß das Buch jedem jungen Mädchen in die Hand gegeben werden kann, versteht sich bei einem englischen Roman von selbst, und fast ebenso selbstverständlich ist es, daß er herzlich langweilig ist.

7. Verjährter Groll. Roman von Georges Ohnet. Leipzig, List. 1897. 8. 3 M.

Georges Ohnet liebt es, sich in seinen Romanen mit großen Worten und Posen zu drapieren, sich sentimental und tragisch zu gebärden. Diesmal kommt er uns jedoch humoristisch, und in dieser Rolle bewegt er sich entschieden natürlicher und wirkt sympathischer. Sein Humor ist natürlich weit entfernt von dem eines Maupassant oder Daudet, aber es hieße ungerecht sein, wollte man in Abrede stellen, daß er gar nicht so übel ist. Es ist eben der Humor des Lustspiels mit seinen komischen Überraschungen und Verwicklungen, seinen Zufällen und seiner scheinbaren Tragik. Ohne Zweifel wird der Verfasser denn auch ein Lustspiel aus diesem Roman machen, zimmert er doch alle seine Romane für die Bühne zurecht, schreibt sie wohl schon im Hinblick auf diese, ein Verfahren, das jedenfalls sehr praktisch genannt werden muß und eine doppelte Ernte zur Folge hat. Und weil Ohnet ein praktischer Mann ist, der weiß, daß das Publikum — wenigstens sein Publikum — es liebt, wenn es zum Schlusse lauter vergnügte oder gerührte Mienen absetzt, so hat er sich auch bemüßigt gefühlt, aus der altjüngferlichen Megäre, die die weibliche Hauptrolle darstellt, zum Schlusse eine treffliche Frau und Gattin werden und den Mann, der sie zwei Jahrzehnte verabscheut hat, um ihre Hand werben zu lassen. Er hat damit nicht nur der psychologischen Wahrscheinlichkeit arge Gewalt angethan, sondern ungewollt auch kaum im Sinne seines Publikums gehandelt, dem es vermutlich lieber wäre, wenn die alte Hexe zum Schlusse von der verdienten Strafe ereilt würde. Aber Ohnet kann die Sentimentalität einmal nicht lassen, er wäre ja sonst nicht die „deutsche Marlitt", wie er so richtig genannt worden ist. Der Übersetzer des Romans ist nicht genannt; er hat aber wahrlich keine Ursache sich zu verbergen, denn er hat eine treffliche Arbeit geliefert.

8. Der Einbrecher. Keine ernsthafte Geschichte von Hans Schliepmann. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 8. 2 M.

Eine recht nette, unterhaltende Geschichte voll komischer Mißverständnisse, die trotz ihres völlig possenhaften Schlusses mehr Begabung verrät als bloßes Possengeschick; da ist nicht nur Komik, sondern wirklicher Humor dabei. Jedenfalls darf man das Buch mit gutem Gewissen allen Freunden heiterer Lektüre bestens empfehlen und allen, die sich für ein paar Stunden hinausflüchten wollen aus dem Jammerthal des Alltags.

9. Der Bischof in Not. Roman von D. Ch. Murray. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. 14. Jahrgang. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 50 Pf.

10. Das Geständnis. Roman von Henry Gréville. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. 14. Jahrgang. Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 50 Pf.

Bei Chr. Murrays Roman thut man gut daran, den kritischen Maßstab beiseite zu legen und ihn so zu beurteilen wie einen Schwank, eine Posse. Dann wird man dabei auch auf seine Rechnung kommen und sich an den drolligen Mißverständnissen dieser Geschichte vergnügen, darüber wohl auch laut lachen können.

Henry Grévilles Roman ist dagegen hochtragisch: eine Frau tötet ihren Gatten aus Eifersucht, und der Verdacht trifft einen Unschuldigen. Das wird ganz gut erzählt und vermag Interesse, bei naivern Lesern vermutlich sogar Spannung hervorzurufen.

11. Gesammelte Werke von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda. Band 2 und 3. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 2 M.

Von der Gesamtausgabe der Werke Maupassants liegen nun der zweite und dritte Band vor. Der eine enthält die unter dem gemeinsamen Titel „Geschwister Rondoli" bekannte treffliche Novellensammlung. Der andere neben einigen kleinen Geschichten die köstliche Novelle „Die Erbschaft", so daß der Inhalt dieser beiden Bände entschieden mehr wert ist als der des ersten Bandes. Hier kommt der wahre Maupassant erst voll zur Geltung, nicht nur der erfindungsreiche Erzähler und kecke Erotiker, sondern der geniale Satiriker, der die menschlichen Schwächen und Erbärmlichkeiten mit unübertrefflichem Witze an den Pranger stellt und dazu das triumphierende Gelächter des überlegenen Geistes anstimmt. In dieser Beziehung ist „Die Erbschaft" vielleicht das Beste, was er je geschrieben hat. Sie ist ein Meisterwerk heiterer Satire.

12. Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M. 60 Pf.

Ludwig Hevesi ist unstreitig ein geistreicher Mann; was seinen Geist besonders auszeichnet, ist seine geradezu erstaunliche sprachliche Gewandtheit. Er holt seine Ausdrücke und Vergleiche aus der reichen Vorratskammer seines vielseitigen Wissens und jongliert und paradiert damit in überraschender, für andere Federmenschen beneidenswerter

Weise. Leider treibt er mit dieser ungewöhnlichen Fähigkeit den ärgsten Mißbrauch und wandelt dadurch seine Originalität in Unnatur, seine Witze und Einfälle in Kalauer. So kommt es, daß sein Stil nicht selten nachgerade ärgernd wirkt, daß es namentlich schwer fällt, seine Arbeiten in größern Portionen zu genießen. Die Buchform eignet sich darum durchaus nicht für sie. Mehr als 300 Seiten hindurch, wie im vorliegenden Buche, den Bocksprüngen seines Witzes zu folgen, ist nichts weniger als genußreich. Wenn Hevesi darin Reisen beschriebe, Bilder, Bücher oder Dramen bespräche, so könnte man es sich noch gefallen lassen, denn gerade auf dem schildernden und kritischen Gebiete hilft ihm seine Vielseitigkeit und Sprachkunst über deren schlimmste Klippen hinaus, über die Trockenheit und Banalität: im vorliegenden Buche betritt er dieses Terrain leider gar nicht, sondern bleibt auf dem des eigentlichen Feuilletons, des losen Geredes über dies und jenes, über alles und nichts. Dabei nimmt er diesmal oft satirische Allüren an, die ihm gar nicht zu Gesicht stehen und zu Vergleichen mit Gustav Schwarzkopf herausfordern, was ihm keineswegs zum Vorteil gereicht. Um das Buch zu füllen, hat er selbst ganz alte Feuilletons aus den siebziger Jahren dazugenommen, die besser nicht auferstanden wären, er hat unbegreiflicherweise auch die verschiedenen Reisebriefe des „Herrn Meyer" aufgenommen, die nichts anderes sind als Berichte à la Wippchen; wenn sie vielleicht auch ganz unabhängig von Stettenheim geschrieben worden sein sollten, ja wenn sie sogar das Recht der Erstgeburt für sich beanspruchen könnten, so bleibt es doch immerhin ein arger Mißgriff, im Jahre 1898 mit solchen Wippcheniaden daherzukommen. Glücklicherweise hat Hevesi es diesmal unterlassen, den Leser mit Epischem zu regalieren, denn eine so klägliche Ohnmacht, wie sie dieser geist- und kenntnisreiche Mann offenbart, sobald er etwas erfinden und erzählen will, wird man selten bei einem Manne von solchen Fähigkeiten finden; da zeigt sich eben so recht deutlich, daß Geist, Witz und Wissen auch vereint nicht im stande sind, einen Dichter hervorzubringen, nicht einmal einen Dichter für Prosa.

13. Trutz-Bathseba. Roman von H. Hermann. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 4 M.

14. Die Rechte. Roman von Martin Bauer. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 10 M.

Über „Trutz-Bathseba" verlohnt es sich nicht, viele Worte zu verlieren, denn dieser Roman ist dessen nicht wert. Ein langweiliger Inhalt in verworrener, stilistisch ungelenker, holpriger Form: das ist wahrlich keine vergnügliche Lektüre. Komisch muß es dem, der (wie der Schreiber dieser Zeilen) in Ungarn gelebt hat, erscheinen, welchen Nonsens der Autor als ungarisch ausgiebt. So schreibt er „Bassa maneltsa" in zwei Worten; thatsächlich gehört aber der erste Teil des zweiten Wortes noch zum ersten Wort und heißt Bassama, der Rest heißt gar nichts. Ferner heißt es nicht ördek, sondern ordög. H. Hermann thäte jedenfalls wohl daran, sich früher über das Idiom, das er in seinen Romanen vorführen will, gut zu informieren.

Entschieden besser geraten ist der Roman „Die Rechte", von Martin Bauer, hinter welchem Namen offenbar eine Frau steckt. Mit dem Worte „besser" soll aber noch keineswegs gesagt werden, daß er gut ist, nein, nur eben noch leidlich. Höhere Ansprüche muß man durchaus aufgeben, will man dieser typischen Familienblattgeschichte einen erträglichen Geschmack abgewinnen. Lobenswert wäre es von der Verfasserin gewesen, wenn sie den Helden die „Rechte" — nebenbei bemerkt: das sattsam bekannte edle, züchtige, hausmütterliche Aschenbrödel — schon im ersten Bande hätte finden lassen, statt am Ende des zweiten; dieser wäre dadurch überflüssig geworden.

15. Der Epikuräer. Eine Erzählung von Thomas Moore. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. C. L. sen. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1897. 8. 2 M. 50 Pf.

Wäre diese Geschichte nicht von einem berühmten Dichter, sondern von irgend einem unbekannten Autor, so würde ihm wohl nie die Ehre zu teil geworden sein, im Druck zu erscheinen, und mit vollstem Recht, denn es ist ein formloser, ungenießbarer Brei von Mysticismus und Sentimentalität, den man nicht scharf genug zurückweisen kann. Nicht einmal die Zeit kann dieses Werk entschuldigen, jedenfalls nicht völlig; immerhin aber hat sie es gewiß erheblich beeinflußt, denn im Anfang unsers Jahrhunderts war die Sentimentalität in der Dichtung ja Mode, und ebenso der Mysticismus. Selbst Goethe und Schiller konnten sich dieser Strömung nicht entziehen, wie einerseits der „Werther", andererseits der „Geisterseher" beweist. Der Übersetzer giebt sich dem Glauben hin, er biete dem Publikum mit diesem Werke eine „willkommene Gabe". Da ist er sehr im Irrtum, denn man kann darauf wetten, daß es spurlos an jenem vorübergehen wird.

Die Übersetzung läßt überdies nicht wenig zu wünschen übrig.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Unter dem Gesamttitel „Der Kampf um das Deutschtum" erscheint im Verlage von J. F. Lehmann in München ein im Auftrag des Alldeutschen Verbandes herausgegebenes Werk in zwanzig Einzelheften, in dem „bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschtums auf der ganzen Erde" schildern werden.

Es liegen uns heute die Hefte 6 und 9 zur Besprechung vor; im erstern stellt der österreichische Reichsrat Karl Türk den Kampf der Deutschen gegen das Slawentum in Böhmen, Mähren und Schlesien dar, im letztern Dr. Guntram Schultheiß die Magyarisierung, der das Deutschtum in Ungarn und Siebenbürgen unterliegt. Beiden Heften sind gut ausgeführte Karten beigegeben, aus denen der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung der in Betracht kommenden Länder des Österreichisch-Ungarischen Staates ersichtlich ist. Es ist hier wie dort dieselbe Erscheinung: die Schwäche des deutschen Volksbewußtseins, die Nachgiebigkeit gegen die fremde Nationalität, wohl auch ein stolzes Gefühl der Überlegenheit und der dadurch erzeugten Sicherheit hat die Feinde des Deutschtums mächtig werden lassen, in steigendem Maße, seitdem Österreich aus dem politischen Zusammenhang mit Deutschland gelöst ist und die Deutschen der Monarchie nur eine der vielen Nationen und Natiönchen sind, mit denen die Regierung des Kaisers zu rechnen hat. Man kann sich der Sorge nicht entschlagen, daß das Deutsch-Österreichische Bündnis, welches geschichtlich an die organischen Institutionen früherer Zeiten anknüpfte, jede Bürgschaft der Dauer und der Leistungsfähigkeit in Zeiten der Gefahr verlieren könnte, wenn die Deutschen, die bisher die Seele des Österreichischen Staats waren und im wesentlichen den Charakter des bunten Völkergewimmels bestimmten, von den wilden Horden der Czechen und Ungarn unter die Füße gestampft und mit allen Mitteln einer rücksichtslosen Gewalt zur Aufgabe ihres Volkstums gezwungen würden. Die Gefahr ist freilich auf österreichischer Seite größer als auf deutscher Seite; denn bisher bildeten die deutsche Sprache und die deutsche Cultur den Kitt, der das Völkerconglomerat des Habsburgischen Kaiserstaates zusammenhielt: die Vergewaltigung der Deutschen, die Lossagung des österreichischen Staates von seiner geschichtlichen Vergangenheit bedeutet eine Revolution, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Das Deutsche Reich als politische Macht hat kaum ein Recht, sich zu Gunsten der bedrohten Sprachgenossen in die innern Angelegenheiten des österreichischen Staates einzumischen; denn wohin sollte es führen, wenn Kaiser und Reich überall mit einem Quos ego! dazwischenfahren wollten, wo deutsch sprechende Angehörige eines fremden Staatsverbandes sich in ihren Rechten bedroht, in ihren Gefühlen verletzt fühlen. Der Interventionen gäbe es kein Ende, und noch nie hat eine solche „Hans-Dampfpolitik" dem Staate, der nach ihr geleitet wurde, Segen gebracht. Aber dem deutschen Volke geziemt es allerdings, dem tapfern Ringen der Deutschen um ihr Volkstum die Teilnahme zu gewähren, um die sie bitten zu ihrer eigenen moralischen Kräftigung. Es ist ein Verdienst des Alldeutschen Verbandes, das Gefühl für nationale Würde im deutschen Volke gehoben zu haben; die von ihm herausgegebenen Schriften dürften geeignet sein, den Lauen und Kühlen klar zu machen, welche Güter auf dem Spiele stehen, wenn die Arbeit von Jahrhunderten in den Süd- und Südostmarken des ehemaligen Heiligen Römischen Reichs durch diejenige Nation vernichtet wird, deren Namen dem siegreichen Germanenvolk vor alters zur Bezeichnung des Knechtes (Sklave=Slawe) gedient hat.

— Unter den Geschichtsquellen zweifelhaften Wertes nimmt die Regensburger Schottenlegende einen hervorragenden Platz ein, und schon längst hat die Geschichtswissenschaft über diese „übertreibende Verherrlichung der irischen Missionare", „dieses Sammelsurium ungeschicktester Art", ihr Verdikt ausgesprochen. Man könnte geneigt sein, mit Rücksicht auf das verwerfende Urteil der modernen Forschung jede quellenkritische Behandlung dieses fabelhaften Machwerks als unnütze Zeitvergeudung zu betrachten, wenn es vor dem Forum der Wissenschaft überhaupt auf das Mehr oder Weniger an Zeit ankäme, das auf die Erörterung gelehrter Probleme verwandt wird, sofern die Erörterung nur im wissenschaftlichen Geiste geschieht. Und das ist der Fall bei der umfangreichen Arbeit von Dr. A. Dürrwächter: „Die Gesta Coroli Magni der Regensburger Schottenlegende" (Bonn, P. Hanstein, 1897), die unstreitig als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Historiographie, nicht minder aber auch als ein Beitrag zur Geschichte der politischen Ideen des 13. Jahrhunderts anerkannt werden muß. Wie der Titel lehrt, handelt es sich im Hauptteile des Buches um die der Schottenlegende eingefügten „Gesta Caroli Magni", doch erstreckt sich die Untersuchung Dürrwächters nicht auf diese allein. Auf einen ersten Paragraphen, der sich mit der Frage der handschriftlichen Überlieferung und der Klassifikation der codices manuscripti beschäftigt, folgt ein zweiter, der uns mit dem Inhalt der Schottenlegende bekannt macht. Die Untersuchung über die in der Schottenlegende durch Kompilation zusammengetragenen Stücke ergiebt ein Mosaik aus verschiedenen Autoren verschiedener Zeiten, die der Kompilator mit eigenen, in schwülstigem Latein verfaßten Zuthaten verbunden hat. Die Person des Kompilators zu ermitteln ist Dürrwächter nicht gelungen, wohl aber verengt sich der Zeitraum, innerhalb dessen das wundersame Werk entstanden sein kann, auf die Zeit von 1270 bis 1278 (§§ 3—5). Indem sich der Verfasser nach diesen mehr einleitenden Untersuchungen den „Gesta Caroli Magni" selbst zuwendet, gelangt er in scharfsinniger Prüfung aller einzelnen Teile dieses Abschnittes zu dem Ergebnis, daß „die Gesta Caroli als Kern eine in Italien zur Zeit Karls I. von Anjou verfaßte und tendenziös auf ihn bezogene Karls-Legende enthalten, die von dem Kompilator der Schottenlegende mit einer einheimischen Regensburger Karl-Sage verarbeitet und zu den irischen Mönchen bei Weih St. Peter in Regensburg in Beziehung gesetzt worden ist". Der letzte Abschnitt des Buches handelt von dem Fortleben der Karls- und Schottenlegende in der historiographischen Litteratur des 14. und 15. Jahrhunderts, bis zu der Zeit, da der bayrische Geschichtschreiber Aventin den alten Ruhm des Fabelbuchs durch seine „Origines Ratisponenses vernacule conscriptae" für alle Zeiten zerstörte, indem er sie als „Lugent, ungelerter unerfahrener Pfaffen und Munch Schuld, Tand und dummer Hirn Traum" bezeichnete. — Angehängt sind dem Buche der Text der „Gesta Caroli Magni" und das Exzerpt der Schottenlegende im „Tractatus de limitibus parochiarum civitatis Ratisponensis" des Konrad von Megenberg, gewissenhafte Editionen nach dem Muster der in den „Monumenta Germaniae historica" befolgten Editionsmethode. — Die Arbeit ist offenbar die Frucht eines ernsten wissenschaftlichen Strebens und macht sowohl ihrem Verfasser als dem geistigen Urheber, Herrn Professor Grauert in München, alle Ehre.

— Das Werk des Spaniers González Serrano: „Goethe. Ensayos críticos" (Madrid, Luis Carrión Sohn), zeugt von tiefer Verehrung für Goethe und wird den Landsleuten des Autors gewiß von großem Nutzen sein. Der Titel „Ensayos críticos" giebt den Inhalt nicht korrekt an. Serrano giebt in seinem Buch eine Art Kompilation dessen, was nichtspanische Goethe-Forscher über den Meister geschrieben haben. In erster Reihe erscheinen, wie natürlich bei einem Spanier, die Franzosen Caro, Hédouin, Mezières, Blaze, Bossert u. s. w., aber auch deutsche Forscher, wie Gervinus, Rosenkranz u. a. m. werden citiert. Lewes in seinem Werk „The life and works of Goethe" hat wohl zumeist Serranos Beurteilung Goethes als Mensch beeinflußt, was sich auch dadurch erklärt, daß die „Ensayos" zum erstenmal 1878 erschienen sind, zu einer Zeit also, in der Lewes' Werk als maßgebend betrachtet wurde. Serrano gesteht ein, Goethe zumeist nur in Übersetzungen kennen gelernt zu haben, so in der von Frau von Carlowitz' „Mémoires de Goethe" und in Delerots „Conversation de Goethe, recueillies par Eckermann". Serranos Buch hat den ungeheuren Vorteil, über etwas zu berichten, was seinen voraussichtlichen Lesern nur in dunklen Umrissen etwa bekannt sein dürfte, und da die Sprache leicht und anziehend ist, möchte es für Goethe auf der Iberischen Halbinsel neue Verehrer erwerben. Das Werk giebt zunächst eine leichte Übersicht über Goethes Leben, in der die einzelnen „Lieben" des Meisters einen vielleicht zu breiten Platz

finden, dann über die verschiedenen Schaffensperioden, wobei Schiller auch liebevolle Beurteilung findet, und zuletzt wird Goethes spätestes Leben in Weimar dargestellt, über Christiane Vulpius u. a. berichtet. Serrano legt in seinem Buche dar, wie Goethes Schaffen die höchste Spitze des menschlichen Könnens ersteigt und wie der Eklekticismus seines Geistes sich nach allen Richtungen ausbreitet. Mit Goethes Tode und den Worten „Licht — mehr Licht" schloß die erste Auflage. In der vorliegenden zweiten kommt noch eine eingehende, fleißige Besprechung von Goethes Hauptwerk „Faust" hinzu, die die Bezeichnung „Ensayos críticos" dann auch zum Teil rechtfertigt.

— Die „Drei Essays" über Gottfried Keller, Nikolaus Lenau und den Stil von Oskar Fäßler (St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung [vorm. Huber u. Comp.], 1897), ursprünglich Vorträge, die der Verfasser zuerst im Historischen Verein des Kantons St. Gallen gehalten hat, dürfen im besten Falle den Wert von Feuilletons, wie sie die Tageszeitungen zu bringen pflegen, beanspruchen. Wie viele dieser Erzeugnisse leiden auch sie an einem unangenehmen Haschen nach Geistreichigkeit und suchen vergeblich durch einen schwülstigen Stil zu glänzen, der sich für einen Autor, der es unternimmt, die Welt über das Wesen des Stils zu belehren, am wenigsten ziemt. Wenn Fäßler erklärt: „Kürze ist des Witzes Seele", und bemerkt: „Kein unnützes, kein totes Wort! ist das Motto des guten Stils", so möchten wir ihm empfehlen nach diesen Grundsätzen seine eigenen schriftlichen Auslassungen zu prüfen. Er würde auf diesem Wege finden, daß ihm „das nötige Darstellungsvermögen und die innere Anschauung", von der er spricht, zum Schriftsteller noch fehlen, und würde sich hüten, sein persönliches Verhältnis zur Sprache, das nach ihm „der feinste Motor des Denkens" ist, der Kritik preiszugeben, die wenigstens in den vorliegenden drei Essays mit Bezug auf seine Ausdrucksweise die Wahrheit seiner Bemerkung: „Man kann in den komplizierten Satzbau, der gegen die Durchsichtigkeit sündigt, rechtschaffen vernarrt werden und in die böseste syntaktische Knechtschaft geraten, als Knecht und Narr einer unsinnigen Liebe", nur allzusehr bestätigt sieht.

— Zur Ergänzung der Selbstbiographie Franz Nissels, die bald nach ihrem Erscheinen von uns in d. Bl. gewürdigt worden ist, hat die Schwester des Dichters, die sich mit liebevoller Sorgfalt der geistigen Hinterlassenschaft ihres Bruders annimmt, im 32. Jahrgang des „Heimgartens" die Briefe Nissels an seine Braut abdrucken lassen. Diese Briefe liegen nun auch in einem Separatabdruck vor, der unter dem Titel „Briefe Franz Nissels an seine Braut Seraphine Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad" im vorigen Jahre in Graz (Verlag Leykam) erschienen ist. Sie umfassen die Zeit vom 9. März 1863 bis zum 31. Oktober desselben Jahres. Angefügt sind dann noch ein paar Zeilen, die Nissel im dritten Jahre nach seiner Vermählung an seine Frau gerichtet hat. Der Gesamteindruck, den wir beim Lesen dieser intimen Geständnisse gewinnen, ist ebenso betrübend wie der, den die Lektüre der Selbstbiographie hinterläßt. Das leidenschaftliche Gemüt des Dichters, der sich in der ihn umgebenden Welt nicht zurechtfinden konnte, die immer wiederkehrenden Mißerfolge, die er mit seinen dramatischen Arbeiten hatte, das Bewußtsein unverdienter Zurücksetzung und die nie rastende Sorge um das materielle Auskommen verbitterten ihm auch die Zeit seines Brautstandes, und nur selten brach ein Sonnenstrahl ungetrübten Glückes durch die finstere Nacht seiner trüben Stimmung. Wahrlich, wir kennen keinen Dichter aus neuerer Zeit, der ein tragischeres Schicksal durchzumachen gehabt hat, als Nissel.

— Über die Volkskunst und ihre Wichtigkeit für ein gesundes Volksleben ist in jüngster Zeit so viel geredet und geschrieben worden, daß es uns kaum nötig erscheint, daß Albert Fleiner, seine Ansprache, die er an einem Unterhaltungsabend der Pestalozzi-Gesellschaft in Zürich am 5. Dezember 1897 über dieses Thema gehalten hat, unter dem Titel „Ein Wort über volkstümliche Kunst" (Zürich, Karl Henckel u. Comp., 1898) noch besonders durch den Druck veröffentlichte. Man wird seinen Ausführungen, die den Gegenstand so weit erschöpfend behandeln, als das in einem Vortrag geschehen kann, die Zustimmung in den meisten Fällen nicht versagen können, aber wer die Schriften von Georg Hirth, Karl Woermann, Konrad Lange und Langbehn, die Fleiner anführt, sowie die lange Reihe von Artikeln, die der Avenariussche „Kunstwart" zu der Frage gebracht hat, selbst gelesen hat, wird kaum finden, daß das, was Fleiner aus Eigenem hinzufügt, genügt, um die öffentliche Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen zu können.

— Die Ergebnisse der Forschungen von Thorold Rogers und Ashley über die englische Wirtschaftsgeschichte in einem klaren, knappen Bilde zusammenzufassen, hat sich Dr. Georg Grupp in der Broschüre „Englische Wirtschaftsentwicklung im Mittelalter" („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach, Neue Folge, 12. Serie, Heft 283"; Hamburg, Druckerei und Verlagsanstalt A.-G. [vorm. J. F. Richter], 1898) zur Aufgabe gesetzt, und durch gelegentliche Bemerkungen wird auf Analogien oder Unterschiede der Entwicklung der Dinge in Deutschland aufmerksam gemacht. Die Darstellung entspricht dem Zwecke und ist im ganzen richtig, doch ist sie in auffällig mäßigem Deutsch gegeben und auch der Korrektor hat nur flüchtig seines Amtes gewaltet. Gerade bei solchen Broschüren darf man aber große Sorgfalt in dieser Beziehung um so mehr erwarten, je weniger die Autoren gemeinhin einen originalen Inhalt bieten. Eine Bemerkung nebenbei: Die Behauptung, daß die Handwerker ursprünglich nur Lohnwerker waren (s. auch Bücher, „Entstehung der Volkswirtschaft"), widerspricht nicht ohne weiteres dem Zusammenhange, den das Handwerk ursprünglich mit der Grundherrschaft gehabt hat. Warum sollen die Handwerker nicht trotz der Hörigkeit Lohnwerk getrieben haben? Die Abhängigkeitsverhältnisse von dem Kaufmann sind erst später eingetreten.

Bibliographie.

Besson, P., Goethe, sa soeur et ses amies. Grenoble, Allier Frères. 8.

— — Le Trompette de Saekkingen de Scheffel. Havre, Imprimerie du Journal Le Havre. 8.

Bismarck, Der rote. Berlin, W. Paulis Nachf. (H. Jerosch). 8.

Burget, P., Jenseits des Oceans. Übersetzung von Lothar Schmidt und Otto Dammann. Zwei Teile. Oppeln, G. Maske. 8.

Daniel, A., L'Année politique 1897. Paris, Charpentier. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Ehrenfeld, A., Studien zur Theorie des Reims. Zürich, E. Speidel. 8. 2 M. 50 Pf.

Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen zu Halle, gewidmet von der Königlichen Landesschule Pforta. Naumburg, Julius Domrich. 8.

Grand-Carteret, J., La voiture de demain. Paris, Charpentier. 8. 5 Frs.

Grisebach, E., G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770—98. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 8. 2 M.

Hatfield, The earliest poems of Wilhelm Müller. Baltimore, The Modern Language Association of America. 8.

Justi, F., Urbs et Academia Marpurgensis, succinte descripta et typis efformata a W. Dilichio. Marburg, N. G. Elwert. 4.

Kettner, G., Über den religiösen Gehalt von Lessings Nathan dem Weisen, s. Festschrift.

Laurent, G. A., Über die Entstehung nicht-empirischer Erkenntnisse. Görlitz, E. Munde. 8.

Dorschiedt, H., Aus der Werkstätte der Natur. Allgemeinverständliche Betrachtungen wichtiger, meist chemischer Naturerscheinungen zum Zwecke der Selbstbelehrung und Unterhaltung. Mit 155 Abbildungen. (Veröffentlichungen des Vereins für Bücherfreunde. 7. Jahrgang. Band 6.) Berlin, Schall u. Grund. 8. Geb. 6 M.

Pellissier, G., Pages choisies des grands écrivains: Diderot. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 4 Frs.

Reuß, E., Franz Liszt. Ein Lebensbild. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter

für

litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 40.

Leipzig,
6. Oktober 1898.

Felix Dahn.*)

Wenn ein deutscher Dichter seine sämtlichen Werke erscheinen läßt, so ist das ungefähr so, wie wenn er den siebzigsten Geburtstag feiert. Dann spitzen sich sämtliche litteraturkundige und -unkundige Federn, um ihn zu „würdigen". Und mancher, der einen Siebzigjährigen oder „Sämtlichen" früher nicht gewürdigt hat, entdeckt dann, daß er eigentlich doch einer Würdigung wert ist. Und dazu giebt es drei Gründe: entweder der Dichter ist siebzig Jahre alt, — das ist herkömmlicherweise in Deutschland das Alter, in welchem man mit der Würdigung eines Dichters zu beginnen pflegt; oder er läßt seine sämtlichen Werke erscheinen: das beweist, daß der Dichter nicht bloß Erfolg gehabt hat, sondern daß sein Verleger noch weiter auf Erfolg rechnet; endlich aber der dritte Grund: eines solchen Dichters sämtliche Werke stellen beim antiquarischen Verkauf doch immer noch eine solche Summe dar, daß es sich verlohnt, sie zu beziehen und einige würdigende Worte an sie zu wenden.

Daß für diese Blätter keiner dieser drei Gründe maßgebend ist, um einen Leitartikel mit Felix Dahn (geboren 1834) zu überschreiben, wird Felix Dahn selbst zugeben, so schlecht er laut seiner „Erinnerungen" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1892—94) auf seine Kritiker zu sprechen ist. Bei seiner Verachtung der Kritik, die sich mit Recht vornehmlich an die Namen Blumenthal und W. Scherer knüpft, sind ihm offenbar die Kritiken in ernsthaft zu nehmenden kritischen Blättern entgangen, sonst hätte er sein Urteil über die Kritik seiner Werke nicht so allgemein hinstellen können. Denn ich weiß keinen deutschen Dichter, dessen Schaffen in d. Bl. unter drei Redaktionen und durch die allerverschiedensten Kritiker, so wohlwollend will ich nicht sagen, denn das empfindet mancher Dichter als Beleidigung, so begeistert und mit Verständnis für Dahns Eigenart verfolgt worden wäre wie das Felix Dahns. Ja ich finde, daß die Kritiken fast zu nachsichtig gegen Dahns Fehler sind — denn dieser Dichter reißt den Leser mit, er mag wollen oder nicht. Von allen den vielen Kritiken, die in d. Bl. über ihn geschrieben wurden, ist eigentlich nur eine, die kühl und scharf kritisiert, die von Rudolf von Gottschall über „Bissula" (vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1884), und eine andere, die die Mängel, welche Dahns Prosadichtung anhaften, bespricht, über „Vom Chiemgau", von mir. Und auch diese beginnt mit einer lebhaften Verteidigung Dahns und enthält im übrigen des Lobes genug. Also so ganz ohne Verständnis für Dahns Schaffen sind wir bösen Kritiker doch nicht; aber wir beugen uns allerdings nicht vor den 84000 Exemplaren des „Kampfes um Rom", die Dahn in seinen „Erinnerungen" für sich ins Feld führt. Ebers, der eben verstorbene und unsers Erachtens schriftstellerisch schon längst Tote, kann hier mit Dahn konkurrieren — und welch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Ebers und Dahn! Dahn ist allerdings so bescheiden, die vielen Auflagen nicht von dem ganz außerordentlichen Wert seiner Dichtungen abzuleiten, sondern daher, daß sie der Ausdruck des seit 1866 lebhaft ringenden, im Jahre 1870 mit Sieg gekrönten deutschen Nationalgefühls seien, daß sie das Geschichtliche, das Ideale, das Deutsche vertreten, ohne Tendenzdichtungen zu sein, und er hält die Richtigkeit dieser Auffassung dadurch für bewiesen, daß die Nachfrage nach seinen Dichtungen trotz der Moderne, des Naturalismus und Internationalismus von Jahr zu Jahr zunehme. Gewiß ist daran etwas Richtiges: sowohl daß die Dahnschen Dichtungen nichts „ganz Außerordentliches" sind, wie das andere, daß gottlob noch heute — noch heute, und es ist erst

*) Felix Dahns sämtliche Werke poetischen Inhalts. 75 Lieferungen oder 21 Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1898. 8. Jede Lieferung 1 M. Geb. 96 M.

fünfundzwanzig Jahre her! — ein Dichter, dem sein deutsches Volk und dessen Ideale das Höchste sind, in den weitesten Kreisen Begeisterung erweckt. Seine Dramen aber hat diese Begeisterung doch nicht auf der Bühne erhalten können. Ob daran wohl bloß die Bühnen und das eigentliche Theaterpublikum schuld sind?

Ich glaube, es war kein Glück für Dahn, daß er mit Ebers und auch mit Eckstein, der mit seinen geschichtlichen Romanen Ebers weit überragt, gleichzeitig geschaffen hat. Man brachte sie nach guter deutscher Sitte sofort in der Registraturnummer „Professorenroman" unter. Und noch etwas war Dahn hinderlich: Gustav Freytag. Man hatte sich gewöhnt, die „Ahnen" als die wahrhaftige Offenbarung deutschen Lebens in dichterischer Form anzusehen — schwer genug hat einem freilich Freytag diese Gewöhnung gemacht —, und heute noch wird Freytag als Dichter gegen Dahn ausgespielt, obwohl, worauf es hier allein ankommt, Dahn entschieden der bedeutendere epische Dichter ist. Die Dramen Dahns sind, wiederum gegen seine Beurteilung der scheußlichen Theaterzustände und der Theaterkritik, für die Bühne vergängliche Ware, während Freytags „Journalisten" noch eine geraume Zeit neben „Minna von Barnhelm" und dem „Zerbrochenen Krug" als das dritte deutsche Lustspiel gelten werden — man denke in hundert Jahren deutscher Dichtung erst das dritte!

Also Dahn waren Freytags deutsche und Ebers' ägyptische Romane hinderlich. Denn hier war eine ganz andere Art als die Freytagsche und Ebers'sche. Hier redete nicht der bedächtige Weise von Siebleben, nicht der zwischen ägyptischem Papyrus lebende Leipziger Professor, der sich nie, auch in seinen deutschen Romanen nicht, aus diesem hat auswickeln können; hier sprach lodernde, den Leser mitreißende Begeisterung und zwar für das Beste, was wir haben, für unser Germanentum — oft auf Kosten des mit dem Germanentum seit Ulfilas untrennbar verknüpften Christentums, wovon wir nachher handeln werden; hier war tiefstes Ergriffensein von dem Stoff, so manches Mal auch der Kenner des deutsch-archäologischen Kleinkrams, leider nicht bloß in Anmerkungen oder zwischen den Zeilen, sondern in denselben die Begeisterung des Lesers störte, den schon die merkwürdige, ganz undichterische Vorliebe Dahns für Beigabe von Karten irremachen konnte; hier war immer ein Dichter, kein bloßer Gelehrter, der Studien verwertete, obwohl der ganze Seiten der Prosaerzählungen füllende Stabreim, und zwar auch am ungeeigneten Orte, einem den Dichter Dahn wahrlich — an diesem Orte, in Prosadichtungen — nicht lieber machte; hier war ein Erzähler, der die Kunst des Erzählens verstand, der sie offenbar nicht an fremden Mustern gelernt hatte, sondern aus ursprünglicher Begabung schöpfte. Vielleicht lernen von Dahn unsere alten und modernen Erzähler, daß episch erzählen nicht heißt objektiv erzählen, welches Wort auf deutsch häufig mit langweilig, breitspurig, lahm zu übersetzen ist, sondern daß auch in der epischen Erzählung Temperament sein muß, soll sie uns fesseln, und zwar das Temperament eines Dichters. Endlich haben alle Dahnschen Erzählungen Spannung, ich gebe zu, oft mit abgebrauchten Mitteln, oft die Spannung der Jugendschriften; manchmal sind auch Partien darin, in denen der Dichter zu erlahmen scheint, wenigstens lahm erscheint. Aber immer wieder reißt ein Kapitel voll bewegter Handlung, voll von Massenwirkung, die nicht gerade Dahns Sache ist, voll Größe eines Einzelnen, die uns einfach zwingt —, immer wieder reißt uns ein solches Kapitel fort, so daß wir die Niederungen vergessen, durch die wir gewandert sind, und auf einer Höhe stehen, die einem so unvergeßlich bleibt wie eine Alpenwanderung hinauf auf die Gipfel.

Das alles zusammen begründet den bleibenden Wert von Dahns Dichtungen, und darum durfte sein Verleger eine Ausgabe seiner sämtlichen poetischen Werke wagen und wird ein Geschäft damit machen, so teuer diese in jede deutsche Bibliothek gehörenden sämtlichen Schriften Dahns für den armen deutschen Reichsbürger sind. Dahn hat sich in seinen „Erinnerungen" ab und zu scherzhaft über diese teuern Preise seiner Bücher ausgelassen und aus den trotzdem verkauften vielen Exemplaren geschlossen, daß es um sein Dichten doch keine üble Sache sei. Ein Fehlschluß, wie wir schon oben angedeutet haben. Ebers' sämtliche Werke sind noch teurer und sind trotzdem gekauft worden. Wer vermag die Launen unsers durch redaktionelle und Inseraten-Reklame irregeführten Lesepublikums zu ergründen! Aber wir glauben allerdings fest, daß Ebers nicht dieses Jahrhundert überdauern wird, während Dahns Dichtungen — nicht sämtliche! — noch lange in das nächste Jahrhundert hinein deutschfühlende Leser begeistern werden.

Denn Dahns Schaffen ist durchaus getragen von dem einen nationalen Gedanken: das höchste Gut, das der Mann hat, ist sein Volk und sein Staat. Hier ist die nachhaltige Quelle seiner Kraft und Begeisterung. Das Jahr 1870 hat eigentlich erst seine Poesie geweckt. Sein erstes Gedicht, das Epos „Harald und Theano", erschien 1855; wenige Jahre darauf schien seine poetische Ader versiegt, auch der „Kampf um Rom", 1858 begonnen, blieb liegen — äußere und innere Hemmnisse (Herzenskämpfe) ließen den Dichter nicht zur Entfaltung seines Talents kommen. Der Deutsch-Französische Krieg erhob ihn, nach seinen eigenen Worten, sofort aus trostloser Schmerz-Versunkenheit. „War doch jetzt jene Saite in mir angeschlagen, die unter allen von dem Ritterspiel der Knaben an bis heute am mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die «heldenhafte»: wie viel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles andere in mir — alles ohne Ausnahme — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf. — Aus meiner ausschließenden Versenkung in das eigene Weh ward ich nun auf das heilsamste emporgerissen durch den hallenden Heerruf: «Vaterland.»"

Dazu kam das 1873 endlich erreichte Glück seiner Vermählung mit der Geliebten, Therese, Freiin von Droste-Hülshoff, die ihm seitdem die liebe- und verständnisvollste Gehilfin seines Lebens und Schaffens ist. Die Menge seiner Dichtungen erklärt Dahn selber dadurch, daß er, bei knapper Zeit neben seinen gelehrten Arbeiten, jeden Stoff einer Dichtung aufs sorgfältigste, bis ins einzelnste hinein im Gedanken durcharbeitet, worauf dann das Niederschreiben vollkommen mühelos erfolgt, ohne die mindeste Beschwerung durch die Formgebung. Übrigens muß Dahn dabei ein fabelhaftes Gedächtnis oder an seiner Gattin eine musterhafte Gehilfin haben; denn seine Geschichtsquellen, z. B. Ammian in seinem „Julian", werden nicht bloß gelegentlich citiert, sondern schleichen sich auch manchmal fast wörtlich in Dahns eigene Darstellung hinein. Und da kommt es dann vor, daß die Dichtung versandet; „die Darstellung", sagt Gottschall gelegentlich des Romans „Ein Kampf um Rom" richtig, „ist oft nicht episch, sondern historisch; sie wendet sich nicht an die Anschauung, sondern an das Gedächtnis; sie giebt oft die Karte statt des Bildes, und es ist nicht zufällig, daß dem Werke auch Karten beigegeben sind. Die Geschichtschronik stört zuweilen die Dichtung". Jedenfalls hat Dahn auf seinem Gebiete ungeheure Kenntnisse, und von ihm stammt, wenn wir uns recht erinnern, das Wort: es sei merkwürdig, wenn er einen Stoff jahrelang studiert und dann dichterisch verwertet habe, so haben seine Kritiker genau dieselben Studien gemacht! Dahn erzählt uns auch etliche ergötzliche Beispiele von Kritikerunwissenheit und zeigt, wie gefährlich es ist, mit ihm um Altdeutsches zu streiten. Ganz ausdrücklich verwahrt er sich denn auch, daß er Modernes, insbesondere Kulturkämpferisches in seine alten Geschichten hineingetragen habe, sondern verweist z. B. für seinen „modernen" König Roderich auf die westgotische Geschichte, für den Skepticismus und die Götterleugnung seiner Helden auf Dutzende von Quellenstellen. Aus seiner Erfahrung heraus ruft er dann aus: „Man verlangt ja gewiß von solchen Herrschaften nicht, daß sie gotische und nordische Quellen kennen: aber wer gezeigt hat, daß er sie kennt, kann fordern, daß Unwissende ihm sein Wissen glauben. Meine Erfahrung mit dem dummdreisten Dreinreden von Unberufenen und Unwissenden haben mich leider zur herzgründlichen Verachtung des allermeisten gezwungen, was sich «litterarische Kritik» nennt. Welche Menschen sitzen da über unsereinen zu Gericht!" Ich unterschreibe diese Worte, insbesondere was die Unwissenheit der Kritiker betrifft; aber ich muß hinzufügen, daß man über den dichterischen Wert einer Dichtung doch gewiß urteilen kann und darf, ohne in den Quellen bewandert zu sein. Und was gerade Dahn betrifft, so macht er es einem viel leichter, an die Wahrheit seiner Gestalten zu glauben, als z. B. Ebers, obwohl Ebers in ägyptischen Dingen sicher die gleiche Autorität war wie Dahn in germanischen. Der uns überzeugt, ist eben nicht der Gelehrte, sondern der Dichter.

Es wäre nun ein reizvoller Anlaß, sich mit Dahn über seine einzelnen Werke auseinanderzusetzen, die er uns fast alle in seiner Beleuchtung, Beurteilung und Wertklassifizierung im letzten Buch seiner „Erinnerungen" vorgeführt hat. Da sie aber so ziemlich alle in d. Bl. eingehend besprochen worden sind, so können wir hier darauf verzichten und müssen es um des Raumes willen. Daß wir nicht überall mit Dahns eigener Beurteilung einverstanden sind, und gute Gründe dafür haben, brauchen wir nicht erst zu betonen: selten sind die Dichter selbst die objektivsten Beurteiler ihrer Werke, und die Kritik, wenn sie diesen Namen verdient, muß sich hier ein für allemal ein Recht gegenüber dem Dichter vorbehalten.

Was wir bisjetzt hier ausgeführt haben, bezieht sich wesentlich auf Dahns Prosadichtungen; auf ihnen beruht ja auch sein Ruhm. Durch seine Dramen würde er schwerlich einen berühmten Namen bekommen haben; schwerlich auch durch seine Epen, denn sie ragen nicht über ähnliche epische Dichtungen anderer Dichter empor, nur daß sie auch germanisch bis ins Mark sind; und was seine Gedichte betrifft, so ist merkwürdig, daß sein berühmtestes Gedicht ein lateinisches ist. Doch wir behalten uns ein näheres Eingehen auf Dahns Gedichte und Dichtungen in Versen vor, wenn die betreffenden Bände der sämtlichen Werke erschienen sein werden.

Fast alle Romane Dahns sind voll von Kampfeslust und todesfreudigem Reckentum, ja sie können geradezu als eine Verherrlichung des Krieges angesehen werden, wobei den Friedensfreunden die zarte Haut schaudern mag. Dahn selbst hat darauf geantwortet:

„Nach der Lehre nicht nur der Socialdemokraten, auch gewisser Schmutzströmungen, endlich — hiervon verschieden — gewisser Weiblichkeiten in der Litteratur, sollen ja die bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentod fürs Vaterland für die Krone aller Mannestugend, und wir erkennen mit Moltke, daß das furchtbare Unheil des Krieges, neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit, auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen. Diese thätige, obzwar freilich auch heidnische Selbstverleugnung steht, solange es Männer geben wird, doch erheblich höher als die bloß leidende des christlich-parsifalischen «Mitleids», die dem Räuber des Mantels das Wams obenein hinreicht und nach dem Schlage auf die rechte Wange die linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt es nie, Germanen zu dieser «Tugend» zu erziehen." — — „In Wagners «Parsifal» wird als die oberste Tugend das «Mitleid» gepriesen, statt des thatkräftigen Heldentums die des leidenden Opfermutes. Das ist nun, wie Tristan, durchaus ungermanisch und hängt mit dem Gebot zusammen, nach dem Schlage auf die rechte Wange die linke hinzuhalten, wobei sich nun alles aufbäumt, was germanisch ist."

Damit sind wir an seiner Weltanschauung angekommen.

Denn wir haben ein Recht, zu fragen: welche Weltanschauung verbreitet ein „beliebter“, in Tausenden von Exemplaren gelesener Dichter? Nicht als ob der poetische Wert einer Dichtung von dieser Frage abhänge, ach wir sind ja froh genug, wenn unsere Dichter überhaupt etwas wie eine Weltanschauung haben. So wenig wie Dahn hat nun kaum einer ein Hehl aus seiner Weltanschauung gemacht. Lassen wir sie ihn selbst bekennen:

„In «Odhins Trost» habe ich meine heroisch-tragische, aber nicht pessimistische Weltanschauung niedergelegt, jenen Monismus, der das Mirakel und eine die Geschicke der Menschen stets gerecht und väterlich liebend leitende Himmelsgewalt und die Tugend aus Berechnung auf Lohn im Himmel oder jämmerlicher Furcht vor Strafe in der Hölle ausschließt, die Pflicht um der Vernunftnotwendigkeit des Guten willen auferlegt, den Verzicht auf Leben und Glück von dem einzelnen um des Ganzen willen fordert, aber doch das Dasein freudig bejaht, in der Erkenntnis, daß das Einzelne vergehen muß, um im Wechsel der Individuen das Vernunft-Gesetz und das Allgemeine zu erhalten.“

Dazu dürfen wir vielleicht noch ein paar Worte aus einem seiner letzten Romane: „Julian“, hinzufügen, die offenbar seiner eigenen Meinung Ausdruck geben:

„Es ist doch ein wunderbar Gemisch, das drei Jahrhunderte aus den schlichten Worten eines armen Judenjünglings zusammengebraut haben! Denn wenn man das Ganze verwerfen, verwünschen möchte, erlebt man — neben Früchten des Wahnsinns — Wunder, gewirkt durch diese Lehren, die uns fast zwingen, an seine Göttlichkeit zu glauben.“ Und nachher: „Unseliger, rief ich, an was denn glaubst du? An die Notwendigkeit (antwortet der Germane). An mein Volk, und an mein Schwert.“

Felix Dahns Liebe gehört offenbar nicht dem Christentum, wiewohl er sich in seinen „Erinnerungen“ gelegentlich dagegen verwahrt, daß er ungerecht gegen dieses sei, und immer wieder in seinen Dichtungen Gestalten, und nicht die schlechtesten, geschaffen hat, die das Christentum in schönster Weise verkörpern, und daneben Germanen, die an ihrem Götterglauben irre werden. Aber schließlich läuft es doch darauf hinaus: die Heidengötter sind nicht und der Christengott ist auch nicht; und: das Germanentum hat einen Bruch bekommen durch das Christentum. Ich weiß wohl, daß ein Protest hiergegen wertlos ist, und daß meine Überzeugung, daß das Christentum gerade der germanischen Volksseele entspricht, wie der keines andern Volkes, daher so lange leicht wiegen wird, als nicht der geschichtliche Beweis hierfür erbracht wird. Aber er ist zu erbringen. Und jedenfalls hat Dahn mit keiner seiner Dichtungen bewiesen, daß er mit seiner Anschauung vor dem Richterstuhl einer fast achtzehnhundertjährigen Geschichte recht hat. Wir geben dem Kenner der germanischen Geschichte gern zu, daß das katholische Christentum oftmals, ich füge bei, schon zu Bonifazius Zeiten, das Unglück des Germanentums war; und er wird uns nicht widersprechen, wenn wir für die Entwicklung des Germanentums bedauern, daß die orthodoxen Franken über die arianischen Goten, Burgunder u. s. w. Herr wurden; denn die Entwicklung wäre eine andere, für Deutschland sicher heilsamere gewesen, wenn der dem germanischen Wesen mehr entsprechende Arianismus sich behauptet und fortentwickelt hätte, statt durch die plumpen, orthodoxen Frankenfäuste erwürgt zu werden. Doch was hilft es, mit Wenn und Aber hinterdrein zu kommen! Die Weltgeschichte ging nun einmal so. Aber daß es seit dreihundert Jahren außer arianischem und katholischem Christentum auch ein evangelisches giebt, daß der Protestantismus Deutschland durch die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, durch drei Jahrhunderte bis zum glorreichen Jahre 1870 hindurchgerettet hat, davon scheint Dahn kaum eine Ahnung zu haben, und ebensowenig von den Kräften, die heute noch im romfreien Katholicismus liegen. Völlig mit Dahn sind wir einverstanden, daß für das Germanentum stets alles Unheil von Rom kam, vom cäsarischen wie vom päpstlichen; aber darauf und auf die mißverstandene Stelle vom Schlage auf die Wange seine Auffassung des Christentums zu bauen, scheint mir eines religionsphilosophisch denkenden oder religionsgeschichtlich orientierten Mannes nicht würdig. Und wenn Dahn von beiden keins wäre, so ist er doch ein Kenner der Geschichte, wenigstens von der germanischen Urzeit bis zu den Kreuzfahrern, und auch da schon hätte ihm manches begegnen sollen, was ihn in seinem Vorurteil hätte wankend machen können.

Doch wir wollen unsere „Würdigung“ Dahns nicht mit einer Polemik beschließen und noch weniger mit dem Bedauern, daß seine Dichtungen nicht „christlicher“ sind: sie wären sonst nicht der Ausdruck seiner ganzen dichterischen Persönlichkeit, also überhaupt nicht das, was sie sind und was ihnen einen hervorragenden Platz sichert. Wir freuen uns, daß in vielen deutschen Häusern diese Dichtungen mit ihrer glänzenden Begeisterung für alles Deutsch-Nationale Eingang gefunden haben und ferner finden werden. Dahn selbst schreibt seine Erfolge seiner Weltanschauung, seiner begeisterten Liebe zu dem altgermanischen Götterglauben und seiner Hochschätzung germanischer Eigenart zu; wir glauben, er hat diesen Erfolg den beiden letzten Eigenschaften neben seinen dichterischen Eigenschaften zu verdanken — trotz seiner Weltanschauung. Und auch mit dieser und ihrer Liebe und ihrem Haß ist er ein echter Germane.

Richard Weitbrecht.

Neue nationalökonomische Bücher.

1. Fünf Jahre deutscher Handelspolitik (1890—94). Von Dr. Georg Tischert, Redacteur der „Straßburger Neuesten Nachrichten". Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Eifer, mit dem man in Deutschland an die Vorbereitungen zum Abschlusse neuer Handelsverträge geht, die außerordentlich weitgehende Teilnahme, die die Regierung den verschiedenen Gruppen unserer erwerbsthätigen Bevölkerung bei diesen Vorbereitungen gewährt, steht in schärfstem Gegensatze zu der Methode, nach der die deutsche Regierung beim ersten Abschlusse von Handelsverträgen verfuhr, wo die Verträge ganz im geheimen von den Diplomaten abgeschlossen wurden, und Handel, Gewerbe und Landwirtschaft mitsamt dem Reichstage vor die fertige Thatsache gestellt wurden mit der kategorischen Weisung: Annehmen oder Ablehnen; das hieß damals nichts anderes als: Friß, Vogel, oder stirb! Dieses taktische Verhalten der Regierung ist es auch ohne Zweifel gewesen, das die heftigen Kämpfe mit heraufbeschworen hat, die um die Verträge entbrannten, und die Spuren der Dreschflegelpolemik, die sich damals einbürgerte, sind heute noch vorhanden. In diese Kämpfe führt das Buch von Tischert mit großem Geschick ein, und im Ausblick auf die kommenden Tage neuer Verhandlungen über Handelsverträge verdient es von jedem gelesen zu werden, der dem öffentlichen Leben nahe steht. Es ist ein Warnruf für die journalistischen Heißsporne, deren wir auch heute nicht wenig haben, mit Mäßigung zu kritisieren und zu polemisieren und nicht wie damals „jeden Menschen für das Irrenhaus reif zu halten", der anderer Meinung ist. Tischert schildert mit fast zu peinlicher Genauigkeit die Bewegung in der öffentlichen Meinung vor, während und nach Abschluß der parlamentarischen Verhandlungen über die Handelsverträge, giebt einen Überblick über die Parlamentsverhandlungen selbst und einen solchen über den Inhalt der Verträge an der Hand der Denkschriften. Auch die Entstehung der agrarischen Bewegung, die eng mit der Handelsvertragspolitik verknüpft ist, findet eingehende Würdigung. Das verwirrende Getriebe in der Presse ist mit bemerkenswerter Geschicklichkeit zur klaren Darstellung gebracht, wodurch die außerordentliche Breite dieser Darstellung (vor allem im ersten Kapitel) veranlaßt sein mag, die nun allerdings den Verfasser zu unserm Bedauern verhindert hat, auf die Wirkungen der neuen deutschen Zollpolitik auf das Wirtschaftsleben Frankreichs einzugehen und die Wirkungen der Handelsverträge für Deutschland selbst zu schildern. Das gehörte aber unter allen Umständen zu dem Thema, zumal in den Berichten der Handelskammern ein überreiches Material für die Behandlung dieses Gegenstandes vorlag. Es hätte sich dann feststellen lassen, wie weit die Befürchtungen berechtigt waren, die seinerzeit von Handel, Industrie und Landwirtschaft zu den einzelnen Positionen der Verträge geäußert worden waren. Diese Ausstellungen sollen aber nicht die Empfehlung des Buches hindern, das uns mit so großer Lebendigkeit und Objektivität jene Zeit entscheidungsvoller Wandlung unserer Wirtschaftspolitik vor Augen zu stellen weiß.

2. Die sociale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Von Dr. E. Hirschberg, Direktorial-Assistent am Statistischen Amt der Stadt Berlin, Leiter des Statistischen Amtes der Stadt Charlottenburg. Nebst mehreren graphischen Darstellungen. Berlin, Otto Liebmann. 1897. 8. 5 M. 50 Pf.

Die Absicht des auf dem Gebiete der Statistik rühmlichst bekannten Verfassers war, eine Art Handbuch der Socialstatistik für Berlin zu geben, und das ist ihm trefflich gelungen, die Arbeit darf als vorbildlich für ähnliche Schilderungen anderer Städte bezeichnet werden. Leider konnte der Verfasser nicht in allen Fällen seine vergleichenden Zahlenreihen bis zur neuesten Zeit fortführen, auch hier stoßen wir auf den fragmentarischen Charakter, der so vielen statistischen Ermittelungen anhaftet. Wie dem abzuhelfen sei, wissen wir nicht, ein statistisches Amt kann eben auch nicht auf allen Gebieten gleichmäßig intensiv thätig sein, aber wo es sich um die Arbeiterstatistik handelt, könnte noch manches gebessert werden. Der gewiß sachkundige Verfasser ist auch selbst mit den Mitteln, die man heute zur Fixierung der Lage der arbeitenden Klassen und zur socialen Fürsorge für sie zur Anwendung bringt, keineswegs zufrieden, er fordert deshalb ein Arbeitsamt für die Stadt Berlin, und diese Forderung eines mit diesen Dingen vertrauten Mannes verdient zu einer Zeit Beachtung, wo die Frage aufgetaucht ist, ob es nicht notwendig sei, auch ein Reichsarbeitsamt zu schaffen. Das was Hirschberg in dem nachstehend Angeführten für Berlin sagt, gilt für das Reich in noch höherm Grade:

Überblicken wir kurz die Einrichtungen, welche auf eine Beachtung der Lage der Arbeiter im allgemeinen und ein gelegentliches praktisches Eingreifen abzielen, so finden wir eine Fabrikinspektion, welche die Dampfkessel und die Fabriken zu revidieren und gelegentlich statistische Angaben über die Zahl derselben, die Arbeiter, ihr Geschlecht, Alter und über die Zahl der Unfälle zu sammeln hat; wir finden ferner ein Gewerbegericht, welches gewerbliche Streitigkeiten entscheidet und daneben Gutachten über Arbeiterfragen abgiebt, auch Einigungsversuche bei Streiks u. dgl. anstellt und zu diesen Zwecken ebenfalls gelegentliche Erhebungen vornimmt. Wir finden aber ferner einen von der Stadt mit jährlich 5000 Mark und gelegentlichen einmaligen Beträgen subventionierten Arbeitsnachweis, welcher eine Centralisierung des gesamten Stellenvermittelungswesens zum Zwecke hat. Wir finden Innungen, welche ebenfalls für Arbeitsnachweis, für Fachschulen, kurz für das leibliche und geistige Wohl ihrer Arbeiter zu sorgen haben. Wir finden endlich ein von der Stadt unterhaltenes Statistisches Amt, welches seit Jahren auch in socialstatistischen Fragen thätig ist. . . . . . .

Es bedarf kaum eines Beweises, daß diesen verschiedenen Behörden eine organische Zusammenfassung not thut, wenn sie die ihnen auf den Gebieten der Arbeiterfrage obliegenden Aufgaben erfüllen sollen. Diese Zusammenfassung würde in einem Arbeits-

amt, unterhalten von Staat und Stadt zu gleichen Teilen, erfolgen müssen.

Ihm müßte in einer wirtschaftlichen Abteilung die Führung einer brauchbaren Statistik der bestehenden Betriebe und Arbeiterzahl (letztere nach Geschlecht und Alter), der vorkommenden Unfälle und ihre Folgen, der Unfallgefahr der Betriebe, der vorkommenden Erkrankungen und Sterbefälle, der Löhne, der Arbeitszeit u. s. w. sowie die Arbeitsvermittelung obliegen, während eine richterliche die gewerblichen Streitigkeiten entscheidet. Beide Abteilungen zusammen müßten bei Arbeitseinstellungen u. dgl. in Funktion treten. Von diesem Arbeitsamt wäre auch der Teil der Thätigkeit der Fabrikinspektion auszuüben, welcher nicht polizeilicher oder technischer Natur ist.

Ein so geregeltes Amt würde nicht nur nicht die Beamtenzahl vermehren, sondern sogar manche Arbeit, die jetzt an den verschiedenen konkurrierenden Stellen mehrfach ausgeübt wird, ersparen, es würde ferner bei geeigneter Organisation unter Teilnahme der Arbeiter auch vom Vertrauen und der Zufriedenheit der letztern getragen sein.

Endlich aber dürfte die Thätigkeit eines Arbeitsamtes nicht auf die Fabrikbetriebe beschränkt, sondern müßte noch auf die hausindustriellen Betriebe ausgedehnt werden. Insofern würde der Aufsichtsbeamte allerdings zugleich Wohnungsinspektor werden. Aber wenn man in der Einrichtung der Aufsichtsbeamten mit Recht einen Nutzen für die Arbeiter erblickt, so ist nicht einzusehen, warum man ihn nicht den in viel ungünstigerer Lage befindlichen Arbeitern der kleinern Betriebe zu gute kommen lassen will.

Vielleicht könnte man einwenden, daß ja gerade die konkurrierende Thätigkeit der verschiedenen Behörden auf dem Gebiete der Arbeiterfrage für die Arbeiter nützlich und darum beizubehalten ist. Doch dies wäre ein Irrtum. Abgesehen davon, daß sich die Arbeiter von dieser behördlichen Konkurrenz so wenig befriedigt fühlen, daß sie sich selbst noch ein besonderes Arbeitsamt in der Gestalt der Gewerkschaftskommission eingerichtet haben, ist vielerlei noch nicht vieles, d. h. es ist noch nicht gesagt, daß je zahlreicher die Experimente auf socialem Gebiete, um so größer die Leistungen sind.

3. Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich, 23.—29. August 1897. Von Gustav Maier. Bern, Steiger u. Comp. 1897. 8. 1 M.

Die kleine Schrift ist eine treffliche Einführung zu dem Generalbericht über den Kongreß; sie ist mit großer Wärme geschrieben und giebt die persönlichen Eindrücke des Verfassers zugleich mit dem sachlichen Berichte wieder, so daß in uns ein sehr lebendiges Bild der Verhandlungen entsteht. Als Ergebnis der Verhandlungen wird festgesetzt, daß der Kongreß das strikte Verbot der Sonntagsarbeit fordert, von dem nur geringe Ausnahmen zugelassen werden sollen. Der Vorwand der Deckung eines Produktionsausfalls soll nicht als Grund zur Unterbrechung der auf 36 Stunden normierten Sonntagsruhe angesehen werden dürfen. Die Engländer hatten auf dem Kongreß eine beliebig gelegte sechsunddreißigstündige Ruhezeit für die Woche gefordert. Über die Beschäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern nahm der Kongreß die Beschlüsse an, daß alle Beschäftigung von Kindern unter fünfzehn Jahren verboten sein solle; bis zu diesem Lebensalter habe die allgemeine Schulpflicht zu dauern. Zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren sollen jugendliche Arbeiter nur acht Stunden täglich beschäftigt werden, zwischen denen eine anderthalbstündige Pause liegt, am Sonntag und Feiertag ist ihnen jede Arbeit untersagt. Zeit zum Besuche von Fortbildungsanstalten ist zu gewähren. Die englischen Delegierten standen auch in dieser Frage auf anderm Standpunkte; sie wollten statt des Verbotes der Sonntagsarbeit für Arbeiter bis zu achtzehn Jahren eine Maximalarbeitszeit von fünf Tagen wöchentlich setzen. Für erwachsene männliche Arbeiter verlangt der Kongreß möglichste Durchführung des achtstündigen Arbeitstages, für die weiblichen Arbeiter erklärte man eine Arbeitszeit von acht Stunden täglich und vierundvierzig Stunden wöchentlich als Maximum und zwar soll dieser Schutz alle weiblichen Arbeiter in der Groß- und Kleinindustrie, dem Gewerbe, Handel, Transport- und Verkehrswesen, sowie der Hausindustrie umfassen. Wiederum kämpften an diesem dritten Verhandlungstage die Engländer vergeblich dafür, daß der Kongreß die Notwendigkeit aussprechen solle, alle Heimarbeit erst einzuschränken, dann gänzlich zu beseitigen. Es siegte der Antrag, den von Vollmar gestellt hatte und der eine wesentliche Abschwächung des englischen radikalen Standpunktes bedeutete: „Der Kongreß sieht in der Hausindustrie eine Beschäftigungsweise, die schwere sociale und gesundheitliche Übel im Gefolge hat und ein großes Hindernis für die gewerkschaftliche Organisation und für die Durchführung eines wirksamen Arbeiterschutzes bildet". Am fünften Verhandlungstage beschäftigte sich der Kongreß mit der Nachtarbeit und der Überstundenarbeit, jene soll nur ausnahmsweise in den Stunden von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens gestattet werden, diese für jugendliche Arbeiter und Frauen gänzlich verboten sein. Schließlich diskutierte man noch eine Reihe von Forderungen über die Arbeiterbeschäftigung in gesundheitsgefährlichen Betrieben; über die Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf alle gewerblichen Betriebe u. s. w. Für die Folgezeit wichtig sind die Beschlüsse des Kongresses, in Zürich ein Komitee als Centralstelle für die Förderung der internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung einzusetzen und die schweizerische Regierung aufzufordern, Schritte zur Bildung eines internationalen Arbeiterschutzamtes zu thun. — Der Verfasser sagt in seinem Schlußworte, daß sich auf dem Kongresse zum erstenmal die ernste Demokratie aus den verschiedenen Lagern gesucht und gefunden habe, die rein politische, die sociale und die klerikale, und er sieht in diesem Bündnis eine Macht erstehen, „vor der Kapitalismus und die regierenden Herren bald Respekt bekommen werden".

4. Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897. Von Sidney Webb. Autorisierte Übersetzung von Dora Landré. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1898. 8. 60 Pf.

Die Broschüre beschäftigt sich mit einer summarischen Übersicht über die Veränderungen, die sich in den Verhältnissen der Arbeiter Englands während der Regierungszeit der Königin von 1837 bis 1898 vollzogen haben. So hell auch die Lichtseiten des Bildes sind, das in den Abschnitten über die Arbeitslöhne, die Unregelmäßigkeit der Beschäfti-

gung, die Arbeitszeit, die Wohnungsverhältnisse des Volkes entrollt wird, tiefe Schatten fehlen auch heute nicht. Das Ergebnis der Betrachtungen wird dahin zusammengefaßt, daß „wohl die Lage eines großen Teils der Lohnarbeiter seit 1857 bedeutend besser geworden ist, aber andere Kategorien von Arbeitern, wenn überhaupt, so doch in sehr geringem Maße der allgemeinen Vermehrung des Wohlstandes und der Fortschritte der Civilisation teilhaftig geworden sind. Wenn wir jede Seite des Lebens getrennt betrachten und ein Niveau festsetzen, unter welchem es dem Arbeiter unmöglich ist, anständig zu leben, so werden wir finden, daß in Bezug auf Löhne, Arbeitszeit, Wohnung und allgemeine Bildung der Prozentsatz derer, die unter dieses Niveau fallen, jetzt geringer ist als im Jahre 1837. Aber wir würden auch sehen, daß das niedrigste Niveau damals nicht niedriger war als heute, und daß die Gesamtsumme der unter dieses von uns angenommene Niveau Fallenden wahrscheinlich jetzt größer ist als im Jahre 1837. Die Armut ist so groß, wie sie niemals gewesen sein kann, und ihre augenblickliche Ausdehnung ebenso bedeutend, wenn nicht bedeutender. Das Residuum (warum nicht: der Rest?), das im Jahre 1837 existierte, lastet in der That noch unvermindert auf unsern Gewissen. Unter diesen Umständen scheint mir die Thatsache, daß die prosperierenden Arbeiterklassen an Zahl und Wohlstand zugenommen haben, während ein so großer Teil der Gemeinschaft keinerlei Fortschritte gemacht hat, unsere Verantwortlichkeit noch zu erschweren. Wir müssen aus unserm Überblick die allgemeine Moral ziehen, daß es notwendig ist, sich um die Aufbesserung dieses Residuums noch ernster zu bemühen; er lehrt uns auch, daß eine solche Aufbesserung möglich ist, wie sie in andern Industriezweigen schon gelang. Dazu bedarf es in erster Linie der Ausrottung des Schwitzsystems, der Heimarbeit". — Die Übersetzung ist gut, aber eine ganze Reihe von Fremdwörtern, die aus dem englischen Original entnommen sind, hätten ohne Not durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden können.

5. Socialauslese, kritische Glossen von Karl Jentsch. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. 2 M. 80 Pf.

In Karl Jentsch, dem rührigen, kampfesfrohen Mitarbeiter der „Grenzboten", feiert der gesunde Menschenverstand wahre Triumphe. Jentsch geht unbekümmert um die Person, die etwas sagt und schreibt, und gelte sie auch noch so sehr als Autorität auf einem Gebiete, der Sache auf den Grund, und so leicht entschlüpft seinem Scharfsinn keiner, der die Bahnen strenger Logik verläßt. Daher orientiert sich der Verfasser unsers stilistisch auch diesmal meisterhaft geschriebenen Buches auch leicht auf Gebieten, die ihm von vornherein fremd sind. Jentsch wendet sich in der Sammlung von Aufsätzen, die das nicht gerade sehr glücklich gebildete Titelwort „Socialauslese" tragen, gegen den Neu-Darwinismus und die Lehre, die es versucht, seine Ergebnisse auf die Gesellschaftswissenschaft zu übertragen, wie das schon von Schäffle versucht worden ist, in anderer, krasserer Weise von Otto Ammon, Alexander Tille u. a. Jentsch steht fest auf dem Glauben an die Kontinuität des Lebens und der Art, damit ist seine Stellung gegenüber dem Darwinismus und Neu-Darwinismus gegeben. Besonders eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit der Widerlegung der Lehre Weismanns, dem er in der That auch eine große Reihe von Widersprüchen, falschen Folgerungen aufdeckt. Ebenso glücklich ist er in seiner Polemik gegen Ammon, der, nebenbei bemerkt, nunmehr wohl abgethan ist, denn auf die Bezeichnung wissenschaftliche Arbeit kann das, was Ammon geschrieben hat, nach all der bodenlosen Oberflächlichkeit, die ihm verschiedene Kritiker nachgewiesen haben, und bei der kuriosen statistischen Methode, die er anzuwenden liebt, keinen Anspruch mehr erheben. Mit der Kritik aber hätte Jentsch es bewenden lassen sollen. Was er darüber hinaus gegen Weismann u. a. sagt, ist ein schönes Zeugnis seiner Gläubigkeit, und ich stehe nicht an, mich zu denselben Anschauungen zu bekennen, aber es wird die Wissenschaft nicht hindern dürfen, voraussetzungslos wie bisher dem Rätsel des Lebens nachzuforschen. Daß dieses heiße Bemühen bisher keine Ergebnisse hatte, ist doch kein Beweis dafür, daß es solche überhaupt nicht haben kann. Karl Jentsch giebt zwar auch zu, daß der Atheismus die Wissenschaft gefördert habe, und diese Wissenschaft auch zukünftig „weit entfernt Gott zu leugnen, ihn doch bei der Untersuchung außer Ansatz lassen werde"; dabei verrät er aber doch einen starken Mißmut gegenüber dem Versuche, „phantastische Spekulationen nicht allein dem Publikum als Glaubensartikel aufzuschwätzen, sondern auch Staat und Gesellschaft darauf zu gründen". Nun, ich glaube, die Wissenschaft hat meist die Reserve gezeigt, die man in solchen Dingen billig verlangen kann, und wo sie den Versuch gemacht hat, den Materialismus oder Monismus agitatorisch gegen den Theismus auszuspielen, wie das seinerzeit Büchner mit seinem in der Tendenz widerwärtigen Buche „Kraft und Stoff" gethan hat, so war das eben Büchner, dessen Prätension seine Leistungen keineswegs entsprechen. Und wie schnell ist dies Buch doch vergessen. Dem gesunden Sinne im Volke hat die materialistische Zeitrichtung, die im sichtlichen Niedergange begriffen ist, viel weniger geschadet, als man glaubt. Lassen wir also die Wissenschaft ruhig weiter arbeiten, soweit sie wirklich voraussetzungslos arbeitet, und wenn die Sociologen die wirklichen oder vermeintlichen Ergebnisse der Biologie falsch anwenden, werden sich immer Männer mit gesundem Sinne und scharfer Logik finden, die diese Spielereien mit Analogien, wie Steinmetz kürzlich die ganze Richtung sehr treffend in einer Polemik gegen von Lilienthal genannt hat, gebührend kennzeichnen, wie Jentsch das selbst gethan hat.

6. Freiheit und sociale Pflichten. Von Adolf Prins. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. jur. E. Münsterberg. Berlin, Otto Liebmann. 1897. 8. 2 M. 75 Pf.

Das Buch des über sein Vaterland Belgien hinaus be-

kannten Professors Prins, dessen Übersetzung Münsterberg dankenswerterweise sehr gut besorgt hat, behandelt die sociale Bewegung unserer Zeit mit dem Aufwand bedeutender historischer, philosophischer und rechtlicher Kenntnisse. Der Verfasser erörtert auf kultur- und sittengeschichtlicher Grundlage den Widerstreit von Einzelinteresse und Gesamtinteresse zwischen dem Rechte des Individuums und der Autorität der Gesamtheit, zwischen der Freiheit und der Herrschaft centralisierender Staatsgewalt, und hat sich zur Aufgabe gesetzt, die Mittel zu finden, um beide zu versöhnen. Er weist auf die Ungleichheit in körperlicher und geistiger Hinsicht als Bedingung für den Fortschritt hin und wendet sich ebensowohl gegen die schrankenlose Herrschaft der individualistischen Theorie, deren Schwächen er aufdeckt, wie gegen die centralisierenden Tendenzen, denen jede Staatsgewalt zuneigt, die Demokratie nicht ausgeschlossen. Vom Individualismus sagt der Verfasser: „Die Herrschaft, die von den Göttern auf die Könige, von den Königen auf das Volk und vom Volk auf die einzelnen Individuen überging, wurde dabei so zerstückelt, daß der Einzelne zu wenig abbekam, um damit etwas anfangen zu können.“ Die Betrachtungen über die schädlichen Folgen der Centralisation passen allerdings, wie manche andere, wenig oder gar nicht auf unsere Verhältnisse. Den Ausgleich der sich bekämpfenden Gegensätze findet Prins in dem bewußten Zusammenwirken aller derer, die gemeinsame Ziele verfolgen, in der organischen Gruppierung der nach Beruf, Ort oder Arbeitsart verbundenen Interessen. So wird nach seiner Ansicht der rechte Gebrauch der Freiheit zur socialen Pflicht. Diese Schlußfolgerungen scheinen mir ziemlich unklar zu sein, und ich bezweifle ihren durchschlagenden Wert für eine Änderung aller Verhältnisse zum Guten. Freilich mögen sie für Belgien größere Bedeutung besitzen als für uns. Das Buch ist einer ernsten Lektüre wohl wert; man wird aus den geistvollen Ausführungen des Verfassers vielen Gewinn ziehen.

L. O. Brandt.

Zur Kulturgeschichte.

1. Die Bulgaren. Ethnographische Studien von Adolf Strausz. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1898. Gr. 8. Geb. in Halbfrz. 11 M.

Um etwaigen Irrtümern und falschen Schlüssen von vornherein vorzubeugen, so sei bemerkt, daß wir es hier nicht mit dem politisch-geographischen Fürstentum Bulgarien zu thun haben, sondern mit den Vorfahren dieses Volkes, das eng verwandt mit den Magyaren einst an den Ufern der Wolga seinen Sitz hatte. Auch hier hat, wie bekannt, die vergleichende Sprachforschung uns die Wege geebnet; diese Ermittelungen sind dann aber, wie der Verfasser auseinandersetzt, durch ethnographische Untersuchungen bestätigt und weiter entwickelt:

Die Ergebnisse derjenigen Forschungen, die bislang auf dem Gebiet der ural-altaischen vergleichenden Sprachforschung vorgenommen worden sind, haben es als unanfechtbare Thatsache erwiesen, daß die türkischen Elemente des magyarischen Wortschatzes ihre Kopien hauptsächlich in der Sprache der im Gebiete der Wolga lebenden Tschuwaschen finden. Die im Gebiete des alten Bulgarischen Reiches an der Wolga aufgefundenen Inschriften aber bezeugen, daß die heutige Sprache der Tschuwaschen eine Neubildung der alten wolga-bulgarischen Sprache sei. Schon im Jahre 922 hatten die Wolga-Bulgaren den Islam angenommen, und wie arabische Schriftsteller berichten, war ihre Sprache der der Chasaren verwandt; sie waren also ein türkisches Volk, welches zweifelsohne auf die benachbarten ugrischen Völkerschaften zur Zeit der Völkerwanderung einen großen kulturellen Einfluß geübt hat. (S. 2.)

Historische Notizen vereinigen sich also mit sprachlichen Zeugnissen dahin, eine unmittelbare ethnische, sprachliche und intellektuelle Verwandtschaft und Wechselwirkung zwischen Bulgaren und Magyaren anzunehmen. Nur ist es sehr eigentümlich, daß in Bulgarien sich trotz Christentum und dem national-slawischen Bogumilentum (eine aus Asien durch den Priester Bogumil eingeführte dualistische Sekte) uralte heidnische Sagen und Überlieferungen erhalten haben. Andererseits ist auch eine gegenseitige Übernahme und Entlehnung von benachbarten Völkern nicht ausgeschlossen, zumal wenn ein längeres Zusammenleben stattgefunden hat, so daß es nicht immer leicht ist, die originellen Elemente von diesen überkommenen zu scheiden. Überhaupt scheint durch diesen Umstand eine allmähliche Umgestaltung der ganzen Mythologie, wie unser Gewährsmann meint, nicht ausgeschlossen:

Mit Rücksicht auf die bislang im Gebiete der vergleichenden Mythologie angestellten Forschungen ist es selbstverständlich, daß wir auch im Volksglauben und religiösen Brauch der Bulgaren neben alten, dem Volk ureigenen Vorstellungen viele solche Elemente finden, die der Religion und Mythologie, dem Volksglauben und religiösen Kult benachbarter Völkerschaften entnommen und nun beide Gruppen so bunt miteinander vermischt worden sind, daß wohl niemand im Ernst es unternehmen wird, daraus eine ureigene bulgarische Mythologie herauszuschälen. Immer gewinnt in wissenschaftlichen Kreisen der Gedanke an Verbreitung, daß eben die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die wissenschaftliche Religionsforschung nicht mehr von einer urgermanischen, urslawischen oder urfinnischen Mythologie redet, sondern als Endziel die Forschung und Zusammenstellung einer europäisch-asiatischen Urreligion betrachtet. Freilich müssen bis dahin auf dem Felde mythologischer Forschung noch so manche Schubkarrendienste geleistet, so manches, auf den ersten Wink unscheinbares, aber doch wertvolles Material herbeigeschafft werden, damit der Dom des „Völkergedankens“, den unser Altmeister Bastian zu bauen begonnen hat, seine herrliche Vollendung erreiche. (S. 120.)

Trotz dieser typischen Grundzüge in den mythischen und religiösen Ideen zeigen sich doch nicht unerhebliche

Variationen, Abzweigungen lokaler Art, die eben auf besondern örtlichen Bedingungen beruhen — Bastian hat dafür den Ausdruck: geographische Provinz gefunden. Besonders treu spiegelt sich die Natur des bulgarischen Landes in dem Dämonenglauben wider, dieser uralten Werkstatt des religiösen Bewußtseins — gerade hier ist die vorstehende Sammlung außerordentlich reichhaltig. Ebenso eingehend ist die Ermittelung über den für die Religionswissenschaft und Kulturgeschichte fast gleichmäßig bedeutungsvollen Schicksalsglauben, der einer einseitig ästhetischen Auffassung immer noch viel zu sehr als eine bloß poetische Perspektive gilt; man verkennt eben ganz und gar den mächtigen völkerpsychologischen Hintergrund dieser fast auf der ganzen Erde verbreiteten Anschauungen. Mehr in das eigentliche Gebiet der Volkskunde führen uns die Festgebräuche, die Volksmedizin und endlich die Totengebräuche; diese sind um so interessanter, als die äußere Form vielfach schon längst zerfallen ist (z. B. einen christlichen Charakter angenommen hat), während das treibende Motiv noch unverfälscht dasselbe geblieben ist und in derselben Intensität weiter wirkt. Es ist ja bekannt, wie die Kirche jederzeit bemüht war (und nicht ohne Erfolg), die uralten Opferhandlungen in ihren Bereich zu ziehen, aus den mythischen Wesen Heilige zu machen und die heidnischen Feste nach christlicher Form auszuschmücken, um so das Volk ohne gewaltsamen Druck für ihre Lehre und Auffassung zu gewinnen. Der eigentliche Sinn dieser Gebräuche ist meist dem Volk schon längst entschwunden, und nur der kundige Forscher vermag es, aus bestimmten charakteristischen Überlebseln und Symptomen die ursprünglichen, längst verwischten Züge mythischer und religiöser Weltanschauung zu rekonstruieren. Wir sind überzeugt, daß die sorgfältige und umfassende Arbeit den Beifall aller Fachgenossen finden wird; auch bieten die Lieder und Sagen dem Laien nach vielen Seiten hin Anregung und Stoff zum Nachdenken.

2. Aberglauben. Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. Alfred Lehmann. Mit 75 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, F. Enke. 1898. Gr. 8. 12 M.

Der Spiritismus, dem vor Jahren Bastian eine Schrift zur Orientierung widmete, ist sowohl ein Gegenstand für die psychologische als auch für die ethnologische Betrachtung; denn einerseits sind es naturwissenschaftliche und psychophysische Momente, die dabei in Betracht kommen, andererseits die Rücksicht auf breite culturhistorische Strömungen, die ihn im Laufe der socialen Entwicklung ins Leben gerufen haben. Bei dem steigenden Interesse, das er in weiten Kreisen der gebildeten Gesellschaft, sowohl in Europa, als auch in Asien, ganz besonders in Amerika findet, ist es deshalb erklärlich, wenn auch unsere Gelehrten sich mit seinen Voraussetzungen und Konsequenzen beschäftigt haben, und wenn man sich besonders darum bemüht, seiner geschichtlichen Begründung in gewissen socialpsychischen Konstellationen auf die Spur zu kommen. Das vorliegende Werk, das übrigens auch mit sehr eingehenden historischen Hinweisen ausgestattet ist (die ersten drei Abschnitte bewegen sich in der Hauptsache auf dieser Basis), erhebt sich aber insofern über diesen Standpunkt, als das eigentliche Problem von der psychophysischen Seite aus betrachtet wird. Der Mensch selbst ist das natürliche Centrum der magischen Zustände des Traumlebens und aller jener Erscheinungen, die in das große Gebiet des Pathologischen und Psychiatrischen gehören. Der deutsche Übersetzer äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen:

> Der Verfasser will jene Phänomene nicht nur schildern oder als Wirkungen einer transcendentalen Welt oder einer uns unbekannten Naturkraft ansehen und erklären, sondern er sucht den Schlüssel zu diesen Erscheinungen im Menschen selbst und nimmt an, daß sie in der Form, wie der Aberglaube sie auffaßt, auf mangelnder Kenntnis oder Beobachtung der Phänomene des menschlichen Seelenlebens beruhen und hier ihre genügende Erklärung finden. Darum giebt er auch eine ausführliche Darstellung des menschlichen Beobachtungsvermögens und seiner Mängel, des Traumlebens, der Seite des Seelenlebens, die man als das Unbewußte bezeichnet, der menschlichen Suggestibilität unter nomalen und krankhaften Verhältnissen und anderer diesbezüglicher (!) Zustände. Dadurch erstrebt er zunächst die Unzulänglichkeit der Behauptungen des Aberglaubens nachzuweisen und diesem den Boden der Objektivität zu entziehen, um sodann auf dem niedergerissenen Gebäude jener Phantasiegebilde eine nüchterne, auf psychologischer und naturwissenschaftlicher Grundlage beruhende Anschauung aufzubauen, die statt alles Scheines nur Klarheit und Wahrheit zum Ziele hat. Soweit mir bekannt ist, liegt eine zusammenhängende Darstellung obiger Factoren, die zur Erklärung des menschlichen Aberglaubens sicherlich wesentlich beitragen, in einem deutschen Werke noch nicht vor. (Vorwort, S. 7.)

Die Sache hat aber, wie oben schon angedeutet, auch ihre ethnologische, völkerpsychologische Seite. Der Aberglaube ist nämlich geologisch ausgedrückt nichts anderes als ein erstarrter Niederschlag früherer Anschauungen, die ihre unmittelbare Kraft und Bedeutung eingebüßt haben. Gerade auf diesem Gebiete läßt sich die Tragweite des bekannten methodischen Grundsatzes von Tylor gleichsam ad oculos beweisen, der zufolge des großen entwicklungsgeschichtlichen Gedankens, der alles Sein und Werden beherrscht, aus den fossilen, erstorbenen Formen (den sogenannten Überlebseln) die frühern Perioden und Bildungen rekonstruierte. Nur ein Beispiel statt vieler, die Lehmann anführt:

> Ebenso ist es in früher Vorzeit in Persien gegangen bei dem Übergang von dem alten Heidentum der vorhistorischen Iranier in die Ormudzreligion Zoroasters. Die vormaligen Götter, die (wie noch heutzutage die Götter in Indien) den Namen devas trugen, wurden größtenteils zu Teufeln, zu Unterthanen des verderblichen Ahrimans, gemacht, ihr Kultus wurde streng verboten und in ein Bannen, ein Abwehren der schädlichen Mächte verwandelt. Somit wurde das persische Wort daeva (= deva), ganz wie das griechische daimon, späterhin kurzweg die Bezeichnung eines Teufels, und wenn der jetzige Perser oder Araber von einem bösen „Deo“ spricht, oder mit demselben in unheimlicher Weise verkehrt, so ahnt er wohl kaum, daß diese Ausgeburt seines Aberglaubens einst als ein Gott verehrt worden ist. (S. 5.)

Was nun insbesondere den neuerdings so modischen — es ist übrigens konstatiert, daß der alte Kirchenvater Tertullian schon das Tischrücken gekannt hat — Spiritismus anlangt, so sind auch hier trotz alles wissenschaftlichen Gebarens seiner Vertreter religiöse Motive mitbestimmend. Anstatt zu versuchen, die sogenannten Thatsachen, welche zur Beglaubigung beigebracht werden, auf natürliche Weise kritisch zu erklären, verzichtet man lieber von vornherein auf diese Möglichkeit und appelliert an die jenseitige Welt, die sich hierdurch angeblich offenbare. Ist es doch bezeichnend, daß der Träger dieser Bewegung in Frankreich, Allan Kardec, seine Anschauungen ganz auf dem Boden des Katholicismus entwickelt hat:

Man hält den Glauben an die Geister durchweg fest, weil nur die Geister zuverlässige Aufklärungen über das jenseitige Leben geben können. Man sollte doch meinen, daß es den Spiritisten ganz gleichgültig sein müßte, wie die Wissenschaft die mediumistischen Phänomene erklärt, wenn sie deren Existenz nur einräumt. Aber das ist ihnen einmal nun nicht gleichgültig. Einem Menschen, der aus Büchern wenig gelernt hat, fällt es nicht ein, einem Physiker zu widersprechen, wenn dieser die Bewegungen des Pendels erklärt; er räumt ruhig ein, daß der Physiker das besser verstehe. Aber derselbe Mensch wehrt sich mit Händen und Füßen gegen jede natürliche Erklärung der viel schwierigern mediumistischen Phänomene. Warum räumt er nicht ein, daß Psychologen und Physiologen das besser verstehen müssen als er? Hier ist nur eine Erklärung möglich: weil es ihm vor allem darum zu thun ist, eine Garantie für die Richtigkeit der sogenannten Geistermitteilungen zu bekommen. Diese Garantie hat er aber nicht, wenn er nicht länger glauben darf, daß sie wirklich von Geistern herrührer (S. 244.)

Im übrigen dürfen wir seit den Entlarvungen, welche selbst so berühmte Medien wie Slade oder Eusapia Paladinos über sich ergehen lassen mußten, mit berechtigtem Mißtrauen allen solchen Manipulationen gegenübertreten, das sogenannte wissenschaftliche Gewand, mit dem sich der Spiritismus zu umhüllen liebt, ist arg durchlöchert, und es ist ihm zu seinem großen Kummer nicht gelungen, das wohlgefestigte Gebäude wissenschaftlicher Weltanschauung und Erfahrung zu erschüttern, geschweige denn zu stürzen. Begreiflicherweise spielen hierbei die so feierlichen Versicherungen der Spiritisten, daß sie in der That Geistererscheinungen gehabt, gar keine Rolle; um diese subjektive Erfahrung handelt es sich ja gar nicht, und kein Mensch bestreitet diese Visionen und Hallucinationen als solche. Um so blöder ist aber der Trugschluß auf die objektive Realität, der hierbei mit unterläuft. Nur für den „Gläubigen", der von vornherein von der Wirklichkeit seiner phantastischen Gebilde überzeugt ist, existieren diese Geister, dem wissenschaftlichen skeptischen Forscher machen diese Zeugen einer überirdischen Welt leider nie ihre Aufwartung. Bisher ist noch kein stichhaltiger Beweis für das so pomphaft verkündete Dasein unbekannter Kräfte in der Natur, die an und für sich nicht in Abrede gestellt werden sollen, erbracht worden. Wie der Mensch das natürliche Centrum aller Zauberei ist, so müssen auch alle Erklärungen von diesem gegebenen psychischen Ausgangspunkt anheben, um eine wissenschaftliche Basis der Forschung überhaupt zu gewinnen. Wir schließen diese Skizze mit einer dahin zielenden allgemeinen Betrachtung des Verfassers:

Die Geschichte des Aberglaubens zeigt uns, wie derartige übereilte Hypothesen sich unglaublich fest einbürgern können, wenn sie erst in das Volksbewußtsein übergegangen sind. Es kann eine Arbeit von Jahrhunderten erforderlich sein, um sie auszurotten. All die abergläubischen Anschauungen, deren natürlichen Zusammenhang wir hier nachzuweisen gesucht haben, sind ja von Anfang an nur solche falsche Auslegungen von mehr oder weniger schlecht beobachteten Phänomenen gewesen. Wenn man das weiß, muß man doppelt vorsichtig sein, keinen Anlaß zu neuem Aberglauben zu geben. In dieser Richtung haben die modernen Occultisten recht viel auf dem Gewissen. Telepathie, subliminales Bewußtsein und ähnliche Begriffe haben in Folge des Eifers der Occultisten, gleich eine Erklärung selbst für die kompliziertesten Phänomene zu finden, die beste Aussicht, einen hervorragenden Platz im Aberglauben der nächsten Jahrhunderte einzunehmen. Die Wissenschaft muß erst mühsam alle Möglichkeiten prüfen, ehe sie neue Hypothesen aufstellt; der Aberglaube dagegen hat seine Erklärung stets fertig bei der Hand. (S. 543.)

3. Mohammeds Lehre von der Offenbarung. Quellenmäßig untersucht von O. Pautz. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1898. Gr. 8. 8 M.

Die jüngsten orientalischen Wirren haben unsere Aufmerksamkeit den Mohammedanern wieder in hohem Grade zugewendet. Ein richtiges Verständnis ihrer Politik ist ohne eingehende Kenntnis ihrer Religion schlechterdings unmöglich, da durch diese viel stärker, als es bei christlichen Völkern der Fall ist, nicht nur das gesamte private, sondern auch das öffentliche Leben bestimmt und beherrscht wird. Machten doch die Türken kürzlich nach Beendigung des griechischen Krieges gegen die von den europäischen Mächten geforderte Räumung Thessaliens vielfach geltend, daß der Koran es den Moslemen verbiete, ein durch Waffengewalt erobertes Land wieder preiszugeben. So liegt gerade in der gegenwärtigen Zeit die Beschäftigung mit der mohammedanischen Religion besonders nahe. Mit diesen Worten wird die vorliegende Arbeit eingeleitet, und sie bezeichnet in der That den springenden Punkt, auf den es ankommt, insofern richtig, als von Anfang an, d. h. schon bei der Person des Stifters des Islam, weltliche, politische Rücksichten sich untrennbar mit religiösen Motiven verknüpften. Wo nicht die Überredung zum Ziele führte, half rascher und gründlicher die Unterjochung, ja die Vertilgung der Ungläubigen, die den Bekennern der wahren Religion Platz machen mußten. Alle Toleranz der Mohammedaner ist nur eine scheinbare, durch bestimmte historische und geographische Verhältnisse ihnen abgezwungene — dem eigentlichen Wesen des Islam läuft sie schnurstracks zuwider. Der echte Moslem ist daher nur als die bekannte Figur zu denken, welche den Koran in der Linken hält und das Schwert in der Rechten führt. Ob wir auch mit Pautz den Bekennern des Islam eine größere sittliche Kraft zuschreiben dürfen als denen des Christentums, wagen wir

nicht so kurzerhand zu entscheiden, falls diese Frage überhaupt wissenschaftlich zu lösen ist. Denn das eigentlich Ethische, die Herausbildung allgemeiner menschlicher Tugenden, von der Übung der Nächsten- und Menschenliebe noch gar nicht zu sprechen, wird man hier vergeblich suchen, wo gegenüber dem Andersgläubigen jede Frevelthat und Tücke erlaubt ist. Die gelegentlich gezeigte Milde andern Konfessionen gegenüber, falls sie nicht, wie gesagt, rein äußerlich ist, muß man als ein Ergebnis fremder Einflüsse betrachten, gegen welche sich die berufenen Träger des Islam, die fanatischen, bigotten und wilden Beduinen, die Söhne der Wüste, vorzeiten ebenso abschlossen wie jetzt. Dagegen ist ja die civilisatorische Einwirkung dieser Lehre auf rohe Völkerschaften unbestritten (gerade so wie beim Buddhismus), die Grundfesten socialer Ordnung und Tugend werden gelegt, und es ließe sich jederzeit eine höhere Entwicklung erhoffen, wenn nur nicht der künstlich eingeimpfte Hochmut und der namenlose Dünkel, der nun einmal mit dem Islam unvermeidlich verknüpft zu sein scheint, das wieder sehr in Frage stellte. Wir können es beim besten Willen nur als einen frommen Wunsch unsers Verfassers betrachten, wenn er am Schluß seiner höchst sorgfältigen Untersuchung sich so äußert:

Indessen bei der Überzeugung, daß die mohammedanische Religion noch einer Vervollkommnung bedürftig ist, bei der ethischen Überlegenheit des Christentums und dem Glauben an den endlichen Sieg der Wahrheit, dürfen wir wohl, wie andere Religionen, so auch den Islam als Vorbereitung und Durchgangsstufe zum Christentum betrachten oder wenigstens auf eine weitere Durchdringung des Islam mit christlichen Ideen hoffen. (S. 288.)

Was nun insbesondere die Auffassung des Propheten von seiner göttlichen Sendung und der Offenbarung anlangt, so muß man sich vergegenwärtigen, daß Mohammed thunlichst an alte Überlieferungen anzuknüpfen suchte, die vielleicht bis auf Abraham zurückgriffen. Andererseits war er wieder bemüht, die Bedeutung Gottes, sein absolutes, unvergleichbares Wesen den Landsleuten in möglichst erhabenem Licht darzustellen und sich in einen scharfen Gegensatz zu den bloß phantasierenden Dichtern zu bringen. Vor allem war es wichtig, die Realität seiner Inspiration und Lehre außer allen Zweifel zu stellen, was durchaus nicht, wie die Aufklärung meint, als absichtlicher Betrug zu deuten ist. Wir teilen hierin vollständig die Meinung von Pautz, der sich folgendermaßen äußert:

Wir würden bei der Beurteilung dieses von Mohammed geschilderten Erlebnisses (es handelt sich um eine solche Offenbarung) entschieden zu weit gehen und dem wahren Sachverhalt nicht gerecht werden, wollten wir diese Erzählung für eine absichtliche Erfindung Mohammeds erklären, die ihm nur dazu dienen sollte, dem Ansehen seiner Person als Gottesgesandten bei seinem Volke mehr Geltung zu verschaffen. Wenn wir uns auch nicht dazu entschließen wollen, in der Geschichte von Mohammeds Offenbarung an die Thatsachen von Engelerscheinungen zu glauben, so wird es sich doch andererseits durch nichts widerlegen lassen, daß er wirkliche Hallucinationen gehabt habe, bei denen er vermöge seiner lebhaften und aufgeregten Phantasie Gedanken und Vorgänge, die er in seinem Innern wirklich erlebte, in die Außenwelt übertrug und ihnen hier objektive Realität zuschrieb. Daß er wie die Jungfrau von Orléans von der Wirklichkeit dieser Bilder überzeugt war und die dabei beteiligten Gegenstände auch mit dem biblischen Auge wahrzunehmen glaubte, darin beruhte eben gerade das Wesen dieses eigentümlichen Seelenzustandes. (S. 41.)

Das ist um so glaublicher, als geradezu berichtet wird, daß Mohammed ein sehr sensibles Temperament gehabt, somit liegt von vornherein die psychologische Annahme derartiger Visionen sehr nahe; auch wurde er in der gewöhnlichen Volksmeinung für einen Besessenen gehalten, von göttlichem Wahnsinn, dem Enthusiasmus, wie der Grieche so treffend sagt, beseelt. Aber der Prophet ließ es nicht bei bloßer verstandesmäßiger Belehrung bewenden: Herz und Gemüt der Zuhörer wurden sowohl durch die bekannten eschatologischen Bilder, durch den Hinweis auf die beseligenden Genüsse des den Gläubigen winkenden Paradieses mächtig gefesselt, als auch durch stimmungsvolle lyrische Schilderungen der Natur, die, wie Pautz schreibt, wie ein roter Faden den ganzen Koran durchziehen und den schönsten Naturpsalmen des Alten Testaments würdig an die Seite gestellt werden können:

Der Charakter der Sprache ist der Beschaffenheit des behandelten Gegenstandes genau angepaßt. Hier sanft und lieblich, wenn es gilt, Herzen zu gewinnen, dort wehmütig klagend, wo er über die Sünde und den Unglauben trauert, erhebt sie sich zu furchtbarer Drohung, wenn er einen letzten Versuch macht, unter Hinweis auf die göttlichen Strafgerichte die verstockten Herzen zu erschüttern, wenn er in heiligem Zorn den Frevlern „verflucht“ entgegenschleudert oder ihnen „Wehe“ entgegenruft, wie in der ergreifenden 77. Sure, wo die Rede in dem neunmal wiederholten „wehe den Leugnern“ daherfährt wie rollender Donner. Überall aber, mag er locken oder drohen, loben oder tadeln, trösten oder warnen, ist die Sprache entsprechend dem Wesen seiner Ausführungen als Offenbarungen ernst und feierlich, würdevoll und erhaben. (S. 53.)

Gegenüber den größern Werken über Mohammed kann diese übersichtliche und völlig allgemeinverständlich gehaltene Darstellung, welche mit dem behandelten Problem zugleich den wesentlichsten Kern des Islam überhaupt untersucht, allen wißbegierigen Lesern nur empfohlen werden — über die eigentlich fachwissenschaftliche kritische Bedeutung der Arbeit steht uns kein Urteil zu. Th. Achelis.

Neue Romane und Novellen.

1. Der Fanar und Mayfair. Roman von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. Geb. 7 M. 50 Pf.
2. Die schöne Helena. Roman von Alexander Baron von Roberts. Zwei Bände. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. 14. Jahrgang. Band 17 und 18.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 1 M.
3. Die Flucht. Roman von Ida Boy Ed. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. 5 M.

4. Der Gefangene von Zenda. Romantische Erzählung von Anthony Hope. Aus dem Englischen übersetzt von Clarence Sherwood. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. 3 M.
5. Verloren. Roman von Hans Wachenhusen. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 5 M.
6. Eine Millionenheirat und Anderes. Novellen und Skizzen von Frida Schanz. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. 3 M.
7. Buchenau und Waldstein. Roman von Heinrich von Haugwitz. Breslau, Eduard Trewendt. 1898. 8. 2 M.

Die Grenzlinien zwischen Dichtung und belehrender Unterhaltungslitteratur sind durchaus nicht scharf zu ziehen. In der großen Masse der für das Bedürfnis des Tages berechneten Litteratur begegnen wir einer Menge von Erscheinungen, die Merkmale der einen und der andern Richtung aufweisen und eine Unterordnung unter ein Schema außerordentlich erschweren. Am ehesten wird man sich noch bei auftauchenden Grenzstreitigkeiten über die formale Seite einigen können. Das Gebiet der Dichtung fängt da an, wo aus dem Rohmaterial der Beobachtung mit freier Willkür ein organisch in sich abgeschlossenes Gebilde geschaffen wird, das sein Daseinsrecht durch sich selbst behauptet, d. h. das keinem Zwecke dient, der außerhalb des Bereiches der künstlerischen Gestaltung liegt. Belehrende Unterhaltungslitteratur aber kann und wird sich oft einer künstlerischen Form bedienen, um ihren Endzweck, eben den der Bildung, um so besser zu erreichen, ja sie kann sich sogar den Anschein einer von diesem Endzweck unabhängigen Komposition geben, und zwar in ganz derselben Absicht, den belehrenden Grundcharakter des Werkes zu verschleiern. Umgekehrt aber giebt es eine große Zahl freier Dichtungen, die, gegen den Willen ihrer Verfasser, so sehr im Sinne einer belehrenden Unterhaltung wirken, daß man allen Anlaß hat, diesen didaktischen Reiz weit höher einzuschätzen als den rein dichterischen. Wir rechnen zu solchen Dichtungen vor allem die Reiseromane, die Romane, welche politische und Kulturgeschichte in dichterischer Form ausbeuten; auch ein nicht geringer Teil der sogenannten socialen Romane der Gegenwart fesselt weit mehr durch die Enthüllung von Zuständen, die sonst der Kenntnis weiterer Kreise entzogen sind, als durch die dichterische Behandlung eben dieser Zustände. Das stoffliche Interesse überwiegt das künstlerische, sowohl in Bezug auf die äußerliche Form als in Bezug auf den rein menschlichen Inhalt. Diese wenigen Andeutungen, die hier nicht des nähern ausgeführt werden können, müßten sie schließlich doch zu einer Untersuchung der charakteristischen Merkmale des modernen Romans überhaupt gelangen, sollen den Standpunkt beleuchten, den wir dem neuesten Romane aus der geschäftigen, aber stets mit sorgsamer Hand geführten Feder Rudolf Lindaus: „Der Fanar und Mayfair" (Nr. 1), gegenüber einnehmen. Man kann nicht umhin, die Personen, von denen die knappe und schwache Handlung des Romans in Bewegung gesetzt wird, als herzlich uninteressant zu bezeichnen. Nicht nur mangelt ihnen jede größere geistige Regsamkeit, auch ihre gemütliche Teilnahme an den Dingen, die um sie herum geschehen, und sei es nur in dem nächsten Kreise der Familie, ist eine außerordentlich geringe, ja sie versteckt sich schließlich noch hinter kühle, gemessene gesellschaftliche Formen, die überhaupt in jeder Beziehung eine strenge Herrschaft führen. Die englische Gesellschaft (Mayfair) übertrifft in Bezug auf eine als vornehm geltende Zurückhaltung in der Bezeugung ihrer Interessen sogar noch die in der Hauptsache von alten Traditionen zehrende und dem Untergange entgegenwelkende griechische Gesellschaft, die im Fanar, einem Stadtteile Konstantinopels, eine Art Einsiedlerdasein führt. Von beiden Gesellschaftskreisen hat man, so große Unterschiede der Bildung und der Neigungen sie auch aufweisen, den gleichmäßigen Eindruck einer strengen Abgeschlossenheit gegen alle Personen, die nicht ihres Standes und Vermögens sind. Die Wellen des großen öffentlichen Lebens machen vor ihren gegen die Außenwelt hermetisch verschlossenen Thüren Halt, und wenn von dem einen oder dem andern der englischen Lords behauptet wird, er interessiere sich und wirke gar für Politik, so liegt der Verdacht sehr nahe, daß diese Politik auch nur wieder eine des eigenen Standes und Vermögens sei. Im übrigen beschränkt sich die Teilnahme der Herren auf den Sport in seinen verschiedensten Gestalten, auf eine luxuriöse Lebensführung, auf den Wechsel des Wohnsitzes je nach den Bedürfnissen der Jahreszeit, auf Reisen nach dem Auslande, die aber mehr der Gewohnheit als der Anregung und der Erweiterung des Horizonts wegen unternommen werden. Noch enger begrenzt ist das Leben der griechischen Aristokratie im Fanar; nur der Wechsel des düstern Stadtpalais, in dem im vollen Sinne des Wortes ungezählte Dienerscharen nebst Weib und Kind mit der Herrschaft vereinigt sind, ohne miteinander in mehr als ganz äußerliche Berührung zu kommen, mit dem Landhause in Therapia bringt einen Reiz in die Eintönigkeit dieses Daseins, der noch dazu durch seine regelmäßige Wiederholung an Kraft verliert. Daß in solchen Kreisen lebhaft spannende Ereignisse unmöglich scheinen, liegt auf der Hand. Die Leidenschaften werden durch die gesellschaftlichen Formen wenn auch nicht verbannt, so doch zurückgehalten. Treten sie aber einmal auf, so wirken sie wie ein schleichendes Fieber, dessen Ursachen nur dem, der es an seinem eigenen Körper empfindet, bekannt sind, allen andern aber so völlig verborgen bleiben, daß sie den Ursprung etwaiger tragischer Wirkungen an allen möglichen Punkten suchen, nur nicht an denen, wo sie zu finden sind. Man vereinsamt sich nicht nur in strenger Abgeschiedenheit von allen, die nicht zum Stande gehören, sondern auch innerhalb des Standes macht man sich einsam und richtet zwischen den einzelnen Individuen Schranken auf, die zwar einer Neigung bequemer Unbekümmertheit um das Wohl und Wehe des Nächsten willkommen sein, allen aber, die tiefere seelische Eindrücke bewegen, recht

empfindlich werden können. So ungefähr ist die gesellschaftliche Welt beschaffen, in die uns Rudolf Lindau in seinem neuesten internationalen Roman einführt. Er schildert sie nicht nur mit großer Sachkenntnis, sondern auch mit einem Behagen, dem man die Sympathie für die Zustände und für die stoische Lebensauffassung, die sich in ihnen bekundet, deutlich anmerkt. Man darf mit dem Verfasser darüber streiten; unter keinen Umständen wird man die durch Egoismus und leichte Befriedigung aller Wünsche engherzig und blasiert gewordene Welt als das Muster vornehmer geistiger und sittlicher Bildung begrüßen können. Trotz aller weltmännischen Sicherheit und Eleganz kann sie einen Zug des Decadenten nicht verleugnen. Vermag also das Bild der Gesellschaft, die Lindau schildert, kaum zu erwärmen, so gewährt es doch ein hohes kulturgeschichtliches Interesse, und in dieser Beziehung wirkt es auf uns wie belehrende Unterhaltungslitteratur. Die Kunst des Erzählers aber verrät sich nicht nur in der sichern Beherrschung der beiden Milieus, des englischen und des griechischen, die abwechselnd unser Interesse in Anspruch nehmen, sondern vor allem darin, wie er die wenigen persönlichen Geschehnisse ganz in den Kreis dieser Milieus als etwas von ihnen Untrennbares hineinzubauen weiß. Man darf wohl sagen, daß sowohl die traurige Geschichte der früh verwaisten Maud als die des Lords, der endlich nach langem Harren die stolze Erbin eines altgriechischen Adelsnamens heimführt, von dem Milieu, in dem sie sich abspielen, durchaus abhängig sind. An sich vermöchten sie uns kaum zu fesseln, weil die Charaktere in keiner Weise hervorragen, aber die Welt, in deren Mitte sie uns einführen, lernen wir mit Teilnahme, wenn auch durchaus nicht mit Bewunderung kennen.

Es gewährt einen eigenen Reiz, nach diesem Werke einer ziemlich kühl betrachtenden Natur von ausgesprochen aristokratischer Zurückhaltung einen Roman zu lesen, der frisch und keck in das bewegte, trotz aller Strenge des Regiments fast noch elementar ungebändigte Soldatenleben hineingreift und mit derber Realistik die in ihm sich entwickelnden Konflikte darstellt. Alexander Baron von Roberts' Roman „Die schöne Helena" (Nr. 2) ist kein neues Buch; in der billigen Engelhorn-Ausgabe, in der er jetzt erschienen ist, wird er hoffentlich so volkstümlich werden, wie er es verdient. Der Franzose mag aus dem Buche Belehrung über deutsche Militärzustände zu schöpfen versuchen, aber er wird vieles gründlich mißverstehen. Der Deutsche kennt alle seine Voraussetzungen, und wer je in der bunten Jacke gesteckt hat, wird gestehen: nur von einem alten deutschen Militär konnte eine so treue und so echte Schilderung militärischen Lebens gegeben werden. Baron von Roberts erschöpft sich dabei nicht in Details der Schilderung, wir lernen das militärische Leben in und außer dem Dienste, vor allem das des Unteroffizierstandes mitten aus einer spannenden Handlung heraus kennen. Die Episode des Kammerunteroffiziers Blaumüller macht uns mit der Not und mit den Versuchungen einer auf der knappen Gage aufgebauten Kommißehe vertraut. Der Unteroffizier Blaumüller sucht für das Elend seiner Häuslichkeit Trost in der Schenke, er vergreift sich an dem ihm anvertrauten fiskalischen Eigentum, und die Stimme des Gewissens treibt ihn immer mehr dem Ruin entgegen. Im Augenblick der höchsten Not zündet die Frau des Unteroffiziers den Kammerschuppen an, mit dem auch das verräterische Hauptbuch mit seinen verhängnisvollen Radierungen in Flammen aufgeht. Der schuldige Unteroffizier erschießt sich, und seine noch schuldigere Frau verschwindet spurlos — vermutlich hat sie den Tod in den Wellen des Rheins gesucht. Die Scene ist in Köln, in den mächtigen Festungswerken, die die Stadt umgeben. Der Gegensatz zwischen rheinischem lustigen Blute und altpreußischem strengen Ernst spielt in der Hauptgeschichte, der der schönen Helena, eine bedeutsame Rolle. „Rheinisch Blut und preußisch Blut paßt nicht." Um die schöne Helena entbrennt zwischen den Kürassieren und den Füsilieren eine blutige Schlacht. Auch nachdem die Heldin des Tages dem altpreußischen Sergeanten Hubert in die Enge einer Kasemattenwohnung als Ehefrau gefolgt ist, hört sie nicht auf, in dem Kreise ihrer nähern Umgebung eine Person von Bedeutung zu sein. Man mißgönnt dem „emporgekommenen" Dienstmädchen den strengsten, aber auch solidesten Unteroffizier des Regiments und freut sich, daß ihr die Ehre, auch Frau Feldwebel tituliert zu werden, vorenthalten werden soll, weil man ihre Rolle in dem großen homerischen Streit der Reiter und der Fußläufer nicht vergessen will. Schließlich aber wird sie doch Frau Feldwebel, denn man sieht sich veranlaßt, ihrem Gatten für den auf ihn gelenkten, ungerechtfertigten Verdacht der Brandstiftung eine glänzende Genugthuung zu geben. Gerade diese heißersehnte Beförderung wird Helenen verhängnisvoll. Ehe sie Hubert ihre Hand reichte, liebte sie einen Landsmann, einen schneidigen, aber ziemlich lockern Gesellen, das „Fünkchen". Er denkt nicht daran, seine Nachstellungen gegen die schöne Helena aufzugeben, weil sie die Frau eines andern ist, er pocht und vertraut auf sein älteres Recht und auf das Recht des verwandten Blutes, das schließlich auch Helena zum Treubruch verleitet. Vor weitern Verletzungen ihrer Ehre soll sie nun die neue Würde schützen. Hubert aber, der das „Fünkchen" durchschaut, weckt in Helenen aufs neue die Teilnahme für ihn, indem er den Untergebenen alle Macht seiner neuen Stellung fühlen läßt. Bei einem Biwak kommt es zum Eclat. Die beiden Nebenbuhler geraten in Streit, dem Fünkchen droht eine Festungshaft von zehn Jahren, weil er sich an einem Vorgesetzten im Dienst vergriffen hat. Helena stellt sich auf die Seite des Verbrechers, sie flieht mit ihm, aber das Schicksal ereilt sie nur zu rasch. Als sie schließlich den in Haft befindlichen Sträfling befreien will, fällt sie als Opfer der Patrouille, die den Flüchtigen verfolgt. Baron von Roberts „Schöne

Helena" ist eine der lebensvollsten, wenn nicht die lebensvollste Erzählung überhaupt, die bisher aus dem Leben des deutschen Soldaten geschöpft worden ist.

Eine der ausgereiftern Arbeiten Ida Boy-Eds ist ihr Roman „Die Flucht" (Nr. 3), nicht nur in Bezug auf den ausgefeilten Stil, sondern auch in Bezug auf die breit dahinfließende epische Vortragsweise und auf die Vertiefung der Charaktere und der Konflikte. Die Verfasserin läßt sich zwei sehr ungleichartige Menschen begegnen, eine Frau, die auf der Sonnenhöhe des Lebens steht, trotz der trüben Erfahrung einer frühzeitigen Witwenschaft nach glücklicher Ehe in der Vollkraft reifer Weiblichkeit, von allen kleinlichen Sorgen des Lebens verschont und gewohnt durch sich und ihre Mittel zu herrschen, und einen Mann, der an der Schwelle des Mannesalters von Sorgen um das tägliche Brot verzehrt, jeder Hoffnung bar, sich ein Dasein zu erringen, hart vor dem Selbstmorde steht und jeden Strohhalm ergreift, der ihm vor dem Äußersten Rettung vortäuscht. Beide aber haben phantastische Neigungen, sie sind träumerisch veranlagt und stellen an sich und an das Leben Anforderungen, die nur selten zu erfüllen sind. Felix Dahlland, der Sohn eines vermögenslosen Offiziers, und Conradine de la Fremoire stehen sich anfangs als Untergebener und als Herrin gegenüber. Die reiche Frau hat den armen Mann als Güterverwalter angenommen. Allmählich erwacht zwischen beiden eine starke Neigung, die eine längere Trennung nur steigert und die beide durch einen Briefwechsel noch verstärken, in dem sie ihren Empfindungen allzufreien Lauf lassen. Schließlich finden sie sich als Verlobte zusammen, aber mancherlei Umstände treten zwischen sie und ihr Glück: Conradine muß ihren kostspieligen Neigungen Zwang auferlegen, weil ihr im Falle der Wiederverheiratung ein Teil ihrer bisherigen Einkünfte verloren geht, Felix will wieder von solchen Opfern nichts wissen. Schlimmer aber als solche Äußerlichkeiten wirkt die geistige Ungleichheit der beiden. Felix fühlt sich zu sehr als das Geschöpf von Gnaden seiner Braut, als daß er ihr gegenüber jene natürliche Überlegenheit des Mannes behaupten könnte, nach der sie sich sehnt. Statt Herr zu sein, wird er herrisch. Er selbst leidet unter diesen Verirrungen, die er alsbald als solche erkennt, aber er findet keinen Weg, ihnen für immer zu entrinnen. Selbst nachdem er im Rausche einer leidenschaftlichen Stunde das Recht der Überlegenheit kühn und rücksichtslos ausgenutzt, zieht er es vor, in der Erkenntnis, doch nie der Mann werden zu können, den Conradine braucht, zu fliehen. Ein treuer Diener Conradinens, der seine Herrin mit Eifersucht überwacht, giebt dem in hoffnungsloser Leidenschaft schon siech gewordenen Manne den Rest, und er stirbt in den Armen der Braut, die zu ihm geeilt ist. Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesem überreizten und im letzten Grunde lebensunfähigen Paare bildet ein entfernter Verwandter Conradinens und eine Tochter ihres Bruders, die in starker, durch keine äußerlichen Bedenken zu beirrender Leidenschaft einander angehören und mit aller Kraft des Lebensmutes einem Glücke entgegengehen, das von ihnen Opfer an Geduld, Entsagung und Arbeit erfordert.

Mit keckem Humor setzt die von Clarence Sheerwood aus dem Englischen übertragene romantische Erzählung „Der Gefangene von Zenda" (Nr. 4) von Anthony Hope ein, um später grob abenteuerlich im Stile eines raffiniert erklügelten Kolportageromans zu enden. Der Einfall, für einen Prinzen, der sich am Tage vor seiner Krönung so betrinkt, daß er unfähig ist, das Objekt der Ceremonie zu bilden, einen entfernten Verwandten einzuschmuggeln, der ihm täuschend ähnlich ist, ist schließlich nicht lustig genug, um eine stattliche Reihe von Kapiteln auszufüllen. Wie viel oder wie wenig dazu gehört, während eines Tages den König zu spielen, das schildern die ersten Kapitel sehr ergötzlich. Da aber der echte König von seinem Rivalen um die Krone entführt und verborgen gehalten wird, muß der Spaß eine lange Zeit hindurch fortgesetzt werden, bis es dem König wider Willen gelingt, alle Intriguen zu zerreißen und sich seine unkönigliche Freiheit wiederzugewinnen. Wem es Spaß macht, die Geschicklichkeit und Routine, mit denen ein läppischer Humbug durchgeführt wird, zu verfolgen, der wird mit Anthony Hopes Buch immerhin einige amüsante Stündchen verleben.

Ein Abenteurerroman ist auch Hans Wachenhusens Roman „Verloren" (Nr. 5). Er beginnt in Ägypten und endet in Berlin. Die Tochter eines reichen Baumwollkönigs ist dessen Geschäftscompagnon, einem trotz seiner 25 Jahre arg verlebten Manne, schon als kleines Mädchen kontraktlich verkuppelt worden, um das Geschäftsvermögen hübsch zusammenzuhalten. Dieses veraltete Motiv verarbeitet der Verfasser mit allen Mitteln traditioneller Romansensation. Das Ganze macht einen quälenden, fatalen Eindruck, zumal der Konflikt nicht gelöst, sondern einfach durch den Selbstmord des aufgezwungenen Bräutigams aus der Welt geschafft wird.

Nicht viel wohler als bei Wachenhusens Roman wird es einem bei der Lektüre der Novellen und Skizzen „Eine Millionenheirat und Anderes" von Frida Schanz (Nr. 6). Macht Wachenhusen in Sensation, so macht Frida Schanz in sanfter Rührung. Unter ihrer zarten, weichen Hand verlieren die Dinge alle Ecken, und sollten hier und da doch noch einige Unebenheiten auftauchen, so streichelt sie sie sanft hinweg. Liest man nur eine dieser Skizzen — den Namen Novelle verdient keine von ihnen —, so mag man sich an der Nettigkeit und Sauberkeit mancher Bilder erfreuen; schon die zweite aber erweckt Widerwillen bei jedem, der nicht nur von Süßigkeiten sich zu nähren gewohnt ist. Alles in rosafarbenem Lichte sehen ist Farbenblindheit, und alles in sanfte Gefühle auflösen ist Sentimentalität.

Einen unwiderstehlichen Drang, alles zu versöhnen, auch das, was nicht zu versöhnen ist, hat auch Heinrich von Haugwitz. Sein uns vorliegender Roman „Buchenau

und Waldstein“ (Nr. 7), der einen Streit zwischen zwei benachbarten Landadligen und sein fröhliches Ende bei Verlobung und Kindtaufe schildert, kennzeichnet sich so sehr als die Arbeit eines Dilettanten, wenn auch eines wohlmeinenden, daß man mit kritischen Ansprüchen ihm zu viel thun würde, im Guten wie im Bösen. Müssen denn aber alle Dilettantenarbeiten gedruckt werden?

Leonh. Lier.

Feuilleton.

Der Gedanke, durch den Vortrag historischer oder vaterländischer Lieder den Geschichtsunterricht zu beleben und zu vertiefen, ist zwar nicht neu; aber da er offenbar noch längst nicht die verdiente allgemeine Verbreitung und Anwendung gefunden hat, wird eine neue Sammlung solcher Gedichte für die preußisch-deutsche Geschichte um so willkommener sein, je mehr man gerade in unsern Tagen wieder die erzieherische Aufgabe dieses Teiles der Jugendbildung betont. Eine solche Sammlung „für Schulen, Präparandenanstalten und Seminare“ liegt vor in dem Buche von A. Wolter: „Vaterländische Helden und Ehrentage im Spiegel deutscher Dichtung“ (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1898). Die Woltersche Sammlung ist im ganzen geschickt und recht brauchbar; sie hat vor manchen ähnlichen den Vorzug, daß die Gedichte unter allgemeinen Überschriften, wie „Brandenburg-Preußens Werden und Wachsen“, „Gründung des preußischen Staates und die Kämpfe um die Selbständigkeit desselben“, „Untergang des alten Kaiserreichs und die deutschen Befreiungskriege 1813—15“, zu Gruppen zusammengefaßt sind. Schade, daß der Herausgeber nicht noch weiter gegangen ist und auch die einzelnen Gedichte, soweit das möglich ist, ihrer Entstehungszeit nach genauer bestimmt hat; es ist doch offenbar weder für das Verständnis eines Liedes noch für seine geschichtliche Bedeutung gleichgültig, ob es in den vierziger oder in den achtziger Jahren gedichtet ist. Hätte Wolter mehr auf die Entstehungszeit der Gedichte geachtet, dann wäre es ihm schwerlich begegnet, daß er E. M. Arndts Kampfruf aus dem Jahre 1841 „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran“ zwischen Theodor Körners Aufruf („Frisch auf mein Volk“) und Lied zur Einsegnung des preußischen Freikorps („Wir treten hier im Gotteshaus“) stellte und es mitsamt dem Beckerschen Rheinliede aus dem Jahre 1840 („Sie sollen ihn nicht haben“) unter die Gedichte aus den Befreiungskriegen 1813—15 einreihte; auch das Preußenlied von B. Thiersch: „Ich bin ein Preuße! Kennt ihr meine Farben?“, stammt nicht aus dieser Zeit, sondern aus dem Jahre 1830. Aber mit dieser Nichtbeachtung der Entstehungszeit hängt auch ein anderer Mangel des Buches zusammen, der sich besonders in den drei ersten Abteilungen fühlbar macht. Man wird es billigerweise dem Herausgeber nicht zum Vorwurfe machen, wenn man das eine oder andere Lied vermißt, weil die Flut patriotischer Dichtung nachgerade so angeschwollen ist, daß man sie kaum noch übersehen kann; selbst wer in dieser Dichtung bewandert ist, wird ja kaum eine neue Sammlung zur Hand nehmen können, ohne immer wieder Neues zu entdecken. Auch daß manches Minderwertige aufgenommen worden ist, wie z. B. Nr. 1, 7, 9, fällt nicht so schwer ins Gewicht. Wohl aber erscheint eine Bevorzugung moderner Gedichte vor denen der Zeitgenossen der besungenen Ereignisse befremdlich. Mögen die Gedichte unserer Zeit auch, weil sie von vornherein auf die musikalische Begleitung durch die Melodie verzichten, glatter gereimt und deklamatorisch vielleicht dankbarer sein, im allgemeinen kann ein moderner Dichter, der einen geschichtlichen Stoff etwa aus der Zeit des Alten Fritz poetisch behandelt, unmöglich die gleiche unmittelbare Gefühlswärme haben wie des großen Königs Zeitgenossen, die seine Thaten mit erlebten. Will man daher durch diese Lieder wirklich Begeisterung wecken, so darf man sich nicht an G. Hesekiel oder H. Kletke wenden, sondern muß auf die gleichzeitige Volksdichtung zurückgehen, die aus der unmittelbaren von den Ereignissen hervorgerufenen Begeisterung geboren ist. Solcher Lieder hätten dem Herausgeber die Sammelwerke von Ditfurth, Erk und Böhme und anderer wohl manches Brauchbare geliefert. Zu dem bekannten Liede Hoffmanns von Fallersleben: „Wenn der Kaiser doch erstünde! Ach, er schläft zu lange Zeit; Unsre Knechtschaft hat kein Ende Und kein Ende unser Leid“, giebt Wolter als Entstehungsjahr 1812 an, eine Angabe, die, so oft sie auch wiederholt worden ist, doch wohl auf einem Irrtum beruht. Allerdings setzt das Gedicht die politischen Zustände ungefähr dieses Jahres voraus; aber ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß ein Knabe von vierzehn Jahren — so alt war Hoffmann 1812 — ein so abgerundetes und politisch-reifes Lied gedichtet haben könnte. Aus Hoffmanns Selbstbiographie läßt sich das Datum nicht erweisen; und doch würde Hoffmann, wenn er in der dichterischen Bearbeitung der nachmals so volkstümlich gewordenen Sage von dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser die Priorität vor Rückert hätte, diesen Ruhm gewiß für sich in Anspruch genommen haben.

— Wenn die Zahl der Deutschen, die alljährlich Paris besuchen, Legion ist, so sind solche, die im Zeitalter der Eisenbahnen die Reise dorthin zu Fuß unternehmen, zu zählen. Adolf Hagen (Pseudonym für Dr. A. Harpf) gehört zu dieser Minderheit und besitzt demnach, wie begreiflich, eine weit intimere Kenntnis von Land und Leuten, als wie sie dem Durchschnittsreisenden zu Gebote steht. Seine Schrift „Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich“ (Dr. A. Harpfs Leobener Buchdruckerei) ist mit großer Frische, scharfer Beobachtung und gutem Humor geschrieben. Auch solche Leser, die Frankreich kennen, werden das Büchlein nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Bibliographie.

Barth, Hans, Türke, wehre Dich! Leipzig, Renger. 8. 3 M.

Berg, Moritz von (M. von Kaisenberg), Roß und Reiter. Kavalleristische Erzählungen. Illustriert von H. Lüders. I. Der tolle Graf. Roman für Herrenreiter. II. Stummel-August, oder die Geschichte eines Pferdes. Mit 17 Illustrationen. Berlin, K. Siegismund. Gr. 8. Geb. 5 M.

Berling, K., Kunstgewerbliche Stilproben; ein Leitfaden zur Unterscheidung der Kunststile mit Erläuterungen. Mit 240 Abbildungen auf 30 Tafeln. Auf Veranlassung des königl. sächs. Ministeriums des Innern herausgegeben von der Direktion der königl. Kunstgewerbeschule zu Dresden. Leipzig, K. W. Hiersemann. Lex.-8. 2 M.

Brandes, Georg, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen und 1 Abbildung. Leipzig, H. Barsdorf. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Egidy, Emmy von, Marie-Elisa. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag. 8. Geb. 4 M.

Goette, R., Deutscher Volksgeist. Vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Altenburg, St. Geibel. 8. 1 M. 20 Pf.

Gottschall, Rudolf von, Das Mädchen vom Prohner Wieck. Erzählung. (Unterwegs und Daheim.) Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. Schmal 8. Geb. 1 M.

Nef, Willi, Die Ästhetik als Wissenschaft der anschaulichen Erkenntnis. Ein Vorschlag über den Gegenstand, die Methoden und Ziele einer exakt-wissenschaftlichen Ästhetik. Leipzig, H. Haacke. Gr. 8. 1 M.

Scheidemantel, Herm., Die Grundprobleme der Ethik Spinozas. (Der Begriff der actio im Gegensatze der passio in Spinozas Ethik.) Leipzig, H. Haacke. Gr. 8. 80 Pf.

Völderndorff, Otto Freiherr von, Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Neue Folge. Mit alphabetischem Namenregister. München, C. H. Beck. 8. Geb. 6 M. 50 Pf.

White, Percy, Korruption. Roman in zwei Bänden. Aus dem Englischen von Marie Walter. Erster Band. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. 14. Jahrgang. Band 21.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. Geb. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 41.

Leipzig, 13. Oktober 1898.

Vom modernen Drama.

I.

Ein Zufall hat binnen wenigen Wochen gleich drei Werke an die Öffentlichkeit gebracht, die sich mit dem modernen Drama beschäftigen. Die Geschichte des bürgerlichen Dramas im 18. und 19. Jahrhundert behandelt Arthur Eloesser*); „Das Werden des neuen Dramas“, d. h. des modernen Dramas der letzten drei Jahrzehnte, Edgar Steiger**); die Geschichte des neuern Dramas in Österreich Hans Sittenberger***).

Der Zufall, der solche Produktivität zeitigt, ist mit Dank zu begrüßen. Von wie verschiedenen Gesichtspunkten auch die einzelnen Schriftsteller ausgehen, zur Beurteilung des modernen Dramas tragen sie alle drei eine stattliche Reihe von bedeutsamen Momenten herbei, deren volle Ausnutzung allerdings nur einer sorgsam prüfenden Kritik gelingen wird. Verfährt Eloesser historisch-kritisch, so zeigt sich Steiger als Parteimann, nicht ohne lebhafte kritische Neigungen, zumal den Ältern gegenüber, im allgemeinen aber doch von seinem Gegenstande ziemlich beherrscht, statt über ihn zu herrschen, während Sittenberger ästhetisch-kritische Einzelstudien liefert und nur im Vorübergehen allgemeine Fragen streift.

Es wird kaum gelingen, zwischen dem bürgerlichen Drama des 18. und 19. Jahrhunderts und zwischen dem Drama Ibsens und Hauptmanns einen Zusammenhang von Vorbild zu Nachbildung herzustellen. In der Geschichte des modernen naturalistischen Dramas, um es in einen freilich nicht ganz zutreffenden Gesamtausdruck zusammenzufassen, ist wohl nichts auffälliger, nichts bedeutsamer und wohl auch nichts folgenschwerer als das gewaltsame Abbrechen jeder vaterländischen Tradition. Statt an die bedeutenden Vorgänger in der realistischen Kunst, denen das Ausland auch nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hat, an die Kleist, Hebbel und Ludwig anzuknüpfen, gingen unsere Jungdeutschen bei dem Auslande in die Schule, lernten sie an dem einseitigen, in der Polemik arg verblendeten Theoretiker Zola ästhetische Principien, die in die That umzusetzen, zumal in Bezug auf das Drama, ihm niemals gelungen ist, lernten sie bei Ibsen eine neue Technik und mit ihr allerhand wunderliche Unarten, vor allem aber auch stimmten sie in seine durchaus nicht schlechtweg auch auf deutsche Verhältnisse anzuwendende Kritik der Gesellschaft ein. Wenn die Schöpfer des ersten bürgerlichen Schauspiels in Deutschland bei dem Auslande in die Schule gingen, wenn Lessing in seiner „Miß Sara Sampson“ nach englischem Vorbilde arbeitete und mit oder nach ihm Brawe, Weiße und Schröder, so ist dies nur zu begreiflich, denn es gab keine deutsche Tradition, an die sie hätten anknüpfen können. Anders die Jungdeutschen der Gegenwart. Sie mußten die Augen geradezu krampfhaft verschließen, um nicht zu sehen, was vor ihnen da war. Im übrigen giebt es der Parallelen zwischen den Schöpfern des bürgerlichen Dramas in Deutschland und zwischen denen des modernen Dramas genug. Stellten sich jene in den Dienst der bürgerlichen Aufklärung, der moralischen wie der politischen, so stehen diese im Dienste des socialen Gedankens. Fragen der bürgerlichen Moral, der Pflicht

---

*) Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Von Arthur Eloesser. Berlin, Wilh. Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1898. 8. 3 M.

**) Das Werden des neuen Dramas. Von Edgar Steiger. Erster Teil: Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. Zweiter Teil: Von Hauptmann bis Maeterlingk. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 10 M.

***) Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. Von Hans Sittenberger. Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Österreich. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1898. 8. 7 M.

des Individuums gegen das Individuum, gegen die Gesellschaft, die Wirkungen der wirtschaftlichen, der socialen, der politischen Lage auf die einzelnen und auf ganze Klassen und Stände stehen hüben wie drüben im Vordergrunde des Interesses. Beide Lager begegnen sich in dem Bemühen, anregend und belehrend in das Leben des Tages unmittelbar hineinzugreifen, dem Zuschauer einen Gewinn in die Hand zu geben, den er alsbald mit sich forttragen und praktisch verwerten kann. Beiden eignet in des Wortes wahrer Bedeutung eine social-reformerische Tendenz. Beiden ist endlich der Glaube gemeinsam, ein neues Stück von Wirklichkeit auf die Bühne gebracht zu haben. Es gäbe der Vergleichspunkte gewiß noch mehr, immerhin ist in ihrer Verwertung Vorsicht geboten, haben wir doch in dem bürgerlichen Drama des 18. und 19. Jahrhunderts eine abgeschlossene Entwicklung, in dem Drama der Gegenwart jedoch nur einige kurze Perioden vor uns, die auf die fernere Entwicklung nur unsichere Schlüsse gestatten. Diese Schlüsse müssen um so unsicherer sein, als die moderne Entwicklung so manche Merkmale des Gemachten, Künstlichen, der Treibhauskultur an sich trägt, während die des ältern bürgerlichen Dramas alle Zeichen eines in sich notwendigen, aus dem Charakter der Zeit Entspringenden an sich trägt.

Arthur Eloesser weist in seiner Monographie mit Recht auf das in der Völkergeschichte so merkwürdige Schauspiel hin, daß in Deutschland das Einheitsgefühl zunächst durch die stille Arbeit der Künste und Wissenschaften erworben wurde, daß eine neue Bildung zur ersten nationalen Errungenschaft wurde, als noch Hunderte von Landesgrenzen das Reich zerrissen, als die kleinlichste Steuer- und Zollpolitik nicht nur den freien Warenaustausch, sondern auch den freien persönlichen Verkehr noch in Fesseln schlug. Ein nicht geringer Anteil an dem Erringen dieser geistigen nationalen Einheit kommt dem bürgerlichen Schauspiel zu, in dem der Bürger zum erstenmal respektvoll dargestellt ward, in dem man den Streit zwischen Tugend und Laster in einem eng vertrauten Kreise sah, in dem die Verpflichtungen des abhängigen Menschen gegen die Gesellschaft mit deutlicher Nutzanwendung für das Leben aufgezeigt wurden, in dem ein treues und lebendiges Bild deutscher Sitten gegeben ward. Das Verdienst der deutschen Bühne, die bürgerliche Sphäre erobert zu haben, ist im wesentlichen das Lessings, und es ist eine der Hauptaufgaben Eloessers, zu zeigen, wie unter Lessings Führung die aus dem Auslande verpflanzte, zwischen englischen, französischen und auch antiken Mustern schwankende Gattung des bürgerlichen Dramas in deutscher Erde Wurzeln geschlagen hat. „Die bürgerliche Gattung, zuerst ein von dem Geiste der Aufklärung getragenes dürres moralisches Exempel, senkt sich aus der Abstraktion in das lebendige Leben herab; zuerst farblos und blutlos, nährt es sich allmählich von der bunten Fülle der Wirklichkeit, sodaß es zu einem der aufschlußreichsten Dokumente von Deutschlands materieller und ideeller Kultur im 18. Jahrhundert wird. Seiner Gesinnung nach steht es im Dienste der Emancipation des Bürgertums, in seinen Wandlungen, von Lessing bis Kotzebue, spiegelt sich die Geschichte der Aufklärung von ihrem Aufgang bis zu ihrem Niedergang." In diesen Sätzen ist das Leitmotiv der Untersuchung Eloessers dargestellt und zugleich angedeutet, daß er das Schwergewicht auf die Entwicklung des geistigen Inhalts der bürgerlichen Dramatik legt, während die Betrachtung der ästhetischen Formen, in denen dieser Inhalt Gestalt und Leben gewinnt, nur wenig ausgeführt wird. Es ist zu bedauern, daß sich der Verfasser diese Beschränkung auferlegt hat, weil infolgedessen die künstlerische Entwicklungsgeschichte des bürgerlichen Dramas noch zu schreiben bleibt.

Das ehrwürdige Vorbild aller bürgerlichen Dramen ist George Lillos bürgerliches Trauerspiel „George Barnwell or the Merchant of London", in dem sich in England, der Wiege der politischen Emancipation des dritten Standes, der arbeitende, Werte schaffende Bürger mit dem vollen Bewußtsein der ihm zukommenden Stellung als neuer Beherrscher der Welt anmeldet. Dieses, bereits 1757, zweieinhalb Jahrzehnt nach seiner ersten Aufführung in London ins Deutsche übertragene Stück ward neben Richardsons Roman „Clarissa" das Vorbild für Lessings „Sara Sampson", das erste deutsche Drama, das in seiner Gesinnung durchaus deutsch und bürgerlich ist, obwohl sein Schauplatz vorsichtigerweise noch nach England verlegt ist. In dieser Thatsache oder in der andern des italienischen Milieus in der „Emilia", des norddeutschen in der „Minna" werden drei Entwicklungsstufen des bürgerlichen Dramas in Deutschland deutlich erkennbar. Die bürgerliche Moral verkörpert sich in „Sara Sampson" in der Gestalt des Vaters, dem Repräsentanten der erzieherischen Einflüsse, der Autorität, der Familie; die Moral selbst ist mild und versöhnlich, weniger darauf bedacht zu strafen als darauf zu bessern und in der Schuld die schärfste Strafe zu erblicken. Ganz als dramatisierte moralische Doktrinen wirken Brawes „Freigeist" und Christ. Felix Weißes „Amalia". Die eigentliche lebensvolle Umbildung des englischen Musters in echt deutsche Gewandung ist das Verdienst Friedrich Ludwig Schröders, der ohne jede politische Allüren das bürgerliche Kleinleben in seiner Mannigfaltigkeit mit einem fröhlichen, stets auf Gottes Hilfe in der höchsten Not vertrauenden Optimismus auf die Bühne brachte. In seinen exotischen Dramen, in denen die Wilden als Muster der Tugend, ganz im Sinne Rousseaus, erscheinen, ward er für viele Nachahmer vorbildlich; er entdeckte gewissermaßen die später so beliebte Figur des Menschenfeindes, in seinem „Vetter aus Lissabon" schuf er das vorbildliche Muster des deutschen Familiengemäldes, in dem schon die Zeitgenossen die „Wahrheit der dargestellten Welt" bewunderten. Die Kunst war zu dem Bürger hinabgestiegen, der in ihr das treue Spiegelbild

seiner täglichen Sorgen, Freuden und Wünsche fand, sie stand völlig im Dienste der moralischen Besserung. Nicht weniger als das englische Vorbild hat das französische auf das deutsche bürgerliche Drama eingewirkt, obwohl in Frankreich selbst das bürgerliche Drama nur schwer sich zu behaupten vermochte. An energischen Verfechtern, zumal in der Theorie, fehlt es jedoch in Frankreich nicht; Diderot und Mercier setzten sich mit aller Kraft für sie ein. Diderots Theorien geben zu der Zolas und der jüngern deutschen Dramatiker eine Fülle von Parallelen. Ein Stück soll so dargestellt werden, als sei gar kein Publikum da es zu sehen, es soll nicht als Kunstwerk, sondern als Reproduktion des Lebens unmittelbar wirken. Der Dichter braucht sich nicht zu scheuen, alles auf die Scene zu bringen, was auch in der Welt geschieht. Die Konsequenzen seiner Theorie, die Diderot, noch ganz befangen in der moralisierenden Tendenz, zu ziehen nicht gewagt hat, von den Naturalisten sind sie gezogen worden. In ausgesprochenen socialen Absichten aber begegnet sich vor allem Mercier mit den Jungdeutschen, wie er den Stürmern und Drängern geradezu ein Vorbild ward. Als Verkünder einer höhern socialen Gerechtigkeit sollte der Dichter aus den Salons auf die Straße hinabsteigen, den Markt des Lebens, die Stätten der Armen, die Stätten der Arbeit aufsuchen. Eloesser macht natürlich auf die mannigfachen Momente, die ein Vergleich der Theorien Merciers zu denen der Modernen gewährt, aufmerksam; er zeigt, wie er durch genaue Sittenschilderungen, realistische Details die bürgerlichen Dramen gewissermaßen zu kulturhistorischen Quellenschriften für kommende Zeiten machen wollte, wie er für die Beobachtungen der Wirklichkeit ganz im Sinne der Goncourts und Zolas die Forderung aufstellte: „A chacun son habit, sur le théâtre comme dans le monde.“ „Der Urgrund der Produktion sollte nicht die innere Welt des Genius sein, sondern das Notizbuch, dem die documents humains gewissenhaft anvertraut sind. Überall sollte der Dichter sein, wo ein Eindruck zu erwarten war, auf dem Schlachtfelde, bei einer Hinrichtung, als der menschlich Unbeteiligte, der mit wissenschaftlicher Objektivität sein Material sammelt. Il n'a rien à craindre, rien à espérer, il est étranger à ce qui l'environne, il va quitter la salle, où retentit la voix plaintive du malheureux.“ In diesen Sätzen sind in der That, wie Eloesser bemerkt, die Keime zu Zolas Theorien des roman expérimental enthalten, vielleicht mit dem Unterschiede, daß Mercier noch weiter geht als Zola, und die Teilnahme eines Temperaments an dem Beobachteten beseitigen möchte. In seinen Werken aber, von denen uns „L'indigent“ besonders merkwürdig ist, weil er schon die Teilung in Vorder- und Hinterhaus bringt, weil er unter anderm auch einen ganz in der Sprache des modernen Proletariers redenden Weber bei der Arbeit zeigt, ist Mercier freilich über eine trockene Moralisterei nicht hinausgekommen. Der einzige Franzose, der ein lebensvolles bürgerliches Drama schuf, dem es gelang, in die Tragik des bürgerlichen Lebens hinabzutauchen, war Michel Jean Sedain in seinem „Philosophe sans le savoir“, dessen überlegenen Wert Diderot neidlos anerkannt hat.

Was Frankreich, der eigentlichen Heimat der naturalistischen Theorie, im 18. wie im 19. Jahrhundert versagt blieb, das gelang unter Lessings Führung in Deutschland. „Minna von Barnhelm“ wird man zwar kaum mit Eloesser so recht als Muster der bürgerlichen Gattung ansprechen wollen, wohl aber „Emilia Galotti“, das große Vorbild des bedeutendsten deutschen bürgerlichen Dramas „Kabale und Liebe“. In beiden protestiert der Unabhängigkeitssinn des Bürgers gegen Absolutismus und Willkür der Fürsten. Es würde zu weit führen, der fernern Entwicklung des bürgerlichen Dramas in Deutschland zu folgen, wie es Eloesser in höchst anziehender Weise, zumeist mit treffendem Urteile thut, indem er die hauptsächlichsten Stadien der Entwicklung: Sturm- und Drangperiode, der junge Schiller, Iffland und Kotzebue, Prinzessin Amalia von Sachsen, Ch. Birch-Pfeiffer, Benedix, Bauernfeld, das Junge Deutschland, Hebbel („Maria Magdalena“) eingehend behandelt. In „Maria Magdalena“ erblickt Eloesser gewissermaßen den Abschluß der ganzen Entwicklungsreihe, weil sich mit ihm das bürgerliche Drama, einst ein Organ des Emancipationskampfes, gegen das Bürgertum selbst kehrt. Hebbels Drama ist ein Vorläufer der Protest- oder Anklagelitteratur, in der sich das Individuum gegen die Gesellschaft auflehnt, während das alte bürgerliche Drama die Gesellschaft gewissermaßen als ein Idealwesen behandelt, dem das Individuum angepaßt werden muß. Das alte Drama behandelt die Gesellschaft als ein Produkt aus Individuen, das neue das Individuum als das Produkt der Gesellschaft.

Leonh. Lier.

Neuere Schriften über Reisen und Länder.

1. In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—96. Von Fridtjof Nansen. Dritter (Supplement-)Band. Mit 86 Abbildungen und 4 Chromotafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1898. Gr. 8. Gebunden in Leinwand 10 M. Auch in 18 Lieferungen zu je 50 Pf.

In derselben schönen Ausstattung, durch die Nansens eigenes zweibändiges Werk sich auszeichnet, erhalten wir hier zu dessen Ergänzung einen stattlichen dritten Band. Er bringt uns zwar keine weitern wissenschaftlichen Beiträge, auch nichts wesentlich Neues über die Begebnisse auf der Framfahrt, die ja Nansen schon selbst in voller Ausführlichkeit geschildert hatte; aber es übt gleichwohl einen neuen Reiz auf den Leser aus, im vorliegenden Bande zwei von den zwölf Genossen Nansens auf seiner berühmten

Polarfahrt über dieselben Erlebnisse und Eindrücke von ihrem Standpunkt aus reden zu hören.

Über ein Drittel des Bandes füllt die Erzählung Bernhard Nordahls aus unter dem Titel „Wir Framleute". Nordahl war als Maschinentechniker an Bord der Fram, hatte vor allem die elektrische Beleuchtung des Schiffes einzurichten und diese mittels einer auf Deck angebrachten Vorrichtung von Windflügeln, gleich denen bei einer Windmühle, in Gang zu erhalten. Dabei fand er indessen Zeit zu mannigfachen Beobachtungen und zu fleißigen Niederschriften, die jedermann anziehen werden. Wie hübsch malt er uns das geschäftige Treiben der Mannschaft, die immer zu thun hatte, auch wenn die argen Eispressungen das Schiff nicht zeitweise wie in Belagerungszustand erklärten. Da sitzt der wackere Schiffskapitän Sverdrup, der in solcher Friedenszeit scheinbar ganz überflüssig war, da ja das treibende Eis Kapitän wie Steuermann ersetzte, an der surrenden Nähmaschine und näht Segel, oder er hantiert als emsiger Flickschneider mit Nadel und Faden, wenn er nicht gar mit Anfertigen von Holzschuhen sich beschäftigt, die bald als Warm- und Trockenhalter bei den Framleuten recht beliebt wurden, nur leider in der furchtbaren Kälte zu leicht barsten. Gleichzeitig waschen Nansen und Bentsen den vom Lotapparat aus der Tiefe emporgeförderten Meeresschlamm aus, um die ihm anklebenden Organismen sorgfältig zu sammeln. Dr. Blessing, der Arzt der Expedition, hat gar nichts zu kurieren, weil in der bacillenfreien Polarluft niemand krank werden will, auch nicht einmal der gefährliche Skorbut sich einstellt infolge der vorzüglichen Verpflegung; er mißt nur den Framleuten regelmäßig den Puls und nimmt Blutproben von ihnen, die stets nur von neuem den besten Gesundheitsstand bewähren.

Eine hübsche Naturbeobachtung begegnet auch dann und wann. So entdeckt man einmal im Juli mitten in der blendenden weißen Öde des Polarsommers auf den Teichen, die sich unter der nicht mehr untergehenden Sonne auf dem Eis bilden, etwas Grünes — sollte es ein Hauch von pflanzlichem Leben sein? Richtig! Das Mikroskop zeigt, daß es Algen sind, die mit Sand- und leichten Kiesmassen von stürmisch bewegter Luft vor wer weiß wie langer Zeit vom Festlande her auf dieses Eis kamen, als es der Küste näher dahintrieb, und die nun in so weiter Ferne von allem Lande durch Sonnenwärme zu neuem Leben erwachen.

Ausgedehnter sind die Mitteilungen, die Lieutenant Hjalmar Johansen darbietet, überschrieben „Nansen und ich auf 86° 14'". Es ist der einzige Begleiter, den sich Nansen erkor, als er die Fram mit kajakbepackten Schlitten verließ, um den kühnen Vorstoß gegen den Nordpol hin zu unternehmen, der dann bis zu jener vordem noch nie erreichten Breite ausgeführt wurde.

Auch in diesem Teil des Bandes veranschaulichen hübsche Illustrationen die eisige Natur der Polarwelt und Scenerien aus dem Erlebten, unter anderm die gefährliche Attacke des Eisbären, die Johansen um ein Haar das Leben gekostet hätte, und die er hier drastisch schildert. Die beiden Gefährten wollten eben ihre beiderseitigen Schlitten mittels Schneeschuhen und Stöcken, die quer über die Kajaks gelegt werden sollten, behufs Überschreitung einer offenen Rinne miteinander verbinden. Da passierte bei dichtem Nebel folgendes Abenteuer:

> Nansen hatte seinen Schlitten gerade an den Rand des Wassers gefahren und hielt ihn fest, weil das Eis leicht nach dem Wasser zu abfiel. Mein Kajak war noch ein wenig zurück, und ich ging voll Eifer hin es zu holen. Ich beugte mich nieder, um das Zugseil zu ergreifen, und erblickte dicht hinter dem Kajak ein Tier, das sich zum Sprunge zusammenkauerte. „Aha Suggen!" dachte ich erst, merkte aber in demselben Augenblick, daß es nicht „Suggen" (einer der Zughunde) war. Noch ehe ich mich aus meiner gebückten Stellung aufrichten konnte, war der Bär über mich hergefallen, stand auf zwei Beinen und drängte mich nach hintenüber, wo ein schwach geneigter Abhang nach einem kleinen Süßwasserteiche hinunterführte. Mit seiner gewaltigen Vordertatze gab er mir eine solche Ohrfeige auf die rechte Backe, daß mir der Kopf brummte. Zum Glück verlor ich davon nicht die Besinnung; ich fiel nur auf den Rücken und lag nun zwischen den Beinen des Bären. „Schnell die Büchse!" rief ich Nansen hinter mir zu; ich sah den Kolben meines geladenen Gewehrs auf dem Kajak neben mir, und es juckte mir in den Fingern, danach zu greifen. Ich sah den Bären seinen Rachen dicht über meinem Haupte öffnen und sah die fürchterlichen Zähne glänzen; ich hatte ihn beim Fallen an der Gurgel gepackt und hielt sie nun mit der Kraft der Verzweiflung fest. Der Bär wurde darüber ein wenig stutzig: dies war ja kein Seehund, sondern ein fremdes Tier, das er nicht kannte, und dieser Verwunderungspause verdanke ich gewiß mein Leben.

Der Eisbär nämlich versetzte erst noch zwei Zughunden Tatzenhiebe, daß sie heulend über das Eis flogen, und inzwischen hatte Nansen gerade noch zur rechten Zeit seine Büchse erfaßt und schoß mit einer Schrotpatrone den Bären nieder. Johansen trug nur ein sehr unschädliches Merkzeichen des Kampfes mit dem Ungetüm auf seinem Antlitz von dannen: einen weißen Streifen an der Wange in dem sonst von Ruß und Fett ganz mohrenschwarzen Gesicht.

2. Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Von Franz Hümmerich. Mit 1 Photogravüre und 3 wissenschaftlichen Beilagen. München, C. H. Beck. 1898. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Für die Entschleierung der Erdoberfläche hat der große portugiesische Seefahrer da Gama praktisch doch noch Wertvolleres geleistet als die norwegische Expedition unter Fridtjof Nansen. Er hat durch seine Befahrung des Indischen Oceans von Südafrikas Küste quer durch nach Vorderindien den seit dem Altertum auf den Geistern bei uns lastenden Alp zerstört, daß Afrika im Süden einen ungeheuren Vorsprung nach Osten entsende bis nach einem ähnlich von Ostasien vorspringenden Zinken, mit dem es verschmolzen sei, sodaß das Indische Meer gar kein Glied des Oceans sei, sondern ein großer Binnensee. Wäre dem so gewesen, so gab es von Europa aus, wie Toscanelli vermutete, nur einen Westweg, der in vermeintlich mäßiger Frist nach Asiens „indischen" Schätzen führte; bei dessen

Verfolgung stieß ja Columbus auf Amerika und meinte daher bis zu seinem Tode, er habe nicht einen neuen Erdteil, sondern einen Seeweg nach Indien gefunden.

Vor wenigen Monaten begingen wir das vierhundertjährige Erinnerungsfest der wirklichen Erschließung Indiens für die Europäer auf dem Seewege durch Vasco da Gama. Das vorliegende bedeutsame Werk legt zum erstenmal auf solidester Unterlage, wie sie vom Verfasser durch umfassendes Quellenstudium erworben worden, den geschichtlichen Wert dieser That von 1498 dar, schildert eingehend den Verlauf dieser ersten Indienfahrt da Gamas sowie den der beiden spätern und stellt das auffallend Wenige zusammen, was sich über die sonstigen Lebensschicksale und über die Persönlichkeit dieses weltgeschichtlichen Mannes erkunden ließ.

Wertvolle Quellenbeilagen und kritische Erörterungen über die Quellen zur Geschichte der entscheidungsvollen Fahrt von 1497 zu 1498 bilden den die zweite Hälfte des Buches füllenden Anhang.

3. Erinnerungen an Transvaal 1876—96. Von Dr. E. J. P. Jorissen. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Seidel. Mit Bildnis. Berlin, D. Reimer. 1898. Lex.-8. Gebunden in Leinwand 5 M.

Nahe hinter der Küste Südostafrikas, von wo aus da Gama einst seine Galeeren nach Indien lenkte, liegt das Land Transvaal, in dem die der englischen Bevormundung müden Buren aus dem Kapland die „Südafrikanische Republik" errichteten. Die unrühmliche Politik, die von den Engländern getrieben wurde, diesen Freistaat ihren südafrikanischen Besitzungen anzugliedern, findet hier eine grelle Beleuchtung durch die Aufzeichnungen eines Niederländers, der seit 1876 die Stelle eines Staatsprocureurs in Transvaal bekleidete.

Es sind zwar nur persönliche Eindrücke, die der Verfasser wiedergiebt, aber sie zeichnen sich durch prägnante und nichts verhüllende Darstellung aus; und da sie herrühren von einem Mann in so hoher amtlicher Stellung und von so klarem Beobachtungs- wie Beurteilungsvermögen, so kann man vielerlei aus ihnen lernen, obschon die Darstellung, bloß nach Jahresreihen geordnet, äußerlich ungegliedert verläuft.

Gewiß mit Recht schreibt Jorissen die Leichtigkeit des vorübergehenden Sieges der Briten über die Selbständigkeit Transvaals von 1877 der damaligen innern Zerfahrenheit des dortigen Staatswesens zu: eine Transvaalnation gab es nicht, sondern über ein Land von Frankreichs Größe hin zerstreut eine Anzahl holländisch redender Buren, daneben eine englisch gesinnte Bevölkerung von Ladeninhabern und kapländischen Anwalten in den Dörfern. Die Staatsverwaltung krankte obendrein an wüster Stellenjägerei.

Aus den dann zur Wiederbefreiung von der Unterjochung führenden Kämpfen der beginnenden achtziger Jahre, in denen die unerreichte Treffsicherheit der Transvaalschützen so glänzend sich bewährte, erfahren wir nebenbei von den seltsamen Höllenmaschinen, mit denen damals die Engländer gegen die Buren vorgingen, indem sie aus ihnen „Feuerpfeile" schossen, „die nach allgemeinem Glauben einen betäubenden, fast vergiftenden Rauch hinterließen".

Mit stolzem Selbstbewußtsein spricht sich Jorissen aus über die letzte, allerschmachvollste That Englands zum Sturz der Burenfreiheit in Transvaal:

Die britische Regierung, die sich hinsichtlich des Raubzuges von Rhodes und seinen Gesellen unwissend stellte, blieb bei dieser Haltung, und Mister Chamberlain versuchte es, durch unverschämte Sendschreiben die Regierung der Republik ins Unrecht zu setzen und sie für die aufrührerische Bewegung in Johannesburg moralisch verantwortlich zu machen. Es lag nicht auf dem Wege der Regierung, sich mit einem hitzköpfigen englischen Kolonialminister in eine Diskussion einzulassen. Indessen mußte ihm der Standpunkt klar gemacht werden. Es war mir ein großer Genuß, unaufgefordert meinem Lande diesen Dienst zu erweisen, und ich habe Herrn Chamberlain unsere Meinung über seine Haltung in sehr deutlichen Ausdrücken zu erkennen gegeben.

Dieses Schriftstück ist auf 17 Seiten am Schluß in deutscher Übersetzung abgedruckt und entlarvt unbarmherzig die Heuchelei des englischen Ministers der Kolonien, der sich den Anschein gab, als sei ihm von dem klassischen Raubeinfall Jamesons nach Transvaal, dessen eigentlicher Urheber Cecil Rhodes war, nichts vor der Ausführung bekannt gewesen. Wollte Chamberlain ehrlich sein, so durfte er nicht den Unbefangenen spielen oder gar den über so gewaltsame That der Friedesstörung Entrüsteten, sondern er hätte dann sein Bedauern äußern müssen, daß der wohlvorbereitete und unter der Hand herzlich von ihm gebilligte Plan so elend scheiterte an der echt germanischen Tapferkeit einer Handvoll kräftiger Buren, die die feinen Spießgesellen Dr. Jamesons in die Pfanne hieben oder vielmehr zum Ziel ihrer kaltblütig und tödlich sicher geführten Büchsen machten.

4. Die Ostafrikanischen Inseln. Von Konrad Keller. Berlin, Schall u. Grund. 1898. 8. 5 M.

Ein vorzüglicher Kenner führt uns in diesem mit schöner Bildbeigabe und guten Karten ausgestatteten Buch in die Inselflur des Indischen Weltmeers. Namentlich ist es die große, nun in Frankreichs Hände gekommene Insel Madagaskar, die er uns schildert. Aber auch die kleinern Trabanten, die Komoren, Seychellen, Maskarenen treten uns in scharf umrissenen Einzelbildern entgegen, desgleichen die fern im Süden einsam aus der Flut ragenden Eilande St. Paul, Neu-Amsterdam und die Kerguelen. Boden und Klima, die vielfach merkwürdige Pflanzen- und Tierwelt, die seltsam aus Negern und Malaien gemischte Bevölkerung der Rieseninsel Afrikas, die wirtschaftliche Leistung der maskarenischen Zuckerinseln — alles das wird uns teils nach eigenen Forschungen an Ort und Stelle, teils nach besten litterarischen Quellen klar und faßlich erörtert. Wir haben in deutscher Sprache ein so harmonisch und eingehend ausgeführtes Gesamtbild dieser Inselwelt vordem noch nie gehabt.

5. Kiautschou, Deutschlands Erwerbung in Ostasien. Von Georg Franzius. Berlin, Schall u. Grund. 1898. 8. 5 M.

Als eine unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Wasserbautechnik wurde der Marinehafenbaudirektor zu Kiel, Georg Franzius, einige Zeit vor unserer Besitzergreifung in China dorthin entsendet, offenbar um sachkundige Gutachten abzugeben über die verschiedenen Örtlichkeiten, die für jene Besitzergreifung in Vorschlag gebracht waren. Franzius berichtet nun in diesem gehaltvollen, dabei durchaus gemeinverständlich verfaßten Werk über seine Reise und über die Brauchbarkeit der zur Frage gestellten Punkte zur Stützung der deutschen Handels- und Industrieinteressen in Ostasien, besonders in China. Gewiß war es von hoher Bedeutung, daß er sich unumwunden für Kiautschou aussprach, weil hier eine leicht zugängliche Bucht einen natürlichen Hafen für ganze Flotten von Kriegs- oder Handelsschiffen bildet, dessen Eingang leicht zu verteidigen und dessen Lage an einem quer durchschneidenden Niederungsstreifen der gebirgigen Halbinsel Schantung so beschaffen ist, daß die fruchtbarsten, bevölkertsten, an Eisenerz und Steinkohlen so reichen Nordprovinzen Chinas von hier aus mittels Eisenbahnen leicht erschlossen werden können. Franzius' Urteil bestätigte somit vollkommen dasjenige unsers großen Chinaerforschers Ferdinand von Richthofen, der bereits vor mehr als einem Vierteljahrhundert die Bucht von Kiautschou als günstigsten Stützpunkt für nautische und merkantile Zwecke der deutschen Reichsregierung empfohlen hatte. Warum zauderte man bis zum November vorigen Jahres mit dem Zugreifen? Nur gut, daß andere Nationen sich die in Richthofens „China" ausführlich zu lesende treffende Charakteristik von Kiautschou inzwischen nicht an unserer Statt zu nutze gemacht haben! Im reichen Bilderschmuck des vorliegenden Buches führt Richthofens wohlgetroffenes Porträt, wie billig, den Reigen an. Er ist der geistige Urheber der entschieden glücklichsten Wahl für unsere feste Position im Osten Asiens. Kiautschou ist eine echt geographische Entdeckung für die aussichtsvolle Erweiterung des deutschen Wirtschaftslebens nach jenem großen Lande, das beinahe ein Viertel der Menschheit birgt; dabei entdeckt vom geographischen Genie eines Forschers, der — was dem Laien, der sich vom „selbst dortgewesen" so gern imponieren läßt, kaum glaubhaft dünken wird — nie Kiautschou gesehen hat!

Franzius begeht einen starken Irrtum, diesen Mann einen „Professor der Geologie" zu nennen. Wir deutschen Geographen lassen uns den Ruhm nicht kürzen, daß der Entdecker von Kiautschou einer der Unsern ist.

Hier sei noch eine anziehende Stelle aus dem Buche hervorgehoben, die nüchtern wahrheitsgetreu ein Bild von der keineswegs romantischen Landschaft „Deutsch-Chinas" mit seinen kahlen Bergen und einförmigen Ebenen entrollt:

Der Leser möge sich nur kein zu günstiges Bild von der nächsten Umgebung der Bucht machen. Wohl kann sich das Auge bei schönem Wetter, wie ich es im Mai hatte, an der wundervollen Farbenpracht erlaben, in der die rotgrauen Berge und das bald tiefblaue, bald durch alle Schattierungen von Grün erglänzende Wasser sich zeigen, aber von menschlicher Kultur ist noch wenig zu spüren und die Vegetation läßt gerade dort, wo man an der Südostseite das Land zunächst betritt, auch noch viel zu wünschen übrig. Die niedrigen Höhen und das wellige Terrain zwischen ihnen bestehen aus verwittertem Gneis und sind deshalb sehr sandig. Je weiter man jedoch nach Norden zu an der Bucht hinauf gelangt, desto besser wird der Boden und er geht immer mehr in äußerst fruchtbaren Löß über, der dann mit überraschender Sorgfalt von den in zahlreichen Dörfern angesiedelten Chinesen beackert ist. Diese Dörfer machen zum Teil einen sehr dürftigen, zum Teil aber auch einen recht freundlichen Eindruck. Ich habe Lehmhütten kleinster Art gefunden, die von alter Zeit her zum Schutz gegen Räuber mit hohen, jetzt zerfallenen Lehmwällen und Gräben umgeben waren, aber auch wesentlich besser hergestellte Häuser mit Granitsockel und Ziegelwänden, mit kleinen Gärten, in denen Glyeinen und gelbe Rosen in größter Üppigkeit blühten, auch eine niedrige Daphne von außerordentlichem Duft. Rings um einige dieser Dörfer zogen sich große Anpflanzungen von Obstbäumen, meistens Birnen, aber auch Aprikosen und Walnüsse. Ich zweifle auch nicht daran, daß in einigen Jahren an der Kiaubucht ebenso schöne Weintrauben gedeihen wie jetzt in Tschifu, zumal einer der Besitzer jener Weinberge sich schon in Tsintau niedergelassen hat.

6. Das malerische und romantische Westfalen. Von Schücking und Freiligrath. 4. Auflage. Paderborn, Verlag von F. Schöningh. 1898. 8. Jede Lfg. 60 Pf.

Dieses hübsch illustrierte Buch vom Lande der Roten Erde haben wir bereits nach dem Erscheinen der Anfangslieferungen an dieser Stelle begrüßt. Es erübrigt nur noch die Bemerkung, daß diese nunmehrige vierte Auflage bis zum Ende ihrem Charakter treu bleibt, das schöne Westfalen und sein kerniges Volk geschmackvoll in Bild und Wort zu schildern, so wie es jetzt ist, jedoch auch mit lehrreichen Blicken in die geschichtliche Vergangenheit, soweit sie zur Deutung der Gegenwart erforderlich erscheinen.

Alfred Kirchhoff.

Zur pädagogischen Litteratur.

1. Kleinere Schriften und Aufsätze von Karl Volkmar Stoy. Erster Band. Leipzig, Engelmann. 1898. 8. 6 M.
2. Entwicklungsgeschichte des Volksschullesebuches. Von Ferd. Bünger. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1898. 8. 14 M.
3. Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung. Von Dr. F. Tetzner. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 8. 5 M. 50 Pf.
4. Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Von Karl Kehrbach. Erster Jahrgang. Heft 1—5. Berlin, Harrwitz Nachfolger. 1896. 8. Vierteljährlich 5 M.
5. Ernste Antworten auf Kinderfragen. Von Rud. Penzig. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1897. 8. 2 M. 80 Pf.

Eine vorwiegend litterarische Zeitschrift wird ihre Leser nicht in einem von der schönen Litteratur weit abliegenden Gebiete, wie die Pädagogik ist, auf dem Laufenden halten können, aber von Zeit zu Zeit wird sie doch den ihr zugesandten neuen Erscheinungen einige Zeilen zuwenden dürfen; zumal wenn darunter bedeutende Werke sind, die zu dem Bildungsleben des Volkes eine deutliche und vielleicht nicht einflußlose Beziehung haben.

Der Name Karl Volkmar Stoy (Nr. 1) ist weit bekannt; sein Träger ist eine jener begnadeten Lehrergestalten gewesen, wie sie von Zeit zu Zeit in unserer Geschichte auftreten; das Geheimnis seiner Wirkung, von deren Größe erst kürzlich wieder die Jubiläumsfeier der jenaischen Anstalt auch in weitern Kreisen Zeugnis abgelegt hat, lag in seiner Persönlichkeit, in der unmittelbaren Thätigkeit von Mensch zu Mensch. Aber er gehörte darum noch lange nicht zu jener zahlreichen Klasse suggestiver Persönlichkeiten, deren Bedeutung nicht die Probe des geschriebenen oder gedruckten Wortes aushält. Auch sein schriftstellerisches Wirken hat weite Kreise gezogen; und ihm vor allen Dingen wird es zu verdanken sein, wenn die Geschichte der Pädagogik seinen Namen für lange Dauer an hervortretender Stelle verzeichnet. Stoy war ein Schüler Herbarts; seine Gedanken haben sich im allgemeinen in den von dem Göttinger Meister vorgezeichneten Gleisen bewegt, aber er hat doch einen nicht gering zu schätzenden Vorrat von eigenen Gedanken, zum mindesten eine schöne Gabe eigenartiger Anwendung Herbartscher Grundsätze gehabt. Zu den größern Werken, die Stoy hinterlassen hat, tritt nun hier eine Ausgabe seiner „Kleinern Schriften und Aufsätze", die von seinem Sohne Heinrich Stoy besorgt ist. Dem ersten, uns vorliegenden, Bande soll ein zweiter folgen, der auch eine umfassende Biographie und pädagogische Würdigung Stoys aus der Feder seines Freundes, des Seminardirektors Andreae in Kaiserslautern, enthalten soll. Diese kleinern Aufsätze geben ein äußerst lebendiges individuelles Bild des Verewigten; sie sind zum Teil aus der leitenden Thätigkeit an der Erziehungsanstalt hervorgegangen, zum Teil mit der Absicht, auf weitere Kreise zu wirken, geschrieben, Reden, Vorträge, Zeitungsartikel; einige nur interessant für den Fachmann, der schon mit den Ideen der neuern pädagogischen Wissenschaft bekannt ist, die Mehrzahl aber zugleich ungemein anregend für alle, die an den wichtigen Fragen der schulmäßigen und häuslichen Erziehung Anteil nehmen. Einige dieser Aufsätze verdienen Meisterstücke genannt zu werden und sollten gerade in unserer Zeit allen Gebildeten zugänglich gemacht werden: „Deutsche Charakterbildung" (S. 257), „Die pädagogische Zukunft unsers Volkes" (S. 272), „Der Ultrapatriotismus in der deutschen Schule" (S. 279), ganz besonders der Vortrag, den Stoy im Wissenschaftlichen Verein in Berlin gehalten hat: „Über Schul- und Hauspolizei" (S. 309). Ein interessanter Beitrag zur Kenntnis der Geschichte der litterarischen Bildung der Masse des Volkes ist auch die vernichtende Kritik der seiner Zeit von obersten Schulbehörden amtlich empfohlenen Haesterschen Lesebücher. Man schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wenn man sieht, welche Attentate auf den guten Geschmack und den einfachen Sinn des Volkes gemacht worden sind.

Der Stoff, der in den muttersprachlichen Unterrichtsstunden dem Volke zugeführt wird, ist von einschneidender Bedeutung für die Richtung des geistigen Interesses ganzer Zeitabschnitte. Aber auch umgekehrt kann das Schullesebuch ein Symptom des Geschmackes und der Interessen gewisser Epochen sein. In dieser Hinsicht ist eine Geschichte des Volksschullesebuches zugleich ein Stück Kulturgeschichte. Man darf sagen, daß, obgleich der Hauptzweck des Büngerschen Buches (Nr. 2) historisch-pädagogisch ist und sein mußte, doch auch jene große allgemeinere Bedeutung der Lesebuchlitteratur durchaus zu ihrem Rechte gekommen ist. Darum ist das Buch zugleich ein wichtiger Beitrag zur eigentlichen deutschen Litteraturgeschichte. Wir begegnen im Verlauf der Darstellung nicht nur manchen Namen, deren Träger zugleich litterargeschichtliche Bedeutung haben, sondern wir sehen auch mit einiger Überraschung, wie gewisse Strömungen der schönen Litteratur bis in die Tiefen des Volkes und der Kinderwelt eingewirkt haben. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die zweite Abteilung, die sich mit Rochows „Kinderfreund", mit den Nachfolgern Rochows und mit den Lesebuchwerken der Philanthropen beschäftigt. Die „Empfindsamkeit" reichte mit ihren Seufzern und Thränen tief in die Dorfschulstube hinab, und andererseits trieb der platte Rationalismus auch dort die wunderlichsten Blüten. In einem Lesebuche von Hoppenstedt findet sich ein gegen das leichtsinnige Umgehen mit Feuer und Licht gerichtetes, nach der Melodie „Freut euch des Lebens" zu singendes Gedicht, und unter anderm auch ein „Loblied auf die Schenke" in kindlich-harmlosen Strophen. Lange Abschnitte des Büngerschen Buches gestalten sich zu einer auch für den Litterarhistoriker äußerst anziehenden und amüsanten Lektüre.

In weitere geschichtliche Fernen führt uns das gediegene Buch des Leipziger Oberlehrers F. Tetzner: „Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung der Stadtschulen" (Nr. 3). (Für Nichtpädagogen bemerken wir, daß die Errichtung von Stadtschulen in größerm Umfange sich im 14. Jahrhundert vollzieht.) Auch hier rechtfertigt ein starker kulturgeschichtlicher Zusatz die Anzeige dieses Buches in d. Bl. Tetzner zieht alle Einflüsse, die auf die deutsche Bildung zumal im frühern Mittelalter eingewirkt haben, darunter auch die socialen, wirtschaftlichen und politischen, in seine Darstellung ein, und es ist ihm gelungen, uns Bilder vorzuführen, die, im Verhältnis zu den oft nur spärlichen und unzusammenhängenden Nachrichten, recht abgerundet sind. Insbesondere wird es ihm als Verdienst angerechnet werden müssen, daß er die Bildungsgeschichte

der einzelnen deutschen Stämme aus der Wanderzeit erzählt, was bisher, soweit meine Kenntnis reicht, im Zusammenhange noch nicht geschehen war. Daß auch die litterarischen Strömungen des Mittelalters starke Berücksichtigung erfahren, ist selbstverständlich, werden doch in der ersten Blütezeit unserer Dichtung die poetischen Werke selbst geradezu Quellen für die Bildungsgeschichte; ebenso bilden die aus den Volkspredigern entnommenen pädagogischen Gedanken den Inhalt eines besondern, anziehenden Kapitels (XI).

Nur mittelbar dient der Geschichte der Pädagogik das neue Unternehmen von Karl Kehrbach (Nr. 4). Der unermüdliche Gelehrte hat sich zur Aufgabe gestellt, im Auftrage der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte" ein Repertorium aller auf dem Gebiete der Erziehungskunde (im weitesten Sinne dieses Wortes) erscheinenden Bücher, Broschüren, Zeitschriftenaufsätze herzustellen. Wer auch nur einigermaßen die gewaltige Produktion dieses Zweiges der Fachlitteratur verfolgt, wird ermessen, welche riesige Arbeit dazu gehört, einen solchen Plan auch nur annähernd vollständig durchzuführen. Daß Kehrbach dazu der richtige Mann ist, wird, auch wer das nicht schon aus seinen frühern Arbeiten weiß, jeder beim Durchblättern der ersten Hefte, die uns vorliegen, merken. Ich habe Stichproben gemacht auf die Litteratur eines mir besonders nahe liegenden Einzelgebietes der Pädagogik und habe jedesmal zu meiner freudigen Überraschung die Arbeit als vollständig und zuverlässig erfunden. Der Plan ist so entworfen, daß jedes Heft — das erste beginnt mit dem Januar 1896 — die Litteratur des vorangehenden Monats enthalten soll. Die Registrierung geschieht nach bestimmten durchgehenden Rubriken, und wo es möglich war, ist dem Titel der einzelnen Bücher, besonders auch des in einer Zeitschrift erschienenen Aufsatzes, eine kurze Inhaltsangabe beigefügt worden. Dies ist für die Lehrer, insbesondere auch für pädagogische Schriftsteller, von ganz hervorragendem Werte, da gerade das in der periodischen Litteratur erscheinende Material schwer zugänglich und vielfach nach Verlauf einiger Zeit überhaupt nicht mehr zu beschaffen ist. So wird das Kehrbach'sche Werk ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel des Studiums werden, um das uns andere Völker beneiden müssen; hoffen wir, daß die pädagogische Welt, insbesondere die Bibliotheken, die Regierungen und die Lehrerkollegien durch den Ankauf das kostspielige Unternehmen fördern und seine Fortführung sichern!

Zum Schluß endlich noch ein Buch, das durch seinen Inhalt weit über die Grenze der Schulwelt hinausgreift: Penzig, „Ernste Antworten auf Kinderfragen" (Nr. 5). Der Untertitel „Ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus" bezeichnet den Zweck und den allgemeinen Inhalt. Penzig schreibt für Eltern und erst in zweiter Linie für Lehrer. Er giebt in den ersten Kapiteln eine äußerst anziehende Darstellung des geistigen Werdens des Kindes, seines Bedürfnisses nach Erkenntnis, nach Antwort auf seine tausend Fragen. Die von Deutschland (Preyer) ausgegangene, jetzt in Amerika und England in großartigem Maßstabe betriebene „Kinderforschung" (child study) hat uns das seelische Leben des Kindes im frühesten Alter erschlossen, und Penzig zieht sie in sehr anregender Weise heran. Seine Erörterungen erstrecken sich sodann auf eine ganze Reihe von Fragen der öffentlichen und häuslichen Erziehung; es sind Ansichten, die von dem Herkömmlichen oft recht weit abweichen, die aber so wohl begründet werden und von solcher Weite des Gesichtskreises, solcher Wärme des Gemütes, solchem Ernst in der Auffassung des Lebens zeugen, daß ich gestehen muß, von dem Buche ergriffen und zu ernstem Nachdenken angeregt worden zu sein. Es sind zwar eine nicht geringe Zahl von Meinungen darin vorgetragen, die von denen des Referenten weit abweichen, so z. B. in dem Kapitel „Das Kind und die Schule" die Verfechtung der allgemeinen Volksschule, deren ethischer Begründung man zustimmen kann, ohne ihrer didaktischen Ersprießlichkeit zu trauen —, aber das hindert mich nicht, auszusprechen, daß wir es hier mit einem wahrhaft bedeutenden und gediegenen Buche zu thun haben. Wenn man nur nicht immer die betrübende Begleitempfindung hätte, daß die Gleichgültigkeit der Kreise, in denen es zu wirken berufen wäre, es leicht von vornherein wirkungslos macht!

Jakob Wychgram.

Neue Romane.

1. Der Zermonienmeister. Roman von Georg Freiherr von Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Die Schaffnerin. Von Jakob Wassermann. (Kleine Bibliothek Langen. Band X.) München, Albert Langen. 1898. 8. 1 M.

Wenn junges Blut sich gern hat, haben die Dichter leichtes Spiel. Mögen sie Narrheit auf Narrheit häufen, Unmöglichkeiten zu Wagnissen hinzufügen, eine Dosis Poesie macht alles schmack- und glaubhaft. Das persönliche Erlebnis und die Jugendempfindung geben dem Werke schon die individuelle Note, deren es bedarf, um als Poesie zu gelten. Weit schwerer, wenn weises Leben, bejahrte Erfahrung, großväterliche Würde sich in die Jugend vergaffen. Hier haben es die Dichter nicht so leicht. Ein Dreißigjähriger kann zur Not darstellen, wie ein Vierzigjähriger liebt. Aber wenn ein Mann von sechzig Jahren von der

Liebe heimgesucht wird, reicht alle Poesie der Jugend nicht aus, um sie glaubhaft darzustellen, falls das Moment der Erfahrung fehlt.

Und so kann ich dem gutgemeinten Werke Georg von Ompteda's (Nr. 1) nur wenig Wert beimessen. Man glaubt ihm nichts. Daß der alte Ceremonienmeister Freiherr von und zu Sonntheim, ein Sechziger mit weißem Bart, sich wie ein Jüngling in die junge Amerikanerin Miß Bancroft verliebt und schließlich die junge Dame resigniert mit ihrem störrischen Geliebten aussöhnt, das ist mit einem Aufwand von sentimentaler Weitschweifigkeit erzählt, der den winzigen Stoff unerträglich auszerrt. Da kommen lange Kunstgespräche und Bälle dazwischen, ein Gewoge von Gesellschaften, die mit der Handlung kaum im Zusammenhang stehen, an und für sich nett und anziehend erzählt; aber da man am Helden kein Interesse nimmt, und die Nebenhandlungen die karge Hauptgeschichte ungemein umwuchern, so ist ein nicht gerade langweiliges, aber litterarisch sehr leicht wiegendes Buch herausgekommen.

Namentlich auffallend ist es, daß der Lokalcharakter Dresdens gar nicht getroffen ist. Man hört wohl Dresdener Straßennamen, aber viel mehr als diese Äußerlichkeit deutet nichts auf die sächsische Hauptstadt hin. Jede Stadt hat ihre Atmosphäre, und sie muß litterarisch eingefangen werden, soll man den Könner vom Halbkönner unterscheiden. Wo irgendwo eine amerikanische Kolonie und ein kleiner Fürstenhof zu finden ist, hätte diese Handlung sich mit winzigen Veränderungen abspielen können. Es ist eben nur Scheinleben, das aus dem Buche reflektiert wird.

Jakob Wassermann (Nr. 2) ist ein junges Talent, das mit einer gewissen Frühreife aufgetreten ist. Und er entwickelt sich so rasch, daß man nach der Lektüre der zweiten Novelle des vorliegenden Bändchens („Die Mächtigen") selbst ungewiß ist, was Wassermann noch hinzulernen will. Er besitzt eine Sicherheit in der Anwendung der Erzählungstechnik, ein Raffinement in der Kunst des Ausmalens und Verschweigens wie ein alter geschulter Romancier. Was ihn aber hervorhebt, ist das Auf und Nieder von epischer Ruhe und lyrischer Sensibilität. Harte, strenge Augen, die gern beobachten und registrieren, Seele, die zuckt unter der Berührung der objektivierten Welt, Phantasie, die sich am liebsten in weichliche Träume ergeht, das ist seine Physiognomie. Sicher und straff erzählt er in der Skizze „Die Mächtigen", wie im Manöver ein junger Offizier einem Bauernburschen, seinem Untergebenen, im Heimatsdorf das Mädel wegstibitzt und der Bursche ihn dafür auf einem Patrouillengang erdrosselt.

Und ganz apart ist die Glühhitze des Sommers gezeichnet; Bajonette blitzen, Säbel glitzern, das Tschingdam und Bumdam tönt hinein und darüber steht der weite blaue Himmel. Für die Einrahmung seiner Motive hat Wassermann den feinsten künstlerischen Blick. Ganz aus der Stille seiner Seele — seine Natur hat nichts vom Kämpfer, alles vom Träumer — ist die Erzählung „Die Schaffnerin". Der Held, eine Lieblingsfigur Wassermanns, hat eine verschlafene treue Hundeseele, lautlos und ungelenk, hilflos und von heimlicher Tüchtigkeit, kindlich-naiv und nur einmal von bedrohlichster Thatkraft: als er erkennt, wie die Schaffnerin ihn hintergangen, tötet er sie, und ist dann wieder sanft und bedächtig, lautlos und ungelenk. Dieser Hans Taps, der morden geht, ist ihm ausgezeichnet gelungen. Das kleine Büchlein ist ein erneuter Beweis einer feinen und reichen Begabung.

Ludwig Jacobowski.

Lyrische Gedichte und Gedichtsammlungen.

1. Göttinger Musenalmanach für 1898. Herausgegeben von Göttinger Studenten. Göttingen, Lüder Horstmann. 1898. 8. 4 M.

Zum zweitenmal erscheint dieser „Göttinger Musenalmanach", und wieder sind es im wesentlichen dieselben Gesichter, die uns in ihm begrüßen. Neu sind nur die starken Prätensionen, mit denen der Herausgeber, Börries von Münchhausen, im Vorwort auftritt und zwar gegen seine Berliner Kommilitonen, denen er das „müde Glimmen schwüler Amethysten" und andere Thorheiten aufmutzt. Börries von Münchhausen thäte besser, nicht allzukritisch aufzutreten, denn den idealen Forderungen, die Karl Busse für einen studentischen Musenalmanach aufstellt, entspricht der Göttinger ebensowenig wie der Berliner. Über den der Leipziger Studenten von 1897 schweigt Münchhausen völlig und vielleicht mit gutem Grunde, denn einmal fand sich manches Lied gerade in diesem Leipziger Musenalmanach, das auch vor Kollege Busses Poetenaugen Gnade gefunden hätte, und ferner mag es Münchhausen unbequem sein, wenn man meine Prophetenlieder „Amos" und „Jesaja" mit seinem „Also sprach Jesaja" (S. 8) vergleichen würde. Doch von Persönlichem soll hier nicht die Rede sein. Der „Göttinger Musenalmanach" unterscheidet sich noch immer von seinen Konkurrenten durch das Gepräge einer besondern Individualität. Gegenüber der Massenbeteiligung der Berliner und Leipziger Studentenschaft haben wir es hier nur mit vierzehn Teilnehmern zu thun, von denen übrigens sechs dem Adel angehören. Von insgesamt 120 lyrischen und epischen Beiträgen stammen 64 aus den Federn Karl von Arnswaldts (31) und des Herausgebers Münchhausen (33). Dazu kommt die dreiaktige Komödie von Karl Möncheberg, ohne Frage die Krone des ganzen Almanachs. Von den 11 dii minores fallen nur der Rheinländer Karl Leibl und der Hano-

veraner Bernard Wieman angenehm auf, ersterer durch seine kecke Frische, letzterer durch sein hübsches Erzählertalent. Und nun zu den drei Großen, von denen ein jeder auch außerhalb des engern Almanachrahmens bekannt geworden ist. Karl von Arnswaldt, den unterdessen ein früher Tod hinweggerafft hat, war ein zartes, feines Formtalent, einer der vielen Busseaner, der seinem Meister die äußere Eleganz und Koketterie abgeguckt hatte, aber von dessen frischer Originalität der Naturbeobachtung und seinem gesunden Lebensmut gar wenig aufgenommen hatte. Auch in den vorliegenden Beiträgen klingt keine neue Saite an, ja die Höhe der Lieder „vom Tode" hat Arnswaldt hier nicht wieder erreicht. Ergreifend wirkt allerdings seine kleine Prosadichtung „Gut gelaunt", die sich wie eine grausame Schicksalsironie oder wie eine wunderbare Prophezeiung auf das eigene Ende liest. Ein wenig hat Münchhausen gelernt seit seinen ersten Schauerballaden „Die Rettung", „Enak vor Gomorrha", mit Versen wie:

Aufrauschte im Nachtwind viel Purpurgewand,
Und der Weihrauch zog schwül übers dunkele Land,
Und sein Duft schlich durchs Heer, und dumpf grollte ihr Zorn,
Doch sie sahen auf Enak, und Enak ritt vorn.

Dennoch glaube ich, daß Börries von Münchhausen, der noch unlängst von „grinsenden Leichen" („Gedichte", S. 110), „sanft verblutenden Wolken" (S. 67), von „neuen Saatesenkestunden" (S. 50) sang, der Sentenzen verbrach wie „Einen Lenz in seinem Leben muß ein jeder Dichter sein" (S. 109) noch einige Jahre warten möchte, bis er sich mit Fug und Recht zum Splitterrichter deutscher Dichter und Dichterlinge aufwerfen dürfte. In weit höherm Maße als diese adeligen Lyrikerlein fordert der junge Dramatiker Karl Mönckeberg Beachtung. Mönckeberg hat bereits in seinen „Illusionen" gezeigt, daß er das Zeug dazu hat, auf dem Gebiete des Gesellschaftsdramas Selbständiges, ja in gewisser Weise ganz Neues zu leisten. Selten hat ein junger Dichter so packende, wenn vielleicht auch etwas karikierte Gesellschaftsbilder entworfen wie Mönckeberg von seiner Vaterstadt Hamburg. Im „Riesenspielzeug" griff er freilich etwas daneben mit seinem Stoffe, und auch die Verse, die er in diesem Einakter hinzufügte, könnten dem Buche erst recht nicht auf die Beine helfen; denn ein Lyriker ist Mönckeberg trotz seiner guten Gedanken nicht, auch die zwei Lieder im vorliegenden „Musenalmanach" werden ihm keine Lorbeeren eintragen. Aber seine Komödie „Mittlere Größe" dürfte die Scharte gründlich wieder auswetzen. Auch dieses Stück ist natürlich dem Hamburger Gesellschaftsleben entnommen, maßvoller als die „Illusionen", gehaltvoller als „Hans im Glück" und das „Riesenspielzeug". Auf die Handlungen im einzelnen einzugehen, ist in diesem Artikel, der der Lyrik gelten soll, nicht der Ort, nur das eine mag gesagt sein, daß Mönckebergs Charakterisierungskunst bedeutend gewachsen ist, daß sein dramatisches Geschick, seine gute Dialogform nicht gelitten haben. Höchstens der letzte Akt zeigt noch die Unsicherheit des Anfängertums, das stets stärker in Expositionen als in Katastrophen zu sein pflegt. Jedenfalls ist Mönckeberg ein Talent, mit dem man in Zukunft zu rechnen haben wird, jedoch vielleicht erst dann, wenn er seine Unabhängigkeit von den socialen Stoffen und der Hamburger Gesellschaft, an denen er bisjetzt einseitig festhält, bewiesen haben wird.

2. Von Alltag und Sonne. Gedichte in Prosa. Rondos. Lieder und Tagebuchblätter. Mönchguter Skizzenbuch. Lotte, eine Lebensquelle. Morgenwanderung. Von Cäsar Flaischlen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M.

„Dieses Buch will nicht kämpfen. Es kommt ohne Waffen. Es kommt wie ein froher Mensch, der durch einen Sonntagmorgen wandert und sich der schönen Welt freut, die sich um ihn breitet, und dann und wann ein Lied singt." Mit diesem Motto leitet Cäsar Flaischlen sein Werk ein, und er hält, was er verspricht; heutzutage bei Büchern eine Seltenheit. Es sind wirkliche Gedichte in Prosa, die uns hier geboten werden, und die sind mir, obwohl ich für dieses moderne Genre nicht gerade schwärme, immer noch viel, viel lieber als die viele Prosa in Gedichten, mit denen uns die jüngste Litteratur so reich gesegnet hat. C. Flaischlen hat ohne Frage schon weit Bedeutenderes geschrieben, aber Anmutigeres, Reineres, Sonnigeres noch nie. Und dennoch fehlt diesen sogenannten Gedichten jenes eine, das den schönsten Gedanken erst die volle Schönheit zu geben vermag, die straffe, gedrungene Form des Verses. So sind es gewiß Edelsteine, aber ungeschliffene und ohne Fassung.

3. Die stillen Inseln. Ein Gedichtbuch von Hans Bethge. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 4. 1 M. 50 Pf.

Dieselbe geisterhafte Märchenstimmung wie bei Cäsar Flaischlen, vermischt mit einem guten Teil Busseścher Neuromantik waltet in den „Stillen Inseln" Bethges. Bethge ist ein Sehender, ein wirkliches Künstlerblut von Gottes Gnaden, das merkte ich schon an manchen seiner ersten Pinselstriche in den sonst unbedeutenden Skizzen seiner „Syrinx". Aber er hat das Danaergeschenk einer leichten, verständnisvollen Anempfindung nicht umsonst erhalten, und es wird Jahre voll ernster Selbstzucht, gewissenhafter Selbstbesinnung kosten, bis er all das fremde Kraut und Unkraut aus seinen Beeten ausgerissen haben wird. Von Eichendorff und der blauen Blume der Romantik an, über Storm bis auf Gustav Falke und Karl Busse hat Bethge geerntet, wo er nicht gesäet hat. Aber zum Glück hat er Eigenes genug, um die Hoffnung nicht aufgeben zu müssen, dereinst auch „Selbstauer" zu werden, wie der alte Lachner zu sagen pflegte. Überraschend ist jedenfalls der feine Formensinn, der aus den meisten dieser anmutigen Lieder spricht, und dennoch — noch überraschender war mir, daß auch Hans Bethge dem modernen Moloch mit seiner schauerlichen, reimlosen Ruckrhythmik, die so verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Depeschenstil hat, opfern muß. So schreibt

er Seite 37: „Ich schlief. Traumlos. Doch war der Schlaf nicht süß. . . . Und endlich fuhr ich auf. Was war? Ein Rascheln Im Zimmer? Lärmen auf der Straße? Nichts. Kein Laut u. s. w." Seite 45: „Aber aus hängenden Wolken bricht Eine Schar Sterne, die purpurn sind. Eine dumpfe Weile. Ein Blitz, lichterloh. Ein letzter Sturmpfiff, fein, schrill. Todblasse Nacht. Irgendwo Steht ein Herz still."

Und doch schreibt derselbe Bethge Lieder wie dies:

Unsern Husum.

Der Abend tastet mählich auf die Heide,
In Schlick und Prielen sinkt das Wattenmeer,
Mein Himmel ist wie purpurblaue Seide,
Über den Deich gehn stille Nebel her.

Die Binsengräser zittern leise, leise.
Das thut der wunderweiche Westerwind.
Heimlich von drüben eine Liederweise —
Auf grauer Hallig singt ein Friesenkind.

Ich greife mit verhülltem Blick hinaus — ·
Wo liegt das Land der sehnsuchtstillen Ruh?
Der Krake breitet seine Flügel aus
Und lenkt den Inseln zu. . . .

4. Gedichte von W. Bruchmüller. Crossen a. O., Richard Zeidler. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

Von einem Liede überdauert zu werden, ist der Wunsch bescheidener Poeten, und doch wie wenigen wird nur dieser Wunsch erfüllt? Für Bruchmüllers „Brandenburger Lied", einer schlichten, aber kraftvollen Volkshymne, darf man diese stolze Hoffnung hegen:

Herz der deutschen Lande, Brandenburger Mark,
Zwischen Sumpf und Sande, arm, doch treu und stark

wird man vielleicht noch singen, wenn sein Dichter längst vergessen ist. Und dennoch wäre es zu bedauern, wenn dieses Geschick Wilhelm Bruchmüller ereilen würde. Es ist keine große, weltumspannende Dichterseele, die sich in diesem kleinen Gedichtbuche vor uns aufthut, kein Himmelsstürmer, kein großer Bahnbrecher, aber eine liebenswürdige, kerngesunde, gutdeutsche Natur, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Die einzelnen Gedichte sind freilich sehr verschieden an Wert, wie auch verschieden an Stimmung und Anlaß, denn Bruchmüller ist ein rechter Gelegenheitspoet, aber im guten, poetischen Sinne. Und so finden sich zwischen mancherlei Geröll bei fleißigem Suchen endlich doch manche Stücken echten Goldes, wie jenes „Brandenburger Lied", und noch manch ein anderes, das freilich nicht modern, aber um so ergreifender ist. Oder klingt es nicht wie eine süße Erinnerung aus der guten, alten Zeit, der Zeit von Eichendorff und Mörike, wenn der Dichter wie folgt singt:

Im Wald, im grünen Blätterdome,
Da ist mein liebster Aufenthalt,
Wo nicht mehr von der fernen Straße
Der Lärm des lauten Tages schallt.

Umfangen von dem grünen Dunkel,
Am Quell, auf blum'ger Wiesenflur
Lausch' ich, gewiegt in süße Träume,
Dem ew'gen Liede der Natur.

Da rauscht der Bach mir bunte Märchen
Im Wechsellaut des Falles vor,
Dazwischen schallt wie Minnegrüßen
Der Vögel buntgemischter Chor.

Die Sonne malt in goldnen Lettern
Mir Lieder auf den mos'gen Grund,
Geheimnisvoll wie Sagenraunen
Ziehts durch die Wipfel in der Rund.

Und hat das Leben mir da draußen
Geraubt der Seele Harmonien,
So führen leis sie mir und linde
Zurück des Waldes Melodien.

Hermann Anders Krüger.

Neue Dramen.

1. Dramatische Werke von Bohrmann-Riegen (Heinr. Bohrmann). I. Der letzte Babenberger. Historische Tragödie in vier Aufzügen. (Neue Bearbeitung.) Leipzig, Gustav Körner. 1897. 8.

Heinrich Bohrmann hat den Untergang Friedrichs II., Herzogs von Österreich, dargestellt. In der Exposition wird geschickt die Stellung des Herzogs zu den benachbarten Mächten und in der eigenen Familie angedeutet: die vergebliche Werbung des deutschen Kaisers um Friedrichs II. Tochter Gertrud deutet den Bruch mit dem Reiche an, und das Auftreten des Grafen Frangipan kündet die von Ungarn drohende Gefahr und die Entfremdung der Gatten, des Herzogs Friedrich und der Herzogin Sophie. Nun schreitet die Handlung rasch vorwärts; mit Interesse verfolgt man ihren Verlauf bis zu den letzten Scenen, in denen der Herzog und die Herzogin fallen, nicht ohne vorher sich wiedergefunden und versöhnt zu haben, und in denen auch Frangipan, der die Scheidung des herzoglichen Paares unter andern auch aus höchst eigennützigen Gründen betrieb, weil er eine verzehrende Leidenschaft zu Sophie gefaßt, sein Geschick ereilt. Die wirkungsvolle Darstellung dieses Stücks österreichischer Geschichte wird durch eine von allem falschen Pathos freie Sprache wesentlich unterstützt. Bohrmann führt seine Aufgabe energisch durch und ist auch in der Charakterzeichnung gewissenhaft verfahren. Zu einer poetischen Stimmung kommt es zwar in wenigen Scenen; in dem festen Getriebe des Räderwerks der vier Akte fehlt es an vermittelnden Linien dichterischer Umkleidungen. Ein

poesievolleres Gewand hätte manchen Auftritt, der nur durch seinen Aufbau, den kraftvollen Fortschritt der Handlung und die bestimmte Sprache wirkt, verklärt und in eine höhere Sphäre dichterischer Kunst erhoben.

2. Königssöhne. Schauspiel in vier Akten von Helge Rode-Kopenhagen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1898. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Zunächst ein Wort über den Inhalt, der kurz skizziert sei. Der alte König ist der Regentschaft müde und überträgt sie mit Zustimmung des Volks bezüglich der Volksvertretung seinem jüngern Adoptivsohn Dinos, während der ältere, Telamon, der ganz und gar in Einsamkeit lebt und sich philosophischen Studien hingiebt, leer ausgeht. Dinos ergreift mit jugendlichem Feuer die Krone und weiß dem Groll des Bruders mit Takt zu begegnen. Die Kluft zwischen den Brüdern wird jedoch durch ein Mädchen wieder erweitert. Die schöne Helena, der Telamon leidenschaftlich zugethan ist, liebt — nachdem ihre Neigung zu Telamon sich mehr als Mitleid und Freundschaft entpuppt — mit tiefer Innigkeit Dinos, der gleichfalls zu ihr eine ihn völlig ausfüllende Liebe gefaßt hat. Der Konflikt führt zur Ermordung der Helena durch Telamon, der sich darauf ertränkt. Der der Verzweiflung nahe Dinos rafft sich nach schwerer Prüfung auf und folgt dem Rufe des Landes zur Erfüllung seiner Königspflichten. — Die Grundzüge erinnern an Schillers „Feindliche Brüder", und auch das Gewand der Dichtung, derer Vorgang im alten Griechenland gedacht ist, ist dem Vergleiche mit Schillers Dichtung günstig; denn deren Handlung spielt bekanntlich in Messina und zu einer Zeit, die Schiller recht wohl berechtigte, uns noch einen Hauch der Antike spüren zu lassen. Die antike Behandlung des Chors verstärkt bei Schiller noch dieses Gefühl, und wo Lieder und die allgemeine Meinung kennzeichnende Chorstimmen in Rodes „Königssöhnen" angebracht sind, wird derselbe Eindruck hervorgerufen. Das nur nebenbei. Die Dichtung ist in Form und Durchführung völlig selbständig. Schon die Widmung des Stücks (H. Ibsen) sagt genugsam, daß ihr der Dichter einen ganz andern Charakter gegeben haben muß. Dem ist auch so. Wer aber, durch die Zueignung bestimmt, glauben wollte, daß Ibsens Dichtungsproblem von Rode angewendet ist, würde sehr fehlgehen, das einzige „Ibsensche" ist vielleicht, daß Rode in der Darstellung der Vorgänge, namentlich aber im Dialog über Seelenzustände, gern den Geheimnisvollen spielt, der andeutet oder verschleiert, der ganz allmählich — in Bildern und mit philosophischen Betrachtungen durchsetzt — den Zweck des Zwiegesprächs entwickelt. Bei Ibsen sind nur jene Gedankengänge tiefer gefaßt, mit innerer Notwendigkeit an die Charaktere geknüpft, bei Rode erscheinen viele philosophische Betrachtungen, Gefühlsschilderungen, Stimmungsmalereien als bloßes Beiwerk, das der Natur der Sache nicht immer ganz entspricht. Die Königssöhne selbst sind, so interessante Gestalten sie auch sein mögen, nicht frei von dergleichen absonderlichem Beiwerk. Telamon tritt mit bedeutsamen Lehren vor das Volk; seine Ideale gipfeln darin, alles Äußerliche, wie Reichtum, Herrschsucht, Eitelkeit, Festgelage u. s. w., als Quellen des Leids zu meiden und nur das Innere zu pflegen, der „Schönheit der Seele" zu leben. Er will arm, einsam, ohne sinnliche Liebe sein, um am Innenmenschen zu arbeiten, und doch strebt er nach Herrschaft, begehrt Helenas Kuß und schmachtet nach der Gunst der Menge. Worte und Handlungen widersprechen sich, er ist ein Philosoph des Wortes und nicht der That, und der alte König hat recht, wenn er zu ihm sagt: „Es ist kein Gleichgewicht in deiner Seele." Diese Zerfahrenheit, welche teils die Thronerledigung, teils die schöne Helena in Telamon hervorgerufen, ist von Rode vortrefflich durchgeführt. Einen zweifachen Mörder aber, der auch für das Unglück des Bruders nur Hohn hat, sucht man in Telamon nicht; hier hätte der Verfasser doch wohl noch intensiver motivieren können. Dinos dagegen tritt als eine Art Siegfried, als sonnige, lichtvolle Erscheinung in der Dichtung auf, er nimmt alle Sympathie für sich in Anspruch, nur die plötzliche Schwermut, das an Wahnsinn grenzende Gebaren, nachdem er bei einem Leichenbegängnis dem Leid die Freude ohne Grenzen, dem Tod das volle Leben in jugendlichem Überschäumen entgegengesetzt, sind weichlich und wollen nicht recht zu dem klugen und tapfern Helden stimmen, der vom Sarge der Geliebten aufspringt, um zu „des Tages Geschäften" zu eilen. Und alles, was Dinos sagt, nimmt sich anfangs für bedeutungsvoll und groß aus und schmilzt bei näherer Prüfung doch sehr an Gedankenreichtum zusammen. Helena ist eine duftige, poesievolle, echt weibliche Gestalt; freilich mehr ätherisch als fleischlich, verlangt doch sogar Rode von deren Darstellerin beim Heben der Hände gegen das Licht, daß sie „rosenrot und durchsichtig" sein sollen. Eins zeichnet das Drama vor vielen Produkten unserer Tage aus: die Sinnigkeit und Poesie, die es durchströmt. Man fühlt den Pulsschlag des Dichters und verzeiht die Unebenheiten der Form und der Linienführung bei Zeichnung der Charaktere und Entwicklung der Handlung gern, wenn man tiefer in die Scenen blickt und auf ihrem Grunde erkennt, wie eine echte poetische Natur sich regt.

3. Jugendfreunde. Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1898. 8. 2 M.

Nach Fuldas bisherigen Gaben auf dramatischem Gebiete, namentlich nach seinem „Talisman" und seinem „Sohn des Kalifen", hätte man alles andere erwartet, nur kein Lustspiel in der Benedix-Moser-Schönthanschen Manier. Selbst der Dichter der Sinngedichte spricht aus diesem Bühnenwerke nicht zu uns, einzig und allein der Schriftsteller, der gewillt war, schwererer Geistesarbeit den Rücken zu kehren, einmal auf den Lorbeeren, die ihm der „Talisman" beschert, auszuruhen und im gefälligen Humor und

in harmloser Liebenswürdigkeit Bilder aus dem Junggesellenleben in dem Augenblicke als angenehm unterhaltender Plauderer vorzuführen, als das ewig Weibliche beginnt diesem Junggesellentriebe den Garaus zu machen. Das vierblätterige Kleeblatt des Fuldaschen Lustspiels, der Musikschriftsteller Philipp Winkler, der von einer „innern Musik der Dinge“ schwärmt, der Maler Heinz Hagedorn, der beim Landschaftern im Spreewald dem „modernen Geist“ auf den Grund kommen will, der Techniker Waldemar Scholz, der diesen modernen Geist in seinen Glasbirnen bereits gefangen zu haben glaubt, und schließlich der schlichtweg Dr. Bruno Martens genannte vornehme Faulenzer, der die Erde „umgondelt“ und eine Villa samt Bedienung außer etlichen Stangen Goldes geerbt hat, dieses vierblätterige Kleeblatt, das sich unter Brunos Ägide zu einem Junggesellenbunde auf Lebenszeit verschworen hat und sein Vergnügen in fidelen Abenden à la Bier- und Tabakkollegium findet, entblättert nach und nach, als ein Jungfrauenquartett energisch dazwischenfährt. Mag der Vorwurf für ein vieraktiges Lustspiel auch wenig ergiebig und der sich in gleicher Sphäre bewegende Dialog wenig Anlaß zu tiefen und witzigen Gedanken bieten, etwas haftet dem Stück an, das das Behagen an den Vorgängen, das Interesse an den Figuren, das Vergnügen an den drolligen Plaudereien wachhält: es ist die vom Talent beherrschte Form, die flotte, fließende Sprachbehandlung und die schlichte, nie in Übertreibung und Mache verfallende, sondern sich immer in der Bahn des Lebenswahren und Naturechten bewegende Darstellung der Vorgänge und Charaktere. Von vielen Seiten war eine starke Hoffnung auf Fulda gesetzt worden, er werde nach der komischen Seite hin dem Drama neue Wege ebnen. Nach dem, was der Dichter in den letzten Jahren geboten, war diese Hoffnung nicht unberechtigt. Erscheint es sonach auf der einen Seite befremdend, daß Fulda nach dichterisch-wertvollen Schöpfungen in diesem Lustspiel bescheidener gegen sich geworden ist und sich an einem bloßen Unterhaltungsstücke genügen ließ, daß er nach der Schöpfung eines Lustspiels mit tieferm Sinn und höherm Wert kein Verlangen trug und weniger künstlerischen Ehrgeiz entwickelte, als man es bei einem denkenden Geiste erwarten darf, so verrät uns andererseits das Stück, daß Fulda doch wohl die von mancher Seite gepriesene dichterische Kraft, ein deutsches modernes Lustspiel aus unserer Zeit heraus zu erzeugen, nicht besitzt. Die oben ausgesprochene Hoffnung Vieler dürfte sonach kaum in Erfüllung gehen. Die „Jugendfreunde“, die wohl in der Gegenwart und bei Berlin spielen, könnten ebenso gut vor Jahrzehnten und bei Wien oder Weimar spielen, und durch diese Ort- und Zeitverschiebung würde der Charakter des Stückes nicht zu leiden haben, woraus zur Genüge hervorgeht, daß man dem Lustspiel keinen bestimmten, ausgeprägten Stil nachsagen kann. Da auch dem Thema des Stückes und den Figuren keine nennenswerte Eigenart und Gedankentiefe anhaften, so ist auch in dieser Hinsicht der dramatischen Arbeit kein allzuhoher Kunstwert eigen. Daß man dem Stück trotzdem nicht ohne Sympathie und Wohlwollen gegenübersteht und es mit Behagen liest, liegt in dem schon angedeuteten gefälligen, leicht ansprechenden Humor und in der harmlosen Liebenswürdigkeit, die dieses Unterhaltungsstück mit warm belebendem Odem durchströmt.

4. Hermann und Thusnelda. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Wilhelm Hille. Braunschweig, Wagnersche Hofbuchhandlung. 1898. 8. 2 M.

Wilhelm Hille hat den viel bearbeiteten Gegenstand nochmals behandelt, und wie gleich von vornherein gesagt sein möge, mit Geschick. Kleists Diktion und poetische Kraft erreicht Hille nicht, aber es ist ihm gelungen, das Wirken Hermanns vor der entscheidenden That in das rechte Licht zu setzen, wobei allerdings Hermanns Charakter noch schlechter als anderswo wegkommt. Hille stellt ihn als Schlaukopf erster Sorte hin, dem jedes Mittel recht ist, sei es durch Betrug, sei es durch Lüge, Varus und die Römer zu stürzen. Es mutet nicht gerade angenehm an zu lesen, wie Varus dem Cheruskerfürsten sein volles Vertrauen und seine volle Liebe entgegenbringt und von ihm unausgesetzt betrogen wird. Der Selbstmord des Varus erscheint hier weniger als ein Akt der Verzweiflung wegen der verlorenen Schlacht im Teutoburger Walde, als vielmehr die That eines Unglücklichen, der sich dort grausam verraten sieht, wo er Liebe und Vertrauen suchte. Noch mehr werden wir gegen den jungen Cheruskerfürsten dadurch eingenommen, daß er von Thusnelda verlangt, sie soll ihren römisch gesinnten Vater Segest im Schlafe erdolchen, damit er nicht der Befreiung Germaniens im Wege stehe. Selbst wenn man mit den zum Teil barbarischen Anschauungen jener Zeit rechnet, erscheint das Verlangen Hermanns, seine Braut zur Vatermörderin zu machen, so ungeheuerlich, daß man diesen Zug in Hermanns Gesinnung kaum versteht, selbst wenn man annimmt, der Dichter habe damit sagen wollen, daß Hermann die Befreiung des Vaterlandes vom römischen Joche über alles ging. Das wären die Merkmale, die in Hilles „Hermann-Dichtung“ gegen andere Bearbeitungen am auffälligsten hervortreten. Im übrigen folgt er den bekannten Vorgängen nach der geschichtlichen Überlieferung. Die Ausarbeitung des Stoffes verdient Anerkennung, eine Reihe wirksamer Scenen fesselt beim Lesen, und gut erfundene charakteristische Vorgänge geben eine treffliche Schilderung der Zustände im Römerlager und in den deutschen Gauen. Was nicht immer anspricht, ist die Sprache, ihr fehlen zumeist Tiefe und Schönheit sowie Kraft und Schwung, und dieser Mangel macht sich gerade in einem vaterländischen Stücke recht bemerkbar, in dem die Flamme der Begeisterung lodern und die Wärme patriotischen Empfindens glühen soll. Die Quinare machen oft den Eindruck, als sei der Sprache Gewalt angethan worden und als habe das trockene Nachdenken des Wissenden und nicht das Pathos der dichterischen Seele gesprochen.

5. Frau Sonne. Komödie in einem Aufzuge von Paul Renner. Berlin, Verlag der Theaterbuchhandlung, Eduard Bloch. 1898. 8. 1 M.

Paul Renner entwirft das Gemälde eines glücklichen Familienlebens, in das ein junger Schriftsteller Baumann, ein früherer Freund der jungen Frau, die er stets seine „Frau Sonne" nannte, um zu kennzeichnen, welche Licht- und Wärmeerscheinung sie für ihn war, plötzlich tritt und friedenstörende Wolken heraufzubeschwören scheint. Das Gefühl ihres häuslichen Glückes wurzelt aber so fest in Charlotte, und das Bewußtsein, daß Gatte und Kind die echtesten Stützen ihres Seelenfriedens sind, wie die Empfindung, daß der Seelenzustand und die Gedankenwelt des Jugendfreundes ihr nicht mehr recht zusagen wollen, sind so unerschütterlich, daß an eine Störung gar nicht zu denken ist. Das Stück ist mit viel technischer Fertigkeit gearbeitet und mit poetischem Empfinden durchgeführt. Mit Feinheit sind die Scenen zwischen den Eheleuten und zwischen Charlotte und dem Freunde entworfen, namentlich ist die Stimmung beim ersten Wiedersehen des Dichters Baumann und seiner „Frau Sonne" sicher getroffen. Die Eifersucht des Gatten wird gut gekennzeichnet und seine Heilung ist mit prächtigem Humor durchgeführt. Die Charakterzeichnung verrät gleichfalls viel Können. Der Dichter Baumann ist zwar zu wenig männlich, es geht ein weichherziger, kleinmütiger, unklarer Zug durch sein Wesen, der nicht sehr für ihn einnimmt, desto heller aber die Gestalt der ziel- und selbstbewußten, nach Überwindung mancher Not von der Freude am Leben gekräftigten Charlotte erscheinen läßt.

6. Anno dazumal. Ein deutscher Schwank in drei Aufzügen von C. Gottfried Reuling. Berlin, Verlag der Theaterbuchhandlung, Eduard Bloch. 1898. 8. 2 M.

Das Stück hat der Humor in eigenster Person aus der Taufe gehoben. Wie Reuling die alte Bürgergarde, als sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in vielen deutschen Reichsstädten ihr Wesen trieb, bei der die Zunft- und Handwerksmeister nebenbei Offiziere waren, mit köstlichem Witz und unverfälschter Naturtreue schildert, so stellt er das Thun und Treiben der bürgermeisterlichen Standespersonen und der Gerichtsbarkeit in ihren Schwächen höchst belustigend dar. Vom Anfang bis zum Schluß ist dieser Schwank aus der seligen Bürgergardenzeit belustigend und unterhaltend. Sein Inhalt ist wie bei den meisten derartigen Stücken sehr einfach. Der Ratsbuchbindermeister Winkelhuber, der nebenbei Major der Bürgergrenadiere ist, stellt seinem Mündel Gretchen nach, das aber ein Liebesverhältnis mit dem Sohne Fritz hat, der nur Geselle und schlichter Jäger bei der Bürgergarde ist. Wie diese beiden Klingsbergs, zu denen sich noch ein dritter Freier gesellt, um die kleine Schöne werben, und wie diese Liebesaffaire zur Haupt- und Staatsaktion anwächst, wie die beteiligten Bürger ihren militärischen Rang gegeneinander ausspielen, wie vor dem stadträtlichen Gericht Fritz, der in seinem Liebeseifer den Wachtposten vor dem Stadtthor schnöde verließ, abgeurteilt wird und wie er schließlich die ganze Ratsgesellschaft narrt, alles das ist samt einer Reihe bezeichnender Episoden ganz köstlich geschildert. Man wird den harmlosen Schwank, der die Tage von „Anno dazumal" mit ihren altväterischen Bräuchen und absonderlichen Sitten, mit ihren steifbürgerlichen Gestalten und naiven Anschauungen im heitern Gewande einer gefälligen Komik schildert, gern auf der Bühne begrüßen.

7. Im Hörselberg. Lustspiel in vier Akten von Joseph Merkl. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 1898. 8. 1 M. 80 Pf.

Joseph Merkl hat eine ganz nette Geschichte erdacht, die aber Geschichte geblieben und kein Bühnenstück geworden ist. Um die verschiedensten Personen zusammenführen zu können, hat er den internationalen Boden eines Badeortes zum Schauplatz der Handlung gewählt, und um diese — ein verschlungenes Verlobungs- und Heiratsgetriebe — interessant zu gestalten, sind ihr allerlei moderne Züge beigegeben worden. Das Hauptmotiv ist folgendes: Ein junger Mann hat einen Roman „Im Hörselberg" geschrieben, in dem er gleichsam den Tannhäuser und seine benachbarte Verwandte, eine junge Witwe, bei der er viel verkehrt, die Frau Venus spielt. In der Familie und Gesellschaft macht das Buch, in dem allerlei moderne Ideen von freier Liebe und dergleichen spuken, ungemeines Aufsehen, und der Verfasser des Romans unternimmt es sogar, diese Idee der freien Liebe mit einem romantischen Mädchen in die Wirklichkeit zu übersetzen. Der ganze Vorgang nimmt sich jedoch wie eine Spielerei aus. Das Stück ist in der vorliegenden Form gar nicht zu gebrauchen, der Inhalt ist unklar dargestellt und durch lange Reden (eine zählt 160 Druckzeilen!) und endlose Dialoge bis zur Ermüdung breit gezerrt; von der Technik des Dramas hat der Verfasser keine Ahnung, und auch mit der Zeichnung der Charaktere verfährt er sehr willkürlich. Das Stück verläuft bis auf einige gelungene Scenen und satirische Wendungen, die Auswüchse des modernen Gesellschafts- und Kunstlebens geißeln wollen, ziemlich interesselos.

8. Spinnenmund. Lustspiel in vier Aufzügen von Rudolf Braune. Roßla (Harz), R. Braunes Verlag. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

Bei dem Stück fällt die flüssige Dialogführung auf, die auf dem Geschick des Verfassers beruht, den Stoff gut zu verteilen und die Dialoggruppen — selbst wenn fünf bis sechs Personen in den Dialog eingreifen — klug zu verknüpfen. Weniger glücklich ist Braune in der Durchführung der Handlung gewesen, die oft mit Umständlichkeit weiter geführt und durch Breiten in ihrer dramatischen Wirksamkeit geschwächt wird. So ließe sich in jedem Aufzuge eine Reihe unwesentlicher Auseinandersetzungen (z. B. über Lavater und Gall) streichen, der dritte und vierte Akt aber ganz zusammenziehen. Man würde ein unterhaltenderes

Stück gewinnen, zumal der Vorwurf an sich nicht berufen ist, Stoff für vier umfangreiche Akte abzugeben. Es handelt sich um ein wenig Familien- und Gesellschaftsklatsch, der bald zum Guten ausgeht, um ein wenig Zank im Hause, dem bald die Versöhnung folgt, und um die Werbung Vieler um Eine. Der Hauptscherz ist die Beseitigung der Freier bis auf den erkorenen Gatten. Hierbei erfährt man auch, was ein Spinnenmund ist. Einem Freier wird erzählt, die Schöne habe einen Spinnenmund, d. h. ihr Kuß wirke wie der Stich der Spinne auf das gefangene Insekt. Die Leute in diesem Stück, in dem sich viel Läppisches aufhäuft, glauben alles und lassen sich alles gefallen, sie lachen zur Gesellschaft anderer mit und werden verdrießlich, wenn es dem Nachbar dient. Der Versuch, das Stück in ein und demselben Zimmer spielen zu lassen, hat die unangenehme Folge, daß man den Eindruck eines Taubenschlages hat und aus der Verwunderung über das ungenierte Kommen und Gehen der Personen nicht herauskommt. Die Bezeichnung Lustspiel ist ganz und gar verfehlt, Schwank würde eher zu billigen sein.

9. Die Fürstin hat es geschrieben. Lustspiel in drei Aufzügen von Karl Wiegand. Leipzig, Oswald Mutze. 1897. 8. 2 M.

Karl Wiegand hat sich in den letzten Jahren durch mancherlei epische und dramatische Arbeiten hervorgethan. Zu größern Erfolgen hat er es zwar noch nicht gebracht, aber er schreitet tapfer vorwärts, und dieser Mut ist auch zu loben. Das vorliegende Stück bedeutet einen entschiedenen Fortschritt gegen die letzten im Druck erschienenen Stücke. Vor allem ist die Sprache gehaltvoller und angemessener und der Inhalt mit Geschick gegliedert, auch verfolgt man den Verlauf der Handlung mit einiger Spannung. Wie der junge Dr. Wickingen als dramatischer Dichter zu Ruhm und Ehren kommt, weil die Theaterverwaltung in der Meinung befangen ist, die Fürstin habe das von ihm verfaßte Stück geschrieben, das ist recht unterhaltend entwickelt. Dabei treten die Personen mit Deutlichkeit hervor, ja man kann eine zielbewußte Charakterisierung verfolgen. Auch manche zeitgemäße Betrachtung über unsere Bühne und über unsere Zeit, die der Ideale so ziemlich bar ist und nur des Lebens Prosa huldigt, ist eingeflochten. Vieles ist zwar noch in dilettantischer Manier zu novellistisch, breit und theatralisch gehalten; aber Wiegand wird, wenn er noch einfacher, knapper und mit mehr Beobachtung des wahrhaft Dramatischen schreiben wird, auch diese Fehler überwinden.

10. Der Kampf ums Dasein. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. Von Alphons Langer. Leipzig, G. Körner. 1898. 8.

Er, Dr. Arthur Wendler, ist Docent für Chemie, und sie, Gertrud Heinze, studiert Chemie in Zürich, beide haben den Kampf ums Dasein aufgenommen, und neben beiden auch Gertruds Tante, die verwitwete Geheimrätin Rispler, bei der die jungen Leute in der Ferienzeit wohnen und die sich noch durch journalistische Arbeiten einige Groschen verdienen muß. Diese drei Menschen, zu denen sich noch zwei, eine Art Vorsehung für Wendler, ein jüdischer Agent, und ein Druckerei- und Zeitungsbesitzer, gesellen, charakterisieren jenen Daseinskampf nach verschiedenen Seiten. Zu einem tiefen Erfassen des Themas kommt es jedoch nicht, es wird mehr oder weniger nur gestreift, und das Hauptinteresse richtet sich auf das entstehende Liebesverhältnis zwischen Wendler und Gertrud und auf das Verhältnis zwischen der Geheimrätin und dem Druckereibesitzer. Bald entpuppen sich diese beiden Personen als Gertruds Eltern, die das Geheimnis bis jetzt zu wahren wußten. Die Geheimrätin weist Dr. Wendler, als er um Gertruds Hand bittet, schroff zurück, er verschwindet auf Nimmerwiedersehen, und Gertrud ist im Handumdrehen wahnsinnig geworden. An dem Stück ist wenig, das wahrhaft künstlerisches Arbeiten verrät; der Verfasser hat zu wenig verstanden, die Vorgänge, namentlich die seelischen, zu vertiefen und das sensationelle Element zu mildern. Auch die Charaktere sind so mangelhaft gezeichnet, daß es schwer hält, aus dem Gegebenen sich eine klare Vorstellung von diesen Menschengestalten zu machen. Die Führung der Scenen und die Bearbeitung des Dialogs verraten aber doch einiges Talent, und wenn Langer aufmerksamer seine Stoffe durchdenken und überlegter die Figuren behandeln wird, dürfte es ihm nicht schwer fallen, bessere Arbeiten zu liefern.

Georg Irrgang.

Feuilleton.

Von unserm Mitarbeiter Dr. Edmund Lange, Hilfsbibliothekar an der Greifswalder Universität, erschien soeben im Verlage von Julius Abel in Greifswald unter dem Titel „Die Greifswalder Sammlung Vitae Pomeranorum alphabetisch nach Geschlechtern verzeichnet", ein stattlicher Band von 27 Bogen, der für die Geschichte von vielen hundert vor allem pommerschen, mecklenburgischen und schwedischen Familien von großem Interesse ist. Die Sammlung, auf die er sich bezieht, umfaßt jetzt 167 Bände teils in Folio, teils in Quart und enthält sehr reiches biographisches Material der allerverschiedensten Art, auch vieles handschriftliche, meist aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, über Tausende von Personen aus den genannten Ländern. Für einzelne Geschlechter umfaßt es ganze Bände. Vorangeschickt sind eine Einleitung, die über Entstehung und Inhalt der Sammlung und über die Einrichtung des Verzeichnisses unterrichtet, sowie ein Verzeichnis der Abkürzungen. Die Drucklegung des Werkes, das eine auch kulturgeschichtlich interessante Sammlung allgemein zugänglich macht, ist ermöglicht worden durch Subventionen des preußischen Kultusministeriums, des pommerschen Provinziallandtags und der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde zu Stettin.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 42.

Leipzig, 20. Oktober 1898.

Vom modernen Drama.

II.

Das Milieu des ältern bürgerlichen Dramas und das des neuern ist, wie wir gesehen haben, so ziemlich dasselbe. Ibsen, Hauptmann und Sudermann sind wie Lessing, Schröder, Iffland bürgerliche Dramatiker; betrachten sie auch ihren Stoffkreis von wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten aus, die Enge des Gesichtskreises ist ihnen gemeinsam, und den Theoretikern des ältern und des neuern bürgerlichen Dramas ist der Glaube gemeinsam, daß sie der Natur näher stehen, weil sie den Schein der Natürlichkeit über alles stellen. Edgar Steiger*) begegnet sich in seiner „Zwickauer Dramaturgie", dem Produkte eines unfreiwilligen Aufenthaltes im Zwickauer Landesgefängnisse, in seinen theoretischen Grundanschauungen mit manchen Forderungen Merciers, aber er endet in seinem widerspruchvollen Buche eigentlich mit der Negation dessen, was er erst laut und enthusiastisch gepriesen hat. „Wir haben ihn mit allen Ehren bestattet — aber nun sei es genug! Der moderne Stimmungsmensch ist tot. Lassen wir ihn schlafen! Er schlief ja schon, während er lebte! Wir aber wollen unsere rauschenden Fahnen entrollen und mit klingendem Spiel ihm entgegeneilen, dem fröhlichen Erben des traurigen Verstorbenen, dem Helden der Zukunft, unter dessen mächtigen Schritten der Boden erdröhnt, dem Thatmenschen des neuen Jahrhunderts, der von seinem Vorgänger die neuen Augen und die feinen Nerven und den nach innen gewendeten Blick geerbt, aus der Tiefe der gärenden Volkskraft aber die Lebensfreude und die Hoffnung und den Mut und die Kraft und die Selbstherrlichkeit geschöpft hat, die jauchzend zu sterben weiß und im Tode zu siegen!" Der langen Rede, einer charakteristischen Stilprobe der „Zwickauer Dramaturgie", kurzer Sinn ist wohl der: Mit dem Stimmungsmenschen, dem innerlich unfreien Produkt des ihn umgebenden Milieus ist es nichts, er hat nur die Sehnsucht nach dem Thatmenschen geweckt, der das Milieu zu meistern versteht, weil er es beobachten gelernt hat. Nachdem man sich lange genug damit begnügt hat, zu betrachten, wie das Individuum von der Gesellschaft, von der wirtschaftlichen Lage beeinflußt wird, wünscht man nun wieder Individuen zu sehen, die beeinflussen, die handeln. Der Zeit der Schwäche soll die Zeit der Mannbarkeit folgen. Gewiß wird man diese Wendung oder zunächst freilich noch den Wunsch nach dieser Wendung, die aufdämmernde Erkenntnis nur mit Genugthuung begrüßen können, aber es entsteht doch die Frage, war denn der Stimmungsmensch des modernen Dramas wirklich der Inbegriff der Menschlichkeit des zu Ende eilenden 19. Jahrhunderts, oder war er nur das Spiegelbild des von Eindrücken und Sensationen beherrschten und hin und her geworfenen Stimmungsdichters, der in dem Wahne, ein objektives Weltbild zu zeichnen, doch nichts anderes zu geben vermochte als einen unfreiwilligen Reflex seiner eigenen subjektiven Schwäche? Wäre unsere Zeit so feminin, so charakterlos, wie sie im Drama unserer Modernen sich spiegelt, woher sollte sie die Kraft nehmen, nun auf einmal Thatmenschen zu gebären? Mir scheint die Sache so zu liegen: Steiger hat nicht unrecht mit seinem Paradoxon: Der moderne Stimmungsmensch schlief schon, während er lebte. Ganz versenkt in ästhetische Studien, dem Ideal eines äußerlichen Naturalismus nachjagend und doch im wesentlichen darauf angewiesen, die Welt in dem engen Spiegel seines Ichs zu betrachten, verlor er die Fühlung mit der

*) Das Werden des neuen Dramas. Von Edgar Steiger. Erster Teil: Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. Zweiter Teil: Von Hauptmann bis Maeterlinck. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 10 M.

ihn umgebenden Welt, von der er nur die Äußerlichkeiten erhaschte und der er nur seine eigene Seele gab, nicht erkennend, daß es eben nur die seinige war.

Wir sind weit entfernt davon, den Gewinn, den uns der moderne Naturalismus gebracht hat, zu verkennen. Gewiß hat er uns schärfer sehen gelehrt, aber doch nur mehr äußerlich als innerlich. Alles Zusammentragen von frappanten Details, von documents humains bildet noch keinen Charakter, es mag den Schein der Wirklichkeit bis zu einem sehr hohen Grade der Illusion gewähren, künstlerisches Leben aber kann erst von einem starken, selbstschöpferischen Genius aus geschaffen werden, und diesen selbstschöpferischen Genius vermissen wir bei den Menschen konstruierenden, wenn auch mit äußerstem Raffinement, aber doch konstruierenden Ibsen, Hauptmann und Genossen. Eine lebendige Schilderung des Milieus mag den Gestalten den Schein einer großen Natürlichkeit geben, zu selbständigem Eigenleben kommt jedoch durch das Milieu keine Gestalt, wenn sie es nicht besitzt. Es ist wohl keine Frage, daß an solchen lebensvollen Gestalten das ältere bürgerliche Drama, so sehr es auch in Nebensächlichem unsern anspruchsvoller gewordenen Wirklichkeitssinn unbefriedigt lassen mag, eine weit reichere Fülle aufzuweisen hat als das Drama der Modernen, ganz abgesehen davon, daß der ausgeprägt männliche Charakter des ältern bürgerlichen Dramas dem deutschen Wesen auch der Gegenwart weit mehr entspricht als der weibische Grundzug des modernen Dramas. Gewiß ist auch die Bewegung der Aufklärung, der Emancipation des dritten Standes, die sich im ältern bürgerlichen Drama getreulich widerspiegelt, eine viel klarere, viel zielbewußtere, als die, deren Spiegelbild das moderne Drama ist.

Verhältnismäßig einfach ist die sittliche Tendenz der Dramen Ibsens, in so wunderliche Formen er sie auch bisweilen kleidet. Auch Steiger, der den größten Teil des ersten Bandes seiner Dramaturgie Ibsen widmet, verkennt das nicht; der Untertitel dieser Abteilung: „Die dramatische Gesellschaftskritik“, zeigt deutlich den Sinn und das Endziel der Ibsenschen Dramen, wenigstens derer der modernen Periode an. Das Individuum kritisiert die Gesellschaft von den beiden für Ibsen allein ausschlaggebenden Gesichtspunkten der Wahrheit und der Freiheit. Diese ethischen Nebenzwecke beherrschen Ibsen so sehr, daß er der Lebensfülle seiner Gestalten weit weniger Wert zumißt als dem, was mit ihnen und durch sie bewiesen werden soll. Daher ist auch seine künstlerische Technik trotz allen Strebens nach realistischen Wirkungen eine durchaus idealistische, wie das schon wiederholt, unter anderm von Hanstein in seinem Buche über Ibsen als Idealist nachgewiesen worden ist. Im übrigen liegt keine Veranlassung vor, auf Steigers Ibsen-Studien des nähern einzugehen, weil sie trotz vieler feinsinniger Bemerkungen im wesentlichen Neues nicht bringen und infolge des Umstandes, daß sie den Romantiker Ibsen ganz übergehen, das Gesamtbild seiner dichterischen Persönlichkeit nicht erschöpfen. Auch Steigers Ausführungen über Hauptmann und Maeterlingk, denen sich noch eine ganze Reihe von kürzern Bemerkungen über die Jüngsten unter den Jungen anschließen, können hier nicht eingehend untersucht werden; es genügt zu bemerken, daß sie im allgemeinen an der einzelnen Erscheinung haften, zu deren Verständnis viel hübsch Gedachtes beibringen, in keiner Weise aber dazu angethan sind, in der Fülle der Bilder aufzuweisen, was sie eint. Steiger bekennt sogar mit rühmlicher Offenheit, daß ihn die Fülle der Bilder verwirrt, wie den Besucher einer modernen Kunstausstellung, und ohne Zweifel stehen wir Zeitgenossen den Jüngsten noch zu nahe, um einen überragenden Standpunkt für die Betrachtung zu gewinnen.

In eine Reihe von Einzelstudien, zu denen man das geistige Band suchen muß, zerfallen auch Hans Sittenbergers „Studien zur Dramaturgie der Gegenwart“*), von denen zuerst die über das dramatische Schaffen in Österreich erschienen sind. Von Edgar Steiger unterscheidet sich H. Sittenberger sehr zu seinem Vorteil durch die Gediegenheit und Besonnenheit seines Urteils, durch seine Unbefangenheit, durch die Gründlichkeit seiner kritischen Untersuchung, durch die Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, die jeder tönenden Phrase aus dem Wege geht, während Steiger gern in Worten, Hypothesen und Paradoxen schwelgt. Spricht sich auch Sittenberger kaum irgendwo über den Standpunkt aus, von dem aus er die Erscheinungen betrachtet, so gewinnt man doch im Laufe seiner Untersuchungen, zumal der an positiven Bemerkungen so reichen über Anzengruber, ein ziemlich klares Bild seiner ästhetischen Grundanschauungen, die auf die Forderung eines gesunden, innerlich wahren und lebensvollen Realismus hinauslaufen. Von diesem Standpunkte aus übt er an dem Schiller-Epigonen Nissel strenge, im allgemeinen aber gerechte Kritik aus, zeigt er, wie er sich durch das Problem, das er sich gestellt, zur Konstruktion und zur Unnatur fortreißen ließ, wie er sein reifstes Werk: „Heinrich der Löwe“, schuf, indem er eine fest umrissene, scharf individualisierte Gestalt realistisch zu fassen und festzuhalten suchte. Es ist jedenfalls sehr verdienstlich, an einem fast tragisch anmutenden Beispiele einmal gezeigt zu haben, wie verderblich nicht kongenialen Geistern das Wandeln in den Spuren des Dramatikers Schiller zu werden vermag. Wie bei der Besprechung der Hauptwerke Nissels, so hält Sittenberger auch bei der Betrachtung der andern Wiener Dichter, der Mosenthal, Prechtler und Weilen, Hamerlings und Saars, Doczis, Wartenеggs, Franz Keims, Ebner-Eschenbachs u. a. m. den Zusammenhang des Kunstwerks mit der Bühne immer scharf im Auge. Zu sehr absprechenden, im wesentlichen aber wohl zutreffenden Urteilen gelangt er bei der Besprechung der modernen Richtung in Wien, wobei ganz der Sache entsprechend Schnitzler, der Dichter des Märchens, der Liebelei, Dörmann und David noch am besten weg-

*) München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1898. 8. 7 M.

kommen. Bei aller seiner Kritik verfährt Sittenberger nicht dogmatisch, er sucht überall in den besondern Geist des Kunstwerks einzudringen, seinen Organismus klarzulegen und etwaige Widersprüche, die es in sich birgt, aufzuweisen, das ganze Werk aber prüft er dann auf seinen Gehalt und mißt seinen Wert an der Lebenswahrheit und der Tiefe der Auffassung, die aus ihm spricht. Voll scharfer Ironie ist seine Gesamtcharakteristik des jungen Wien, seine Kunst, überall etwas anzulernen, abzusehen, seinen Subjektivismus, seine nervöse Eindrucksfähigkeit, seine Koketterie und Selbstbeäugelung, seine Eitelkeit, sein Hinüberschielen nach der Renaissance, zu deren Nachahmung die energische Kraft, die reiche Natur fehlt, seinen Hang zum Doktrinarismus, seine weichliche, beschauliche Willens- und Thatenlosigkeit. Gleichwohl besitzt Sittenberger ästhetisches Feingefühl genug, um den eigentümlichen Reizen einer so dekadenten Poesie, wie z. B. Schnitzlers „Anatol", mit vollem Verständnis nachzugehen, und selbst der Allerweltsfaiseur Hermann Bahr wird sich über einen Mangel an redlichem Willen, für seine excentrische Figur ein Centrum zu finden, nicht beklagen dürfen. Mit sichtlicher Vorliebe aber verweilt Sittenberger bei Anzengruber, in dessen Schaffensweise er mit schmiegsamem Talent der Anpassung hineingesehen hat, so daß er wohl im Stande ist, uns im Geiste in die Genesis seiner Dichtungen zu versetzen. Mit Recht aber setzt er, was dem Forschenden als Resultat absichtsvollen Denkens und Grübelns erscheinen könnte, auf die Rechnung eines instinktiv schaffenden starken schöpferischen Talents, dem der Realismus als die adäquate Form des Ausdrucks seines schöpferischen Willens fast unwillkürlich zu Gebote stand. Von der eindringlichen Art seiner kritischen Analyse, die stets aus dem Geiste des Kunstwerks schöpft, lehrt vor allem, was er über den „Pfarrer von Kirchfeld", über das Verhältnis der einzelnen Personen zueinander und zum Ganzen sagt. Mit Recht betont er im fernern Verlaufe seiner Beobachtungen, daß die Moral in Anzengrubers Werken niemals eine aufgeklebte Etikette ist, daß sie vielmehr unaufdringlich, aber mit zwingender Notwendigkeit aus dem Konflikt sich ergiebt, und wie der Dichter es stets verschmäht hat, ihr zu Liebe die Wahrheit und Echtheit der Charaktere anzutasten. Bei der überzeugenden Kraft dieser Ausführungen kann man es nur bedauern, daß Sittenberger es nicht versucht hat, durch Vergleiche der verschiedenen dichterischen Verfahren, z. B. eines Nissel und eines Anzengruber, allgemeingültige Grundsätze zu gewinnen und zugleich die eine Kunst durch die andere scharf zu beleuchten. Bei der halb zufälligen Gruppierung des Stoffes zersplittert sich doch die Betrachtung in eine Fülle von Einzelheiten, die zerstreuen und daher auch leicht ermüden. Dem Kenner der besprochenen Werke aber wird es Freude machen, an Sittenbergers Urteilen die eigenen nachzuprüfen oder zu korrigieren. Dem Dramaturgen wird vieles geboten, dagegen dem Litterarhistoriker, wie ja Sittenberger selbst bekennt, sehr wenig. Immerhin wird man dem nächsten Bande der Sittenbergerschen „Studien zur Dramaturgie der Gegenwart" mit Interesse entgegensehen und nur dem einen Wunsche Ausdruck geben, er möge die Mühe nicht scheuen, den kommenden Studien sei es in einer Einleitung, sei es in einem Nachwort eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Gesamtresultate seiner Studien in litterarhistorischer und in ästhetischer Hinsicht beizufügen.

Leonh. Lier.

Zur Länderkunde.

1. Ein Ausflug nach Kiau-Tschou. Vortrag, gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, von Franzius, Geh. Oberbaurat. Mit 1 Karte von Ostasien und der Kiau-Tschoubucht. (Deutsche Kol.-Gesellsch., Abteil. Berlin-Charlottenburg. Verhandlungen 1897—98, Heft 3). Berlin, Dietr. Reimer. 1898. 8. 1 M.

Franzius unternahm im Frühjahr 1897 im Auftrag der Reichsregierung eine Fahrt nach China, um die Kiau-Tschoubucht auf ihre Brauchbarkeit für Hafenanlagen zu prüfen und zugleich über die Ausführbarkeit von Eisenbahnen in das Hinterland ein sicheres Urteil zu gewinnen. Es geschah dieser Schritt, noch ehe der Vertrag mit China wegen Überlassung eines Landesteils abgeschlossen war, um eben für die betreffenden Verhandlungen zuverlässige Grundlagen zu haben.

Über den Verlauf und das Ergebnis dieser Reise nach China hat dann Franzius nach seiner Rückkehr in einer Versammlung der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft Bericht erstattet. In dem engen Rahmen eines Vortrags giebt er uns eine klare Charakteristik von Lage und Bedeutung unserer jüngsten Erwerbung sowie auch ein anschauliches Bild von Land und Leuten jenes Gebiets. Trotzdem wir in der jüngsten Zeit in wissenschaftlichen und politischen Blättern zur Genüge über die Kiau-Tschoubucht unterrichtet sind, dürfte die kleine Schrift doch jedem zu empfehlen sein; denn sie enthält den Bericht eines Augenzeugen, der als Techniker namentlich über die Aussichten für die Entwicklung dieser Bucht als Hafen ein beachtenswertes Urteil zu fällen vermochte. Darin liegt der besondere Wert des Schriftchens. Über die Bedeutung der Bucht als Hafen äußert Franzius: „Die Bucht bildet zwar eine ausgezeichnete Reede, doch müssen die eigentlichen Hafenanlagen, wie in allen solchen Fällen so auch hier, noch geschaffen werden." Interessant ist auch die kurze Schilderung der Eindrücke, welche das Land bei seinem Betreten auf den Vortragenden ausübte. Es ist das vielleicht die erste authentische Darstellung

unsers Gebiets, die uns nach der Erwerbung geboten wurde.

Das Urteil, das Franzius über die Zukunft der Bucht fällt, ist übrigens ein außerordentlich günstiges. Er ist davon fest überzeugt, daß Kiau-Tschou sich schnell und kräftig entwickeln werde. Diese Ansicht teilen auch nach seiner Mitteilung alle Europäer, die in Ostasien leben.

2. Ostasiatische Wanderungen. Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea von Ernst Oppert, Verfasser von „Ein verschlossenes Land". Stuttgart. Strecker u. Moser. 1898. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Ereignisse der letzten Jahre in Ostasien haben in Deutschland ein berechtigtes Interesse für Land und Leute jener fernen Gegenden erweckt. Es entstand ein lebhaftes Verlangen nach einer bessern und gründlichern Kenntnis von Ostasien, als sie bisher im allgemeinen vorhanden war. Dieses Verlangen rief naturgemäß eine umfangreiche Litteratur hervor. Alle, welche China oder Japan aus eigener Anschauung kannten, fühlten sich veranlaßt, ihre Erfahrungen und Erlebnisse dem wißbegierigen Publikum mitzuteilen. Und wir verdanken dem Umstande jetzt eine stattliche Reihe von Büchern, die uns eigentlich erst gezeigt haben, wie dürftig unser Wissen von Ostasien ist. Einmal bewegen sie sich inhaltlich oft in sehr starken Widersprüchen, und sodann sind es vielfach Darstellungen und Schilderungen aus Zeiten, die 30—40 Jahre zurückliegen, gerade als ob wir erst durch solche Erzählungen aus der Vergangenheit für die gegenwärtigen Verhältnisse vorbereitet werden sollten.

In der That ist das auch erforderlich. Die ostasiatische Frage können wir nur ganz erfassen, wenn wir sie bis in ihre ersten Anfänge hin verfolgen. Diese fallen aber in die Zeit der gewaltsamen Erschließung Chinas hinein. Weiter ist aber auch zur richtigen Beurteilung der jetzigen Verhältnisse in China und Japan eine genaue Kenntnis der jüngsten Geschichte fast unentbehrlich. In solcher Erwägung müssen wir auch das vorliegende Buch willkommen heißen, obwohl es zum größten Teil Erzählungen und Berichte von Ereignissen bringt, die um mehrere Jahrzehnte zurückliegen. Die einzelnen Abschnitte sind zum Teil früher schon in Zeitschriften veröffentlicht gewesen. Aber sie bieten jetzt in ihrer Zusammenstellung neues Interesse.

Der Verfasser führt uns in seinem Buch jedoch nicht bloß nach China und Japan. Gleich der erste Abschnitt behandelt Korea in Vergangenheit und Zukunft. In spätern Abschnitten kommen wir nach Indien, und auch eine australische Erinnerung wird uns mitgeteilt. Wenn man diese liest, weiß man allerdings nicht recht, was sie mit den ostasiatischen Wanderungen zu thun hat. Der Titel ist überhaupt nicht gut gewählt. Man vermutet darunter ganz etwas anderes, als thatsächlich geboten wird. Gleichwohl können wir das Buch mit gutem Gewissen den Lesern empfehlen. Es ist ein sehr spannend geschriebenes Buch, das uns bei dem Lesen dauernd fesselt und uns wirklich Unterhaltung und auch Belehrung bietet. Höchst zeitgemäß ist auch ein Abschnitt über Kiau-Tschou — der Verfasser schreibt Kiautchau — beigefügt, in dem das Vorgehen der deutschen Regierung mit lobenden Worten gutgeheißen wird und Anweisungen gegeben werden für die Wege, welche bei der weitern Machtentfaltung Deutschlands in China zu beschreiten sind.

3. Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Heco (Tokio). Nach dessen Originalaufzeichnungen bearbeitet, übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Ernst Oppert, Verfasser von „Ein verschlossenes Land". Stuttgart, Strecker u. Moser. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein Japaner giebt in diesem Buche Erinnerungen aus seinem Leben. Sein Leben war viel bewegt. In frühester Jugend wird er von seinem Vaterlande nach Nordamerika verschlagen. Dort lernt er die Welt kennen und wird so zu einem erfahrenen Manne, der zurückgekehrt in seine Heimat nun die dortigen Verhältnisse mit ganz andern Augen anschaut, als es seine Landsleute thun. Dadurch erhalten seine Darstellungen einen besondern Wert. Wir bekommen eine Charakteristik des japanischen Volkes und japanischer Verhältnisse von einem Eingeborenen, der aber im Auslande seine letzte Erziehung erhalten hat. Die Schilderung wird darum getreuer und gründlicher, als sie uns irgend ein Reisender geben könnte, und sie wird auch gerechter und wahrer als die eines Japaners, der die Welt nicht kennen gelernt hat.

Noch ein anderer Umstand macht das Buch wertvoll. Der Verfasser ist bei seinen Irrfahrten mit vielen einflußreichen Männern des In- und Auslandes in persönliche Berührung gekommen, sodaß er über die politischen Verhältnisse, namentlich seines eigenen Vaterlandes, außerordentlich gut unterrichtet war. Dazu kommt noch, daß seine Lebenserinnerungen sich bis in die Zeit der völligen Abgeschlossenheit Japans erstrecken. Wir erhalten so aus seinen Erzählungen und Ausführungen ein sehr klares Bild der neuern Geschichte des Reiches, während welcher sich die gewaltigen Umwälzungen vollzogen, die es aus völliger Unbekanntschaft zu einer achtunggebietenden Weltmacht erhoben. Das Buch läßt uns die Vorgänge vielfach in einem ganz neuen Lichte erscheinen, es ist aber vor allem auch dazu angethan, uns ein gerechteres Urteil über das japanische Volk einzuflößen, als es die meisten Deutschen hegen. Man unterschätzt heute vielfach geradezu die Bedeutung des japanischen Volkes, dem trotz aller seiner Fehler und Mängel doch in Anbetracht dessen, was es geleistet hat, wohl Achtung gebührt.

Die Darstellung selbst hat die Form einer Lebensbeschreibung. Aber der Verfasser begnügt sich nicht mit der bloßen Aufzählung und Schilderung seiner eigenen Erlebnisse, sondern berichtet auch über alle Ereignisse von Bedeutung, von denen er sichere Kenntnis erhalten, sodaß das

Ganze also mehr eine Geschichte seiner Lebenszeit ist, wie wir oben bereits andeuteten.

Außerordentlich fesselnd ist die Erzählung von der Irrfahrt auf dem Meere; der Verfasser war als ganz junger Mensch von seinem Onkel auf eine Seefahrt mitgenommen, ein Sturm brachte das Schiff aus dem Kurs, und nun trieb es 50 Tage ziellos auf dem weiten Ocean umher. Als das Schiff dem Anprall der Wogen schon zu erliegen drohte, wurde es von einem nach Amerika fahrenden Dreimaster aufgefunden. Der Kapitän nahm die Schiffbrüchigen freundlichst auf und brachte sie nach San Francisco. Die Schilderung nun dieser ganzen Begebenheit ist darum so reizvoll, weil ja diese Japaner noch nie andere Menschen und andere Fahrzeuge gesehen hatten. Alle Einrichtungen auf dem Schiffe kamen ihnen wunderbar und zum Teil auch unheimlich vor. Namentlich trauten sie lange den fremden Menschen nicht, hielten sie sogar für Menschenfresser, zumal als sie gesehen hatten, wie der Koch ein Schwein schlachtete. Es dünkt fast unglaublich, daß noch vor 50 Jahren den Japanern die Welt so fremd gewesen sein kann.

Ernst Oppert hat sich gewiß ein Verdienst dadurch erworben, daß er uns das interessante Buch durch Bearbeitung und Übersetzung der Originalaufzeichnungen zugänglich gemacht. Er hat dem Buche eine recht belehrende Einleitung beigefügt, in der dieser treffliche Kenner ostasiatischer Verhältnisse vieles über das gegenwärtige Japan ausspricht, was wir Deutschen und auch unsere Regierung wohl beherzigen sollten.

4. Karawanenreise in Sibirien. Von Kisak Tamai aus Japan. Mit Anhang. Weltreise mehrerer Japaner über Sibirien vor 100 Jahren. Berlin, Karl Sigismund. 1898. 8. 3 M.

Auch bei den Japanern regt sich jetzt, nachdem das Reich dem Weltverkehr erschlossen ist, die Reiselust. Und auch in diesem heiligen Inselreich giebt es Leute, die vor dem modernen und bequemen Reisen in Salondampfern und Eisenbahnen das ursprüngliche Reisen in landesüblichen Vehikeln trotz aller Schwierigkeiten und Strapazen vorziehen. So ist unser Verfasser von seinem Heimatlande nach Berlin, dem „Herzen Europas“, nicht über den Ocean, sondern „bald zu Schiff, bald in der pfeilschnellen Tarantaß, bald auf Schusters Rappen, bald mit dem schnaubenden Dampfroß, bald in nur allzugemächlichem Tempo im Karawanenschlitten über das unwirtliche Sibirien und Rußland gereist. Er hat dazu anderthalb Jahre gebraucht; in dieser Zeit hat er einen Weg von gegen 20 000 Kilometer zurückgelegt.

Als die interessanteste, aber auch anstrengendste und schwierigste Strecke seiner Reise bezeichnet der Verfasser die Fahrt im Karawanenschlitten von Irkutsk bis Tomsk. Sie wurde mitten im Winter, vom 7. Dezember bis 5. Januar, ausgeführt, zuweilen bei der furchtbaren Kälte von — 50°. Den 1800 Kilometer langen Weg legte er in dreißig Tagen zurück.

Diese Fahrt hat er in dem vorliegenden Buche nach seinen Tagebuchsaufzeichnungen geschildert. Vorausgeschickt ist der eigentlichen Reisebeschreibung ein einleitender Abschnitt über das Verkehrswesen in Sibirien, von dessen Bedeutung und Ausdehnung wir doch im allgemeinen wenig Vorstellung haben. Am Schluß seiner Schilderung teilt uns der Verfasser einige Zahlen darüber mit. Nach einem Bericht in den „Sibirischen Nachrichten“ waren vom 1. bis 20. Januar 1894 gegen 19 000 Schlitten zum Ost- und Westthor von Tomsk hineingefahren. Das beträgt für den Tag gegen 1000 Schlitten. Die Karawanen bestehen gewöhnlich nur aus 50—70, zuweilen aber auch aus 200 bis 300 Schlitten oder Wagen. Ein Schlitten trägt in der Regel 5 Theeballen von je 3—5 Pud, also von 50 bis 80 Kilogramm Gewicht.

Der Verfasser reiste mit einer ziemlich stattlichen Karawane von 225 Schlitten. Die Strapazen, die er aushalten mußte, waren zum Teil furchtbar, was bei der riesigen Kälte wohl begreiflich ist. Aber der Reisende schildert uns seine Erlebnisse gleichwohl in schlichter, einfacher Sprache, nirgends thut er sich etwa groß mit dem, was er geleistet hat. Das berührt äußerst angenehm. Es liegt etwas Frisches und Kindliches in dem ganzen Unternehmen, wie auch in der Beschreibung desselben. Man würde dem Verfasser gern noch weiter gefolgt sein. Freilich, die Tagebuchform sollte er dann lieber aufgeben. Schon durch die geschilderten dreißig Tage hindurch ermüden die Tagebuchblätter etwas. Es ist auch manches aufgezeichnet, was weniger interessant erscheint. Aber man darf auch nicht verkennen, daß gerade die an Ort und Stelle gemachten Notizen der Darstellung Wahrheit und Lebendigkeit geben. Außerdem umfaßt die Schilderung ja nur wenig über hundert Seiten, die sich schnell und leicht lesen.

Die Gegend, welche der Verfasser bereiste, war nach den Berichten der Historiker seit der Begründung des japanischen Reiches, d. h. seit 2553 Jahren, noch von keinem Japaner zur Winterszeit betreten. Genau vor hundert Jahren waren zwar einige schiffbrüchige Japaner ebenfalls durch Sibirien gereist, aber sie legten den Weg mit der Tarantaß zurück. Von jener Reise ist uns ein Tagebuch erhalten, von dessen Inhalt uns der Verfasser in einem Anhange das Wichtigste mitteilt. Dieser Reisebericht bietet außerordentlich viel Interessantes. Vor hundert Jahren kannten ja die Japaner noch nichts von der Welt, nur mit den Holländern standen sie in Verkehr. Damals war es aber Japanern bei Todesstrafe verboten, ins Ausland zu reisen, ein Gesetz, das noch bis zur Mitte unsers Jahrhunderts galt. Überdies war vor hundert Jahren eine Reise um die Welt überhaupt noch ein Ereignis.

5. Antarktis. Von Dr. Karl Fricker. (Bibliothek der Länderkunde, herausgegeben von A. Kirchhoff und R. Fitzner.) Erster Band. Berlin, Schall u. Grund. 1898. 8. 5 M.

Im Vordergrunde des geographischen Interesses steht gegenwärtig die Antarktis, das Gebiet um den Südpol.

Es ist heute der dunkelste Teil unserer Erde. Eine Fläche unbekannten Landes, fast so groß wie Europa, breitet sich um den Südpol aus. Zahlreiche wichtige geographische und namentlich geophysische Probleme harren dort der Lösung. Auf allen Gebieten der Wissenschaft gähnt den Forscher eine weite Lücke entgegen, sobald er sich den antarktischen Regionen zuwendet. Immer mehr aber hat sich dieser Mangel in unserer Kenntnis von der Erde nachteilig geltend gemacht, ist das Bedürfnis nach einer Entschleierung jener ins Dunkel gehüllten Gebiete hervorgetreten. Seit Jahren rüsten sich denn auch viele Kulturnationen zu entscheidenden Unternehmungen, die uns endlich die ersehnte Aufklärung bringen sollen. Auch in Deutschland wird unter der Führung Georg Neumayers an der Vorbereitung zu einer solchen antarktischen Expedition mit Eifer gearbeitet, und die Vertreter der Wissenschaft bemühen sich, in den weitesten Kreisen des Volkes durch belehrende Vorträge und Veröffentlichungen das Interesse für diese Expedition zu wecken. In diesen idealen Bestrebungen werden sie vortrefflich unterstützt werden durch das Erscheinen des Werkes von Karl Fricker über die Antarktis. Mit bewunderswertem Fleiß hat dieser Forscher alles Material zusammengetragen, das uns die bisherigen Entdeckungsreisenden geliefert haben, und die vereinzelten Berichte und Schilderungen zu einem Ganzen vereinigt, in dem uns zwar noch ein sehr unklares, aber in seinen charakteristischen Linien schon recht deutliches Bild von der südpolaren Natur entgegentritt. Aber gerade bei diesem Versuch einer zusammenfassenden Darstellung zeigt es sich erst so recht klar, wie viel wir in Wirklichkeit noch nicht wissen, wo neue Entdeckungsreisende ihre Kraft einzusetzen haben, aber auch auf welchem Wege sie am ersten zu Erfolgen gelangen können. Fricker hat dieser Frage nach der Zukunft der antarktischen Forschung ein besonderes Kapitel gewidmet, mit dem er sein Buch beschließt, in dem er also gewissermaßen die Quintessenz seiner Studien giebt. Eingeleitet wird das Buch durch eine Bestimmung von Lage und Grenzen der Antarktis. Es ist danach am besten gekennzeichnet als das Gebiet, das innerhalb des südpolaren Packeisgürtels liegt. Das allmähliche Vordringen der Menschen in diese Regionen während der Geschichte bildet dann den Inhalt der nächsten Abschnitte. Hier erfahren wir fast zu unserer Beschämung, daß seit den letzten großen Expeditionen mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen ist. Der berühmte Polarfahrer James Cook, der Entdecker des magnetischen Nordpols, war der letzte, aber zugleich auch der bedeutendste antarktische Entdeckungsreisende. Ihm verdanken wir neben dem Franzosen D'Urville und dem Engländer Wilkes die hauptsächlichste Kenntnis von der Südpolarwelt. Auf seinen vielfachen Fahrten gelang es ihm, bis zum 79. Grad polwärts vorzudringen, ein Punkt, der seitdem noch nicht wieder überschritten ist. Auf Grund der Ergebnisse der frühern Expeditionen schildert Fricker in den nächsten Abschnitten die Oberflächengestalt der bekannten Inseln und Landfetzen und versucht auch deren geologischen Aufbau klarzustellen. In den letzten Abschnitten behandelt er dann Klima, Eisverhältnisse, Vegetation und Tierleben. Die Form der Darstellung ist sehr ansprechend und durchaus gemeinverständlich, so daß das Buch wirklich allen interessierten Laien empfohlen werden kann. Der Leser wird sich aber nicht nur am Text erfreuen, die zahlreichen trefflichen Abbildungen werden ihm nicht minder einen Genuß bereiten. Die Bilder sind meist nach Originalen angefertigt, die oft recht schwer zu beschaffen waren und hier wohl zum erstenmal weitern Kreisen zu Gesicht kommen. Die Verlagsbuchhandlung führt mit diesem Buche die Bibliothek der Länderkunde, deren ersten Band es bildet, gut ein, und erwirbt sich mit dem Verfasser zugleich auch ein Verdienst um die antarktische Forschung.

Willi Ule.

Aus der biographischen Litteratur.

Erinnerungen. Die Kindheit. Von Michael von Munkacsy. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 2 M.

Der Künstler, der auf die Leinwand besonders die großen und pathetischen Scenen — die Martern Christi, die letzten Augenblicke Mozart's und den letzten Tag eines Verurteilten — eingetragen hat, spricht in diesem Büchlein unbefangen, wie zu guten Freunden, über sein eigenes Leben, durch dessen erste Jahre er freilich ein schweres Kreuz schleppen mußte. Die Biographie ist auf langen Umwegen zu uns gekommen: Boyer d'Agen bewog den ungarischen Maler, der in Paris lebte, zum Schreiben, Walter Ilges übersetzte das Werk und alle drei kommen in der Einleitung, Vorrede und im Text wieder zu Worte.

Die Gewehre der ungarischen Freiheitskrieger (1848) umknatterten den kleinen „Miska". Er gehörte keineswegs zu den frühreifen Genies, die schon in der Kinderstube die Talente für ihren zukünftigen Beruf verraten. Die ersten künstlerischen Regungen wurden in dem Sechsjährigen merkwürdigerweise durch die väterliche Meerschaumpfeife ausgelöst: „Ihre Farbe war die des Milchkaffees, der Rand begann sich zu bräunen: eine wunderschöne Farbe! — Wenn ich mich ihr nähern konnte, so streichelte ich sie mit der Hand. Hätte ich sie irgendwo verstecken können, ich glaube sicherlich, ich hätte sie gestohlen." Sonst malte der Knabe Figuren, die der Mann nun gewiß viel zu bescheiden im Stil der Handzeichnungen des kleinen Moritz der „Fliegenden Blät-

ter" charakterisiert: „Zwei lange Stecken als Beine, einen Kreis als Körper, einen kürzern Stecken als Hals, einen kleinern Kreis als Kopf und abgespreizte Arme." Der Banditenromantik, die in jeder Kindheit ihre Rolle spielen muß, verfiel der Kleine gelegentlich eines umgeworfenen Tintenfasses, dessen Flut sich so bedrohlich über den häuslichen Schreibtisch ergoß, daß er spornstreichs ins nahe Wäldchen ausriß, um sich einer Räuberbande anzuschließen. „Miskas Hinterteil war an jenem Abend ohne Zweifel blauer als der Tintenfleck auf dem Schreibtisch; — wie man sieht, erinnere ich mich dessen noch ganz gut." Leider wurden die Seinen bald darauf von wirklichen Briganten überfallen, mißhandelt und jämmerlich ausgeplündert. Der früh verwaiste Knabe kam zu seinem Oheim, der ihn bei einem Schreiner in die Lehre that. Miska stellte sich den neuen Beruf nur gar zu enthusiastisch vor: „Mit nackten Füßen durch die Straßen laufen zu dürfen, mit aufgerollten Hemdärmeln und einer Schürze, wie ich es bei den übrigen Lehrlingen gesehen hatte, — diese Aussicht war ganz reizend für mich." Der erste Tag verlief denn auch in lustigster Aufgeregtheit, und in der Nacht gar „konnte ich nicht schlafen, so ungeduldig erwartete ich den folgenden Morgen und die Arbeit in der Werkstatt. Die paar Stunden schienen mir eine Ewigkeit; jeden Augenblick weckte ich meinen Nachbar und frug ihn, ob es immer noch nicht Zeit zum Aufstehen sei. Endlich wurde er ungeduldig und gab mir wütend Antwort: Du wirst das Aufstehen schon bald satt bekommen." — Die Illusionen verflogen denn auch schnell, am Tage mußte Miska Farben reiben und den Dienstboten für Alles spielen, und nachts ward ihm oft genug der Schlaf von den Toten geraubt, wenn spät abends noch ein Nachbar mit dem langen Schilf, auf dem nach der Sitte in Csaba die Größe des Leichnams eingeschnitten ward, anklopfte und einen Sarg bestellte, der zum nächsten Morgen fertig sein sollte: „so hobelten und hämmerten wir bis 3 Uhr".

Das Elend wurde unerträglicher, die Behandlung des Meisters immer roher; Miska aß sein Brot mit Thränen und hatte schlummerlose Nächte. „Den Gesellen, die sich über mich lustig machten, antwortete ich ganz mechanisch: «Ich weine um meine Mutter . . . meine Mutter!» Es ist wahr, ich weinte um meinen Vater und meine Mutter. In diesen Nächten alterte ich um zehn Jahre. Wahrhaftig, das Kind erstarb in mir und der Mann ward geboren."

Endlich war die Lehrzeit beendet; nun ging sein Leben bergan, langsam, aber stetig von guten Menschen dem Lichte zugeführt, die in dem Handwerker das Genie entdeckt hatten. Ein Deutscher, Meister Fischer, gab ihm den ersten Unterricht; mit dem Ungarn Szamossi führte er ein Wanderleben; die beiden lustigen fahrenden Leute warben mit ihrer Kunst um Nahrung und Kleider. „Als Kundschaft hatte ich hauptsächlich Schneiderfamilien. Von einer mußte ich alle Mitglieder, Vater, Mutter und Kinder, für einen Überrock malen; eine zweite lieferte mir die Hose zu denselben Bedingungen. Auf diese Art war ich immer gut gekleidet; nur meine Schuhe waren vom Übel und bildeten in meiner Toilette eine unangenehme Lücke; es gelang mir niemals, einen Schuster zu finden, der gegen sein Porträt ein Paar gute Schuhe austauschen wollte."

Die Schwüle der ersten Kapitel macht ein frischer und fröhlicher Wind, der sich am Schluß erhebt, gar bald vergessen; in keine Akademie gesperrt, lernte der Jüngling das Leben auf den Straßen und im Volke auch unmittelbarer als andere sehen und packen. — Die Biographie ist kunstlos und ohne starke Klanggewürze von einem Manne komponiert, der sich nicht erst noch interessant zu machen braucht. Die religiöse Erziehung ist ganz beiseite gelassen; für Liebesstreiche blieb dem gequälten und immer beschäftigten Knaben vollends nicht viel Zeit; eine stille Neigung, die an der harten Wirklichkeit zu Schanden wurde, zerrann ihm vor den Augen wie eine Luftspiegelung in der Puszta. — Munkacsy prunkt nicht mit seinen Leiden, aber jubelt als echter liebenswürdiger Sanguiniker noch in der Erinnerung übermütig auf, wenn es ihm manchmal auch nur ein wenig besser zu gehen schien. In einem zweiten Bande hat er noch zu erzählen versprochen, wie aus dem kleinen Lehrling und Gesellen ein Meister wurde!

H. Kraeger.

Romane und Novellen.

Würde es sich nicht um einen Namen von gutem Klang handeln, so könnte ich mit einigen Worten abfälliger Kritik zur Tagesordnung übergehen, denn ein unerquicklicheres Buch wie

1. Ins Leben verirrt. Roman von Maria Janitschek. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 3 M.

ist mir schon lange nicht vorgekommen. Ich gestehe aufrichtig, daß ich während des Lesens sogar auf den Gedanken kam, die Verfasserin habe die Absicht, mit der Lauge der Satire unsere modernen Lebensführungen zu schildern, mußte diesen Glauben aber bald aufgeben und mich mit Widerwillen durcharbeiten und zur Überzeugung gelangen, daß Frau Maria Janitschek uns ein Werk biete, welches ein Spiegelbild unserer Zeit, ihrer Lebensauffassungen und Bestrebungen sein will. Da ist sie aber in einem großen Irrtum befangen. Männer wie der Held ihres Romans kommen gewiß vor, kalte, berechnende, ja rohe Naturen —, sollten sie nicht etwa auch in der Zeit existiert haben, als Frau Bertha spann? — aber solche Figuren stellt man nicht in den Mittelpunkt der Handlung, giebt ihnen nicht den

Stempel typischer Erscheinungen. Doch versuchen wir es, das abfällige Urteil zu begründen.

Lorenz Zellner, Sohn einer durch und durch praktischen Mutter, greift, nachdem er einige Semester Universität gehört, zum Wanderstabe und geht nach Wien, um zu erwerben, um eine neue Welt kennen zu lernen. „Greif zu" ist sein Losungswort. Auf einem ungarischen Gute, nahe der österreichischen Grenze, braucht man jemand, der eine alte Bibliothek in Ordnung bringen soll. Auf dem Schlosse lebt eine hübsche junge Witwe, Baronin Somoghi; sie hat von der Außenwelt nichts gesehen und lebt wie Dornröschen vom Zauber der Romantik eingeschlossen. Er kommt hin, die jugendliche Schöne verliebt sich auch sterblich in den modernen Streber, und er sebst fühlt sich von dem sie umgebenden Zauber angeweht, eben nur angeweht. Das wäre nun soweit gut, und die Baronin Somoghi ist auch brav geschildert und bildet, ihr Schloß und ihr ganzes Sein, so unwahrscheinlich die Schilderung von A bis Z auch sei, den einzigen Ruhepunkt in der ganzen Geschichte. Wir glauben ernstlich nicht, daß eine im Westen Ungarns lebende Magnatin so wenig von der Außenwelt weiß; wir schütteln bedenklich das Haupt über das Gänschen von einer Heldin, der der Fremdling erklärt: „In den letzten zwei Jahrzehnten hat das Leben die wunderbarsten Phasen durchgemacht. Man bedarf keines Holzes mehr zum Kochen, sondern brät auf Gasherden; man beleuchtet mit elektrischem Licht und spricht zueinander vermittelst eines dünnen Drahtes, so daß einer auf Hunderte von Meilen die Stimme seines Freundes vernehmen kann", bei welcher Auseinandersetzung Illona von Somoghi in ihrem naiven Erstaunen einem Kinde glich. (Die Baroninnen von Westungarn werden sich bei der Verfasserin bedanken!)

Die Bibliothek ist endlich in Ordnung; ein Teil derselben soll der Bücherei der Cistercienserpatres in Preßburg zum Geschenk gemacht werden. Für eine eventuelle zweite Auflage gestatte die Verfasserin die Bemerkung, daß es in Preßburg keine Cisterciten giebt, ja solche „Klosterbrüder" überhaupt nicht gab.

Unser Mann der Zukunft, der hier übrigens ein prächtiges Feld für seinen Thätigkeitsdrang gefunden hätte — er brauchte die junge Baronin nur zu heiraten und ihre Herrschaft allen Anforderungen des modernen Wirtschaftslebens entsprechend auszunutzen —, unser Mann der Zukunft, dem eine solche Lösung jedenfalls zu spießbürgerlich erscheint, geht auf das Walzwerk des Herrn Farkas, und bleibt so in der Nähe Dornröschens. Die gekränkte Frau folgt ihm dahin nach und hofft durch ihre Liebe Eindruck auf Lorenz zu machen; freilich ist das wieder recht unmodern und hausbacken. Sie wird von ihm nichts weniger denn liebenswürdig empfangen und behandelt, ja, sie muß zu der Überzeugung kommen, daß der Mann der That auch nach dem alten Spruche zu handeln im stande wäre: „Wer das Weib nicht prügeln kann, das ist kein braver Mann!" Das arme Dornröschen, nun vollends aus dem Liebestraum gerüttelt, flüchtet nach einer solchen Scene in das Walzwerk:

Sie tritt in die Halle ein und vor eine Maschine hin, vor die größte, deren erzene Zähne die Träger durchschneiden. Ihre Hand streckt sich gebieterisch nach dem dahinsausenden Rade aus. Es muß stehen bleiben, damit die Nebenbuhlerin nicht den Sieg gewinnt. Ein herbeieilender Arbeiter will die Wahnwitzige zurückreißen; aber schon hat sie voll lachender Wut und übermenschlicher Kraft die Speichen umklammert. Und die Zukunft nimmt sie zwischen ihre eisernen Arme, hebt sie hoch und schleudert sie der Vergangenheit hin, die den Schleier wohlthuenden Vergessens über ihr Kind breitet.

Damit ist der 196 Seiten umfassende Roman erzählt, und er erweckt im Leser, wie ich schon eingangs erwähnt, die Frage: wollte die Verfasserin mit der Allegorie des Kampfes zwischen Vergangenheit und Zukunft zugleich eine Satire der letztern bieten? Das wäre ihr gelungen, aber in der unerquicklichsten Weise von der Welt. Der Sieg der Brutalität über das Schöne kann hier schon aus dem Grunde nur abstoßend wirken, weil eine Versöhnung der beiden Gegenfüßler so leicht geworden wäre. Hat die Verfasserin jedoch aus Überzeugung den Sieg modernen Lebens schildern wollen, dann ist ihr Werk absolut mißlungen, denn modernes Leben bedeutet nicht ausschließlich Roheit oder Brutalität — das wäre traurig! Mit solchem Zweifel sollte der Leser ein Buch nicht aus der Hand legen.

Dem Werkchen

2. Käthe, Ich und die Andern. Neue Erfahrungen und Erlebnisse aus junger Ehe. Von Manuel Schnitzer. (Zweiter Band von Käthe und ich.) Berlin, Friedrich Schirmer. 1898. 8. 4 M.

kam es in jeder Beziehung zu gute, daß ich es nach „Ins Leben verirrt" las. Der Verfasser hat absolut keine fin-de-siècle-Allüren; ein sonniges, heiteres Gemüt, ein liebenswürdiger Humor sind seine treuen Begleiter, und wenn ich ihm an dieser Stelle mit warmem Danke bestätige, daß mir einzelne Kapitel seines Buches beim herzlichen Lachen sogar die Thränen aus den Augen lockten, so wird er zufrieden sein. Möglich, daß der Erfolg solcher Bücher in der Gemütsarmut unserer Zeit zu suchen ist, aber ein Faktum bleibt dieser Erfolg doch; mehr als das verlangt der Verfasser ja auch nicht, denn er glaubt ja selbst nicht, daß er eine litterarische That ausgeführt.

Und nun zu einem Werke, von dem ich behaupten darf, daß ein großer Teil ernster Kritiker schon nach dem Lesen der ersten hundert Seiten es mit Recht beiseite gelegt und ein abfälliges Urteil ausgesprochen hätte:

3. Glück wider Willen. Von Gräfin Julia Quadt. Zwei Bände. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 1897. 8. 5 M.

Die Verfasserin reiht das voluminöse Werk in keine Kategorie; aber man kann es ganz gut einen pädagogischen Roman nennen. Wenn ich, trotzdem der Stil das Fahr-

wasser der Schablone und Mittelmäßigkeit selten verläßt, trotzdem die speciell katholisch-religiöse Tendenz sich auf Schritt und Tritt in unerfreulichster Weise vordrängt, trotzdem die Aufzählung von Erziehungsprincipien, die Erläuterungen von Erziehungsproblemen und deren Resultaten fast zwei Drittel der beiden Bände füllen und namenlos ermüden — wenn ich trotzdem den Roman nicht mit zwei kurzen abfälligen Zeilen abthue, so liegt der Grund darin, weil ich die Verfasserin für eine kreuzbrav fühlende, mit ihrer Religiösität nicht nur flunkernde, sondern im tiefsten Innern überzeugte Dame halte, die hier aus ganzer Seele ihr bestes Wollen geboten hat, freilich ohne das nötige Können als poetisches Angebinde von den Musen erhalten zu haben. Und der Grundzug des Werkes wäre doch so sehr interessant: ein junges, genial angelegtes Mädchen, der Musik mit jeder Fiber ihres Wesens ergeben, wird durch mißliche Familienverhältnisse in die Erzieherlaufbahn gedrängt. Welche Perspektive! Aber der Kampf wird nur hier und da in Worten ausgekämpft, und schließlich verpufft das Ganze — es verpufft. Ich kann mir kaum vorstellen, daß es einen so geduldigen Leser giebt, der im Stande wäre, diese beiden Bände zu Ende zu lesen. Vom zweiten habe ich mindestens zwei Drittel ausgelassen — hier blieb mir auch meine Gewissenhaftigkeit als Kritiker den Dienst schuldig; ich gestehe es aufrichtig ein. Alles hätte sich gut in einen Band drängen lassen. Und „Glück wider Willen" nennt die Verfasserin den Roman? Ist das ein so großartiges Glück, daß die Heldin nach einer Reihe von Leidenstagen endlich Gottesbraut wird, auf alles, alles, selbst auf ihre Liebe verzichtet? — Trotz alledem möchte ich Lehrerinnen das Buch zum Lesen anempfehlen; es kostet — obwohl zwei Bände stark — sehr wenig, und sie werden manches darin finden, was sonst in pädagogischen Lehrbüchern nicht enthalten ist, freilich viel werden sie auch überblättern können. Auch wünsche ich allen Erzieherinnen eine solche Prinzipalin wie Gräfin Antfeld; vielleicht finden sie eine — die Welt ist groß. Die religiösen Verzückungen der Verfasserin nehmen leider zu großen Raum ein, und dem eingefleischtesten Pädagogen wird der Geduldfaden reißen, wenn er ganze Seiten über Beichte und Communion lesen soll und wenn des Betens kein Ende ist. Guter Wille, warme Herzenstöne und doch öde, sehr öde!

Eine Erlösung nach solcher Lektüre bietet

4. Fata Morgana. Roman von E. Werner. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. 1896. 8. 6 M.

Wenn zur Zeit, als E. Marlitt noch lebte, über diese und E. Werner gesprochen wurde — beide waren ja die beliebten „Gartenlaube"-Schriftstellerinnen —, dann wurde bei ernstern Lesern das Urteil gewöhnlich so formuliert: E. Marlitt hat nie jene Kraft erreicht wie E. Werner in „Glück auf" und „Am Altare". Richtig. Seit diesen zwei Romanen hat sich E. Werner bisher nicht zur frühern Höhe emporgeschwungen; in vorliegendem Roman hat sie stellenweise wieder etwas von der alten Kraft gezeigt. Nicht als ob hier ein Buch von besonderer Tiefe geboten worden wäre, aber dem Lesebedürfnisse, besser dem Unterhaltungsbedürfnisse ist sie hier im bessern Sinne des Wortes gerecht geworden. Sie führt uns einmal hinaus aus den engen Schranken europäischer Verhältnisse; wir sind in Kairo. Die Schilderung des dortigen Lebens, des raschern Pulsschlages unter den Einflüssen der Sonne des Südens, alles ist ihr ebenso gelungen, wie die Zeichnung der Landschaft und der Menschen in dem Alpenkurorte Kronsberg, der später die Bühne für die Abspielung der stellenweise dramatisch bewegten Handlung bildet. Im Mittelpunkte stehen die beiden Freunde Sonneck und Reinhart, die als berühmte Afrikaforscher auftreten. Sie beide halten die Fäden der immer spannenden, immer sich anziehend entwickelnden Handlung. Ich muß hier eines Umstandes tadelnd erwähnen, nämlich daß der ältere Genosse das Weib zum Altar führt, welches der jüngere mit allen Fasern seiner Seele liebt und von dem er wiedergeliebt wird. Das ist gesucht, weil es fürs erste viel zu wenig motiviert wird, und fürs zweite nur zur Belebung und Steigerung der Handlung geschieht, dadurch aber zum Schlusse das ganze Werk auf das Niveau der Leihbibliotheksware herabdrückt.

5. Aus dem Sonnenflimmern. Novelletten von Wanda von Bartels. Leipzig, Ed. Avenarius. 1898. 8. 4 M.

Dieses Buch ist wohl das erste selbständige Werk der Verfasserin, die dadurch kennen gelernt zu haben ich mich aufrichtig freue. Ihr erstes Buch — das schließe ich nur aus dem Umstande, daß Frau Sophie Patakys verdienstvolles „Lexikon deutscher Frauen der Feder" der Frau Wanda von Bartels nur als Mitarbeiterin von Zeitschriften gedenkt; aber wir erfahren zugleich, daß die Schriftstellerin die Gemahlin des Münchener Professors Hans von Bartels ist, der ihr zu dem litterarischen Erstlinge eine schöne Titelvignette gezeichnet hat. Wer des Malers Bild „Mondnacht am Zuidersee" gesehen hat, der kommt zur Überzeugung, daß hier zwei kongeniale Naturen sich zum Ehebunde vereinigten; sie gestalten die gleichen Gebilde ihrer dichterischen Phantasie, er mit dem Pinsel, sie mit der Feder. Er mag stolz auf seine in und mit Worten malende Eheliebste sein, denn „Schippertje's erste Fahrt", „Der Pfingststurm von 1860" und „Maartje" sind Kabinettstückchen der schildernden Kunst. Manchem Leser wird vielleicht die Einkleidung dessen, was erzählt wird, nicht ganz entsprechen, aber, was sie sagt und wie sie es sagt, das ist immer packend, mit festen und geschickten realistischen Strichen gezeichnet und in eine prächtige Stimmung getaucht. Wir werden der Verfasserin hoffentlich noch oft und dann wohl wieder so gern begegnen wie diesmal.

Karl Schrattenthal.

Aus der schwäbischen Dialektdichtung.

Karl und Richard Weitbrecht. Schwôbagschichta. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1897—8. 8. 1. Sammlung (neue Ausgabe der „Gschichta-n ausm Schwôbaland"), 1. Heft: 's Burgamoischters Hansjörg. Von Karl Weitbrecht. Jez isch a'-so! Von Richard Weitbrecht. 80 Pf. 2. Heft: A' Geschicht aus -em Schurwald. Von Karl Weitbrecht. D' Stadtjompfer. Von Richard Weitbrecht. 60 Pf. — 2. Sammlung (neue Ausgabe von „Nohmôl Schwôbagschichta"), 1. Heft: Hear muaß Oine! 's End vom Liadle. Von Richard Weitbrecht. Wa' -mers übermacht. Von Karl Weitbrecht. 80 Pf. — 3. Sammlung (neue Ausgabe von „Ällerhand Leut"), 1. Heft: Der fromme Wilhelm. Aber der Jubel! Von Richard Weitbrecht. 1 M. 2. Heft: Môrom au? Blöckesköpf. Von Richard Weitbrecht. 80 Pf.

Die vorliegenden Schwabengeschichten der Brüder Weitbrecht sind nichts als Neuausgaben älterer Sammlungen. Da sie jedoch eine gute und gesunde Lektüre bilden, so darf man diesen Anlaß wohl benutzen, um ihnen ein Geleitwort auf ihren neuen Lebensweg mitzugeben. Die Verlagshandlung hat in handlichen, hübsch ausgestatteten Heften je 2 bis 3 Erzählungen zusammendrucken lassen und dabei den Preis so niedrig gestellt, daß von dieser Seite ein Hindernis für weite Verbreitung nicht vorhanden ist.

Die Brüder Weitbrecht haben die Prosaerzählung in schwäbischer Mundart eigentlich erst begründet. Die Anfänge der schwäbischen Dialektpoesie waren dramatischer Art. An ihrer Spitze steht der joviale katholische Pfarrherr Sebastian Seiler mit seinen Burlesken, der in Karl Weitzmann und andern Nachfolger fand. Der treffliche Gottlieb Friedrich Wagner lenkte dann in die Bahnen des bäuerlichen Charakterlustspiels ein. Weitzmann war zugleich der erste schwäbische Dialektlyriker und brachte diesen litterarischen Zweig in Mode. Johannes Nefflen schloß sich an Wagner an. Er lieferte aber nicht geschlossene Dramen wie jener, sondern dialogisierte Geschichten, wobei er für die verbindende Erzählung fast ausnahmslos die Schriftsprache verwertete. Er liebte es, seinen Schwänken und Schnurren eine tendenziöse Spitze zu verleihen. Er ist in der Hauptsache socialpolitischer Schriftsteller im demokratischen Sinn, und seine Erzeugnisse haben nur kulturhistorische, keinerlei künstlerische Bedeutung.

Ganz anders die beiden Weitbrecht. Bei ihnen steht der epische Zweck im Vordergrunde. Sie haben ferner erstmals nicht nur für die Dialoge, sondern auch für die erzählenden Partien ausschließlich den Dialekt verwendet. Und fast scheint es, als ob sie recht absichtlich jegliche Unterbrechung der Volkssprache vermeiden. Städter werden nur ganz ausnahmweise eingeführt. In „Blöckesköpf" läßt Richard Weitbrecht sogar das gnädige Fräulein stets in indirekter Rede sprechen, nur um nichts Hochdeutsches hereinbringen zu müssen. Ohne Frage gelingt es auf diese Weise den Autoren, einen durchaus einheitlichen Eindruck zu erzielen. Andererseits berauben sie sich dadurch des Vorteils kontrastierender Wirkungen, wie sie durch den Wechsel von Mundart und Schriftsprache gewonnen werden. Bei ihrem System wird eigentlich fingiert, daß ein Bauer der Erzähler ist.

Wie man nun immer über diesen Punkt denken mag, so viel steht fest, daß die Brüder Weitbrecht das schwäbische Volksidiom vorzüglich handhaben. Sie verstehen es, die richtige Mitte einzuhalten. Sie glätten und schleifen den Dialekt nicht so sehr ab, daß er seinen Charakter verliert, aber doch gehen sie nicht so weit, daß, wie bei manchem ihrer Vorgänger, selbst der einheimische Städter sich Rätseln gegenüber sieht. Sie bieten eine unverfälschte, aber doch für höhere litterarische Zwecke tauglich gemachte Volkssprache. Aus den tausenderlei sprachlichen Abarten — hat doch fast jedes Dorf seine Eigentümlichkeiten — ist mit Geschick ein Durchschnitt gezogen. Ebenso zeigen sich unsere Erzähler in der Darstellung und in der Schilderung der ländlichen Bevölkerung maßvoll und verständig. Überall herrscht gesunde Natürlichkeit, nirgends das Streben nach Verfeinerung, nach falscher Sentimentalität. Echte Bauern werden uns vorgeführt, keine Salonschwaben. Saftige Derbheiten werden da, wo sie zur Charakteristik nötig erscheinen, nicht ängstlich gemieden, aber die Weitbrecht haben keine Freude am Gemeinen und Unflätigen, wie es bei Weitzmann, Nefflen und andern der Fall ist.

Sie bewähren sich als ausgezeichnete Kenner des württembergischen Bauernstandes mit seinen Sitten, Gewohnheiten, Charaktereigenschaften. Man spürt es ihren Geschichten an, daß ihnen eigene Beobachtungen, Erfahrungen, Erlebnisse zu Grunde liegen. Bei der Einförmigkeit des bäuerlichen Lebens wie des bäuerlichen Charakters sind die Grenzen für die Erfindung nicht eben weit gesteckt. Innerhalb dieser haben die Verfasser immerhin eine beträchtliche Mannigfaltigkeit zu erreichen gewußt. Ernste und heitere Stoffe lösen einander ab. Der bäuerliche Eigensinn bildet ein wichtiges Thema; er führt wiederholt zu heftigen Konflikten, die bald einen glücklichen, bald einen traurigen Ausgang nehmen. Besonders tragisch wirkt das Motiv in „Wa'-mers übermacht" (Wenn man es übertreibt!). Obwohl das Bäbele ihren Bräutigam, den Heiner, von Herzen liebt, verdingt sie sich doch, um ihn, der früher etwas leichtsinnig gewesen ist, zu prüfen, für ein Jahr in der Stadt und beharrt bei ihrem Vorsatz, in der Zwischenzeit nichts von sich hören zu lassen, trotz schwerer Unglücksfälle, die ihn treffen. Ihre scheinbare Lieblosigkeit stürzt ihn in Verzweiflung und Elend. Er wandert schließlich nach Amerika aus, schifft sich dann wieder todkrank nach der Heimat ein. Sie findet ihn sterbend in einem Londoner Spital, und vor seinem Tode schließen sie miteinander Frieden. In „Jez isch a'- so!" läuft die Feindschaft zweier Bauernfamilien nach Brandstiftung, Schlägerei und Gefängnisstrafe

in eine Doppelhochzeit aus. Ebenso wendet sich in „Blöckles-köpf" die Sache zum Guten: ein Mädchen, das alles Ungemach tapfer über sich ergehen läßt, um ihrem Schatz die Treue zu wahren, zwingt den eigensinnigen Vater zur Nachgiebigkeit. Auch an sonstigen tragischen Vorwürfen fehlt es nicht. In „A 'Gschicht aus -em Schurwald" schießt ein flüchtiger Freiheitskämpfer aus dem Jahre 1849 den Landjäger, der ihn arretieren soll, seinen alten Schulkameraden, nieder. Der Verwundete kommt zwar wieder auf, bleibt aber an der Lunge krank und stirbt bald an der Auszehrung. Zwischen den beiden Männern steht Marie, die Pflegeschwester des einen und die Braut des andern. In „'s End vom Liadle" wird die Heldin, das Sing-Dorle, von einem Ingenieur, der sich eines Bahnbaus wegen längere Zeit im Dorf aufhält, verführt und verlassen, giebt einem Kind das Leben, das bald wieder stirbt, und verliert darüber den Verstand. „Mörom au?" behandelt gar den Selbstmord eines Bauernburschen aus Liebe zu einer verheirateten Bäuerin. Neben dem ernsten Elemente kommt aber auch das heitere zu seinem Recht. Teils werden uns harmlose Genrebilder vorgeführt, wie „Hear muaß Oine!", wo die Bucklinger Bursche der buckeligen Lage ihres Ortes wegen von auswärts keine Frauen bekommen, teils haben die Erzählungen einen satirischen Anstrich, wie „D' Stadtjompfer". Ein überspanntes ältliches Fräulein kommt in ein Dorf, um „das Volk zu studieren", macht in ihr Tagebuch überschwengliche Einträge, verhetzt die jungen Eheleute, bei denen sie wohnt, indem sie der Bäuerin mit den Frauenrechten den Kopf verdreht, und zieht schließlich als Braut des Schulmeisters ab. Der dankbare Stoff ist unterhaltend gestaltet, die Satire aber leider nicht mit der nötigen Schärfe durchgeführt. Als besonders gelungen sowohl in Bezug auf Erfindung als auf liebevolles Ausmalen der Details darf „Aber d e r Jubel!" gelten. Die phantastisch angehauchte Näh-Kätter gewinnt in der Ulmer Dombaulotterie 10000 Gulden, lebt zu Ulm ein paar Tage in Saus und Braus und verliert bei einer Schlittenfahrt den ganzen Gewinn, den sie in Papierscheinen bei sich trägt. Schließlich heiratet ihr Trompeter sie doch noch. Sehr wirksam kontrastiert mit der Heldin deren Schwester, ein nüchternes, braves, kerngesundes Mädchen, dem der wackerste Bauernbursch im Orte zum Lohn wird.

Die vorliegenden Schwabengeschichten sind bis jetzt als etwas Einheitliches betrachtet worden, indessen läßt sich die Physiognomie jedes einzelnen der beiden Autoren unschwer erkennen. Richard Weitbrecht ist auf dem Gebiete der Dialekterzählung weitaus der Fruchtbarere. Von den besprochenen Stücken gehören nur drei Karl Weitbrecht an. Und diese sind knapp, gedrängt, während Richard seine Geschichten breiter anlegt, sich behaglich in Schilderung von Einzelheiten ergeht, die Dialoge weitläufig ausspinnt. Karl erzählt ganz tendenzlos, zweimal baut er seine Handlungen auf großem historischem Hintergrund auf: „'s Burgamoischters Hansjörg" spielt während des letzten Deutsch-Französischen Krieges, „A' Geschicht aus -em Schurwald" im Revolutionsjahre 1849. Richard dagegen liebt moralische Ausblicke, hin und wieder vorsichtige christliche Propaganda, Anspielungen auf Zeitverhältnisse, satirische Seitenhiebe. In „'s End vom Liadle" wendet er sich gegen die Stadtherren, die sich kein Gewissen daraus machen, mit Landmädchen ihr Spiel zu treiben und dadurch ganze Familien ins Unglück zu stürzen. Ebenso klar tritt die Moral, daß nur Arbeit, nicht plötzlicher Reichtum zufrieden mache, in „Aber d e r Jubel!" hervor. In „Jez isch a'- so!" spielt der Gegensatz zwischen alten und neuen landwirtschaftlichen Anschauungen eine Rolle. Der junge Bauer Frieder vertritt die modernen technischen Fortschritte, während der alte Michel zu seinem Schaden zäh am Hergebrachten klebt. Der Verfasser hätte dieses Motiv nur noch stärker herausarbeiten müssen. In „D' Stadtjompfer" wird ferner gegen die modische Dialektpoesie mit ihrer unwahren Sentimentalität ein Ausfall gemacht. Die Geschichten Karl Weitbrechts sind feiner und sorgfältiger ausgereift als die seines Bruders, das psychologische Moment ist nachdrücklich betont. Aber eben darum greift er einigermaßen über das Gebiet seiner Darstellung hinaus. Richards Erzählungen halten sich mehr innerhalb der Sphäre des Dorflebens, sind mehr aus dem bäuerlichen Gedankenkreise heraus gedacht. Und durch Humor verfügt er über reichere Abwechselung, während Karls Erzählungen durchaus auf den ernsthaften Ton gestimmt sind.

Rechnet man alles ineinander, so kann die Lektüre dieser Schwabengeschichten mit gutem Gewissen empfohlen werden. Zunächst den Stammesgenossen selbst. Gerade manchen Gebildeten unter ihnen kann es gar nichts schaden, wenn sie ihre Kenntnis des Bauernstandes bereichern, sich mit den Volkssitten, der Volkssprache vertrauter machen. Dann aber sind diese Erzählungen vermöge ihrer geschilderten Eigenschaften sehr wohl dazu angethan, das Interesse an schwäbischer Dialektpoesie auch über die württembergischen Grenzpfähle hinauszutragen. Bedauerlicherweise sind die sprachlichen Anmerkungen, die doch für jenen Zweck besondere Wichtigkeit haben, recht unglücklich ausgefallen. Nicht nur sind sie zu spärlich, sondern auch in der Auswahl ziemlich willkürlich. Manches, was sich von selbst erklärt, ist berücksichtigt, anderes für Nichtschwaben ganz Unverständliche (z. B. I, 2, S. 152 Tabischta = Pietisten; III, 1, S. 51 allemasch = allez! marsch! = voran!) nicht. Und dann wird überall nur der Sinn der Ausdrücke erklärt, statt daß die Wörter zuerst ihrem Ursprung nach gedeutet werden. Hoffentlich wenden die Brüder Weitbrecht in Zukunft diesen Punkten größere Sorgfalt zu.

Rudolf Krauß.

Neue Lyrik.

1. Die Jugend. Ein Poem von Konstantin Masurin. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann. Mit illustrativem Schmuck von W. Leo Arndt. Berlin, Otto Elsner. 1898. 4. 9 M.
2. Der Demokrit von 1900. Von Johannes Cotta. Leipzig, Robert Friese. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Ins neue Gleis. Bilder und Stimmungen, Gedichte und Anderes. Von Ernst Victor Bunzendahl. Leipzig, P. Friesendahl. 1898. 8. 1 M.
4. Gedichte von Gustav Willgeroth. Wismar, Willgeroth u. Menzel. 1898. 8. 2 M.
5. Aus trüben Tagen. Gedichte von Simon Salomon. Illustriert von Eugène Müller. Paris, Selbstverlag. 1898. 8. 2 M.

Richard Zoozmann ist seit vielen Jahren eifrig auf litterarischen Ruhm bedacht. Seine Bücher haben immer neue Auflagen, und niemand weiß woher. Er sammelt alle Gedichte in einer „Gesamtausgabe", und niemand weiß warum. Denn er ist als Lyriker wenig mehr als ein besserer Dilettant, der mit vieler Gewandtheit täglich einhundert Stanzen aus dem Ärmel schütteln kann. Einst verfügte er über eine achtbare epische Begabung, die über die Tiefe seines Talents täuschen konnte; er hatte die Fähigkeit, nach guten Mustern hübsche Kopien zu liefern. Jetzt hat er ein großes Buch (Nr. 1) veröffentlicht, ein großes Poem. Daß es von einem russischen Schriftsteller Namens Konstantin Masurin herrührt, habe ich bisher nicht gewußt. Ich habe den Namen nie gehört, und die russischen Schriftsteller, die ich befragte, kannten ihn auch nicht. Vielleicht ist Herr Zoozmann diesesmal selbst in den russischen Pelz geschlüpft. Die Ausstattung muß man loben. Prachtvolles Papier, verschwenderischer Druck, und eine Unzahl freilich meist schlecht gezeichneter poesieloser Bilder. . . . Allerdings ist bei einem Buche auch der Inhalt etwas wichtig. Und der ist flach, geistlos, reizlos, langweilig, ledern, poesielos. Ein Jüngling liebt ein Mädchen; sie liebt ihn wieder, als aber ein Fremder ihr sagt: „Ein Herzensirrtum war die erste Liebe!" Ja wohl! sagt da das brave Mädchen und läßt sein Herz übersiedeln. Der Jüngling ist außer sich; er stürzt sich ins Leben, erkennt die Nichtigkeit des Seins, läßt sich vom Tode bekannte Bilder vorspiegeln und stirbt. Das Ganze ist mit einer Philosophie garniert, die direkt aus Zoozmanns gesammelten Gedichten bezogen ist. Wer sich an ihre Tafel setzt, schläft ein oder steht hungriger auf. Und alles in einer scheinpoetischen Sprache, mit einer Hausbackenheit, die einem auf die Nerven fällt: „Die Stunden führen ihren gleichen Tanz; wir werden älter, die Erfahrung macht uns an Verstand reicher." „Ich sterbe jetzt, und andere beginnen heut ein neues Leben." „Versuche nicht, einen Stein zu heben, wenn die Kraft dir fehlt." „Nur der verlängert sich das Leben, der es nicht eigenwillig kürzt. (Philosophie der Wurst!) Ein Weiser sagt (S. 43): „Die Zeit war alles Daseins Uranfang, der Raum ward lange nach ihr erst erschaffen!" (O Kant!) „Zufriedenheit, das höchste Gut auf Erden, ist selten zu erreichen." „Ich sterbe — Haha — ist das ein Wunder? — Nein!" (S. 52). „Lehre sie die Einsicht, daß der Tod die Menschen nicht besucht vor ihrem Ende!" „Es muß ein stetes Wachstum sein auf Erden, auf daß etwas vorhanden ist."

„Unser Jüngling" — so nennt ihn Zoozmann, ist mit Weisheit nicht verwöhnt. Der Autor behandelt ihn auch sonst nicht gut. „Ein altes Weib tritt ihn an." Soll das ein Fußtritt sein? Das alte Bettelweib verschwindet spurlos, „so wie ein Blatt vom Baume todestrunken im Wind hinwirbelnd auf die Erde rauscht".

Johannes Cotta (Nr. 2) hat eine Sammlung komischer, drolliger und humoristischer Gedichte herausgegeben und ihnen den mir unklaren Titel „Der Demokrit von 1900" vorgeklebt. Ein forsches Vorwort ist seinen Freunden Paul Bornstein und Peter Baum gewidmet, worin er sich sehr freut, daß er sein Städtchen Altenburg, wo er herzogl. sächs. Regisseur war, mit der Kaiserstadt Berlin vertauschen konnte. Am Schluß seines Vorwortes zerrt er mich hinein und legt sich dadurch eine böse Falle. „Peter ist das stärkste lyrische Talent der Gegenwart! Ja wohl! Ludwig Jacobowski hat es gesagt und der ist der Mann, das zu beurteilen — hm, mir ins Gesicht hat ers gesagt!" Abgesehen davon, daß es nicht recht taktvoll ist, ein privatim gesprochenes Wort der Öffentlichkeit zu übergeben, so ist seine Darstellung auch sachlich ganz falsch. Ein mir seinerzeit unbekannter Mann Namens Peter Baum sandte mir lyrische Manuskripte ein, und ich erklärte, das sei das Talentvollste, was mir seit Monaten an Manuskripten zugeschickt worden ist.

Daß Cotta mein Urteil so überaus schätzt, ist für ihn sehr böse, denn ich muß sein Buch litterarisch genommen für wertlos erklären. Gereimte Witze, flott erzählte Galanterien, komische Begebenheiten (z. B. „Wie Zahnweh das schönste Rendezvous vernichtet") mögen für Gesellschaften und Vereine zum Vortrag ganz geeignet sein. Sie wirken sogar allerliebst, wenn Cotta selbst Barde und Interpret ist, aber mit der Litteratur, mit der Lyrik gar, hat das leichtgeschürzte Buch nichts zu thun. Wie viel hübsch gereimte Scherze bringen die Witzblätter wöchentlich, und doch ist es sicher, daß sie nur kulturhistorisch Gewicht haben, litterarisch fast gar nicht.

E. V. Bunzendahl (Nr. 3) möchte sich gern ins „moderne" Lager einschleichen, „ins neue Gleis". „Fahren will ich, fahren neue Spur!" singt er in seinem Motto. Als Berliner erwidere ich gut Berlinisch: „Erst können!" Bunzendahl gehört zu der zahlreichen Sorte von Mitläufern, die die Allüren von den Modernen elend abgeguckt haben und schon meinen, ganze Kerle zu sein, wenn sie auf die Phi=

lister schimpfen. Was hat er nicht alles abgeguckt und mit gierigen Fingern zusammengerafft! Zuerst wird „Detlev" per Du angesungen, und wirklich muß Liliencron unter einem Sturzbad von Plattheiten leiden. Dann kommen die „Philister" heran, „Ökonomieverwalter, Doktoren, Gutsbesitzer und andere Philister". Dann kommt der Telegrammstil, mit Punkten und Gedankenstrichen garniert. „So kalt . . . so öde . . . mein Herz — — wie bedrückt! —: Ach! — Ich möchte sterben. — —! —" Reißt man diese zusammengestohlenen Fetzen von seiner Begabung, so entpuppt sich ein Großsprecher, der auf das „große Maul" anderer schimpft und selbst ein Dilettant ist, der sich in den plattesten und charakterlosesten Ausdrücken wohl fühlt: „Süßer Minne pflegen", „minniglich", „es duftete der schöne Mai so süß und wonnesam" u. a. m. Leidenschaftliche Momente besingt der „moderne", „neugleisige" Poet wie folgt: „Ich packe mich wild (!) und zerzause mein Haar, Bin gänzlich meiner Sinne bar, Herr Gott im Himmel! Es wird mir nicht klar: Mein Liebchen liegt auf der Totenbahr." Nicht ohne Humor ist seine „Liebesnacht", „als jeder von uns (?) süßer Minne" pflag. Und dieser geschwollene Größenwahn behauptet in dem Vorwort: „Wir haben noch heute echte Poeten, und nicht bloß — merkt's euch! — Schillern und Goethen!" Gewiß, aber Herr Bunzendahl wird nie dazu gehören, denn sein wertloses Büchlein und seine lächerliche Gespreiztheit, seine Moderntuerei sichern ihm allezeit ein Recht auf den Papierkorb.

Wie bescheiden nehmen sich gegen diese Aufgeblasenheit die „Gedichte" G. Willgeroths (Nr. 4) aus! In neue Gleise wollte Bunzendahl sich stürzen und konnte überhaupt nicht auf Versfüßen gehen; Willgeroth wandelt alte bekannte Wege und in stillem bedächtigen Schritt. Recht ein Philister, aber einer mit deutscher Treue und herzlichem Gefühl. Er pflückt von allen Blumen, die am Wege blühen; er sucht keine besondern und würde sie auch nicht finden. Es thut ihm nichts, daß andere schon die gleichen Sträuße gebunden haben, denn er weiß, daß sie ihn und sein feingesinntes ehrliches Herz erfreuen, als blühten sie zum erstenmal und für ihn allein. Er ist recht ein Poet alten Schlages, voll von alten Motiven und diese in altgewohnten lieben Klängen wiedergegeben: Es war einmal; einst blühte Erika und unsere Herzen schlugen, jetzt ist das Feld öde, und das Glück? Es war einmal — Christabend; Einst Weihnachtsglockenläuten und Kindheitsparadies; o nur einmal noch zum Kinde werden! — Vom Dome klingt Sterbegeläut; wen senken sie wohl ins Grab? Was hat er gelitten? — Der Winter ist so kalt und das Herz klagt um den entschwundenen Mai. — Osterglocken klingen, die Veilchen sind aufgewacht und nun ist der Lenz da. — Am Maientag küßten wir uns; Drossel und Nachtigall sahen uns zu, und ich und du. — Man sieht, das sind Motive und Wendungen, längst gekannt und längst gesungen. Willgeroth hat sie nachempfunden und nichts von eigener Seele und eigenem Empfinden hinzugethan. Manchmal streift sein Sang ans Triviale, aber meist spiegeln sich die alten Liedertypen in seiner reinen Seele so rein wider, daß man sie nicht ungern hört. Für die Lyrik freilich ist der Band ohne Bedeutung.

Simon Salomon (Nr. 5) hat ein ganzes Büchlein Lieder seiner toten Geliebten gewidmet. Ihr Bild ist zweimal im Buche, ein feines schmales Pariser Köpfchen mit großen gefühlvollen Augen und anmutigen Locken. Es ist ein eigen Ding um 120 Seiten Klagelieder. Bei den primitiven Volksstämmen besteht so ein Klagelied aus einer Zeile, die stundenlang wiederholt wird, oder es entwickelt sich zu einem Loblied des Toten. Der moderne Dichter wird beide Motive auch verwenden müssen, aber es gehört starke Kunst dazu, Variationen zu erfinden und echte Töne für echtes Leid zu singen. Salomon ist völlig gescheitert. Er weint, jammert, klagt 120 Seiten lang, und keine Thräne rührt und keine Zeile ergreift. Der schlichte Marterl-Spruch, den man bei Kufstein lesen kann:

> Meinen Augen entschwunden,
> Meinem Herzen ewig verbunden

sagt ebensoviel als jene 120 Seiten mit ihren 1500 Zeilen. „Bei Liebchen würd' ich gesunden" behauptet der betrübte Dichter. „Leb' wohl, mein armer Liebling! Ach, es wär' zu schön gewesen!" (S. 21) singt er treuherzig nach. Und er flucht den Vögeln und der Sonne, weil sie ihm nicht die Nähe des Todes verraten haben. „Erst können", sag' ich wieder. Um seinen ganzen Jammer auszuweinen, singt Salomon: „Fließe, heiße Thräne, fließe, fließe! Fließe nieder auf die starre Erde" (S. 33). Diese wässerige Konstruktion gefiel ihm anscheinend, denn auf S. 37 heißt es: „Weinet nur, ihr Englein, weinet, weinet! Weinet bis ans ferne Weltenende!" Kurz, es ist ein endloses Gejammere, ohne Spur von Poesie, ohne daß der Leser nur einen Augenblick lang seine Seele mitschwingen fühlt. Nicht selten schlägt die Sentimentalität des traurigen Dichters in Komik um. So sah das „Liebchen" — wann wird dieses Heinesche Wort einmal verschwinden? — ihn immer „so treu und bieder (!)" an; schließlich tröstet ihre Erscheinung ihn am Schlusse mit der Plattheit, daß sie ja all seinen Kummer mitfühlt! Ein Büchlein voll gedruckter Thränen; ich gäb's für eine einzige echte.

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

In dem bekannten Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. Br., Leipzig, Tübingen ist in diesen Tagen das erste Heft eines „Archivs für Religionswissenschaft", herausgegeben von Ths. Achelis, Bremen, erschienen. Das Archiv erscheint in Bänden zu je vier Heften im durchschnittlichen Umfang von sechs Bogen und kostet 14 M. pro Band. Der Gedanke eines solchen Unternehmens ist auf dem Boden der Völkerkunde erwachsen, deren Beobachtungsfeld, die Wildstämme, von selbst zu Vergleichen anregt, die sich über den ganzen Erdball erstrecken. Ähnliche, ja gleiche Erscheinungen im materiellen und geistigen Leben der primitiven Völker haben den begeisternden Gedanken einer einheitlichen, gleichsam gesetzmäßigen Entwicklung der menschlichen Ideen und ökonomischen Verhältnisse hervorgerufen. Die Hoffnung aber, den Grund der menschlichen Psyche, des Handelns und Leidens, zu erforschen, regt noch weit mehr zur geistigen Ausdehnung über große Räume an, als der andere Grund, welcher bisher den Forscher veranlaßte, über die engen Grenzen seines Vaterlandes und der nächsten Umgebung (Europa) hinauszugehen — Beeinflussung und Abhängigkeit der Völker untereinander. Erst jetzt stellt sich klar heraus, welche verborgene Idee die erbitterten Kämpfe um die Grenzen und das Wesen einzelner Zweige der Wissenschaft vom Menschen veranlaßte: die allmähliche Erkenntnis, daß das geschichtliche, das rechtliche, das sociale Leben der Völker aus unendlich vielen Einwirkungen auf das Inventar des menschlichen Geistes organisch geworden und nicht nur die mehr oder weniger geordnete Werkstätte genialer Männer und einiger in die Augen fallender Ereignisse sei. Diese Einsicht schließt bereits den Gedanken ein, daß sich jede auf den Menschen bezügliche Forschung über den ganzen Erdball zu verbreiten habe, gleichgültig ob Berührungen zwischen Völkerkreisen vorliegen oder nicht. Für die Entwicklung der Kunst, der Sprache und schließlich der Auffassung des Menschen von sich selbst liegt dieser Gedanke von jeher der Forschung noch näher. Wie erwähnt, ist die Völkerkunde, die Lehre vom primitiven Menschen, berufen gewesen, die überall keimende Idee von einem Bilde der ganzen Menschheit in jedem Wissenschaftszweige auszulösen. Es ist deshalb nur natürlich, daß der Herausgeber des „Archivs für Religionswissenschaft", Dr. phil. Ths. Achelis, ein Ethnologe ist, noch dazu ein solcher, der sich bisher durch zahlreiche allgemeine und vergleichende Arbeiten auf dem Gebiete der Völkerkunde bekannt gemacht hat. Es ist ihm gelungen, über 300 Forscher des In- und Auslandes zu Mitarbeitern zu gewinnen. Wir haben da das erhebende Schauspiel, Ethnologen, Anthropologen und Geographen, Linguisten der indogermanischen Zunge und allgemeinerer vergleichender Richtung, Vertreter der klassischen Philologie und Ägyptologen, Arabisten, Assyriologen und Sinologen, Juristen und Historiker, Theologen und Philosophen strengster Observanz (Kantianer) einträchtig beisammen zu sehen. Es finden sich darunter die klangvollsten Namen, und jedes Land der Erde ist durch einen Specialforscher vertreten. Ob diese Vereinigung nur eine äußerliche, ob der universelle Gedanke, einen Zweig der Wissenschaft vom Menschen einheitlich zu pflegen, in allen diesen Köpfen lebendig ist, die von so verschiedenem Standpunkt aus ihre wissenschaftliche Laufbahn verfolgt haben — diese Entscheidung muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Indessen haben sich Völkerkunde und Sprachwissenschaft, deren Bündnis der Herausgeber vor allem anstrebt, sich schon öfter zum Erreichen desselben Zieles vereinigt, und so ist auch in diesem Falle das Beste zu hoffen. Jedenfalls dürfen wir sicher sein, daß wir es im „Archiv für Religionswissenschaft" mit der Erörterung von Thatsachen zu thun haben werden, nicht mit luftigen Spekulationen, die in Anlehnung an ein paar vielleicht noch schlecht beglaubigte und nicht allseitig verstandene Facta ein Gebäude aufführen. Ja, voraussichtlich und hoffentlich wird die Sammlung des Materials, die gründliche Feststellung der mythologischen Thatsachen bei weitem überwiegen. Dem kühnen Unternehmen wird die Teilnahme der Fachleute und des gebildeten Publikums und damit das Gedeihen hoffentlich nicht fehlen. Heft 1 enthält: Hardy, „Was ist Religionswissenschaft?" Roscher, „Der gegenwärtige Stand der Forschung auf dem Gebiet der griechischen Mythologie". Seler, „Über die Herkunft einiger Gestalten der Quiche-Mythen". Vierkandt, „Philologie und Völkerpsychologie". Brandy, „Die Ranten".

— Der in d. Bl. bereits besprochenen Biographie Treitschkes von Professor Schiemann ist eine zweite gefolgt, die wir gern der Beachtung unserer Leser empfehlen. Sie entstammt der Feder des Professor Dr. Hans Eckerlin und bildet Nr. 11—16 der „Biographischen Volksbücher", die in dem Verlage von R. Voigtländer in Leipzig erscheinen. Während Schiemanns Versuch einer Biographie nur die Lehr- und Wanderjahre Treitschkes zur Darstellung bringt, erstreckt sich Eckerlins Buch über das ganze Leben des Geschichtschreibers des deutschen Volkes und bietet somit für die Erkenntnis seines Wesens und seiner Stellung im Kreise deutscher Historiographen mehr, als das breiter angelegte Werk Schiemanns, dessen abschließender Teil vielleicht erst in Jahren erscheinen wird. Eckerlin hat sich seiner schönen Aufgabe mit großer Hingebung gewidmet; er weiß den Leser zu packen und für seinen Helden zu interessieren, dessen Verlust bei der Eigenart seiner Natur und bei dem nachhaltigen Einfluß seiner sittlichen Persönlichkeit auf die Hörer seiner Vorlesungen geradezu unersetzlich genannt werden muß. Der Sammlung biographischer Volksbücher gereicht Eckerlins Buch zur Zierde, der billige Preis macht jedem Treitschke-Verehrer die Anschaffung möglich, und Referent möchte wünschen, daß es recht viel gelesen würde. Treitschke war in seiner Art ein Heros; konnte er auch zu seinem Schmerze nicht mit dem Schwerte mitkämpfen für Deutschlands Einheit, wie sein Bruder, der sich bei Sedan die Todeswunde holte, so hat er doch mit der Feder gestritten für Deutschen Reiches Ehre wie kein zweiter, und nicht bloß gestritten, sondern auch gelitten. Solche Männer verdienen es, vom nachwachsenden Geschlecht als Heroen gefeiert zu werden; unserer Zeit, die so leicht bereit ist, die machtvolle Wirksamkeit der Persönlichkeit in der geschichtlichen Entwicklung hinwegzuleugnen und alles, was geschieht, aus dem unbewußt wirkenden Drange der großen Masse zu erklären, thut ein gewisser Heroenkultus doppelt not als idealistische Gegenströmung gegen den groben Materialismus, der auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft unter dem zersetzenden Einflusse sociologischer Theoreme sich breit zu machen beginnt. Eckerlins Buch würde in Schul- und Volksbibliotheken am rechten Platze sein; die Jugend verlangt Helden, an denen sie sich erbauen kann, und auch der gemeine Mann liest gern von großen und tapfern Männern, solange ihm nicht durch die Demagogen der Volksversammlungen der gesunde Sinn vergiftet worden ist.

— Ein junger Historiker, Dr. Hermann Barge, hat eine kleine Schrift verfaßt, die sich „Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Anschauungen in Deutschland" betitelt (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung [Th. Weicher], 1898). Er bezweckt mit seinen Ausführungen „nicht eine auf persönlichen Überzeugungen beruhende systematische Darlegung geschichtswissenschaftlicher Anschauungen", beabsichtigt auch nicht, „die Abfolge der Systeme zu besprechen, in denen zu den verschiedenen Zeiten allgemeine Methoden und Anschauungen der Geschichtswissenschaft niedergelegt sind"; er setzt sich nur „eine Aussprache und Kritik über die in der neuern Zeit, vornehmlich im 19. Jahrhundert thatsächlich in der Geschichtschreibung angewandten Methoden" zur Aufgabe.

Indem der Verfasser die Leistungen unserer maßgebenden Geschichtschreiber auf die principiellen Grundlagen zurückführt, auf denen sie sich aufbauen, sucht er in das Wesen ihres Schaffens einzudringen; indem er die Fruchtbarkeit ihrer methodischen Anschauungen für die Forschung prüft, glaubt er einen Maßstab der Beurteilung dafür zu gewinnen, wie weit wir in der Bewältigung der geschichtswissenschaftlichen Aufgaben gelangt sind. Es ist eine fleißige Arbeit, die sich angenehm liest, wenn sie auch dem erfahrenen Historiker, der die Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts durch eigene Lektüre kennt, nicht gerade etwas Neues bietet. Ein Drittel der ganzen Schrift beschäftigt sich mit der Lamprechtschen Geschichtsauffassung, in der Barge nicht bloß einen gewaltigen Fortschritt, sondern die höchste Höhe der Geschichtschreibung unsers Jahrhunderts sieht. Recensent kann ihm hier nicht unbedingt beistimmen, fühlt sich aber auch nicht berufen, in Fragen der Methodologie ein Urteil abzugeben. Lamprechts Geschichtsbetrachtung ist nicht frei von der Einseitigkeit, die neuen Bestrebungen anzuhaften pflegt; im Kampf der Meinungen und Systeme wird nach und nach ein Waffenstillstand geschlossen werden, der zur Versöhnung der Extreme oder doch zu einem Kompromiß führt, der beiden Teilen gerecht wird. Aurea mediocritas wird sich auch hier als der beste Weg erweisen.

— Die ganze, wenn auch noch so vorbildliche Organisation eines so weitschichtigen Unternehmens, wie es Joseph Kürschners Sammelwerk, die „Deutsche Nationallitteratur", historisch-kritische Ausgabe (seit 1884), unter Mitwirkung von Arnold, Balke, Bartsch, Behaghel, Birlinger u. a., insgesamt vierzig namhaften Germanisten und Litterarhistorikern, herausgegeben, ist (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft), bringt es mit sich, daß irgend welche persönliche oder geschäftliche Hindernisse bisweilen das Tempo des Erscheinens verlangsamen, daß der Umfang weit über das anfänglich veranschlagte Maß hinaus anschwillt und daß allerlei Einzelnachträge und ganze ergänzende Abschnitte oder Artikel allmählich nötig oder wenigstens erwünscht erscheinen. Sogar ein jahrelang sorgsamst vorbereitetes Gesamtwerk mit fest umgrenztem Plane, specialisierter Mitarbeiterschaft und der Subvention durch einen deutschen Fürsten, die „Allgemeine Deutsche Biographie", hat seit längerm mit diesen drei Schwierigkeiten zu rechnen und zu kämpfen. Kürschners gewaltiger Hausschatz unserer ganzen deutschen Dichtung ist bisher mit erstaunlichem Geschick an diesen Klippen vorbeigesegelt, und erst jetzt, wo sein Umfang sich immer mehr abrundet und das vorgesteckte Programm sich seinem Ende nähert, scheint hier und da in der Aufeinanderfolge der Hefte eine Pause einzutreten. So waren wir seit der Nr. 17 d. Bl. f. 1896 (S. 270) nicht wieder auf den Inhalt der groß angelegten Encyklopädie zu sprechen gekommen, konstatieren aber bei einem Rückblick auf die nunmehr weiter vorliegenden Lieferungen, daß die alten guten Eigenschaften des Ganzen und der Abteilungen sich nicht verändert haben. Die Redaktion hält ersichtlich die Fäden in straffer Hand, und gar mancher Teilnehmer nimmt deshalb gern Anlaß, sich bei Professor Kürschner für seine Sorgfalt und Hilfe in Beschaffung der Materialien zu bedanken. Auch stammt beispielsweise das Schema für die eingereihte vollständige Goethe-Ausgabe von ihm, und man mag gegen Professor Heinrich Düntzer, den ihm für diese Rubrik beigesellten Unterredacteur, aus dem Munde gewiegter Fachleute noch so viel vorbringen hören, zur Überwachung einer genau detaillierten Sammlung der Werke des Großmeisters deutscher Litteratur ist er gewißlich schon infolge seiner halbjahrhundertjährigen rastlosen und unleugbar erfolgreichen Thätigkeit auf diesem Felde berufen: dies aber muß ausdrücklich betont werden. Dazu kommt die Teilnahme gewiegter Specialherausgeber, wie bei den diesmal hergehörigen Nrn. 861 und 862, die Arbeit Alfred Gotthold Meyers und George Witkowskis für den dreißigsten Teil der Goethe-Ausgabe, der die „Aufsätze über bildende Kunst und Theater" enthält, und in der Fortsetzung (Heft 866—872) der zusammengestellten naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, die wir wie die übrigen Bände dieser Rubrik ihrem gründlichsten Erforscher Rudolf Steiner verdanken. Beide Heftserien sind gleich den frühern mit überaus sachkundigen Einleitungen und fachmännisch festgestellten knappen Fußnoten ausgestattet, und insbesondere die erstern reihen sich dem Besten an, was wir an zusammenfassenden Würdigungen Goethescher Prosawerke besitzen. Auf zwei ganz verschiedenen Feldern lernen wir den wundersam vielseitigen Genius des größten deutschen Geisteshelden kennen, und abgesehen von der kommentatorischen und kritischen Seite ihrer Verdienste dürfen die Herausgeber dafür Dank erwerben, daß sie die bis dato allenthalben zerstreuten, zum Teil schwer zugänglichen Aufsätze gesammelt und systematisch gruppiert haben. Des weitern bringt Professor Paul Piper in Lieferung 873—875 wichtige „Nachträge zur ältern deutschen Litteratur von Kürschners Deutscher Nationallitteratur" (bis zum Jahre 1050), allerhand kirchen- und sprachgeschichtlich wertvolle Texte sowohl, wie die „Kasseler Gespräche", einige „Freisinger Gebete", die „Marbacher Hymnen", die „Cambridger Lieder" u. a., vor allem die gewaltige Benediktinerregel, dies ragende Denkmal alten deutschen Christenglaubens in klösterlichem Kleide. Das Heft 865, das den 162. Band des Unternehmens, diese Supplemente zur ältesten Litteraturperiode unsers Volkes, abschließt und damit einen Markstein im Kürschner-Werke setzt, spendet eine schier unerschöpfliche Fülle minutiösester Notizen bibliographischer Art nebst weitern charakteristischen Proben für jeden Freund jener sprachgewaltigen Vergangenheit.

— Franz Haymann („J. J. Rousseaus Socialphilosophie", Leipzig, Veit u. Comp., 1898) unterwirft Rousseaus „Socialphilosophie" einer sehr eingehenden Untersuchung. Sein Grundgedanke ist, daß in der „Rousseauschen Socialphilosophie" die Frage nach der Durchführung des auf das Wohl aller gerichteten Princips zur Methode wird, nach welcher die Souveränität des Volkes als notwendige Bedingung einer Herrschaft über freie Menschen aufgestellt und berufen wird. Das Fundament des Rousseauschen Unterrichts ist ihm die volonté générale. Er giebt daneben auch allerlei juristische Begriffsbestimmungen, z. B. was Geltung eines Rechts bedeute. Die ganze Ausführung ist juristisch und dogmatisch, und darum trotz aller anzuerkennenden Sorgfalt wenig fruchtbar. Rousseau ist aber nur historisch zu verstehen. Auch leidet das Buch an großer Breite.

Bibliographie.

Boguslawski. A. von, Volksheer nicht „Volkswehr". Berlin, Schall u. Grund. 8. 50 Pf.

Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Österreich und Anton Graf von Prokesch-Osten. Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit Anmerkungen, Erläuterungen, Aktenstücken u. s. w. herausgegeben von Ant. Schlossar. Mit zwei Porträts und zwei Handschriftenfaksimiles. Stuttgart, A. Bonz u. Co. Groß 8. Geb. in Halbfrz. 8 M.

Hettner, Alfr., Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Rede. (Aus: „Geograph. Zeitschrift".) Leipzig, B. G. Teubner. Groß 8. 50 Pf.

Jensen, Wilh., Ein Heilmittel. Novelle. (Unterwegs u. Daheim.) Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. Schmal 8. Geb. 1 M.

Keller, P., Gold und Myrrhe. Erzählungen und Skizzen aus dem Erzieherleben. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M. 60 Pf.

Korff, Mania, Doktor Ertling. Zeitroman aus der Gegenwart. Berlin, F. Dümmlers Verlag. 8. Geb. 3 M.

Leixner, O. von, Der Frack Amors. Der Stipendiat des Freiherrn von Erck. Berlin, O. Janke. 8. 3 M.

Merrick, L., Eine persönliche Ansicht. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Müller, Rich., Geschichtliches Lesebuch. Darstellungen aus der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts, für höhere Lehranstalten, Seminarien u. a., sowie zum eigenen Studium ausgewählt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Groß 8. Geb. 4 M.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Mit einer Beilage von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter

für

litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 43.

Leipzig,
27. Oktober 1898.

Theodor Fontanes Selbstbiographie.

Theodor Fontane mußte siebzig Jahre alt werden, bevor er außerhalb seiner engern Heimat Berlin gerühmt wurde, bis dahin galt er nur als Lokalgröße, als brandenburgischer Specialist. Seine preußischen Balladen, seine preußischen Romane, seine Wanderungen durch die Mark Brandenburg schienen ihn dazu gestempelt zu haben. Am 30. Dezember 1889 wurde er jedoch für ganz Deutschland sozusagen entdeckt, die neue Dichtergeneration hob ihn auf den Schild: Fontane wurde als der Führer der modernen Litteratur proklamiert. Was war geschehen? Ein Dichter hatte seine Zeit endlich — im siebzigsten Lebensjahre — gefunden. Was man als das specifisch Moderne suchte und feierte: Fontane besaß es schon längst. Es kam aber noch merkwürdiger. Mit siebzig Jahren pflegen gemeiniglich Dichter ihr Lebenswerk abzuschließen, und wenn sie die lange entbehrte Anerkennung endlich gefunden haben, so wärmen sie sich müde in der Abendsonne ihres Ruhmes. Bei Fontane kam es anders. Ihn hat die Anerkennung verjüngt und neu belebt, und erst seit jenem Dezembertage des Jahres 1889 hat er seine schönsten Romane geschrieben: „Irrungen und Wirrungen", „Frau Jenny Treibel" und vor allem seine schöne „Effi Briest". In dieser Spätblüte steht er vereinzelt in der neuen Litteratur da. Er ist nachträglich aus dem engern Lokal zu einer nationallitterarischen Gestalt hinausgewachsen. Litt er früher unter dem Antagonismus zwischen dem deutschen Norden und Süden, so kam ihm nun auch das große Interesse, das alle Berliner Production — und nicht bloß die litterarische — erweckte, zu gute. Seine Berliner Romane wurden überall gelesen.

Vor einigen Jahren hat er einen autobiographischen „Roman": „Meine Kinderjahre", veröffentlicht. Das Buch erregte durch seine Originalität und seinen elegischen Humor Bewunderung. Wie Fontane die Gestalt seines Vaters erklärte, der ein guter Mensch, aber ein schlechter Geschäftsmann war, immer in der „Bredouille"; wie sich da strenge Wahrhaftigkeit mit kindlicher Pietät und Liebe zu einem einzigen Tone vereinigte: das war neu, und allgemein wurde der Wunsch rege, der Dichter möchte in der Erzählung seiner Lebensgeschichte fortfahren. Diesen Wunsch hat er erfüllt. Ein starker Band „Autobiographisches" liegt nun vor: „Von Zwanzig bis Dreißig"*), bis zu seinem Eintritt in die litterarische Carrière hat Fontane seine Biographie fortgeführt. Kein Roman mehr, wie schon der Titel ankündigt, sondern nur Geschichte, nur reale Wahrheit. Und auch dieses Buch ist sehr bemerkenswert. Zwar ist es nicht so durchkomponiert wie die „Kinderjahre"; der Erzähler läßt sich gehen, springt einmal in der Reihe der Ereignisse vor, ein andermal wieder zurück; man muß mit einiger Aufmerksamkeit lesen, um die Entwicklung des Dichters selbst klar zu überschauen. Aber trotzdem: das Buch ist sehr wertvoll, giebt mancherlei zu denken und bringt viel Neues, womit unsere Litteraturgeschichte zu rechnen haben wird.

Vor allem aber das Wichtigste: Fontane spricht sich über die litterarischen und kulturellen Dinge mit einer Unmittelbarkeit aus, wie nie zuvor. Was den besondern Reiz seiner Produktion ausmacht — der ihn fälschlich als Naturalisten erscheinen ließ —, das war die große Objectivität seiner Darstellung. Fontane ist der größte Skeptiker, der äußerste Gegensatz aller Doktrinäre und Systematiker, den wir haben. Er verkündet weder eine Weltanschauung noch eine Kunstlehre; die Menschen, die nach vorgefaßten Ideen leben und dichten, sind ihm überhaupt unangenehm. Alles Absichtliche, alles was die Unmittelbarkeit und Naivetät des Lebens stört, geht ihm gegen den Strich und lehnt er

*) Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 9 M. Anmerkung. Dieser Aufsatz wurde schon im August d. J. geschrieben und kommt nur infolge zufälliger Verschiebungen erst jetzt zum Abdruck. M. N.

zumal in der Kunst ab. Er ist der Mensch der Thatsachen, und wenn er irgend einen Gedanken, ein Urteil oder eine Überzeugung aussprechen und vertreten will, so stellt er zuerst den realen Sachverhalt vor, oft erspart er sich, den Schluß daraus zu ziehen, und überläßt dem Leser die Reflexion, zu der er ihn hinführen wollte. Dieser Stil macht die Lektüre Fontanescher Schriften ganz besonders fesselnd, man bewegt sich immer auf festem Boden, und in diesem Stil ist Fontanes „Realismus" begründet. Er ist auch specifisch modern, denn der Geist unserer Zeit ist realistisch, aufs Thatsächliche und nicht aufs Spekulative gerichtet. In seiner Selbstbiographie aber läßt sich Fontane — ohne seinem Charakter untreu zu werden — doch mehr gehen als bisher. Mit neunundsiebzig Jahren ändert man schwerlich mehr seine Überzeugungen, man bleibt bei gewissen Grundsätzen und Erkenntnissen doch stehen und darf die strenge Zurückhaltung des Skeptikers wohl etwas lockern. Zudem ist eine Selbstbiographie gerade der Ort, wo man von seiner eigenen Person sprechen darf, ja sprechen muß, und dies hat denn auch Fontane mit Takt und Geschmack gethan. Sein Buch ist nicht bloß eine Erzählung, sondern auch ein Bekenntnis, es zieht die Summe seines Lebens, wenn es auch dessen Geschichte nur bis zum Jahre 1850 ungefähr verfolgt.

Theodor Fontane ist nichts weniger als ein Lobredner der Vergangenheit, und erklärt uns zu wiederholtenmalen, warum er es nicht ist. So gleich im Anfang, wo er von seinem ersten Prinzipal Rose spricht, in dessen Apotheke er 1840 im Dienst stand. Er schildert in ihm den Typus eines Bourgeois zu jener Zeit. Bei allen Bildungsinteressen und Bildungsbestrebungen war Rose im Grunde doch nur ein Geldmensch; er log sich einen sentimentalen Idealismus an, war ungemein eitel auf ihn und überhaupt sehr von sich eingenommen. Darum fand ihn Fontane komisch. Er schließt seine Kritik Roses mit folgenden wichtigen Worten:

„Entschuldigt wurde diese tief in Komik getauchte Hochschätzung (seiner eigenen Person) freilich durch zweierlei. Zunächst dadurch, daß die ganze Zeit so war: die Scheidung in echt und unecht, in reell und unreell, in anständig und unanständig, hatte damals noch nicht stattgefunden; alles, mit verschwindenden Ausnahmen, war angefleckt und angekränkelt. Es ist denn auch ein barer Unsinn, immer von der «guten alten Zeit» oder wohl gar von ihrer «Tugend» zu sprechen; umgekehrt, alles ist um vieles besser geworden, und in der schärfern Trennung von gut und bös, in dem entschiedenen Abschwenken (namentlich auch auf moralischem Gebiete) nach rechts und links hin erkenne ich den eigentlichen Kulturfortschritt, den wir seither gemacht haben. Ich bin sicher, jeder, der sich auf solche Fragen und Dinge nur einigermaßen versteht, wird mir hierin beistimmen."

Und später kommt Fontane noch einmal auf diesen Gedanken zurück, indem er sagt:

„Trotz alles jetzt herrschenden Schwindels möcht' ich doch sagen dürfen: Die Lebensweise des mittelguten Durchschnittsmenschen ist seitdem (1840) um ein gut Teil solider geworden. Reell und unreell hat sich strenger geschieden."

Dieser Geist der Wahrhaftigkeit und Vorurteilslosigkeit erfüllt nun das ganze Buch Fontanes. So z. B. wenn er im Gegensatz zu jenen, die nach der Kunst fürs Volk rufen, sagt:

„Der berühmte Satz «Kunst sei für alle» ist grundfalsch; Kunst ist umgekehrt für sehr wenige, und mitunter ist es mir, als ob es immer weniger würden. Nur das Beefsteak, dem sich leicht folgen läßt, ist in einer steten Machtsteigerung begriffen."

Ebenso richtig und von verbreiteten Ansichten sehr verschieden ist Fontanes Bemerkung:

„Es ist ein Unsinn, jungen Leuten immer mit dem «Besten» zu kommen. Man hat sich in das Beste hineinzuwachsen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem ist es ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben."

Am wichtigsten erscheint uns, was Fontane über Storm sagt, denn hier kommt sein litterarisches Bekenntnis zum entschiedensten Ausdruck. Er war mit ihm seit 1852 bekannt, wo Storm in den „Tunnel" — die bekannte litterarische Gesellschaft in Berlin — eingeführt wurde. So oft Storm nach Berlin kam, traf er mit Fontane zusammen, aber, sagt Fontane: „trotz beiderseitig besten Willens wollte sich ein herzliches Verhältnis zwischen ihm und mir nicht herstellen lassen". Und Fontane giebt uns ausführlich Rechenschaft darüber, warum es zu keiner herzlichen Freundschaft und Intimität zwischen ihnen kommen konnte:

„Wir waren zu verschieden. Er war für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke; sein Ideal war die schleswigsche Heide mit den roten Erikabüscheln, mein Ideal war die Heide von Culloden mit den Gräbern der Camerons und Mac Intosh. Er steckte mir zu tief in Litteratur, Kunst und Gesang, und was ein Spötter 'mal von dem Kuglerschen Hause gesagt hatte, «man beurteile da die Menschen lediglich in Hinblick darauf, ob sie schon einen Band Gedichte herausgegeben haben oder nicht» — dieser Satz paßte sehr gut auch auf Storm. Aber was unserer Intimität in künstlerischen Dingen im Wege stand, das war das, daß wir auch den Dingen des alltäglichen Lebens gegenüber gar so sehr verschieden empfanden. Um's kurz zu machen, er hielt mich und meine Betrachtung der Dinge für «frivol». Und das ärgerte mich ein bißchen, trotzdem es mir zugleich eine beständige Quelle der Erheiterung war." . . .

Dieses „bißchen" Ärger leuchtet aus der Schilderung, die Fontane, übrigens mit wahrer Meisterschaft, von Storm entwirft, doch immer noch heraus, obwohl er sich sichtlich Mühe giebt, gerecht zu bleiben und vor allem die dichterische Bedeutung Storms unbezweifelt zu lassen. Charakter, Be-

ruf, Lebensstellung wirkten zusammen mit, um die zwei Männer auseinander zu halten. Storm war der Provinziale, Fontane der Großstädter; Storm Justizbeamter, Fontane von Beruf Journalist. Storm griff nur in besondern Weihestunden zur Feder; Fontane mußte auch oft genug invita Minerva zur Feder greifen. Dieser Unterschied im Verhältnis zur Produktion ist an sich schon geeignet, zwei Männer zu scheiden. Nur daraus vermag ich mir das böse Wort Storms gegen Fontane zu erklären: „Der Journalist und Großstädter nahm viele Dinge leichter, als der Lyriker aus der Provinz.“ Ferner war Storm von der Bedeutung der Poesie dermaßen überzeugt, daß er den Dichter für ein ganz besonderes Menschenkind ansah; das aber ist Fontane gerade das Unleidlichste gewesen. Er sagt:

„Es hing das alles (nämlich kleine Schwächen und Eitelkeiten Storms) doch mit einer kolossal hohen Selbsteinschätzung (nur nicht im Geldpunkt) zusammen und einer gleichzeitigen Unterschätzung des Alltagsmenschen, des Philisters, des Nichtdichters oder Nichtkünstlers. Einer der herrlichsten und gefeiertsten Poeten der romantischen Schule hat ein Gedicht geschrieben unter dem Titel: «Engel und Bengel», und wenn man solchen Shawl (wie Storm) trug und dabei dichtete, so war man eben ein «Engel», und wenn man bloß Gardekürassier war, nun so war man eben das andere. Das ist nun Gott sei Dank überwunden, und gerade wir Leute von Fach dürfen uns gratulieren, solchen Wandel der Zeit noch erlebt zu haben. Denn jene sonderbare «Engelschaft» hat unser ganzes Metier — ich denke dabei nicht weiter an Storm, dem es, wenn es zum Eigentlichsten kam, an einer wirklichen Legitimation nicht fehlte — doch schließlich nur lächerlich gemacht.“

Und er faßt seinen ganzen Gegensatz zu Storm als Vertreter der alten, von der Romantik ausgehenden Dichtkunst, in den Worten zusammen:

„Es soll sich die Dichtung nach dem Leben richten, an das Leben sich anschließen, aber umgekehrt eine der Zeit nach weit zurückliegende Dichtung als Norm für modernes Leben zu nehmen, erscheint mir durchaus falsch.“

Dieser Satz enthält eine ganze Ästhetik, das Programm der neuen Litteratur, und wegen dieser Gesinnung mußte der greise Fontane als ihr Führer anerkannt werden.

Nun aber wollen wir in Kürze den Lebensgang Fontanes nach seinen Memoiren erzählen, wobei wir wohl wissen, daß an dem nackten Gerüst der Thatsachen der große Reiz Fontanescher Darstellung verloren gehen muß.

Aus den „Kinderjahren“ wissen wir, daß er ein gut Stück seines elastischen Naturells dem gascognischen Blute seines Vaters zu verdanken hatte; von ihm hatte er Humor und Phantasie, von der Mutter den Ernst geerbt. Aus guten Verhältnissen war sein Vater in immer fatalere geraten, und der Sohn konnte sich nicht einem kostspieligen gelehrten Berufe widmen. Der häufige Meinungswechsel des sanguinischen Vaters wirkte auch nachteilig auf die Erziehung des jungen Fontane. Kaum hatte er wenige Jahre im Joachimsthaler Gymnasium in Berlin verbracht, so wurde er schon daraus genommen und in die neu errichtete (Klödensche) Gewerbeschule gethan. Der Wechsel des Unterrichts, seiner Methoden und Fächer konnte nicht vorteilhaft wirken. Die Menge schwieriger Gegenstände, für die Fontane nicht genügend vorbereitet war, langweilte ihn, und bei dem Mangel an strenger Aufsicht in seinem Berliner Heim — es war ein auch gascognisch angelegter Onkel August, bei dem er wohnte — konnte er nach Belieben die Schulstunden versäumen und in der Berliner Umgebung, die ihn anzog, herumstreifen. Jedem andern als Fontane wäre natürlich dieses „Schulschwänzen“ übel gediehen, und der Dichter warnt auch seine jungen Leser, diesem Beispiel zu folgen. Seine gute Natur litt aber keinen Schaden dabei; ihr Genius suchte sich seine eigenen Wege, und der Dichter darf die Entstehung jener Schilderungen der Mark Brandenburg, die seine litterarische Stellung begründeten, auf diese illegitimen Spaziergänge zurückführen. Die Schulzeit endete damit, daß Fontane zu Ostern 1836 in die Rosesche Apotheke als Lehrling eintrat. 1840 wurde er, nach glücklich bestandenem Examen, Gehilfe. Bis zum Jahre 1849 blieb Fontane Apotheker, und es war keineswegs seine schlimmste Zeit. Er war gern bei seinem Beruf: „Ich setzte meine Ehre darein, alles Dahingehörige nach bestem Vermögen zu thun, und segnete die Tage, wo es so viel Arbeit gab, daß ich an andere Dinge gar nicht denken konnte. Je mehr desto besser. Das war dann keine Qual, das war eine Lust, und wenn die Arbeitsstunden hinter mir lagen, konnte ich die Freistunden um so freier genießen, je mehr ich das Gefühl hatte, vorher meine Schuldigkeit gethan zu haben. Das Bedrückliche liegt immer in der Halbheit, in dem «nicht Hüh und nicht Hott».“ Diese Fähigkeit Fontanes, sich in die reale Welt zu fügen und sich keinem sentimentalen Weltschmerz, der doch zu jener Zeit in der Luft lag (Lenau war sogar einer seiner Lieblingsdichter) zu überlassen, ist eine seiner wertvollsten Tugenden. Er war zuerst im praktischen Leben Realist, bevor er es als Dichter wurde. Wenn er so vor seinem Kessel saß, in dem er kilo- oder literweise Queckenextract für den Export nach England kochte, vermochte er sich ganz wohl seinen dichterischen Plänen zu überlassen, arbeitete er im Kopf an seinen Versen und Novellen, und in der dienstfreien Stunde schrieb er das Ersonnene nieder. Jedenfalls ist der dichtende Apotheker eine neue Gestalt in der deutschen Litteraturgeschichte. Fontane muß auch ein tüchtiger Gehilfe gewesen sein, denn er war in den ersten Apotheken seiner Zeit, in Berlin, Leipzig und Dresden angestellt, und schließlich wurde er 1849 Lehrer der Pharmacie bei den Diakonissinnen im Berliner Spital Bethanien. Aber Apotheker zu bleiben war ihm doch nicht bestimmt; auch wenn er reich genug gewesen wäre, sich selbständig zu machen, hätte er es wohl schwerlich gethan; denn während seiner Gehilfenzeit war er doch schon als Dichter und Schriftsteller anerkannt worden.

Seine dichterische Veranlagung war, wie wir aus seinen „Kinderjahren“ wissen, schon in der Knabenzeit kund geworden, er schrieb leichter in Reimen als in Prosa. In Berlin als Gewerbeschüler, Lehrling und Gehilfe war Fontane ein fleißiger Zeitungsleser, seine Vertrautheit mit der Litteratur des Jungen Deutschland und der politischen Lyrik erwarb er sich beim fleißigen Besuch der Konditoreien und Lesekabinette Berlins. Seine persönlich sympathische Erscheinung, von der uns das dem Buche beigegebene Porträt aus dem Jahre 1843 eine Vorstellung giebt, sein offenes, frisches Wesen brachten ihn auch bald in freundschaftliche Beziehungen zu begabten Altersgenossen, die auch litterarische Neigungen hatten. Er kam in einen „Lenau-“, in einen „Herwegh-“, in einen „Platen-Klub“, wo er unter anderm mit dem seither so berühmt gewordenen Sanskritisten Max Müller für immer befreundet wurde, außerdem Bruno und Edgar Bauer, Max Stirner, dann Wilhelm Wolfsohn, Julius Faucher u. a. kennen lernte, die er uns sämtlich ausführlich und anziehend schildert. Hier und da wurde auch ein lyrisches Gedicht, eine kleine novellistische Arbeit von ihm gedruckt, und so wuchs Fontane allmählich zugleich mit Altersgenossen in die Litteratur hinein. Er erzählt uns auch, wie und wann er zum erstenmal die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und also die litterarische Feuertaufe erhalten hatte. Das war in Leipzig, wo er 1841 in der Neubertschen Apotheke war. Der Leipziger Schiller-Verein hatte eine Schiller-Weste erstanden und dem Schiller-Museum einverleibt. „Man machte davon, worin ich aber unrecht haben mochte, mehr als mir billig schien, und so schrieb ich denn unter dem Titel «Shakespeares Strumpf» ein kleines Spottgedicht nieder, das den Tag darauf in dem vielgelesenen «Leipziger Tageblatt» erschien. Es lautete:

Laut gesungen, hoch gesprungen,
Ob verschimmelt auch und dumpf,
Seht, wir haben ihn errungen,
William Shakespeares wollnen Strumpf.

Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Haben jetzt das heil'ge Ding,
Drinnen er durch Moor und Sümpfe
Sicher vor Erkältung ging.

Und wir huld'gen jetzt dem Strumpfe,
Der der Strümpfe Shakespeares ist,
Denn er reicht uns bis zum Rumpfe,
Weil er fast zwei Ellen mißt.

Seht, wir haben jetzt die Strümpfe,
Dran er putzte, wischte, rieb
Ungezählte Federstümpfe,
Als er seinen «Hamlet» schrieb.

Drum herbei, was Arm und Beine,
Eurer harret schon Triumph,
Und dem «Shakespeare-Strumpfvereine»
Helft vielleicht ihr auf den Strumpf.“

Das Gedicht ist noch nicht veraltet, es könnte auch anläßlich des modernen Goethe-Kultus geschrieben worden sein. Vor fünfundfünfzig Jahren, im Sommer 1841, machte es seinen Dichter in Leipzig berühmt, und er erhielt mehrere Einladungen, an belletristischen Zeitschriften mitzuarbeiten. Fontane ließ es auch an Fleiß nicht fehlen. Er stand damals im Banne des Zeitgeschmacks; seine Lyrik bewegte sich in der Richtung der rhetorischen Freiheitssänger, die er jetzt mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Phrasenlyriker“ belegt. Erst später fand er den Stil, der ihm gemäß war; den stärksten Eindruck machte auf ihn die Percysche Balladensammlung, mit der er in England vertraut wurde. Und am meisten trug zu seiner künstlerischen Ausbildung der „Tunnel“ in Berlin bei, in den er 1844 Aufnahme fand; zur Absolvierung seines Freiwilligenjahres (beim Kaiser-Franz-Regiment) war er 1843 dahin zurückgekehrt.

Der Schilderung dieses „Tunnels“ und seiner einzelnen Mitglieder hat Fontane fast die Hälfte seines Buches gewidmet. Was der „Tunnel“ für die Berliner Litteratur für Bedeutung hatte, wissen wir schon aus der vor vielen Jahren erschienenen Biographie Chr. Scherenbergs von Fontane. Zu diesem Buche liefert er jetzt wertvolle Ergänzungen. Vom bedeutendsten Kapitel, dem über Theodor Storm, haben wir schon gesprochen. Nicht weniger ausführlich berichtet Fontane über Louis Schneider, den Schauspieler und Vorleser Kaiser Wilhelms I. Das Kapitel ist besonders wegen Fontanes Bemühungen wichtig, dem von politischen Gegnern (nicht mit Unrecht, wie er selbst zugesteht) stark befehdeten Mann Gerechtigkeit als Privatmensch zu sichern. Sehr liebevolle Bilder giebt Fontane ferner von Georg Hesekiel, dem Redacteur der „Kreuzzeitung“ und fruchtbaren Romanschreiber, dem Dichter und Soldaten Bernhard von Lepel und insbesondere dem Kammergerichtsrat Wilhelm von Merckel, der zuerst Fontane in eine litterarische Berufsstellung gebracht hat. Er machte ihn zum Mitglied des Litterarischen Bureaus der preußischen Regierung während der schleswigschen Erhebung im Jahre 1849. Da dieses Bureau nicht lange bestand, so war es mit der Stellung auch bald vorüber, bis Fontane als Redacteur des englischen Artikels endlich 1851 in der „Kreuzzeitung“ eine feste Stellung fand. Fontane war seiner ganzen Gesinnung und Natur nach nichts weniger als ein Konservativer, aber er macht die Bemerkung: „Sonderbarerweise hat es sich für mich immer so getroffen, daß ich unter Muckern, Orthodoxen und Pietisten, desgleichen auch unter Adeligen von der junkerlichsten Observanz meine angenehmsten Tage verlebt habe, jedenfalls keine unangenehmen.“ Das hängt mit seiner eigenen persönlichen Liebenswürdigkeit zusammen, die ihm auch bei politischen Gegnern Freunde sicherte. In der revolutionären Bewegung des Frühjahrs und Sommers 1848 stand er auf Seite der Liberalen, und die heitern Erfahrungen, die er bei den kindlichen Versuchen des Volkes, gegen das Militär des Königs zu kämpfen, machte, teilt er in den Schlußkapiteln seines Buches mit. Er wurde sogar „Wahlmann“, und er wäre vielleicht auch noch tiefer in

die Politik hineingeraten, wenn ihm nicht gerade zu dieser kritischen Zeit, wo er seinem Chef in der Apotheke als Revolutionär nicht mehr recht angenehm war, ein befreundeter Pastor die Stelle eines Lehrers der Pharmacie in Bethanien angeboten hätte, die ihn für mehr als ein Jahr zu seiner stillen Freude der Öffentlichkeit entzog. Am 16. Oktober heiratete er und beschloß seine Jugend- und Jünglingsjahre: er war „im Hafen".

Moritz Necker.

Griechische Denker.

Es sind bereits Jahre vergangen, seit wir die Leser auf den Beginn des schönen Werkes von Theodor Gomperz, das den obenstehenden Titel*) trägt, hingewiesen haben (d. Bl. 1894, S. 253 fg.). Es sei uns jetzt vergönnt, über den abgeschlossenen ersten Band zu berichten.

Die Versprechungen, die das erste Heft machte, haben seine Nachfolger in vollstem Maße gehalten. Klar und schön im Inhalt wie in der Form, so fließt die Darstellung in gleichmäßigem Strome weiter. Es handelt sich in der That um eins der seltenen Bücher, in denen tief gegründete eigene Forschung in schönstem Bunde steht mit der Gabe, die Teilnahme auch von Laien zu erwecken. Dies wird ihm um so mehr gelingen, als in den folgenden Heften noch mehr, als das im ersten der Fall war, der besondere Vorzug des Verfassers hervortritt, nicht bloß im Altertum, sondern auch in der Wissenschaft der Gegenwart heimisch zu sein, und dies letztere wiederum keineswegs nur in Beziehung auf die Geisteswissenschaften. Auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften besitzt Gomperz eine erstaunlich sichere Fühlung nicht nur mit den modernsten Ergebnissen und Methoden selbst, sondern auch mit ihrer Geschichte. Dies kommt der Darstellung gerade der ältesten, der vorsokratischen Periode der griechischen Philosophie besonders zu gute, deren Haupterscheinungen ganz überwiegend von naturphilosophischem Interesse geleitet sind. Eine Fülle von genialen Ahnungen und Vorwegnahmen moderner Errungenschaften weiß Gomperz den karg fließenden Quellen, die uns über die Gedanken jener alten Geisteshelden unterrichten, zu entlocken. Hin und wieder mag es scheinen, als ob seine bewundernswerte Gabe, die Grundlinien moderner Gedankenzüge in jenen verschollenen Zeiten in halber oder ganzer Deutlichkeit vorgebildet zu erweisen, ihn zu weit geführt hat. Doch werden vereinzelte solche Fälle wieder gut gemacht durch ein überall unverkennbares Bestreben nach gerechter Würdigung, das auch auf Irrtümer und Voreiligkeiten den Finger zu legen sich keineswegs scheut. Gerade weil Gomperz alles andere als ein blinder Bewunderer der großen Denker ist, von denen er spricht, dürfen wir hoffen, daß man von seiten der Naturwissenschaft ihm das Bemühen vergilt, sich eine nicht nur oberflächliche Vertrautheit mit ihrer jetzigen Lage zu erwerben und aus dieser heraus jene Uranfänge der modernen Triumphe darzustellen und zu beurteilen. Diese Vergeltung möge darin bestehen, daß man auf naturwissenschaftlicher Seite, wo der Sinn und das Interesse für die Geschichte der eigenen Wissenschaft aus begreiflichen Gründen bisher nicht eben reichlich hervorgetreten ist, einem Werke wie dem Gomperzschen das eifrige Studium zuwendet, das es verdient. Vielleicht, daß sich dann auch in diesem Lager die Zahl der Stimmen etwas vermindert, die (freilich sind es nicht eben die gewichtigsten) für einen völligen Bruch der neuzeitlichen Bildung mit der altklassischen Tradition eintreten. Auch in dieser Hinsicht wünschen wir dem Buche eine heilsame Wirkung.

Zweierlei ist es, was wir noch ganz besonders rühmend hervorzuheben haben. Das eine betrifft einen Punkt, über den vielleicht unser Bericht über das erste Heft eine nicht ganz richtige Vorstellung erweckt haben möchte. Wir hoben dort als einen besondern Vorzug Gomperzens große Objektivität hervor, den explikativ-historischen Charakter seiner Darstellung, die eben diejenige eines Philologen und Historikers, nicht die eines Philosophen sei. Dies ist auch richtig, soweit es sich um die Vorzüge solcher Darstellungsweise handelt. Denn auch der weitere Verlauf des Buches ist nirgends durch die Engherzigkeit gehemmt und getrübt, die mit dem unbedingten Gehorsam gegen ein bestimmtes System notwendig verbunden ist. Nun hat aber diese Darstellungsweise auch ihre Schwächen und Gefahren. Der historische Gesichtspunkt kann in einer Weise übertrieben werden, daß jedes Messen der vergangenen Ereignisse, Persönlichkeiten und Ideen an Maßstäben, die nicht in der geschilderten Vergangenheit selbst liegen, unterbleibt, daß der Historiker sein Geschäft für abgeschlossen hält, wenn er das einstmals Vorhandene rekonstruiert und die in dem rekonstruierten Stoffe selbst gegebenen Verknüpfungen und Gliederungen aufgewiesen hat. Eines persönlichen Urteils sich bescheidend, begnügt sich eine solche Darstellung damit, zu zeigen, „wie es eigentlich gewesen ist". Im Hintergrunde steht dabei die Hoffnung, es würden sich bei dieser von fremden Normen unbeeinflußten Rekonstruktion der Vergangenheit von selbst sogenannte „typische" Erscheinungen und gesetzmäßige Zusammenhänge ergeben, mit deren Ermittlung die Geisteswissenschaften ihrer Führerin, der Naturwissenschaft, erst wahrhaft ebenbürtig zu werden vermöchten. Ich halte meinerseits diese Hoffnung für einen Wahn und den jetzt so viel gebrauchten Begriff des Typischen auf dem

*) Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Von Theodor Gomperz. Erster Band. Leipzig, Veit u. Comp. 1893—97. 10 M.

Gebiete der Geisteswissenschaften fast für ein Irrlicht. Namentlich kann der empirische Nachweis von Analogien innerhalb der den Geisteswissenschaften unterstehenden Erscheinungen noch weniger als auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete als ein Ersatz für das Gesetzmäßige gelten. Doch kann die Frage an dieser Stelle nicht eingehender behandelt werden. Erfreulich aber war mir zu sehen, daß Gomperz, so nahe er sich gelegentlich mit diesen modernen Anschauungen berührt (vgl. z. B. S. 221), in der Praxis doch keineswegs das streng relativistische Verfahren festhält, das eigentlich die Grundlage für die Ermittelung jener Gesetze und Typen bildet. Er begnügt sich keineswegs mit der Fragestellung: War dieser Denker den Voraussetzungen seiner Zeit zufolge im Recht? sondern, so wenig er diese relativistische Beurteilung außer acht läßt, er pflegt auch weiter zu fragen: War dieser Denker überhaupt im Recht? Und gerade dies macht sein Buch auch über die Zunft hinaus wertvoll und genießbar, während die gegenteilige Beschränkung auch den Kreis der Leser auf solche beschränken würde, die vermöge ausgebreiteter historischer Kenntnisse mit der historischen Bedingtheit der Beurteilung sich zufrieden zu geben gewöhnt sind. Man muß dabei auch noch erwägen, daß jene streng explikative Weise, für die naturgemäß auch die Grenzen des Wichtigen und Unwichtigen verschwimmen, weil auch das kleinste Glied, als im organischen Zusammenhange stehend, von ihr nicht übergangen werden kann, auch in dieser Hinsicht ein größeres Publikum wenig zu befriedigen vermag.

Der zweite Punkt betrifft Umfang und Anordnung des Stoffes. Schon das erste Heft lehrte, daß Gomperz den Begriff des Denkers nicht eingeschränkt wissen will auf das, was wir unter berufsmäßigen Philosophen verstehen. Die Einleitung zum ersten „Die Anfänge“ überschriebenen Buche griff weit aus in alle Gebiete menschlichen Denkens. Strenger bei dem schulmäßigen Denken hält sich das zweite Buch „Von der Metaphysik zu der positiven Wissenschaft“, das im wesentlichen den Eleaten, Anaxagoras und Empedokles gilt. Aber in einem Schlußkapitel über die Geschichtschreiber gewinnt der Verfasser in feiner und zweckmäßiger Weise den Anschluß des spekulativen Denkens an die Wirklichkeit zurück. Er zeigt, wie derselbe Geist der Kritik, der echt hellenische Urtrieb freien Forschersinns, neben der metaphysisch-dialektischen Erörterung der Philosophen von Fach auf dem Gebiete der Geschichte jenen (gerade um seiner Verfrühung willen nur halb konsequenten) Rationalismus hervorrief, der den Werken eines Hecatäus und Herodot sein Gepräge giebt. Er bedurfte nur noch des kräftigen Zuflusses, der ihm aus den Schulen der griechischen Ärzte zu teil geworden ist, um das wunderbare „Zeitalter der griechischen Aufklärung“ zu erzeugen, den letzten Abschnitt vor der großen Wendung, die für die griechische Philosophie in Athen und durch Sokrates eingetreten ist. Diese Aufklärung wird von Gomperz in seinem dritten Buche behandelt: sie bildet (neben einer kleinen, aber zweckmäßigen Auswahl fachgelehrter Nachweise) den Schluß des ersten Bandes. Die Ärzte und die Sophisten, diese zwei sich gelegentlich auch vermischenden Stände bilden hier neben den gewaltig ragenden Geistern des Leukipp und Demokrit, den Begründern der folgenschweren atomistischen Lehre, die Hauptvertreter des griechischen Denkens. Und zwar spiegeln sich die Verdienste der Ärzte (während uns über die Sophisten als Hauptzeuge leider ihr grimmiger Gegner Platon unterrichtet) neben andern zum Teil erst kürzlich entdeckten Quellen vor allem in der großen, nur wenig Forschern wirklich vertrauten Sammlung der unter Hippokrates' Namen vereinigten Schriften. Es kommt nun Gomperzens Buch nicht zum wenigsten zu statten, daß sein Verfasser unter diesen wenigen mit in erster Reihe steht, und daß somit von der denkbar kundigsten Hand in die Geschichte des griechischen Denkens ein sonst ziemlich stiefmütterlich behandeltes Kapitel mit dem schönsten Erfolge eingearbeitet wird. Daß dabei eine Lieblingsmeinung des Verfassers, eine einzelne Schrift jenes Kreises betreffend, in einer für den Rahmen dieser Gesamtdarstellung wohl etwas zu ausgiebigen Weise herbeigezogen wird, wollen wir gern in den Kauf nehmen. Eher dürfte in diesem Buche ein anderer Übelstand sich bemerklich machen. Die Unterschätzung nämlich der sogenannten Sophisten, die lange Zeit im Schwange war und die nur allmählich gerechterer Beurteilung gewichen ist, hat bei Gomperz, so will uns scheinen, teilweise einer Überschätzung Platz gemacht, die nicht durchweg Billigung verdient. Gewiß hat der radikale Idealismus Platons die Schroffheit seiner Polemik nicht selten zu weit getrieben, aber nunmehr in den namhaften Sophisten wahrhaft große Männer zu erblicken, scheint mir bedenklich. Namentlich fehlt ihnen doch vor allem, um nur auf einen Mangel hinzuweisen, die wirklich tiefe Grundlegung der Principien und Fundamentalbegriffe, ein Defekt, der zur Folge hat, daß innerhalb der Sophistik die widerspruchvollsten Tendenzen und Ideen scheinbar aus den gleichen Grundvoraussetzungen heraus erwachsen; z. B. stehen ausgesprochen demokratische Neigungen nebst Begeisterung für die Majoritäten (bei Antiphon) neben gewiß sehr echten Figuren wie Platons Kallikles und Euripides' Eteokles, den schroffsten Vertretern einer aristokratischen Herrenmoral. Der Grund ist: alle diese Gedankenschöpfungen sind Oberflächenpflanzen, in geringer Tiefe wurzelnd. Auch die Gefahr des Individualismus scheint mir von Gomperz (so sehr ich seine Auffassung des sogenannten Homo-mensura-Satzes billigen muß) wenigstens für die ethischen Konsequenzen unterschätzt. Die Reaktion z. B. der Komödie hat schwerlich nur von Mißgunst erfundenen Phantomen gegolten. Doch all das soll die eigenartige und wertvolle Darstellung gerade dieses Abschnittes nicht herabsetzen. Vieles ist in ihm von geradezu klassischer Vollendung; z. B. dürften die „Anfänge der Geisteswissenschaften“ schwerlich irgendwo überzeugender und natürlicher entwickelt sein als in dem Gomperzschen Buche. Wir wünschen ihm einen guten Fortgang und hoffen bald einmal weiteres von ihm zu erzählen.

Für heute sei es erlaubt, an diese Besprechung den Hinweis auf ein Werk anzuschließen, von dem freilich nur ein Teil auf die Denker des Griechentums sich bezieht, aber doch ein nicht geringer, ich meine die zweite Auflage*) von Euckens „Lebensanschauungen der großen Denker".

Während bei Gomperz die eigentlich historische Entwicklung doch immer in erster Linie steht und das Messen und Vergleichen der griechischen Gedankenwelt an und mit der unsern nur wie ein sekundärer Einschlag hinzutritt, so ist die Betrachtungsweise Euckens insofern die genau entgegengesetzte, als hier die Triebfedern gleichsam der Untersuchung in der Gegenwart liegen. Aus der Kraft und Leidenschaft, welche die Schöpfungen der großen Denker durchströmt, strebt der Verfasser etwas in unsere eigene Arbeit hinüberzuleiten, den Zusammenhang zwischen Philosophie und Leben will er fördern, die Entfremdung der modernen Arbeitshast von den Bedürfnissen eines kräftigen Innenlebens der Seele will er vermindern. Die kühle Objektivität des Nur-Historikers liegt ihm demnach sehr fern, und er markiert mit ausgesprochener Absicht seinen verschiedenen Standpunkt, dessen Berechtigung bei dem besondern Zwecke des Buches niemand in Frage ziehen wird. Spricht doch auch die Thatsache der Neuauflage dafür, daß es die dankbaren Leser gefunden hat, die es verdient. Und das will nicht wenig sagen bei einem Schriftsteller, der in schwerer Rüstung einherschreitet und von dem Leser durchweg ernste Aufmerksamkeit und strenge Mitarbeit fordert.

Der Stoff gliedert sich in drei Hauptteile: Griechentum, Christentum (einschließlich Mittelalter und Reformation) und Neuzeit (von der Renaissance ab). Die Abzweckung des Buches macht es dabei notwendig, daß bisweilen Vertreter bestimmter Ideen in einer andern Weise in den Vordergrund treten, als es bei einer streng geschichtlichen Betrachtung der Fall sein würde. So ist für den letzten Teil des nachklassischen Altertums aus der reichen Fülle der Überlieferung Plotin in einer so stark isolierenden Art hervorgehoben, wie man sie an sich kaum billigen kann. Anderswo ist eine persönliche und manchmal etwas absonderliche Vorliebe des Verfassers im Spiel. Z. B. wird man erstaunt sein, S. 208 fg. in einer ganz eigenartigen Weise des Gregor von Nyssa gedacht zu sehen, als eines Mannes, der in Wahrheit einen eigentümlichen Lebenstypus entwickelt habe. Man sollte meinen, es hätte viel näher gelegen, dem Namens- und Zeitgenossen dieses Mannes, dem großen Theologen von Nazianz, eine ausführliche Darstellung zu widmen. Kann doch dessen Persönlichkeit eine maßgebende Bedeutung für die orientalische Kirche des 4. Jahrhunderts beanspruchen. Und wie verlockend müßte es sein, von den Euckenschen Gesichtspunkten aus diese feurige, großartige, leidenschaftliche Natur zu betrachten, die so voll und warm sich ihrer Gegenwart zuwendet (wie schon sein Stil beweist), die überdies in ihrem individuellsten Wesen, in ihrer eigensten Lebensanschauung uns zugänglich ist durch zahlreiche Schriftstücke persönlichsten Charakters, die Gregor hinterlassen hat, darunter die so zarten und innig empfundenen Selbstbekenntnisse seiner Gedichte (De vita sua!). Doch ich breche ab. Es ziemt sich nicht, an einem Werke im Kleinen zu mäkeln, das so viel des Großen und Schönen enthält. Möge es fortfahren aufmerksame und ernstgesinnte Leser zu finden.

Otto Immisch.

*) Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1897. 10 M.

Religiöse Litteratur.

1. Katechismus der Dogmatik. Von Georg Runze. Leipzig, J. J. Weber. 1898. 12. In Leinwand geb. 4 M.

Zu den rühmlichst bekannten illustrierten Katechismen des J. J. Weberschen Verlags in Leipzig, in denen wertvolle Belehrungen aus dem Gebiet der verschiedenen Wissenschaften, Künste und Gewerbe u. s. w. geboten werden, ist nun unter Nr. 166 auch einer über Dogmatik hinzugekommen. Kann auch eine solche kompendiarische Darstellung dem angehenden Fachmann natürlich nicht das Studium eines größern Werkes entbehrlich machen, so ist die vorliegende bei aller Gedrängtheit doch so gründlich und sorgfältig, so übersichtlich und reichhaltig ausgefallen, daß sie nicht bloß dem Nichtfachmann ersprießliche Dienste zu leisten verspricht. Nach einer gediegenen Einleitung über Begriff, Methode, Quellen der Dogmatik und Verwandtes, die Geschichte der protestantischen Dogmatik und verschiedene Stücke aus der Religionsphilosophie, behandelt der erste Teil den Glauben an die Offenbarung Gottes, der zweite die Erlösung der Menschheit durch Christus, der dritte endlich das Reich des Heiligen Geistes. Die Art, wie die einzelnen Abschnitte abgehandelt werden, erinnert an Hases „Hutterus redivivus": Mitteilung der einschlagenden Litteratur, Text in größerm Druck, eingehendere Begründung mit Berücksichtigung der Schrift- und Bekenntnislehre und unter Auseinandersetzung mit den Aufstellungen der vornehmsten Theologen in kleinerm Satz. Die eigene theologische Stellung des Verfassers läßt ihn einen Platz einnehmen auf dem linken Flügel der positiven Union, unter deren Vertretern ihm J. A. Dorner am nächsten steht. Seine Urteile über andere theologische Lehrmeinungen sind vorsichtig und milde. Wo er Widerspruch zu erheben hat, bleibt seine Haltung doch stets vornehm. In der Versöhnungslehre unternimmt er nicht ohne Glück den Versuch einer Fortbildung des Dogmas. Daß überall die wissenschaft-

lichen Arbeiten bis auf die Gegenwart herab Berücksichtigung finden — ich erinnere nur an die Frage über Wortlaut und Absicht bei der Abendmahlsfeier — versteht sich bei der Belesenheit und Gewissenhaftigkeit des Verfassers von selbst.

Was die äußere Ausstattung betrifft, so ist diese des Inhalts würdig und macht der Verlagshandlung alle Ehre.

2. Theologische Rundschau. Von W. Bousset. Jahrgang I, 1.—6. Heft. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1897. 3 M.

Über Zweck und Richtung dieser neuen theologischen Monatsschrift, an der sich nebst dem Herausgeber zahlreiche Mitarbeiter beteiligen, darunter nicht wenige von altbewährtem, gutem Ruf, spricht sich die Vorrede aus. „Die «Theologische Rundschau» will der evangelischen Theologie und Kirche dadurch dienen, daß sie an der Lösung einer Aufgabe mitarbeitet, deren Wichtigkeit für Theologie und Kirche kaum hoch genug anzuschlagen ist, nämlich der Aufgabe, die große Kluft, die sich allmählich zwischen der theologischen Wissenschaft und dem praktischen Amt aufgethan hat, soweit als möglich zu überbrücken. Zwar wird die zwischen beiden entstandene Spannung schwerlich jemals ganz beseitigt werden können, denn sie ist bis zu einem gewissen Grade letztlich in dem Wesen der Wissenschaft und der Kirche begründet; aber es würde sowohl für die Kirche wie für die theologische Wissenschaft von unberechenbarem Schaden sein, wenn sie in ihrer gegenwärtigen Schärfe fortbestehen oder gar sich noch weiter entwickeln würde. Diese Spannung zu mildern und auf ein gedeihliches Maß zurückzuführen, muß darum ein Hauptbestreben aller sein, die überzeugt sind, daß eine gesunde Entwicklung der Kirche der Reformation nur bei einer engen Fühlung zwischen theologischer Wissenschaft und praktisch-kirchlicher Arbeit möglich ist." Darum soll es die Aufgabe der neuen Monatsschrift sein, diejenigen Theologen, die nicht mehr in unmittelbarer Verbindung mit der Universitäts-Theologie stehen und durch ihre Berufsaufgaben daran gehindert sind, die wissenschaftlich-theologische Arbeit auf allen ihren Gebieten durch das dazu erforderliche Einzelstudium zu verfolgen, über die Methode und Arbeit der theologischen Wissenschaft, über Fortschritte und Hauptströmungen in den einzelnen Disciplinen zu unterrichten und auf dem Laufenden zu erhalten. Zu diesem Zweck bringt die „Theologische Rundschau" an ihrer Spitze in der Regel einen in faßlicher, auch dem der Detailarbeit Fernerstehenden verständlicher Weise geschriebenen Artikel über wichtige Vorgänge innerhalb der theologischen Wissenschaft, neue Fragestellungen, auftauchende Probleme und Strömungen, hervorragende Einzelerscheinungen. An zweiter Stelle erstattet dann die „Rundschau" eingehenden Bericht über die neuen Erscheinungen auf den Gebieten der Theologie, sowie die litterarischen Veröffentlichungen auf dem socialen Gebiet, soweit sie Religion, Ethik und Kirche berühren, und auf dem der religiösen Kunst.

Ist das Ziel, das sich die „Theologische Rundschau" damit gesteckt hat, schon des Schweißes der Edlen wert, so bürgen die Namen des Herausgebers wie seiner Mitarbeiter dafür, daß es an dem erfolgreichen Bemühen, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nicht fehlen wird, und die ersten Hefte sind ganz dazu angethan, diese Erwartung zu rechtfertigen. Gleich der an die Spitze gestellte Artikel Boussets: „Der gegenwärtige Stand der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft", giebt im Anschluß an Jülichers „Einleitung in das Neue Testament", A. Harnacks „Geschichte der altchristlichen Litteratur bis Eusebius" (2. Teil, 1. Band: „Die Chronologie der Litteratur bis Irenäus") und Th. Zahns „Einleitung in das Neue Testament" ein vorzüglich orientierendes, lichtvolles Bild über den gegenwärtigen Stand der hier in Frage kommenden Probleme. Das Gleiche gilt von den litterarischen Besprechungen der jüngsten Arbeiten auf dem Gebiet der alttestamentischen Einleitung und der Paulinischen Theologie aus der Feder Alfred Bertholets und Grafes, und ebenso wertvoll sind die in demselben ersten Heft gebotenen Recensionen von neuern Schriften dogmatischen, liturgischen und socialen Inhalts aus der Feder von Scholz, Achelis und Traub.

Aus den folgenden Heften seien nur die Artikel erwähnt: „Die neuern Arbeiten über die Offenbarung Johannis" (1882—97), I, II, von A. Meyer in Bonn, „C. H. Spurgeon" von J. Hans, „E. Meyer, Die Entstehung des Judentums" von M. Löhr, „Neue Logia" von J. Weiß in Marburg.

3. Gotteshilfe. Gesammelte Andachten von Fr. Naumann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1898. 8. Geb. 1 M. 35 Pf.

Wer auch nicht, wie der Berichterstatter, die von dem national-socialen Agitator eingeschlagenen Wege zu billigen vermag, wird doch an diesen der Naumannschen „Hilfe" entnommenen Andachten seine helle Freude haben. Naumann ist eine Persönlichkeit, die wie nur wenige die Gabe besitzt, die Fragen, welche den modernen Menschen bewegen, in das Licht des Evangeliums zu rücken und religiös zu durchtränken. Der Fülle und Tiefe seiner Gedanken kommt der Reichtum an packenden Bildern gleich und die Kraft und Schönheit der Sprache, die sich nicht selten zu dichterischem Schwung erhebt und stets von dem einen reden muß: Gedenkt der Heimatlosen, Irrenden, Kranken, Arbeitsunfähigen und der Pflichten, die ein redlicher Glaube an ihnen zu erfüllen hat. Wie tief beschämend ist auch in diesen Andachten wieder S. 17 „Die Witwengabe", wie ergreifend S. 21 „Die Abrechnung". So zart auch oft die Töne sind, die das religiöse Empfinden eingiebt, so seelenvoll sich oft die fromme Gemütsinnigkeit äußert, nicht willensschwache Gefühlslosigkeit, sondern thatkräftiger Wille und selbstverleugnender Opfersinn sind die Signatur dieser Andachten und bringen beherzigenswerte Worte vor, selbst dann, wenn einmal die Schriftauslegung eine gezwungene

ist, wie z. B. in der Andacht über „Barmherzigkeit“, S. 89 fg., wo das Herrnwort aus der Bergpredigt umgedeutet wird, um die Mahnung zu bekräftigen: Übet dadurch Barmherzigkeit, daß ihr dem Nächsten Gelegenheit schafft, sich selbst zu entwickeln, oder wenn eine Andacht das einemal rein politisch ausfällt, wie die über den Eid, das anderemal fast rein philosophisch, wie die über „ein Naturgesetz“.

Als Probe von der hinreißenden Kraft dieser Andachten diene eine Stelle aus der „Die rechte Methode“ überschriebenen. Da heißt es zum Schluß: „Welche gewaltigen Stürme mag er (Jesus) in den Seelen seiner Jünger entfesselt haben! Es waren gleichsam Erdbeben des innern Menschen, die er hervorrief. Kein alter Gedanke blieb an seiner Stelle, kein altes Gefühl blieb unverändert. Das ganze Herz der Getreuen wurde in Gluthitze versetzt, damit neue Empfindungsweisen entstünden. Er liegt mit ihnen nachts irgendwo auf dem Stroh einer galiläischen Hütte, und während der Kienspan verglimmt, da werden sie gebannt von seiner Kraft. Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, es ist mitten unter euch; siehe, ich mache alles neu! Hier ist kein müdes, schweres: «Du sollst!» sondern es ist eine Notwendigkeit, anders zu werden. Zwar einige Seelen tragen diese Methode nicht, sie werden durch sie erst recht in Frage gestellt. Judas der Verräter war auch einer von denen, die mit ihm gelebt hatten. Aber Erziehung im Großen ist ohne Gefährdung nicht möglich. Wer nicht wagt, gewinnt auch in der Seelenpflege nicht. Jesu Größe ist, daß er nicht ängstlich Seelsorge trieb; seinen Nachfolgern aber ruft er zu: «Ich bin der Weg!»“

Karl Sallmann.

Neue Dorfgeschichten und andere Erzählungen.

1. Crispin der Dorfbeglücker und andere Geschichten. Von Richard Bredenbrücker. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M.
2. Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart von Karl Domanig. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagshandlung. 1898. 8. 3 M.
3. Madlene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Löffler. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. 2 M.
4. Was der Vogel im Käfig singt. Novellen von Max Graf Lerchenfeld. Regensburg, W. Wunderling. 1898. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Selbst gerichtet. Ein Inserat. Von Max von Weißenthurn. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 3 M.
6. Das Glück und andere Novellen. Von Arthur Sewett. Leipzig, Ernst Keils Nachfolger. 1898. 8. 3 M.
7. Dem Tag entgegen. Novelle von Eva A. von Arnim. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. (Fontanes 1 M.-Bücher.)

Der realistische Zug unserer modernen Erzählungslitteratur zeigt sich auch in der Art, wie heutzutage die Dorfgeschichte behandelt wird. An die Stelle der in Bauernkostüme gesteckten Figuren mit Empfindungen, wie sie nur auf dem Grunde eines reich entwickelten Kulturlebens erwachsen können, sind schon seit geraumer Zeit Menschen getreten, bei deren Schilderung die Forderung der Echtheit in erster Linie gewahrt wird und die hergebrachten Vorstellungen von der Dorfidylle kühnlich über den Haufen geworfen werden. Unter den jüngern Erzählern, die in der Dorfgeschichte das wirkliche Leben poetisch zu verwerten suchen, hat sich Richard Bredenbrücker bereits einen guten Namen gemacht. Auch die jüngste Sammlung aus seiner Feder (Nr. 1) schließt sich seinen frühern Erzeugnissen ebenbürtig an. Bredenbrücker erweist sich in ihr wiederum als hervorragender Charakteristiker und hat es aufs neue verstanden, zur Erhöhung der realistischen Wirkung den südtiroler Bauerndialekt in den Gesprächen seiner Personen aufs glücklichste zu verwenden. Am deutlichsten treten die Vorzüge seiner Darstellung in der ersten Erzählung des Buches hervor, die das Schicksal Crispin Ramosers behandelt und das selbstverschuldete Unglück dieses Raisonneurs und Strebers, der nur seinen eigenen Vorteil im Auge hat, sich aber als der einzige wahrhaft wohlmeinende Förderer der kleinen armen Dorfbewohner aufspielt, in kurzen, aber ungemein plastisch wirkenden Zügen und packender Tragik vorführt. Ebenso tragisch verläuft die Geschichte des Gasser-Sepp genannten Adlerwirts, des „reichsten Mannes von Grametsch“; doch spielt der Humor in ihr insofern eine wesentliche Rolle, als gezeigt wird, wie sich der Held der Erzählung seine schwarze Suppe, der er nicht Herr zu werden vermag, selbst eingebrockt hat, indem er sich nicht zur rechten Zeit von seinen ehemaligen Liebsten getrennt hat, die ihn in seinen alten Tagen das Leben um die Wette sauer machen. Dagegen schlägt Bredenbrücker in der Erzählung „Tante Aga, Aufzeichnungen einer Greisin“, einen sentimentalen Ton an, der ihm nicht so recht zu Gesicht stehen will. Doch wird man dieses Charakterbild einer frommen Tirolerin, die sich schon in jungen Jahren „mit'm allerlieblichsten, himmlischen Bräutigam versprochen“ hat und deshalb alle irdischen Freier, die um ihre Hand anhalten, abweist, als Gegenstück zu dem derben Grundton der beiden übrigen Erzählungen, die sozusagen die Kehrseite einer ländlichen Idylle zeigen, gern mit in den Kauf nehmen, zumal er damit keine den Katholicismus verherrlichende Tendenz verfolgt.

Eine solche stört in auffallender Weise die Wirkung von Domanigs Roman „Die Fremden" (Nr. 2), der im übrigen nicht übel erfunden und nicht ungeschickt ausgeführt ist. Wenn die Zeitungen recht berichten, so scheint in Tirol wieder einmal eine Fremdenhetze von seiten der Geistlichkeit in Scene gesetzt werden zu sollen, gegen die die Gastwirte des Landes bereits Einspruch erhoben haben. Die Fremdenfrage bildet denn auch für Domanig das Hauptthema seines Romans. Er ist offenbar kein absoluter Gegner des Fremdenverkehrs, da er den Vorteil, den er für Tirol bietet, wohl zu würdigen weiß. Wir haben auch nichts dagegen, wenn er in den Worten, die er dem Helden der Erzählung, dem Dr. med. Maas, in den Mund legt, darauf dringt, daß Mittel und Wege gefunden werden sollen, wie der drohenden Sittenverderbnis des Tiroler Volkes, die ihm als eine Folge der immer mehr um sich greifenden Fremdenindustrie erscheint, Einhalt gethan werden kann. Aber wir müssen bei aller Sympathie für die Tiroler Protest gegen die übertriebene Glorificierung der dortigen Zustände erheben und halten die Gegenüberstellung der Tiroler Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Tugend und der Lasterhaftigkeit der Großstädte in der einseitigen Beleuchtung Domanigs für eine Lächerlichkeit. Die Verkehrtheit dieser Vergleichung ist besonders auffallend an den Stellen des Romans, in denen der mit Dr. Maas befreundete Amerikaner O'Reilly, der sich vorübergehend in Tirol aufhält, seine Betrachtungen über den Unterschied der Tiroler und der großstädtischen Kultur anstellt. Er kommt dann jedesmal zu dem Schluß, daß die Tiroler Kultur die höchste in der Welt sei, weil dort nur der Wert gälte, den der Mensch, das Individuum, besitzt. Das ist, mit Verlaub zu sagen, ein vollständiger Unsinn, denn wer nur die geringste Ahnung von dem bäuerlichen Leben hat, der weiß, daß auf dem Dorfe infolge der Gebundenheit des ländlichen Daseins von der Wertschätzung des Menschen als solchen noch weit seltener die Rede ist als in der Stadt, und daß der Einfluß der Vorurteile, der Standesrücksichten und der Vermögensunterschiede auf dem Lande mindestens ebenso groß ist wie bei uns, wenn auch die Formen, in denen er uns begegnet, andere sind. In diesem Punkte machen Tirol und die Tiroler leider auch keine Ausnahme; durch solche Einseitigkeiten und Übertreibungen schadet der Verfasser der Sache, der er dienen will, mehr, als er ihr nützen kann. Allen Respekt ferner vor der Tiroler Frömmigkeit, aber man weiß doch auch, wie viel Äußerlichkeiten bei ihr mit unterlaufen, wie groß die Macht des Aberglaubens und der Einfluß des Pfaffentums in diesem herrlichen Lande noch immer ist. Ein leiser Luftzug von Aufklärung, ein frischer Hauch moderner Bildung, ein wenig Mehr von Geistesfreiheit würde den Tirolern nichts schaden, und wenn selbst der Protestantismus etwas festern Fuß in Tirol fassen sollte, als es bis jetzt der Fall ist, so würden die Früchte davon dem Lande gewiß nur zu gute kommen. An eine systematische protestantische Propaganda in Tirol, wie sie in dem Roman in lächerlichster Weise vorgeführt wird, denkt ohnehin kein Mensch im Norden. — So weit unsere Meinung über die Tendenz, die Domanigs Roman verfolgt. Es ist nun natürlich, daß die Dichtung selbst unter ihr leidet. Die Personen, die in dem Roman auftreten, sind nicht nach dem Leben gezeichnet, sondern nur zu dem Zweck erfunden, um durch ihr Thun und Reden die Herrlichkeit des Tirolertums zu bekunden. Auch halten die vielen Erörterungen über die Fremdenfrage und die angedeuteten Vergleiche den Gang der Handlung unnötig auf. Denn der Liebeshandel zwischen dem Helden Dr. Maas und der in Wien verwaisten Klara Alber, der den Kern der Erzählung bildet, ist so einfach und, wenn auch nicht im schlimmen Sinne des Wortes, so gewöhnlich, daß er sich bequem in dem Rahmen einer kurzen Novelle hätte erschöpfen lassen.

Etwas zu ausgedehnt und breit scheint uns auch die Anlage von Löfflers Dorfgeschichte „Madlene" (Nr. 3), in der die Handlung hinter der Kunst der Seelenmalerei, mit der die wenigen in ihr auftretenden Personen gezeichnet sind, etwas gar zu kurz wegkommt. Die psychologische Detailschilderung ist mit großer Meisterschaft durchgeführt und deutet auf eine Reinheit und Keuschheit der Empfindung hin, wie sie in unsern Tagen leider nur selten ist. Die Zurückhaltung, die das Liebespaar Madlene und ihr Frieder bewahren, bis der Tag kommt, an dem sich ihre Herzen finden können, ohne daß sie sich selbst etwas vergeben, das gegenseitige sich Anziehen und Abstoßen, überhaupt der innere Kampf ihrer Herzen bildet das eigentliche Thema der Erzählung, während die äußern Vorgänge nur nebensächlich und zum Teil sogar nicht anschaulich genug dargestellt werden. Die Lektüre des kleinen Büchleins ist daher immerhin ein Stück Arbeit; wer sich aber nicht scheut, sie vorzunehmen, wird sich reichlich durch die Gemütstiefe und die idealistische Gesinnung des Verfassers, dem deshalb der Sinn für die realistischen Reize der bäuerlichen Kleinwelt nicht abgeht, belohnt finden.

Die Novellen des Grafen Lerchenfeld (Nr. 4), die gleichfalls sämtlich auf dem Lande und in kleinen Verhältnissen spielen, wenn auch nicht alle Personen, von denen in ihnen die Rede ist, dem Bauernstande angehören, erweisen sich als die Arbeit eines Dilettanten, dem es zwar an Erfindungsgabe nicht fehlt, der aber noch zu sehr ohne Plan und Regel darauflos schreibt. Vor allem verwendet er noch zu wenig Fleiß auf die Form, in der er sich zu sehr gehen läßt. Wer seine Sammlung nach den Regeln einer strengern Grammatik durchsehen wollte, würde ihn aller Augenblicke auf kleinern Fehlern, namentlich im Wechsel der Tempora, ertappen, die zwar in unserm Zeitungsdeutsch längst gewöhnlich geworden sind, die aber von einem guten Schriftsteller vermieden werden. Der Inhalt der Novellen stellt an die Fassungskraft der Leser keine großen Anforderungen und nimmt es mit der Wahrscheinlichkeit ebenfalls nicht besonders ängstlich. So ist z. B. die Figur der Marie Keller, der Tochter eines Professors an der

Wiener Hochschule, die die Heldin der ersten, „Ein Flüchtling“ betitelten Novelle bildet, mit ihrer thörichten Unbesonnenheit kaum glaubhaft, und es gehört viel Gutmütigkeit dazu, um der Gestalt der Therese Mosel, von deren Unfall die zweite Erzählung: „Abgestürzt“, berichtet, dieses Prädikat zuzuerkennen. Doch söhnt die Ausspruchslosigkeit, mit der Lerchenfeld seine Geschichten vorbringt, mit ihren Mängeln aus und entwaffnet die Kritik, die sonst vermutlich schärfer mit ihm ins Gericht gehen würde. Jedenfalls läßt die letzte Nummer seiner Sammlung erkennen, daß er die Gabe besitzt, auch tiefere Konflikte des menschlichen Herzens, als er in den übrigen Novellen berührt, mit Erfolg darzustellen, denn er enthüllt uns hier das Innere eines blinden und unter den rohesten Mißhandlungen fast vertierten Mädchens, das durch die Liebe zum Leben erwacht ist, und in dem Augenblick, da es sich getäuscht und verraten sieht, ohne Überlegung und wie von einem Naturgesetz getrieben zur schrecklichen Rache an ihren Quälern greift. Hierbei ist wenigstens der Versuch einer psychologischen Analyse gemacht, und in der Schilderung des landschaftlichen Hintergrundes verrät sich ein Streben nach realistischer Zeichnung, das uns hoffen läßt, daß uns der Verfasser, wenn er noch einmal das Fabelreich der Dichtung betreten sollte, mit gereiftern Früchten beschenken werde.

Gleichfalls in die Nachtseiten des menschlichen Lebens versetzt uns Max von Weißenthurn in seiner Novelle „Selbst gerichtet“ (Nr. 5), die in ihrer Anlage und Durchführung die Hand eines kundigen Erzählers zeigt. Leider bleibt aber in dem Charakter der Heldin Olga, die es fertig bringt, aus Liebe zu ihrem komödiantenhaften, schurkigen Vater ihren durchaus ehrenwerten Gatten dem Zuchthaus zu überliefern, ein ungelöster Rest, der auch durch die eigentümliche Gestaltung der Verhältnisse nicht ausreichend erklärt wird, sodaß die fesselnd erzählte Geschichte nicht vollständig befriedigt. Die zweite, weit kürzere Erzählung des Bandes, die von den Verwicklungen und Unannehmlichkeiten berichtet, in die ein junges Mädchen der vornehmen Gesellschaft gerät, weil sie leichtsinnigerweise zum Zeitvertreib ein Heiratsinserat in die Zeitung hat setzen lassen, ist dagegen von vornherein auf einen heitern Ton gestimmt und nimmt deshalb einen guten Ausgang, indem die Heldin nach allerhand, zum Teil nicht unbedenklichen Abenteuern glücklich in den Hafen der Ehe einläuft. Die Geschichte liest sich nett und wird den meisten Lesern eine Stunde angenehmer Unterhaltung bereiten.

Unter den drei Novellen Arthur Sewetts (Nr. 6) möchten wir dem mittlern Stück der Sammlung, das uns mit dem Schicksal eines jungen Mädchens, das über den Verlust ihres Bräutigams in unheilbare Schwermut verfallen ist, bekannt macht, als am meisten gelungen bezeichnen. Ihre Geschichte wird einem Arzte in den Mund gelegt, der in jungen Jahren an diesem Fall seine ersten Erfahrungen in einer Anstalt für Nervenkranke gesammelt hat. Sie wirkt um so ergreifender, als der Arzt selbst in Liebe für seine Patientin erglüht und ihr Herz und Hand anträgt, weil er sie für genesen hält, während sie ihn doch nur täuscht und sich am Grabe ihres ersten Geliebten das Leben nimmt, um mit ihm für immer vereint zu sein. Die Novelle „Ein Sommernachtstraum“ ist ein heiteres Capriccio, bei dem der Leser gut thut, nicht allzu ängstlich nach der Wahrscheinlichkeit zu fragen, sondern sich gemächlich von dem raschen Strom der Erzählung tragen zu lassen. Er wird dann mit Behagen das Büchlein aus der Hand legen und die Langeweile, die ihm vermutlich die erste Novelle: „Das Glück“, nach der die Sammlung genannt ist, bereitet hat, nicht hoch in Anschlag bringen.

Eva A. von Arnims Novelle „Dem Tag entgegen“ (Nr. 7) endlich raten wir nur denen zur Hand zu nehmen, die eine Vorliebe für sentimentale Geschichten hegen und sich nicht scheuen, allerhand Mystisches und Übernatürliches in den Kauf zu nehmen. Es ist eine Art von Spiritistengeschichte, untermischt mit etwas Schopenhauerscher Philosophie und etwas Buddhismus, doch so, daß dabei auch noch dem Christentum eine entscheidende Rolle gesichert bleibt. Die Heldin ist ein somnambules Mädchen, der Held ein pensionierter Offizier, der seine Zeit mit Forschungen nach dem Übersinnlichen verbringt. Für unsern Geschmack ist das ein bißchen des Guten zu viel, jedenfalls mehr, als wir vertragen können.

H. A. Lier.

Episches und Lyrisches.

1. Fridtjof Nansen. Ein Sang von August Sperl. München, C. H. Becksche Verlagshandlung. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Schön Gertraud. Ein Böhmerwaldmärchen von Heinrich von Zimmermann. Budweis, A. Pokorny. 1898. 8.
3. Strandgut. Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Fuchs. Altenburg, Stephan Geibel. 1898. 8. 4 M.
4. Sturm. Von John Henry Mackay. Dritte vermehrte Auflage. Zürich u. Leipzig, Karl Henckell u. Comp. 1896. 8. 1 M.
5. Einsame Straße. Von Helene Orzolkowski. Berlin, Verlag für Lyrik. 1898. 8. 1 M.

Es könnte gewagt erscheinen, einen noch lebenden Helden zum Gegenstand einer Dichtung zu machen; und diesem Helden selbst muß es wie eine Art Vivisektion vorkommen, wenn er sich nun selbst episch verwendet findet, sogar mit den üblichen lyrischen Einlagen — seinen eigenen Herzensergüssen aus einer fremden Feder! Indessen Nansen hat so viel ertragen, daß er auch ein Epos, das ihn behandelt (Nr. 1), wird zu ertragen wissen. Und an und für sich können wir dem Dichter nicht widersprechen, wenn er sich

einen lebenden Helden wählt. Angedichtet zu werden, das ist nun schon einmal das Schicksal berühmter Männer — warum soll ein epischer Dichter sich nicht einen lebenden Helden im Epos gegenständlich machen und schließlich auch aus seiner Seele heraus lyrisch dichten! Es kommt nur darauf an, daß das richtig geschieht, daß also fürs erste die Handlung des Epos nicht von der uns allen wohlbekannten Wirklichkeit abweicht, und daß fürs andere dem Helden nicht Dinge in den Mund gelegt werden, die er nun und nimmer gedacht, gefühlt und gesagt haben kann. Ist ein Held erst ein paar hundert oder tausend Jahre tot oder überhaupt nie gewesen, dann hat es die dichterische Phantasie leicht; bei einem lebenden sind ihm Fesseln angelegt, die den Dichter hemmen müssen.

Im ganzen darf man aber sagen, daß Sperl sich mit dem schwierigen Gegenstande nicht übel abgefunden hat. Selbstverständlich hat er darauf verzichtet, die Reise Nansens in Versen zu beschreiben, wenn es auch nicht ganz ohne Beschreibung abgeht; er löst sie vielmehr in eine Reihe von Einzelbildern auf, belebt die Eiswüste mit Eisriesen und versenkt sich lyrisch in einzelne Situationen, so daß diese neue Fridtjofsage einigermaßen der alten Tegnérs ähnelt, mit der sie auch die Verschiedenheit des Versmaßes in den einzelnen Gesängen teilt. In manchen Gesängen erhebt sich der Dichter wirklich zu dichterischer Höhe und zeigt eine bemerkenswerte dichterische Kraft der Gestaltung; in andern drängt sich doch die Prosa des Nansenschen Werkes hinein. Denn eine Nordpolarfahrt ist eben kein poetisches Gleiten durch die lieblich rauschenden Wogen, sondern setzt sich aus hunderterlei kleinen, sehr prosaischen Dingen zusammen. Doch wie gesagt, im ganzen hat Sperl seinen Stoff dichterisch bewältigt, und das will gerade bei diesem Stoff etwas heißen.

Eine ganz andere Luft weht in dem Böhmerwaldmärchen von Zimmermann (Nr. 2). Es ist eine Minnegeschichte aus der Zeit der Hussitenkriege, die sehr traurig endet. Der Dichter bringt hohe Begeisterung für seinen Böhmerwald mit, in dessen Schilderung er sich nicht genug thun kann. Aber er malt und schildert zuviel: seine Phantasie schaut zu wenig zusammen und verdichtet zu wenig. Immer wird eine Farbe an die andere gesetzt, so daß man fast sagen könnte, man sieht vor lauter Bäumen den Böhmerwald nicht. Die ganze Erzählungsart, in fünffüßigen Jamben, macht oft den Eindruck, als sei eine Prosaerzählung einfach in Verse und in das erzählende Präsens umgesetzt, statt in das dichterische. Ich greife die nächsten besten zwei Strophen heraus:

Damals lag tiefes Urwaldschweigen noch
Ob jenen Gründen. Schier unwegsam schien
Ringsum der Pfad. Jungfräulich war der Tann
Und unberührt der Quell. Hier konnte man,
Wenn Stürme tobten weithin durch die Welt,
In sicherm Frieden künft'ger Tage harren.
Des Vorteils nahmen rasch die Ritter wahr,
Und sie beschlossen, hier sich anzusiedeln. —

Noch die Gefahr, die ihm der Mensch bereitet,
Nicht kennend, kam des Waldes Wild alltäglich
Zur Tränke an das Bächlein. In der Schlinge
Fing Ritter Heinrich eine prächt'ge Hirschkuh,
Die nun Gespielin unsrer (!) Gertraud ward,
Das Haus mit Milch versorgend. Das Geheimnis
Des Waldes treu zu hüten, brachte Kurt,
Was nötig schien, herbei aus weiter Ferne."

Das sind Verse, die doch mit Poesie nicht das mindeste zu thun haben. Allein es sind auch andere da, in welchen ein hübsches dichterisches Talent sichtbar wird, und der Begeisterung des Dichters kann sich der Leser nirgends ganz entziehen.

Fast die Hälfte der Fuchsschen Gedichte (Nr. 3) sind erzählende Dichtungen, und zwar, um es gleich zu sagen, recht gute, wie denn die ganze Sammlung von einem Dichter herstammt und offenbar gut gesichtet und sorgfältig ausgewählt ist, so daß kaum etwas Minderwertiges mit unterläuft. Am ehesten noch in den rein lyrischen Sachen, die manchmal die allgemeine lyrische Heerstraße nicht ganz vermeiden, aber doch alle hoch über dem gewöhnlichen lyrischen Gezwitscher stehen. Darunter aber auch durchaus eigenartige Gedichte, in Form, Ausdruck und Haltung. Hier zwei Proben von beidem. Es ist gewiß schon hundertmal ähnlich gedichtet worden, was in dem Gedicht „Hand in Hand" steht, aber ein schönes Gedicht ist es doch:

In stillen Lüften schwebt des Mondes Horn;
Kühl weht's vom Strom nach glutenreichem Tag;
Wir schreiten heimwärts durch das reife Korn,
Und traumhaft hallt von fern der Wachtelschlag.

Wie Segenswünsche zieht es wundersacht
Durch Baum und Strauch im blühenden Revier;
Wir lauschen stumm dem Atemzug der Nacht:
Was braucht es Worte zwischen dir und mir!

Wie Sternenschimmer grüßt mich dein Gesicht,
Das holdvertraut mir, wie mein Jugendland,
Und jeder Wunsch erstirbt im Mondenlicht,
Als ewig so zu wandeln Hand in Hand.

Dagegen wie ganz andere dichterische Farben in „Einsamkeit":

Einsamkeit, als Fürstin stolz und schön
Thronst du auf den steilen Alpenhöhn,
Beutst den Kranz aus lichtem Edelweiß
Kühnen Klimmern dar als Siegespreis.

Einsamkeit, als Hirtenmädchen traut
Ruhst du, braungeäugt, im Heidekraut,
Windest lächelnd unterm Föhrenbaum
Wilde Rosen in des Wandrers Traum.

Einsamkeit, als Mutter singest du
Kampfesmüde Herzen leis in Ruh.
Die zu tief der Pfeil des Schmerzes traf,
Wiegst du ein in traumlos ew'gen Schlaf.

Dazu vergleiche man das wieder so ganz anders geartete Gedicht, das von der Einsamkeit der Großstadt handelt: „Ein Abend in der City." Alle diese Lieder sind von großer Mannigfaltigkeit, doch haben sie eins gemeinsam: das schöne Maß, von welchem unsere Modernen freilich nichts mehr wissen wollen. Deshalb soll aber auch der

Modernste den Dichter nicht mit dem Schlagwort „Formalist“ abthun. Dichterischen Formalismus und dichterisches Maßhalten ist sehr zweierlei.

Ganz besondere Begabung hat Fuchs für die erzählende Dichtung, weniger für die eigentliche Ballade. Die zwölf Dichtungen sind alle ganz trefflich, die meisten tief ergreifend, oft gerade durch die Einfachheit und Innigkeit der Darstellung, die auch seine andern Dichtungen auszeichnet. Der Titel des Buches ist sehr gut gewählt; denn am Strande geht dem Dichter das Herz am weitesten auf, an Halligen und Dünen hängt sein Herz, vom Meere holt er am liebsten seine Motive, doch auch von Heide und Gebirge. Es scheint ein weitgereister Mann zu sein, der von manchem Strande köstliches dichterisches Gut heimgebracht hat. Ein solcher Band Gedichte ist einmal wieder eine Freude für einen Kritiker; überflüssig finden wir nur, daß dem Buche das Bild des Dichters beigegeben ist.

Statt „Sturm“ hätte Mackay (Nr. 4) seine Gedichtsammlung nennen sollen „Lieder des Hasses, Handbrevier für Anarchisten“; denn Mackay haßt alles, was ein vernünftiger Mensch liebt, er haßt insbesondere den Räuber- und Mörderstaat, den thörichten Begriff Vaterland, die bösen Fürsten und jegliche Gesetzgebung; er liebt nur die schrankenlose Bethätigung des eigenen Ich, wie sie der Anarchismus ermöglicht; sein Glaubensbekenntnis ist:

Der Mensch ist frei!
Nicht sei er beherrscht, von wem es auch sei!
Sein ist seine Arbeit, und sein ist ihr Lohn,
Und er stehe hinfort in keines mehr Fron!
Sein ist sein Dasein! Nicht braucht er zu geben
Den andern: dem Staat sein Glück und sein Leben!
Er kennt keinen Gott mehr, nicht ist mehr dem Wahn
Des Glaubens der andern er unterthan!
Frei ist seine Liebe! Und sein ist das Recht
Zum Leben: sein Feind nur, wer sich erfrecht,
Ihm dies Leben zu schmälern — so ist die Welt,
Die neu nun sich baut, und die alte zerschellt.

Das alles wird in maßlosen und teilweise höchst unklaren Phrasen vorgetragen, weshalb sich das Buch um so besser für verworrene und unklare Köpfe eignet. Doch das ist für die ästhetische Beurteilung eigentlich Nebensache; wäre Mackays Weltanschauung dichterisch vorgetragen, so möchte sie vor diesem Richterstuhl sein, was sie wollte. Aber Mackays Dichtung ist Deklamation, nicht Anschauung; dazwischen Bildergewirr, halb Dichtung, halb Prosa, Philosophie, in harte Verse gequält, und Reimnöte allüberall. Schon die kleine Probe zeigt die undichterische Art dieser sogenannten Gedichte; es ließe sich noch viel anführen. Doch hier und da gelingt es ihm, wirkliche poetische Töne anzuschlagen, so z. B. in „Arma parata fero“ (um alles kurz und klein zu schlagen, was der „Freiheit“ des Anarchismus im Wege steht!); und sogar in der schwulstigsten und unklarsten Dichtung der ganzen Sammlung, dem Cyklus „Am Ausgang des Jahrhunderts“, drängen sich dichterische Zeilen und Strophen ein, wie:

Sieh durch des Throns geborstene Stufen
Sickert die ekle Fäulnis schon! Durch Purpurmäntel lugen
Schaust du ein Knie, das bebt, ein Herz, das angstvoll zuckt.
Und unterdessen halbversteckt die wilde Völkerkatze,
Gekauert liegt sie schon bereit, daß sie die Eisentatze
Einschlägt — sieh, wie zum Sprung sie murrend schon sich duckt.

Aber dann geht's unmittelbar weiter:

Und deines Lebens denkst du da! — du denkst an Achtundvierzig —
Das waren Tage — weißt du noch? — so märzenhell und würzig (!) u. s. w.

Auf „einsamer Straße“ geht Helene Orzolkowski (Nr. 5); das heißt, auch ihr Gleis ist das moderne, sie hat also Begleiter genug, aber es liegt über dem ganzen Buche eine Stimmung, die des Leids, der Klage und der Sehnsucht einer Einsamen, und die Dichterin weiß die Stimmung in wechselnden Liedern festzuhalten, so daß die Einförmigkeit vermieden wird. Der Strauß, den sie hier bietet, ist freilich, wie der Strauß, den sie dem Geliebten sendet, „mit nervösen Händen“ gebunden, und Nervosität ist nicht gerade die Förderin der Poesie; aber sie ist charakteristisch für unsere modernen Poeten. Daher kommt es auch, daß sie so wenig Ganzes, Fertiges bieten, auch wenn sie Talent haben. Mit nervöser Hast wird es hingeschrieben, daher auch die Vorliebe für freie Rhythmen, und die schlottrigen Verse, und ehe nur ein Gedicht ausgereift ist, wird schon ein neues, und wieder eins angefangen, und eine Sammlung ist im Handumdrehen fertig und herausgegeben. Das Horazische „nonum prematur in annum“ ist zwar von jeher ein Unsinn gewesen; aber unsere Modernen dürften statt annum wenigstens mensem setzen.

Helene Orzolkowski hat jedenfalls Talent, aber die Sammlung ist doch zu klein, um aus dem Wenigen eine Zukunft voraussagen zu können. Als Probe geben wir „Vision“:

Ich sehe mich liegen als sterbendes Weib
auf meinem ärmlichen Pfühle,
mit abgezehrtem und fieberndem Leib,
umweht von des Todes Kühle.

Da erglimmt in den Augen der gläserne Glanz,
der Tod gönnt mir noch einmal Thränen,
und noch einmal wird sich die Seele ganz
aufschwingen und nach ihm sehnen.

Dann wird der Himmel so feierlich hell,
mein Stübchen wird zum Palaste,
und Engel im Glorienschein goldig und grell,
sie kommen zu mir zu Gaste.

Die zeigen mir noch einmal seine Gestalt,
und ich darf ihn umarmen und küssen
mit Liebesflammen und Himmelsgewalt
darf ich ihn küssen und küssen.

Und Frühling wird es und Lenzesglück
bricht an und die Blumen blühen . . .
dann sinke ich lachend ins Kissen zurück
und laß' mein Leben verglühen.

Richard Weitbrecht.

Gedichte von Paul de Lagarde.

Der Inhalt der Neuausgabe der Lagardeschen Gedichte*), besorgt von seiner treuen Lebensgefährtin und feinsinnigen Biographin, ist zumeist nicht mehr neu. Die Vereinigung zu einer Gesamtausgabe, vermehrt um drei noch nicht veröffentlichte Stücke, entsprach aber den Wünschen des Verewigten und ist seinen Verehrern eine willkommene Gabe, um so mehr, als die „Strandlieder" vergriffen waren. Gerade die dichterischen Versuche Lagardes gehören in besonderm Maße zur rechten Würdigung seiner Persönlichkeit, für die schwerlich irgend etwas so charakteristisch ist wie der gleichsam sensitive Untergrund seines intellektuellen Lebens, die Mischung von Verstand und Gemüt, die zu allen Zeiten der eigentliche Nährboden der Poesie gewesen ist. Freilich ist mit dieser günstigen Vorbedingung noch nichts gethan für die künstlerische Seite der Dichtkunst, die Formgebung, die Technik im engern Sinne. Was über Lagardes Prosastil schon früher von uns bemerkt worden ist (d. Bl. 1895, Nr. 12), das gilt auch für seine Gedichte. Herb und oft knorrig ist ihre Form, oft auch die mühselige Arbeit verratend: weder spielendes Talent, noch stürmender Enthusiasmus ist dieser schlichten, schwerwandelnden, ehrlichen Muse zu eigen. Nicht mit der üppigen Blumenpracht der eigentlichen Kunstpoesie, nicht mit dem ungepflegten Wildwuchs des kunstlosen Volksliedes läßt sie sich vergleichen. Lagardes Dichtung hält vielmehr zwischen beidem die Mitte, im Bilde zu bleiben: sie gleicht den treulich gepflegten und bescheidenen Blumen des Hausgartens, wie Lagarde solche wohl auch in Wirklichkeit besonders liebte. Es ist ein eigen Ding um diese Blumenbeetlein der Gelehrten. Für die große Menge sind sie nicht. Und doch haben sie einen ganz eigenen Reiz. Lachmanns dichterische Blätter sind etwa auf denselben Ton gestimmt. Die farbigen Illusionen der Poesie treten in die Gedankenwelt eines solchen Mannes ein wie ein seltener, sonntäglicher, festlicher Gast, mit dem zu plaudern kein Werkeltagsgeschäft ist. Leicht wäre es mancherlei Unbehilflichkeiten, auch Fehler sogar, zusammenzufinden. Doch wollen wir lieber hervorheben, daß auch in der Form manche glückliche Eigenart hervortritt. So sind namentlich in den schönen Terzinen (S. 48 fg.) die Auflösungen höchst originell und wirksam verwendet. Man vergleiche Verse wie: „O fühle (nicht: fühl') den warmen Hauch, der durch die Fernen bricht", „Und schaukelt ihre grünen Wellen in seinem Glanz", „Um dessen Haupt ein Kranz von schmelzendem Silber schwebt". (Vgl. besonders noch „Der Einsiedler", S. 44.) Doch lassen wir die Form und wenden uns dem Inhalt zu.

Überall blickt uns das so vertraute Gesicht des festen, kampflustigen, leidenschaftlichen Mannes an, der scharfkantig durchaus auf sich selber steht:

> Wie selig ist's um mich bestellt,
> Da herzlich Hassen, heißes Lieben
> Von meinen Vätern her mein Erbteil blieben.

Oder:

> Ich bin noch eignes Wachstum, eignes Licht,
> ZerStiehlt, zerSchulzt, zerWieset wurd' ich nicht.

(Auch an andern Stellen spricht sich, nebenbei bemerkt, seine bekannte Abneigung gegen den „Vogelhändler Schulze" und die sonstigen Väter der preußischen Mittelschule aus.) Schweres hat er dulden müssen. In finsterm Grimm spricht er in seinem „Rückblick" (S. 38) über die Enttäuschungen und Schmerzen seines Lebens:

> Wär' ausgewachsen, was als Keim
> In meines Geistes Tiefen lag,
> So wär' ich — kühnlich sei's bekannt —
> In dieser dunklen Welt ein Tag.

Aber in entsagungsvoller, nimmer durch Beifallshoffnung bestimmter Arbeit hat er sich durchgerungen. Der Ernst, der Segen der Arbeit wird darum von ihm allenthalben in den schönsten Worten gepriesen. „Er gab kein Glück, gab Pflicht doch und Beruf." Aber schmerzlich empfindet er doch die Hemmungen seines Lebens, die äußern wie die innern:

> Und nun zu uns, die mit gebrochnem Herzen
> Dem fernen Streifchen Licht am Himmelsrand,
> Dem Traum vom Ende nach die Füße schleppen,
> Die aufwärts wollen und stets unten bleiben —

und wie die schönen Worte weiter lauten (S. 61). Aus dieser Stimmung erwächst ihm die Sehnsucht, das Liebebedürfnis. Am schönsten wohl hat er sein innerstes Wesen aufgethan in den beiden Stellen:

> Mein Herz ist solche Möve tief im Land:
> Die Sehnsucht steht ihm nach fremdliebem Strand,
> Nach einem Meer, das jenen Strand bespület,
> An dessen Flut
> — Wie wohl die Heimat thut! —
> Es seine Heimat fühlet.

Aber daß es mehr ist als die metaphysischen Sehnsuchtsgedanken des Denkers, was ihn hierbei bewegt, das beweist die andere Stelle:

> Es ist die arme Ewigkeit
> Nur eine grenzenlose Zeit.
> Ich strebe einem lieben Du,
> Nicht einem weiten, uferlosen Meere zu.

Daß seine tiefe Religiösität, seine Abneigung gegen Staatskirchentum und die Reformation des 16. Jahrhunderts, seine scharfe Kritik unserer heutigen Kultur mit ihrer Anbetung der Opportunitäten und Kompromisse, seine Sorge um sein Vaterland überall mit den aus den „Deutschen Schriften" uns vertrauten Gedanken zu Worte kommen, versteht sich von selbst; leider auch die seinem Temperament nun einmal unvermeidlichen Paradoxien, am übertriebensten in den „Strandliedern", wo S. 99 gar die Form des Sonetts dafür verwendet ist, ein arger Mißgriff. Wie

---

*) Gedichte von Paul de Lagarde. Gesamtausgabe besorgt von Anna de Lagarde. Göttingen, L. Horstmann. 1897. 8. 2 M.

wenig übrigens seine Lust zu kämpfen und zu negieren ihn seiner Zeit und ihren Aufgaben entfremdet hat, dafür diene als Zeugnis das tiefsinnige Wort, in welchem er sich nennt:

Weil altbegütert, Freund auch neuen Lebens.

Gewiß, je reicher und tiefer eine aus der Vergangenheit geschöpfte Bildung ist, um so weniger wird sie sich den Fragen ihrer Gegenwart entfremdet fühlen, besonders, wenn sie durchleuchtet ist von dem Optimismus Lagardescher Frömmigkeit:

— —, weil ihr nie
Begriffen habt, daß nicht Vergangenheit,
Auch nicht (wie Narren es wohl träumen) Zukunft
Die Arbeit unserer Gegenwart bestimmt.
Was heute Pflicht ist, das ist heute Glück,
Und was heut Pflicht ist, das bestimmt nicht ihr,
Das thut der droben, der das Werk gedichtet.

Oder an einer andern Stelle:

Bekehren, lieber Freund, thut Gott allein,
Und eh' die Seelen nicht von Oben her
Geboren sind, hilft dein Beweisen nichts.
Sei selber etwas, das von Oben stammt,
So hilfst du dem Bekehrenden da droben.
Beweise nicht der Nacht, daß sie vergeh'n muß:
Sei eine Sonn', und sie vergeht sofort.

Die letzten Worte zeigen übrigens auch, daß unserm Dichter auch die sentenziöse Zuspitzung der Gedanken wohl gelingt. Ein hübsches Beispiel davon möge unsere Empfehlung der Sammlung beschließen:

Gehorsam wird dem Meister nie versagt:
Gehorcht man euch nicht, seid ihr keine Meister.

Otto Immisch.

Feuilleton.

„Die Emancipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über das Moderne" betitelt sich eine bei Otto Wigand in Leipzig erschienene Schrift, in der Julius Duboc den Versuch macht zu zeigen, daß nicht das „Was", sondern das „Wie" den Künstler ausmache, oder in anderer Formulierung, daß es auf das „Was" in der Kunst überhaupt nicht ankomme, wenn nur dem „Wie" genügt werde. Zu diesem Zweck unterzieht Duboc in den ersten beiden Briefen die bisherigen Systeme der Ästhetik einer kurz zusammenfassenden Prüfung und stellt dabei fest, daß es trotz der großen Anzahl von Untersuchungen, die es über diese Frage giebt, noch nicht gelungen ist, eine Übereinstimmung darüber, was eigentlich den Inhalt der Kunst bilden soll, zu erzielen. Der Begriff der Schönheit, um den es sich in allen Kunstfragen in erster Linie handelt, ist noch von keinem Ästhetiker hinreichend definiert worden, vielmehr haben wir es hierbei nur mit einem Gewirre von Meinungen zu thun, die sich mehr oder minder widersprechen. Wenn uns also die Frage nach dem „Was" in der Kunst nicht weiter führt, so rät Duboc, es einmal mit der nach dem „Wie" zu versuchen, d. h. nicht von dem Kunstwerk, sondern von dem Künstler auszugehen. Der Künstler ist als Bildner zu betrachten, der das, was ihn bewegt, in irgend eine Form gießt und in dem Kunstwerk irgend einen Inhalt versinnlicht. Er ist nur danach zu beurteilen, wie weit es ihm gelingt, seine Absicht zu verwirklichen und seinem Gebilde den Schein der Echtheit und Wirklichkeit zu verleihen. Bei diesem Standpunkt, auf dem wohl heutzutage die Mehrzahl aller derer längst angekommen ist, die sich berufsmäßig mit der Kritik der Kunst befassen, fallen die Klagen über die Zügellosigkeit der Kunst, die von Laien noch oft vorgebracht werden, von selbst in Nichts zusammen. Deshalb braucht man durchaus nicht immer dem „Was" Beifall zu zollen. Das ist eine ganz andere Frage, die mit der Kunst selbst gar nicht im Zusammenhang steht, sondern von einer Menge von Gründen abhängt, z. B. von den Zeitverhältnissen, den Stimmungen des Tages oder persönlichen Umständen. Wie sich diese seine Anschauungsweise auf das Kunstgefühl der Gegenwart anwenden läßt, erörtert Duboc am Schluß seines Büchleins in der Nachschrift über „Das Moderne" und gelangt in ihr zu dem Ergebnis, „daß beim Sieben und Sichten des sogenannten Modernen nicht viel herauskommt, da immer ein Bodensatz verbleibt". Die in vieler Hinsicht beherzigenswerte Schrift, die namentlich in ihrem kritischen Teil den Leser bequem über den Gegenstand orientiert, schließt mit den Worten: „Erst dann, wenn die von mir aufgezählten Momente der Beeinflussung des Kunstgeschmacks ihre Rolle ausgespielt haben werden, erst dann wird sich feststellen lassen, welche positiven Errungenschaften in der Richtung der Erhöhung und Erweiterung der ursprünglichen Menschennatur für die neuere Zeit durch das Moderne, welches dann nicht mehr modern sein wird, zu verzeichnen sein werden."

— „Holbachs Sociales System, oder natürliche Principien der Moral und der Politik", übersetzt von J. Umminger (Leipzig, Th. Thomas, 1898), wird allen denjenigen willkommen sein, die in den Materialismus des 18. Jahrhunderts tiefer eindringen wollen. Da Holbachs „Système de la nature" das klassische Buch desselben ist, so sind auch die Ergänzungen interessant, die der Leser hier zur Moralphilosophie und zur Staatslehre Holbachs findet. Im wesentlichen verlangt Holbach eine gute auf das Wohl der Unterthanen, besonders auf Toleranz und Erziehung bedachte Regierung. Zwischen den Zeilen erkennt man die Kritik, die er an der französischen Regierung seiner Zeit übte. Auf das demokratische Princip legt er weniger Wert. Als Zeitbild verdient das Werk auch denen empfohlen zu werden, die nicht Anhänger des Materialismus sind, als ein Buch menschenfreundlicher Gesinnung aber wird es selbst denen lesbar sein, die gegen den Materialismus eine entschiedene Abneigung haben.

— In Nr. 41 unserer Blätter, S. 654, ist der Name des Verfassers der Komödie „Frau Sonne" falsch angegeben worden. Der Autor heißt nicht Renner, wie dort zu lesen, sondern Remer.

Bibliographie.

Collection Fischer. Bd. 5. Beaulieu, G. von, Sein Bruder. Novelle. 1 M. Bd. 6. Mann, Thom., Der kleine Herr Friedemann. Novellen. 2 M. Bd. 7. Hartleben, Otto Erich, Vom gastfreien Pastor. 2 M. Bd. 8. Mörner, Birger, Allerhöchst Plaisir. Ein Barock-Interieur. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. 1 M. Bd. 9. Gjellerup, Karl, Das Briefcouvert. Studie eines Graphologen. 2 M. Berlin, S. Fischers Verlag. 8.

Mommsen, Aug., Feste der Stadt Athen im Altertum, geordnet nach attischem Kalender. Umarbeitung der 1864 erschienenen Heortologie. Leipzig, B. G. Teubner. Groß 8. 16 M.

Oehmke, H., Aus allen Kreisen. Novellen. (Unterwegs u. Daheim.) Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. Schmal 8. Geb. 1 M.

Pfungst, Arth., Laskaris, Eine Dichtung. Dritte Auflage (Volksausgabe). Berlin, F. Dümmlers Verlag. 8. Geb. 3 M. 60 Pf.

Thiele, G., Kosmogenie und Religion. Berlin, C. Skopnik. 8. 50 Pf.

Webb, Sidney, Englands Arbeiterschaft 1837 u. 1898. Übersetzt von Dora Landé. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 60 Pf.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Mit einer Beilage von **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter
für
litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 44.

Leipzig,
3. November 1898.

Neue Bismarck-Litteratur.

I.

„Hiermit soll eine Mappe geschaffen werden für bisher unveröffentlichte Kundgebungen aus der Feder des Begründers des Deutschen Reichs, außerdem für Abhandlungen über denselben, die geeignet sind, uns den unerreichbaren Meister der Staatskunst näher zu rücken.“ So kündigt der unermüdliche Sammler und Heerrufer der Bismarckschen innern und äußern Politik eine Publikation*) an, die wir mit der Ährenlese der fleißigen Ruth im Alten Testament unter dem milden Auge des Boas vergleichen möchten. Eine Konkurrenz mit Horst Kohl ist damit wiederum gegeben, und der Gegensatz zwischen beiden Herausgebern markiert sich häufig genug in den siegesfreudigen Anmerkungen Poschingers, daß das im Text Stehende in den Kohlschen Regesten oder anderswo bei Kohl fehlte. Das wird niemand wunder nehmen. Denn welchem Sammler, und sei es der fleißigste, umsichtigste, gewissenhafteste auf litterarischem Gebiete, wäre es nicht passiert, daß gerade nach geschehenem Abschluß dieses oder jenes Kapitalstück noch gefunden, dieses oder jenes Datum richtig gestellt wurde; wie viel mehr muß das für das politische Gebiet gelten und namentlich bei einer solchen unabsehbaren Fülle des Materials. Da ist dann der Historiker erst recht froh, wenn viele die gleiche Arbeit thun und sich dabei wohlwollend ergänzen und berichtigen. Ein gegenseitiger Tadel hierbei muß den billig Denkenden schmerzlich berühren. Man nehme auch Rücksicht auf die Freude einer gegnerischen Presse, die so etwas gern benutzt, um den „Kranz des Homeros“ zerpflücken zu helfen.

Von einem Kranze spricht auch Poschinger im Motto zum ersten Bande des „Bismarck-Portefeuille“ mit Scheffel:

> Nur Übung im Vergleichen
> Lehrt, wem der Kranz zu reichen.

Dies Wort fehlt auf dem zweiten Bande. Zunächst ist man versucht, die beiden Verse aus „Frau Aventiure“ auf Bismarck zu beziehen und nach Vergleichsobjekten in der Poschingerschen Publikation zu suchen. Das scheint aber doch nicht gemeint zu sein; denn irgend jemand unter den mehr in extenso behandelten Größen dürfte kaum als im Vergleich mit Bismarcks Größe vom Herausgeber zum Messen bestimmt sein. Bleibt also ein anderer Vergleich, den wir nicht durchsichtiger zu machen Beruf fühlen, der aber keineswegs dazu führen würde, den einen oder den andern Herausgeber kranzlos ausgehen zu lassen.

Der von Poschinger gewählte Titel scheint etwas auffällig. Die „Sammelmappe“ erklärt sich aber daraus, daß eigentlich eine Darstellung der innern Politik Bismarcks von ihm geplant war auf Grund einer Herausgabe der auf diese Politik bezüglichen Korrespondenz des Fürsten, ähnlich dem bekannten Werke desselben Autors: „Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck.“ Es ist mehr als bezeichnend zu nennen, wenn der weiland Reichskanzler von Caprivi anfangs zwar die Fortführung des genannten Werkes im obigen Sinne durch Einsichtnahme in die einschlagenden Akten genehmigte, diese Genehmigung aber zurückzog — ob aus eigener Initiative, dürfte wohl zunächst fraglich sein —, als die Erfahrung des neuen Leiters der innern Politik Deutschlands, von der äußern ganz zu geschweigen, sich mit der allerdings etwas ältern und darum augenscheinlich antiquierten Erfahrung seines Vorgängers in so lebhaften Gegensatz zu stellen begann.

Den Reigen eröffnet eine Reihe von Mitteilungen aus der amtlichen Korrespondenz Bismarcks in den Jahren 1864—82. Sie behandeln die verschiedenartigsten Dinge: einen Kirchenbau, Nordpolexpedition, Bahnlinien, Organisation der Verwaltung des Norddeutschen Bundes, Ver-

*) Bismarck-Portefeuille. Von Heinrich von Poschinger. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. Je 3 M.

fassungsverhältnisse der evangelischen Kirche u. s. w., und beweisen, mit welcher Fülle von Fragen und Gegenständen sich der preußische Ministerpräsident und nachher der Reichskanzler zu befassen hatte und gleichzeitig mit welcher klaren Schärfe und Umsicht und welchem Geschick er sie zu erledigen wußte. Wenn er z. B. an den Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode unter dem 17. Februar 1870 sich über die allzu regierungsbeflissene Presse im Eichsfelde ausläßt und den Ton und die von ihr behandelten Themata rügt, zugleich aber Besseres an die Hand giebt, so ersieht man daraus mit hoher Bewunderung die Feinfühligkeit für partikulare Eigenart und die sichere Erkenntnis dessen, was zur Gewinnung dieses 1866 erworbenen Landstrichs zweckdienlich sein könnte. (S. 15 fg.) Wie zeitgemäß ferner ist jenes kurze Schreiben an den Minister des Innern Grafen zu Eulenburg vom 19. Juli 1870: „Die hohe Bedeutung des Krieges, welchem wir entgegengehen, und dessen sich fast von selbst darbietende Parallele mit den Befreiungskriegen läßt es mir angemessen und wünschenswert erscheinen, Seine Majestät um die Erneuerung des Ordens des Eisernen Kreuzes zu bitten.“ Bekanntlich datiert nun auch die Urkunde über die Erneuerung des Eisernen Kreuzes vom 19. Juli 1870. Über eine ähnliche Frage, nämlich die Stiftung eines Ordens für Deutschlands Frauen und dessen Benennung, äußert sich Bismarck von Versailles aus am 1. Februar 1871. (S. 21.) Interessant ist ferner die Stellungnahme zur Infallibilität, insbesondere zu dem Streite zwischen dem Breslauer Fürstbischof und dem Professor Reinkens. (S. 17—20.) Ein Kuriosum erfahren wir aus dem vom 19. Oktober 1871 datierten Schreiben an die Direktion der Berlin-Hamburger Eisenbahn, wenn es da heißt (S. 22): „Der Henne (der Führer des von Bismarck benutzten Zuges) schien mir an jenem Tage zwar etwas stärker als gewöhnlich gefrühstückt zu haben und äußerte seine freundlichen Gesinnungen für mich in einer dementsprechenden, aber für mich in keiner Weise verletzenden Form.“ Er fügt die Bitte an die Direktion hinzu, den Mann wegen dieses Vorfalles auf dem Bahnhof Wittenberge nicht in seiner Pension zu verkürzen. Die hier im Kleinen sich zeigende Menschenliebe des Fürsten erweist sich im Großen in dem Seite 25 fg. abgedruckten Schreiben an einen deutschen Landesfürsten betreffend die Übernahme des Lebensversicherungswesens auf den Staat vom 21. Dezember 1880, auf das dann, vom 15. Februar 1881 datiert, sein Votum folgt betreffend den Gesetzentwurf über die Versicherung der in Bergwerken, Fabriken u. s. w. beschäftigten Arbeiter. Es bieten diese Briefe auch sonst noch des Wichtigen und Interessanten genug; aber der Raum gestattet nicht, näher darauf einzugehen.

Aus der folgenden kleinen Nachlese von außeramtlichen Bismarck-Briefen sei die Stelle aus einem Briefe an den Kaufmann Bädke in Berlin vom 5. Mai 1866 hervorgehoben: „Es ist kein Irrtum, wenn Sie von der Voraussetzung ausgehen, daß ich ein warmes Herz und volles Vertrauen zum preußischen Volke habe, und ich gebe mich mit Ihnen der Hoffnung hin, daß die Zeit nicht fern ist, wo das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit die Gegensätze des Parteitreibens überwinden wird.“ — Von den nun folgenden dreiundachtzig Briefen und Telegrammen des Fürsten aus den Jahren 1868—89 macht keine Nummer Anspruch auf weiteres Interesse. Das Gleiche gilt im wesentlichen von den im zweiten Bande von Seite 7 bis 88 mitgeteilten Briefen.

Sehr schätzenswert dagegen sind in den drei Bänden die Abschnitte über die Mitarbeiter Bismarcks in der innern Politik, die sich in drei Teile gliedern: die Minister, Hilfskräfte im auswärtigen Ministerium und Hilfskräfte im königlichen Staatsministerium. Die erste Rubrik wird durch die korrespondierenden Mitteilungen in dem andern Werke Poschingers: „Fürst Bismarck und der Bundesrat“*), in elf von den neunzehn behandelten Personen ergänzt. Der Verbrauch an Kräften tritt durch dieses Zahlenverhältnis deutlich zu Tage. Es war nicht Überarbeitung allein, was die Minister zum Zurücktreten veranlaßte: persönliche Reibungen, meist aber Divergenzen in den Anschauungen und über die Art der Ausführung veranlaßten das Ausscheiden aus dem Amte. Vielleicht mag man es beklagen, daß recht schätzenswerte Kräfte mitunter auf diese Weise ihrem Wirkungskreise entrissen wurden; andererseits wird man zugeben müssen, daß nur das rücksichtslose Festhalten an dem einmal als richtig erkannten und darum auch gewählten Wege dem Reiche die Stellung und die Vorteile sichern konnte, die es unter der Bismarckschen Leitung genossen hat. Das gilt z. B. vor allem von Delbrück, über den in „Fürst Bismarck und der Bundesrat“, Band 3, Seite 175 fg., berichtet wird. Der principielle Unterschied zwischen diesem hochbedeutenden Manne und Bismarck ergab sich erst völlig seit der Zeit, daß sich der Reichskanzler mit der ganzen ihm eigenen Energie auf die innere Politik warf. Delbrück war von Haus aus Freihändler, Bismarck Schutzzöllner, gewiß nicht ein unbedingter, ebensowenig wie das von Delbrücks Standpunkt gesagt werden kann. Aber trotz alledem war auf dieser höchsten Höhe der Entscheidung ein Kompromiß nicht mehr möglich. Vor allem spitzte sich schließlich das gegenseitige Verhältnis auf eine Machtfrage zu. Lothar Bucher hat darüber Poschinger erzählt: Delbrück habe die Tendenz gehabt, sein Amt immer mehr zum Mittelpunkte der Reichsverwaltung zu machen. . . . Selbst mit den Botschaftern und Gesandten habe Delbrück selbständig korrespondiert, und zwar nicht bloß mit den deutschen im Auslande, sondern auch mit den in Berlin domizilierenden Vertretern der fremden Mächte. Der Einfluß, den Delbrück selbst im Bundesrat besaß, sei unter keinem seiner Nachfolger wieder erreicht worden. So würde es z. B. unter Delbrück kein Bevoll-

*) Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich von Poschinger. Dritter Band: Der Bundesrat des Deutschen Reichs. (1874—1878.) Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. 8 M.

mächtigter zum Bundesrat gewagt haben, im Ausschuß einen Initiativ- oder Abänderungsantrag einzubringen, ohne sich vorher durch Rücksprache mit dem Decernenten der Aufnahme desselben zu versichern. — Man muß wohl zugestehen, daß diese Machtstellung des Präsidenten des Reichskanzleramtes für die Sache der Einheit des Reiches und der Einheitlichkeit der Verwaltung unschätzbare Vorteile bot, solange er mit dem Reichskanzler ganz eins war. Ohne diese Voraussetzung aber war eben diese Stellung auf die Dauer unmöglich. Wenn übrigens Delbrück dem Reichskanzler zu selbständig im Behandeln großer Fragen war, so mochte ihm wohl dessen Nachfolger, Hofmann, über den in „Fürst Bismarck und der Bundesrat", Band 3, Seite 187 fg., berichtet wird, als zu einseitig bureaukratisch erscheinen.

Aber es ist nicht möglich, die aufgehäufte Fülle von persönlichem Material in den drei Bänden des „Bismarck-Portefeuille" und des ebengenannten Werkes auch nur auszugsweise zur Mitteilung zu bringen. Im dritten Bande von „Fürst Bismarck und der Bundesrat" werden in gewissenhafter Weise die in den Jahren 1874—78 neu eingetretenen Mitglieder behandelt, und wo es möglich ist, die einschlagende Korrespondenz gegeben, wie die des Gothaers von Seebach in Fortsetzung und als neu die Briefe der Badener Minister Jolly und Freydorff, die eine Fülle interessanter Einzelheiten bieten. Als Ergänzung zu dem Abschnitte des Portefeuilles über die Mitarbeiter Bismarcks sei hingewiesen auf den Artikel über den Finanzminister Hobrecht, weil dessen Umwandlung vom Berliner Oberbürgermeister zum Finanzminister auf recht originelle Manier vor sich gegangen ist. („Fürst Bismarck und der Bundesrat", Band 3, Seite 369 fg.) Nach Camphausens Entlassung nämlich fand Bismarck zunächst keinen Nachfolger, da alle von ihm in Aussicht genommenen Candidaten ablehnten. Die Vorschläge aber des Geh. Regierungsrats Tiedemann, des Chefs der Reichskanzlei, fanden keine Gnade vor den Augen des Fürsten. Da verfiel Tiedemann durch eine zufällige Begegnung mit dem Bruder des Oberbürgermeisters am Spätabend des 21. März 1877 auf Hobrecht und beeilte sich, dies Bismarck noch mitzuteilen, der einverstanden war. Nun fuhr Tiedemann alsbald zu Hobrecht, fand ihn aber noch nicht zu Hause. Er erschien aber nach einer kleinen halben Stunde, äußerst vergnügt mit gerötetem Gesicht, den Hut im Nacken; er kam aus einer fröhlichen Abendgesellschaft. Als ihm Tiedemann den Zweck seines Besuches eröffnete, lief jener im Zimmer auf und ab und rief hoch aufatmend: „Diese Sache könnte einen ja mit einem mal nüchtern machen." Schließlich meinte er: „Wenn ich morgen im Kater noch so denke, wie heute in der Besoffenheit, so sage ich Ja." — Mit dieser Antwort begab sich Tiedemann sofort zum Kanzler, der schon im Bett lag, aber höchst befriedigt von dem Verlaufe der Mission und höchlichst ergötzt von dem Verhalten Hobrechts war; er fand, dessen Art berechtige zu den günstigsten Erwartungen. — Nachdem der Kanzler und sein Kandidat am Abend des folgenden Tages handelseins geworden waren, hat Hobrecht seinen Posten bekanntlich bis in den Juli 1879 beibehalten; mehr eine formale als sachliche Differenz ließ ihn dann aus dem Amte scheiden. Gesellschaftlich blieb er nach wie vor mit Bismarck auf bestem Fuße. — Außer den persönlichen Mitteilungen enthält der dritte Bundesratsband die gewohnten ausführlichen und dann in knapper Übersicht zusammengestellten Berichte über die Thätigkeit des Bundesrats während der vierten bis siebenten Session des Bundesrats, d. h. vom 6. Januar 1874 bis 6. Juli 1878. Man ersieht aus dieser Zusammenstellung, welche Fülle von Arbeit durch die hohe Körperschaft erledigt worden ist, wie viel Anregung vor allem von dem Leiter des Reichs zu solcher Arbeit ausgegangen ist. Fällt ja in diese Periode die Fortführung oder eigentliche Durchführung des Kulturkampfes und die Durchbringung des Socialistengesetzes. Ferner ist vom weitesten Interesse der Abschnitt über den Sitz des Reichsgerichts (S. 262—265 und 302—309). In diese Zeit gehören auch Bismarcks Pläne über die Umgestaltung des gesamten Eisenbahnwesens in Deutschland in ein Reichsinstitut. Bekanntlich ist er damit nicht durchgedrungen.

Der dritte Band des „Bismarck-Portefeuille" ist unter den trüben Auspicien der Todesnachricht des alten Kanzlers entstanden. Um so willkommener sind darin die Mitteilungen aus der Zeit des ungetrübten Glanzes über Bismarck im Deutsch-Französischen Kriege nach der Schilderung von sehr verschiedenen Augenzeugen; zunächst behandelt dieser Abschnitt die Zeit vom 31. Juli bis 1. September 1870. Die Zahl und die Verschiedenartigkeit der Gewährsmänner spricht für des Herausgebers umsichtigen Sammelfleiß, der sich auch in dem in den drei Bänden wiederkehrenden Kapitel „Bismarck im Antiquariat" beweist. Es treten da als Zeugen auf der General der Kavallerie Julius von Hartmann, der bekannte Parlamentarier Ludwig Bamberger, Dr. P. Matthes, der Leibarzt des Großherzogs von Sachsen-Weimar, Stieber, der Direktor der Feldpolizei, der Kriegsberichterstatter der Neuyorker „World", Conway, der amerikanische General Philipp H. Sheridan u. a. Sonderbar muten ein paar Aufzeichnungen Stiebers an, der Anlage zu einem Gemütsmenschen gehabt haben muß. Er schreibt betreffend die am 13. August 1870 in Faulquemont durch den Ein- und Durchmarsch von 120000 Mann deutscher Truppen hervorgerufene Unordnung: „Der König hielt sich in Faulquemont nicht lange auf. Ich war auch so ärgerlich über die Wirtschaft, die dort herrschte, daß ich gleich nachfuhr, obwohl man (?) wünschte, daß ich noch etwas Ordnung schaffen sollte; es war unmöglich." Dahin gehören auch Äußerungen des Bedauerns über das Schicksal von Pont-à-Mousson vom 18. August: „Wir richten diese schöne Stadt völlig zu Grunde", und vom 22. August: „Obwohl wir uns hier anständig benehmen ......, so saugen wir doch das Land furchtbar aus. Alle Pferde und Wagen, alles Vieh nehmen wir fort, alle Eisenbahnen zerstören wir; seit Wochen

bringt nun schon der dritte Teil aller französischen Eisenbahnen keinen Pfennig ein." Wie bedauerlich! — Es mag noch aus demselben Bande aufmerksam gemacht sein auf die Abschnitte: „Fürst Bismarck und Professor Jhering", nach des letztern Aufzeichnungen, und auf den namentlich jetzt an aktuellem Interesse gewinnenden: „Der Staatssekretär, Staatsminister Graf Herbert Bismarck." Manches darin mutet freilich etwas stark an captatio benevolentiae an, aber der Grundgedanke ist doch immerhin richtig, daß es bedauernswert war, einen so arbeitstüchtigen und in die Verhältnisse und diplomatischen Formen so eingeweihten Beamten durch die Verhältnisse beseitigt sehen zu müssen. Vielleicht hätte in diesem Zusammenhange der Abdruck des allerliebsten Gedichts des „Kladderadatsch" „Über die Erblichkeit der Kanzlerwürde" (Nr. 22/23 vom 13. Mai 1888; s. Bismarck-Gedichte des „Kladderadatsch" S. 333) vielen Lesern großes Ergötzen bereitet. — „Aus der Zeit der Londoner Lehrjahre Lothar Buchers" enthält einige geistreiche Aphorismen des bekannten Mitarbeiters Bismarcks über Socialzustände in London und ihn ehrende Briefe an seine Eltern. Es ist eine Ergänzung zu dem Kapitel wesentlichern Inhalts im ersten Bande des „Bismarck-Portefeuille", Seite 84 fg. Der sich anschließenden Lebensbeschreibung Bismarcks von Rudolf Lindau aus dem Jahre 1878 kann ich noch weniger abgewinnen, als den im ersten Bande enthaltenen Aufzeichnungen desselben Autors aus den Jahren 1878 und 1884.

Konrad Sturmhoefel.

Über das griechische und römische Theater.

1. Das griechische Theater. Beiträge zur Geschichte des Dionysos-Theaters in Athen und anderer griechischer Theater von Wilhelm Dörpfeld und Emil Reisch. Mit 12 Tafeln und 99 Abbildungen im Text. Leipzig, Karl Fr. Fleischer. 1897. 8. 16 M.
2. Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Von Gustav Körting. Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwicklung der dramatischen Dichtkunst. I. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1897. 8. 9 M.

Die Forschung über das antike Theaterwesen steht seit einer Reihe von Jahren geradezu unter dem Banne einer Hypothese. Das Merkwürdige dabei ist, daß diese Hypothese zunächst als ein wahrer Erisapfel unter die gelehrte Welt geworfen wurde, ohne daß ihr Schöpfer sie eingehend begründete. So kam es, daß die Gemüter sich erhitzten. Das Umstürzende der Hypothese warb ihr, wie immer, rasch zahlreiche Anhänger. Zweifler, die wenigstens erst die verheißene abschließende Beweisführung des Meisters abwarten wollten, wurden von diesen Eingeweihten als unkritische Köpfe von oben herab behandelt. Man prüfte die erhaltenen Stücke auf die Hypothese hin. Manche auch suchten zu vermitteln und stellten neue Hypothesen auf.

So stand es, als das längst angekündigte, sehnlich erwartete Werk endlich erschien: „Das griechische Theater", von Wilhelm Dörpfeld und Emil Reisch (Nr. 1). Daß die Hauptgedanken des Buches nicht mit dem Reiz der Neuheit wirken konnten, ist nach dem Gesagten klar. Aber auch die werden einigermaßen enttäuscht worden sein, die neue durchschlagende Beweise für die alte Behauptung erwartet hatten. Der Kern der Hypothese ist folgender: Die klassischen Dramen der Griechen sind nicht auf einer Bühne, sondern in der Orchestra aufgeführt worden, so daß Schauspieler und Chor auf derselben Ebene auftraten — ja es hat eine Bühne im griechischen Theater überhaupt nicht gegeben, sondern erst im römischen. Daß in so grundlegenden Fragen Zweifel bestehen können, ist ja nur möglich bei der Dürftigkeit der Reste antiker Theater. Aber gerade an dieser Trümmerhaftigkeit konnte die Kunst Dörpfelds sich glänzend bewähren. Er ist der Architekt unter den Archäologen und betreibt die Archäologie der Bauwerke recht eigentlich nach der philologischen Methode. Ein einziger Stein mit so oder so behauener Fläche dient ihm als Mittel, die Façade einer Säulenhalle vor uns entstehen zu lassen. Das Material eines Bausteins giebt ihm einen Anhaltspunkt für die Bestimmung des Alters eines Bauwerks. Diese virtuose Ausbildung in der Erforschung der Ruinen ist Dörpfelds Stärke. Freilich kann diese Kunst auch irren, wie die Wissenschaft, die aus Fragmenten den Aufbau eines Dramas wiederherzustellen sucht. Jedenfalls aber verdient die bautechnische Untersuchung der alten Theater — wie sie auf Seite 1 bis 157 vorgeführt und mit zahlreichen Plänen erläutert wird — das höchste Lob. Was hier dargelegt ist, ermöglicht jedem, in den schwierigen Fragen sich ein eigenes Urteil zu bilden, ja setzt ihn sogar in den Stand, es als Waffe gegen den Verfasser selbst und seine Theaterhypothese zu gebrauchen.

Eins steht nach den bisherigen Untersuchungen sicher fest, daß ein steinernes Scenengebäude wie auch steinerne Sitze für die Zuschauer erst im 4. Jahrhundert errichtet worden sind in Athen wie anderswo in Griechenland. Was vorher liegt, kann durch archäologische Untersuchungen nicht festgestellt werden. Hier bedarf es anderer Erwägungen und Beweismittel. Bei den baulichen Anlagen des 4. Jahrhunderts aber konzentriert sich der Streit auf die Erklärung gewisser Mauern, die regelmäßig in gewissem Abstande von dem Scenengebäude, dem Aufenthaltsorte der nicht in Thätigkeit befindlichen Schauspieler, sich erheben. Sind diese Mauern, für die der Name Proskenion feststeht, die Vorderwände einer Bühne, wie man früher annahm, oder sind es, wie Dörpfeld nach wie vor behauptet, die massiven Abschlüsse des Spielplatzes, die für die einzelne

Vorstellung noch besonders dekoriert werden konnten? Das ist die Hauptfrage. Geben die baulichen Reste die Möglichkeit einer Entscheidung? Ganz unsicher bleibt die Seite 126 geäußerte Annahme, gewisse Löcher in den Paraskenien im Theater zu Epidauros seien zur Aufnahme der Periakten oder drehbaren Coulissen bestimmt gewesen. Enthusiastisch wurde seiner Zeit die Wahrnehmung begrüßt, daß sich in einigen Theatern Hohlräume unter der Orchestra befänden, die mit Versenkungen in Verbindung gebracht wurden. Solche Einrichtungen müßte vor allem auch Athen gehabt haben. Hier aber hat der Meister selbst das Urteil gesprochen: „In dem Lykurgischen Theater ist sicher kein unterirdischer Gang, der als charonische Stiege gedient haben könnte, vorhanden gewesen. Daß es in dem ältern Theater dagegen einen solchen Gang gegeben haben kann, läßt sich nicht leugnen, weil der große Hohlraum südlich von E—F sogar mehrere unterirdische Gänge aufnehmen konnte; jedoch fehlen alle positiven Anzeichen für einen solchen.“

Etwas Bestechendes hat die Annahme einer verschiebbaren Coulisse in der im Theater zu Megalopolis nachweisbaren Skenotheke. Indessen sicher ist auch hier nichts. Die Annahme erregt auch wieder Zweifel, ebenso wie die Höhenverhältnisse Gegenstand der Debatte sind. Andererseits macht die Anlage einiger Theater der Dörpfeldschen Hypothese Schwierigkeiten. Wie soll man es erklären, wenn in einem Theater der Raum hinter der fraglichen Wand gar nicht ausgebaut ist, und die Räumlichkeiten, die wir unmittelbar hinter dem Spielplatze der Schauspieler erwarten dürfen, nur hinter dem von Dörpfeld angenommenen Oberstock des Spielhintergrundes sich befinden?

So bleiben gegen die Annahme einer Bühne in der Hauptsache die beiden Einwände, die auch früher schon geltend gemacht worden sind. Die in Frage stehende Bühne sei zunächst zu hoch, sagt man. Dörpfeld sucht zu erweisen, daß das Auftreten der Schauspieler in der Orchestra für die Sehverhältnisse am vorteilhaftesten gewesen wäre. Aber er kann nicht beweisen, daß ein Auftreten auf einem selbst höhern Podium den Zuschauern ein ernstes Hindernis bereitet hätte, wenn nur die Entfernung entsprechend weit war und die Schauspieler sich an der Vorderseite des Podiums hielten. Aber dies war ja bei der geringen Tiefe, die auf der früher angenommenen Bühne für das Spiel bleibt, geradezu nötig. Bietet also auch die geringe Tiefe des fraglichen Spielplatzes an sich für die Vertreter der Dörpfeldschen Hypothese ein Bedenken, das zweite der oben genannten, so korrespondiert sie doch trefflich mit der Höhe des Proskenions.

Aber in anderer Beziehung erregt allerdings die Höhe des Proskenions, wenn es die Bühne bilden soll, ernste Zweifel. Während man früher den Chor des klassischen Dramas sich von den Schauspielern räumlich scharf geschieden dachte, hat die durch Dörpfelds Hypothese angeregte Untersuchung der Dramen ergeben, daß der Chor oft mit den Schauspielern sich eng berührt, so daß eine h o h e Bühne ein schwer zu beseitigendes Hindernis bilden würde. Damit erschien die Streitfrage endgültig erledigt zu sein. Nun darf man aber nicht vergessen: die hohe Bühne ist vorhanden in einer Zeit, wo andere Dramen entstanden als die uns erhaltenen; im 5. Jahrhundert aber, als die Dramen der großen Dichter aufgeführt wurden, war sicher eine steinerne Bühne noch nicht vorhanden. Was es damals für eine gab, ist überhaupt auf archäologischem Wege nicht festzustellen. Ist es da nicht wieder ein merkwürdiges und recht bezeichnendes Zusammentreffen, daß in der Zeit, wo die fragliche Bühne entstand, der Chor nachweislich seine Bedeutung verloren hatte, oder ganz in Wegfall gekommen war. Soll das alles Zufall sein? Es ist das Verdienst Bethes, den ich überhaupt als einen energischen Streiter im Kampfe um die griechische Bühne nennen muß, auf die veränderte Stellung des Chors nachdrücklich hingewiesen zu haben. Mit seinen Anschauungen stimme ich in der angegebenen Weise überein, während ich ihm auf andern Wegen nicht folgen kann. Für mich ist eine Erwägung von jeher bestimmend gewesen: es zeigt sich deutlich, daß die Entwicklung der Bühne in genauester Wechselwirkung mit der veränderten Bedeutung des Chores steht. Sang ein lyrischer Chor, so geschah das in der kreisrunden Orchestra, das Publikum stand ringsherum. Von diesem Chor sonderte sich ein Schauspieler ab und trat auf den Opfertisch, die primitivste Form der Bühne. Ich bin überzeugt, daß diese Heraushebung des Schauspielers aus dem Chor ein dringendes Bedürfnis war. Die Kothurne der Schauspieler reichten dafür nicht aus. Darum ist auch in den Stücken des Äschylus gewöhnlich von einer Erhöhung, einem Altar oder dergleichen die Rede. Wann ein solches Podium auf der e i n e n Seite der Orchestra angebracht wurde, so daß die Zuschauer nun von drei Seiten nach ihm hinsahen, ist zweifelhaft. Ich fürchte, aus den Stücken des Äschylus wird so leicht kein sicheres Urteil zu gewinnen sein. Den angenommenen Sprechplatz mag man sich so niedrig denken als möglich und die Verbindung mit der Orchestra so bequem als möglich — am liebsten in Form von Rampen — eine Erhöhung war das historisch Gegebene. Solche Bühnen in verschiedenen Entwicklungsstufen zeigen auch die unteritalischen Phlyakendarstellungen, die doch zur griechischen Bühne in Beziehung stehen. Je mehr der Chor zurücktrat, desto höher konnte die Bühne werden. Zwar sind auch in dem Theater der spätern Zeit ältere Stücke, in denen der Chor eine Rolle spielte, aufgeführt worden. Es mag nicht so leicht sein, wie Bethe es sich denkt, die alten Stücke so umzuarbeiten, daß die veränderten Bühnenverhältnisse kein Hindernis bildeten. Aber sollte es so unglaublich sein, daß bei solchen nachträglichen Aufführungen der Chor getrennt von dem Schauspieler stand, etwa wie es bei uns geschieht, wenn Opern im Concertsaal aufgeführt werden? Es wird uns ja aus dem Altertum auch von völligem Verzicht auf scenische Darstellung beim Vortrag von Dramen berichtet.

Wie steht es aber zweitens mit der Tiefe der Bühne? Stimmt diese nicht wieder auffallend zu der geringen Zahl der auftretenden Personen? Selbst Dörpfeld erklärt ja, daß auf dem Proskenion, das er nur als Oberbühne gelten lassen will, „vielfach die Götter und, wenn ein Teil des Stückes sich auf dem Dache des Hauses oder im Olymp abspielte, ausnahmsweise auch andere Schauspieler auftraten". Und etwas weiter heißt es: „Ich vermute, daß der Name Logeion dadurch üblich geworden ist, daß außer den Göttern in den Dramen auch die Redner in den Volksversammlungen vielfach auf dem Proskenion aufzutreten und von dort zu sprechen pflegten." Nur als gewöhnlicher Spielplatz für die Schauspieler soll diese Erhöhung durchaus nicht gelten dürfen.

Daß die Römer die erhöhte Bühne durch Tieferlegen der Orchestra erhielten, hat seine besondern Gründe. Ein Beweis, daß sie die Bühne erst geschaffen haben, liegt darin nicht. Setzen wir sie wenn auch in verschiedenster Form — im Princip — auch bei den Griechen voraus, so erhalten wir eine Kontinuität, die durchaus wahrscheinlich ist.

Es wäre immerhin gewagt, sich zu solchen Ansichten zu bekennen, wenn nicht ein sonst gut angeschriebener Fachmann aus der Zeit des Augustus, Vitruvius, die Sache genau so angesehen hätte. Sollte er so gröblich geirrt haben? Lange genug haben die Vertreter der neuen Hypothese es geglaubt. Jetzt ist der Meister selbst in der Annahme eines Irrtums Vitruvs schwankend geworden und meint, daß der genannte Architekt eine besondere Art des Theaters im Auge gehabt habe. So ist denn das letzte Wort über die Frage der griechischen Bühne noch nicht gesprochen. Wie es aber auch lauten mag, immer wird Dörpfeld das Verdienst bleiben, eine gründliche Revision aller das griechische Bühnenwesen betreffenden Fragen herbeigeführt zu haben. Noch mancherlei wäre über einzelne Äußerungen und Aufstellungen in dem stattlichen Werke zu sagen. Am meisten skeptisch verhält sich Dörpfeld den Theatermaschinen gegenüber, die bei den Schriftstellern erwähnt werden. Auch in dieser Hinsicht muß die weitere Forschung noch genauere Aufklärung bringen.

„Die Geschichte des griechischen und römischen Theaters" von Gustav Körting (Nr. 2) ist der erste Teil eines umfassendern Werkes. Der zweite wird das Theater des romanischen und des germanischen Mittelalters, der dritte das Theater der Neuzeit behandeln. Die einleitenden Bemerkungen stellen zunächst im allgemeinen das Verhältnis des Theaters zum Drama dar und die Verbreitung des Theaters bei den Kulturvölkern der Alten Welt. Wenn dabei gelegentlich geleugnet wird, daß die indische Kultur und Litteratur irgend welche bedeutsame Beeinflussung durch das europäische, insonderheit durch das griechische Geistesleben während des ganzen Altertums erfahren habe, so trifft dies für das Theater wohl am wenigsten zu. Die folgenden Auseinandersetzungen drehen sich um die verschiedensten Fragen, die sich an ein Drama knüpfen. Körting holt sehr weit aus. Wollte er kurz sein, so hätte er am ehesten die Auslassungen über die Formen des Denkens und dergleichen ersparen können. Endlich ist er zu der Definition des Schönen gelangt, die folgendermaßen lautet: „Schön ist das mühelos Wahrnehmbare und durch seine äußere und innere Form zugleich in dem Wahrnehmenden Lustempfindung Erzeugende." So vielerlei ist schon in diesem ersten Teile behandelt, daß man sich fast wundert, wenn der Verfasser mit Rücksicht auf einige absichtlich unerörtert gelassene Fragen als seinen Zweck bezeichnet, „es sollten nur die Gesichtspunkte klargelegt werden, welche für uns maßgebend sind für die Auffassung und Würdigung der Wechselbeziehungen zwischen Theater und Drama." Die verschiedenen Fragen behandelt der Verfasser in verständiger und ansprechender Weise, so Berechtigung und Wesen des Idealisierens oder das Verhältnis der Kunst zur Sittlichkeit. Aber auch das Verhältnis der Form zum Inhalt wird besprochen, wobei z. B. darauf hingewiesen wird, daß die zunehmende Verbreitung und Fertigkeit des Lesens wesentlich dazu beiträgt, die rhythmische Rede zu verdrängen.

Was nun die Behandlung des eigentlichen Themas anlangt, so hat das Buch seine großen Vorzüge, aber auch seine Mängel. Es enthält über das Materielle des antiken Bühnenwesens keine selbständige Forschung. Die Angaben beruhen im wesentlichen auf Müllers bekanntem Handbuche und auf Bethes „Prolegomena". „Gelegenheit zu prunkvoller Entfaltung philologischer und archäologischer Einzelkenntnisse wurde ebensowenig gesucht, wie diejenige zur Aufstellung kühner und geistreich sein sollender Hypothesen." Bisweilen läßt sich ein Schwanken in den Annahmen beobachten. Während es Seite 272 heißt: „Denn die Orchestra und die Bühne des griechischen Theaters bildeten doch — zumal da höchst wahrscheinlich beide in gleicher Ebene lagen — thatsächlich einen Spielraum" — lesen wir Seite 317: „nur das ist glaublich und selbst wahrscheinlich, daß damals die Bühne ein wenig höher lag als die Orchestra, und mit dieser durch einige wenige, bequem steigbare Stufen verbunden war". Freilich ist in diesem Punkte nach Lage der Sache ein Schwanken am ehesten noch begreiflich. Die Bedeutung des Buches liegt nach dem Gesagten nicht in den Angaben, die der Verfasser über das Theaterwesen der Alten macht, sondern in den Betrachtungen, die er daran knüpft. Er hat sich mit dem neuern Theater besonders beschäftigt und fühlt sich auf Schritt und Tritt zu Vergleichen angeregt. So lehrreich eine solche Gegenüberstellung sein kann, führt sie doch auch leicht zur Ungerechtigkeit. Thatsächlich ist der Verfasser bisweilen unbillig gegen die antiken Verhältnisse. Wie es hätte sein können oder müssen, steht ihm immer vor Augen, neben das antike stellt er immer das „romanische" Theater. Nicht selten vermißt er etwas, was doch vorhanden gewesen ist. Nicht treffend ist in ihrem zweiten Teil die Bemerkung: „Die auf uns gekommenen griechischen Dramen enthalten

keinerlei Bühnenanweisungen und auch sonst keinerlei Beiwerk, das uns über scenische Dinge unterrichten könnte. Auch die Scholien schweigen sich darüber meist aus." Ferner sind wir doch über die Art und Weise der Einstudierung nicht so dürftig unterrichtet, wie es nach des Verfassers Worten scheinen kann. Nicht richtig ist die Behauptung über die griechischen Schauspieler: „Keiner von ihnen leistete etwas Außergewöhnliches." Die Alten haben in ihrer Art ebenso bedeutende Schauspieler hervorgebracht wie das vorige Jahrhundert oder die Gegenwart. Auch bei der Besprechung des römischen Theaters finden sich einzelne zu kühne Behauptungen. Auch nach Naevius hat es Männer gegeben, die unerschrocken auf der Bühne ihre Ansichten äußerten. Daß man in der römischen fabula palliata „Bordell- und Kneipendüfte atme", ist doch etwas zu stark ausgedrückt.

Die von dem Verfasser gewählte Einteilung führt zu Wiederholungen. Manches, was im Hauptteil — in einzelnen Fällen wiederholt — erwähnt worden ist, wird in der Übersicht über die Realien und Personalien des griechischen Theaters noch einmal behandelt. Die chronologische Übersicht über die Geschichte des griechischen Theaters enthält einige recht sonderbare Angaben, namentlich folgende: „369—359 v. Chr. Der Tyrann von Pherai interessiert sich für dramatische Kunst." „336 v. Chr. Philipp von Macedonien wird ermordet. Kurz vor seinem Tode hatte er glänzende Tragödienaufführungen zu veranstalten beabsichtigt." An der Seite 277 citierten Stelle des Aristoteles ist nicht davon die Rede, daß Äschylus die Zahl der Choreuten verringerte, sondern daß er die Chorpartien einschränkte. Was soll man sich Seite 290 bei den „banausischen Künstlern" denken, denen neben Dichtern, Musikern und Schauspielern Bildsäulen gesetzt wurden? Schon Seite 122 war von „Banausiern" die Rede. Ich möchte in der ersten Stelle an „dionysische" Künstler denken. An Druckfehlern mangelt es in dem Anhange nicht. Derselbe Mann heißt erst Maccius Turpa, dann Marcins Tarpa. Beides ist falsch.

Die Stärke des Buches liegt, wie ich schon gesagt habe, in den Betrachtungen, die es über die antiken Theaterzustände anstellt. So erörtert der Verfasser eingehend das Fehlen der Schauspielerinnen in der griechischen Tragödie und wägt die Vorteile und die Nachteile dieses Gebrauchs ab, oder er vergleicht die Schuld des Helden im antiken und im modernen Drama, oder er erörtert die Frage der Einheit des Ortes. Das Buch ist reich an Anregungen, doch müssen die in ihm mitgeteilten Angaben und Annahmen mit Vorsicht benutzt werden. **Richard Opitz.**

Zur englischen und romanischen Litteratur.

1. Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Paul Hamelius. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1897. 8. 3 M.

Diese der Universität Lüttich behufs Erlangung der Würde eines Doktors in germanischer Philologie vorgelegte Dissertation bekundet umfassende und gründliche Kenntnis der englischen Litteratur und eine vollendete Beherrschung der deutschen Sprache; aber sie beweist wieder die Schwierigkeit, litterarische Bewegungen für sich, ohne Bezug auf die politische und Kulturgeschichte der Zeit darzustellen.

Was Hamelius uns geben will, ist eine Geschichte des litterarischen Geschmacks der Engländer im 17. und 18. Jahrhundert, geschöpft aus ihren Theorien. Das ist ein außerordentlich schweres Unternehmen, manchmal vergleichbar dem Versuch, die Figuren auf gemalten Kirchenfenstern von außen zu erkennen, und der Verfasser hat eine so lange Reihe von Richtungen des Geschmacks unterschieden, daß es genauer Aufmerksamkeit bedarf, wenn man den Faden seiner Darstellung nicht bisweilen aus der Hand verlieren will. Es dreht sich dabei alles nur um das größere oder geringere Vertrauen, das die Schriftsteller einerseits zur klassischen Regel, andererseits zur eigenen Befähigung des englischen Geistes haben. Die Schriftsteller, die der letztern Richtung huldigen, sind bei unserm Verfasser „Romantiker". Wir bezweifeln, daß es zweckmäßig ist, dem Worte diese allgemeinere Bedeutung unterzulegen, wollen uns aber, um einen Begriff von dem Inhalte unsers Buches zu geben, für jetzt diesem Gebrauche anschließen.

Einer der ersten Vertreter dieser Romantik ist der ältere Scaliger (1561), während in England William Webbe (1586) dem Klassicismus huldigt, der zunächst wenig Anklang findet. Erst Ben Jonson, Sheakespeares Genosse, vertritt ihn mit Erfolg; aber die Revolution unterbricht diese Bewegung. Mit dem Einwirken der französischen Litteratur wird dann die klassische Richtung wieder maßgebend. Sie zeigt zwei verschiedene Seiten, einmal Bewunderung der alten Litteraturen, dann eine nüchterne Verständigkeit. In letzterer Beziehung stützt sie sich auf die gleichzeitige Philosophie: Hobbes begründet eine rationalistische Richtung, die sich ebenfalls in zwei Formen äußert, eine mittelalterliche, nationale, die durch Cowley charakterisiert wird, und eine christliche, biblische, welche durch Milton ihren Ausdruck findet. Dryden vermittelt zwischen all diesen Richtungen, weil er der Reihe nach ihnen allen angehört. Die romantische und christliche fließen später zusammen, wie andererseits die vorklassische und rationalistische. Die erstere nimmt auch eine entschieden moralische Wendung. Shaftesbury, der Ästhetiker dieser Periode, steht auf der entgegengesetzten Seite. Das

18. Jahrhundert kehrt zur Natur zurück und pflegt die Empfindsamkeit. So wird man dem Klassicismus immer fremder und greift wieder auf die eigene Litteratur zurück, und zwar zunächst auf den alten Spenser. Die „Wiederherstellung" Shakespeares durch Theobald aber hat diesem einen Platz in der „Dunciade" eingetragen. Die Essayisten bestärken die romantische Richtung. Man bekämpft die Oper, bestreitet die Allgemeingültigkeit der Regeln, den Nutzen der gelehrten Kritik und den Wert der Nachahmung früherer Litteraturperioden; doch hängen Samuel Johnson und Warburton immer noch am Klassicismus, der aber an praktischer Wirkung immer mehr verliert. Popes Ansehen sinkt; man stellt den Satz von der Selbstherrlichkeit des Genies auf. Vorbereitet ist diese Entwicklung durch die Wertschätzung der Volkspoesie, welche in Percys Volksliedersammlung und Macphersons Ossian einen bedeutsamen Ausdruck findet. Die Naturschwärmerei und Empfindsamkeit der Zeit verträgt sich mit der klassischen Regel immer weniger, und die Seeschule (Wordsworth, Coleridge) bekennt sich am Ende des Jahrhunderts zum Romanticismus.

Es ist unmöglich, dem Verfasser in alle Einzelheiten seiner inhaltreichen Darstellung hinein zu folgen. Wir legen aber Gewicht auf die Anerkennung zweier Thatsachen, die von ihm in klares Licht gestellt werden: der klassicistische Geschmack ist nicht erst von Frankreich aus in die englische Litteratur hineingetragen worden, und die Aufnahme der volkstümlichen Poesie hat nicht eine neue Wendung des Geschmacks begründet, sondern ist die Folge einer solchen.

Wer die englische Litteratur der vergangenen zwei Jahrhunderte kennt, wird in dem gründlichen Buche von Paul Hamelius manche Anregung finden; der Genuß desselben ist aber erschwert durch eine zu kleinliche Einteilung des Stoffes, die den Verfasser zwingt, bisweilen sich im Kreise zu drehen und bereits Vorgetragenes noch einmal darzustellen.

2. Zur Lösung des Hamlet-Problems. Vortrag, gehalten in der Aula des Realgymnasiums zu Elberfeld am 26. Februar 1897 von Dr. Erwin Heuse. Elberfeld, Baedekersche Buch- und Kunsthandlung. 1898. 8. 75 Pf.

Heuse greift aufs neue die Schwierigkeit des Hamlet-Rätsels auf. Er findet es darin, daß „in diesem Drama kaum eine einzige Figur vorkommt, welche für die Bühne oder für das Leben typisch wäre". Er macht sich also zur Aufgabe, die Charaktere der Hamlet-Tragödie einer erneuten Analyse zu unterziehen. Er hätte uns aber genauer sagen sollen, was er unter typischen Figuren versteht. Hamlet wenigstens ist eine Gestalt, die heute vielleicht noch häufiger vorkommt als zu Shakespeares lebensfrohen Zeiten; Männer, die, zu bedeutender Wirksamkeit berufen, durch Unvollkommenheiten in unserer gesellschaftlichen Organisation und durch des Gedankens Blässe das Mark der Entschließung einbüßen, kann man heute allüberall finden. Meint der Verfasser aber nur, Shakespeares Gestalten seien nicht jene nur von einer einzigen Seite aus beleuchteten Figuren, wie sie das alte französische Drama gezeichnet hat, so hat er recht. Der englische Dichter ist eben groß darin, daß er volle Wirklichkeiten auf die Bühne bringt, Gestalten, wie sie das Leben mit seinen verschiedenartigen, einander selbst entgegenwirkenden Einflüssen erzeugt. So haben wir aber, die wir mit der Deutung des Hamlet uns abgemüht haben, die Kunst Shakespeares immer aufgefaßt. Mit Heuses Analysen kann man nun fast überall einverstanden sein. Die Königin und Ophelia faßt er mit besonderer Feinheit auf. Hamlet wird im ganzen so charakterisiert, wie ihn Goethe verstanden hat. Der Dänenprinz ist von Natur Pessimist, aber keine gebrochene Natur. Er besitzt ein weiches, zur Melancholie geneigtes Gemüt, das darum von schweren Ahnungen oft bedrückt wird. Von diesem Gemüt läßt er sich leiten, während er planvoll zu handeln glaubt. Der Mord ist seiner feinen Empfindung unmöglich; ohne daß er sich dessen bewußt ist, treibt ihn diese Zartheit des Sinnes immer wieder von der Ausführung der Rache zurück. Er hat einmal kaltblütig den König im Gemach der Mutter erstechen wollen; aber das geschah durch eine Tapete hindurch, hinter der nicht der König, sondern Polonius verborgen war; dem Könige von Angesicht zu Angesicht entgegenzutreten mit der Mordwaffe, hätte Hamlet nicht über sich gebracht. In dieser Erklärung der Unschlüssigkeit unsers Helden liegt das Neue der Heuseschen Interpretation, gegen die wir erhebliche Zweifel haben. Gerade bei jenem Stich durch die Tapete und beim Anblick des nur durch Hamlets Versehen getöteten Polonius zeigt Hamlet einen gänzlichen Mangel jenes feinen Sinnes, der nicht einmal Blut müßte sehen können. Schwerer wiegt uns aber das Bedenken, daß jedem Zuschauer, der an diesen mädchenhaften Zartsinn glauben möchte, Hamlet einfach lächerlich erscheinen müßte. Der Gedanke, daß er den König gewiß töten werde, wenn einmal ein Vorhang zwischen beiden sich befände, so daß weder Hamlet noch die Zuschauer etwas von dem Morde sehen könnten, müßte alles ernste Interesse an der Handlung zerstören, die sich glücklicherweise ganz anders abspielt.

3. Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. Von Karl Vollmöller. Mitredigiert von G. Baist, Otto E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, C. Salvioni. Zweiter Band. 2.—4. Heft. Dritter Band. 1.—3. Heft. 1896—97. Leipzig, Renger; vom dritten Bande an Erlangen, Fr. Junge. 8. Der Band zu 4 Heften 18 M.

Seit wir das letztemal über dieses bedeutende Unternehmen berichtet haben (1897, S. 185), ist es fast bis zum Abschlusse des dritten Bandes gediehen, der wie der zweite mit den Jahren 1891—94 sich befaßt, teilweise aber auch weiter zurückgreift. Wir sehen in diesen Bänden nun den Grund des ganzen Werkes in aller Breite gelegt; denn jetzt kommen in ihm auch die der Unterrichtspraxis zugehörigen Fächer zur Behandlung: die Entwicklung des französischen Unterrichts in den verschiedenen deutschen Ländern, in Österreich, Dänemark, Schweden und Norwegen,

die ganze einschlägige Schulbuchlitteratur und die auf diesem Gebiete so außerordentlich lebhafte methodische Bewegung. Über das Phonetische berichtet Professor Koschwitz, der hierin eine bedeutende Autorität ist, in einem Artikel, der für alle diejenigen von hohem Werte sein wird, welche ihre Kenntnisse in dieser Sache nur aus Büchern schöpfen können. Ein anderer Bericht von R. Kron behandelt die dem Selbstunterricht gewidmete Litteratur. Wie viel Resignation Berichte über Schulbücher verlangen, die sich nicht damit begnügen können, nur das herauszuheben, was einen wirklichen Fortschritt darstellt, weiß der Verfasser dieser Zeilen, der selbst einen Artikel dieser Art im zweiten Bande verfaßt hat.

Den breitesten Raum nehmen in unserm Buche die litterarhistorischen Berichte ein, in deren Bearbeitung deutsche und ausländische Verfasser sich geteilt haben. Der Litteratur des 18. und 17. Jahrhunderts ist R. Mahrenholtz' umfassende Belesenheit zu gute gekommen. Das ganz Neue hat H. J. Heller behandelt, dessen Bericht am Ende mit Fug und Recht in eine Nomenklatur ausgeht. Neben der alt-, mittel- und neufranzösischen Litteratur umfassen die Berichte auch die altprovençalische (E. Levy), die italienische (E. Pércopo in Neapel) und die keltische, welche in den englischen und französischen Litteraturgeschichten seit langer Zeit ein gewisses Gastrecht genießt, Traube die lateinische Litteratur des Mittelalters. Daneben sind Laut- und Sprachgeschichte in reichhaltigen Berichten vertreten. Wer im Interesse der zukünftigen Lehrer neuerer Sprachen an den höhern Schulen bedauern möchte, daß dieses Fach unsere Lehrer des Französischen an den Universitäten fast ausschließlich beschäftigt, der müßte bedenken, daß diese eigentlich Romanisten sind, und aus dem reichen wissenschaftlichen Ertrag, den diese Studien aufweisen, doch die Bedeutsamkeit derselben für die wissenschaftliche Durchbildung der Lehrer höherer Schulen erkennen. Einige dieser Berichte, wie der von Stimming über die historische französische Syntax, greifen auch unmittelbar in die Gebiete ein, welche der Schulunterricht zu behandeln hat. Von mundartlicher Litteratur ist behandelt, was sich auf die provençalischen und französischen Patois, das Kreolische, das Wallonische, das Anglonormannische bezieht. Selbst das Neugriechische ist vertreten, soweit es geeignet ist, analoge Verhältnisse der romanischen Sprachen zu beleuchten. Ferner scheint noch zu liegen die historische Geographie und Ethnographie von Tirol; aber es handelt sich dabei nur um alte romanische Sprachreste.

Die meisten Berichterstatter sind durch ihre Aufgabe zu möglichst knapper Darstellung genötigt worden. Nur selten begegnet man allgemeinen Meditationen, wie in dem Bericht über Litteraturwissenschaft und Poetik, Fächer, die diese Behandlung einigermaßen rechtfertigen. In die Berichte teilen sich deutsche und fremde Bearbeiter; die letztern haben sich teilweise der französischen und der italienischen Sprache bedient.

Möge das Unternehmen rüstig fortschreiten und bald in der Lage sein, den Jahrgängen, über die es jeweils berichtet, in nicht zu weit abgelegenen Fristen nachzufolgen.

Ernst von Sallwürk.

Neue Romane und Novellen.

1. Nachtschatten. Novellen von Richard von Wilpert. (Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.) Leipzig, Oswald Mutze. 1898. 8.

Wie in der modernen Malerei, so nimmt auch in der Schriftstellerei die Skizze, die einfache Wiedergabe eines Stückes Wirklichkeit, eine breite Stelle ein. Aber nicht als Mittel zum Zwecke, als Übungsstück zum Lernen dient sie, sondern sie ist Selbstzweck, sie tritt wohl gar mit dem Anspruch auf ein Kunstwerk zu sein. So ist es mit diesen „Novellen" Richard von Wilperts. In einem als Nachwort dienenden Gedicht setzt der Verfasser auseinander, daß er einer Anzahl unglücklicher Wesen in seinem Leben begegnet ist, die ihrer geistigen Klarheit ganz oder teilweise beraubt waren. Er vergleicht sie den „Nachtschatten" und hat sich gedrungen gefühlt, sich von dem Eindrucke, den sie auf ihn gemacht, durch dichterische Darstellung zu befreien. So erzählt er denn von dem „verlorenen Sohn", einem durch eine unverständige Mutter so verzärtelten Menschen, daß er zum Leben untauglich wird und verkommt (übrigens pflegt man beim verlorenen Sohn an andere Gestalten zu denken); oder er teilt uns mit, daß einem durch langjährige Verwandtschaftsheiraten entarteten Geschlecht schließlich drei Töchter entsprossen seien, die mehr oder weniger blödsinnig waren: eine hat noch geheiratet, die andere wurde in einem adeligen Stift untergebracht, und die dritte kam ins Irrenhaus; oder in „Ellerbaum" lernen wir ein junges Mädchen kennen, das sehr tüchtig und ehrenwert war, aber dann durch einen schweren Fall auf den Kopf blöde und mannstoll wurde. „Ja, ja, so was ist recht traurig, aber es kommt vor", sagt der teilnahmvolle Leser, weiß aber sonst nicht viel damit anzufangen. Oder soll er sich etwa für die Frage interessieren, ob der Verfasser die Gedankengänge eines so entgleisten Gehirns richtig wiedergiebt? Das ist doch kaum zu erwarten. Und so fragt man sich schließlich mit dem Titel einer der Skizzen: „Für wen?" Für wen, wozu sind sie geschrieben? Einen gemeinsamen Grundgedanken sucht der Verfasser dadurch hineinzubringen, daß mit einer Ausnahme die geschilderten Gestalten durch Zufall oder fremde Schuld so unglücklich geworden sind; und er giebt die Moral davon

mit den Worten eines Arztes: „Doch was nützt es, darüber nachzudenken? Das Leben ist so schon sinnlos. Es bleibt uns nichts übrig, als gemäß dem alten sinnlosen Spruch «des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen».“ Das läßt sich aber sicherlich auf vergnüglichere Weise thun als durch das Schreiben oder Lesen dieser Novellen.

Einen ähnlich skizzenhaften Eindruck gewinnt man aus einem andern Bändchen, das freilich teilweise auch nichts anderes sein will:

2. Am Leben hin. Novellen und Skizzen von Rainer Maria Rilke. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.

Es malt eine Reihe trübsinniger, schwermütiger Situationen aus, mit vielen Bildern und Vergleichen, die nicht selten etwas Gesuchtes und Gezwungenes haben. Vielleicht fühlen sich gefühlvolle Gemüter durch manche Anklänge der Darstellungsweise an Andersens Bilderbuch ohne Bilder angenehm berührt; aber der ganze Charakter des Buches hat etwas Gesuchtes an sich. Und dann eben das Skizzenhafte: In ein größeres Ganzes als Bestandteile verwebt würden die einzelnen Schilderungen ihre Berechtigung haben, lebendig wirken; zum selbständigen Leben haben sie nicht Kraft und Wert genug. Sie streifen dabei eben nur „am Leben“ hin, freilich in etwas anderm Sinne, als der auch etwas gesuchte Titel des Buches wohl meint.

3. Leidenschaft. Novellen von Alfred Graf zur Lippe. Dresden, Heinrich Minden. 1898. 8. 3 M.

Das Buch faßt eine Reihe Novellen unter einem gemeinschaftlichen Titel zusammen. Die Darstellung ist breiter, voller und ausgeführter als in den bisher besprochenen Büchern, und das Verbindende tritt klarer hervor. Jede Novelle hat ein bestimmtes Problem, dessen Aufrollung mit liebevoller, freilich auch nicht immer vom Absonderlichen freier Vertiefung geschieht. Nicht uninteressant ist die erste Novelle, die allerdings eigentlich keine Novelle ist; sie schildert die innern Kämpfe einer alternden Künstlerin, die von ihrem Rollenfach nicht lassen will und schließlich die innern und äußern Hindernisse, die sich ihr dabei entgegenstellen, doch immer wieder durch kraftvolle Begeisterung überwindet. In einzelnen Novellen hat das dargestellte Seelenleben einen etwas hochgespannten Ton; in einer andern wieder („Ein Verbrecher“) steht die Voraussetzung mit der Wirklichkeit unsers Rechtslebens in zu entschiedenem Gegensatz. Denn daß eine Mutter, die das Zusammenleben ihres Sohnes mit seiner Braut und spätern Frau in ihrem Hause stillschweigend geduldet hat, dafür nachträglich als Kupplerin mit einem Jahre Zuchthaus bestraft wird, ist im Deutschen Reiche wenigstens rechtlich völlig unmöglich, vielleicht haben hier österreichische Gesetzesbestimmungen vorgeschwebt. Zu den bessern gehören „Eine Bergfahrt“ und die letzte Novelle „Haß“, die das immer wieder ergreifende Thema des Bruderhasses gut behandelt. Alles in allem nicht uninteressant und nicht oberflächlich.

4. Geschichten eines Verstorbenen, nacherzählt von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M.

Der Erzähler will in Nachahmung des „Verstorbenen“, dem er die Geschichten verdankt, einer jeden die ihr gehörige Erzählungsart zukommen lassen. Die beste ist wohl die erste, deren Stil die Vorzüge moderner Erzählungsweise mit Geschick nachzuahmen und sich anzueignen beflissen ist; auch kommt darin der grimmige Humor zum Vorschein, der nach der Einleitung dem Verstorbenen eigen gewesen ist. Und mit richtigem Takt wird die Versöhnung am Schlusse nicht in einer Wiedervereinigung des Paares, das sich so seltsam wiedergefunden, gesucht, sondern in der Erkenntnis, daß die Trennung beide Teile auf gesunden Boden gestellt hat. Die zweite Geschichte ist nicht viel mehr als eine nett erzählte Kalendergeschichte guten alten Schlages; die dritte faßt ihr Problem, die Loslösung eines innerlich unmöglich gewordenen Geistlichen von seiner Stellung, wieder tiefer auf und führt es ansprechend durch, auch hier indem der fröhliche Schluß mehr angedeutet als deutlich ausgeführt wird. Aber am höchsten steht doch die erste Erzählung, und damit würde eigentlich der „Moderne“ ein gewisses Kompliment gemacht sein, oder dem Altmodischen, der deren Art so gut zu treffen weiß.

5. Die goldene Hand. (The Woman in the Dark.) Roman von F. W. Robinson. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 50 Pf.

In diesem Bändchen liegt der Hauptreiz im Stoff, dessen Wirkung noch durch die klügelnd berechnete Erzählungsart gehoben wird. Es wird nämlich so erzählt, daß man glaubt, einen zweiten Band vor sich zu haben, dessen fehlender erster die Vorgeschichte enthält; die Enthüllungstechnik des Dramas, wo der Hörer das weiß, was den handelnden Personen im Laufe der Handlung erst klar wird, ist hier in der Weise umgekehrt, daß ein Teil der handelnden Personen das weiß, was der Leser erst allmählich zu erraten hat. Der Leser wird also hier — wie beim Drama — gewissermaßen zum Miterleber; aber sein Interesse ist nicht, wie bei diesem das künstlerische, des frei über dem Stoffe schwebenden Geistes, sondern das des wirklichen Miterlebers, also ein im Stoffe befangenes, grobstoffliches Interesse. Nicht künstlerische Erschütterung, sondern nervenerregende Spannung ist die Wirkung und wohl auch der Zweck dieses Romans. Behaglicher geht's im folgenden Buche zu:

6. Klosterjungen. Humoresken von F. Gräfin zu Reventlow und O. Eugen Thossan. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Name ist von dem ersten Stück hergenommen, das von Thossan geschrieben ist; er bezeichnet die Schüler der fürstlichen Landesschule zu Corbach. Von den drei Thossanschen Geschichten ist diese erste die beste; die Erfahrung, daß das Wiedersehen alter, enger Jugendverhält-

nisse dem in der Welt Gewesenen nach der ersten Freude auch manche Enttäuschung bringt, ist mit Laune dargestellt; die beiden andern schildern das Leben bummelnder und verbummelnder Studenten mit einer Liebe und Ausführlichkeit, die einer bessern Sache würdig wäre. Indessen die Modernen bewegen sich gern in diesem Kreise, und auch diese beiden Thossanschen Humoresken stehen dem Stoffe und der Darstellung nach immer noch entschieden höher als die beiden Reventlowschen Beiträge, die sich dazu etwa wie Blumenthalsche zu Lindauschen Sachen verhalten — wobei ich nach keiner Seite hin Komplimente zu machen beabsichtige. Der verbummelte Künstlerkreis im „gräflichen Milchgeschäft" ist ebensowenig anziehend wie das Christusmodell, das den Gegenstand der letzten Humoreske bildet. Schon der geschmackvolle Titel „Christus. Ein Interview" ist für das Gezwungene des beabsichtigten Humors genügend charakteristisch.

Ähnlich wie über Thossan möchte man über das letzte der vorliegenden Bücher urteilen:

7. Perspektiven. Von H. Steinitzer. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. 1897. 8. 2 M.

Der Mann und das Weib der Zukunft sind das Problem des Buches. Es leitet wohl ein ziemlich direkter, wenn auch vielleicht ganz unbewußter Zusammenhang zu Spielhagens „Problematischen Naturen" hinauf. Der Widerspruch der angeerbten und in ihrer natürlichen Begründung unzerstörbaren Empfindungen gegen die verstandesmäßig gewonnenen neuen Anschauungen verhindert den Mann, das Weib, das diese neuen Anschauungen, die es in der Leidenschaft der Liebe eingesogen hat, nun ins Leben übertragen will, zu sich zu nehmen. Und sie will warten, bis er reif genug dazu sein wird. Vermutlich werden sie inzwischen aber beide älter und klüger werden. Es steckt viel Geist, viel Beobachtungs- und Darstellungsgabe in dem Buche; aber auch viel Gespreiztheit und Unnatur, so daß man das Urteil, das im Buche über den Helden gefällt wird, auf den Verfasser anwenden möchte: „Ein sehr netter Mensch, schade, daß er sich in die modernen Ideen verrannt hat." Aber wer auch Menschen alten Schlages in der geschlossenen Einfachheit und Sicherheit ihrer Lebensauffassung mit solcher Wahrheit und Liebenswürdigkeit zu schildern weiß, wie Steinitzer die Familie Clausen, der bleibt wohl nicht auf immer im Banne der modernen Anschauungen; er weiß, daß nicht die „Anschauungen", sondern daß der Charakter der Kern des Menschen ist und sein Glück oder Unglück begründet.

M. Rachel.

Neue Dramen.

1. Vineta. Schauspiel in vier Akten von A. Kielberg. Hamburg, Gustav W. Seitz Nachfolger Besthorn Gebrüder. 1898. 8. 2 M.
2. Die Juvalta. Der Tragödie zweiter Teil. Von Emanuel Zaeslin. Berlin, Richard Taendler. 1898. 8. 2 M.
3. Frühlingsreif. Eine sociale Tragikomödie in fünf Akten. Von Gottfried Lutter. Weinheim, Fr. Ackermann. 1898. 8. 2 M.
4. Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen von Hermann Wette. Leipzig, Albert Ahn. 1898. 8. 2 M.

„Vineta" von (Frl. oder Frau?) A. Kielberg (Nr. 1) ist ein Trauerspiel von einer geradezu überquellenden Komik, geschrieben von einem Autor, der kaum Deutsch kann, vom Leben keine Ahnung hat, Figuren erfindet, die sich unsinnig benehmen, und eine Handlung, die einfach thöricht ist. Ein Monolog eines alten Dieners leitet das Ganze ein. Daniel der Unglücksrabe (er heißt eigentlich Mertens) wittert auf der vierten Zeile der ersten Seite Unheil; selbiges tritt dann ein. Er fragt in der zweiten Scene die junge, schöne Gouvernante Dora: „Nicht wahr, Sie werden sich des Ihnen geschenkten Vertrauens stets würdig zeigen?" um „für sich" dann zu sprechen: „Sollte das junge Blut doch schon Feuer gefangen haben?" Gespräche und Monologe, die für das Publikum bestimmt sind, folgen mit größter Unwahrscheinlichkeit, und wie der Leser ahnt, brennt der Gatte mit Dora durch und läßt die moderne Schriftstellerin, seine Frau Hildegard, sitzen. Die drei nächsten Akte spielen zwölf Jahre später. Was hier an Lebensunkenntnis und Thorheit zusammengescharrt ist, reicht für viele komische Romane aus. Sowie eine Scene vorbei ist, tritt irgend einer auf und sagt etwa so: „Aha, waren sie nicht eben sehr erregt? Sie haben sich gewiß gezankt." So wird von Seite zu Seite das Facit direkt und aufdringlich gezogen, daß man sich fragt, für welch ein Publikum hat A. Kielberg geschrieben? Ich hoffe für keins, denn für dieses Machwerk giebt es kein passendes Publikum in Deutschland.

Den Namen Emanuel Zaeslin (Nr. 2) habe ich gut behalten. Man behält diejenigen Momente immer in beschämender Erinnerung, in denen man seine eigene Verständnislosigkeit betrüblich einzusehen gezwungen ist. Von einem Drama Zaeslins habe ich an dieser Stelle früher einmal berichten müssen, daß ich es nicht verstanden. Auch das neue Stück bietet des Wunderlichen viel. Zuerst ein langes streitbares Vorwort, das Ibsen verachtet und den antiken Chor in Schillers „Braut von Messina" gering schätzt, dagegen für die Einführung eines Chors in seinem Sinne plaidiert. Das Herzblut seines Lebens sei der Aufgabe gewidmet, die ewige und fröhliche Schönheit und damit die Lebensfreude zu erhöhen. Man ist also mit einem genügenden Teil Voreingenommenheit geladen, ehe

man sich an die Lektüre Seite 187 heranwagt. Und gerade die zahllos auftretenden Chöre mit ihren freien Rhythmen stören den Verlauf der Handlung und das Verständnis ungemein, zumal Zaeslin Anforderungen stellt, die grotesk wirken. Seine „Serpentintänzerinnen" würde ich noch passieren lassen, aber einen ganzen Chor Frauen, die guter Hoffnung sind, auftreten und verfängliche Dinge singen zu lassen, ist geschmacklos; geradezu polizeiwidrig aber läßt er einen „Zug buckliger und häßlicher alter Weiber" über die Bühne wandern und sich im Meer baden! Das „Neue" an seinen überflüssigen Chören ist mir unklar geblieben. Die Chöre sprechen entweder aus, was die Darsteller fühlen und der Leser zumeist schon weiß, oder sie deuten die Zukunft an, die der Leser selbst schon ahnt, oder, wie in einer Scene geschieht, sie führen die Handlung direkt weiter. Mir scheint im Wiederaufleben dieser Chöre im Gegenteil kein förderliches, sondern ein hinderliches Moment zu liegen. Entkleidet man das Stück dieses endlosen Chorgewinsels, dann haben wir weniger ein Drama, als eine Art lyrischer Dichtung vor uns, die man zwar nicht immer versteht, die aber eine entschiedene Dichterbegabung verrät. Namentlich wo der erotische Faktor eine Rolle spielt, hat Zaeslins lyrische Ausdrucksweise einen eigenen Glanz und es finden sich Stellen von tiefer Schönheit der Form und des Inhalts.

Auch ein Ringender ist Gottfried Lutter (Nr. 3). Aber sein Reich ist von dieser elenden schändlichen Welt der Ideallosigkeit. Aus der Bitterkeit seiner Tragikomödie tönt manchmal eine starke Wut heraus. Ganz jung muß der Verfasser sein, denn ganz jung ist auch das Motiv seines Stücks und ganz jung die grüne Weisheit am Ausgang des Buches. Der junge Mediziner Willy Berends, ein keuscher Joseph, betet seine Cousine Elisabeth an und kann es nicht kapieren, daß seine Tante dem Mädel kräftig anrät, sich mit dem angejahrten Fabrikbesitzer Demling zu verloben. Willy will sich erschießen, weint in einer Art von Werther-Stimmung und folgt schließlich am Verlobungsabend den Lockungen des bösen Buben Fritz Kohlbeck, der ihn in eine übelbeleumdete Kneipe schleppt.

Ich habe der einmaligen Aufführung dieses Stücks in der Berliner „Dramatischen Gesellschaft" beigewohnt und habe, obschon abgestoßen durch eine schmutzige Scene, dem Stücke ein gewisses Interesse entgegengebracht. Das ist durch die Lektüre noch stark gewachsen, weil der tragikomische Charakter bei ruhiger Lektüre viel klarer herauskommt, als bei jener Aufführung zu spüren war. Der Ton dieser modernen Mischung von „Comédie larmoyante" und Rührstück zeugt doch von sicherer Beobachtungsgabe und exakter Darstellungskunst. Das Bourgeois-Milieu ist scharf angeschaut und die ganze Kleinlichkeit seiner Häuslichkeit nicht ohne Reiz wiedergegeben. Alles in allem ein Anfängerwerk, aber ein begabtes.

Hermann Wettes „Bärenhäuter" (Nr. 4) ist der Text zur gleichnamigen Oper des Komponisten Arnold Mendelssohn, der sich durch seine Oper „Elsi die seltsame Magd" — Text auch von H. Wette — den jungdeutschen Komponisten würdig eingereiht hat. Wettes „Bärenhäuter" besteht die schwere Probe, der jedes Libretto unterworfen sein müßte: es interessiert auch für sich allein; es ist ohne musikalische Illustration ein interessantes und spannendes Werkchen, durchsetzt mit echten Volksliedanklängen, die selten nur ans Läppische streifen, oft sogar einen Aufschwung in die Region wirklicher treuherzig-einfacher Lyrik nehmen. Wie der Bauer Ruppert dem Satan seine Dienste auf ein Jahr verschreibt, dann aber doch durch sein Ännchen erlöst wird, ist zwar mit allzu starkem scenischen Apparat wiedergegeben, aber seit Wagner kann ja die neudeutsche Opernmusik nicht auskommen, ohne bei den Nachbarkünsten zu borgen. Diese alte Streitfrage beiseite gelassen, haben wir in Wettes Text eine schöne kräftige Arbeit, rein und keusch im Inhalt, ohne dem neuitalienischen Radaustil Zugeständnisse zu machen, und glücklich in der Beherrschung volkstümlicher Mittel. Entspricht die A. Mendelssohnsche Musik diesem Texte, so dürfte unsere deutsche Oper um ein apartes und gesundes Werk reicher sein. Freilich komponiert Siegfried Wagner auch an einer Oper gleichen Namens, die Possart angenommen hat. Der Wettbewerb dürfte immerhin interessant werden.

Ludwig Jacobowski.

Lyrische und epische Gedichte.

1. Blond und Schwarz. Ein Gedichtbuch von A. von Sommerfeld. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 8. Geheftet 2 M.

Mein Lied (S. 94).

Nicht am Schreibtisch schrieb ich meine Lieder
Fern der Welt in süßer Traulichkeit,
Über meinen Versen duftete der Flieder,
Über meinen Strophen wetterte die Zeit.

In der Stimmung sanfte Rhythmen drangen
Mir des Lebens Töne schrill und rauh,
Unter Eichen, Pinien, Palmen sangen
Mir die stummen Lieder mancher Frau.

Fern der Mutter, fern dem Vaterlande
Mußt' ich früh die eig'nen Wege geh'n,
Meine Kindheit lag im öden Sande,
Fremden Stürmen muß als Mann ich steh'n.

Klingt ein herber Stolz durch meine Lieder,
Hier ein Riß, ein Bruch — und Müdigkeit:
Über meinen Versen wiegte doch sich Flieder,
Dunkelte im Wetterlicht die Zeit.

Sommerfeld charakterisiert damit treffend seine Poesie. Aus der innigen Hingabe an eine exotisch großartige Natur ist sie hervorgegangen, von fremdländischer Farbenpracht ist sie durchglüht. Das Malerische überwiegt bei ihm, und zwar schaut er die Welt mit den Augen eines modernen Studienmalers in Freilichtmanier. Um nicht den leisesten Verdacht des Konventiellen auf sich zu laden, schreckt er vor der grellsten Farbengebung nicht zurück. Aber ein großer Zug liegt doch in der Art, wie er das geliebte Meer und andere Naturerscheinungen betrachtet und schildert. Die innern Stimmungen, durch die er die äußere Scenerie seiner Gedichte belebt, tragen ein pessimistisches Gepräge. Ein tief verwundetes Gemüt tritt uns entgegen, das mit der Entwicklung des europäischen Kulturlebens und im besondern mit der des preußisch-deutschen Militärstaats zerfallen ist und mit den Waffen bittern Spottes (z. B. in der satirischen „Vision", S. 34) dagegen ankämpft. Auch erotische Klänge mischen sich ein: sie gehen aus der üppig frechen Tonart der jungdeutschen Lyrik. Und doch ist dieser Dichter auch keuscher Empfindungen fähig, wie herzliche, an die Heimat oder die ferne Mutter gerichtete Verse („Allein", S. 45; „Meiner Mutter", S. 46) bekunden. Teilnahme für sein Talent, für seine Person vermag er jedenfalls zu wecken, wenn auch die Darbietungen seiner Muse keine reine künstlerische Befriedigung gewähren. Ein früher Tod nach schweren Lebenskämpfen hat ihn leider der Möglichkeit beraubt, den gärenden jungen Most in klaren, edlen Wein zu verwandeln.

2. O Menschenfreud', o Menschenleid! Gedichte von A. Kassan. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 3 M.

Der stattliche Band ist bis auf die beiden letzten Bogen, die Sprüche enthalten, ganz mit reiner Lyrik angefüllt. Über die Hälfte davon besteht aus erotischer, der Rest aus sonstiger Gefühls- und Gedankenpoesie. Die Liebeslieder, in denen der Jubel über erfüllte Wünsche von Klagen über die Unbeständigkeit der Geliebten abgelöst wird, fließen meist leicht dahin und sind vorwiegend einfach und gefällig gehalten. In dem spätern „Durch Wiesen und Oasen" betitelten Abschnitte schlägt der Dichter vorzugsweise einen höhern Ton an. Hier macht die Stimmung des Weltschmerzes und der Zerrissenheit mitunter den Eindruck des künstlich Gesteigerten. Doch hat seine Leier immerhin genug Saiten, daß er die verschiedensten Accorde greifen kann. Einige Stücke in freien reimlosen Rhythmen sind besonders gut gelungen. An Talent fehlt es Kassan überhaupt nicht, nur bedarf dieses noch sehr der Vertiefung und Veredelung. Hätte er seine Sammlung, die bei ihrem Umfang und bei den häufigen Wiederholungen etwas einförmig und ermüdend wirkt, um die Hälfte gekürzt, so könnte sie weit günstiger beurteilt werden. Jeder noch so unbedeutende Einfall, jede noch so oberflächliche Stimmung wird ihm alsbald zum Gedicht. Er produziert offenbar sehr leicht, aber mit dem Feilen nimmt er es nicht genau. Geschmacklose Bilder, wie „das erwartete Mehl der Erfüllung" (S. 246), Ausdrücke aus der Umgangssprache, wie „rares Glück" (S. 104), oder „mit dem Schicksal va banque zu spielen" (S. 262), falsche Wortbildungen, wie „nachtens" (S. 102) statt „nachts" gehören nicht zu den Seltenheiten. Auch die „maienden Sonnen" (S. 88) sind zu beanstanden. Die Strophe, worin (S. 31) das Küssen geschildert wird, kann man sich nicht recht konkret ausdenken:

Dein Haupt fest angeschmieget
An meine Felsenbrust,
Vom Arme sanft gewieget,
Küß' ich nach Herzenslust.

Womit sich der Dichter selbst vergleicht, ist aus dem alphabetischen Verzeichnis der Anfangszeilen (S. XI) zu ersehen: „Ich bin der gestrenge Winter", „Ich bin der Sturm", „Ich bin der wilde Dornstrauch", „Ich bin die garstige Muschel", „Ich bin die Erde voll nächtlicher Schrecken", „Ich bin die tiefe, düstere Nacht", „Ich bin die unendliche Wüste", „Ich bin ein Hageldonnerwetter". Was sich so ein moderner Poet alles einbildet! Aber ernsthaft gesprochen: Kassau wird vielleicht noch Tüchtiges leisten, wenn er es über sich gewinnt, weniger und sorgfältiger zu dichten. Das Buch ist gut ausgestattet; doch wozu sind die Pointen in zahlreichen Gedichten gesperrt gedruckt?

3. Poetische Stichproben. Von Schejtan-ul-Ali. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1897. 8. Broschiert 1 M.

Ein humoristischer Dichter! Wenigstens erhebt er selbst, wie aus der Zueignung hervorgeht, Anspruch auf diesen Titel. Eine merkwürdige Vorstellung hat er freilich von dem Wesen des Humors. Man höre:

Selbsterkenntnis (S. 96).

Teufel, soll es nimmer mir gelingen,
Einmal wirklich schön zu singen?
Muß ich immer, immer schmäh'n,
Krächzen wie die gift'gen Kräh'n?
Geht nicht, geht nicht, denn im Ohr
Sitzt der Schalk mir, Freund Humor!

Wenn nun der Humor unsers Dichter auch nicht immer wie eine giftige Krähe krächzt, ist er doch durchweg frostig, meist ohne rechte Pointe, manchmal widerwärtig. Einer der Karlsbader Verse möge als „Stichprobe" dienen:

Königsvilla (S. 42).

Ich schreibe hier ganz xbeliebig,
Und was ich biete, schmeckt recht salzig,
Sind doch die Quellen salzergiebig,
Die Kost gehaltlos, Preise — schmalzig.
Und gar die Leute, sind die fade,
Sie scheinen oft aus Langeweil zu bersten;
Tränken sie ab und zu nicht Saft der Gersten,
Ich hielte sie für Töpfe der Pomade.

Die ernsthaften Gedichte, die mit den humoristisch sein sollenden wechseln, sind im ganzen erträglicher, jedenfalls

nicht talentlos, aber ungleich, unfertig, unkünstlerisch. Ganz treffend bezeichnet „Schejtan-ul-Ali" seine Lyrik als ein „buntgeflicktes Fetzenbuch" (S. 40).

4. Auf der Pilgerreise. Gedichte und Gedanken von Henriette Schneider. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. Gebunden 2 M. 60 Pf.

Religiöse Ergüsse eines frommen Frauengemüts! Gottes Herrlichkeit und Güte, Tod, Grab und Kirchhof, Glaube, Liebe und Hoffnung, Mutter- und Kindesliebe liefern die Stoffe, christliche Feste und Feiern geben die besondern Anlässe. Innige Gläubigkeit gelangt zu überzeugendem Ausdruck. Häufig wird der Ton des Kirchenlieds nachgeahmt und meistens auch gut getroffen. In andern Stücken sind berühmte religiöse Dichter der Neuzeit, wie Gerok, unverkennbare Muster. Aber überall tritt die Nachahmung zu deutlich hervor. Selbständige, ureigene Gedanken sucht man vergebens bei der Dichterin, und jenes herausfordernde Wort wäre darum besser auf dem Titelblatte weggeblieben. Wo man das Büchlein aufschlägt, hat man Gelegenheit, alte Bekanntschaften aufzufrischen, z. B. S. 43:

Dein Kämpfen und dein Leiden,
Dein bitt'rer Kreuzestod
War eines neuen Reiches
Erhab'nes Morgenrot.

Oder S. 80:

Was giebt dir Mut und Stetigkeit,
Zu gehn den Pfad der Pflicht?
Was giebt dir Trost und Zuversicht
Wenn alles um dich bricht?

Was macht dich reich, und wärst du auch
Der ärmste Erdensohn?
Was lehrt das Gute üben dich
Auch ohne Dank und Lohn? u. s. w.

Von Gemeinplätzen, wie den Schlußzeilen des Gedichts „Frau Sorge" (S. 100 fg.) ganz zu schweigen:

Denn selten, selten wird der Mensch
Im Leben ohne Sorgen sein.

Die Verse der Dichterin fließen ziemlich glatt dahin, aber um ihre Reimkunst ist es übel bestellt. „Gewühl — still" (S. 48) und ähnliches kann man bei der größten Nachsicht nicht ungerügt lassen.

5. Normannen. Gedicht von Dr. Albert Deninger. Mainz und Wiesbaden, Verlag von Hans Baemeister. 1898. 8. Geheftet 2 M. 50 Pf.

Ein Heldenepos von 17 Gesängen! Von ein paar lyrischen Partien abgesehen, ganz in Ottaverimen. Man muß zum mindesten die Ausdauer und Langatmigkeit des Verfassers anstaunen, und seinen Mut, in einem Zeitalter, das dem monumentalen Stile in der Dichtkunst wenig hold ist, nach dem Ruhm eines Tasso zu geizen. Leider ist in seinem Werke von dem echten Geiste der großen Epopöe wenig zu spüren. Was er bietet, ist viel mehr trockene Geschichterzählung als Poesie. An Schlachten, Kämpfen, kühnen Thaten und Blutvergießen ist kein Mangel, der ganze trotzige Heldenstamm der Normannen tritt auf, die Robert Guiscard, Bohemund, Roger an der Spitze, dazu noch einige frei erfundene Personen, wie Serlon, den die Liebe zu Rogers Gattin Judith in den Tod treibt, und der edle Harald, der seine nordische Heimat von der Dänenherrschaft befreit und die aus Klostermauern entführte griechische Prinzessin Zoë zur Genossin seines Thrones macht. Der Schauplatz des Epos reicht vom Norden nach Unteritalien, Sicilien, Griechenland, dem Orient. Im 15. und 16. Gesang wird der erste Kreuzzug und Bohemunds Reich in Antiochia geschildert. Auch längere Episoden kommen vor, so der Mordversuch auf Roger im 12. Gesang. Zum gelungensten gehört der Sturm auf St. Johannis, das Liebesverhältnis zwischen dem wilden Antara und Abla (8. Gesang). Aber solche Partien gleichen Oasen in der Wüste. Das gewaltige Material ist nicht genug geformt und gegliedert, belebt und durchgeistigt. Das Interesse zersplittert sich nicht nur zwischen den verschiedensten Helden, sondern auch zwischen zahlreichen Handlungen. Der Dichter reißt den Faden häufig ab, um ihn erst nach geraumer Zeit wieder anzuknüpfen. Man fragt sich zuletzt, was denn eigentlich der Zweck dieser Dichtung sei, welche innere Notwendigkeit vorgelegen habe, die kriegerische Geschichte der Normannen unter Hinzuerfindung weiterer Thaten und Helden in Tausende von Versen zu bringen. An formaler Gewandtheit gebricht es dem Autor nicht. Daß bei einer solchen Masse auch Trivialitäten vorkommen, ist nicht zu verwundern; z. B. S. 145:

Hawaschi eilt Palermo zu erreichen,
Sein Heer läßt er zurück als starre Leichen.

Rudolf Krauß.

Feuilleton.

Unter der thatkräftigen Redaktion des Prof. Ed. Heyck schreitet die Sammlung der „Monographien zur Weltgeschichte", die im Verlage der Buchhandlung von Velhagen u. Klasing (Bielefeld) als Gegenstück zu ihren „Künstlermonographien" erscheint, rüstig vorwärts. Heyck selbst ist ein sehr fleißiger Arbeiter und hat der kaum erst erschienenen Monographie über Bismarck alsbald eine solche über Kaiser Maximilian I. folgen lassen. Dem Historiker, der eben erst das Wirken Bismarcks schilderte, das die ganze Welt der modernen Kulturstaaten beeinflußte, mag es nicht leicht geworden sein, in die kleine Welt des 15. und 16. Jahrhunderts hinabzusteigen und in der Person des letzten Ritters, der alles anfing, um nichts zu vollenden, in großartigen Entwürfen lebte und bei der Ausführung immer kläglich scheiterte, das ganze Elend der deutschen Vergangenheit zu schildern. Und doch entledigt er sich dieser Aufgabe mit einer gewissen Eleganz; Maximilian ist nicht ohne eine gewisse Liebe geschildert, der poetische

Zauber, den Sage und Dichtkunst um den Sohn Heinrichs III. gewoben haben, hat auch den modernen Biographen dieses ewig verschuldeten, geld- und charakterarmen Romantikers nicht unberührt gelassen, und so erscheint Maximilian auch in diesem Bilde doch noch im ganzen als eine respektable Persönlichkeit. Reicher Bilderschmuck ist dem Buche beigegeben, neben vier Kunstbeilagen 142 authentische Abbildungen im Text, fast alle vorzüglich ausgeführt. Der Gipfel der Billigkeit ist mit diesen vornehm ausgestatteten Monographien erklommen, und man möchte der Verlagsbuchhandlung wie dem Herrn Herausgeber die regste Beteiligung des deutschen Volkes an ihrem gemeinsamen Unternehmen wünschen.

— Ein Kulturbild aus dem vorigen Jahrhundert zeichnet uns Prof. Dr. Ottokar Weber in seiner Broschüre „Eine Kaiserreise nach Böhmen im Jahre 1723 (Prag, J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Josef Koch, 1898). Den Anlaß zu der Reise gab der dringende Wunsch der böhmischen Stände, dem neuen Herrn, der nun schon zwölf Jahre die kaiserliche Krone trug, nach altem Rechte persönlich zu huldigen und durch den Vollzug der feierlichen Krönung zum Könige von Böhmen die Sonderstellung der Wenzelskrone anerkannt zu sehen. Auf Grund der im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv ruhenden „Relation und Beschreibung der von dem Allerdurchlauchtigst, großmächtigst und unüberwindlichsten Römischen Kayßer Carolo Sexto zu Germanien, Hungarn und Böhaimb König, Ertz-Herzog zu Öster-Reich ꝛc. ꝛc. mit Dero Allerdurchlauchtigsten Frauen Gemahlin, der Römischen Kayßerin Elisabetha Christina in Germanien, Hispanien, Hungaren und Böhaimb Königin, gebohrenen Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg und dero Beden Durchläuchtigsten Ertz-Herzoginen Maria Theresia und Maria Anna Anno 1723 von Wienn nach Dero Königreich Böhaimb in die Haupt-Statt Prag verrichten Rays, daselbst geschehnen Einzug, von denen gesambt Böhaimbischen Ständen allergnädigst angenohmenen Erbhuldigung un darauf erfolgten zwayfach glorreichesten Königlich Böhaimisch Krönungen" schildert uns Weber umständlich die der Reise vorausgehenden Verhandlungen über die finanzielle Fundierung des Unternehmens, über die bei dem Einzug in Prag zu beobachtenden Ceremonien, über die mitzunehmenden Personen, Wagen, Pferde, die Verpflegung, die Unterkunft in den einzelnen Quartieren, und berichtet alsdann über die Reise selbst, die am 19. Juni 1723 angetreten wurde, über den Einzug am 30. Juni und die dem Einzug folgenden Feste, Jagden und Theateraufführungen, die den im September folgenden Huldigungs- und Krönungsfestlichkeiten vorausgingen. In einem Anhang ist die specifizierte Rechnung mitgeteilt, welche die kaiserliche Kammer über die „Ausgaaben" aufstellte, „welche bey der Anno 1723 vorgeweßt käyßerlichen Räys nacher Prag und widerum zuruck nach Wienn, auch daselbstigen Subsistenz, und zwäyfach nämlich den 5. und 8. Septembris vorgegangenen königlich-böhaimmischen Crönnungen, so wohl durch die, auf solcher Rayße mitgewest-käyßerlich Universal Bancalitäts Spessierungs Cassa, als auch durch das käyßerliche Universal Bancalitäts Cammeral Zahl-Amt als königlich-böhaimmische Bancal Repraesentation, tam in Ordinario, was nämlich außer der Räyß, und bemelten Crönnungen ohne deme hätte bestritten werden, quam in Extraordinariis was nämlich solche Räys und erwehnte Crönnungen inmediate betroffen hat, in allen und Jeden seynd bestritten worden". Danach betrugen die Kosten der „Räys" im ganzen 625390 Fl. 6 Kr., aber sie waren nicht umsonst gebracht. Karl VI. hatte die Anhänglichkeit der Böhmen an sein Haus befestigt, deren Wert seine älteste Tochter und Nachfolgerin Maria Theresia in den stürmischen Anfängen ihrer Regierung empfinden sollte.

— Einen immer zeitgemäßen Gegenstand behandelt der Reichsgerichtsrat a. D. Dr. A. Agricola in dem Schriftchen „Bekenntnisgebundenheit und Lehrfreiheit unter dem Gesichtspunkt des Rechts" (Eisenach, M. Wilkens, 1898). Mit Kahl in seiner Abhandlung „Bekenntnisgebundenheit Lehrfreiheit" fragt er: „ob nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche der Geistliche und der theologische Professor bei Ausrichtung ihres Predigt- oder Lehramts rechtlich an die evangelischen Bekenntnisschriften gebunden sind". Kahl verneint: nach evangelischer Auffassung sei kein Glaubenssatz Rechtsgebot, die Gebundenheit nur eine religiös-ethische. Der Verfasser bejaht für den Geistlichen. Freilich will auch er den Heterodoxen nicht durch Zwang und Drohung wieder zur Orthodoxie führen; aber die Kirche kann ein Verhalten nicht dulden, das ihre eigene Existenz gefährdet, und deshalb steht ihr zu, dem ungetreuen Verwalter das bekenntniswidrige Wort zu entziehen, ihn des Amtes zu entsetzen. Ob rechtgläubig oder irrgläubig gelehrt wird, entscheidet die Gesamtheit der Gemeinden. Ihr Haupt, der Landesherr, schafft, da er selbst keine Schlüsselgewalt besitzt, „die Lehre nicht urteilen" kann, eine geistliche Behörde und überträgt dieser seine Ephorenbefugnisse. Ein solches Organ ist in Preußen der Oberkirchenrat. Die Lehrer der Theologie an den Hochschulen erachtet der Verfasser nicht an das Symbol gebunden: Forschung und Lehre sei frei, meint er. Aber einen Irrgläubigen braucht sich die Kirche als Lehrer für ihre Diener deshalb doch noch nicht gefallen zu lassen. Wie weit sie hier einwirken kann, bestimmt das jeweilige Staatsrecht. Das klar und eindringlich geschriebene Büchlein verdient auch von denen gelesen zu werden, die es nicht unmittelbar angeht. Der Verfasser ist nicht nur ein frommer Mann, sondern auch ein freier Christenmensch; hält er doch die Anwendung des Entwicklungsbegriffs auf das Dogma für kein Wagnis.

Bibliographie.

Bendler, Geo., Das starke Geschlecht. 2 Novellen. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. Geb. 4 M.

Bibliothek, Cottasche, der Weltlitteratur. Bd. 293 u. 295. Jean Pauls ausgewählte Werke in 8 Bdn. Mit einer Einleitung v. R. Steiner. 294. Rousseaus ausgewählte Werke in 6 Bdn. Mit einer Einleitung von Ph. Aug. Becker. 296. Droste-Hülshoffs, Annette, Freiin von, gesammelte Schriften in 3 Bdn. Mit Einleitung von Levin-Schücking. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. Jeder Band 1 M.

Brandis, W., Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel. Berlin, F. Lipperheide. 8. 1 M.

Cornelius, H., Elisabeth, Königin von England. Geschichtliches Drama. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M. 60 Pf.

Dahns, Felix, sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Bd. 3. Julian der Abtrünnige. Geschichtlicher Roman. 3. Buch. Der Imperator, von 355—363 n. Chr. Geb. 4 M. Bd. 19. Dichtungen. (1. Die Amalungen. 2. Harald und Theano. 3. Rolandin.) Geb. 3 M. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8.

Dewall, Johs. van, Don Enrique de Ramiro. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. Geb. 4 M.

Gercke, Herm., Die Torpedowaffe, ihre Geschichte, Eigenart, Verwendung und Abwehr. Mit einem Anhang: „Über den Untergang des Panzerschiffes „Maine" der Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika". Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Keller, C., Die ostafrikanischen Inseln. Berlin, Schall u. Grund. 8. Geb. 5 M.

Naschér, Ed., Handbuch der Geschichte der Weltlitteratur, nach den besten Quellen bearbeitet. 1. Lieferung. Berlin, Fischer u. Francke. Gr. 8. 50 Pf.

Sammlung Göschen. Bd. 80. Hartmann, Archit. Gewerbesch.-Vorsteher, Karl Otto: Stilkunde. Mit 12 Vollbildern und 179 Textillustrationen. Bd. 83. Hardy, Indische Religionsgeschichte. Leipzig, G. J. Göschen. 12. Jeder Band geb. in Leinw. 80 Pf.

Schröder, E., Kaiser Friedrich im eigenen Wort. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. Geb. 2 M.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 45.

Leipzig, 10. November 1898.

Neue Bismarck-Litteratur.

II.

Der sechste Band von „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung"*), wovon die ersten beiden Bände in d. Bl. seiner Zeit besprochen worden sind, ist der Redaktion mit einem Zuschreiben des Verlegers zugegangen, aus dem zwei Stellen hervorgehoben werden dürfen: „Es wäre dies (nämlich die Lieferung einer Besprechung) unbedingt von größtem Interesse für Ihren Leserkreis, da der Tod des Fürsten von neuem das Bedürfnis hervorgerufen hat, sich mit der Thätigkeit und dem politischen Wirken desselben in besonderm Maße zu beschäftigen, um so mehr, als diese Publikation aus der einzig möglichen Quelle schöpfend, vollständige Klarheit über die nachamtliche Thätigkeit des ersten Kanzlers schafft." — „Aus der Besprechung, die die vorausgegangenen Bände in der Presse gefunden, . . . werden Sie sich überzeugen, daß das Werk «Fürst Bismarck nach seiner Entlassung» sich auf einem Material aufbaut, dessen Authenticität keinem Zweifel mehr unterliegt. Ich lasse gleichwohl den im Druck befindlichen siebenten Band (Schlußband) des Werkes . . . mit einem Vorwort von berufener Seite aus erscheinen, die Aufschluß über die Anteilnahme derselben an dem Werke giebt und welche allein die Authenticität des demselben zu Grunde liegenden Materials gewährleistet." — Es ist nicht nur in d. Bl. früher ein gewisser Zweifel, der auch begründet worden ist, darüber ausgesprochen worden, inwieweit jene vielfach behauptete Authenticität mit Recht behauptet werden könne. Nun darf man mit um so größerm Interesse dem Erscheinen des Schlußbandes entgegensehen, der alle Rätsel lösen wird durch das Vorwort „von berufener Seite".

*) Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten u. s. w. Von Johs. Penzler. Sechster Band: Vom 26. Dezember 1894 bis Ende 1895. Leipzig, Walther Fiedler. 1898. 8 M.

Die im sechsten Bande enthaltenen Kundgebungen umfassen den Zeitraum vom 26. Dezember 1894 bis Ende 1895, es ist aber mit Ausnahme der ersten Seite lediglich das Jahr 1895, das den Band füllt, was nicht wunderbar ist, denn die achtzigste Geburtstagsfeier des Fürsten nimmt natürlich mit den zahllosen Ansprachen einen breiten Raum ein. Das Jahr begann schon mit einer Art Jubelfeier, indem es am 18. Januar dreißig Jahre waren, daß Fürst Bismarck den hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten hatte. Bemerkenswert ist der Seite 8 abgedruckte schöne Brief des Kaisers Wilhelm, als er ihm 1873 die Brillanten dazu verlieh. Die erste bezüglich der zum Geburtstag zu empfangenden Huldigung in Friedrichsruh anwesende Deputation war die des Vaterländischen Vereins zu Leipzig unter Führung von Dr. Hans Voigt. Dessen Aufzeichnungen auf Seite 27 fg. gewähren ebensoviel Interessantes wie die Vorgänge und namentlich die Äußerungen des Fürsten selbst bei dem Empfange der Leipziger am Himmelfahrtstage 1895 (23. Mai) auf Seite 220 fg. Es ist übrigens ganz genau registriert, wie nach und nach allenthalben in Deutschland die Bewegung wuchs, eine große nationale Feier am 1. April zu veranstalten. Auf diesem Hintergrunde nimmt sich dann die mit Recht fast unverkürzt abgedruckte Reichstagsverhandlung vom 23. März 1895 recht gut aus, in der das hohe Haus mit 163 gegen 146 Stimmen die Ablehnung eines Glückwunsches zum Geburtstage seines Schöpfers votierte (S. 70 fg.). Der darauf bezüglichen Depesche Kaiser Wilhelms II. (S. 77) folgte am 26. März dessen Besuch, dessen Beschreibung man gern nochmals nachlesen wird. (S. 87 fg.) — Die Beschreibung des Geburtstages selbst (S. 99—114) wird niemand, der sein Herz auf dem rechten Flecke sitzen hat,

lesen können ohne tiefe Rührung, ohne immer neue Bewunderung der geistigen Frische und Schlagfertigkeit dieses einzigen Geistes und ohne die stille Freude, daß der Unvergeßliche noch ein solches Fest und daß er es so erleben durfte.

Es liegt außerhalb des Bereiches der hier gegebenen Möglichkeit, auch nur das Wichtigste, was in den vielen Antworten Bismarcks auf die an ihn gehaltenen Ansprachen enthalten ist, in kürzestem Auszuge zu bringen. Es mag verstattet sein, auf einiges mit Angabe der Seitenzahlen hinzuweisen: Deutsche Kolonialpolitik in Afrika, Ostasien und Verhältnis zu England, vielfach mit der Betonung, daß die Kolonialpolitik weniger bureaukratisch als durch geschickte Kaufleute zu machen sei (S. 55, 111, 190, 217 u. a.), Luxemburgische Frage und französischer Krieg (165 fg.), Lippe und Stellung zu den kleinern Staaten (S. 318, 385 fg.). Einen sehr großen Raum nimmt natürlich das Verhältnis zu Boetticher, zu dem sogenannten Klebegesetz und Böttichers Mitwirkung an der Entlassung ein, wo vom Herausgeber namentlich Max Harden und seine „Zukunft" ins Feld geführt wird. Hier wird man natürlich, da der letzte Teil des Bandes fast nur davon erfüllt ist, sehr gespannt sein dürfen, inwieweit diese Artikel als von Friedrichsruh aus inspiriert gelten dürfen. Wir können es uns nicht versagen, ein paar Zeilen von geradezu musterhafter Bosheit, den genannten Minister betreffend, aus den „Hamburger Nachrichten" vom 25. Juni zu reproduzieren (S. 253 fg.): „Die «Vossische Zeitung» schreibt, Herr von Boetticher sei neben Herrn von Marschall das bevorzugte Ziel für die Pfeile des Bundes der Landwirte (vgl. deren Empfang, S. 235). Wir halten es für eine ungenaue Klassifikation, wenn man Herrn von Boetticher und Herrn von Marschall gewissermaßen in einen Topf wirft als Gegner der Landwirte. Herr von Boetticher ist an und für sich kein Gegner des Bundes der Landwirte noch sonst irgend einer Richtung. Er hat das Bedürfnis, in dem Amte, in der Beschäftigung und in der Wohnung zu bleiben, worin er sich befindet, und an Ehre und Auszeichnung fehlt ihm eigentlich nichts mehr als die Mitgliedschaft (!) in der Rangklasse der Feldmarschälle, die er erreicht haben würde, wenn er nach dem Abgange des Fürsten Bismarck preußischer Ministerpräsident geworden wäre. Im übrigen ist er kein notwendiger Gegner irgend einer Partei und geschäftlich von großem Geschick und Erfahrung. Er ist daher schon aus letzterm Grunde mit Herrn von Marschall durchaus nicht in die gleiche Kategorie zu stellen."

Gegenüber dieser Polemik wirkt wieder versöhnend, was Bismarck in klassischer Weise über die deutschen Frauen geäußert hat und ihre Mitwirkung an der Ausbildung des nationalen Gefühls (vgl. S. 29, 205 u. a.). Und zum Schluß mag noch auf das kennzeichnende Mahnwort hingewiesen sein, das der Fürst an die Vertreter der sächsischen Städte richtete, am 8. Mai 1895 (S. 198): „Was uns heutzutage trennt, — das sind nicht Stammesverschiedenheiten, nicht dynastische Verschiedenheiten, es sind nur die politischen Parteien, und die sind dazu gar nicht berechtigt. Jeder Führer in seiner Partei — sie machen mir den Eindruck, wie in der ersten christlichen Kirche die Säulenheiligen: jeder stand als Stylit auf seiner Säule und sagte: hier müßt ihr herkommen, ich gehe nicht runter — die Säule wird gebildet aus folgsamen Gesinnungsgenossen, ich möchte sagen hypnotisierten Gesinnungsgenossen des Parteileiters, der sie beherrscht, und aus einem Mörtel von Principien, die in ihrer Allgemeinheit auf das praktische Leben unanwendbar sind" u. s. w. Die Rede schloß mit einem ebenso warm ausgebrachten als aufgenommenen Hoch auf den im Gegensatz zu den Parteien für die Einheit Deutschlands ins Feld gerückten König Albert von Sachsen.

Wir kommen nun zu jener Veröffentlichung von Moritz Busch*), die in der Presse so vielen und, wie wir überzeugt sind, zu vielen Staub aufgewirbelt hat. Das vorliegende Exemplar gehört dem fünften bis sechsten Tausend an und beweist damit, daß das buchhändlerische Unternehmen als solches genommen jedenfalls gut und gewinnbringend war; ob es dies auch weiterhin sein wird, steht dahin. Neuigkeitskrämerei, Skandalsucht und ähnliche Neigungen stumpfen sich rasch ab, und was an historisch wirklich Wissenswertem darin steht, war lange bekannt, namentlich von Busch selbst vorweggenommen, teilweise noch ganz neuerdings: wir meinen das in den Zeitungen sofort nach Bismarcks Tode publizierte ausführliche Entlassungsgesuch des Fürsten. Schon damals ließ diese Veröffentlichung an der glücklichen Hand von „Büschchen" und noch an andern seiner vielleicht zunächst als gut zu präsumierenden Eigenschaften zweifeln. Diese Zweifel sind zu einem Entrüstungsruf geworden, seitdem jene andern Indiskretionen und zwar bezeichnenderweise zuerst in den „Times" erschienen sind, und den alten Satz bewahrheitet haben, daß kein großer Mann groß bleibt vor seinem Kammerdiener. Wenn eine für grotesken Humor stark beanlagte geniale Natur wie die Bismarcks sich im privaten Kreise in burschikoser Weise über sehr hochstehende Personen äußerte, oder wenn er des Ingrimms voll über persönliche Anfechtungen und Quertreibereien an häuslicher Stätte manch scharfes Urteil fällte, so verrät es eine eigentümliche Anschauung von der Diskretionsverpflichtung eines jeweiligen Hausgenossen, wenn dieser alles Gehörte sofort niederkritzelt, um es dann nach dem Verstummen des Mundes, aus dem es in der Laune des Augenblicks entströmt, durch die Druckerschwärze zu fixieren und solchen Äußerungen die vom Urheber sicher nicht gewollte Bedeutung der littera scripta manens zu verleihen. Wenn schon von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus das Buschsche Unternehmen, trotz der im Vorwort gegebenen Versicherung von Bismarcks

*) Bismarck und sein Werk. Beiträge zur innern Geschichte der letzten Jahre bis 1896. Nach Tagebuchblättern von Moritz Busch. 5. bis 6. Tausend. Leipzig, S. Hirzel. 1898. 8. 2 M.

Zustimmung, nicht als in Bismarcks Geiste gedacht zu bezeichnen ist, so würde sich der alte Kanzler in seinem Sarge umdrehen, wenn er wüßte, wie Busch auf Grund gelegentlicher Mitteilungen des Fürsten über Wilhelm I. in dem vierten Abschnitt von Seite 6 an mit den Manen des unvergeßlichen alten Kaisers umspringt. Man muß diese Art der Geschichtsklitterung entweder böswillig oder furchtbar thöricht, in jedem Falle aber als niedrig bezeichnen. Das erwägende Zaudern, die nicht gleich schlüssige Gewissenhaftigkeit, das zwar langsame, aber darum um so sicherere Hinüberwachsen eines Greises aus alten anerzogenen und früher für unumstößlich richtig gehaltenen Anschauungen in ganz neue, mitunter entgegengesetzte Verhältnisse, die sicher oft hinderliche, aber immerhin liebenswerte pietätvolle Schonung und Schätzung persönlicher Beziehungen und Überlieferungen — alles das, was jedem wahrhaft deutschen Manne an dem alten Herrn so ehrwürdig, so herzgewinnend, so großdenkend und vor allem auch psychologisch bei der kolossalen auf ihm ruhenden Herrscherverantwortlichkeit so selbstverständlich vorkommt und was, wie wir alle wissen, gerade von Bismarck durchaus nach seinem Werte gewürdigt worden ist, wird von Busch auf Grund von nonchalanten Gesprächen in senile Unfähigkeit und Unselbständigkeit umgewandelt. Was würde Bismarck wohl zu einem Satze gesagt haben, wie er auf Seite 64 prangt: „Er (nämlich Kaiser Wilhelm I.) leuchtet als Fürst im Glanze seiner Krone am Firmament der Geschichte, aber als Charakter wie der Mond nicht mit eigenem Lichte.“ Wir besitzen so viele nicht offizielle, sondern rein persönliche Äußerungen des Fürsten Bismarck über seinen alten Herrn, daß wir glücklicherweise seine wahre Gesinnung nicht erst durch Moritz Busch kennen zu lernen brauchen. An der am 2. September 1898 stattgehabten Gedächtnisfeier für Bismarck hat der Leipziger Oberbürgermeister Georgi ein Wort des Fürsten, an ihn nach dem Tode des alten Kaisers gerichtet, zur Mitteilung gebracht, das so recht im Gegensatz zu der Buschschen Mondansicht steht: „Mir ist zu Mute, wie einem Planeten, der plötzlich die Sonne verloren hat, um die er immerdar seine Kreise gezogen hat.“ — Wer übrigens meint, in dem Buche von Busch sofort und überall „interessante Enthüllungen“ zu finden, täuscht sich. Der Verfasser philosophiert erst an der Hand von „Goethes Gesprächen mit Eckermann“ über Goethe und sein Verhältnis zu seinen Neidern und Feinden, ohne daß man sagen könnte, daß der moderne Eckermann damit Häuser einrisse. Es ist einfach langweilig. Jedenfalls werden durch solche und ähnliche Publikationen redlich denkende Deutsche sich ihr historisches Urteil nicht trüben oder gar bestimmen lassen, und vor allem in dem festen Glauben nicht irre werden: Er war ein treuer deutscher Diener seines Kaisers Wilhelm I.

Mit um so größerer Freude nimmt man im Gegensatz zu dem eben behandelten einen wirklichen Zeugen für Bismarck und sein Werk zur Hand, wir meinen die von Horst Kohl veranstaltete abgekürzte Sammlung von Bismarck-Reden*) aus den Jahren 1847—1895. Bekanntlich sind durch desselben Autors Fleiß in den Jahren 1892—94 die politischen Reden des Fürsten in zwölf stattlichen Bänden herausgegeben worden — für die Finanzen der meisten ein unanschaffbares Werk. Daß der vorliegende immerhin umfangreiche Band von dem deutschen Volke reichlich willkommen geheißen worden ist als Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses, erhellt aus der in der buchhändlerischen Welt sicher nicht häufigen Thatsache, daß Horst Kohl am 29. Juni 1898 die Vorrede zur ersten Auflage schloß und am 14. August desselben Jahres schon die Vorrede zur dritten bis fünften Auflage schreiben konnte. Die Auswahl ist nach dem Gesichtspunkte getroffen, daß der gebildete deutsche Bürger und namentlich der für Politik und Geschichte sich interessierende, zum Manne heranreifende Jüngling, der den höhern Schulen entwächst, die rein politische Bedeutung Bismarcks kennen lernen soll. Es sind darum nicht aufgenommen worden alle Reden zollpolitischen oder steuertechnischen Inhalts. Die weitere in der Vorrede angegebene Einschränkung, daß „auch die zahlreichen scharf zugespitzten, an Witz und Humor reichen persönlichen Bemerkungen und Erwiderungen . . . in dieser Sammlung entbehrlich gewesen“ seien, könnte irreführen. Es gilt das nur für die selbständig, gewissermaßen außer Zusammenhang geschehenen Abfertigungen. Sobald sie zum Tenor der Rede gehören, sind sie natürlich mit abgedruckt; es würde ja sonst ein Hauptcharakteristikum für die Bismarckische Redekunst fehlen: schlagfertiger Sarkasmus und mitunter beißende Ironie. — Im ganzen umfaßt die Sammlung 37 Nummern, von denen aus der vorministeriellen Zeit verständigerweise nur vier genommen wurden, zehn der Zeit von 1863—70 bis zum Kriegsausbruch entstammen, neunzehn der Reichskanzlerthätigkeit und wiederum nur vier den rastlosen Ruhejahren bis zum 1. April 1895 angehören. Unschwer kann man beim Überblick über die Gegenstände der Reden erkennen, daß es zugleich Marksteine in der Entwicklung der Bismarckschen Politik und damit des Reiches sind: Vertretung des Königtums in der Revolutionszeit, Verfassungskonflikt, Schleswig-Holstein, 1866, 1870, Kulturkampf, Arbeitergesetzgebung u. s. w. Wie das Finale einer gewaltigen Beethovenschen Sinfonie braust uns jene Rede vom 6. Februar 1888 entgegen, in der die weltumspannende und die Weltpolitik meisternde, ungebrochene Kraft des Dreiundsiebzigjährigen jene so oft citierten Worte ausrufen konnte, die erst im Rahmen des Ganzen auch ganz verstanden werden können und nicht bei jeder, auch der unpassendsten Gelegenheit mißbraucht werden sollten. — Es bedarf der Empfehlung dieser neuesten aus der Werkstatt Horst Kohls hervorgegangenen Veröffentlichung nicht: sie hat sich schon empfohlen und sie wird hoffentlich noch vielen Tausenden von Deutschen das sein, was Thucydides für sein Werk wünschte: ein κτῆμα ἐς ἀεί.

*) Bismarck-Reden. 1847—1895. Herausgegeben von Horst Kohl. Leipzig, G. J. Göschen. 1898. Lex.-8. 5 M.

Mehr einem praktischen Bedürfnisse, etwa für Gedächtnisreden in Jünglingsvereinen oder den Abendunterhaltungen in den Hausväterverbänden oder dgl. kann Pasigs Büchlein dienen: „Otto von Bismarck als Christ.“*) Es ist gewiß sehr dankenswert, gerade diese Seite des Bismarckschen Charakters hervorzuheben; aber eine Vertiefung in diesen nach der angegebenen Seite hin dürfe sich nicht, wie dies meistenteils geschieht, auf eine Zusammenstellung von Citaten beschränken, wie dies Pasig im wesentlichen thut. Immerhin ist diese Zusammenstellung, die sich übrigens unschwer vermehren ließe, dankenswert. Es liegt im Charakter des Schriftchens, daß es sich auf eine Art Panegyrikus hinausarbeitet und daß manches, was man auch als allgemein menschlich ansehen kann, speciell dem Christentum vindiciert wird; das gilt namentlich vom letzten Kapitel, dem vierten: „Bismarck und die stumme Kreatur“, wo unter letzterer auch die Natur und insbesondere die landschaftliche Schönheit verstanden wird. Die andern drei Kapitel behandeln unter dem im Titel gegebenen Gesichtspunkte den alten Reichskanzler im Kreise der Seinen und als Privatmann, in seinem amtlichen und öffentlichen Wirken, in seinem Verhältnisse zu Rom und Andersgläubigen. Im letztgenannten Kapitel merkt man, daß dem Verfasser wegen seines Standpunkts sein Thema oft an den sogenannten Eiertanz erinnernde Schwierigkeiten verursacht hat. Aber — habeat sibi!

Eine ebenfalls praktischen Zwecken dienende Sammlung sind die „Bismarck-Gedichte“**), gesammelt von Paul Arras. Bei jeder solcher Sammlung wird man meinen können: dies oder jenes konnte wohl darinnen vertreten sein, dies oder jenes aber ohne Schaden fehlen. Sicher konnte aus den Bismarck-Gedichten des „Kladderadatsch“ noch manches genommen werden, was allgemeinern Inhalt hatte, und an Stelle von manchem andern, wohl vom Dichter oder namentlich von der Dichterin besonders empfundenen, aber doch recht minderwertigen Produkte gesetzt werden. Als entschieden bessere Waare dürfen bezeichnet werden Nr. 1, 2, 5 (eine Preußin der „Kreuz-Zeitung“), 13, 28, 29, 30, 40, 61, 65, 79, 81, wo uns bekannte Namen entgegentreten, wie Dahn, Grosse, Martin Greif, Hamerling, Trojan, Wildenbruch, Gottschall; aber auch Unbekannte sind vertreten, denen der Augenblick und seine Begeisterung Verse diktierten, wie in Nr. 9, 11, 18, 25 u. a. — Es war ein ganz hübscher Gedanke, daß der Herausgeber auch auf frühere Gedichte zurückgriff, aus vor-Bismarckscher Zeit stammend, die aber auf Bismarck ex post gedeutet werden können. Hierher gehört das Geibelsche Sonett von 1844 (Nr. 3) und vom selben Dichter Nr. 6, ferner das von J. G. Fischer vom Februar 1849, der dann die Freude über sein vorahnendes Lied 1890 in Nr. 44 aussprechen konnte. — Dagegen brauchte bei der Fülle des Vorhandenen aus der Gegenwart nicht Kaiser Wilhelm beraubt zu werden. Denn das Geibelsche Gedicht Nr. 20 ist nicht an Bismarck gerichtet, noch auch 1871 verfaßt, sondern galt dem Kaiser oder vielmehr damaligen Könige Wilhelm bei einem Besuche Lübecks zwischen 1866 und 1870. — Ein sehr schnurriger Druckfehler findet sich in der Schlußzeile gleich des ersten Gedichtes, noch dazu gesperrt gedruckt:

Dicht bei Arnim wird stehn sein Erzbild bleiben.

Offenbar ist Harry Arnim gemeint!

Konrad Sturmhoefel.

*) Otto von Bismarck als Christ. Von Paul Pasig. Leipzig, Bernhard Richter. 1898. Kl. 8. 50 Pf.

**) Bismarck-Gedichte. Gesammelt von Paul Arras. Leipzig, Robert Friese. 1898. 2 M.

Militärschriften.

1. Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783—1812. Die Zeit der Französischen Revolution und des Kaiserreichs. Von A. T. Mahan. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Oberkommandos der Marine übersetzt vom Viceadmiral Batsch. Achte Lieferung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. 8. Vollständig in 12 Lieferungen 10 M.
2. Der thessalische Krieg und die türkische Armee. Eine kriegsgeschichtliche Studie von Colmar Freiherr von der Goltz. Mit Skizzen und Karten in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. 8. 6 M.

Das jetzt vorliegende achte Heft des unter Nr. 1 genannten Lieferungswerks behandelt die Ereignisse zu Lande und zur See im Jahre 1800 und 1801. Wiederum wird dargelegt, wie England seine Herrschaft über die Meere und damit seine Weltstellung nicht sowohl seiner insularen Lage oder einer in allen Phasen sich gleichbleibenden Politik, als vielmehr der Größe und Tüchtigkeit seiner Kriegsflotte verdankt, und wie andererseits Bonapartes Bestreben, jene Herrschaft und Weltstellung Englands zu vernichten, der Hauptsache nach nur daran scheiterte, daß Frankreich und die ihm zeitweise verbündeten Mächte keine Kriegsmarinen hatten, die der Englands ebenbürtig gewesen wären. Alle gegen England gerichteten Pläne und Befehle Bonapartes, der zudem übrigens als Nichtseemann die qualitative Überlegenheit der britischen Flotte unterschätzte, schlugen deshalb fehl. Ja, manche seiner an sich wohlberechneten Maßnahmen führten der Handels- und Kapitalmacht Englands neue Kräfte zu. Wie glänzend diese Macht war, wird auf den ersten Seiten des Heftes geschildert. Die folgenden beschäftigen sich mit dem Verhalten Englands gegen die Neutralen, insbesondere gegen Rußland, Dänemark und Preußen. Dabei wird die wenig bekannte Episode des preußisch-hamburgischen Konflikts vom November

1800 erwähnt. (Ein britischer Kreuzer hatte ein neutrales, preußisches, Schiffsausrüstungsmaterial fahrendes Schiff aufgebracht und nach Cuxhaven mitgenommen; darauf forderte Preußen von Hamburg die Herausgabe der Prise und besetzte, als sie verweigert wurde, Cuxhaven.)

Hierauf folgt die Schilderung der „Expedition" gegen Dänemark von 1801, in der Nelson seinem Ruhme als Seetaktiker und -Stratege neue Lorbeeren zufügte. Betont wird mehrfach, und nach den mitgeteilten Äußerungen Nelsons und seiner Untergebenen mit Recht, daß Nelson durchaus kein bloßer Draufgänger, sondern ein scharf denkender und überlegender, aber freilich kühner Flottenführer gewesen ist; gerade bei dieser „Expedition", die zur Schlacht von Kopenhagen und zur Fahrt nach Reval führte, ist das recht deutlich hervorgetreten.

Wenn darüber hinaus Mahan nicht daran glauben mag, daß Nelsons Verhandlungen mit dem Kronprinzen von Dänemark aus Rücksichten auf die eigene Flotte, nicht aber „nur aus solchen der Humanität" geführt worden sind, so mag darüber mit ihm im Hinblick auf die eigenen Äußerungen Nelsons nicht gerechtet werden. Wenn er aber Nelsons eigenmächtigen Bruch der von Cardinal Ruffo mit den neapolitanischen Republikanern abgeschlossenen Kapitulation und das barbarische Hängenlassen ihrer Führer (im Juni 1799) an einer andern Stelle des Heftes als „eine etwas unstete Art" bezeichnet, in der Nelson „seine Auffassung der politischen Situation auch auf sein Verhalten in Fragen militärischer Subordination" hätte Einfluß gewinnen lassen, so ist das doch mindestens als eine „etwas milde Art" der „Auffassung einer geschichtlichen Situation" zu bezeichnen.

Was das Werk Nr. 2 anbetrifft, so ist sein Gegenstand unter anderm in zwei Schriften behandelt, die an dieser Stelle in Nr. 7 d. Bl. f. 1898 als ganz lesenswert haben bezeichnet werden können, allein nur für Leser, die den Krieg nicht gerade „studieren" wollen. Für Leser, die das wollen, ist hingegen das jetzt vorliegende Buch des berühmten Instructeurs der türkischen Armee so vorzüglich geeignet wie nur möglich. General von der Goltz kennt die türkische Armee wie wenige Abendländer, ihre Organisation, die Vorbereitungen für ihre Mobilmachung und die Ausbildung ihrer jüngern Offiziere sind großenteils sein Werk. Die befehligenden Generale kennt er persönlich, die Offiziere des Generalstabes sind seine Gehilfen oder seine Schüler gewesen. Der langjährige Verkehr mit türkischen Offizieren und Beamten, die Vertrautheit mit Sitten und Gewohnheiten des türkischen Volkes, die Bekanntschaft mit einem großen Teil des Landes haben ihn zu einem kenntnisreichen und gerechten Beurteiler der türkischen Zustände sowohl wie der türkischen Kriegführung gemacht. Die Gewohnheit geduldigen Arbeitens, gepaart mit jener sachlichen Kenntnis der Dinge und jener Fähigkeit des ruhigen gerechten Urteils, haben den General in dem jetzt vorliegenden Buch ein Werk schaffen lassen, das in allen politischen und militärischen Kreisen der höchsten Beachtung sicher ist.

Zunächst mag erwähnt werden, daß die „kriegsgeschichtliche Studie", selbst nur als solche genommen, mehr giebt, als der Titel verspricht; denn neben dem thessalischen Feldzuge wird auch der epirotische geschildert. Sodann ist die kurze Angabe des Titels „mit Skizzen und Karten" viel zu bescheiden gehalten. Denn das Buch bringt in den Anlagen eine Übersichtskarte in 1 : 5000000, die außer der Balkanhalbinsel auch Anatolien mit den Eisenbahnen enthält, je eine Karte des thessalischen und des epirotischen Kriegsschauplatzes in 1 : 600000 und 1 : 450000, eine Skizze des ersten Aufmarsches der Armee, Skizzen und Pläne der Kampfgebiete und Gefechtsfelder südlich Elassona, bei Velestinon, bei Pharsala und bei Dhomokos, ferner der ersten Aufstellung der 2. Division des Korps von Epirus, der Stellungen bei Arta und endlich der Umgegend von Prevesa und von Ponte Pigadia. Außerdem aber enthält das Buch selbst Skizzen von den Stellungen der Armeen des thessalischen Kriegsschauplatzes an jedem der Tage vom 18. bis 24. April, sowie an denjenigen vom 4. und 17. Mai 1897. Alle Skizzen sind sauber und deutlich und erfüllen im Zusammenhang mit dem Text ihre Aufgabe geradezu vollkommen. Die wichtigern enthalten äquidistante Niveaulinien, Abweichungen in Namengebung und Schreibart von Örtlichkeiten (soweit sie sich nicht bloß auf eingeschobene oder fortgelassene h-Laute beziehen, wie bei Dhamasi oder Damasi) sind im Text angegeben.

Es sind das nicht Äußerlichkeiten; gerade die Durcharbeitung der Pläne legt Zeugnis davon ab, wie sehr der Verfasser den Stoff durchdringt. Überall steht der Leser auf sicherm Boden, denn dem Buch liegen großenteils Berichte der Truppenkörper zu Grunde, und wo solche fehlten, haben private Mitteilungen der alten Kameraden und Schüler des Generals von der Goltz ausgeholfen. Daß trotz der diesem innewohnenden Kenntnis verschiedener Teile speciell des thessalischen Kriegsschauplatzes — noch die letzte Generalstabsreise, die er leitete, hatte sich auf diesen bezogen — hier und da die Lage von Örtlichkeiten, die in den Truppenberichten erwähnt waren, nicht hat ermittelt werden können, liegt wohl im wesentlichen in der Verschiedenheit der Namengebung. Als Beispiele für diese sei angeführt, daß Pharsala türkisch Tschataldja und Larissa türkisch Jenischehr benannt wird.

Das Buch erzählt nach einer kurzen, aber sehr lesenswerten Einleitung, in der leider (S. 3, Absatz 2 und 3) einige stilistische Unebenheiten stehen geblieben sind, den Verlauf der Mobilmachung und der ersten Aufmärsche auf beiden Kriegsschauplätzen, beschreibt eingehend den thessalischen und etwas weniger eingehend den epirotischen Feldzug, streift die Ereignisse zur See und geht dann zu „Schlußbetrachtungen" über. Angehängt sind die beiderseitigen Ordres de bataille der verschiedenen Armeeabteilungen und eine Tabelle der Armierung von Prevosa.

General von der Goltz wünscht sich in seiner Eigenschaft als kritischer Kriegsgeschichtschreiber den Schutz des Grundsatzes „La recherche de la vérité n'est pas interdite" hauptsächlich um deswillen, weil die ihm vorliegenden Nachrichten immerhin lückenhaft seien und nicht jedermanns Verdienst oder Schuld gleichmäßig abwägen ließen. Ich glaube, seine alten Waffengefährten werden nirgends die Absicht verkennen, ihnen und dem türkischen Heere zu nützen. Denn auch sein Tadel entbehrt jeder verletzenden Spitze. Was tadelnswert erscheint, sind weniger die einzelnen Persönlichkeiten und deren Handlungs- oder Unterlassungssünden, als die Zustände. Das hebt die Beurteilung des Generals von der Goltz überall hervor.

Obgleich das Buch einschließlich der Anlagen noch nicht 300 Seiten stark ist, bin ich nicht im stande, von dieser Beurteilung der Personen und Zustände — und sie hat für die Allgemeinheit der Leser gewiß das meiste Interesse — Proben beizubringen, die auch nur einigermaßen den Reiz des Originals wahren; denn die Urteile sind derart abgefaßt, daß eine Kürzung nicht möglich ist, ohne ihrer Richtigkeit und vor allem Gerechtigkeit Abbruch zu thun. Es wird das jeder nachfühlen, der die Stellen über die Beschaffung der Mobilmachungskosten (dank der türkischen Eigentümlichkeiten, berechtigten und solchen, die uns Abendländern unberechtigt erscheinen, nicht mehr als 20 Millionen Mark), über Edhem und Osman Pascha oder Mahmud Bei, über die Wirksamkeit der jüngern (von Goltz herangebildeten) Generalstabsoffiziere, über die Stellung der Armeebefehlshaber gegenüber dem Padischah, und andere ähnlich inhaltreiche, liest.

Als Versuch einer Wiedergabe einiger Urteile allgemeinern Charakters möge das Folgende angesehen werden.

Die Mobilmachung des türkischen Heeres ist im ganzen planmäßig, besonnen und dabei rasch bewirkt worden, ebenso die Bahntransporte; diese haben in Anatolien schon am sechsten Mobilmachungstage begonnen und haben von dort 10000 Mann und 18000 Pferde, im ganzen gegen 160000 Mann 34386 Pferde befördert. Nur auf der Strecke Feredjik (unweit der Maritzamündung)-Saloniki haben Störungen stattgefunden. Der Operationsentwurf war im ganzen, indessen doch immerhin mit wesentlichen Abweichungen, der unter Mitwirkung von Goltz früher festgestellte; doch wurden nach Epirus verhältnismäßig zu viel Truppen entsendet und die Truppen für den thessalischen Kriegsschauplatz von der geplanten Einbruchsstelle zu weit östlich dirigiert. Die anfänglich langsame Art des Vorgehens auf diesem letztern Kriegsschauplatz, die durch Grumbckow Paschas*) kühne Einnahme von Tyrnovos und Larissa einen unerwarteten Abschluß nahm, änderte sich mit dem Eintreffen der vom Padischah gesandten Generalstabsoffiziere der Goltzschen Erziehung. Die hinhaltende Führung von Örtlichkeitsgefechten ohne eigentliche Entscheidung wurde zu einer ihrer Endziele bewußten energischen Zusammenfassung aller Kräfte und, wenn die Schlacht von Pharsala — 5. Mai — in ihrer Durchführung noch manches bei den Befehlshabern vermissen ließ, so stand diejenige von Dhomoklos — 17. Mai — in Anlage und Durchführung schon auf einer sehr achtbaren Höhe. Einer spätern Generation von türkischen Militärs wird es voraussichtlich beschieden sein, unter Befehlshabern und mit Soldaten zu kämpfen, denen jene Lehren in Fleisch und Blut übergegangen sind, deren Kenntnis bei Pharsala noch auf die jüngern Generalstabsoffiziere beschränkt war. Daß eine solche Hoffnung nicht grundlos ist, daß auch in der Türkei nicht, wie man wohl annimmt, „alles beim alten bleibt", lehrt nach Goltz der Verlauf der Mobilmachung von 1897 unwiderleglich.

Victor Kurs.

*) Grumbckow Pascha ist von Haus aus preußischer Artillerieoffizier.

Geographische und Reise-Litteratur.

1. Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Rede, gehalten beim Antritt der geographischen Professur an der Universität Tübingen am 28. April 1898 von Alfred Hettner. (Sonderabdruck aus dem IV. Jahrgang der Geographischen Zeitschrift.) Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 8. 50 Pf.

Unter den jüngern Geographen muß Alfred Hettner als einer der eifrigsten Vorkämpfer seiner Wissenschaft bezeichnet werden. Schon durch die Begründung seiner Zeitschrift, die er mit einem trefflichen Aufsatz über Geographische Forschung und Bildung einleitete, hat er der Erdkunde sicher weite Verbreitung und Anerkennung erwirkt. Nicht minder aber dürfte er durch den vorliegenden Vortrag, seine Antrittsrede bei der Übernahme der Professur in Tübingen, die Fernerstehenden über die Bedeutung und den Inhalt der wissenschaftlichen Geographie aufgeklärt haben. Er giebt in klarer Form einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Geographie in diesem Jahrhundert. Die moderne Erdkunde ist aber ein Kind des 19. Jahrhunderts, somit erhalten wir ein vollständig abgeschlossenes Geschichtsbild. Die Geographie selbst ist allerdings eine uralte Wissenschaft, wie das Hettner auch betont, aber sie hat am Anfange unsers Jahrhunderts eine Neubegründung erfahren durch Alexander von Humboldt und Karl Ritter. In welcher Weise diese beiden Männer auf die Entwicklung der modernen Geographie eingewirkt haben, wird treffend von Hettner auseinandergesetzt. Es freut uns darin besonders, daß das Verdienst Humboldts hier die rechte Würdigung findet, der gewiß neben und vor

Ritter als der Vater der modernen Geographie angesehen werden muß. Ritter machte aber mehr Schule als Humboldt, in der Folgezeit entwickelte sich die Geographie ganz im Geiste Ritters, welchem der Mangel einer gewissen Einseitigkeit anhaftete. Nach einem kräftigen Aufblühen zu Beginn unsers Jahrhunderts kam eine Zeit der Verflachung, des Verfalls. Aus dieser wurde die Geographie wieder zu kräftiger Entwicklung durch Oskar Peschel und E. Reclus geführt. Namentlich hat Peschel durch sein bedeutendes Werk „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde" dieser Wissenschaft neuen Aufschwung verliehen. Es kam eine Zeit freudigen wissenschaftlichen Aufstrebens und auch eine Zeit äußerer Erfolge. Und in dieser Zeit leben wir noch. Seit einem Vierteljahrhundert etwa hat die Geographie auch an den Universitäten eine Pflegestätte gefunden und damit ist ihre weitere wissenschaftliche Ausbildung gesichert. Noch ist aber diese wiedererstandene Wissenschaft nicht in allen Kreisen zur vollen Anerkennung gelangt, noch ist sie auch selbst ihrem Wesen und Inhalt nach nicht völlig ausgebaut. Daß sie das werde, dazu dürfte die Rede Hettners nicht unwesentlich beitragen.

2. Geschichte Südafrikas. Von Albrecht Wirth. Bonn, Karl Georgi. 1897. 8. 2 M.

Die Bearbeitung einer Geschichte Südafrikas ist gewiß ein verdienstvolles Werk. Gegenwärtig ist ja durch die jüngsten Vorgänge noch immer das Interesse Europas auf dieses Gebiet gerichtet. Ein sicheres Urteil über die Entwicklung der Dinge wird man sich aber nur aus der Geschichte dieses Landes bilden können. Allein diese zu schreiben, diese auch nur in großen Zügen niederzulegen, ist keine kleine Aufgabe. Die einschlägige Litteratur ist sehr zerstreut, und an grundlegenden Quellenwerken gebricht es unsers Wissens noch ganz.

Albrecht Wirth hat sich nun dieser Mühe unterzogen. Er ist sich selbst der Größe seiner Aufgabe bewußt und bekennt im Vorwort offen, daß nicht alle Ereignisse von ihm aufgenommen werden konnten und daß auch häufig das Urteil durchaus subjektiv sei. Der Referent ist kein Fachmann auf diesem abgelegenen Gebiete; aber einzelne Ereignisse aus der neuern Zeit sind uns doch noch so frisch in der Erinnerung, daß wir uns ein Urteil über die Darstellungen des Verfassers erlauben können. Wenn wir da z. B. die endgültige Unterwerfung der Hottentotten und ihres Führers Witbooi herausgreifen, so haben wir allerdings nicht den Eindruck gewinnen können, daß hier ein sehr gründliches Werk vorliegt. Es sind eine Reihe von Zeitungsnachrichten zusammengestellt ohne Angabe der Verfasser und ohne kritische Prüfung der Zuverlässigkeit dieser. Man darf auf Grund dessen aber wohl überhaupt auch gegen das übrige etwas mißtrauisch sein. Von fachmännischer Seite ist denn auch dem Verfasser der gleiche Vorwurf gemacht. Man hat überall den Eindruck, daß der Verfasser ohne jedes tiefere Verständnis gearbeitet hat. Vermutlich hat er sehr viele Bücher und Zeitschriften benutzt, aber das Material ganz unkritisch verwertet.

Mißtrauisch hat uns schon der erste Abschnitt gemacht, in dem die Geologie und das Klima und auch die Ethnographie Südafrikas behandelt wird. Hier hat der Verfasser sich wohl meist ganz auf sein eigenes Urteil, wie es im Vorwort heißt, verlassen. Leider war aber dieses eigene Urteil oft grundfalsch. Wir wollen unsere Leser mit einem Aufzählen der vielen Irrtümer nicht weiter belästigen. Aber es stehen wunderliche Geschichten in diesem ersten Abschnitt. So sollen der Urstamm der Hottentotten aus einem tibetanisch-mongolischen Volke und die Bantu aus einem überwiegenden Negerbestandteil und einem schwächern semitischen Zusatz, zu dem sich noch indische und malaiische Tümmer gesellten, hervorgegangen sein. Daß das mehr als eine gewagte Hypothese ist, wird wohl auch der Laie einsehen.

Wer also diese Geschichte Südafrikas, die natürlich auch viel Interessantes und Lehrreiches enthält, lesen will, lese mit Vorsicht!

3. Deutsch-Südwestafrika. Mit einer Karte. Vortrag, gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft von Leutwein, Major, Kaiserl. Landeshauptmann. (Deutsche Kolonial-Gesellschaft, Abteilung Berlin-Charlottenburg. Verhandlungen 1898—99, Heft 1.) Berlin, Dietrich Reimer. 1898. 8. 1 M.

Die Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft giebt jetzt in einzelnen selbständigen Heften die in ihren Versammlungen gehaltenen Vorträge unter dem Gesamttitel „Verhandlungen" heraus. Sie beschreitet damit einen neuen Weg, auf dem sie gewiß ihrem Ziele, im deutschen Volke das Interesse für die Kolonien wachzuerhalten, erheblich näher kommt. Der Sitz einer Abteilung in der Reichshauptstadt verschafft ihr den Vorteil, Berichte und Mitteilungen über Vorgänge in unsern Kolonien stets aus erster Hand zu bekommen. Die Männer, welche im Dienste der Reichsregierung draußen in den Kolonien thätig waren, erstatten nicht selten gerade in Berlin zum erstenmal Bericht über ihre Thätigkeit wie über ihre Erfahrungen. Die Vorträge haben darum oft ein akutes Interesse und werden in ihrer Veröffentlichung von dem kolonialfreundlichen Publikum gewiß gern entgegengenommen. Indes auch schon durch das bloße Verbreiten der Verhandlungen auf dem Buchhändlerwege dürfte unserer Kolonialsache gedient werden. Denn es wird so häufiger und besser jedem Gelegenheit geboten, sich über den Stand der Dinge zu unterrichten.

Begrüßen wir so schon im allgemeinen das Unternehmen der genannten Abteilung, so heißen wir im besondern noch die vorliegende Veröffentlichung willkommen. Major Leutwein hatte in Deutsch-Südwestafrika eine schwere Aufgabe zu lösen, er hat sie aber mit großem Geschick gelöst und uns diese Kolonie im gewissen Sinne erst wirklich erobert. Über seine Thätigkeit sind wir durch die Tagespresse ausführlich unterrichtet worden; allein man verliert bei diesen

Einzelnachrichten den Überblick über den ganzen Gang der Dinge. Außerdem fehlt uns auch häufig die ausreichende Grundlage zur richtigen Beurteilung der Vorgänge. Darum ist es um so erfreulicher, nunmehr aus dem eigenen Munde des verdienstvollen Mannes im Zusammenhang die jüngste Geschichte unserer Kolonie kennen lernen zu können. In seinem Vortrage behandelt er zunächst als Einleitung die allgemeinen ethnographischen Verhältnisse des Schutzgebietes, dann schildert er die historische Entwicklung desselben seit seinem Eintreffen und erörtert endlich die wirtschaftliche Bedeutung und Zukunft. Es ist uns natürlich hier nicht möglich, näher auf den Inhalt einzugehen. Am meisten gefesselt hat uns die Darstellung der Unterwerfung Witboois, die uns Leutwein in allen Einzelheiten mitteilt. Aber auch das Urteil dieses Mannes über die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kolonie verdient allgemeinste Beachtung, da es den Eindruck großer Sachlichkeit macht und außerdem doch auf eigenster Erfahrung beruht. Leutwein ist der Ansicht, daß Deutsch-Südwestafrika bei zweckmäßiger Besiedelung und Bewirtschaftung wohl in die Lage kommen wird, auf eigenen Füßen zu stehen, daß es vielleicht aber auch Überschüsse wird an das Mutterland abführen können, sobald Mineralschätze, die er als gewiß vorhanden betrachtet, gefunden und verwertet werden.

4. Palästina. Land und Leute. Reiseschilderungen von W. Bambus. Berlin, Siegfried Cronbach. 1898. 8. 3 M.

Das Buch ist von einem strenggläubigen Juden geschrieben, dessen sehnlichster Wunsch seit frühester Jugend es gewesen ist, nach Palästina, das Heilige Land seiner Väter, ziehen zu können. Erst als gereifter Mann war es ihm aber vergönnt und zwar nur als flüchtiger Reisender, die Stätten zu erblicken, „wo Israel einst ein großes Volk im eigenen Lande saß und den Boden so bebaute, daß Milch und Honig floß". Als Jude schenkte er natürlich in erster Linie den Verhältnissen der Juden Palästinas und besonders dem interessanten Versuche der jüdischen Ackerbaukolonisation im Heiligen Lande seine Aufmerksamkeit. Er besucht darum in den Städten überall die jüdischen Gemeinden und vor allem die vielen neu angelegten jüdischen Bauernsiedelungen. Nach seiner Überzeugung gehen diese einem glänzenden Aufschwung entgegen. „Alle Erfordernisse", sagt er, „welche ihr Gedeihen bedingen, sind bis auf eins im Heiligen Lande gegeben: guter, fruchtbarer Boden, ausreichender Platz für große Neuansiedelungen, genug arbeitseifrige Elemente unter den Juden, welche bereit sind, als Tagelöhner die Landwirtschaft zu erlernen, um später Bauern zu werden, und endlich gute Vorbilder in den bereits bestehenden Kolonien des Protektors. Nur eins fehlt im Heiligen Lande: das Geld, welches alle die vorhandenen Kräfte erst segenbringend zu erschließen vermag." Durch diese praktischen Gesichtspunkte erhalten die Reiseschilderungen ein allgemeineres Interesse. Der Verfasser ist von dem Gedanken, daß das Heilige Land wieder zum Wohnsitz der Juden werde, geradezu begeistert. Ein Traum seiner Jugend war es, einmal an der Wiedergewinnung dieses Erbes mitarbeiten zu dürfen. Das verfallene Jerusalem, in dem namentlich die jüdischen Verhältnisse sehr traurige sind, ruft in ihm nur das eine Gefühl wach, daß er alle seine Kräfte einsetzen will, damit das Jerusalem der Zukunft wieder die Stadt des jüdischen Volkes und seiner alten Größe würdig werde.

Das Vorwiegen jüdischer Anschauungen und Gedanken macht das Buch für den Nichtjuden zum Teil wenig genießbar. Es hat zwar einen gewissen Reiz, auch einmal in die Gedankenwelt eines strenggläubigen Juden einen Einblick thun zu können; aber vielfach überwiegen die jüdischen Interessen zu sehr und oft sind auch die Darstellungen für den Uneingeweihten geradezu unverständlich. Es werden viele Ausdrücke gebraucht, die wohl dem Juden geläufig sein mögen, für jeden andern aber leere Worte sind, bei denen er sich nichts denken kann. Dazu kommt noch, daß der Verfasser oft etwas breit und umständlich schreibt und bei geringfügigen Erlebnissen oft über Gebühr verweilt. Doch ist die Art der Darstellung zuweilen auch recht ansprechend, die Schilderungen lebendig und anschaulich; nur stört immer wieder das Vorwiegen der jüdischen Verhältnisse in dem Text, und das Buch wird dadurch schließlich etwas langweilig, wenn man nicht gerade sich für die Kolonisation Palästinas durch die Juden interessiert. Aber auch dann dürfte es doch ratsam sein, sein Urteil nicht auf diese Schrift allein zu begründen. Man darf nicht vergessen, daß der Verfasser nur eine kurze Zeit, kaum mehr als einen Monat in dem Gelobten Lande geweilt hat. Das meiste Interesse bieten die Schilderungen der thatsächlichen Wahrnehmungen, namentlich, wie bereits erwähnt, die Beschreibungen der jüdischen Bauernkolonien. Einzelne derselben sind auch durch Bilder veranschaulicht.

Willi Ule.

Zur philosophischen Litteratur.

1. Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. Von Julius Baumann, Professor an der Universität Göttingen. Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung (Th. Weichert). 1898. 8. 7 M.

Die Absicht Baumanns in seinem neuen Werke geht darauf hinaus, sich „nach einer andern Fundamentierung von Moral, Recht und Gotteslehre umzusehen, als sie bei Kant vorliegt. Die bloße Wiederholung der Kantschen Lehre, auch wenn sie die Wendung ins Fichtesche nimmt, hilft nicht darüber hinaus, daß Kant und Fichte, welche die Unbedingtheit des menschlichen Geistes auf Grund von dessen unmittelbaren Aussagen und Aspirationen behaupten und

fordern, jeden Tag durch die stets mehr und mehr erwiesene Bedingtheit desselben widerlegt werden". Auch die Resultate der Nachblüte der absoluten Philosophie in Wundt und andern lehnt der Verfasser ab. Wundts voluntaristischer Monismus ist nach ihm nicht haltbar, die Seele ist ihm nicht Aktualität ohne Substanz. (Vorwort, S. V fg.) Darum liefert er uns in dem vorliegenden Buch eine Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre auf Grund der realen (exakten) Wissenschaften.

Die Schrift zerfällt dem Titel gemäß in drei Teile: über das Princip der Moral, über den Begriff von Recht und Staat und über die Gotteslehre auf Grund der realen Wissenschaften. Ein Anhang betrifft einzelne Hauptbegriffe der Moral und des Rechts.

Der Abschnitt über das Princip der Moral behandelt die Stellung derselben zu den realen Wissenschaften, Pessimismus und Optimismus, das Ideal realwissenschaftlicher Lebensauffassung und die moralische Freiheit als Fähigkeit der Änderung und Besserung. — In dem Abschnitt über den Begriff von Recht und Staat erörtert der Verfasser die Auffassung dieser beiden Begriffe bei den Natur- und Kulturvölkern, die Möglichkeit eines allgemeinen Rechtsbegriffs für die ganze Menschheit und die verschiedenen Ansichten vom Staat. — Der dritte Abschnitt über die Gotteslehre*) betrachtet Gott als „schöpferische einheitliche mathematisch-mechanische Intelligenz", ferner das Verhältnis der organischen und organisch-geistigen Wesen zu Gott, den Grund der Welt in Gott, die Fragen über Unendlichkeit, Theodicee und Schöpfung, die Unsterblichkeitslehre, das realwissenschaftliche Verständnis der überkommenen Religionen, die Mystik verschiedener Völker, die realwissenschaftliche Methode in ihrer Anwendung auf das Alte und Neue Testament, den wissenschaftlichen Neuprotestantismus, die Frage nach der Festhaltbarkeit des katholischen und protestantischen Glaubens. — Der Anhang bespricht hauptsächlich folgende Punkte: Religionsfreiheit, Unsterblichkeit und Geschichtsphilosophie, die Frage des Eigentums, die Ehe, die Strafe, Gemeindefreiheit und Großstaaten, die Verselbständigung des vierten Standes, die realen Wissenschaften als Grundlage der Bildung der Zukunft, und schließt mit kurzgefaßten Hauptregeln der moralischen, rechtlichen und religiösen Lebensführung nach den Realwissenschaften.

Der Verfasser hat sein Buch offenbar nicht bloß auf Fachmänner, sondern auf ein weiteres gebildetes Publikum berechnet. Er versteht es auch, klar und in anregender, fesselnder, ja hier und da unterhaltender Darstellung eine Reihe von Fragen zu behandeln, die mit den die Gegenwart geistig beherrschenden Ideen zusammenhängen.

In seiner Grundrichtung steht er auf dem Standpunkt des Theismus; er lehnt ausdrücklich an verschiedenen Stellen (z. B. S. 132, 140, 211) den Pantheismus ab und faßt Gott als Schöpfer im christlichen Sinne nach Duns Scotus auf (S. 133). Doch ist es uns fraglich, ob Baumann diese Grundanschauung überall mit genauer Konsequenz durchführt; namentlich die Auffassung Gottes als einer mathematisch-mechanischen Intelligenz (S. 135) und die Ablehnung der Bezeichnung Gottes als Unendlichen, welche der Verfasser zu den Phantasievorstellungen rechnet (S. 127), scheint mit dem reinen Theismus unvereinbar. Gott ist wohl eine Intelligenz, die Mathematisch-Mechanisches denkt und schafft; aber ist er deshalb selbst ein mathematisch-mechanisches Wesen? Ebenso ist Gott nach gewöhnlicher theistischer Auffassung unendlich im Gegensatz zu den endlichen Geschöpfen. Bedenklich erscheint uns auch Baumanns Ansicht über die Unsterblichkeit, die sich nach ihm (S. 139) nicht auf die Person bezieht, sondern auf das formale Geistige derselben. Was er nämlich für diese Ansicht vorbringt, sind Thatsachen aus dem Leben von Personen, die an einer jedenfalls nicht normalen geistigen Zwiespältigkeit litten. In seinen Ansichten über Christus und die christliche Religion stellt sich Baumann ganz entschieden auf den Standpunkt der modernsten negativen Theologie, die doch recht fragliche Behauptungen enthält, wie z. B. S. 184: „Jahwe war wahrscheinlich ursprünglich ein alter Gewittergott am Sinai", und S. 180 die Ansicht, daß das Schauen des auferstandenen Christus ein „wacher Traum" des Petrus gewesen sei.

Trotz dieser Ausstellungen ist die Schrift Baumanns im ganzen und großen für den Forscher wie für den gebildeten Leser als ein gediegener und anregender Beitrag zur Lösung wichtiger Fragen der Moral, des Rechts und der Gotteslehre zu empfehlen.

2. Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundlage der Moralphilosophie. Von Dr. Felix Krüger. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 8. 2 M. 80 Pf.

„Gesetzt aber, es gäbe etwas, dessen Dasein an sich selbst einen absoluten Wert hat, so würde in ihm und nur in ihm allein der Grund eines möglichen kategorischen Imperativs, d. i. praktischen Gesetzes liegen." Dieser Ausspruch Kants, den der Verfasser zum Motto seiner Schrift gewählt und womit er sie schließt, enthält die Grundfrage der Moralphilosophie, die nach Krüger (S. 93) „niemand deutlicher gezeichnet hat als Kant in seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten", zu deren Beantwortung die vorliegende Schrift einen Beitrag liefern soll.

Krüger schließt sich dabei in gewisser Beziehung an Kant, nur mit dem allerdings bedeutenden Unterschied, daß er alle „transempirischen Begriffe" aus der Moral ausgeschieden wissen will. Er strebt nach einer auf rein empirischen Grundlage fußenden Moralphilosophie. „Die Lehre Kants vom intelligiblen Charakter und von der transcendentalen Freiheit", schreibt er S. 90, „wird einer rückhaltslosen Kritik zu unterziehen sein, und alles, was daran eine

*) Denselben Gegenstand hat Baumann bereits früher behandelt in der Schrift „Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre" (Stuttgart 1895).

empirisch-psychologische Deutung nicht zuläßt, muß fallen gelassen werden. Der unverlierbare Wert der Ethik Kants scheint mir zunächst in der ursprünglichen Fragestellung zu bestehen, mit der er über alle seine Vorgänger weit hinausging, und dann in der zweiten Formulierung des kategorischen Imperativs, in der keineswegs ein bloß formales, sondern ein materiales Moralprincip, ja implicite das Princip der moralischen Beurteilung enthalten ist."

Kaum wird ein Ethiker diese Fragestellung ablehnen; jeder wird bemüht sein, dasjenige zu finden, was „absoluten Wert" hat, um es zur Grundlage der Moral zu machen. Ob aber dabei die von Krüger sogenannten transempirischen Begriffe ganz zu verwerfen sind, ist eine andere Frage, in deren Beantwortung wir von ihm abweichen. Wenn wir nach dem absolut Wertvollen forschen, so darf unsers Erachtens der Gottesgedanke nicht aus dem Spiele bleiben.

Doch wir haben hier nicht principielle Unterschiede zum Austrag zu bringen. Von seinem Standpunkt aus hat Krüger einen beachtenswerten Beitrag zur Grundlegung der Moralphilosophie geliefert und in ihm sich in klarer Weise mit der Moral Kants und mit Schuppes Grundzügen der Ethik und Rechtsphilosophie auseinander gesetzt. Über die Gliederung seiner Schrift giebt der Verfasser selbst S. 7 kurz und bündig folgenden Aufschluß:

Im Folgenden soll zunächst zum Zweck der methodischen Orientierung Kants methodologischer Standpunkt, insbesondere seine Abneigung gegen eine psychologische Begründung der Ethik kritisch betrachtet werden. (Kap. I und II.) Hieran schließt sich — unabhängig von Kant — eine werttheoretische Untersuchung (Kap. III und IV), die den Versuch enthält, die Grundfrage der Moral dadurch wissenschaftlich zu beantworten, daß der Begriff des absolut Wertvollen zu Grunde gelegt und durch psychologische Analyse inhaltlich bestimmt wird. Anhangsweise soll schließlich das gewonnene Resultat noch dadurch beleuchtet werden, daß eine neuere Theorie des absolut Wertvollen, nämlich diejenige Schuppes, ihm gegenübergestellt wird.

Es wird uns freuen, auch fernerhin dem Verfasser auf dem Gebiete der ethischen Litteratur zu begegnen, da er nach S. 7 seiner Schrift eine ausführliche Kritik der Kantischen Ethik einer spätern Veröffentlichung vorbehält.

3. Seele, Bewußtsein, Geist auf Grund des Polaritätsgesetzes. Eine psychophysisch-philosophische Studie in Form zweier leichtfaßlicher Vorträge von Ernst Eberhard (Humanus). Leipzig, J. G. Findel. 1896. 8. 1 M. 80 Pf.

Ernst Eberhard, der sich als Schriftsteller Humanus genannt hat, ist ein Anhänger des 1890 verstorbenen Philosophen Spir, über den er als Einleitung zu dessen Werken eine kleine Schrift veröffentlichte: „Afrikan Spir, ein Philosoph der Neuzeit", ebenfalls in dem Verlage von Findel. In dem jetzt vorliegenden Buche, welches als Einführung in das Studium Spirs dienen kann, bezieht er sich vielfach auf diesen und giebt sich als dessen unbedingten Anhänger kund. Direkt ist er hervorgegangen aus der Schule des Psychophysikers und Dichters Aug. Schmitz, eines in Berlin lebenden Privatgelehrten. Dieser hat nach Eberhards Ansicht das Gesetz der Polarität, worauf sich seine Ausführungen gründen, zuerst als das allgemeine Lebensgesetz erkannt und auf den Menschen und das menschliche Leben angewendet. Er arbeitet darüber ein größeres Werk aus, welches noch nicht abgeschlossen ist. (S. 3 fg. des Vorworts.) Um den Verfasser eingehend zu würdigen, wird man dieses Werk erst abwarten müssen, obwohl schon in der vorliegenden Schrift seine Ansichten so dargelegt sind, daß man sieht: alles ist auf Spir begründet; wer Spir kennt, kennt Eberhard.

Wir haben in d. Bl. 1896, Nr. 30, Spirs Werke gewürdigt und müssen uns auf diese Würdigung beziehen, um nicht über eine Schrift von verhältnismäßig geringem Umfang zu ausführlich zu werden. Wir begnügen uns mit nachstehenden Bemerkungen. Eberhard hat seine Ansichten über Bewußtsein, Seele und Geist in Form zweier in der That leichtfaßlicher Vorträge dargelegt. In der Darlegung ist er so klar wie sein Meister Spir. In dem ersten Vortrag legt er die „Seelenelemente" dar. Das Resultat zieht er S. 46: „Aus dem Entwickelten haben sich folgende Seelenelemente ergeben: 1) Die Gefühle, die aus den Organen unsers Körpers ins Hirn aufsteigen, und in denen wir uns der innern Zustände unsers Organismus bewußt werden. Sie sind unser Eigenstes und bilden den Schwerpunkt des empirischen Lebens. 2) Die Empfindungen, die uns von außen her durch die Sinne zugeführt werden. 3) Die Emotionen oder Gemütsbewegungen, welche Modifikationen des dunklen Sehnens sind, das aus unserm Naturgrunde vom verlängerten Marke ins Hirn aufsteigt; sie sind wiederum unser Eigenstes und bilden den Schwerpunkt des ethischen und socialen Lebens."

Der zweite Vortrag erörtert speciell den Zusammenhang der Seelenelemente mit dem Hirn, mit Beziehung auf die Erkenntnistheorie (Wesen der Wahrnehmungen, der Vorstellungen und deren empirischer und logischer Verknüpfung, der Ideen) und das Willensleben. Die Ideen läßt der Verfasser gleich Spir aus den Gemütsbewegungen hervorgehen; die hervorrufende Kraft der Ideen ist ihm die Phantasie (S. 61 fg.), eine Ansicht, der wir nicht beipflichten können.

Im einzelnen enthält die Schrift Eberhards manches Gute; sie verrät eine nicht unbedeutende Kenntnis der Naturwissenschaften. Über das Bewußtsein stellt er den sehr richtigen Grundsatz auf, dessen Konsequenzen er aber durchaus nicht allseitig erkennt: „Alles Bewußtsein setzt ein Sein voraus, dessen es sich bewußt zu werden hat." (S. 77.) Ebenso richtig ist es, wenn der Verfasser die Seelenerscheinungen als Resultat eines Lebensprozesses auffaßt, in welchem das ursprünglich unbewußte Sein zum Bewußtsein gelangt. (S. 84.)

Am Schluß des Ganzen zieht der Verfasser zwei Folgerungen für die Erziehung. Nach der einen muß „Hauptaufgabe der Erziehung sein, das Gemüt zu beleben, zu

erwärmen, für das Ideal zu begeistern und Liebe zu geben und zu pflegen, um Liebe zu ernten". Dem werden wohl viele zustimmen, vielleicht mit der Einschränkung, daß die intellektuelle Erziehung gleich sehr zu betonen, also gleichfalls eine Hauptaufgabe sei, ja in gewissem Sinne die Grundlage aller Erziehung. Die andere Folgerung geht dahin, „daß die Anschauung des Schönen in Musik, Poesie, Bild und Bildwerk das beste Erziehungsmittel ist, dessen sich auch die Schulerziehung über kurz oder lang wird bedienen müssen". Dieser Satz wird vielfach angefochten werden.

4. Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Teile in einem Bande. I. Teil: Was ist Wahrheit? II. Teil: Optische und Maler-Studien. Von L. Glahn-Hannover. Leipzig, Hermann Haacke. 1898. 8. 4 M.

Der Verfasser dieses Buches steht ganz auf sensualistischem Standpunkt; er verficht ohne Beschränkung den von ihm öfter angeführten Satz „Nihil est in intellectu, quod non antea fuit in sensu", welchen er als seine „Aufgabe" der Einleitung voranstellt.

Die beiden Teile des Werkes hängen nur lose zusammen; aus diesem Grunde hat jeder seine besondere Paginierung. Der zweite Teil ist nur eine in verschiedenen Beziehungen längere Ausführung dessen, was im ersten zur Theorie des Sehens beigebracht ist.

Der erste Teil zerfällt in fünf Hauptstücke: 1) Die primären und sekundären Qualitäten unserer Sinnesempfindungen; 2) Widerlegung der Kantschen Lehre von der apriorischen Natur der Sinnesempfindungen; 3) Die formale Natur des Verstandes; 4) Fortsetzung: Argumente aus der Grammatik und Logik; 5) Der wahre Weg zur Erkenntnis sind die Sinne. Der zweite Teil enthält sechs Hauptstücke: 1) Historischer Streifzug durch die Optik; 2) Das Innere des Auges; 3) Das Hinauswerfen des Netzhautbildes nach draußen; 4) Das Erkennen des Körperlichen beim Sehen und die Lehre von der Projektionszeichnung; 5) Das Schätzen der Entfernung und der Größenverhältnisse oder die Lehre von der Perspektive; 6) Widerlegung des J. Kant und Helmholtz.

Das Wertvolle der Schrift Glahns sind die historischen Ausführungen und die Auseinandersetzungen mit andern Denkern, besonders mit Kant. Zu dem rein sensualistischen Standpunkt des Buches müssen wir uns ablehnend verhalten. Der Verfasser leitet alles Denkleben nur aus den Sinnen her und läßt die übrigen Sinnesorgane aus dem Tastorgan entstehen. (Vgl. Nr. XX im fünften Hauptstück des I. Teils.) Deshalb stellt er (Nr. XV ebendaselbst) den Satz auf: „Ich taste, folglich existiere ich als körperlich ausgedehntes Wesen"; an Stelle des Cartesischen Grundsatzes „Ego cogito, ergo sum" setzt er den andern: „Ich empfinde, folglich existiere ich" (a. a. O., Nr. III).

Die Schwäche der Ausführungen des Verfassers zeigt sich, was durch seinen sensualistischen Standpunkt bedingt ist, namentlich hinsichtlich der Ableitung der Denkgesetze. Betreffend das Kausalitätsgesetz vertritt er ganz Humes Standpunkt und nimmt es in dessen Sinn als Erfahrungsgesetz an ohne nachzuweisen, daß und wie es im Sinnesleben und nur in diesem allein wurzle. S. 82 sagt der Verfasser: „Dem Cartesius gebührt der zweifelhafte Ruhm, die romantische Behauptung aufgestellt zu haben, daß wir angeborene Ideen besäßen, bevor wir die Brust der Amme kennen." Glahn scheint also nicht zu wissen, wie Cartesius wiederholt auf das unzweideutigste und nachdrücklichste das Angeborensein von Ideen erklärt hat. Dieser sagt z. B. in den „Notae ad programma quoddam", S. 160: „Diese Ideen (die angeborenen) kommen nicht anderswoher als aus unserer Denkfähigkeit und sind uns deshalb angeboren, d. h. sie existieren der Möglichkeit nach stets in uns; denn in einem Vermögen sein heißt nicht in der Wirklichkeit sein, sondern nur in der Möglichkeit, weil der Name Vermögen selber nichts anderes als Möglichkeit bezeichnet."

5. Eine unsterbliche Entdeckung Kants oder die vermeintliche „Lücke" in Kants System. Eine historische Rechtfertigung Kants von Dr. phil. Paul von Lind. Leipzig, Hermann Haacke. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

Trendelenburg behauptete bekanntlich eine „Lücke" in Kants Lehre von Raum und Zeit, worüber zwischen ihm und Kuno Fischer, dem Geschichtschreiber der neuern Philosophie, ein Streit entstand, der zunächst durch den Tod Trendelenburgs beendet wurde. „Die Hauptfrage indes", sagt P. von Lind in der Einleitung S. 1 seiner kürzlich erschienenen Schrift darüber, „um die es sich handelte, die Frage nach der «Lücke», blieb unentschieden." Trendelenburg leugnete, daß Kant bewiesen habe, die Begriffe Raum und Zeit, welche rein subjektiven Ursprungs seien, hätten auch hinsichtlich ihrer Gültigkeit nur subjektive Bedeutung, nicht aber objektive, sie seien nur auf Erscheinungen anwendbar, nicht auf Dinge an sich oder transcendente Objekte. Neben bloß objektiv und bloß subjektiv bestehe eine dritte Möglichkeit, subjektiv und objektiv zugleich. Kant habe es unterlassen, diese dritte Möglichkeit genau zu erwägen. Dadurch entstehe eine Lücke in seiner Beweisführung, wodurch die letztere hinfällig werde. Dr. von Lind will nun (Vgl. Vorrede, S. VI) nicht nur die vermeintliche Lücke als einen Irrtum nachweisen, sondern auch „das Πρῶτον ψεῦδος derselben, die verkehrte philosophische Doktrin, d. i. die Verkehrtheit eines transcendentalen Realismus aufdecken", wie Trendelenburg ihn vertrat.

Wir können hier bei knapp zugemessenem Raum den Streit über das Vorhandensein der Lücke oder die Frage nach dem principiellen Wert des transcendentalen Realismus nicht entscheiden und geben nur eine kurze Charakteristik der Schrift von Linds.

Es ist uns fraglich, ob der Verfasser die Litteratur über die „Lücke" bei Kant wirklich bereichert hat; seine Schrift darüber scheint ihm selbst nicht vollaus zu genügen, da er S. VII eine neue in Vorbereitung begriffene ankün-

digt: „Kants Lehre von Erscheinung und vom Ding an sich und ihre unermeßliche Bedeutung. Eine historische Rechtfertigung Kants nach 100 Jahren vor dem Forum der Geschichte der Philosophie.“ Aber Eins springt jedem Leser der Schrift von Linds sofort in die Augen. Er ist Kants Anhänger mit Haut und Haaren, er schwört in verba magistri, obwohl er es nicht so ganz Wort haben will. Dies sagt schon das Motto: „Das einzig mögliche und allein richtige aller philosophischen Systeme ist das System Kants, weil dies allein die menschliche Fundamentalanschauung, Zeit und Raum, zu Grunde legt.“ Dies auf S. 1 zu lesende Motto bekräftigt die letzte Seite der Schrift in dem Satze: „Kants kritischer Idealismus ist das einzig richtige und allein mögliche System, welches es giebt.“

Dieser Kant-Enthusiasmus verführt ihn zu einem absprechenden Verhalten gegenüber andern bedeutenden Männern. Dem großen Logiker Trendelenburg rechnet er selbstgefällig 24 logische Fehler bezüglich der „Lücke“ in Kants System vor; Ed. von Hartmanns Werk „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus“ charakterisiert er wiederholt ohne nähern Nachweis als „sehr unkritisch“. (Vgl. S. 20 und 52.)

Wir geben übrigens gern zu, daß die sogenannte „Lücke“ bei Kant nicht unumstößlich feststehende Thatsache ist. Der versuchte Nachweis jedoch von der Hinfälligkeit des transcendentalen Realismus ist sicher nicht gelungen. Das „Rezept“ des Realismus lautet nach von Lind S. 50: „Man nehme die Erfahrung, das Reale, behaupte, daß dies Reale auch außerhalb unserer Erfahrung den Dingen an sich zukomme. Dann ist das außerhalb der Erfahrung gelegene, das Transcendente, einfach zum Erfahrungsobjekt gestempelt, das Transcendentale ist zu etwas Realem gemacht, gleichsam par ordre de Mufti!“ Der Realismus kennt solche ordre nicht. Er erschließt das Transcendente als notwendig Reales vermöge des dem Menschengeist innewohnenden Kausalitätsgesetzes, wodurch er die Erscheinungen in ihrer Realität nicht als möglich begreifen würde ohne Annahme transcendenter Ursachen. Hoffentlich behandelt von Lind diesen Punkt in dem von ihm S. 56 als „umfangreiche Hauptarbeit“ angekündigten Werk mit mehr Gründlichkeit als in der vorliegenden Schrift.

Ernst Melzer.

Neue Erzählungen.

1. Monte-Carlo und andere Geschichten. Von Ernst Wichert. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. 3 M.
2. Aus der Sommerfrische. Kleine Geschichten. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898. 8. 3 M.
3. Tiefe Wasser. Fünf Erzählungen von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel (Karl Freund). 1898. 8. 4 M.
4. Lucie. Von Amalie Skram. 1898. 8. 2 M. 50 Pf. — Die Leute vom Felsenmoor. Von Amalie Skram. 1898. 8. 4 M. (Kollektion Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag.

In Wicherts Sammelbande (Nr. 1) sind vier gute Erzählungen vereint, von denen die erste: „Monte-Carlo“, die psychologisch tiefste ist. Unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet Wichert die Glück und Leben zerstörende Spielwut, und sein Versuch, für einen bestimmten Fall die Entstehung und das Wachstum dieser Sucht bis zur Unwiderstehlichkeit klar herauszustellen, führt zu überzeugenden Ergebnissen. Ganz eigentümlich ist seiner Darstellung das Motiv, das die junge Frau immer wieder dem Spielsaal zutreibt, und eben diese Motivierung gewinnt des Lesers menschlichen Anteil für die Heldin, die der Dichter folgerichtig und nach den Gesetzen echter Kunst durch den Tod die Schuld sühnen läßt, in die sie Charakter und Irrtum verstrickten. In noch höherm Grade tragisch, ja erschütternd ist die dritte Erzählung: „Um ein Ei.“ Es hat etwas Beängstigendes, den langsamen, aber unaufhaltsamen Schritten des nahenden Schicksals zu lauschen. Zwar nicht in welcher Gestalt es kommt — gerade durch die Ungewißheit weiß der Erzähler die Spannung recht geschickt zu erhalten —, aber daß es kommt, das läßt die Gewitterschwüle, das lassen die immer wieder herabzuckenden Vorboten sicher ahnen. Zwingende Notwendigkeit waltet in der Entwicklung der Heldin, der Lene Böhm. Wie ihre Verstimmung sich bis zur blind um sich schlagenden Wut steigert, wie die angefeindete Frau durch die Bosheiten ihrer Widersacherin bis zur verbrecherischen That gereizt wird, macht der Dichter vollständig begreiflich und natürlich. — Diesen zwei Trauerspielen gesellt sich in „Trotzdem“ mit seinem versöhnlichen Schlusse bei allem sonstigen Ernst das Schauspiel und endlich als Lustspiel „Ein Buchstabe“. Jenes behandelt ein Kapitel aus der sogenannten Frauenfrage in durchaus gesundem Sinne, ohne zeternde Verschrobenheit: auch die Frau hat das Recht, nach ihrem Leben in, nicht aber vor der Ehe beurteilt zu werden. Die Wahrheit des Satzes bleibe hier dahingestellt. Jedenfalls macht sich Wichert die Sache nicht leicht, meidet auch jede unkünstlerische Absichtlichkeit in seiner Erzählung. Es genügt und gelingt ihm, zwei Geschöpfe seiner Phantasie kraft seiner Kenntnis des menschlichen Herzens und vermöge einer sichern Lebensanschauung und darum nicht ohne Humor durch Irrungen und Mißverständnisse hindurch zu einem geläuterten Glücke zu führen.

Auch ein Sammelband sind Hans Hoffmanns „Kleine Geschichten“ unter dem Titel „Aus der Sommerfrische“ (Nr. 2). Wieder einmal einen Meisterschuß hat er „Auf

nie erstiegenem Gipfel" gethan. Da lacht wieder der alte, köstliche Humor, da ergeht sich seine liebenswürdige Geistesfreiheit in den unglaublichsten Einfällen, immer wohler wird dem Leser ums Herz, bis ihn nach glücklich überstandenem Aufstieg ein unbezwingliches Lachen nötigt, auf Augenblicke das lustige Buch aus der Hand zu legen. Der Novellette „Die Sänfte" steht das altertümliche Gewand gar nicht übel, und das Behagen, mit dem der Dichter bei der Schilderung der sonderbaren greisen Lady weilt, überträgt sich bald auch auf den Leser der sonst einfachen Geschichte. Große Empfindungsmacht dagegen schuf die dritte Erzählung: „Im Vaterhause." Sie wirkt durch ganz besondere Reize und ergreifend. Ich denke hier vor allem an das Wiedersehen des Vaters und Sohnes. Von der Ähnlichkeit des einst durchgegangenen, jetzt unerwartet heimgekehrten Sohnes mit seinem Onkel irregeführt, glaubt der Sterbende seinen eigenen Bruder vor sich zu haben, und so erfährt der Sohn, daß ihm der Vater vergiebt. Mit großer Feinheit ist auch die aufkeimende Liebe der Pflegetochter und des Wiedergefundenen behandelt: „er hielt ihre Hand fest, und sie entzog sie ihm nicht", so lautet der versöhnende Schluß. Von schweren Kämpfen des Menschenherzens gegen die Lockungen sündhaften Gelüstes und von der läuternden Kraft todesmutiger Hingabe an die Pflicht erzählt „Das lebende Muttergottesbild". Es zeugt allerdings von wahrem Dichterberuf, eine solche Lösung scheinbar unlösbarer Verworrenheit zu finden, wie es Hoffmann hier glückt. Im „Klugen Kommissar" wäre etwas Weniger ein bedeutendes Mehr gewesen. Die Farben im Bilde des läppischen französischen Prahlhans sind mir doch zu stark aufgetragen: der Mensch erscheint zu albern. Dagegen Ende gut, alles gut! „Die Zaunrübe" ist ein allerliebstes, frohsinniges Kind Hoffmannschen Humors.

Ganz andere Art zeigen Ernst von Wildenbruchs Erzählungen (Nr. 3). „Tiefe Wasser" — unergründlich erscheinen sie dem Wanderer, mit ernstem, ja unheimlichem Auge schauen sie zu ihm empor. Auch diesen Erzählungen ist ein tiefernster Zug gemeinsam, rätselhafte, unergründliche Naturen bewegen sich in ihnen, ja in der einen und andern werden die Schauer vor dem Unheimlichen wach. Neben der Tiefe der Empfindung muß vor allem ihre Vielseitigkeit gerühmt werden. Welcher Abstand von der Zartheit, die im „Orakel" die rührende Schüler- und Leidensgeschichte des Möpschens verklärt, bis zu dem Grauen, das des Lesers Seele im „Waldgesicht" umfängt. Ein Mindestmaß äußerer Handlung, selbst über die Vorfabel nur wenige Worte — und dabei eine Kraft der Darstellung, deren Wirkung wahrhaft erschüttert. Unheimlich, wie der Stoff, ist des Dichters Anlage, sich in fremde Gemütszustände hineinzudenken und mit anscheinend eisiger Ruhe sich all die Gewissenspein und Gewissensqual zu vergegenwärtigen, die den Mörder in Waldeseinsamkeit zu entsetzlicher Unrast verdammen. Ich kann mich hier nicht in Einzelheiten verlieren. Es müßte aber der Mühe lohnen, am „Waldgesicht" einmal von Wildenbruchs eigentümliche Kunstmittel zu studieren, die kleinen Züge und feinen Striche, die dann in ihrer Gesamtheit das Ganze so lebenswahr und eindrucksvoll erscheinen lassen. In das Gebiet des Unheimlichen, Geisterhaften spielt auch „Der Zaubertrank" hinüber. Zwar löst des Dichters seelenkundige Hand den Spuk geheimnisvoller Kräfte in ihr Nichts auf und setzt an ihre Stelle eine menschlich faßbare psychologische Erklärung. Aber eben in dem Ineinander abergläubischer Subjektivität und verstandesmäßiger Wirklichkeit liegt der Reiz und die Besonderheit dieser Erzählung. Äußerlich angesehen, handelt es sich um einen Liebeszauber, an den die Beteiligten überzeugt glauben und dem scheinbar der Betroffene erliegt. Thatsächlich ist es aber doch die Wirkung, die das Geständnis einer unbezwinglichen Liebe auf den überall beiseite geschobenen, nirgends verstandenen Naturmenschen macht, in der die Geschichte gipfelt. Am deutlichsten erweist sich das schöne Maß, das Ernst von Wildenbruch auch sonst überall wahrt, in den „Alten und Jungen". Hier erhebt ästhetisches Feingefühl einen spröden, ja zum Teil abstoßenden Stoff zur Höhe künstlerischer Darstellung und zwar durch glückliche Verwendung des Gegensatzes. „Die Waidfrau" endlich schildert in besonders geschickter Einkleidung die Liebe der Niedriggeborenen zu dem Höherstehenden, eine Liebe, die gleich einem sonnigen Strahl einmal das Leben der Armen verklärt hat und deren Bekenntnis sich erst nach langen Jahren von ihren Lippen ringt: bei aller Schlichtheit das Werk eines Künstlers, der sich in Komposition und Darstellung allezeit seines Berufs bewußt bleibt.

Das läßt sich von Amalie Skram (Nr. 4) nicht sagen. Sie könnte es, das ist zweifellos. Aber es scheint, sie will nicht. Wer so scharf beobachten gelernt hat wie sie, mit ihrer erstaunlichen Federgewandtheit und bei einer solchen Anlage zu wahrhaft kinematographischer Anschaulichkeit, müßte es doch noch möglich sein, ein künstlerisch abgeschlossenes Ganzes zu schaffen, anstatt den Leser in der Öde der Unbefriedigung oder mit der quälenden Frage: Und was nun? sitzen zu lassen. Kein Urteilsfähiger wird die hervorragende Darstellungsgabe A. Skrams verkennen. Und ich gestehe gern, von einigen Teilen ihrer Erzählungen vollkommen gefesselt worden zu sein. Sie zwingt den Leser zu unmittelbarer Teilnahme, er lebt mitten in den Vorgängen, ob der Seesturm rast, oder Matrosen sich prügeln, oder ein Vater am Totenbett seines Kindes verzweifelt. Aber herostratisch vereitelt — ich könnte ruhig schreiben verekelt — die Erzählerin ihm den Genuß an ihren Werken. Alles besitzt sie, was ein Schriftstellerherz begehren mag, nur eins nicht: das Maß. Das fehlt, weniger vielleicht in der Behandlung des Stoffes — darin läßt sie rühmlicherweise doch andern den Vortritt — als in der Wahl ihrer Stoffe. Mag's wahr sein: unsere Zeit will stark Getränke schlürfen, wir sind nachgerade auch deren gewöhnt. Aber A. Skrams Zuthaten dürften auch andern

Leuten als mir zu stark sein. Notzucht, Entbindungen, öffentliche Häuser — und das alles naturgetreu geschildert von weiblicher Feder! Nur wer seiner Nerven ganz sicher ist, nehme „Lucie“ und „Die Leute vom Felsenmoor“ zur Hand. Er wird sich außer Sonstigem, was ich bereits angedeutet habe, an dem trostlosen Schluß stoßen, aber hier wie dort eine Charakteristik, die lebensvolle Gestalten schafft, bewundern, eine Kühnheit anstaunen, die vor keinem zweckdienlichen Mittel zurückschaudert, wird fremdländische Natur in ihrer Eigentümlichkeit, fremdländische Menschen in ihrem Denken und Thun belauschen, überzeugt, daß beide gar nicht anders sein können, als Frau Skram sie vor sein geistiges Auge hinzaubert, ferner an einzelnen Stellen auch in volle Mitleidenschaft mit dem armen Schicksal der Erdgeborenen gezogen werden, endlich aber auch wünschen, es möchte der Erzählerin gefallen, Goethes Wort vom Ewig-Weiblichen ganz klein wenig zu bewahrheiten.

Richard Friedrich.

5. Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen von Paul Lang. Zweite durchgesehene Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Von zwei Geschwistern. Von Otto Sachs. Mit einem Vorwort von J. J. David und dem Porträt des Verfassers. Berlin, Schuster u. Löffler. 1898. 8. 3 M.

Zwei Bücher, die nur das Eine, Traurige gemeinsam haben, daß ihr Erscheinen von den Verfassern nicht mehr erlebt worden ist. Beiden hat der eilige Tod die Feder aus der Hand gewunden; dem einen, noch ehe er das Frühlicht seines ersten litterarischen Erfolgs gesehen, dem andern an der Schwelle seines Lebensabends und nach der Erfüllung eines in bescheidenen Grenzen reichen und gesegneten Schaffens. Des Einen Scheiden beklagt in seiner schwäbischen Heimat eine nicht kleine Gemeinde; der Andere wirbt erst von jenseit des Grabes um die Anerkennung seines Talents, um deren Gewinn ihn die Parze betrogen hat. Dort ging die Wärme, Gesundheit und stille Kraft eines seiner Heimat mit Herz und Hand ergebenen Erzählers zur Ruhe; hier verwelkte noch vor dem ersten Tragen ein schwanker, junger Stamm, in dessen Mark sich schon der Wurm einer zerstörenden Erkenntnisgier einzufressen begonnen hatte.

Paul Lang, der Glücklichere von diesen beiden, starb am 19. März 1898 zu Urach, wo er als Dekan seit 1889 wirkte. Sein Leben, das 1846 begann, verstrich ruhesam und wellenlos, und ruhig und einfach ist er auch in seiner Erzählungskunst allezeit geblieben. In den sieben oder acht Büchern, die er seit Anfang der achtziger Jahre einander hat folgen lassen, sind fast durchweg Episoden aus der Vergangenheit Württembergs in künstlerische Form gebracht. Eine emsige und liebevolle Vertiefung in den kulturhistorischen Charakter jeder Epoche und das Streben nach volkstümlich kräftiger Darstellung läßt sich überall spüren. An Freytag und Riehl wird man nicht selten erinnert, dann und wann auch wohl, wo das eigentlich Schwäbische in sein Recht tritt, an Berthold Auerbach. Die vier Erzählungen „Auf schwäbischem Boden“ (Nr. 5) sind schon 1881 erschienen und damals in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden. Die Vorbereitung ihrer Neuauflage dürfte die letzte litterarische Arbeit des fleißigen Mannes gewesen sein. Ihre erste („Heimo“) spielt zur Zeit Diocletians im schwäbischen Zehntland und läßt ein Stück aus den jahrhundertelangen Grenzwallkämpfen zwischen Römern und Germanen lebendig werden. „Regiswindis“ ist eine Heiligengeschichte aus der Zeit Ludwigs des Frommen, in der Legende, Märchen und Historie sich zu einem schlichten Kranze schlingen: die Anregung dazu bot die hochgelegene Regiswindiskapelle bei Lauffen am Neckar, wo Paul Lang als Lateinschüler einen Teil seiner Knabenzeit verbracht hat. Einer ähnlichen Ursache mag das dritte Kulturbild seine Entstehung danken, das „An der Wiege eines Philosophen“ (Schellings) in Leonberg spielt, wo Lang gleich Schellings Vater eine Zeit hindurch als Diakonus wirkte. Den Beschluß des Bandes macht eine der bewegten Weltchronik des Revolutionszeitalters entnommene kleine Kriminalgeschichte „Der Vikar von Enzweihingen“, deren Anekdote vor jetzt genau hundert Jahren sich zugetragen haben soll. Hier stört allerdings die wenig glücklich gewählte Form der Ich-Erzählung, in der das Ganze steckt, wie denn überhaupt technisch manches primitiv und unbewältigt geblieben ist; aber der warme, vaterländische Sinn und der gute volkstümliche Geist, der die Erzählungen alle durchdringt, hilft über ihre künstlerischen Mängel leicht hinweg.

In historische Vergangenheit, in die blutig-goldene Abendsonnenzeit der italienischen Spätrenaissance, leitet auch die erste der beiden Novellen von Otto Sachs (Nr. 6) zurück, die dem Bande seinen Namen giebt. Die Liebe zwischen leiblichen Geschwistern, die schon öfters in der Weltlitteratur, am unmittelbarsten wohl in Chateaubriands „René“ und in unsern Tagen von Gabriele d'Annunzio als tragisches Motiv behandelt worden ist, hat hier eine eigenartige Formulierung erfahren. Graf Ippolito hat das elterliche Schloß am Comosee als Jüngling verlassen und kehrt erst als Mann nach seines Vaters Tode zurück, um sein Erbteil und die aus des Vaters zweiter Ehe entsprossene Schwester Atalanta, ein fünfzehnjähriges Kind, gegen drohende Feinde der Nachbarschaft zu schirmen. Atalanta, die er nie zuvor gesehen, erweckt und erwidert seine Liebe; erst wehrt er sich mit aller Willenskraft gegen die Sünde, als aber Anzeichen dafür sich finden, daß das Mädchen einem Fehltritt der Mutter sein Leben dankt, also nicht seine wirkliche Schwester ist, schlägt über beiden rasch die sündige Glut zusammen. Ihr Vergehen wird ruchbar, der große Kirchenbann stößt sie aus der Gemeinschaft der Lebenden aus, und an dem Anathem der Kurie müssen sie zu Grunde gehen. Diesem heikeln Stoffe hat sein junger Dichter in Farbe und Ton vortrefflich den Renaissancecharakter zu leihen verstanden und ihn durch

die tragische Unschuld der handelnden Personen veredelt und vertieft. Es liegt etwas von der Schwere und Gewalt der Kleistschen Novellen über dem Stil der Darstellung, wie über den Vorgängen selbst, durchaus nichts von der lechzenden und ausschweifenden Art des „Ardinghello“, an den Schauplatz und Zeitalter flüchtig erinnern. Neben dieser poetisch gezügelten Ausgestaltung eines gefährlichen Problems berührt die zweite, größere Novelle: „Mord“, doppelt abstoßend und greuelhaft: ein Stück erotischer Verwesungslitteratur der häßlichsten Art, dem auch der milde, versöhnende Ausklang von seiner Abscheulichkeit nichts nehmen kann. Die Darstellung verrät wohl auch hier eine ausgesprochene Begabung, aber sie wird erstickt in dem trüben Rauche eines unerquicklichen psychologisch-pathologischen Geflackers. Nach dieser Verirrung einer krankhaft aufgereizten Phantasie kann es zweifelhaft scheinen, ob der Litteratur aus dem frühen Tode des jungen Verfassers ein Verlust für die Zukunft erwachsen ist. — Dem vornehm ausgestatteten Bande hat J. J. David als Testamentsvollstrecker ein Vorwort vorausgeschickt, und damit an Otto Sachs einen ähnlichen Liebesdienst gethan, wie vor Jahren Erich Schmidt an der Hinterlassenschaft Julius Petris, des früh geschiedenen westfälischen Dichters: nur daß mit diesem die Hoffnungen auf ein zweifellos gesundes und zielfestes Talent ins Grab gesenkt werden mußten.

Josef Ettlinger.

Feuilleton.

Der Einfluß, den die Führer der Romantik auf die deutsch-römischen Künstler zu Anfang unsers Jahrhunderts ausgeübt haben, ist, wenn auch längst bekannt, dennoch in den gangbaren Handbücher noch nicht ausreichend gewürdigt worden. Von Wackenroder ist freilich überall die Rede, aber von dem, was die Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel auf dem Gebiete der bildenden Kunst für Anregungen geboten haben, war bis vor kurzem kaum irgendwo etwas zu lesen. Diese Lücke hat Emil Sulger-Gebing in einer ungemein fleißigen Monographie: „Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst, dargestellt von Emil Sulger-Gebing. Mit ungedruckten Briefen und Aufsätzen A. W. Schlegels“ („Forschungen zur neuern Litteraturgeschichte“, herausgegeben von Franz Muncker. III. München, Karl Haushaltersche Buchhandlung. 1897. 8.), auszufüllen versucht, in der er die Frage beantwortet: „Auf welches Material, auf welche selbstgesehenen Kunstwerke haben sich die beiden Führer der ältern Romantik bei ihren Kunstschriften stützen können?“ Diese Untersuchung führte von selbst dazu, auch die ästhetischen Ansichten der Brüder, namentlich diejenigen, die August Wilhelm in seinen Berliner Vorlesungen vorgetragen hat, einer genauern Prüfung zu unterziehen und die Äußerungen der Brüder über bildende Kunst, die sie an den verschiedenen Stellen ihrer Schriften niedergelegt haben, zu kommentieren und zu analysieren. Daß das Ergebnis dieser Untersuchung wenig befriedigt, kann man dem Autor nicht schuld geben. Wertvolles haben die beiden Brüder nur in den Anfängen ihrer Entwicklung geleistet, indem sie dem auf dem Gebiete der Ästhetik und der Kunstgeschichte herrschenden Rationalismus ein Ende bereiteten und auf die Bedeutung des Lokalen und Nationalen für die Kunst hinwiesen. Als aber Friedrich Schlegel zum Katholicismus übergetreten war und mehr und mehr dem Mysticismus verfiel, übertrieb er die Bedeutung des Nationalen und verriet schließlich nur noch Sinn für die kirchliche Kunst, deren Verständnis er auf die mit dem Christentum unzertrennlich verbundene Liebe begründen wollte. August Wilhelm hingegen begnügte sich in seinen spätern Jahren mit der weitern Ausgestaltung seiner früher ausgesprochenen Gedanken und gelangte zu keinen neuen Ergebnissen, obwohl sich der Kreis seiner Kunstanschauungen auf seinen Reisen mit Frau von Staël wesentlich erweitert hatte. — Einen wichtigen Bestandteil der Monographie bilden die teils im Text, teils in den Beilagen abgedruckten Mitteilungen aus dem handschriftlichen Nachlaß A. W. Schlegels, der auf der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden aufbewahrt wird. Sie bestehen aus Briefen oder aus Entwürfen Schlegels zu solchen, einem Konzept zur Beschreibung eines Gemäldes, das den Tod Abels vorstellt, im Besitz eines Pfarrers Jochem zu Köln, und dem Konzept eines Gutachtens über die architektonische Dekoration der Universitätsaula zu Bonn.

— Der Aufgabe, Gustav Schwabs bekanntes und wiederholt aufgelegtes Lesebuch: „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums, nach seinen Dichtern und Erzählern“, in freier Auswahl für die Jugend zu bearbeiten, hat sich Emil Engelmann in einem „Sagen des klassischen Altertums“ betitelten, vor kurzem in Stuttgart bei Wilhelm Effenberger (F. Loewes Verlag) erschienenen Buch unterzogen. Der große Umfang des Schwabschen Werks einerseits und die pädagogische Erwägung andererseits, daß die Jugendlektüre durchaus modern stilisiert sein soll, lassen das — in ähnlichen Fällen schon öfters angewandte — Verfahren gerechtfertigt erscheinen. Der Herausgeber, der auch eine Anzahl anderer Bearbeitungen für die deutsche Familie (von Nibelungen, Gudrun, Parcival, Odyssee u. s. w.) geliefert hat, hat seine Aufgabe im ganzen mit Glück gelöst, und da die Verlagshandlung den mit fünf Farbendruckbildern von A. Zick geschmückten Band gut ausgestattet hat, wird er wohl seine Käufer und Leser finden.

Bibliographie.

Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Bd. 66 u. 67. Ortmann, R., Unter dem Schwerte der Themis. Roman. 2 Bde. 8. Jeder Band 1 M. Bd. 68. Osterloh, A., Die Sünden der Väter. Roman. 8. 1 M. Bd. 69. Römer, Alex., Gesühnte Schuld. 8. 1 M. Berlin, A. Goldschmidt.

Grand, Miß Sarah, Die himmlischen Zwillinge. Übersetzt von Rob. Proelß. 3 Bde. Leipzig, F. A. Berger 8. Geb. 10 M.

Jokai, Mor., Durch alle Höllen. Historischer Roman. Mit einem biographischen Beitrag. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. Geb. 4 M.

Kleist, Heinr. von, Zwei Jugend-Lustspiele. Herausgegeben von Eug. Wolff. Oldenburg, Schulze. Groß 8. Geb. 3 M.

Martens, Kurt, Roman aus der Décadence. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. Geb. 4 M.

Ompteda, Geo. Frhr. von. Weibliche Menschen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Polko, Elise, Getrennt. Roman. Zwei Teile in einem Band. Zweite Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 8. Geb. 4 M.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

— Nr. 46. —

Leipzig, 17. November 1898.

Island und seine Litteratur.

Im äußersten Nordwesten unsers Erdteils, der Neuen Welt näher als der Alten, liegt die Schatzkammer altgermanischer Kultur, das gebirgige, vulkanische, buchtenreiche Island. Dorthin hat sich einst der germanische Geist zurückgezogen, als König Harald in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die norwegischen Gaue vereinte und die norwegischen Großen ihrer Selbständigkeit und alten Freiheit berauben wollte. Mit ihrer Freiheit nahmen damals die Norweger ihre Kultur mit hinüber nach dem fernen Eiland, eine Kultur, die ganz auf heimischem Boden gewachsen, die von fremden Einflüssen noch unberührt war. Und diese Kultur zeitigte früh eine Blüte der Litteratur, die ebenfalls, wie die ganze Kultur, echt national war, und diese Litteratur hat nicht bloß im Volksmunde fortgelebt, wie die deutsche Dichtung während und nach der Völkerwanderung, sondern ist frühzeitig aufgezeichnet und so der Nachwelt überliefert worden. So ist uns ein treues Bild von dem ganzen Leben, dem Thun und Treiben, dem Glauben und Hoffen, den Idealen der alten Isländer erhalten und in ihm zugleich ein Stück altgermanischen Lebens, ja altgermanischer Dichtung. Was wäre uns von altgermanischen Verhältnissen nicht alles unbekannt oder verschwommen, wenn Island nicht von den Norwegern besiedelt worden wäre! Wir hätten keine Lieder, die von altgermanischen Göttern handeln, über unsere altdeutschen Heldensagen würden noch ungleich mehr haltlose Hypothesen aufgestellt werden, als es so schon geschieht, wir wüßten nichts von dem Gebrauch der Runen zum Zauber, wir hätten keine Reste altgermanischer Tempelbauten, altgermanischer Wohnstätten, wir hätten keinen Bericht über den Vorgang auf einer alten Dingversammlung, ja, wir besäßen nicht einmal eine volkstümliche Prosa, die uns einen Einblick in den altgermanischen Stil und den Bau der Sätze giebt. Island und seine alte Kultur ist für den Germanisten derselbe Boden, der für den klassischen Philologen das Gebiet von Attika ist. Nur hat das germanische Attika in seiner Weltabgeschlossenheit ungleich mehr, und dies reiner erhalten als das griechische, wo wiederholt Kriegsstürme und Völkerwirren getobt haben. Viel freilich ist auch auf Island verloren gegangen. Allzuhart hat hier jahrhundertelang die Herrschaft der stammverwandten dänischen Könige mit ihrer ganz verfehlten Handels- und Aussaugepolitik auf dem Volke geruht, und diese im Bunde mit verheerenden Naturerscheinungen und Seuchen hat die Isländer nicht nur ihrer realen, sondern auch eines großen Teils ihrer idealen Güter beraubt, und zu diesen gehörte auch die umfangreiche Litteratur, die im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte und in derselben Zeit aufgezeichnet worden ist. Erst in den letzten Jahrzehnten hat das arme und verarmte Völkchen begonnen, sich wieder zu erholen, nachdem der dänische Druck aufgehört hat und die alte Freiheit in Handel und Wandel wiedererlangt ist. Seitdem regt sich wieder der altgermanische Geist, der Drang nach Freiheit, der Sinn für Gerechtigkeit, die Freude an der Gastfreundschaft, die Lust an geistigem Schaffen, an der Erzählung und am Liede. Und schon heute können wir wieder von einer isländischen Litteratur reden, die der alten zwar nicht an Vielseitigkeit und Tiefe gleichkommt, die aber doch auf dem Gebiete der Lyrik und der Erzählung so Treffliches zu verzeichnen hat, daß die Beschäftigung mit ihr die Mühe lohnt und daß ein Bild der Dichter und ihrer poetischen Erzeugnisse auch andern Völkern bekannt zu werden verdient. Wir Deutsche sind von jeher das Volk gewesen, das sich nicht begnügt hat mit dem, was der heimische Geist erzeugt, das auch die Litteratur anderer Völker hat kennen lernen wollen. Diesem Drange verdanken wir nicht

zum geringen Teil die Größe unsers Goethe. Und so sind wir denn auch jetzt das erste und bisher das einzige Volk, das eine Darstellung der neuisländischen Dichtung besitzt.*) — Die Arbeit war durchaus nicht leicht. Die neuisländische Sprache bietet mehr Schwierigkeiten als jede andere germanische; nur wenige beherrschen sie, und die Hilfsmittel zu ihrem Verständnis sind ganz kärglich. Dazu sind die geistigen Erzeugnisse der Isländer nicht immer leicht aufzutreiben. Sie stehen oft — und zwar nicht die schlechtesten — in Zeitschriften, die nur selten die Insel verlassen, denn bei einer Bevölkerung von nur 70000 Seelen, die die heimische Sprache beherrschen, findet sich nicht immer ein unternehmungslustiger Verleger. Aber auch die in Bücherform erschienenen Werke kommen nur selten über die Grenzen des Heimatlandes. Gleichwohl hat J. C. Poestion, der sich schon wiederholt als trefflichen Kenner der neuisländischen Dichtung gezeigt hat, die Mühe nicht gescheut, die eine neuisländische Litteraturgeschichte erheischt, und uns von ihr eine Darstellung gegeben, der volles Lob und reiche Anerkennung gebührt. Die Litteratur ist dem Verfasser mit gutem Recht nur eine Äußerung der gesamten Kultur, und so stellt er sie denn auch auf Grund der ganzen Kulturentwicklung des isländischen Volkes dar, wodurch das Werk zugleich völkergeschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung erhält.

Solange einst Island frei und unabhängig war, blühte auch seine Kultur, seine Litteratur. Als aber in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts die Insel von dem norwegischen Könige unterworfen wurde, da war die Blüte vorüber, und bei dem einst so frischen, aufnahmefähigen germanischen Stamme trat bald geistige Erschlaffung ein. Der Handel, zur Zeit des Freistaates eine der wichtigsten Nahrungsquellen des Volkes, ging immer mehr zurück; er kam in die Hände fremder Völker, erst der Engländer, dann der Deutschen, bis ihn endlich die dänisch-norwegischen Könige als Regale für sich in Anspruch nahmen und jene Handelspolitik zu treiben begannen, die das Mark des isländischen Volkes zerstörte. Daneben verwüsteten schwere Naturereignisse, Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, die Fluren, auf denen das Vieh zu weiden pflegte; das Meereis blockierte die Häfen und erzeugte im Lande Mißwachs; Krankheiten, wie der Schwarze Tod, verödeten ganze Thäler, und Seuchen unter dem Vieh waren nichts Seltenes. Recht und Sitte, die einst unter der Bevölkerung geherrscht hatten, lagen danieder, Sittenlosigkeit war eingerissen, und was dabei das Schlimmste war, die Priester, die das Volk hätten heben sollen, frönten der Unzucht und Trunksucht am meisten. Unter solchen Verhältnissen mußte das Geistesleben, das sich einst in den Bischofssitzen Skálholt und Holar überaus schnell entwickelt hatte, herabsinken, und die Klöster standen bald verödet und leer.

In demselben Maße, in dem aber die Bildung schwand, erstarkte der Aberglaube: Trolle, Berserker, Folgegeister, Elfen und andere Erzeugnisse einer angekränkelten Phantasie trieben allerorten ihr Wesen. Das wurde auch nicht anders, als nach blutigen Kämpfen und Mordthaten durch Christian III. die Lutherische Lehre auf Island eingeführt worden war. Wohl in keinem Lande ist die Einführung der Reformation mit so viel Schreckensscenen verknüpft gewesen wie hier, und was vor allem schlimm war, die Neuerer plünderten nicht nur Kirchen und Klöster, sondern vernichteten auch die reichen Schätze alter wertvoller Bücher und Schriften, die diese bargen, so daß durch die Reformation ein großes Stück alten Kulturlebens zu Grunde gegangen ist. Die Sittlichkeit und die Religiosität wurden durch die neue Lehre keineswegs gehoben. Die ökonomischen Zustände im Lande wurden ebenfalls nicht besser, ja das Aussaugesystem wurde sogar noch schlimmer, als 1602 Christian IV. den Handel auf Island an die drei Städte Kopenhagen, Malmö und Helsingör verpachtet hatte. Im 17. Jahrhundert finden wir auch auf Island den Hexen- und Teufelswahn in vollster Blüte, und die Volkssage weiß von einer ganzen Reihe Zauberer zu erzählen. Die schlimmen Naturerscheinungen der frühern Perioden wiederholen sich, Krankheiten und Seuchen wüten immer und immer wieder unter Menschen und Vieh, und wenn auch seit dem 17. Jahrhundert die dänischen Könige der Insel mehr Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwenden, so haben doch erst in unserm Zeitalter die Isländer sich Handelsfreiheit (1854) und unter Führung des wackern Jon Sigurdsson eine Verfassung und politische Selbständigkeit (1874) errungen. Seitdem regt sich ein neuer, oder vielmehr wieder der alte Geist, der jahrhundertelang in Fesseln gelegen hat und sich jetzt erst wieder seiner Kraft bewußt geworden ist.

Auf allen Gebieten des geistigen Schaffens herrscht heute auf Island reges Leben. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die 70000 Einwohner, die die Insel zählt, auf ziemlich 105000 Quadratkilometer verteilt sind, so muß man über die Fülle geistiger Mittel geradezu staunen. An der Spitze der Quellen geistiger Nahrung steht das Gymnasium zu Reykjavik, wo außer Isländisch und Dänisch Latein, Griechisch, Englisch, Deutsch, Französisch und sämtliche Realien gelehrt werden. Viele Abiturienten, die diese Schule verlassen, studieren in Kopenhagen; aber auch Island hat ein Priesterseminar, auf dem die Geistlichen des Landes höhere Ausbildung erhalten, und eine medizinische Schule für angehende Ärzte. Hat man doch in letzter Zeit vielfach für eine volle isländische Universität agitiert, ohne freilich zu bedenken, daß die Einrichtung und Erhaltung einer solchen geradezu ins Bereich der Unmöglichkeit gehört, wie jeder vorurteilslose Isländer selbst einräumt. Außer jener Gelehrtenschule hat Island weiter mehrere Realschulen, Lehrerseminare, landwirtschaftliche Schulen, eine Handelsschule und eine nautische Schule zu Reykjavik, daneben über

*) Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung. Mit einer Übersicht des Geisteslebens auf Island seit der Reformation. Von J. C. Poestion. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897. 8. 20 M.

20 Volksschulen, denen sich in neuerer Zeit auch besondere Mädchenschulen zur Seite stellen. Wanderlehrer durchziehen außerdem das Land, so daß heute thatsächlich auf Island jedes Kind lesen, schreiben und rechnen lernt. Diese Kenntnisse unter Umständen selbst den Kindern beizubringen, sind die Eltern nach dem Unterrichtsgesetze von 1880 verpflichtet.

Für geistige Nahrung des Volkes ist weiter gesorgt durch die verschiedenen Bibliotheken, die sich in Reykjavík, Akureyri, Stykkishólmur, Seydisfjördur befinden. Auch die Lesevereine, deren es auf der Insel über vierzig giebt, haben alle ihre Bibliothek. Gesellschaften fördern weiter das geistige Interesse: obenan steht die Isländische Litteraturgesellschaft, deren Aufgabe es ist, „durch Herausgabe isländischer Werke die Sprache und Litteratur der Isländer zu sichern und dadurch den geistigen Interessen des Volkes nicht minder als seinem nationalen Selbstgefühl eine kräftige Förderung zu verleihen". Viele Hunderte, meist einfache Leute, Bauern, Knechte, Mägde, sind Mitglieder dieser Gesellschaft. Daneben hat Island eine archäologische, naturwissenschaftliche Gesellschaft, eine Gartenbau-, Bibelgesellschaft u. a. Diesem Drange nach Wissen und Belehrung entsprechend ist auch das Zeitungswesen entwickelt. Im Jahre 1896 erschienen nicht weniger als 30 Zeitungen und Zeitschriften auf Island, neben denen in jedem Jahre neue gegründet werden. Es sind meist Tageblätter, von denen der „Þjódólfur" die älteste und am meisten gelesene ist, teils Fachzeitschriften. Aber auch die Wissenschaft ist auf Island von neuem erblüht, und auf einigen Gebieten ist hier ganz Hervorragendes geleistet worden.

Von jeher hat der Isländer ein ausgeprägtes Talent für philologische und geschichtliche Arbeiten, für Sprache und Litteratur gehabt. Er hat dies besonders in den Dienst seiner Muttersprache und der heimischen Litteratur gestellt. Daher hat er auf dem Gebiete der isländischen Philologie und Altertumskunde an meisten gearbeitet und die schönsten Erfolge erzielt. Wir können diese zurückverfolgen bis ins 17. Jahrhundert, wo Arngrimur Jónsson durch seine „Crymogæa", einen Abriß der isländischen Geschichte, die Veranlassung zur Beschäftigung mit der ältern Sprache und Litteratur gab. Seitdem hat auf diesem Gebiete die Arbeit nie geruht. Durch den Bischof Brynjolfur Sveinsson von Skálholt wurde jene Liedersammlung, die unter dem Namen „Edda" ja heute in der altgermanischen Litteratur eine so wichtige Rolle spielt, ans Tageslicht gefördert, unter Torfæus erreichte dann im Ausgang des 17. Jahrhunderts die historisch-antiquarische Forschung ihren Höhepunkt, die im folgenden Jahrhundert Arni Magnússon u. a. fortsetzten, während sich in unserm eine Reihe namhafter Forscher (Finnur Magnússon, Sveinbjörn Egilsson, Jon Sigurdsson, Konrad Gislason, Gudbrandur Vigfússon u. a.) durch treffliche Ausgaben der alten Litteraturdenkmäler, guter Wörterbücher, sorgfältiger Auslegung der Skalden verdient gemacht haben. Aber auch auf andere Gebiete geistigen Schaffens hat sich in neuerer Zeit die isländische Forschung gelegt: Vilhjalmur Finsen verdanken wir nicht nur eine Ausgabe der altisländischen Gesetze, sondern auch Aufklärung über das alte Rechtsleben, und Thorvaldur Thoroddsen eine Geschichte der Geographie Islands, die in ihrer Art auf dem Gebiet der geographischen Litteratur einzig dasteht.

Wo solch geistiges Leben herrscht, da fehlt selten die Dichtung. Auch auf diesem Gebiet ist der Isländer entschieden einseitig beanlagt: wie schon im Mittelalter, so hat er auch heute ein ausgesprochenes Talent für das lyrische Gedicht und für die Erzählung, dagegen ist er der epischen Dichtung und dem Drama entschieden abgeneigt, denn die Rimur, in denen nach Art unserer Volksbücher, aber in poetischer Form die alten prosaischen Sagas behandelt werden, können wir nicht epische Dichtung nennen, zumal durch den Liebesgesang, der den Gang der Handlung einleitet, dieser Dichtungsart ein lyrischer Mantel umgehängt ist. In der dramatischen Dichtung hat man in unserm Jahrhundert wohl einige Anläufe gemacht, allein die Versuche mahnen unwillkürlich an die Zwergbirken auf isländischem Boden: wie dieser keinen stolzen Baum gedeihen läßt, so fehlen den isländischen Verhältnissen die Grundbedingungen, die zur Entwicklung dramatischer Dichtung notwendig sind, vor allem eine Bühne mit talentvollen Darstellern. Daher sind die neuisländischen Dramen fast durchweg technisch ungenießbar.

Um so schöner hat sich die neuisländische Novelle und Lyrik entfaltet. Erstere ist ja auch in Deutschland nicht mehr unbekannt, da Poestion und Küchler einige der schönsten ins Deutsche übersetzt haben und letzterer uns außerdem einen Abriß der neuisländischen Novellistik geschrieben hat. Es herrscht in der isländischen Erzählung derselbe kindliche, naive Ton, der zu Herzen spricht und uns die Dichtung lieb gewinnen läßt. Behandelt werden fast durchweg heimische Stoffe, Ereignisse, die bald in der Gegenwart spielen, bald aus der Vergangenheit geschöpft sind. Auch Märchen tauchen zuweilen auf, aber auch diese ganz mit heimischem Kolorit. Poestion hat Jónas Hallgrimssons „Mädchen im Turme" und „Löwenzahn und Biene" übersetzt (S. 379 fg.) und giebt uns dadurch einen Einblick in die isländische Märchendichtung. Der bedeutendste Novellendichter ist unstreitig Jón Thoroddsen, dessen „Jüngling und Mädchen" ja durch die Reclamsche Sammlung leicht zugänglich ist, wenngleich sein „Mann und Weib" jene Erzählung zweifellos an Form und Gehalt übertrifft. Unter dem Jungen Island, das wie die skandinavischen Dichter unter dem Einflusse von Georg Brandes in Kopenhagen steht, zeichnet sich besonders Gestur Pálssen als Novellendichter aus.

In der neuisländischen Lyrik lassen sich dieselben Strömungen beobachten, die wir auch in den übrigen germanischen Ländern finden. Die Romantiker haben in Bjarni Thórarensen ihren wichtigsten Vertreter, Schiller und Goethe und ihr Geist wurde besonders von Steingrimur Thor-

steinsson und Matthias Jochumsson auf Island eingeführt und gepflegt, der naturalistischen Richtung endlich haben sich die jüngsten isländischen Dichter angeschlossen: der schon erwähnte Pálsson, ferner Hannes Hafsteinn, vor allen Thorsteinn Erlingsson u. a. Die mannigfaltigsten Stoffe werden von diesen Dichtern behandelt; der Isländer ist vielseitiger als der Norweger. Gleichwohl überwiegt auch bei ihm in der Lyrik die Verherrlichung der Heimat und der heimischen Natur; es spricht aus allen die grenzenlose Liebe zu seiner von Eis umgebenen Insel. So singt Bjarni Thórarensen:

Uralte Isafold,
Heimat so traut und hold,
Bergkönigin:
So lang die Sonne glüht,
Meer um die Länder zieht,
Liebe im Herzen blüht,
Denkt dein mein Sinn.

Und nachdem er geklagt hat, wie er sich in Dänemark, dem Lande ohne Bergeshaug, ohne Nase und Auge, so unwohl gefühlt habe, da leistet er den heiligen Eid der ewigen Liebe für seine Heimat. Ähnlich, hier und da etwas phantastisch, rühmt ferner der jüngere Benedikt Gröndal seine Heimat und ihre glorreiche Vergangenheit:

Schön bist du, mein Heimatland,
Erbin alter Zeiten!
Traut am Fuß der Bergeswand
Deine Au'n sich breiten.
Sinnend rauscht der Wasserfall
Von der Felsenzinne,
Wo des Skaldenliedes Schall
Mut einst pries und Minne.

Und nachdem er der ruhmreichen Helden alter Zeiten gedacht und die Frage aufgeworfen hat:

Ist dein Ruhm zerronnen?

giebt er im Vollgefühl einstiger Bedeutung der Insel die Antwort:

Nein! Von deiner Berge Schnee
Ist dein Ruhm gedrungen
Fernhin über Land und See,
Hält die Welt umschlungen.
Deinesgleichen weit und breit
Herrscht auf keinem Throne,
Eisumstarrte Königsmaid
Mit der Silberkrone.

In andern Liedern werden die Berge und Thäler, das Meer, die Flüsse mit ihren mächtigen Wasserfällen, die heißen Quellen, das Meereis und andere Naturerscheinungen besungen. Durch diese Lieder geht fast durchweg ein melancholischer Ton, wenn auch aus ihnen die Freude über die Heimat durchjubelt. Die Natur der Insel stimmt ernst und ruft mancherlei seelische Reflexionen hervor. So singt Hjálmar Jónsson beim Anblick eines Wasserfalls:

Laut spricht der Strom, indem er breit
Die Bergschlucht stürzt herab:
„Ich zögre nicht, kurz ist die Zeit,
Die ich zum Ziele hab'."

Und also spricht die Zeit zu mir:
„Hab' acht auf dich, denn sieh':
Wer immer es auch wollte hier,
Ich wart' auf ihn doch nie.

Drum spute dich; die Flut stürzt fort,
Komm mit, bist du bereit?
Ich eile gleich geschwind zum Port
Des Meers der Ewigkeit."

Selbst aus den Liebesliedern spricht nur selten heitere Stimmung, so sinnig auch die meisten sind. Wie hübsch ist z. B. von Steingrimur Thorsteinsson das Traumbild „Eros mit der Wage" durchgeführt: Der Dichter sieht Eros im Traum, wie er zwei Lose in eine Wage legt, ein schwarzes in die eine, ein weißes in die andere Schale; jenes ist der Liebe Pein, dies Liebesglück. Und wie nun der Gott die Lose wägt, da stellt sich heraus, daß beide gleich schwer sind. Da kommt Psyche in Gestalt eines Schmetterlings und setzt sich auf die Schale, in der das weiße Los sich befindet, so daß diese tief hinabsinkt; sie hat entschieden, das Traumbild ist verschwunden. — Ein anderes kurzes Liebeslied von demselben Dichter:

Wunsch.

Er: O wenn wir Sterne wären, du und ich,
Mit Liebesglanz am schönen blauen Himmel,
Und du mit mir den Nachtweg durchs Gewimmel
Mit Silberschrittlein gingst — wie wonniglich!

Sie: Ja, selig wär' ich, so zu folgen dir!
Doch ist's genug mir schon, darf ich nur wandern
So treu dir nach, wie ein Stern folgt dem andern,
Den Pfad, der auf zum Himmel führt von hier.

Eine den Isländern eigentümliche Dichtungsart sind die Totenklagen, d. h. Lieder, die beim Tode eines Verwandten oder Freundes gedichtet sind und in denen der Verstorbene gepriesen wird. Diese Gedichte sind ein Erbe aus alter, aus heidnischer Zeit. Schon in den frühesten Denkmälern des Mittelalters finden wir Erfidrápur („Gedichte, die beim Erbmahle eines Toten zu dessen Preis vorgetragen werden") erwähnt, und von nicht wenigen sind uns Reste erhalten. Sie leben noch heute wie in alter Zeit, und wie damals, schlagen auch heute noch besonders begabte Dichter bei solchen Gelegenheiten die Saiten. Vor allen hat Bjarni Thórarensen eine Reihe solcher Gedichte verfaßt. Er hat auch den Rhythmus der Lieder alter Zeit wieder hervorgeholt und diesen trefflich nachzuahmen verstanden. So beginnt die Totenklage auf seinen Freund Jón Jónsson, der beim Schiffbruch des Postdampfers am Fuße der Snæfellsjökul ertrunken war:

Ich hör' in der Dämmerung
Dumpf einen Laut
Aus der Gegend, wo es
Kein Leben giebt,

Wo Schlaf die Sonne
Sucht, wo der Tag
Sterbend sich neigt
Und die Nacht herrscht.

Derselbe Thórarensen hat ferner auch alten Stoffen modernen Gehalt gegeben. So sind die alten Bjarkamál, mit denen im 11. Jahrhundert der Skalde Thormódr König Olaf den Heiligen und seine Mannen zur Entscheidungsschlacht bei Stiklastadir weckte, unter seiner Hand zum Kriegsmarsch geworden und an die Stelle des Schwertes ist die Bleikugel und an die des Speeres das Bajonett getreten. Obgleich auf Island das Gewehr nie anders als zur Jagd benutzt wird, hat dieser Kriegsmarsch beim Volke doch solchen Anklang gefunden, daß er zum Volksliede geworden ist, welches oft und gern nach einer Tiroler Marschmelodie aus den Napoleonischen Kriegen gesungen wird. Die Erinnerung an die alten Zeiten, in denen Island das Kulturland des Nordens war und wo fast jede Familie ihren Helden hatte, haben das Gedicht nicht weniger zum Volksliede werden lassen wie die alte Form, zu der der Isländer immer und immer wieder zurückkehrt, wenn er das Herz des Volkes treffen will. In dieser altertümlichen Form sind auch ausländische Stoffe behandelt, so wenig es an und für sich die Isländer lieben, Dinge poetisch darzustellen, die dem Gedankenkreis und dem Gefühlsleben ihres Volkes fern liegen. Kosmopolitische Dichter hat Island nie hervorgebracht, und nach der Lage und Bedeutung der Insel wird es solche auch nie großziehen. Ja nicht einmal ein warmes Gefühl für die skandinavischen Stammesbrüder, für Norweger, Dänen, Schweden finden wir bei den Isländern, und ein Kossuth, der für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes kämpfte, stand mit seinen Magyaren ihren Herzen viel näher als der dänische König und das dänische Volk, so daß Gisli Brynjúlfsson entrüstet darüber ist, daß man in Dänemark wegen der schleswigschen Frage eine Kundgebung zu Gunsten Kossuths ganz aus dem Auge lasse. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, daß auch dieses Volk Sinn für die Größe und Bedeutung eines Bismarck gehabt hat und noch hat. Derselbe Gisli, der nichts von der nationalen Bewegung in Dänemark, also dem Lande, dem die Isländer seit Jahrhunderten staatsrechtlich angehören, wissen will, feiert in kraftvollen Worten im Jahre 1884 Bismarck als den Schöpfer des Deutschen Reichs und den größten Mann der Zeit, indem er auch hier die alte Weise, in der ein großer Teil der Eddalieder verfaßt ist, als die seines Gegenstandes einzig würdige gebraucht. Das Lied hebt an:

Bismarck.

Schwer nun ist's, würdige
Worte zu finden,
Gebührend zu preisen
Die mächtige Kraft
Unseres Jahrhunderts —
Ihn den Einzigen,
Der aus dem Grabe
Den Tyrfing geholt
Und wieder Angantyrs
Geschlecht erweckte.*)

Wer hat ein solches
Werk je vollbracht,
Ganz allein
Fürs ganze Geschlecht?
Ich weiß keinen,
Es wäre denn
Asathor selbst
Als nach Osten er fuhr. —

Für Deutschland haben ja die Isländer immer reges Interesse gehabt. Sie wissen wohl, daß kein Volk ihm in neuerer Zeit gerechter geworden ist als unsers. Aber nur wenige Deutsche sind es, die Land und Leute jenes fernen Eilands genau kennen. Mag Poestions schönes Werk dazu beitragen, daß das Verständnis für Island und seine Kultur auch in weitere Kreise dringe, damit wir vergelten, was wir den Vorfahren jener Inselbewohner schulden.

Eugen Mogk.

*) Nach einer alten Sage hatte der nordische Held Angantyr sein Schwert Tyrfing mit in seinen Grabhügel genommen. Seine Tochter Hervör holte es aus dem Grabe hervor und brachte ihr Geschlecht wieder zu Ehren und Ansehen.

Zur Philosophie.

1. Geschichte der neuern Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Von R. Falckenberg. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1898. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
2. Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von F. Paulsen. Mit Bildnis und einem Briefe Kants aus dem Jahre 1792. (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falckenberg.) Stuttgart, F. Frommann. 1898. 8. 4 M.
3. System des moralischen Bewußtseins, mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Socialismus. Von L. Woltmann. Düsseldorf, H. Michel. 1898. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Das Ich und die Übrigen. (Für und wider Max Stirner.) Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschritts. Von J. Duboe. Leipzig, O. Wigand. 1897. 8. 1 M.

R. Falckenbergs „Geschichte der neuern Philosophie" (Nr. 1) liegt in dritter Auflage vor. Sie enthält der zweiten gegenüber mancherlei Ergänzungen für die Gegenwart, Nachträge über die neu erschienene Litteratur, und mancherlei Verbesserungen in den Einzelheiten der Dar-

stellung. Die Vorzüge dieses Buches sind längst anerkannt. Im ersten Abschnitte, in der Philosophie der Renaissance, ist die ausführliche Behandlung des Nikolaus von Kues sehr zu loben. Denn dieser an der Pforte der neuern Philosophie stehende Denker ist durch tiefe Anschauungen und durch den anregenden Einfluß, den er auf die folgenden ausübte, bedeutungsvoll. Später werden beide Richtungen, die Erfahrungsphilosophie wie der Rationalismus, gleich eingehend und gleich objektiv behandelt. Z. B. Locke und Leibniz werden gleich ausführlich dargestellt. Auch auf die Nebengebiete der Philosophie, auf Rechts- und Staatswissenschaft und auf die religiösen und religionsphilosophischen Strömungen wird Rücksicht genommen. Dagegen tritt die Entwicklung der Naturwissenschaft ein wenig zurück. Die Verkettung der Probleme, wie ein jeder Denker den folgenden gewissermaßen hervorbringt, wird wohl auch von andern Historikern mit genauerm Nachweis im einzelnen verfolgt, als es Falckenberg thut. Wer aber zur Einführung einer klaren, streng objektiven, übersichtlichen und doch auch in konkrete Einzelheiten eingehenden Darstellung bedarf, dem ist das obengenannte Buch warm zu empfehlen, zumal es auch eine gute Auswahl der einschlägigen Litteratur und im Anhange eine sehr nützliche Zusammenstellung und Erläuterung der wichtigsten philosophischen Kunstausdrücke giebt.

Das unter Nr. 2 genannte Buch von Paulsen ist eins der wichtigsten der Sammlung. Denn es gilt einem Philosophen, der noch heute wohl mehr Anhänger zählt als jeder andere, zu dem fast jeder neu auftretende Philosoph wenigstens Stellung nimmt. Es ist also eine sehr angemessene Aufgabe, ihn dem größern Publikum zu vermitteln. Paulsen hat sie in vortrefflicher Weise gelöst, soweit Kants Metaphysik, seine transcendentale Ästhetik, die Dialektik der reinen Vernunft, die Ethik, die Religionsphilosophie, die Anthropologie, Politik und Geschichtsphilosophie in Betracht kommen. Alle diese Seiten seiner Lehre, die auch die wirksamsten gewesen sind, treten klar und deutlich vor dem Leser hervor. Weniger eingehend, vielleicht etwas zu kurz ist die transcendentale Analytik der Kritik der reinen Vernunft (die „reine“ Naturwissenschaft) und die Kritik der Urteilskraft, die Kants Kunstphilosophie enthält, von Paulsen behandelt worden. — Neben dem Denker Kant ist der Mensch nicht vergessen worden. Paulsen giebt eine gute Darstellung der Verhältnisse, aus denen er hervorging und in denen er gewirkt hat, und weist öfter darauf hin, wie sich manche Züge seiner Lehre nur aus der Persönlichkeit und aus der Umgebung des Philosophen erklären lassen. Überhaupt, was die Ableitung des Einzelnen aus dem Ganzen des Systems, des Charakters seines Urhebers, des Geistes der Zeit betrifft, ist dies Buch unübertroffen. Es kann und wird hoffentlich vielen eine anregende Einführung in die Ideen des gewissermaßen „klassischen“ deutschen Philosophen darbieten.

Auch das unter Nr. 3 genannte Buch ist im ganzen eine erfreuliche Erscheinung. Der Verfasser ist Socialdemokrat, Anhänger von Marx, aber er steht der vielverbreiteten, in allen möglichen Beziehungen irreführenden „materialistischen“ Geschichtsphilosophie des Marxismus kritisch gegenüber. Er betrachtet die Wirkungen der ökonomischen Lage nur als Reize, als Anregungen für die Vernunft und macht den Dogmatikern des historischen Materialismus den berechtigten Vorwurf, daß sie wie die Sensualisten in der Erkenntnistheorie, nur die Eindrücke, nur das Material, das von der Außenwelt kommt, nicht die Form, die der Geist ihm giebt, sehen. Der Verfasser ist in seiner Erkenntnistheorie und zum Teil auch in seiner Ethik Kantianer. Er findet die Brücke von Kant zum Socialismus in derjenigen Fassung des kategorischen Imperativs, welche gebietet, die Menschheit in der eigenen Person wie in der jedes andern stets nur als Zweck, nie als Mittel zu betrachten. Außer den dogmatischen Ausführungen giebt Woltmann auch historische über die Entwicklung der moralischen Theorie und Praxis, die im allgemeinen gute Kenntnis und richtiges Urteil zeigen. Einzelnes freilich bleibt zu wünschen übrig. So darf er es nicht ablehnen, über Moses kritisch zu entscheiden, ob er gelebt hat oder nicht; zum mindesten muß er die Mosaische Gesetzgebung, der er große Wichtigkeit zuschreibt, doch einigermaßen datieren. Es kommt bei epochemachenden Ereignissen doch auf das Wann an. Für das spätere Judentum wird die griechisch geschriebene sogenannte „apokryphische“ Litteratur gar nicht herangezogen. Manchmal stört bei der im allgemeinen objektiven Haltung der Sprache auch ein zu heftiger Ausdruck, z. B. „das kirchlich und dogmatisch organisierte Christentum steht da als ein Schandfleck der Menschheit“ (S. 220). Der Verfasser sollte bedenken, daß jede Idee einen Körper, eine Organisation annehmen muß, und der Körper leicht mächtiger wird als der Geist, daß aber selbst in der schlimmsten Verweltlichung der Geist des Christentums sich nie völlig töten ließ, sondern immer wieder erwachte. Dem Buche Woltmanns sind viele Leser zu wünschen besonders in den Kreisen seiner Parteigenossen, in denen vielfach die Moral, als bloße Funktion der Ökonomie, des besondern Nachdenkens gar nicht wert erscheint. Wäre die deutsche Socialdemokratie nicht von dem Irrtum des „historischen Materialismus“ so durchdrungen, schätzte sie die idealen Faktoren höher, so würde sie auch die Notwendigkeit einsehen, in ihrer Agitation — ganz unabhängig vom guten oder bösen Verhalten der Gegner — nie die Leidenschaft, sondern nur sittliche Principien walten zu lassen. Sie würde dann ihren Gegnern in anderm Lichte erscheinen als jetzt, und die Schärfe des Kampfes würde gemildert. Sie würde auch — ohne ihre Ideale zu verleugnen — mehr zur Erziehung des Volkes beitragen, als sie jetzt thut, und würde sich ein Verdienst erwerben, das sicherer wäre als der künftige Kommunismus, der doch in weitester Ferne steht, wenn überhaupt die Menschheit jemals den Anreiz,

den Not oder Besitzlust giebt, zu entbehren und doch Fortschritte in der Kultur zu machen im stande ist.

Das Büchlein von J. Duboc (Nr. 4) ist eine gewandte Fürsprache für die Idee der Entwicklung, die den großen Gegensatz des Egoismus und des Altruismus überbrücke, indem sie „die Ichbejahung zur Stärkung des Rechtsgefühls und der Sympathie zurechtrücke". Die Entwicklungsidee, die über das Ich, das Selbstbewußtsein zum Interesse am Objekt führt, ist dem Verfasser ein richtunggebendes Weltprincip. Dieser Gedanke ist zweifellos richtig. Denn je objektiver der Mensch ist, desto reicher wird er. Und wachsenden Reichtum, wachsende Mannigfaltigkeit strebt die Natur ja überhaupt in der Entwicklung an, indem sie vom einzelligen Geschöpf zum reich organisierten fortschreitet.

Paul Barth.

Zur Geschichte der Gegenreformation in Österreich.

Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert. Von Professor Dr. Johann Loserth. Stuttgart, Cotta. 1898. 8. 12 M.

Es ist in historischen Kreisen bekannt, auf welche Art die reformatorische Bewegung sich namentlich im 16. Jahrhundert auch in den Gebieten des heutigen österreichischen Kaiserstaates geltend machte, daß es infolge derselben auch zu verschiedenen blutigen Zusammenstößen kam und daß die Wirkung der ganzen Bewegung auch noch in spätern Jahrhunderten zu verspüren war. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die hierher gehörigen Vorgänge in Innerösterreich, d. h. in den Ländern Steiermark, Kärnten und Krain. Unter Erzherzog Ferdinand I., dem Sohne Philipps des Schönen, welchem die Regierung der österreichischen Lande und somit auch Innerösterreichs nach dem Brüsseler Vertrage im Jahre 1522 zugefallen, war das ganze Reich schon in den ersten Regierungsjahren von Kämpfen heimgesucht, der Bauernaufstand wütete im steirischen Oberlande, nicht minder in Salzburg, Oberösterreich, selbst in Tirol, dazu kam die drohende Türkengefahr nach der für die Osmanen siegreichen Schlacht von Mohacs 1526. Sechs Jahre später finden wir den Türkenzug verwüstend schon auf dem Boden der Steiermark, und die Stadt und Festung Graz ist bedroht; allerdings schlugen die christlichen Verteidiger den Feind; er wurde gezwungen das Land zu räumen, aber nicht ohne stets eine drohende Haltung einzunehmen, gegen die man an der österreichischen Grenze gerüstet sein mußte. Und im Innern der Reiches kam es gleichzeitig zu noch andern Zerwürfnissen. Die Lehre Luthers hatte besonders auf innerösterreichischem Gebiete Einzug gefunden und trotz verschiedener Gegenmaßregeln der Regierung sich bald so sehr verbreitet, daß sogar der Adel dieser Länder sich dem neuen Glauben zuwandte. Im Jahre 1528 fand eine allgemeine Kirchenvisitation statt, welche die Ausbreitung der protestantischen Lehre in höherm Grade bestätigte, als man vermutet hatte. Als nach dem Tode Ferdinands 1564 Erzherzog Karl die Regierung der innerösterreichischen Länder allein, welche an ihn gelangt war, übernahm, ergriff dieser strenggläubige katholische Fürst schärfere Maßregeln, insbesondere nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Maria von Bayern 1571, welche dem katholischen Glauben ebenso ergeben war. Aber den Ständen des Landes gegenüber, die nun, fast alle vom Katholilismus abgefallen, die Glaubenslehre Luthers pflegten, hatte Karl einen schweren Stand. Auf den Landtagen war es stets notwendig, mit Geldforderungen zum Schutze der Grenze wegen der drohenden Türkengefahr hervorzutreten. Die Geldmittel wurden aber von den Ständen nur mit großer Schwierigkeit bewilligt und stets nur für gewisse Konzessionen in Glaubenssachen, welche der Adel von dem Erzherzog verlangte. Dieser hatte Religionsfreiheit gewährt, aber nur für die Stände der Gegenwart, nicht auch für ihre Nachkommen, wie sie forderten, auch wurde die Freiheit der Religion nicht auf die Bürger ausgedehnt. Die Stände hatten schon lange protestantische Schulen und Kirchen gestiftet, und streitbare Prädikanten, welche vom Auslande, namentlich von Württemberg berufen waren, traten im Dienste des Adels gegen Papsttum und Katholicismus auf. Im Januar 1578 berief der Herzog die bevollmächtigten Vertreter der Stände von Innerösterreich zu einem Landtage nach Bruck a. M., woselbst die seitdem so viel genannte Religionspacifikation zu stande kam. Diese war für den Adel im protestantischen Sinne von Vorteil, nicht jedoch für die Bürger, welchen der Erzherzog die Ausübung der ihm mißliebigen Religion verbieten konnte, wenn sie ihnen auch vorläufig gestattet war. Da legte sich der Papst ins Mittel, dem schon die Zugeständnisse der Brucker Pacifikation nicht nach seinem Sinne waren. 1579 fanden zwischen Karl und Ferdinand von Tirol sowie dem Herzog von Bayern Beratungen statt, welche die eigentliche Gegenreformation der innerösterreichischen Länder begründeten. Karl versprach nun kraftvoll gegen den Protestantismus vorzugehen. In seinen Ländern traf er energische Verfügungen, gegen die sich freilich der Adel und die übrige Bevölkerung sträubte. Die Gründung der Jesuitenuniversität zu Graz 1585 erfolgte zur besondern Befriedigung des Papstes, und in der That war mit der gelehrten Jesuitenschule ein mächtiges Bollwerk gegen die evangelische Strömung geschaffen. Aber erst dem Sohne Karls, Erzherzog Ferdinand II., der 1590

nach seines Vaters Tode zur Herrschaft kam, gelang es, das Werk der Gegenreformation gründlich durchzuführen, er wurde von mehrern Kirchenfürsten unterstützt, es gelang protestantische Schulen und Kirchen aufzuheben, es wurden geistliche Kommissionen eingesetzt, welche das Land durchzogen, um die evangelische Lehre auszurotten. Dies gelang wirklich im Oberlande und im Unterlande. Mehrere evangelische Gelehrte, welche von den Ständen in Graz angestellt waren, mußten die Stadt verlassen, darunter der berühmte Johannes Kepler. Nun wurden immer mehr evangelische Kirchen gesperrt, dagegen viele Klöster neu begründet. Sogar gegen den Adel wurden die heftigsten Mittel in Anwendung gebracht. dieser mit Ausweisung bedroht, und thatsächlich entschloß sich ein großer Teil protestantischer Angehöriger des Adels zur Auswanderung, manche kehrten auch wieder zurück und nahmen den katholischen Glauben an. Das war die Durchführung der sogenannten Gegenreformation Ferdinands II.

Der Verfasser des vorliegenden umfassenden Werks über diese merkwürdige Geschichtsperiode Innerösterreichs, Johann Loserth, hat sich in den letzten Jahren besonders eingehend mit der Geschichte der Religionsbewegungen in und außer Österreich beschäftigt, insbesondere ist es John Wiclif in England, dem Loserth schon seit langer Zeit Aufmerksamkeit zuwendet, wie er ja auch an der Herausgabe der Schriften des gelehrten Reformators hervorragend beteiligt gewesen ist. Aber auch die Behandlung der religiösen Streitigkeiten in Böhmen und Mähren, welche durch die Verbreitung des Hussitismus hervorgerufen wurden, zahlreiche Arbeiten über die Wiedertäufer und eine ganze Reihe damit im Zusammenhange stehender Veröffentlichungen des gelehrten Historikers zeugen von seinem Forschungseifer auf diesen Gebieten. Was die Reformation und Gegenreformation Innerösterreichs betrifft, so hat der Verfasser die Archive von Wien, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, München u. a. mit seltenem Fleiße durchforscht und eine große Menge des wertvollsten Actenmaterials zu Tage gefördert, das als ein quellenmäßiger Beitrag zu der Geschichte dieser Glaubensbewegung nächstens publiziert werden soll. Aus diesem Material sowie aus weitern Studien zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Steiermarks unter Erzherzog Karl II. ist das vorliegende Buch entstanden, welches sich als eine geschmackvolle historische auf so zahlreichen neuen Quellen fußende Arbeit nicht nur den engsten historischen Fachkreisen, sondern auch dem weitern Publikum, das über die beachtenswerten Vorgänge belehrt sein will, zuwendet. Es ist ein wichtiger Beitrag zur religiösen, politischen und kulturellen Geschichte, den uns der Verfasser damit bietet. Er enthält auch eine große Menge Einzelheiten, welche das Kulturleben jener Zeit insbesondere in Österreich beleuchten, aber auch das Vorgehen der gegenreformatorischen Kreise in so hellem Lichte zeigt, daß man mit dem höchsten Interesse die Lektüre dieses trefflichen Buches vornehmen wird.

Der Inhalt des ganzen Werkes gliedert sich in zwei Abteilungen, deren erste der Reformation sich zuwendet, während die zweite von der Gegenreformation unter Erzherzog Karl II. handelt. Ein übersichtliches Kapitel: „Innerösterreich und sein Anteil am politischen und geistigen Leben Deutschlands während des Mittelalters", macht uns zunächst mit der Stellung bekannt, welche dieser Ländercomplex einnahm, und mit der Bedeutung, welche er auch für die nördlich gelegenen Gebiete erlangte. Wir können aus dem Abschnitte die bemerkenswerte Angabe nicht übergehen, daß noch im 14. Jahrhundert (1387) Mönche des Stifts St. Lambrecht vorkommen, welche des Schreibens unkundig waren. In dem folgenden Kapitel werden die „Anfänge der reformatorischen Bewegung in Innerösterreich" mit zahlreichen Einzelheiten und Erzählungen von Vorgängen, welche die Ausbreitung der Bewegung erklären, geschildert. Sehr bezeichnende Details enthält das Kapitel über die eingangs erwähnte geistliche Visitation von 1528 und jenes über das Fortschreiten des Protestantismus. Die übrigen Ausführungen wenden sich dem Religionsfrieden von Augsburg zu und der Wirkung desselben auf die Bewegung unsers Gebietes, sodann dem Protestantismus unter den Südslawen, den Verfügungen des nach Ferdinand I. zur Regierung gelangten Erzherzogs Karl, der ausführlich geschilderten Kirchen- und Schulorganisation, den für die religiöse Frage wichtigen Landtagen, so namentlich dem Brucker Landtage von 1578 und der Bedeutung desselben. Damit erscheint der Übergang zur eigentlichen Gegenreformation gegeben. Wir sehen die Wirksamkeit der von Karl in das Land berufenen Jesuiten ins Leben treten und lernen einzelne Persönlichkeiten kennen, welche in dem heftig entbrennenden Kampfe teils thätig, teils leidend eine Rolle spielen. Die Streitschriften für und wider die Jesuiten, deren damals eine so reiche Zahl in den schärfsten Ausdrücken von beiden Seiten erschien, erfahren in dem 11. Kapitel eine ganz besonders beachtenswerte Behandlung. Nach den Abschnitten über die letzten Landtage Karls II., über die Religionsreformationskommissionen und die Schul- und Kirchenvisitationen durch die Jesuiten schließt die Arbeit mit der Darlegung der letzten kirchlichen Wirren vor Karls Tode, und der Tod des Erzherzogs selbst bildet zeitlich den Abschluß des ganzen Buches. Eine Zahl urkundlicher Beilagen und ein „Verzaichnus derjenigen Herrn und Landleuth des herzogthumbs Steyr der wahren Augspurgischen confession dazumahl, als vom 1581. bis 1582. jahr zugethan gewest" sind sehr schätzenswerte beigegebene Aktenstücke des gehaltvollen Werkes, dessen Brauchbarkeit ein alphabetisches Namensregister wesentlich erhöht.

Anton Schlossar.

Romane und Novellen.

1. Gunvor auf Haerö. Von Alvilde Prydz. Autorisierte Übersetzung von Ernst Brausewetter. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. 1897. 8. 4 M.
2. Junge Menschen. Von Elsbeth Meyer-Förster. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Dänische Novellen. Übersetzt von Marie Kurella. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. 1898. 8. 3 M.
4. Franzosengeschichten. Von B. Schulze-Smidt. Dresden, Carl Reißner. 1898. 8. 3 M.
5. Fräulein Doktor. Von Paul Oskar Höcker. Leipzig, Paul List. 1898. 8. 3 M.
6. Verspielte Leute. Von Helene Böhlau. (Engelhorns Romanbibliothek.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 50 Pf.
7. Im Joch der Liebe. Von Brada. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von C. Hecker. (Engelhorns Roman-Bibliothek.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 50 Pf.
8. Schach dem Könige. Von B. von Biedermann. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 2 M.

Die Collection Wigand mag in meinem heutigen Bericht die erste Stelle einnehmen. Denn die drei Bände, die sie dem Unterhaltungsbedürfnis bietet, heben sich ihrem Inhalte nach ein gut Stück über den Durchschnitt empor. „Gunvor auf Haerö", von Alvilde Prydz (Nr. 1), ist eine fesselnde, gedankenvolle Lektüre. Das sprudelt und strudelt daher, unaufhaltsam und mit immer neuem Reize. Alles leibt und lebt, und wie beseelt nimmt die gewaltige Natur des Nordens mitfühlend Anteil an der Menschen Leiden und Freuden. Dieser Einklang der Natur mit der Menschenwelt, diese Vergeistigung des Lebens im Unbewußten bildet ein besonderes Kennzeichen der Darstellung A. Prydzs. Mit gleich liebevollem Studium, wie der Menschen Herzen, belauschte sie den Frieden und die Äußerungen elementarer Kräfte; mit glücklicher Anlage vereinte sie leichtersichtlicherweise eine gründliche Beobachtung; beides zusammen verleiht den Schöpfungen ihrer Einbildungskraft die Lebensfülle, Anschaulichkeit und Wahrheit, die einfach anerkannt werden müssen. Vielleicht thut die Dichterin des Guten etwas zu viel; es ermüdet, immer wieder dieselben Mittel zur Beseelung der Natur verwandt zu sehen. Anfangs gewinnt A. Prydz mit einer Fülle geistreicher Einfälle; im weitern Verlauf erscheint sie manchmal geistreichelnd. Auch für die Manier, nur anzudeuten — sie kann ja sehr wirkungsvoll sein — bedarf es streng künstlerisches Maß. Das gilt ebenso von der erregten Lebhaftigkeit des Stils, der hier und da auf die Nerven geht. Dafür eine Probe:

> Sie hatte einen ganz merkwürdigen Körper. Torgersen konnte sich einem gewissen Eindrucke dieser geschmeidigen Magerkeit, des unruhigen, lockenden Reizes der Linien nicht ganz entziehen. Die Nackenlinie hatte etwas Unvergeßliches, und die Hände etwas Zartes — etwas wie einen verborgenen Naturwillen. — Und über der ganzen kleinen, leichten Person lag etwas Unvorhergesehenes, geradezu Unberechenbares. . . . Das war wahrlich kein Fehler, im Gegenteil, es lag sogar ein großartiger Zauber darin — sie hatte gerade jenes Bohêmeartige an sich, das nun einmal amüsant ist.

Doch das sind Kleinigkeiten. Große Vorzüge habe ich dem gegenüber der Erzählerin nachzurühmen. Wie individuell und lebenswahr erscheinen ihre Gestalten! Welch edles Gebilde ist die Gunvor, fast überirdisch, ob auch Blut in ihren Adern rinnt. Man kennt diese hehren nordischen Wesen aus Nansen. Zudem besitzt A. Prydz Geist genug, um Menschen von Geist sich auch als solche ausweisen zu lassen. Endlich aber ist ihr Werk kunstgerecht aufgebaut, sie giebt ihm einen wirklichen Abschluß, und damit komme ich auf ihre letzte Stärke zu sprechen, auf die heute so seltene, gefestigte Lebensanschauung, aus der heraus die Dichterin den Glauben an das Gute in der Menschennatur, an sittliche Kräfte schöpfte.

Im nämlichen Verlag erschien der Roman „Junge Menschen", von Elsbeth Meyer-Förster (Nr. 2). Die Verfasserin führt den Leser in „die Welt des Niedrigen, Verrufenen, Armen, Verschämten", womit keineswegs gesagt sein soll, daß ihre Armen und Verschämten den Namen Verrufener verdienten oder ihren Reichen jeglicher Zug niederer Gesinnung fremd wäre. E. Meyer-Förster ist zu weltkundig, als daß sie nicht Licht und Schatten gerecht und billig verteilen sollte, ihr Schaffen ist echt künstlerisch, und das verdankt sie ihrer maßvollen Besonnenheit und ihrer Wahrheitsliebe. So wird die Lektüre ihres Buches zum Genuß. Denn was sonst dazu erforderlich ist: Stil, Anschaulichkeit, belebte und sicher geführte Handlung, das bietet die Dichterin in nicht gewöhnlichem Maße. Ein Schwesternpaar steht im Mittelpunkte der Erzählung und damit eines bunten Gewimmels von charakteristisch gezeichneten Personen. Da ist der Bruder, schwärmerisch veranlagt, gutmütig, eine opferfähige Natur und dadurch auch Bräutigam wider Willen, aber doch trefflicher Gatte; dann der Kommissionsrat und Lebemann Binsemann, ein bischen faunisch, aber nicht schlecht; die resolute Frau Rechnungsrat — eine vorzüglich gelungene Gestalt — mit dem Löwenmut, als ihr der Schwiegersohn zu entschlüpfen droht; dazu der Bühnendirektor und seine Truppe, kurz ein lebensvolles Durcheinander. Die eine Schwester nun, Lore, ist „das Bild der hysterischen Ichsucht", erquicklich nicht, das kann's nicht sein, aber vollständig in den Einzelzügen und von schmerzlicher Treue. Weder Glück noch Stern! So lautet ihres Lebens Fluch; aber er trifft sie nicht ohne Schuld, und so begreiflich ihr qualvoller Ausruf: „Auch ich will geliebt werden", so begreiflich, daß ihm die Erfüllung versagt bleibt, bis die liebenswürdige Dichterin zuletzt auch ihr noch das Glück beschert. Diese Lore ist thatsächlich eine beachtenswerte Charakterstudie. Leuchtend hebt sich von dem tiefen Schatten, der über ihrer Schwester

lagert, die Ilse ab, eine Prachtnatur, in allen Stücken der Gegensatz zur Lore, im Glück, das immer wieder und stets zur rechten Stunde bei ihr einkehrt, in den Gaben der gütigen Natur: herzgewinnender Anmut und siegreichem Genie, endlich in den menschlich-schönen Eigenschaften der Selbstlosigkeit und des Erbarmens. Der Kampf mit dem Leben schult und erzieht sie, ihre sittliche Kraft ringt sich durch Nacht zum Licht. Auf die übrigen jungen Menschen, Lores Verlobten, den Fähnrich u. s. w. kann ich hier nicht weiter eingehen. Es genügt zu sagen, daß die Auswahl der Typen reich und damit das Bild, das die Dichterin dem Leben nachzeichnet, umfassend ist.

Im dritten Werke: „Dänische Novellen", übersetzt von Marie Kurella, sind neun Erzählungen vereint, alle flott und unterhaltend geschrieben, Augenblicksbilder neben breit ausgeführten Schilderungen, bald rührend, bald erschütternd, die eine wie überhaucht von zartem Dufte, die andere mit dem grellen Lichte trostloser Wirklichkeit. Hermann Bang erzählt „Einen schönen Tag" im Leben des armen Adjunkten, sein Sorgen und Bangen um das zusammengeborgte Diner, zu dem sich die hochfahrende, rücksichtslose Künstlerin bei ihm eingeladen hat. Die Schilderung dieses Festmahls und der daran beteiligten Gesellschaft, die Unruhe und Unzulänglichkeit im Hause des kleinen Beamten ist vorzüglich. Und wie fein läßt der Erzähler seinen Humor verklärende Strahlen auf diese Beängstigung und Dürftigkeit entsenden! Wie ein Aufleuchten des Glücks tröstet den Adjunkten die Anerkennung seines Gesangs, deren Ironie ihm entgeht, mit der Hoffnung auf eine große Zukunft, und er vergißt alle Opfer; und noch im Bett richtet sich seine kleine Frau wieder auf, um von der Tochter nochmals zu vernehmen, was die Gäste im Fortgehen geäußert haben: es wäre ein wunderhübscher Tag. — Die Skizze von Erna Juel-Hansen „Liebe und Geographie" schildert sehr ansprechend die Ahnung der Liebe im Herzen der Schülerin, die im Kampfe zwischen der Pflicht, Erdkunde zu wiederholen, und den Lockungen der Romanlektüre von der Mutter überrascht und mit dem corpus delicti vor den Vater geführt wird; denn „das sind die Folgen seiner modernen — — —". Reizend! Tiefer wird der Leser in der „Johannisnacht" von Jakob Worm-Müller beteiligt, fast erleichtert atmet er auf, als die knospende Reinheit des jungen Mädchens unangetastet bleibt. Den Schluß mit dem Treppenwitz elterlicher Vorsicht könnte man, glaube ich, entbehren. Die herbe Enttäuschung einer andern jungen Seele berichtet ein Ungenannter in dem vierten Stücke „Ein Lehrer". Die höhern Töchterschulen des Nordens müssen immerhin etwas sonderbar eingerichtet sein. Jedenfalls büßt die vom Kandidaten Greve verratene Helga für diese Eigentümlichkeit bitter, um sich dann schleunigst — einen andern zu erobern. Ein Bild wahrhaft dämonischer, elementarer Leidenschaft malt Berndt Lie in „Metje Kajsa". Liebe bis zur Selbstaufopferung verkehrt sich in Haß, in end- und grenzenlosen, um schließlich doch wieder zur alles, selbst das eigene Leben opfernden Liebe zu werden und zwar durch ein einziges Wort des treulosen Geliebten. Die Darstellung ist überaus markig. Ungenannt bleibt auch der Verfasser von „Rinderpest". Es ist ein grausiges Gemälde, dieser Kampf des zaubersüchtigen Aberglaubens im Bunde mit geistlicher Borniertheit gegen die Wissenschaft, nirgends gemildert durch einen versöhnenden Zug. Nackte Wirklichkeit bietet auch „Madam Larsen und ihr Mittelkind". Die Unentrinnbarkeit der Verkommenheit in niedern Schichten wirkt peinlich, und diesen Eindruck vermag auch die offene Derbheit und einigermaßen selbstbewußte, verhältnismäßige Tüchtigkeit der Madam Larsen kaum merklich zu dämpfen. Mit viel Verständnis und ziemlicher Offenheit plaudert Olivia Sandström von den „Anfechtungen", denen das liebebedürftige Herz eines jungen Mädchens ausgesetzt ist. Zu seiner Rat- und Hilflosigkeit bietet die vernünftig-praktische Großmutter einen trefflichen Gegensatz. „Ein Vater", von*, endlich ist ein in seiner Art ergreifender Preis rein menschlichen Gefühls in der Brust des Beschränkten und Armen.

In den „Franzosengeschichten" (Nr. 4) bewährt B. Schulze-Smidt wiederum ihre anerkannte sinnige Erzählungskunst. Die drei Geschichten: „Der Franzose", „Toter Haß" und „Zu viert", könnten den Gesamttitel tragen: „Entsagende Liebe"; denn diese bildet ihren gemeinsamen Grundzug. Gerade im Verzicht offenbart sich die Allgewalt der Liebe des deutschen Mädchens von 1813 wie der deutschen Witwe von 1870 zu den Feinden ihres Volks. Aber die höhere Pflicht gegen das Vaterland stärkt beide zum Siege über sich selbst, dort sühnt die thätige Teilnahme am Freiheitskampfe die Schwäche des Herzens; hier überwindet die Selbstbeherrschung am Ende auch nationale Gegensätze auf dem Boden reiner Menschlichkeit. Wirkliche Menschen sind es, die uns die Dichterin vorführt, aber es sind hochherzige, adlige Menschen, die wohl wanken, aber nicht sinken. B. Schulze-Smidt blickt eben ungetrübten Auges in die Welt, darum vermag sie auch Gutes und Schönes darin zu erspähen. Etwas Mildes, Weihevolles liegt über ihren Erzählungen, ohne daß die Stoffe verwässert, verweichlicht würden. Sie kennt die Menschenseele, und ihre Analyse verfährt gründlich, nur daß sie den zeitgemäßen Aufputz mit naturalistischer Roheit peinlich gewissenhaft verschmäht. Und doch, wie wahr erscheint die Selbstüberwindung der Marjell im „Franzosen", all die Kämpfe in ihrem Innern bis zur Wandlung! Und wie zart wird das Hin- und Herschwanken der Witwe, die leisen Gedanken an das Glück der Liebe behandelt. Und dem gegenüber die Erhabenheit des Vaterlandsgefühls, das zu allem Schweren und Großen befähigt: zur Entsagung, zum Mitleid, zur Duldsamkeit selbst bei rohem Undank. Besonders gefällig wirkt die Kleinmalerei in der Schilderung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes. Die Siegesfeier in der kleinen Residenz erlebt der Leser förmlich mit. Und

die Charakteristik der Franzosen in den verschiedenen Typen ist gleich vortrefflich. Den beiden „Franzosengeschichten" gegenüber darf man die dritte Erzählung „Zu viert" als zeitlos bezeichnen. Vielleicht erklärt es der Mangel jeglichen Ausblicks in eine bestimmte, große Wirklichkeit, daß „Zu viert" geringern Eindruck als seine zwei Vorgänger macht. Sonst wüßte ich mir diese Wirkung nicht begreiflich zu machen. Denn die Heldin ist eine hohe Seele, die in der Vaterlandsliebe Ersatz für die verlorene Liebe und Kraft zum Weiterleben findet.

„Fräulein Doktor", von Paul Oskar Höcker (Nr. 5), ist viel besprochen worden. Ich glaube, man hat die Sache zu ernst genommen und vergessen, daß der Untertitel lautet: „Humoristischer Roman"; humoristisch nun, um damit zu beginnen, ist er durchweg, und es ist ungezwungener, erfreulicher Humor, den Höcker spendet. Ungezwungen ist ferner die Verknüpfung der verwirrend zahlreichen Fäden, deren doch nie einer der sichern Hand des Erzählers entgleitet, ungezwungen endlich die komischen Begegnungen, die an ein gutes Lustspiel gemahnen. Der Roman erzählt die Kämpfe und Widerwärtigkeiten, die heutzutage noch eine junge Dr. med. durchzumachen hat. Ein Prachtweib diese Jeannette. Und wenn alle zukünftigen Doktorinnen von diesem Schlage, ihre Gegner aber so erbärmlich sind wie der Chor der Widersacher Jeannettes: dann mag der Regierungsassessor ruhig die Akten schließen. Anderes zur Sache wird hier und bei einem humoristischen Roman kaum am Platze sein. Wozu sich auch mit Nörgeln einen Genuß verderben! Und den verschafft doch der Dichter und will ihn verschaffen. Für beides gebührt ihm Dank. Wahre Perlen der Erzählung schmücken sein Werk. Ich erinnere an die Schilderung des Festmahls im Hause Brunkow, des Pensionats Hemberger, des Auftritts zwischen Behrenbrock, seiner Frau und ihrer Schwester — kurz, man nehme, was man wolle, und man wird sich trefflich unterhalten und in gute Laune versetzt dem Erzähler auch sein pro domo am Ende verzeihen, worin er seinen Schluß rechtfertigt.

Weiter liegen mir vor zwei Bändchen von Engelhorns Romanbibliothek. Band 15 bringt „Verspielte Leute", von Helene Böhlau (Nr. 6). Den Titel gab die erste Erzählung her. Sie eröffnet mit einem Vergleich der Menschen- und der Froschwelt in recht gelungener Weise. Das gleiche Lob gebührt der Schilderung spießbürgerlicher, gesättigter Ehrbarkeit. Stark realistisch, aber gewiß wahr wird die Zersetzung, ja Aufsaugung jedes echt menschlichen Gefühls durch diese dünkelhafte Selbstgenügsamkeit dargestellt. Eine wüste Geistlosigkeit in dieser hochgestellten Familie, eine erbarmenswürdige Leere in der Seele des jungen Mädchens; und nur begreiflich ist es, daß ihr Bräutigam sich losreißt; sein tragisches Ende weiß H. Böhlau gut zu begründen. Zweierlei mag manchem Leser mißfallen. Das ewige, fade Gewitzel der Schnaases wird mit der Zeit unerträglich. Es bedurfte dieses Zuviels nicht, um die hohle Gesellschaft zu charakterisieren. Sodann kommt es mir wie ein Mißbrauch vor, geschichtliche, in Weimar und darüber hinaus an bestimmte Persönlichkeiten erinnernde Namen so maßlos zu verwenden, wie es H. Böhlau thut. Geradezu ablehnen muß man aber die Art, wie gar Goethe und mehr noch seine Schwiegertochter als Schuldenmacher eingeführt werden und obendrein zwecklos — ob übrigens mit Recht, weiß und mag ich gar nicht wissen. „Des Bäckerlehrlings Johannisnacht" ist lebhaft und anschaulich geschildert. Eine Fülle gut beobachteter und deutlich wiedergegebener Züge macht die zwei Proletarierkinder zu leibhaften Wesen. Aber der Schluß! Er überrascht und verletzt, mag er auch auf Thatsachen beruhen.

Band 14 enthält „Im Joch der Liebe", von Brada (Nr. 7). Mit gewandter Feder erörtert Brada die Möglichkeiten einer glücklichen Ehe. Bloße Gemeinsamkeit der Interessen dünkt ihm das stärkste Band, auch gegenseitig gewährte Freiheit stört nichts. Die Ehe aber, die sich auf innigster Liebe aufbaut, besteht nur auf Kosten des liebenden Teils, der dem Untergange verfallen muß. Das ist keine neue Weisheit, die uns zum erstenmal von drüben käme, aber sie bildet auch nicht den Wert des Buchs. Den finde ich vielmehr in den scharf ausgeprägten Typen, die als theoretische und praktische Vertreter der verschiedenen Ansichten auftreten, so die kalt-verständige, vorurteilslose Mutter, die geborene Kokette Langeron, ihr gutmütiger Gemahl, ein Tropf oder überschlauer Kopf, der haltlose Gatte, dazu sein Gegensatz: ein sarkastischer, welterfahrener und teilnehmender Freund, endlich alle überragend: die maßlos liebende und leidende junge Frau.

Die Erzählung „Schach dem Könige", von B. von Biedermann (Nr. 8), wird belustigen und unterhalten; den künstlerischen Eindruck verscherzt sich aber der Verfasser gänzlich durch seine eigenmächtigen Zwischenreden, und was für Zwischenreden! Für wen in aller Welt mag B. von Biedermann Sätze geschrieben haben wie: „damit — ich meine mit seiner Milde — thut der Winter uns Menschen gar keinen Gefallen, hat er einmal nach dem Kalender seinen Einzug gehalten, so freuen wir uns, wenn er Schnee und Eis bringt"; oder: „Ist auch sehr oft das Ballgespräch ein recht fades, so ist doch vielfach nicht der Mangel an Geist oder Kenntnissen die Ursache; es giebt sehr kluge Menschen, die, sobald sie den Ballsaal betreten, kein vernünftiges Wort mehr reden" u. s. w. — Schade, daß die hübsch entwickelte Handlung mit solch aufdringlicher Lehrhaftigkeit durchsetzt ist.

Richard Friedrich.

9. Roman aus der Décadence. Von Kurt Martens. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist eine psychologisch interessante, aber nicht immer leicht erklärbare Thatsache, daß oft gerade die jungen und jüngsten Dichter greisenhafte Stimmungen, Anwandlungen von Lebensmüdigkeit und Weltverzweiflung durchzumachen haben. Und wie es den Menschen geht, so geht es bis-

weilen auch den Litteraturen. Dort ein „Zum Tode betrübt sein" neben dem „Himmelhoch jauchzen", hier schwächliche Décadence neben Sturm und Drang. Daß sich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine neue Litteraturepoche entwickelt hat und noch fortentwickelt, darüber dürften sich alle „kundigen Thebaner" längst einig sein. Weit geringer dürfte diese Einigkeit sein, sowie es sich um die Herleitung, um die Entwicklungsgeschichte dieser Bewegung handelt. Sehr viele meinen, daß im großen Jahre der Anthologie 1882 das neue Heil unserer Litteratur plötzlich vom Himmel niedergestiegen sei in den Offenbarungen der Arent, Conradi, Henkell und Bleibtreu. Andere (ihre Zahl ist freilich geringer) glauben, daß auch in diesem Fall das Neue sich ganz allmählich und fast unmerklich aus dem Alten fortentwickelt habe. Auch ich möchte mich ganz bescheiden dieser Minoritätsansicht anschließen, ja ich möchte noch weiter gehen, ich meine sogar, daß die Entwicklung im Jahre 1882 bereits so weit fortgeschritten war, daß die ersten Krisen ganz unvermeidlich wurden. Mit einem Wort: in der naturalistischen Kraftmeierei wie in ihrem Gegenstück, dem decadenten Fin-de-siècletum, sehe ich nicht die verheißungsvollen Anfänge der neuen Entwicklung, sondern bereits die ersten Entwicklungskrisen, die Kinderkrankheiten des neuen Litteraturzeitalters. Ob wir sie jetzt schon völlig überwunden haben, wird die Zukunft lehren, aber daß sie sich ihrem Ende zuneigen, beweist schon die eine Thatsache, daß man allenthalben beginnt, sie historisch zu betrachten, oder wenigstens betrachten zu wollen. Auch sonstige Anzeichen mehren sich; sogar die großen Häuptlinge selbst lenken ein und geben statt der frühern Parole, „modern zu sein", die neue Losung aus, die „Moderne überwunden zu haben". Das kluge Manöver hilft freilich nicht viel, das deutsche Publikum ist der „Moderne", auch der überwundenen, gründlich müde, und selbst in den geweihten Kreisen der „litterarischen Gesellschaften" flüstert man sich heimlich die Schreckensbotschaft zu, daß „die Wasser der Springflut gefallen sind" und daß es bald nötig sein wird, neue Cliquen zu bilden.

Auch Kurt Martens war ein „Großer in Israel", der Vorsitzende der Litterarischen Gesellschaft zu Leipzig, vor deren Zuhörerschaft er seiner Zeit das erste Kapitel dieses „Romans aus der Décadence" vorgelesen hat. Der Beifall war damals recht offiziell, ebenso offiziell wie bei den vorangehenden lyrischen Nichtigkeiten, von denen mir nur das Rondel von der „weißen Schlange", die der Dichter „zwischen purpurseidenen Decken" hegte, erinnerlich geblieben ist. „Recht nett!" hieß es überall, einige Damenstimmen flöteten sogar: „O wie pikant" — das war aber auch der Gipfel allen Eindrucks. Von dem Roman war also nicht gar zu viel zu erwarten. Ich selbst war enttäuscht, da ich doch leise Hoffnungen für dieses feine Stimmungstalent hegte, dessen Entwicklung ich seit seinen ersten Tastversuchen mit Interesse verfolgt hatte. In seinem Drama „Wie ein Strahl verglimmt" hatte Martens gezeigt, daß zwar jegliche Dramatik ihm ein Buch mit sieben Siegeln war, aber man glaubte einen feinen Lyriker darin Stimmung weben zu hören. In seinen lyrischen Gedichten freilich fand man auch nicht, was man suchte; ein gewandter Prosaist, ein zierlicher Novellist schien sie geschrieben zu haben. Ich las seine „Sinkenden Schwimmer", seine „Gehetzten Seelen", die er „seinen verschiedenen Stimmungen dankbar zugeeignet" hatte — aber auch hier blieb ich durchaus unbefriedigt und stellte mit der Wiener „Zeit" das Prognostikon, daß „der Autor entweder ein außerordentlicher, glatter, gefälliger Feuilletonist oder ein großer Romanschriftsteller" werden würde. Jetzt endlich habe ich auch den Roman gelesen, sogar zweimal, und habe den Eindruck gewonnen, daß auch auf dem Gebiete des Romans die Begabung von Kurt Martens nicht liegt. Und warum? Weil dem Verfasser das eigentlich Dichterische, die gestaltende Kraft fehlt, aus den vielen, mitunter recht farbenprächtigen Bildern, die seiner Seele vorschweben, etwas wirklich Ganzes zu schaffen. Als Kunstwerk wird darum der Roman nicht wirken können, aber ein bedeutsames, ja höchst interessantes Buch bleibt dieses Werk trotzdem. Der künftige Litterarhistoriker wird an ihm nicht vorübergehen dürfen, denn in keinem andern Buche ist diese Décadence umfassender geschildert worden. Nur einen großen Fehler begeht Martens auch bei dieser Schilderung, er hat sich nie über seinen Stoff emporgeschwungen, beziehungsweise nie emporschwingen können, weil er selbst Décadent ist, Décadent mit Leib und Seele. Eifrig und geschickt, eben nur wie ein emsiger Feuilletonist, trägt er Zug um Zug zusammen, aber er komponiert nicht, er kann nicht dichten, und so kommt keine Einheit, keine Plastik in den Roman, obwohl er ein Ich-roman ist. Bei dem Publikum, das ohnedies die Décadence jetzt im Magen hat, wird Martens daher kein Glück haben, aber für einzelne Kenner, namentlich Kenner der sogenannten „bessern Gesellschaft" in Leipzig, hat das Buch ohne Frage seinen Wert. Die Fabel ist im einzelnen sehr kompliziert, im großen und ganzen ohne starke Handlung. Ein junger Leipziger Jurist, Namens Just, hat ein heimliches Verhältnis mit einer jungen, vornehmen Dame der Gewandhausgesellschaft, Alice. Er empfängt sie bei sich, während sie nach außen das ehrbare Gänschen weiter spielt, bis es ihr zu gefährlich wird. Just giebt bald seinen Beruf auf, um ganz seinen Stimmungen leben zu können, und wird schließlich katholisch, weil er sich von dieser ästhetischern Konfession mehr angezogen fühlt, leider ohne Erfolg für seinen Seelenfrieden. Immer fader, immer schaler wird sein thatenarmes Leben. Er zieht seinen Freund Erich von Lüttwitz ebenfalls mit in seinen Schlendrian hinein und sieht gelassen zu, wie der aussichtsvolle Assessor nunmehr wie ein Trimalchio lebt und moralisch verkommt. Alice verheiratet sich mit einem Lieutenant von Fiedler vom 107. Regiment, einem Dutzendmenschen, giebt sich aber sofort nach der Hochzeit dem alten Freunde hin, der freilich an

seiner neuen Maitresse nicht halb so viel Gefallen findet wie einst an seiner alten Geliebten. Unbefriedigend, undramatisch, ja ich möchte fast sagen beliebig schließt das Buch. „Aus der Décadence" heraus ist es geschrieben, aber ein „Roman" ist es nicht geworden. An Stoff fehlt es nicht in dem Werk, da haben wir all die Charakterzüge dieser Niedergangszeit, die wohl richtiger Entartungszeit genannt werden müßte: der lebensmüde Pessimismus, die ewige Selbstbeobachtung, die immer mehr zur Selbstquälerei führt und jede Thatkraft erstickt, das traumhafte sogenannte „intime" Stimmungsleben, die unnatürliche Genußsucht, die überfeinerte, fast perverse Wollust, spiritistischer, symbolistischer Humbug, internationale Schwärmerei für Nihilismus und slawisches Kraftbarbarentum, die Vorliebe für alles Pathologische, Neurasthenische u. s. w. — aber verarbeitet ist der reiche Stoff eben nicht. Auch die Personen haben kein Fleisch und Blut erhalten, es sind Silhouetten geblieben, ohne Licht und Farbenspiel, ohne Plastik und Leben. Es ist gewiß eine traurige Pflicht des Kritikers, einem ohne Frage begabten Schriftsteller dergleichen Wahrheiten sagen zu müssen; aber ich glaube, daß es nunmehr für Kurt Martens wirklich die höchste Zeit ist, mit seiner schriftstellerischen Vergangenheit endgültig abzuschließen, wenn anders er seine schriftstellerische Zukunft retten will. Oder er wird der „außerordentliche, glatte, gefällige Feuilletonist", von dem die „Zeit" schon träumt — und das wäre jammerschade.

10. Agricola. Bauerngeschichten, erzählt von Dr. Ludwig Thoma. Mit Zeichnungen von Adolf Hoelzel und Bruno Paul. Passau, M. Waldhauer. 1897. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine ganz unterhaltende Sammlung von allerlei Charakterbildern, Zustandsschilderungen und Schwabenstreichen aus dem bayrischen Bauernleben, die nicht über das Maß des Gewöhnlichen hinausragt. Das Beste darunter sind einige juristische Kabinettstückchen. Ungewöhnlich dagegen scheint mir die Brille zu sein, mit der diese zwei Zeichner (der eine ist der bekannte Karikaturenzeichner des „Simplicissimus") diese Bauernwelt betrachtet haben. Der Verfasser sagt vorsichtigerweise am Schluß seines Vorworts: „Ich will im Nachstehenden dieses Leben schildern, und wenn ich dabei, so gut und schlecht es ging, den heitern Ton anschlug, so hat mich die Meinung dazu gebracht, daß man die Sorgen der Werkeltage am besten trifft, wenn man sie mit Humor behandelt. Ob es mir gelungen, weiß ich nicht. Doch das eine kann ich versichern, daß mir bei dem Streben, wahr zu sein, die Absicht fern gelegen hat, jemanden zu verspotten." Die Herren Hoelzel und Paul können das Gleiche nicht von sich sagen, die Bilder, die dem Buch in reichem Maße beigegeben sind, sind die widerwärtigsten und geschmacklosesten Karikaturen, die mir je vorgekommen sind. Von den Landschaftsbildern sind eine Anzahl überhaupt unverständlich, vergleiche S. 14, 25, 47 u. a. m. Wirklich hübsch und ansprechend ist nur das plakatartige Titelbild von Bruno Paul.

11. Kein Sommer ohne Wetter. Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht. Von Richard Bredenbrücker. (Verein der Bücherfreunde.) Berlin, Schall u. Grund. 1898. 8. 4 M.

Der Verein der Bücherfreunde hat mit seinem siebenten Jahrgang recht wenig Glück gehabt. Waren seine Professorenromane entschieden unterm Niveau des Bisherigen, so kann man ein gleich herbes Urteil über Bredenbrückers zwei Volkserzählungen zwar nicht fällen, aber sie allein können die Scharte nicht auswetzen. Richard Bredenbrücker beherrscht den Dialekt vorzüglich, aber es fehlt seiner Erzählungsform doch das Urwüchsige, das Naive, das z. B. einen Rosegger unsterblich machen wird. Ich hatte oft beim Lesen das Gefühl, als würde dieser oder jener Ausdruck mehr der Wissenschaft halber angeführt, als weil er unumgänglich notwendig wäre. Die vielen Verhochdeutschungen vermindern diesen Eindruck sicherlich nicht. Von den beiden Erzählungen gefällt mir die zweite, bedeutend kürzere, besser als die erste, die weniger knapp gehalten ist. Von höherm künstlerischen Wert sind sie alle beide nicht. In verschiedenen Kritiken habe ich das vorliegende Buch als echtes Volksbuch anpreisen hören. Ganz abgesehen davon, daß meiner Überzeugung nach für das Volk nur das Allerbeste gerade gut genug ist, glaube ich, daß gegen die Möglichkeit eines solchen Ehrentitels auch der Preis des Buches Einspruch erhebt, der für 290 kleine Seiten (broschiert) 400 Reichspfennige beträgt.

12. Eine schottische Mutter. Von ihrem Sohn J. M. Barrie. Rechtmäßige Übersetzung nach dem dreißigsten Tausend der englischen Ausgabe von Ina Bock. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1898. 8. 2 M.

Eine kleine Erzählung des bekannten originellen englischen Schriftstellers, in der er seiner Mutter Margaret Ogilvy ein Denkmal gesetzt hat. Was in England große Zugkraft ausübte, braucht darum noch nicht in Deutschland dieselbe Eigenschaft zu besitzen, vollends wenn man bedenkt, wie verschieden nicht nur die Bedürfnisse der Lesewelt, sondern auch die Arten des Vertriebes sind. Schlecht ist das Buch gewiß nicht; im Gegenteil, wer englische Verhältnisse kennt und richtig zu beurteilen versteht, wird das Werkchen sicher mit Interesse, ja mit Genuß lesen. Dennoch bezweifle ich, daß dem Büchlein in Deutschland eine auch nur annähernd gleiche Verbreitung beschieden sein wird wie in seiner Heimat; dafür ist es viel zu specifisch englisch. Auch die Übersetzung, die gerade bei einem so eigenartigen Stil besonders sorgfältig das Original gleichsam nachschaffen müßte, läßt viel zu wünschen übrig.

13. Bergasyl. Eine berchtesgadener Erzählung von Richard Voß. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 4 M. 20 Pf.

„Es kommt mir ein entsetzlicher Gedanke: Ich glaube, es giebt Menschen, die unglücklich sind, bloß weil sie sind", dieses Büchnersche Wort ist die Grundidee der erschütternden, tief tragischen Erzählung, wohl der wildesten und dunkelsten, die Richard Voß jemals geschrieben hat. Und doch ist dies düstere Werk so überreich an echter Naturpoesie und wirklicher Kenntnis des Menschenherzens, daß man es immer wieder lesen kann, denn diese drei Leidensgestalten, die sich hier durchs Leben quälen, sind groß, stark und wahr wie ihre heimatlichen Berge. Näher auf die Einzelheiten des Buches einzugehen ist nicht nötig, da es an hiesiger Stelle schon früher besprochen worden ist.

Hermann Anders Krüger.

Feuilleton.

Von dem neuen Unternehmen „Geschichte der Weltlitteratur. Nach den besten Quellen bearbeitet von Eduard Naschér. 11 Lieferungen. Berlin-Leipzig-Wien, Fischer u. Franke", das offenbar einem tiefgefühlten Bedürfnis abhelfen soll, liegt uns die erste Lieferung, enthaltend „die alten Kulturvölker", vor. Sie erweckt, um unser Urteil gleich rundheraus zu sagen, in keiner Weise das Verlangen, auch die übrigen Lieferungen kennen zu lernen. So schlecht hat unsers Erachtens noch keine erste Lieferung dem Prospekt entsprochen, der folgendermaßen lautet: „Das Wort vom Bedürfnis, dem dieses oder jenes Buch entspricht, ist so oft als leere Phrase mißbraucht worden, daß man kaum wagen darf, es nochmals auf irgend ein Werk anzuwenden; und doch, wenn heute ein billiges, volkstümliches Werk für den gebildeten oder bildungsbedürftigen Laien, für Lehrer und Lernende fehlt, so ist es ein solches, das in großen Zügen dem Nichtgelehrten ein Bild von der Litteratur aller Völker entrollt. Auf den Schulen wird meist nur die Litteratur des deutschen Volkes und allenfalls noch diejenige einiger Völker des Altertums oder der Franzosen und Engländer behandelt, alles andere bleibt dem privaten Studium derer, die es wissen wollen, überlassen; da wird denn ein Buch für viele sehr erwünscht kommen, das nicht nur die Litteratur der Vergangenheit aller Völker in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, sondern auch die litterarischen Schöpfungen der Gegenwart entsprechend behandelt, so daß daraus jeder sich ein Urteil bilden kann über die Hauptvertreter der Litteratur des gegenwärtigen Frankreich, England, Norwegen, Rußland u. s. w., die heute auch das Interesse des deutschen Publikums in Anspruch nehmen. Wir geben in diesem in jeder Beziehung vorzüglich ausgestatteten Werke für einen minimalen Preis ein Bildungsmittel, das in der Bibliothek keines auf Bildung Anspruch machenden Hauses fehlen darf und das jeder Vater seinen heranwachsenden Kindern in die Hand geben sollte." Schon die erste Seite bringt ganz unklares Gerede. Man lese und staune: „Falsch wäre, anzunehmen, daß die Nachahmung der Poesie und der Schwung derselben in Ton und Lied von dem Gesang der Vögel herrühre, ist doch Gesang jene Ekstase, die aus des Dichters Tiefen flammt, gleich den Schamanen des Urvolkes; wohl aber offenbart sich diese Empfindung im Liebesleben der Tiere, der Vögel, und nur der Natur selbst ward die sogenannte Formenschönheit abgelauscht, die Dichter durch Reim und Rhythmus ihren Gebilden aufprägen. — — Wenn wir die ersten Emanationen des Liedes, des Sangbedürfnisses uns veranschaulichen, so ist der Kollektivbegriff „Musik" — fälschlich vom Worte „Musa" abgeleitet — offenbar der Bibel entlehnt. Von der hebräischen Sprache hat man für die Bezeichnung der Sang- und Klangfülle die Anleihe gemacht, und aus der Zusammenstellung der Initialen der biblischen Bezeichnung stellt sich folgerichtig das Wort Musik zusammen: «Magin = Stimmung, Ugow = Laute, Semer = Sang, Kinor = Harfe», aus den Initialen dieser Worte «M. U. S. K.» resultiert das Stammwort Musik, das in alle modernen Sprachen aufgenommen wurde." Man kann einem wahrlich nicht zumuten, sich im Ernst mit derartigen Dingen zu beschäftigen. Was diese erste Lieferung bietet, ist mit den abgerissenen Sätzen und der sprunghaften Darstellung zudem alles eher als volkstümlich, und wenn ich nach den Kapiteln, deren Gegenstand mir gut vertraut ist, auf die Kapitel schließen darf, welche die mir weniger bekannten Litteraturen, z. B. Chinesen und Assyrer, enthalten, so bin ich geneigt, die Richtigkeit jedes Satzes dieser Geschichte der Weltlitteratur anzuzweifeln. Hoffentlich werden die übrigen zehn Lieferungen besser sein als diese erste, das ist das einzige, was wir Gutes von diesem neuen Unternehmen sagen können.

— Die kleine Schrift „Georg Ebers", von Rudolf von Gottschall, Sonderabdruck aus A. Breitners „Litteraturbilder Fin de Siècle", mit einem Nekrolog, Leipzig, Robert Baum, 1898, geht auf einen Festartikel zu Ebers sechzigstem Geburtstag zurück. Gottschall hat demgemäß nur freundliche Worte der Anerkennung für Ebers und erspart sich jedes Eingehen auf die Schattenseiten der Ebersschen Werke. Gottschall sucht die Beliebtheit des Schriftstelles zu erklären; denn er hält es geradezu „für ein litteraturgeschichtliches Kuriosum, daß Romane, die im alten Ägypten spielen, die breitesten Kreise unsers modernen Lesepublikums interessierten, ja daß sie sogar eine Modelektüre wurden". Uns ist das nun zwar kein Kuriosum, sowenig wie das fast völlig erlahmte Interesse des deutschen Volkes an Ebers' Schaffen; immerhin mag ein Teil der von Gottschall angeführten Gründe auch mit dazu beigetragen haben, daß Ebers einer unserer beliebtesten Schriftsteller wurde. Folgendes sind nach Gottschall die Gründe: Ebers ist ein sinniger Dichter, er wahrt den epischen Stil, die Stimmung aller seiner Romane ist eine einheitliche, „die sonnige Heiterkeit einer über Licht und Schatten gleichmäßig waltenden künstlerischen Weltanschauung schwebt über den Schöpfungen des Dichters". Ebers hat ferner nach Gottschall reiche Erfindungsgabe, beherrscht die Romantechnik und besitzt die Gabe lebendiger Schilderung; er ist in der geschichtlichen Freskomalerei ebenso zu Hause wie in dem genrebildlichen Aquarell. Teilnahme an Ebers muß überdies wecken, daß jahrelange Krankheit ihn fesselte; und wie ganz anders hat er seine Matratzengruft ertragen als weiland Heine mit seinen Lamentationen! Ebers' Schicksal trat nirgends aufdringlich in seinen poetischen Erzeugnissen hervor und trübte ihm nicht die harmonische Darstellung fremder Lebensschicksale; seine optimistische Weltanschauung vermochte das Passionsdrama des eigenen Lebens ganz zu verleugnen. So, meint Gottschall, hat sich Ebers auch bei den Spätgeborenen ein dauerndes Andenken gesichert. Wir glauben, daß sein Ruhm ihn nicht lange überleben wird.

— Von den „Harmlosen Plaudereien eines alten Münchners", von Otto Freiherrn von Völdernborff, ist vor kurzem eine Neue Folge erschienen (München, C. H. Becksche Buchhandlung [Otto Beck]. 1898). Wie die erste Folge, die wir in d. Bl. 1892, Nr. 17, S. 271 lobend angezeigt haben, so können wir auch die zweite unsern Lesern warm empfehlen. Der wichtigste Abschnitt der Neuen Folge ist ohne Zweifel die letzte Plauderei, die zugleich

auch die umfangreichste ist. Sie beschäftigt sich mit den Erinnerungen des Verfassers an Oskar von Redwitz, den Dichter der „Amaranth“ und der „Philippine Welser“, und gewinnt durch die Mitteilung von Jugendbriefen von Redwitz an den Verfasser insofern größern Wert, als aus ihnen die Entwicklung des Dichters und seine durch den Umgang mit Molitor geförderte, fortschreitende Hinneigung zum Katholicismus deutlich beleuchtet wird. Mit vielem Interesse haben wir auch die beiden Plaudereien gelesen, in denen sich Völderndorff über die Geschichte seiner Familie verbreitet, aus der zu verschiedenen Zeiten eine Reihe in der bayrischen Geschichte nicht unbedeutende Persönlichkeiten hervorgegangen sind. Unter ihnen ragt der Großvater des Verfassers von mütterlicher Seite, der Graf Reigersberg, am meisten hervor, der, im Jahre 1810 von dem König Max Joseph zum Staats- und Konferenzminister des Justizdepartements in Bayern berufen, einen großen Einfluß auf die Umgestaltung des bayrischen Gesetzwesens gewann und später unter König Ludwig I. zu den Häuptern der liberalen Opposition unter der bayrischen Aristokratie zählte. In Anknüpfung an Luise von Kobells „Buch von den vier Königen“ erzählt Völderndorff seine Erinnerungen an die Entstehung der bekannten „Kaiserbriefe“ König Ludwigs II. Sie weichen von den bisherigen Darstellungen in einigen nicht unwesentlichen Punkten ab und sollten von einem künftigen Biographen des unglücklichen Königs nicht unbeachtet bleiben. Die Quelle, aus der der Verfasser seine Nachrichten bezog, erscheint allerdings merkwürdig genug, war aber bei den eigenartigen Verhältnissen jener Zeit nicht ganz zu verachten. Sie stammten — man höre und staune — von einem Bahnwärter, dem Völderndorff früher einmal zu einer Anstellung verholfen hatte, und dessen Sohn Reitknecht bei König Ludwig II. war und als solcher in großer Gunst bei Sr. Majestät stand. — Weniger allgemeines Interesse dürften die juristischen Ausführungen, die Völderndorff auch in die Neue Folge mit aufgenommen hat, beanspruchen können, da sie zum Teil Punkte der neuern Gesetzgebung betreffen, die zunächst nur für den Juristen von Wichtigkeit sind. Ganz überflüssig finden wir aber die häufig wiederkehrenden Spöttereien über das neue Bürgerliche Gesetzbuch, gegen dessen Sprache der Verfasser offenbar sehr eingenommen ist. Wer hier kritisieren will, sollte es wenigstens in würdiger Form thun; der leichte Ton einer Plauderei, den Völderndorff sonst meistens mit Glück anschlägt, will uns bei diesem Gegenstande am wenigsten angemessen erscheinen.

— Mit dem zweiten Bande liegt jetzt Otto Kaemmels „Werdegang des deutschen Volkes“ (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) vollendet vor uns. Er ist selbstverständlich stärker als der erste Band, entsprechend der Bedeutung, die die hier geschilderten geschichtlichen Ereignisse, Personen und Bildungen für die Entwicklung des modernen deutschen Einheitsstaates haben, aber welche Fülle von Stoff ist trotzdem auf den 454 Seiten dieses Bandes zusammengedrängt zu einer übersichtlichen Darstellung des Wissenswürdigsten aus der deutschen Geschichte der letzten drei Jahrhunderte. Mit dem sichern Blick, der den geübten Historiker vor dem historisierenden Dilettanten unterscheidet, hat Kaemmel das Wesentliche vom Unwesentlichen gesondert und in vornehmer, oft durch die Wärme des Tons anziehender Sprache eine deutsche Geschichte geschrieben, die vielleicht nur durch die, leider zu wenig bekannte „Deutsche Geschichte“ von Heinrich Rückert übertroffen wird. Mit besonderer Begeisterung sind der erste und der letzte Abschnitt des Buches geschrieben. Dort ist es der große Glaubensheld Luther, der den warmfühlenden Protestanten Kaemmel zu einer hinreißenden Schilderung des geistigen und nationalen Wertes der reformatorischen That des thüringischen Bauernsohns begeistert, hier ist es der große politische Held Bismarck, der dem treuen Patrioten Kaemmel Gelegenheit giebt zu einer dankbaren Würdigung der großen Zeit und ihrer Helden, die den Deutschen das Reich, unserm Volke die Führerschaft unter den europäischen Nationen verschafft haben. Der modernen Forderung, daß die Geschichtschreibung nicht bloß die politische Geschichte berücksichtige, sondern auch den kulturellen Entwicklungen ihre Aufmerksamkeit zuwende, ist Kaemmel mit der Maßhaltung nachgekommen, die dem Lehrer der Jugend geziemt. Er läßt überall der großen Persönlichkeit ihr Recht, aber er gewährt auch dem Zuständlichen, der Entwicklung des Volkes auf den Gebieten des geistigen und materiellen Lebens, in der geschichtlichen Darstellung einen größern Raum, als früher in den „Deutschen Geschichten“ üblich war. Ob er damit den Fanatikern der neuen Richtung genug gethan hat, lassen wir dahingestellt; aber vor der Geschichte selbst wird er mit seiner Art der Auffassung über die in der Geschichte wirksamen Kräfte wohl recht behalten, die er in dem Motto des ganzen Werkes zu einer Art Bekenntnis formuliert hat: „Die Menschen sind die Zeiten.“ Wir können dem Buche recht viele gebildete Deutsche zu Lesern wünschen. Der billige Preis, das handliche Format, der saubere Druck auf gutem Papier empfehlen es von selbst; der schöne Inhalt aber macht es zu einer vortrefflichen Festgabe für die deutsche Jugend, die nicht warm genug daran erinnert werden kann, daß die Liebe zum Vaterland die höchste der politischen Tugenden eines Volkes ist.

— Hans Brennert und Karl Strecker haben jeder in einem dünnen Bändchen einige in Zeitungen bereits veröffentlichte Essays gesammelt. Brennerts „Modeworte“ lesen sich ohne Zweifel gut, aber dennoch war der selbständige Wiederabdruck (Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898) aus dem Feuilleton des „Berliner Tageblatts“ eigentlich überflüssig, da wir über Studentensprache, Modethorheiten u. s. w. längst weit umfassendere und gründlichere Werke besitzen. In Streckers „Frühtau“ finden sich Skizzen von sehr verschiedenem Inhalt und sehr verschiedenem Wert. Die erste über „Humor“ ist die bedeutendste, aber leider auch sonderbarste des ganzen Buches. Strecker hat den Gordischen Knoten der Humorerklärungen auf seine Weise zerhauen, aber sicher nicht gelöst. Die genußreichste Skizze dürfte „Deutscher Humor in ernster Zeit“ sein, der Genuß kommt freilich weniger auf das Conto Streckers als auf das seiner Quelle, des köstlichen „Kladderadatschs“. Bei einigem Suchen würde sich aber auch außer dem Humor des „Kladderadatsch“ noch manches andere Körnlein haben finden lassen, doch das verursacht Mühe, und die wollte der Verfasser anscheinend weder bei der Abfassung der Skizzen noch bei ihrer Sammlung anwenden, ganz im Gegensatz zu seiner ersten Dichtung, dem „Sang von Mönchgut“.

— Mitte dieses Monats erscheint Brockhaus' Lexikon in einer neuen Ausgabe, die dem Ideal eines Konversations-Lexikons um einen wesentlichen Schritt näherkommt. Alle 17 Bände werden an einem Tage in neuer Bearbeitung veröffentlicht, modern von A bis Z. Bisher pflegten zwischen dem Erscheinen des ersten und des letzten Bandes eines Konversations-Lexikons 5 Jahre zu verstreichen. Die Folge war, daß der Inhalt der mittleren Bände dem Stande der neuesten Forschung nicht mehr recht entsprach und der Inhalt der ersten Bände zum Teil geradezu veraltet war, wenn man den letzten Band in die Hände bekam. Dies wird in der Revidierten Jubiläums-Ausgabe des Brockhaus' anders sein. Diese Ausgabe ist aus einem Gusse und vom Anfang bis zum Ende der jüngsten Gegenwart entsprechend.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 47.

Leipzig, 24. November 1898.

Johann Gottfried Seume.

Zu den Persönlichkeiten, die weniger durch ihre Leistungen als durch die Eigentümlichkeit ihrer Schicksale, weniger durch ihre Erfolge als durch ihr Wollen und ihren Charakter bemerkenswert sind, gehört der heute bereits halb verschollene Wanderer nach Syrakus, Johann Gottfried Seume. Von seinen zahlreichen Schriften kulturgeschichtlichen, erbaulichen und politischen Inhalts sind nur wenige noch dem Litteraturfreunde bekannt, obgleich die derbe, oft von grimmigem Humor gestählte Prosa, die Lebhaftigkeit und Frische seiner Schilderungen und der von eigenartiger Subjektivität belebte Vortrag ihnen einen auch heute noch wirksamen Reiz verleiht. Daß manche seiner Schriften noch gelesen oder doch mindestens — gekauft werden, geht schon daraus hervor, daß einzelne immer wieder neu gedruckt wurden, so z. B. der „Spaziergang nach Syrakus" bei F. A. Brockhaus (1868) und später in Reclams „Universal-Bibliothek"; auch die Schriften „Mein Sommer 1805" und „Mein Leben" wurden in verschiedenen billigen Ausgaben neu aufgelegt. Wer aber weiß noch etwas von Seumes trotziger, aphoristischer Lebensweisheit in den „Apokryphen", wer kennt seine „Obolen", seine politischen Schriften und Äußerungen zu Philosophie, Religion und Kunst? Wer kennt die „Impertinenzen" und sonstigen satirischen Ausfälle, wie die gegen die verschiedenen Arten von Nasen und andere Auswüchse des Menschengeschlechts? Verklungen sind auch seine zahlreichen Gedichte, Oden, Elegien und Episteln. Allgemeiner Kenntnis erfreut sich nur noch das von Rousseauscher Naturschwärmerei angehauchte, in den Gegensätzen von „Europens übertünchter Höflichkeit" und naturwüchsiger Gemütseinfalt gehaltene Lobgedicht auf huronische Gastfreundschaft „Der Wilde"; einige seiner Wendungen gehören ja jetzt zum humorreichen Schatz unserer „geflügelten Worte", denen in ihrer umgedeuteten Fassung oft ein längeres Leben beschieden ist als dem Original. So dürfte es auch wenig bekannt sein, daß der jedermann geläufige Spruch:

> Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
> Böse Menschen haben keine Lieder

aus dem Seumeschen Gedicht „Die Gesänge" herstammt, dessen Anfang lautet:

> Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
> Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
> Wo man singet, wird man nicht beraubt:
> Bösewichter haben keine Lieder.

In dieser ursprünglichen Fassung sprechen offenbar Erinnerungen an des Dichters gefährlichen „Spaziergang" durch die klassische Heimat der Banditen mit. Sonst ist von Seumes Dichtung wenig ins Volk gedrungen. Zu verwundern ist das nicht; denn mag seiner Begeisterung und seinem tiefen Ergriffensein von irgend einer Sache auch manches im einzelnen geglückt sein — namentlich unter seinen gelegentlichen gereimten Episteln sind Stellen von großer Natürlichkeit und Anschaulichkeit —, so bringt er es doch selten zu einem wirklichen, *ganzen* Gedicht; die dichterische Form dient oft nur zur Aufnahme nüchterner Betrachtungen und hausbackener Alltäglichkeiten; sie ist ihm ein bequemes Gefäß, das er bis zum Überlaufen mit seinen vom Hundertsten ins Tausendste gehenden biedermännischen Reflexionen und patriotischen Klagen anfüllt. So ist im besten Fall nur der Gehalt von Bedeutung, als Aussprache eines männlichen, edlen Charakters. Er selber machte auch durchaus keinen Anspruch darauf, als Dichter zu gelten; ihm ist das „Versemachen" wie überhaupt die Litteratur nur „Parergon", das er nicht treiben würde, wenn er etwas wesentlich Besseres zu thun hätte. „Ich bin niemals

Dichter gewesen; alles, was ich gesagt habe, ist immer Wahrheit gewesen: und dadurch haben meine Werke einiges Verdienst", schreibt er. Auf „Wahrheit" und „Charakter" kam es ihm an. Und so erhalten die schriftstellerischen und dichterischen Leistungen Seumes erst ihre Stütze und eigentliche Bedeutung durch seine eigenartige, bis zum Sonderbaren selbständige Persönlichkeit. Seine wetterharte, vielgeprüfte Natur, sein knorriger, bis zum Starrsinn wahrhaftiger Charakter, sein lebendiger, sich allen Anregungen hingebender und doch selbstbewußter Geist machen ihn an sich schon zu einer kennenswerten Persönlichkeit. Aber nicht nur als Original ist er interessant; er ist zugleich auch der ausgesprochenste Typus seiner Zeit. Er ist 1763 geboren, 1810 gestorben. Die Jahre seines männlichen Wirkens fallen in jene Übergangszeit — vom Standpunkt der nationalen Geistesgeschichte aus gesehen —, wo sich das deutsche Volk aus weltbürgerlicher Schwärmerei inmitten nationaler Erniedrigung zum Selbstbewußtsein emporrang oder wenigstens die Ansätze dazu entwickelte; wo man den nach innen gerichteten Blick auch nach außen wenden lernte; wo man von kleinstaatlicher Zerrissenheit durch den Stolz auf den deutschen Namen und die deutsche Sprache, das letzte einigende Band, zum Bewußtsein der politischen Zusammengehörigkeit, zum Gefühl eines großen, gemeinsamen Vaterlandes kam. Es ist die Zeit des Überganges vom frei schwärmenden Denken zur politischen That, vom Ausbau der Geisteswelt zu dem der wirklichen Welt, und die hieß: Vaterland. Seume ist für alle Zustände und Vorgänge im Geistesleben der Zeit des ausgehenden 18. und anhebenden 19. Jahrhunderts ein klassischer Repräsentant: in seinem äußern und innern Leben hatte er die Leiden und Freuden — und es waren mehr von jenen — seiner Zeit durchzukosten, alle ihre Strömungen kreuzten und bekämpften sich in seiner Seele, und ihre Kämpfe kamen teilweise in seinem persönlichen Leben schon zu bedeutungsvollem Austrag.

Sein Leben belegt diese Behauptung. Mit den Anfängen seiner Bildung steht er noch ganz im Zeitalter der Aufklärung, von deren Anschauungen er sich nie ganz befreite. Zwar bis zu seinem vierzehnten Jahre blieb er „Analphabet" mit der Neigung, Grobschmied zu werden. Im siebzehnten Jahre aber finden wir ihn schon auf der Leipziger Universität als Student der Theologie. An „Werther" und „Siegwart" hat er inzwischen sein Gemüt genährt, mit Geschichte, mehr aber noch mit Latein und Griechisch seinen Geist geschärft. Zeitlebens blieb sein Interesse geteilt zwischen philologischer, rein geistiger und praktischer Bethätigung. Die Skepsis und ein ins Ziellose gehender Wander- und Thätigkeitstrieb führten ihn fort von Leipzigs hoher Schule in die ungewisse Ferne. Erfüllt von Freiheitsdurst und Freiheitsidealen erfährt er das ganze Elend der damaligen politischen Zustände: er wird von Werbern aufgegriffen und nach Canada geschleppt, um als Freiheitsschwärmer gegen die Freiheitskämpfer zu fechten. Auf der Rückkehr entflieht er und wird abermals „geworben". Diesmal sind es preußische Fuchteln, die er zu fühlen bekommt. Sein Haß gegen die Sklaverei wächst, er wird zum Tyrannenfresser. Manchmal wagt er es, auf Freiheit zu hoffen; „aber", so ruft er aus, „wenn ich jetzt frei wäre, was dann? Auf keinen Monat Lebensunterhalt! was anfangen, stipulieren, bücken und antichambrieren? Vater, Vater, wäre ich ein Grobschmied worden! Dann kannte ich Ramlern und Klopfstock nicht und dächte nicht ans Odendichten, aber ich könnte den Amboß schlagen und mein Schurzleder setzte mir nicht Iliaden ins Gehirn". Und als er dann frei geworden ist, da wendet er sich der Rechtswissenschaft zu; aber die Unbefriedigung treibt ihn auch jetzt wieder hinaus: er geht nach Rußland, wird Unteroffizier, dann Offizier in halb diplomatischer Stellung und muß — o Ironie des Schicksals — zum zweitenmal auf Seite der Freiheitsunterdrücker gegen die Freiheit (Polen) kämpfen. Fast wäre der begeisterte Freund der Humanität Kosakenhauptmann geworden. Seine Ehrlichkeit trotzt allen Anfechtungen, sein Charakter festet sich und wird immer kantiger im Kampfe mit einer widerspruchsvollen Welt. Über vier Jahre bleibt er in russischen Diensten. Als gründlicher Kenner der Verhältnisse des Zarenreiches kehrt er heim; sein verstärkter Tyrannenhaß hindert ihn aber nicht Suworow hochzuschätzen.

Nun vertauscht er den russischen Degen mit der Feder eines Korrektors bei Georg Joachim Göschen in Grimma. Eine Zeit lang denkt er nach Preußen zu gehen, als der alte Gleim ihm schrieb: „Sitzleben freilich ist nicht für Sie. Nur müssen Sie kein Russe, kein Amerikaner wieder werden; alle guten Geister müssen ins Preußenland gehen, und aus diesem müssen sie ausgehen auf alle bösen Geister, deren es, die französischen nicht mitgezählt, in unserm lieben, deutschen Vaterlande sehr viele noch giebt." Das war im Mai 1798. Napoleons Stern war damals noch im Steigen. Alle weltbürgerlichen Schwärmer hatten beim Beginn der Französischen Revolution dorthin ihre Hoffnungen gerichtet. Von den folgenden Greueln enttäuscht, hatten die Freiheitsbegeisterten zu Bonaparte ihre Herzen gewendet. Aber bald mußten die scharfblickenden unter ihnen erkennen, daß von diesem Manne weder Geistesfreiheit des einzelnen noch Förderung des allgemeinen Menschenwohles zu erwarten war.

Auch Seume hatte diese Stimmungswandlungen erlebt. Aber seinem politisch geschärften Blick waren die Gefahren und das Wesen jenes dämonischen Menschen früher offenbar. Doch nicht für sein „Vaterland" etwa fürchtet er, nur für Humanität, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit. Am meisten davon findet er noch in Preußen, aber Preußen war ja eine fremde „Nation". Und als er dann als echter Kosmopolit (1802) Italien durchwandert hat, kann er es sich auf der Rückreise nicht versagen, der Persönlichkeit des gewaltigen Tyrannen seine Huldigung darzubringen. „Ich könnte weinen", schreibt er; „es ist mir, als ob mir

ein böser Geist meinen Himmel verdorben hätte. Ich wollte so gern einmal einen wahrhaft großen Mann rein verehren; das kann ich nun hier nicht." Tyrannenhaß und Persönlichkeitskultus vereinigten sich friedlich im verschwommenen Kosmopolitismus. Wiederum durchwandert der Unstete „mit weltbürgerlichem Blick" den Norden Europas. („Mein Sommer 1805"). Und ein Anderer, ein Umgewandelter, kehrt Seume von dieser „Fischreise" heim. Schon unterwegs hat er „zwei Seelen" in sich entdeckt. „Die eine treibt mich fort an den Kaukasus und Baikal, und die andere zieht mich sanft zurück zu den vaterländischen Eichen." In Nowgorod, wo öde Reste von der entschwundenen Herrlichkeit der deutschen Hansa zeugten, erinnert er sich schmerzvoll der Zerrissenheit Deutschlands: „Ein Deutscher muß jetzt fast nur im Andenken an seine Nation leben. Hier ist ein Österreicher, dort ein Preuße, hier ein Sachse, dort ein Bayer; hier ein Hesse und so weiter bis zur Legion der kleinen Fürstenkinder, aber nirgends ein Deutscher!" Es dämmert! Und mehr und mehr bricht er mit den Idealen eines erträumten Weltbürgertums, immer ernster und schwerer drängt sich ihm die Sorge um die Zukunft seines deutschen Vaterlandes auf. Er ruft:

> Die Zeit der Dichtung ist vorbei,
> Die Wirklichkeit ist angekommen.

Und er hat dann Ernst damit gemacht; als der ersten einer vollzog er den Übergang von der Dichtung zur Politik, in dem Sinne etwa wie sie Fichte verstand. Er schreibt politische Schriften, ohne die Gefahr zu achten, die ihm wie allen freimütigen Männern, zumal in Sachsen, damals drohte. Vor allem fordert er Gerechtigkeit und Freiheit, aus denen allein wahrer Nationalsinn entsprießen könne; er verlangt das, was Freiherr vom Stein in Preußen durchführte: Rechte und Pflichten für den gemeinsten Mann. „Die Feinde sind nur stark durch unsere physische und moralische Schwäche, die unsere Schuld ist. Überall ist unter dem Volke grobe, schmutzige Selbstsucht. Unter unsern Fürsten herrscht Mißtrauen; einer freut sich über das Unglück des andern . . . und bringt endlich sich und die Nation an den Rand des Verderbens", heißt es in der Vorrede zum „Sommer 1805". Dann geht es gegen den „Diktator von Europa, der vor fünfzehn Jahren nur eben Zutritt in das Vorzimmer der dummstolzen Minister hatte" . . . „Wollen wir dem hereinbrechenden Verderben Widerstand thun, so müssen wir es mit der gesamten Kraft alle thun. Jede Ausnahme ist zweckwidrig und Nationalsünde. Können wir nun den Gedanken der öffentlichen Gerechtigkeit nicht wagen, so dürfen wir uns nur recht folgsam bescheiden auf das Joch gefaßt machen, das man uns nach der Reihe auferlegen wird." Seume schrieb mit wachsendem Ingrimm; je mehr seine Umgebung sich demütigte, desto tiefer tauchte er seine Feder in Haß und Zorn; auch daß Napoleon sein engeres Vaterland Sachsen begünstigte, konnte ihn nicht rühren. Mit prophetischem Geist ruft er in den „Apokryphen" aus: „Ich sehe die schöne Wiedergeburt meiner Nation, wenn nur erst ihre Harpyien tot sind." „Sobald wir Deutschen eine Nation sind, sind wir die ersten." „Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa." Noch glühender äußert sich seine Vaterlandsliebe und schärfer seine politische Seherkraft in der (lateinisch geschriebenen) „Politischen Vorrede zu Plutarch-Untersuchungen" (1808). Von Plutarch steht dort nur sehr wenig, desto mehr aber von der Schande des Vaterlandes: „Die Fremden sind überall Herr im Vaterlande; von uns wagt niemand auch nur den Mund aufzuthun oder zu muckſen. Deutschtum giebt es nicht mehr; der Ursprung unsers Namens gereicht uns zum Vorwurf. . . . Eins sei das Volk, eins die Oberherrschaft, eins die Staatsgewalt, eins die Autorität und Majestät des Vaterlandes!" Einen Drucker fand er für diese Schrift nicht. Da griff er zu einem andern Mittel, zu seinen Zeitgenossen zu reden: er schrieb ein Trauerspiel „Miltiades". Seinem Helden legt er sein eigenes vaterländisches Empfinden in den Mund und ruft seinen Volksgenossen zu:

> Das Göttlichste für einen freien Mann,
> Der Erde Himmel, ist das Vaterland,
> Den Sklavenseelen nur ist das Gefühl,
> Das heiligste der bessern Seelen, fremd. —
> Seid einig, wie ihr waret! Die Gefahr
> Wächst fürchterlich; prophetisch seh' ich das.
> — — — — — — — — — — — — — —
> Seid einig in dem Kampf fürs Vaterland!
> Vereinigt trotzen Griechen einer Welt,
> Woher sie auch die Sonne schickt.

So war aus dem Kosmopoliten ein nationaler Mann, aus dem Dichter ein politischer Schriftsteller, aus dem Sachsen ein Deutscher geworden. Er war einer der ersten, die dem zum bloßen litterarischen Begriff gewordenen Wörtchen „deutsch" wieder zu einem politischen und nationalen Inhalt verhalfen. Wie er sich und seine Anschauungen umwandelte, so sollte unter den Hammerschlägen der Zeit das ganze Volk sich umwandeln. Er selbst aber erlebte die Erhebung nicht mehr: schwer krank starb er zu Teplitz 1810. Seine letzte politische Äußerung ist ein Aufruf zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft („An das deutsche Volk").

Seume fand nie einen seinen eigentümlichen Gaben entsprechenden Wirkungskreis. Zu andern Zeiten wäre er wohl ein nachhaltig wirkender Publizist geworden; er besaß alle Gaben eines vortrefflichen Journalisten. Im rheinbündlerischen Sachsen war kein rechtes Feld für seine glühende Vaterlandsliebe, und den Anschluß an Preußen, wo ja in jenen Jahren „alle guten Geister" zusammenströmten, konnte der Einsame nicht finden. So kam es, daß seine Worte nicht so weithin vernommen wurden wie die eines Fichte und Arndt. Darum ist es aber doch eine Pflicht der nationalen Dankbarkeit und ein Recht des kulturgeschichtlichen Interesses, diese markante Persönlichkeit dem deutschen Volke vertrauter zu machen, als dies bisher der Fall war. Eine umfassende Lebensbeschreibung Seumes hat bis heute

gefehlt. Alles, was wir über ihn wußten, danken wir seiner Selbstbiographie und der skizzenhaften Fortsetzung von Clodius und Göschen: diese konnte selbstverständlich die kulturgeschichtliche, nationale und persönliche Bedeutung des Mannes nicht ins rechte Licht setzen, ganz abgesehen von ihrer Ungenauigkeit und Unvollständigkeit. Diese Lücke will nun die vor kurzem erschienene, umfangreiche Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*) von Planer und Reißmann ausfüllen, die uns zu obigen Ausführungen anregte.

Aus der Vorrede läßt sich erkennen, daß auch die beiden Biographen von den oben angedeuteten Gesichtspunkten in ihrer Darstellung ausgingen. In seiner Eigenart sowohl als „im Lichte der gesamten geistigen Entwicklung seines Zeitalters" wollten sie Seume zeigen. Seine kulturgeschichtliche Bedeutung suchen sie mit Recht nicht in erster Reihe auf dem Gebiete der Dichtkunst; „auf politischem Gebiet, in seiner Wirksamkeit als Charakter und deutschnationaler Patriot" liegt Seumes Hauptbedeutung. Schon aus der Anwendung des für die Zeit Seumes noch gar nicht gemünzten Wortes „Deutschnational" könnte ein feiner Spürsinn eine ungeschichtliche Art der Behandlung wittern. In der That kommt es den Verfassern offenbar gar nicht darauf an, eine Geschichte des Lebens und der Schriften Seumes zu geben; wollten sie dies thun — und sie mußten es thun —, so war eine entwicklungsmäßige Darstellung der innern Wandlungen Seumes im Zusammenhange mit den in Seumes Geistesleben sich kreuzenden Strömungen der Zeit zu erwarten. Die Einwirkungen auch des äußern Lebens auf die Bildung und Wandlung von Seumes Anschauungen waren in pragmatischer Weise aufzudecken. Es ist ja gut, die Freunde und Zeitgenossen des Darzustellenden gelegentlich selbst zum Leser sprechen zu lassen; aber solche Briefstellen, Tagebuchauszüge u. ähnl. sind mit feinem Takt für das Charakteristische und Entscheidende auszuwählen, nicht in wahl- und kritikloser Menge aufzuschütten. So interessant diese Mitteilungen oft an sich sein mögen, stören sie doch oft die Wirkung der Darstellung und des Lesens. Das Interesse wird nicht zusammengehalten, sondern auf Kleinigkeiten zersprengt. Bei Goethe mag uns meinetwegen ein Waschzettel noch interessant sein, bei Seume liegt uns bloß am Kern und Wesen seiner Lebensbeziehungen und Lebensäußerungen. Vor allem muß der Darsteller selbst zu uns sprechen; er muß uns als Wegekundiger und Sachkenner durch die wirren Gänge entschwundenen Lebens führen.

Das Buch wurde auf Grund einer reichhaltigen Hand- und Druckschriftensammlung verfaßt; was mühevoller Sammelfleiß nur aufbringen konnte, damit haben die Verfasser in ihrer Mitteilungsfreude nicht gegeizt. Aber der Stoff ist größtenteils Rohstoff geblieben; es fehlt dem Buche die klare, übersichtliche Gliederung nach innerlichen Gesichtspunkten; drei Abschnitte z. B. sind „In Leipzig" überschrieben, wobei nur jedesmal die Zeitangaben entsprechend verändert sind. Wären die Verfasser ebenso kritisch und entwickelnd vorgegangen, als sie gründlich und genau waren, so wäre der Stoff besser gesichtet und anschaulicher gruppiert worden; so vermißt man Höhe und Tiefe, die Verteilung von Licht und Schatten, Sichtung und Scheidung, Sonderung der Spreu vom Weizen, Hervorhebung des Wesentlichen vom Unwesentlichen. Wie das Buch nun vorliegt, stehen die Dinge oft nur nebeneinander als bloße Thatsachen, dem Leser bleibt es meist überlassen, sich selbst die organische Verbindung herzustellen und den Geist herauszuholen. In Bibliotheken, als Nachschlagewerk für gelehrte Forscher, vielleicht auch in der Bücherei eines aus kulturgeschichtlichem Interesse geduldigen Lesers wird das umfangreiche Buch seinen Platz ausfüllen. Auf dem Bücherbrett der Familie aber, wo es die Verfasser gern sähen, im Herzen des Volks, wie man zu sagen pflegt, wird erst ein innerlich gehaltvolleres, in wahrem Sinn wissenschaftliches und doch zugleich volkstümliches Seume-Buch sich ein Plätzchen erobern können. Es sind heutzutage so viele Bücher, die auf dieses freundliche Plätzchen Anspruch machen, daß auch die Familie nachgerade anspruchsvoll wird.

Zu „den Lieblingen der Nation", wie die Verfasser meinen, zählt Seume unsers Erachtens nicht. Und selbst ein billigeres und volkstümlicheres Buch als das vorliegende könnte ihn nicht dazu machen. Vielleicht wird ein Volksseelenkundiger durch diese reichhaltige Biographie einmal angeregt, das Charakter- und Lebensbild dieses Charakterhelden herauszuarbeiten. Das Verdienst der beiden Verfasser wird dann sein, mit liebevoller Sorgfalt, mühevollem Fleiß und eingehendem Verständnis vorgearbeitet zu haben. Auf jeden Fall haben sie heute schon verrotteten Vorurteilen und einseitiger Geringschätzung, wie sie sich z. B. in Franz Hirschs Litteraturgeschichte (III, 215) kundgeben, und eingefleischter Gleichgültigkeit gegenüber den Verdiensten eines verdienten, aber verkannten Mannes den Boden entzogen. Kein deutscher Litterarhistoriker oder Kulturgeschichtschreiber kann an diesem Buch mit Nichtachtung vorübergehen.

Karl Berger.

*) Johann Gottfried Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Oskar Planer und Camillo Reißmann. Mit dem Bildnis Seumes in Stahlstich. Leipzig, G. J. Göschen. 1898. Gr. 8. 12 M.

Zur neuern Litteraturgeschichte.

1. Ludwigs Werke. Herausgegeben von Dr. Victor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1898. 8. 6 M.

Die große Ausgabe von „Otto Ludwigs gesammelten Schriften", die 1891 von Adolf Stern und Erich Schmidt im Verlag von Johannes Grunow (F. W. Grunow, Leipzig) herausgegeben wurde, war und ist mit ihren sechs stattlichen Bänden, voll des reichsten, vielfach bis dahin ganz unbekannten Materials, ein würdiges Denkmal für den großen und eigenartigen Dichter. Wenn sich in die Stimmen fast allgemeiner, freudiger Anerkennung doch hier und da abweichende Laute mischten, so gingen diese teils aus einem Irrtum, teils aus einer unleugbaren, aber immerhin falsch erklärten Thatsache hervor. Der Irrtum lag in der Annahme, daß es möglich und thunlich gewesen sei, den ganzen ungeheuren Berg des schriftlichen Nachlasses Otto Ludwigs in die Werke aufzunehmen. Erich Schmidt ist im Vorbericht zu dem Bande der Dramenfragmente, ebenso Adolf Stern in der zu den kritischen Schriften dieser Forderung mit der einfachen, aber wohl entscheidenden Begründung begegnet, daß der Abdruck aller Ludwigschen Jugendarbeiten, Fragmente und Planhefte, die Auspressung der kritischen Studien bis auf das letzte Blatt, nichts anderes bedeutet hätte, als das Bild des schaffenden Dichters unter dem Trümmerhaufen einander kreuzender Pläne, endlos ausgesponnener Niederschriften zu begraben. Es läßt sich vielleicht darüber rechten, ob die Herausgeber in dieser Begrenzung nicht zu weit gegangen sind, ob beispielsweise Ludwigs Jugendnovelle „Die Emancipation der Dienstboten", ob die fertige „Agnes Bernauer" von 1846, das prächtige Romankapitel „Es hat noch keinen Begriff", das Stern soeben im „Kunstwart" mitgeteilt hat, nicht doch ihren Platz in den „Gesammelten Schriften" hätten finden können; aber die übrigen Ludwig-Manuskripte, ausschließlich Fragmente, hätten nur negativ wirken können. Vollends damals, als es überhaupt erst galt, dem Dichter ein Publikum zu gewinnen und diesem Publikum ein deutliches, anschauliches Bild von dem unermüdlichen Schaffen, dem titanischen Ringen Otto Ludwigs zu geben. Dieses Ziel angestrebt und glänzend erreicht zu haben ist das unvergängliche Verdienst der Stern-Schmidtschen Ausgabe, die Ludwig recht eigentlich wieder zu Ehren gebracht hat. Dem gegenüber treten die Bedenken betreffs der Auswahl völlig zurück. Aber nun das zweite Moment des Anstoßes, namentlich für die Philologen: die Behandlung des Textes in der Stern-Schmidtschen Ausgabe. Die Lieder, Dramen und dramatischen Bruchstücke sowie die kritischen Schriften, d. h. vier von den sechs Bänden, sind auf Grund der Ludwigschen Ausgaben letzter Hand, nach Vergleich mit den Handschriften, soweit sie vorhanden, oder aus den Handschriften selbst in die „Gesammelten Werke" aufgenommen worden. Die Erzählungen aber, auch die, die (wie „Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen", das prächtige Bruchstück „Aus einem alten Schulmeisterleben" und „Maria") nach Texten erster Hand hier zuerst veröffentlicht worden sind, weisen Veränderungen auf, deren Urheber allerdings nicht Stern, sondern Johannes Grunow selbst ist. Dieser hochachtungswerte Verleger, der bekannte patriotische Herausgeber der „Grenzboten", ohne Frage einer unserer tüchtigsten und selbstlosesten Verleger, hat es sich nämlich schon seit einer Reihe von Jahren zur Pflicht gemacht, daß aus seinem Verlage nichts hervorgehen solle, was nicht einer sorgfältigen Revision in Bezug auf grammatische Korrektheit wie sprachliche Reinheit unterworfen worden sei. Von diesem seinem Princip, bei dem denn doch, wie leider oft bei hervorragenden Menschen, ein gut Stück Eigenwillen und Eigensinn mit unterlief, wollte Grunow auch bei der Ludwig-Ausgabe nicht abgehen; sei es, daß es ihm Ehrensache war, sei es, daß er glaubte auf diese Weise den Lesern des Dichters einen Gefallen zu erweisen. Ja er behielt sich die Durchsicht des Ludwig-Textes selbst vor, und sie bildete die Voraussetzung für das Zustandekommen der großen Ausgabe überhaupt. Daß aber das Princip nicht schlechthin durchführbar war, erweist sich schon aus der einfachen Thatsache, daß die dramatischen Werke, auch die in Prosa, und die kritischen Schriften ohne jede Änderung treu an Ludwigs Text angeschlossen, wiedergegeben wurden. Doch vielleicht setzte der Verleger voraus, daß die Erzählungen der verbessernden Durchsicht bedürftiger seien als die übrigen Schriften des Dichters.

Faßt man nun die Grunowschen Verbesserungen des Erzählungstextes etwas näher ins Auge, so wird man ganz unbefangen zugeben müssen, daß sie wirklich vielfach Verbesserungen sind; aber ein ganz Teil banausischer, um nicht zu sagen kleinlicher Abänderungen sind ebenfalls dabei. Nehmen wir z. B. die ersten drei Seiten von „Zwischen Himmel und Erde", da hat Grunow geändert: „Sprüchwort" in „Sprichwort", das ist höchst überflüssig; „zieht es sich längs des obern Stockes hin" in „zieht sie sich längs des obern Stockes hin", das ist eine wirkliche Verbesserung, denn gemeint ist „eine Emporlaube". Die nächsten beiden Änderungen sind principiell, d. h. überall, wo Otto Ludwig in seinem knappen Stil das Hilfszeitwort im Nebensatz abwirft, setzt es Grunow. Der Dichter schreibt also: Er muß „an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln"; Grunow schreibt „hinaufgestiegen ist". Ludwig schreibt: „daß er äußerlich nur das nachgethan, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen"; Grunow dagegen „nachgethan hat", während das bloße „geschaffen" nach Wustmann, S. 168, passieren

kann. Fünfzehn Zeilen weiter schreibt Ludwig: „Hier in seinem Gärtchen vollendet er das geschlossene Bild desselben.“ Besonders schön ist diese Wendung ja nicht, aber darum hat Grunow noch längst kein inneres Recht, den Dichter beliebig zu korrigieren und zu setzen: „Hier in seinem Gärtchen vollendet er dessen geschloßnes Bild.“ Wenn jeder Herausgeber oder gar Verleger sich dergleichen Freiheiten herausnehmen wollte, wo kämen wir denn da hin? Herr Grunow ist ein feinsinniger Mann, der sich jede Abänderung sehr wohl überlegt hat, und dennoch sind ihm einige Geschmacklosigkeiten mit untergelaufen. Was würde nun aber werden, wenn Hinz und Kunz auch solche Richtergelüstespürten? „Quod licet Jovi, non licet bovi“ ist ein Sprichwort, aber kein „Gesetz der Meder und Perser“. Ich kenne und achte Grunows Bestrebungen, unsere Sprache zu reinigen und vor Entartung zu bewahren, ich bewundere seinen Mut (wenn er z. B. jetzt wieder Björnsons doch meist schon allgemein bekannte „Bauerngeschichten“ erscheinen läßt, nur um uns endlich eine mustergültige Übersetzung zu bescheren) und seine Willensstärke, aber sein Vorgehen bei der Redaktion des Ludwig-Textes kann ich nicht billigen und glaube auch, daß es nicht überall zum Vorteil der sonst so trefflichen Ausgabe gedient hat. Kein vernünftig denkender Schriftsteller wird eine begründete Verbesserung von seiten seines Verlegers zurückweisen, und Otto Ludwig selbst — das ist Thatsache — hat sich mit den mannigfachen Korrekturen seines Verlegers Meidinger bereitwilligst einverstanden erklärt; aber bei der Grunowschen Textrevision liegen die Dinge eben anders. Hier handelt es sich erstlich um eine Verbesserung nach des Verfassers Tode, sodann um einen Text, den der Verfasser (außer bei „Maria“) schon selbst revidiert hatte, und schließlich doch um Meisterwerke ersten Ranges, an die man den Maßstab kleinlicher Schulmeisterregeln nicht ohne weiteres anlegen darf. Dennoch bleibt die Grunowsche Ausgabe dankenswert und — abgesehen von den Erzählungen — durchaus maßgebend, bis auch hier das Bessere das Gute ablöst.

Ist nun Dr. Victor Schweizers Ausgabe das Bessere? Ja und nein. Ja insofern, als Schweizer in den „Erzählungen“ wieder auf des Dichters Urtext zurückgegangen ist, d. h. für „Zwischen Himmel und Erde“ sowie für „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“ die letzten vom Dichter durchgesehenen Drucke (die Manuskripte sind leider verloren gegangen), für „Maria“ die in Weimar liegende Originalhandschrift zu Grunde legte. Nein insofern, als die Schweizersche Ausgabe in allem übrigen nur ein geistiger Ableger der Grunowschen ist. Dr. Victor Schweizer hat nur eine Auswahl unter den Ludwigschen Werken getroffen, aber diese Auswahl (außer den ebengenannten Erzählungen „Erbförster“, „Maccabäer“, „Fräulein von Scuderie“, Teile der „Studien zum eigenen Schaffen“, „Shakespeare“- und „Romanstudien“) ist gut, besser als die Reclamsche (die übrigens auch schon auf die Urtexte zurückging), vollends besser als die Hendelsche (die einfach Grunow nachdruckte). Der kurze Lebensabriß Otto Ludwigs, den Schweizer seiner Ausgabe voranschickt, ist nur ein matter Abglanz der großen Sternschen Biographie, die ganz abgesehen von der ihr auch bei Schweizer nachgerühmten „Genauigkeit und Sachlichkeit“ ein wirkliches Kunstwerk ist. Ebenso wenig können die Schweizerschen Einleitungen mit denen Adolf Sterns und Erich Schmidts einen Vergleich aushalten. Merkwürdig erscheint es mir, wenn Schweizer die subjektiv enthusiastische Skizze Heydrichs mit Sterns gründlicher Forscherarbeit ganz ernsthaft vergleichen und in der Anmerkung (S. 7) den Anschein erwecken will, als fuße er mindestens ebenso sehr auf Heydrich wie auf Stern, während doch nur letzteres der Fall ist und der Fall sein kann. Warum sich Schweizer bei der Textrevision gerade der wichtigsten Arbeit, der Revisionsangabe von „Zwischen Himmel und Erde“ entzogen hat, ist mir unbegreiflich, denn mit dem „Mangel an Raum“ scheint es sich ganz ähnlich zu verhalten wie mit den Krankheiten verabschiedeter Minister. Aus alledem läßt sich schon ersehen, daß auch die Schweizersche Ausgabe keine Musterausgabe ist, obwohl sie durchaus nicht schlecht ist. Äußerlich besitzt sie all die bekannten Vorzüge der Meyerschen Klassikerausgaben, die Handlichkeit, den schönen sorgfältigen Druck, die Übersichtlichkeit, zu der die Numerierung so sehr viel beiträgt u. s. w. Im übrigen reicht auch die neue Auswahlausgabe an die alte, fast vollständige (d. h. ohne die obenerwähnten Kleinigkeiten und unbrauchbaren Fragmente) nicht heran, da eben diese Stern-Schmidtsche Ausgabe, abgesehen von den Grunowschen Willkürlichkeiten, ausgezeichnet ist und nicht so leicht übertroffen werden kann. Es wäre absurd, Schweizer daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß er Stern nicht überholt hat; aber es hätte wohl in Schweizers eigenstem Interesse gelegen, in seiner Ausgabe dem größten lebenden Ludwig-Forscher und Ludwig-Kenner mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, da er doch durchaus auf dessen Schultern steht. Schweizer giebt sich aber vielmehr den Anschein, höchst selbständig zu sein, was er in diesem Falle beim besten Willen nicht sein kann. Ob er aus diesem Grunde z. B. auch ein anderes Ludwig-Porträt (nach Theodor Langer, gestochen von Lindner) für seine Ausgabe gewählt hat, weiß ich nicht, Thatsache ist, daß dies neue Bild nicht gut ist, noch schlechter als die Heysche Zeichnung bei Heydrich, während die Riffarthsche Photogravüre der Grunowschen Ausgabe des Dichters Züge und Charakter ganz vorzüglich wiedergiebt.

2. G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich. 1770—1798. Zum hundertjährigen Todestage Lichtenbergs herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1898. 8. 2 M.

Es giebt zweierlei Weisen, das Andenken großer Schriftsteller zu ehren, erstens indem man über sie schreibt oder redet, zweitens indem man sie selbst wieder schreiben oder reden läßt. Ich halte die letztere Art und Weise im

allgemeinen für die bessere, schon weil sie nicht so schwierig ist, ferner weil bei der erstern gar zu viel leeres Stroh gedroschen werden kann und in unserer ewig jubilierenden Zeit leider Gottes auch gedroschen wird. Die vorliegende Briefsammlung ist ja nicht völlig neu, nur sechs von den achtundfünfzig Briefen sind bisher ungedruckt gewesen; aber dennoch kann man es nur mit Freuden begrüßen, daß die bereits um Lichtenbergs Andenken wohlverdiente Verlagsbuchhandlung abermals die Kosten nicht gescheut hat, zum 24. Februar 1899 einen Festbeitrag zu spenden. Die Briefe lesen sich auch für einen Laien, der das interessante Zeitalter Lichtenbergs nicht kennt, gut und unterhaltlich, aber an die feine Menschenbeobachtung und an den geistreichen Witz der Hogarth-Erklärungen reichen sie allerdings nicht heran. Lichtenberg war eben kein wirklich schöpferischer Genius, er brauchte mehr oder weniger immer etwas Gegebenes, an das er anknüpfen kann. Eduard Grisebach, den Lichtenberg-Verehrern kein Neuling, hat die Ausgabe besorgt und mit einem recht charakteristischen Porträt und eingehenden Erläuterungen versehen.

3. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Band XV: Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Von Hans Oberländer. Band XVI: Das Ifflandsche Rührstück, ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik von Arthur Stieler. Hamburg, Leopold Voß. 1898. 8. 5 M. und 3 M. 50 Pf.

Das Litzmannsche Unternehmen hat uns schon eine ganze Anzahl tüchtiger Arbeiten beschert, und zu diesen gehört ohne Frage auch die Hans Oberländers. Gründliche Kenntnisse, ein weiter Blick, im großen und ganzen auch eine anmutige Darstellung nehmen von vornherein für das Werk ein, obwohl die Wahl des Themas einen weiten Leserkreis beinahe auszuschließen scheint. Die ersten sechs Kapitel, die sich hauptsächlich mit der französischen Schauspielkunst befassen, tragen allerdings ein klein wenig den Geruch allzuhoch potenzierter Gelehrsamkeit an sich, aber das scheint bei einer Dissertation heutzutage fast unvermeidlich zu sein. Am besten liest sich das letzte und bedeutendste Kapitel über die Begründung der deutschen Nationalbühne, obwohl gerade dieser Gegenstand schon mehrfach behandelt worden ist. Im Gegensatz zu Hans Oberländers Abhandlung, die eine fast mustergültige Doktorarbeit genannt werden könnte, zeigt uns die Arbeit Arthur Stielers das Bild einer richtigen modernen Dissertation, einer schematischen Zettelarbeit ohne innere Durcharbeitung, ohne äußere Beherrschung des Stoffes, mit einem Worte, eine Doktorarbeit, wie sie nicht sein soll. Nach einer kümmerlichen Einleitung von 11 Seiten geht das große Sammelsurium der aneinander gekleisterten Zettelnotizen los, drei nichtssagende Oberabteilungen (Stoffe und Gestalten, Aufbau und Anordnung, Scene und Sprache) und ein ganzes Hundert verschiedener Unterabteilungen, die oft wie Kraut und Rüben durcheinander purzeln. „Sterbestunde" und „Blick in die Zukunft" erscheinen unter „Stoffe und Gestalten", „Briefe als Rührmittel" unter „Aufbau und Anordnung", „Rührsentenzen" „Beweggründe zum Weinen", „Sonstige Verwendung von Thränen", „Schilderung des Gräßlichen" und „Scene und Sprache", sie könnten aber ebenso gut unter einer andern Rubrik stehen. Und was steht in diesen Kapiteln? Ein Beispiel mag genügen:

Sonstige Verwendung von Thränen.

Weitere Aufschlüsse über die Verwendung der Thräne bei Iffland findet man in folgenden Redewendungen: Thränen werden „kostbare Wassertropfen" oder „eine kostbare Mitgift" oder „ein kräftiger Segen" genannt. Verse sind deswegen schön, weil „Mama allemal geweint hat, wenn sie vorgelesen wurden". Man schwört auf „geweinte Thränen". Man bittet: „Halten Sie den Ausbruch des Jammers nicht auf", „Thränen fallen beim Erzählen auf die Hand", „Männer heulen wie Kinder auf ihren Rosmarinstrauß", „Thränen, deren man nicht achtet, sind schmerzlich". Beim Schreiben an den Geliebten hat das Mädchen „Thränen verschluckt". Vor Thränen hat man die Thür oder den Weg nicht finden können. Thränenspuren sieht man auf dem Briefpapiere; Thränenflecken finden sich im Hauptbuche, die Zahlen sind von den Thränen ausgelöscht. Auch im Siegwart heißt es: „Oft schoß ein Strom von Thränen darauf (Abschiedsbrief der Geliebten), daß er keinen Buchstaben mehr von dem andern unterscheiden konnte (II, 423). Bei Iffland weint eine Dame so stark, „daß man die Hände unter ihr waschen konnte", wobei man zu der Erkenntnis kommt, daß auch vom Rührenden zum Lächerlichen nur ein Schritt ist.

Voilà tout! Man muß sich über Berthold Litzmann wundern, daß er eine solche unverarbeitete Arbeit unter seine „Theatergeschichtlichen Forschungen" aufnahm, jedenfalls bleibt Nr. 16 dieser Sammlung eine Niete.

4. Biographische Volksbücher: Nr. 28—31: Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva). Von Dr. Benno Diederich. Mit 18 Abbildungen. Nr. 32—35: Charles Darwin. Von Wilhelm Bölsche. Mit einem Bildnis. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1898. 8. Je 1 M.

Das Voigtländersche Unternehmen verdient viel Anerkennung, denn es liegt ihm eine gesunde Idee zu Grunde. Die einzelnen Bände, die bis jetzt erschienen sind, haben aber leider auch sehr verschiedenen Wert, und eine solche Ungleichheit kann dem ganzen Werke nur schaden. Gerade im Anfang gilt es das Vertrauen der Leser sich zu sichern und ängstlich jede Mittelmäßigkeit fern zu halten. Die Biographie der Carmen Sylva ist jedoch noch unter dem Niveau des Mittelmäßigen, noch mäßiger als der „Gerhart Hauptmann" Adalbert von Hansteins. Dagegen ist die Biographie Darwins recht gelungen, wobei ja allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß Wilhelm Bölsche tüchtige Vorarbeiten vorlagen. Als ein besonderer Vorzug dieses Büchleins ist allerdings zu erwähnen, daß der Verfasser die nicht immer leicht zu findende Mittelstraße zwischen allzu gelehrter Gründlichkeit und popularwissenschaftlicher Oberflächlichkeit gut gefunden hat, ein Problem, an dem schon gar mancher gescheitert ist.

Hermann Anders Krüger.

Zur pädagogischen Litteratur.

1. Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit. Bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Dr. K. A. Schmid. Fortgeführt von Dr. Georg Schmid. Vierter Band. Zweite Abteilung. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1898. 8. 27 M.
2. Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. Von Theodor Waitz. Vierte durch Beilagen vermehrte Auflage, herausgegeben von Dr. Otto Willmann, Professor in Prag. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1898. 8. 5 M.
3. Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Von M. Evers. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1898. 8. 5 M. 60 Pf.
4. Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Von Dr. Adolf Matthias. Zweite Auflage. München, Beckscher Verlag. 1898. 8. 3 M.
5. Pestalozzi. Von Dr. E. von Sallwürk. (Große Erzieher. Eine Darstellung der neuern Pädagogik in Biographien. Band 1.) Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1897. 8. 1 M. 25 Pf.
6. Johann Bernhard Basedow. Von Diestelmann. (Große Erzieher. Eine Darstellung der neuern Pädagogik in Biographien. Band 2.) Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1897. 8. 1 M. 25 Pf.

Die Schmidsche „Geschichte der Erziehung", das große Werk, dessen Umfang man schon an der äußerlichen Thatsache bemessen kann, daß die bis jetzt erschienenen Bände 112 Mark kosten, steht einzig in der europäischen Litteratur auch nach seiner Bedeutung da. Wir haben schon früher in diesen Blättern die allgemeinen Gesichtspunkte erörtert, die bei dem Plane des ganzen Buches maßgebend gewesen sind und die darum auch bei seiner Beurteilung entscheidend sein müssen. Eine zusammenhängende Darstellung des Ganges der pädagogischen Doktrinen, wie sie z. B. in Frankreich, allerdings auf viel geringerm Raum, Compayré versucht hat, darf man von der Schmidschen „Geschichte" nicht erwarten, weil dazu die Arbeitsteilung unter die Mitarbeiter zu mannigfaltig ist und demgemäß die Stoffgruppierungsgrundsätze eine Durchführung der pädagogischen Ideen durch sehr große Zeiträume nicht zulassen. Aber der neu vorliegende Band hat uns von neuem überzeugt, daß die Grundsätze des Herausgebers Vorteile für die Stoffverteilung und -Darstellung bieten, die jenen notwendigen und übrigens möglichst ausgeglichenen Nachteil weniger empfinden lassen. Der vierte, 881 Seiten starke Band beschäftigt sich ausschließlich mit der interessantesten Epoche, die die Erziehung aufzuweisen hat, mit dem 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung. Er wird gebührendermaßen mit dem gedankenreichen und wunderlichen Apostel der ganzen Bewegung, mit Basedow, eröffnet, dessen Leben, Ansichten und Veranstaltungen uns ein (sonderbarerweise ungenannter) Darsteller schildert; das untengenannte Buch von Diestelmann, das in mehr als einem Betracht Neues bringt, ist für diese Darstellung noch nicht verwendet worden, obgleich es schon 1897 erschienen ist. Gerade bei Basedow würde eine allgemeinmenschliche Würdigung wohl am Platze und eine erwünschte Ergänzung zu der musterhaften Übersicht über seine pädagogischen Bestrebungen gewesen sein.

Nun folgen die vielgenannten Schulgrößen in langer Reihe, Heilige und Unheilige, Berufene und Auserwählte: Wolke, Bahrdt, Salzmann, Campe, Trapp, Villaume, Rochow (bei dem schon auf Büngers „Geschichte des Lesebuchs", nicht aber auf die Arbeiten von Dreyfus-Brisac in der „Revue Internationale de l'Enseignement" hingewiesen ist), Mendelssohn (mit einem interessanten Ausblick auf die Geschichte des jüdischen Bildungswesens). Endlich gelangt man bei dem Größten an, bei Pestalozzi. Er hat durch den Seminardirektor Gundert in Eßlingen eine in jeder Hinsicht auf der Höhe stehende Behandlung erfahren; das einzige, was wir vermissen, ist hier und da ein tieferes Eingehen auf die Vorgeschichte der Werke P.s, z. B. auf die uns genau überlieferte Seelen- und Stimmungslage des Meisters vor der Abfassung von „Lienhard und Gertrud"; auch hätten wir zu den einzelnen Werken, bei der großen Bedeutung des Gegenstandes, eingehendere Litteraturangaben erwartet. Aber das sind nebensächliche und subjektive Ausstellungen. Es ist eine Darstellung, die selbst neben der unten zu nennenden meisterhaften Behandlung desselben Gegenstandes durch Dr. von Sallwürk mit Ehren bestehen wird. Dr. J. Eitle in Urach giebt uns eine Skizze der pädagogischen Bedeutung Schleiermachers, die leider nicht so ausführlich ist, wie es der Gegenstand wohl verdient hätte. Den Schluß bildet eine ausgezeichnete Darstellung des Lebens und der Lehren Herbarts von Ernst von Sallwürk. Der Verfasser hat selbst lange genug thätig eingreifend in der durch Herbart heraufgeführten pädagogischen Bewegung gestanden, um aus dem Vollen heraus nicht nur das System des Meisters darzustellen, sondern auch mit sicherm Maßstabe das Bleibende und Fruchtbare darin sowie in den Bestrebungen derer zu bewerten, die sich an Herbart angeschlossen haben und die nicht alle eine wirklich nützliche Weiterbildung seiner Ideen geliefert haben. Wofür wir ihm besonders dankbar sind, ist, daß er in seine Darstellung der pädagogischen Ideen Herbarts eine vortreffliche kurze Übersicht über die Philosophie desselben eingefügt hat. Es sei gestattet, auf einen Druckfehler aufmerksam zu machen: Theodor Waitz wurde (S. 880) nicht 1831 sondern 1821 geboren.

Eine erfreuliche Gabe der Viewegschen Buchhandlung ist die neue, nun schon vierte, Auflage von Theodor Waitz' „Allgemeiner Pädagogik" (Nr. 2). Das Buch des zu früh Dahingegangenen ist zuerst im Jahre 1852, als sein Verfasser 31 Jahre zählte, erschienen und hat sich seitdem eines immer gleich bleibenden Interesses des einer tiefern Erfassung des Berufs zustrebenden Teils der deutschen

Lehrerwelt erfreut; es gehört zu den „Standard“-Büchern der pädagogischen Wissenschaft. Waitz gehörte nicht zu den eigentlichen Fachmännern, obgleich eine tiefe Neigung zum Lehramt ihn von früh an gekennzeichnet hatte; er hat die Universitätslaufbahn eingeschlagen, und auf dem Gebiete der Philosophie hat seine Hauptthätigkeit sich vollzogen; die Psychologie hat er, einer der ersten, die ihre nahe und unerläßliche Beziehung zur Naturwissenschaft einsahen und vollzogen, durch zwei noch heute als klassisch geltende Bücher gefördert. Durch die Psychologie kam er auf die praktische Philosophie und durch eine weitherzige Auffassung dieser auf die Pädagogik. Nachdem er seit 1848 in mehrern kleinern Schriften sich an der Erörterung der brennenden Fragen der Unterrichtsorganisation und -methoden nicht einflußlos beteiligt hatte, faßte er seine Ansichten systematisch in der „Allgemeinen Pädagogik“ zusammen. Das Buch ist durchaus nicht nur für Lehrer geschrieben; es würde auch heute noch einen großen Segen stiften, wenn gebildete Laien sich mit ihm beschäftigen wollten; Gedankengang, Form der Darstellung und Weite des Gesichtskreises machen es geeignet zur Lektüre für alle, die den Erziehungsfragen mit Teilnahme gegenüberstehen. Die dem Werke angefügten kleinern Abhandlungen gehen mehr speciellere Fragen an. Die neue Auflage ist wiederum von Otto Willmann besorgt worden; sie bringt wieder den schon früher veröffentlichten Aufsatz des Herausgebers über Waitz' praktische Philosophie, daneben aber als neue Zusätze einen Abdruck der Lebensbeschreibung Waitz', die Professor Gerland in Straßburg für die „Deutsche Biographie“ verfaßt hat; ferner wird die eingehende Ankündigung abgedruckt, mit der Direktor Scheibert im Jahre 1852 das eben erschienene Buch in der Züricher „Pädagogischen Revue“ begrüßt hat. Schließlich sei noch erwähnt, daß ein Bild von Waitz dem Bande vorgefügt ist. Wünschen wir dem durch und durch gediegenen Buche das Beste zu dieser seiner neuen Reise!

Das Buch von Evers (Nr. 3) führt einen Titel, bei dem man sich gar nichts Bestimmtes denken kann; der Inhalt wird erst durch den Zusatz angedeutet: „Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart“ (wobei wir indes bloß an die höhern Schulen für das männliche Geschlecht denken dürfen). Dazu kommt noch ein zweiter Untertitel: „Eine Pädagogik des Kampfes.“ Die Schrift ist „Fachgenossen, Eltern und Erziehern, Jugend- und Schulfreunden vorgelegt“. Am besten wird über ihre Absicht und ihren allgemeinen Inhalt die Nachricht aufklären, daß sie erwachsen ist aus einem Berichte, den der Gymnasialdirektor Evers für die sechste Rheinische Direktorenkonferenz 1896 auf Grund von 35 Berichten über die Frage zu erstatten hatte: „Welche geistigen und sittlichen Gefahren für die Schüler der höhern Lehranstalten, vorzugsweise die erwachsenern, machen sich in der Gegenwart besonders fühlbar, und durch welche Einrichtungen und Einwirkungen vermag die Schule denselben entgegenzuarbeiten?“ Der Bericht ist zwar in manchen Beziehungen umgearbeitet worden, um „für weitere Kreise lesbar“ zu werden, aber er hat doch noch stark das Gepräge seines Ursprungs, und wir bezweifeln, ob wirklich weitere Kreise an der Lektüre einer Schrift Gefallen finden werden, die das Aussehen einer erweiterten Disposition mit Einteilungen wie (S. 78—100) II. I. A. a. aa. bb. b. I. II. u. s. w. B. a. b. II. 1. 2. 3. 4. III. hat. Es thut uns leid, diesen Zweifel aussprechen zu müssen, denn stofflich ist das Buch so vielseitig, so reich, so schön, so nützlich, daß ihm der weiteste Leserkreis zu wünschen wäre. Es führt alle Gesichtspunkte, die bei dieser für unser ganzes Volksleben so wichtigen Sache überhaupt gefunden werden können, an, und enthält für Lehrer wie für Eltern eine Fülle des Beherzigenswerten. Hätte der Verfasser das alles in genießbarerer Form, mit der schönen Flüssigkeit ausgesprochen, die ähnliche Bücher von Matthias, Münch, Jäger u. a. auszeichnet, so würde er sich ein wesentlich größeres Verdienst erworben haben als so. Immerhin wird schon viel gewonnen sein, wenn das Buch in den Kreisen der Lehrer gelesen wird und — Nachfolge erweckt!

Verwandt mit dem vorigen ist das unter Nr. 4 angeführte Buch von Matthias: „Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.“ Die erste Auflage ist rasch vergriffen worden; in etwas über Jahresfrist ist die zweite nötig geworden. Der Verfasser, der sich auf dem Gebiete fachmännischer Pädagogik durch einen ganz ausgezeichneten Beitrag zu Baumeisters „Handbuch“ und durch manche andere Arbeiten einen hervorragenden Namen erworben hat, wendet sich hier an den weiten Kreis aller derer, die einen Sohn zu erziehen haben; er nennt diesen Sohn Benjamin, den „Sohn des Glückes“, ohne im Vorwort zu verschweigen, daß Rahel ihren Benjamin eigentlich Ben-Oni, d. i. den Sohn der Schmerzen genannt habe. Er will zu der in diesem Namenswechsel angedeuteten Wendung, die alle Eltern erstreben, nicht aber alle auch wirklich erreichen, beitragen, und behandelt den Knaben in allen Beziehungen und Lagen seines noch im Elternhause zugebrachten Lebens. Eine Fülle von erzieherischer Weisheit, die offenbar nicht nur der väterlichen, sondern auch der schulmännischen Erfahrung entsprungen ist, zeichnet das Buch aus; und diese Weisheit wird vorgetragen mit dem sonnigen und freundlich-teilnehmenden Humor, der dem Rate die Herzen öffnet und ihn auf eine gute Statt fallen läßt. Der ersten Auflage gegenüber ist diese zweite etwas bereichert; es sind zwei Kapitel hinzugefügt worden: „Was soll Benjamin lesen?“ und „Wie erhalten wir unsern Benjamin gesund?“ In dem erstgenannten Kapitel ist mir zweierlei aufgefallen: warum fehlt jeder Hinweis auf litterarhistorische Lektüre (Biographien unserer Dichter)? und warum wird bei der Aufzählung der erzählenden Jugendschriften der Liebling unserer gegenwärtigen Jugend, für den sie durchs Feuer geht, nicht erwähnt: Karl May? Vielleicht fügt der Herr

Verfasser in der dritten Auflage noch einiges in dieser Richtung zu.

Endlich noch zwei Biographien. Der Voigtländersche Verlag in Leipzig, der sich in letzter Zeit durch wertvolle Veröffentlichungen ausgezeichnet hat, eröffnet eine Serie, die berufen ist, in pädagogischen Kreisen sehr anregend zu wirken: „Große Erzieher. Eine Darstellung der neuern Pädagogik in Biographien.“ Es sind präcise, etwa 100 Seiten lange zusammenfassende Behandlungen des Lebens und der Ideen unserer hervorragenden Pädagogen. Der erste Band enthält eine meisterhafte Biographie Pestalozzis aus der Feder E. von Sallwürks, die zugleich eine Würdigung der Stellung des Schweizer Reformators in der Geschichte der Pädagogik und eine Analyse der hauptsächlichsten Werke enthält. Der zweite Band bringt die oben schon erwähnte, aus der eingehendsten Kenntnis des Gegenstandes erwachsene, sogar auf noch unveröffentlichtes Material gestützte Darstellung Basedows. Man darf sagen, daß durch diese kleine Schrift ein in manchen Beziehungen richtigeres Bild von Basedow entworfen ist als durch das vor kurzem erschienene große Buch des Franzosen Pinloche. Diestelmann weist diesem eine Reihe von Fehlern nach, wie das, unabhängig von ihm, auch der ungenannte Verfasser des Aufsatzes über Basedow in Schmids oben besprochener „Geschichte der Pädagogik“ gethan hat. Besonders verdienstlich wird es sein, daß Diestelmann die hergebrachte Meinung von der Abhängigkeit Basedows von La Chalotois und auch von Rousseau widerlegt oder wenigstens auf das richtige Maß zurückgeführt hat. Wenn die weitern Bände der „Großen Erzieher“ sich auf der Höhe dieser beiden ersten halten, so stehen wir hier vor einem äußerst verdienstvollen Unternehmen.

Jakob Wychgram.

Historische Romane.

1. Ebroin. Historischer Roman von Felix Dahn. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. X.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1898. 8. 10 M.
2. Johann Dube. Roman aus der Hannoverschen Stadtgeschichte von L. Haidheim. 2 Bände. Jena, Herm. Costenoble. 1897. 8. 6 M.
3. Ein Hohenzoller in Italien. Roman von Julius von Werther. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1898. 8. 3 M. 60 Pf.
4. In dunkeln Tagen. Charakterbild aus den Tagen von 1806 bis 1809. Von A. von Liliencron. 2 Bände. Jena, Herm. Costenoble. 1898. 8. 7 M. 60 Pf.
5. Beresina. Roman von 1812. Von Oskar Mysing. 3 Bände. Berlin, O. Janke. 1898. 8. 10 M.

Trotz aller, freilich auch teilweise übertriebenen Einwände eines beträchtlichen Teils der Kritik werden historische Romane nach wie vor in großer Zahl geschrieben, also offenbar auch gern gelesen. Diesmal gilt es wieder deren fünf und fast lauter umfangreiche zu besprechen.

Daß Felix Dahn ein großes Talent sein eigen nennt, das zeigt auch sein „Ebroin“ (Nr. 1) von neuem; er zeigt aber nicht minder, daß er dieses Talent nicht in der rechten Weise gebraucht, daß er, selbst für seine Kraft, viel zu rasch und sorglos arbeitet, daß er immer und immer wieder um der Wirkung willen künstlerische Rücksichten vernachlässigt. Den wirklich großen Vertretern des deutschen historischen Romans, also um bei seinem ungefähren Zeitgenossen zu bleiben, z. B. einem Scheffel oder Gustav Freytag kann er schon deshalb nicht an die Seite gestellt werden, weil er, um mich mild auszudrücken, aus seinem Lieblingsgebiet zu viel herausholen will, also natürlich sich wiederholt. Scheffel war vor dieser Gefahr schon durch seine wenig umfangreiche Produktion als Romanschriftsteller gesichert; aber auch Freytag hat sie mit echt künstlerischem Sinn vermieden, er hat geschwiegen, als er nichts Neues mehr zu sagen hatte, wie er ja auch — wieder im Gegensatz zu Dahn — nie und nirgends auf den bloßen Effekt hin gearbeitet hat. Dieser aber bietet uns hier schon Band 10 seiner „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung“! Das ist, auch angenommen hiermit werde er nun schließen, doch zu viel, da kann es ohne Wiederholungen nicht abgehen. Aber auch wenn man „Ebroin“ ganz für sich allein betrachtet, wird man nur zu einem sehr bedingt anerkennenden Urteil kommen. Gewiß zeigt Dahn auch hier wieder seine große Kunst zu kontrastieren, den Leser in fortwährender Spannung zu erhalten, uns anschauliche Zeitbilder zu geben. Aber die Kontraste sind nicht immer innerlich wahr, es ist viel Mache dabei, und weil er zu viel will, verfehlt er die erstrebte Wirkung ganz; die Mittel, mit denen er uns in Spannung zu versetzen weiß, können gleichfalls nicht immer künstlerisch genannt werden, sie grenzen oft sehr bedenklich an das bloß Sensationelle; endlich: so gut er auch die Zeit kennt, die er uns schildert, durch persönliche Zu- und Abneigung läßt er sich oft ungerecht und einseitig machen; im Hineintragen moderner Empfindungen in die Personen jener verklungenen Epoche — in unserm Fall handelt es sich um das siebente Jahrhundert — läßt er wiederholt das künstlerische Maßhalten schmerzlich vermissen; eine Reihe von Scenen im „Ebroin“ wirken lediglich sentimental. Daß die Charaktere, obwohl glänzend angelegt, doch in ihrer weitern Durchführung teilweise zu starken Bedenken Anlaß geben, kann nach dem bereits Gesagten nicht wunder nehmen; daß die Behandlung des historischen Stoffes sehr frei ist, braucht gleichfalls

kaum gesagt zu werden. Und wenn auch trotz alledem „Ebroin" noch beträchtlich über der Menge dessen steht, was sich „historischer Roman" nennt, so hat die Kritik doch ein gutes Recht ihn scharf zu beurteilen, weil Dahn sich nicht mehr der Pflicht bewußt zu sein scheint, sein Bestes zu geben, und weil er auch nicht die Entschuldigung für sich hat, daß äußere, leider oft sehr gewichtige Gründe ihn zu einer überhasteten Produktion drängen.

Annähernd ein Jahrtausend liegt zwischen der Zeit des „Ebroin" und der von L. Haidheims Roman „Johann Duve" (Nr. 2), der Ende 1653 einsetzt. Und nicht um die Schicksale eines großen Reichs handelt es sich hier, sondern höchstens um Wohl und Wehe der Residenz eines kleinen deutschen Staates. Diese Erzählung aus der Hannoverschen Stadtgeschichte ist, wie verschieden auch von „Ebroin", gleichfalls weit entfernt davon ein echtes Kunstwerk zu sein; aber diesen Anspruch will die Verfasserin wahrscheinlich gar nicht machen, und bei allen Schwächen gehört „Johann Duve" zu den bessern Erzeugnissen unserer Familienblattlitteratur. Die kulturhistorische Färbung ist nicht sehr lebhaft, wirkt aber in mancher Hinsicht gerade dadurch erfreulich. Insbesondere berührt es angenehm, auch einmal, und zwar offenbar ohne daß die Wahrheit die Unkosten zu tragen hat, kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege eine größere deutsche Stadt in einer verhältnismäßig günstigen Lage zu finden. Dabei sind übrigens die dunkeln Schatten jener Zeit durchaus nicht verschwiegen; von Zügen der weitverbreiteten Roheit, von der Macht des Aber-, insbesondere des Hexenglaubens erfährt man genug; die Schicksale einiger Personen des Romans reden nach dieser Richtung eine eindringliche Sprache. Von den Charakteren sind wenigstens einige in der Hauptsache recht glücklich gezeichnet, am besten wohl der ebenso praktisch-weltkundige wie wahrhaft edle Oberbergfaktor Johann Duve selbst, in seiner eigentümlichen Mittelstellung zwischen dem erwerbenden Bürger und dem fürstlichen Vertrauensmann, daneben der von leidenschaftlicher Liebe ergriffene, vom stolzen Bewußtsein des absoluten Fürsten durchdrungene und dadurch leicht über die Grenzen des Rechts hinausgerissene, aber im letzten Grunde doch nicht unedle Herzog Georg Wilhelm. Duves Pflegetochter Anndörthe Timmendorf, der des Fürsten leidenschaftliche Neigung gilt, ist offenbar von der Verfasserin mit besonderer Liebe geschildert und auch wirklich eine sehr fesselnde Erscheinung; aber manches in ihrem Charakter, und nicht nur Unwesentliches, ist doch verzeichnet, und ebenso geben eine Reihe von andern Personen nach dieser Richtung, namentlich durch die innere Wandlung, die die Verfasserin einige von ihnen durchmachen läßt, zu recht erheblichen Bedenken Anlaß. Die Führung der Handlung interessiert fast durchweg, aber das geschieht freilich teilweise auf Kosten nicht nur der äußern, sondern auch der innern Wahrscheinlichkeit. Insbesondere müssen freundliche Zufälle allzuoft die gewünschte Wirkung herbeiführen, und die Art, wie den Leserinnen — denn auf solche hat wohl L. Haidheim vor allem gerechnet — die Befriedigung verschafft wird, zuletzt möglichst viele glückliche Menschen, insbesondere natürlich Ehepaare, vor sich zu sehen, erinnert mehr als der erustere Leser wünscht an die bekannte Eigentümlichkeit dieser Art von Erzählungen. Aber immerhin sind in diesem Falle die Vorzüge groß genug, um auch anspruchsvollere Leser mit den Schwächen zu versöhnen.

Julius von Werthers Roman „Ein Hohenzoller in Italien" (Nr. 3) genügt auch höhern Anforderungen; man merkt sofort, daß hier ein ebenso talentvoller wie hochgebildeter Mann zu uns spricht. Der Grundzug, der durch das Buch geht, der Gegensatz zwischen welscher Tücke und deutscher Treue, zwischen italienischer Schmiegsamkeit und brandenburgischer Geradheit, ja Schroffheit ist ja natürlich keineswegs neu, erscheint auch bisweilen etwas übertrieben durchgeführt; aber im ganzen wird er doch mit ungewöhnlichem Geschick in Persönlichkeiten von Fleisch und Blut verkörpert. Der Hohenzoller, den sich Werther zum Helden erwählt hat, ist der junge Markgraf Karl Philipp, ein Sohn des Großen Kurfürsten aus dessen zweiter Ehe, also ein Halbbruder des Kurfürsten Friedrich III., spätern Königs Friedrich I. Wir finden den hochbegabten Fürstensohn, der sich schon reiche kriegerische Lorbeeren erworben hat, beim Anfang unserer Erzählung — zur Zeit des dritten Raubkrieges Ludwigs XIV. — in Savoyen als Führer des brandenburgischen Hilfskorps, das sein Bruder dem Herzog Victor Amadeus II. gesandt hat. Werther schildert uns in fesselnder und in der Hauptsache lebenswahrer Weise, wie seine leidenschaftliche Liebe zu der jung verwittweten Gräfin Salmour den Prinzen ganz aus dem innern Gleichgewicht bringt, wie sie ihn, der doch aus entschiedenster Neigung und innerstem Beruf Soldat ist, eine Zeit lang seine militärischen Pflichten vergessen und sich der schwersten Insubordination schuldig werden läßt, wie sie ihn ganz unfähig macht, die schwerwiegenden politischen und religiösen Bedenken zu würdigen, die den Kurfürsten hindern, Karl Philipps heimliche, dazu noch auf höchst anfechtbare Art geschlossene Ehe mit der Gräfin anzuerkennen, wie sie ihn endlich, als seine bessere Einsicht wieder geweckt ist, zwar in den Tod treibt, aber doch so, daß er durch seine letzte That den brandenburgischen Waffen neuen Ruhm schafft und den Feinden einen schon sicher scheinenden Erfolg wieder entreißt. Und nicht minder anschaulich wie der Prinz stehen auf brandenburgischer Seite die prächtigen Soldatenfiguren seines Mentors, des Obersten von Hackeborn, und seines goldtreuen Stallmeister Staff, auf italienischer vor allem der Abbate Marro, der päpstliche Nuntius, der verschlagene Herzog Victor Amadeus und seine Maitresse vor uns, während man bei der Gestalt der Gräfin Salmour, obgleich sie mit vieler Liebe und großem Geschick gezeichnet ist, doch das Gefühl hat, als habe Werther die allerdings sehr schwierige Aufgabe, die er sich dabei stellt, nicht ganz zu lösen verstanden. Nicht

minder interessant wie die Charakteristik der Hauptfiguren ist auch der Einblick in die sehr unerfreulichen sittlichen Zustände des savoyischen Hofes und in die verschlungenen Irrwege der herzoglichen wie der päpstlichen Politik, in welche Frauenhände wiederholt entscheidend eingreifen und für die der Begriff der Moral gar nicht zu existieren scheint. Manchmal sind dabei allerdings die Farben etwas stark aufgetragen. Auch soll nicht verschwiegen werden, daß einzelne Partien des Romans fast unnatürlich wirken, und daß ein Teil der historisch-referierenden Abschnitte im Ton zu trocken bleibt. Aber dafür sind auch manche Kapitel geradezu meisterhaft, z. B. das fünfte, in dem uns die leichtfertige italienische Hofgesellschaft vorgeführt wird, und das sechste, das das Bild für die niedern Kreise des Hofes ergänzt und durch den Kontrast, in den vor allem Staff dazu gesetzt wird, noch wirkungsvoller macht, oder das zwanzigste mit der entscheidungsvollen Unterredung zwischen dem Nuntius und dem Abbate. Wenn Werther sein Buch schlechthin als Roman, nicht als historischen Roman bezeichnet hat, so liegt der Grund dazu vielleicht darin, daß die historischen Vorgänge mit großer Freiheit behandelt sind. Der Geist jener Zeit und jener Menschen aber ist treffend geschildert, und das bleibt die Hauptsache.

Von einem Werke höhern Stils führt uns unser kritischer Weg, wenn wir die chronologische Ordnung einhalten, jetzt zu dem Typus eines Familienblattromans, der gewiß das Entzücken vieler Vertreterinnen des schönen Geschlechts erregt hat und noch erregen wird, der aber ebenso gewiß als Ganzes künstlerisch verfehlt ist. Die Zeit von 1806 bis 1809, die uns A. von Liliencron in ihrer Erzählung „In dunkeln Tagen" (Nr. 4) vorführt, ist schon so unendlich oft von berufenen und unberufenen Federn in Romanform geschildert worden, daß dieser neue Versuch sehr gut gelungen sein müßte, wenn man ihm irgend eine höhere Existenzberechtigung zuschreiben sollte. Aber in Wirklichkeit erhalten wir nun ein echtes und rechtes Dilettantenwerk. Gegen die Komposition ist vor allem der Einwand zu erheben, daß die Kapitel, die der eigentlichen Romanhandlung gelten, viel zu unvermittelt neben den historisch berichtenden stehen. Dazu sind die letztern nicht nur in dieser Ausführlichkeit völlig überflüssig, sondern für den feiner Empfindenden, weil sie jeder individuellen Färbung entbehren und nur die landläufigste Auffassung wiedergeben, geradezu störend; einigemal werden uns offenbar bloße Lesefrüchte geboten; Geschmacklosigkeiten sind nicht selten. Höher stehen ja nun die Abschnitte, die uns die eigentliche Romanhandlung vorführen, gewiß; einzelne sind sogar nicht nur ihrer Wirkung auf weiche Gemüter sicher, sondern wirklich der Ausfluß eines erfreulichen Talents und insbesondere einer feinen Anempfindungsgabe. Ich denke da vor allem an die Partien, die uns in den Charakter der wirklich in der Hauptsache reizvoll gezeichneten Heldin, des „Glühwürmchens" Nora von Hellermann und in ihr Verhältnis zu ihrem Vater, einem verbitterten Obersten a. D., ihrem Jugendfreund Jürgen und dem von allen Seiten verwöhnten, aber innerlich tüchtigen und schließlich zu echter Männlichkeit sich läuternden Grafen Hans Nesref, der sie natürlich schließlich zur Gattin gewinnt, einführen. Mit reiner Freude kann man freilich auch diese Kapitel nicht lesen; die Verfasserin verdirbt sich gelegentlich selbst die schönste Wirkung durch störende Wiederholung desselben Motivs (vgl. die Stellen von dem „guten Wort", I, 207 und 226); sie läßt den Grafen Hans einige Taktlosigkeiten begehen, die mit seiner feinen Art in vollem Widerspruch stehen; ihre Erfindungen, wo es gilt neue Verwicklungen herbeizuführen, stellen auch hier bisweilen starke Zumutungen an den Glauben der Leser, und vor allem kann sie von ihrer oft kaum erträglichen Manier, die Leute wie ein Buch reden zu lassen, selbst für Nora, zu deren Wesen dies wie die Faust aufs Auge paßt, sich nicht immer los machen; aber trotz alledem überwiegt in den bezeichneten Partien das Erfreuliche, und der Roman würde immerhin Lob verdienen, wenn er durchschnittlich auch nur annähernd so hoch stände. Aber auch das Gute, was sonst darin ist, kann schon wegen der vielen Stilunarten, die jedem Menschen mit Sprachgefühl in ihrer Häufung einen wirklichen Genuß an dem Buche unmöglich machen, gar nicht zur Geltung kommen. Einige von ihnen werden mit geradezu unglaublicher Konsequenz angewandt; sie müssen der Verfasserin wohl als Schönheiten erschienen sein; ich meine da die unzähligen Wendungen nach dem Schema: „Von wem sind jene Zeilen? raffte er sich zu der Frage auf", und die womöglich noch häufigern passivischen Wendungen, an Stellen, wo jedes natürliche Empfinden das Aktivum verlangt, wie wenn es II, 9 heißt: „Umstände ändern die Dinge, wurde sie mit einer gewissen Härte unterbrochen; für mich sind eben Umstände eingetreten, die im Stande sind..." A. von Liliencron wird solche Dinge vielleicht für Kleinigkeiten und mich, wenn ihr meine Besprechung zu Gesicht kommen sollte, für einen Pedanten halten; mir erscheint eher die Unnatur jener Wendungen als pedantisch.

Von Mysing, dessen Roman „Beresina" (Nr. 5) mir nun noch zu besprechen bleibt, gilt nach mancher Richtung dasselbe wie von Felix Dahn; auch bei ihm verbindet sich eine unleugbar große Begabung mit einem verhängnisvollen Mangel an künstlerischer Selbstzucht und einer ungesunden Raschheit der Produktion; die von Buch zu Buch sich steigernde Neigung zum Sensationellen und die zwar sehr praktische, weil den Neigungen der Masse entgegenkommende, aber den Forderungen der Kunst widersprechende immer neue Bearbeitung — ich will nur sagen sehr verwandter Stoffe machen sich bei ihm sogar noch viel bedenklicher geltend. Daß er in „Beresina" sich einen Stoff gewählt hat, in dem er seine ganz ungewöhnliche Gabe, anschaulich zu schildern, uns das Furchtbarste greifbar vor Augen zu stellen aufs glänzendste bewähren konnte, brauche ich kaum zu sagen; Belege, wie sie jeder der drei Bände reichlich bietet, anzuführen kann ich mir erst recht ersparen. Aber

schon hier vergißt er nicht selten den Künstler; die Wolfsmahlzeit z. B. (III, 72 fg.) wird jeder feiner Empfindende als ein reines Sensationsstück erkennen. Die Art, wie er seine Persönlichkeiten charakterisiert, namentlich so dämonische Charaktere wie Napoleon oder auch dessen bedeutendste Gegenspielerin in diesem Roman, die Gräfin Helena Laseinski, hat gleichfalls unleugbar etwas Großartiges; aber auch hier wieder schlägt die Kunst nicht selten in die bloße Mache um. Und diese spielt in der Führung der Handlung eine noch größere Rolle. Zum Belege dafür sei nur auf die bei einem bekannten historischen Stoff äußerst bedenkliche Thatsache hingewiesen, daß die Art, wie die ebenerwähnte Gräfin Laseinski hier auftritt, soviel ich weiß, völlig erfunden ist. Die bekannte Geliebte Napoleons, die Gräfin Marie Walewska, geborene Laseinski, hatte allerdings Schwestern, aber daß eine von ihnen, um Marie und vor allem ihr Vaterland Polen an dem Verräter Napoleon zu rächen, auch nur annähernd die Rolle gespielt hat wie diese diplomatische Vermittlerin und Spionin im größten Stil, davon habe ich nichts finden können. In der Romanhandlung im engern Sinn entflammt Helena durch ihre bestrickende Schönheit und den dämonischen Zauber ihres Wesens den jungen Adjutanten des Vicekönigs Eugen, Hans Ötting, zu rasender Liebesleidenschaft, zunächst nur um einen Helfer für ihre Zwecke zu haben, wird aber durch das Unglaubliche, das er für sie thut, schließlich mit tiefer Neigung zu ihm erfüllt. Hier stehen gleichfalls Partien, die unwiderstehlich fesseln, neben solchen, wo der denkende Leser absolut nicht zu folgen vermag. Namentlich die Verrätereien, zu denen Ötting, der als einer der bravsten Offiziere der Großen Armee galt, sich von Helena gegen ebendiese gebrauchen läßt, bleiben in einigen Fällen ganz unbegreiflich. Nimmt man zu dem allen einen zwar glänzenden, ja teilweise fast berauschenden, aber auch unnatürlich aufgeregten, vielfach von groben Fehlern entstellten und in unnötigen Absätzen geradezu schwelgenden Stil, so hat man ein ungefähres Bild dieses wohl sehr talentvollen, aber dabei künstlerisch im höchsten Grade anfechtbaren Romans.

Edmund Lange.

Neue Lyrik.

1. Ostern. Dichtung von Maria Itzerott. Preßburg, G. Heckenasts Nachfolger, Rudolf Drodtleff. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Am Lebensborn. Gesammelte Gedichte von Franz Poppe. Auswahl. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung A. Schwartz. 1898. 8. 3 M.
3. Aus meiner Liedermappe. Ein Kaiser Josephsfest. Von Dr. Eduard Langer. Prag, H. Dominicus (Th. Gruß). 1898. 8. 4 M.
4. Hohenklingen. Eine Zeit in Bildern und Gestalten. Von Wilhelm von Scholz. Titelblatt und Vignetten. München, Caesar Fritsch (Heinrich Plach). 1898. 8. 2 M. 50 Pf.

Maria Itzerotts neues Werk (Nr. 1) ist eine epische Dichtung von 91 Seiten. Da muß wohl etwas wie Handlung darin sein. Auf Seite 4 erzählt der Held, wie er mit seinem Busenfreunde eine Bergpartie macht und verunglückt. Dieses Unglück ist so eigentümlich motiviert, daß man den Kopf schüttelt. „Er reicht mir, um den Aufstieg zu erleichtern, seinen Bergstock. — Weh — er hat vergessen, daß einer Waffe er als Hülle diente! Ich greife nach dem Stock, behalte den Degen in meiner Hand — und stürze in die Tiefe.“ Dieser in mehrfacher Hinsicht unwahrscheinliche Unglücksfall macht ihn zum Krüppel. Nun hat er absonderliche Wünsche. „Ach einmal, einmal in der Sonne liegen, gedankenleicht und wunschlos wie ein Hund.“ Wer weiß, was ein Hundehirn für Gedanken und Wünsche hat! Den Freund, der doch durch den Unglücksfall ebenfalls entsetzlich leidet, „ließ ich niemals vor mein Angesicht und sandte seine Briefe ihm zurück, so wie ich sie empfangen. . . . Vergeben kann ich niemals.“ Diese thörichte Handlungsweise, für die kein Mensch eine Erklärung weiß, umgiebt nun den „Helden“ mit jener Einsamkeit, die die Dichterin für ihn braucht. Jetzt folgt ein Sturzbad mehr oder minder freier Rhythmen, die selten den Flug in eine poetische Region nehmen. Banaler Hamlet-Aufguß in Ideen, und erschreckende Armut an Plastik im Ausdruck, das ist der Inhalt der übrigen Gesänge. Um eine glückliche Ehe kurz zu bezeichnen, nennt M. Itzerott sie ein „Gedicht von einer kurzen Ehe“. Wie nun, wenn das „Gedicht“ schlecht ist? und von Maria Itzerott ist? Seitenlang wird die „Göttin Gesundheit“ apostrophiert. „Da strahlet dein Thron, o Göttin Gesundheit!“ Das soll anschauliche Poesie sein! Auch nicht der leiseste Versuch, die Sehnsucht des Helden nach Gesundung in Handlung umzusetzen, denn das seitenlange Gestammel und Gewinsel um Gesundheit wirkt direkt komisch. Die ganze Tragik der Unheilbaren, der vom Leben halb Weggewiesenen, der durch ihre Krankheit überfein Beseelten, nichts spürt man in diesem Buche. Sie wollte ein Buch voll Jammer schreiben, und es ist nur ein jämmerliches Buch geworden.

Der Oldenburger Schulvorsteher Franz Poppe (Nr. 2) ist ein Mann über die Sechziger hinaus. In einem kleinen Vorwort zu seiner etwa 8000 Verse umfassenden Sammlung — sie ist noch eine „kleine Auswahl“ — entschuldigt er seine Absicht, die Lieder seines Lebens zusammenzustellen. Er habe im Jahre 1869 ein Liederbüchlein herausgegeben, und die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ hätten sie einer sehr beifälligen Kritik gewürdigt (24. März 1870). Franz Poppe ist für eine ganze Klasse altväterischer Lyriker typisch. Er hat den Ruhm Heines, Geibels, Freiligraths,

Rittershaus' u. a. m. erlebt und steht ganz im Banne ihrer Lyrik, ohne einen Hauch der Begabung jener drei zu besitzen, indes er ganz gut Rittershaus' Erbschaft antreten kann. Diese Klasse Lyriker, für die Franz Poppe typisch ist, kann man nicht gerade talentlos nennen. Lyrische Begabung ist vorhanden, aber von jener ausgesuchten Physiognomielosigkeit, die erlaubt, daß man die Strophen einzelner Gedichte durcheinander-, ja die Gedichte dieser Poeten durcheinanderwürfeln kann, ohne daß es der Leser merkt. Als ob sie jede eigenartige Anschauung mieden, jedes eigenartige Wort fürchteten, jeden ungewöhnlichen Rhythmus haßten, wandeln sie die breiteste Heerstraße lyrischen Flachlandes dahin. Schon die Motive sind so abgegriffen wie die Formen der Behandlung. Ein paar Liedanfänge sind: „Erhebe deine Schwingen", „Drang nicht ein Lerchenwirbel", „Der See ist dein Spiegel", „O komm an mein Herz", „Mein Herz ist wild", „Wenn ich dich seh", „Was bist du so traurig" u. s. f. Und das gleiche Typische in der Behandlung drückt das ganze Buch tief in das Gebiet des Dilettantismus nieder. Kein Mensch hat gesehen, daß im Frühling die Erde hold lacht wie eine „Braut". Das ist zusammengelesene und zusammengeklaubte Poesie, aber keine lebendige. „Nun ist es Sonntag wieder" fängt ein anderes Lied an, „Ja Sonntag weit und breit" (!). Und weiter: „Ja weit und breit ist's Sonntag, soweit das Auge schaut, In Wäldern und auf Feldern, soweit der Himmel blaut!" Das ist barste Unfähigkeit, die einen Aufwand von Worten macht, wofür ein Dichter mit ein paar Reihen auskommt. Zu Neujahr heißt es: „Wenn die Neujahrsglocken hallen, Wenn die letzte Stunde schlägt ..." Und zu Weihnachten: „Horch die Weihnachtsglocken hallen, Feierlich von Turm zu Turm ..." Dieselben Clichéwendungen dichten sich so weiter durch das ganze Buch, und man ist wehrlos dem Gewinsel dieser Wassersuppenpoesie hingegeben. Was für ein Naturgefühl beispielsweise! Sein Lied auf Oldenburg ist nur eine ermüdende Variation der Zeile: „So schön wie in Oldenburg ist's nirgendwo." Er singt Heidelieder. Da fällt einem Storms Naturanschauung ein. Und Liliencrons Naturbeseelung. Hier ist alles leblos auf einen Menschen bezogen, der nicht sehen und nicht schildern kann, nur sentimentalisch empfinden: „Auf weiter Heide wie freut sich mein Herz, daß es der Welt entflohn. Natur blüht hier noch unentweiht, wie sie aus Gottes Hand ging, ihr Herz ist schlicht und rein, ihr Buhle ist der Mondenschein. ..." Da soll sich ein Mensch eine Heide vorstellen können! Es wäre leicht, das Buch auf dem Rost des Spottes braten zu lassen, aber ich habe nicht den Mut dazu. Hinter solchem Dilettantismus steckt meist so viel ehrliche Gesinnung und so viel Liebenswürdigkeit. So auch hier bei der Gabe eines greisen Mannes. Aber es muß ausgesprochen werden, daß hier die Begabung in keiner Weise dem aufgewendeten Willen entsprach.

Dr. Eduard Langer (Nr. 3) hat viel Ähnlichkeit mit Franz Poppe. Beides Volldeutsche mit tiefer Liebe zur engern Heimat. Dort Oldenburg, hier das Adlergebirge des östlichen Deutschböhmens. Dr. Langer ist ein Deutschböhme, der gegen das Czechentum seine Stimme und Faust erhebt, der seine Heimat über alles liebt und auch nicht müde wird, sie historisch und touristisch darzustellen. Ein Band über das Elend in seinem Heimatsgebirge steht noch aus, und den Ertrag der vorliegenden Sammlung widmet Langer, der Obmann der Deutschen Ostböhmens, dem Fonds zur Förderung von Suppenanstalten und zur Anschaffung von Kleidungsstücken für die arme Schuljugend während des äußerst harten Gebirgswinters.

Hier sollte die Kritik eigentlich nachsichtig sein. Und dennoch muß sie unterscheiden wie Wollen und Können, zwischen Geber und Gabe. Ein trefflicher Mann, eine Kerngestalt, ein ganzer Deutscher, ein guter Sohn, ein treufester Freund — und doch kein Poet; sondern nur ein gebildeter Mann, der dichterisch fühlt und nur singen und sagen kann, wie es andere vor ihm schöner und eigenartiger gesagt haben. Nicht umsonst liebt er Citate von Uhland, Geibel, Rückert und Bodenstedt. Seine ganze Poesie ist ein Gemisch dieser Dichter, gesehen durch ein Rittershaussches Temperament. Verschwommen und ohne Umrisse schwimmen diese Liederklänge dahin, und kein Wort, kein Ton bleibt im Ohr haften. Denn sie sind alltäglich und trivial. „Alte Weisen", so beurteilt er sie selbst. Und die alten Weisen sind leider zu schlicht, zu häufig schlecht. Beim Sterben heißt es: „Nun bist auch, Mutter, du von uns geschieden, Du kehrst zurück nicht mehr aus ewigem Frieden." Oder: „Ja, Brüder, Freunde, trauert, klaget! Ein guter Mensch verfiel der Gruft." Beim Worte „Wandern" tauchen ihm wie jedem als Ideenassociationen sofort auf: Lenz, frisch, fröhlich, Wälder, Felder, Berg, Thal, Städtchen, Mädchen, Drosseln, Finken, Klingen, Singen. Der ganze Eichendorffsche Apparat ohne seine Schlichtheit, Einfachheit, Liedhaftigkeit. Der „Lenz erwacht", Frühlingshauch, Erdengrüfte, milder Hauch, formen sich allein zum Gedichte; als ob er blind wäre, singt er vom Herbst, durch die Natur ginge ein Sterben und Vergehen und kalte Winde wehen; vom Winter weiß er auch nicht mehr zu sagen, als die Worte: Flockiger Schnee, der Erde grünendes Kleid schwindet, die Erde bettet sich zur Ruh. Und das soll „Winteranfang im Gebirge" sein. Das kann man ebenso schlecht dichten, ohne je einen Berg gesehen zu haben. Wie besingt nun der Deutschböhme, der Nationaldeutsche seinen Böhmerwald? Banal und reizlos wie ein großer Teil der deutschnationalen Dichtung Österreichs. Dort ficht das Deutschtum Riesenkämpfe, und kein Ernst Moritz Arndt entsteht, nicht einmal ein Theodor Körner, der das Weh seines Volkes singt und den Zorn seiner Kämpfe. Was macht Langer aus seiner nationalen Empfindung, wie verwässert er das Blut seiner Gesinnung, wenn er „poetisch" wird! „Im deutschen Wald, mein allerliebster Aufenthalt. ... Was auch ein andrer lieben mag, ich möchte nicht den Wald vertauschen." Schlimmere Bundesgenossen

als solche Poesie kann sich die nationale Empfindung der Deutsch-Österreicher gar nicht wünschen. Sein „Dorffriede“ schwingt sich zu dem Geständnis auf: „Ich lobe mir des Dörfchens Friede, da bin ich frei und ohne Zwang.“

Wo ist Österreichs nationale Poesie? — Schweigen ringsum!

In Wilhelm von Scholz (Nr. 4) lebt eine poetische Kraft ganz eigener Begabung. Nichts Weiches und Verträumtes, nichts Musikalisches und Liedartiges, keine Grübeleien und Mysticismen, sondern der geborene Epiker tritt hier fest und sicher auf den Plan und malt mit breiten Strichen und kühnen Linien eine verschollene Zeit in Bildern und Gestalten. Ritter, Knappen, Mönch und Nonne, Kaufherr und Wegelagerer stampfen alle im Tritt schwerer als Erz klingender Rhythmen an uns vorüber und lassen blitzartig einen Einblick zu in eine Zeit wüster Gefühle und vernichteter Äcker. Mit prachtvollem Realismus, der oft noch des Guten zu viel thut, zaubert des Dichters starkes Können die alte Zeit in alten Bildern herauf; das kulturhistorische Material ist bis auf die verbleiten Fenster echt und mit verblüffender Kunst unmerklich verwandt. Dabei hat die Sprache etwas Gedrungenes, Rauhes, Kurzes. Eine wortkarge Zeit in wortkarger Form und doch mit unheimlicher Kraft festgehalten. Echte Holzschnittmanier, aber mit modern geschulten Augen ausgeführt. Selbst wo Scholz einen Anlauf zum Idyll nimmt („Waldschmiede“) gerathen die Linien gleich ins Grobe, ins Groteske, und was wie Sang beginnt, hört wie Hammerschlag auf. So kann man von Wilhelm von Scholz als von einer Individualität und von einer Hoffnung sprechen. Er braucht nichts zu thun, als sich treu zu bleiben. Sollte er auf seinem Wege noch den süßen Ton des Volkslieds auffangen, sollte er seiner Lyrik noch musikalische Momente hinzugewinnen können, wird er auch einer der Auserwählten sein.

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Im „Deutschen Dichterhain“ (Leipzig, Adolf Lesimple. 1898) giebt Dr. Gansen „Biographische Übersichten“. Er hofft, daß sie manchem nicht unwillkommen sein werden. Wir können ein rechtes Bedürfnis für eine derartige Schrift nicht anerkennen. „Schriftsteller, die noch den Lebenden angehören, sind nicht mit aufgenommen.“ Es fehlen aber auch solche, die schon gestorben sind, wie unter den neuern Hebbel und Storm. Die Behandlung der Erwähnten steht nicht immer im rechten Verhältnis. Auch die Auswahl ihrer Werke ist bisweilen anfechtbar. Was kann der Leser z. B. mit folgenden lapidaren Äußerungen anfangen: „Müller, Friedrich aus Kreuznach (1750—1825), Maler, verfaßte hübsche (!) Idyllen.“?

— Dem Sprachgelehrten Daniel Sanders hat eine Freundin, Anna Segert-Stein, ein „Gedenkbuch“ gewidmet unter dem Titel „Daniel Sanders“ (Neustrelitz 1897, Verlag der Barnewitzschen Hofbuchhandlung Verlags-Conto [Emil Frehse]). Es enthält Wesentliches und Unwesentliches in Prosa und Poesie. Aber alle diese Äußerungen, darunter solche von Jakob Grimm und A. von Humboldt, sind einig in der Anerkennung des verdienten und unermüdlichen Forschers.

— „Zum hundertsten Geburtstage“ Jeremias Gotthelfs hat im zweiten Hefte der „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich“ (Zürich, E. Speidel, 1897), J. Ammann einen auf persönlicher Kenntnis des Dichters und der ihn umgebenden Verhältnisse beruhenden Aufsatz veröffentlicht. Er wird in dankenswerter Weise ergänzt durch die angehängte Abhandlung Dr. H. Stickelbergers „Über die Sprache Jeremias Gotthelfs“. „In Jeremias Gotthelf“ — heißt es da — „verehren wir einen Schriftsteller, der, obwohl er sich nicht wie Hebel und Reuter der Mundart direkt bedient, doch alle ihre Vorzüge ins rechte Licht zu stellen weiß und einen der reichsten Schweizer Dialekte dadurch zu Ehren gebracht hat. Wir freuen uns namentlich über die Art, wie er in seinen Stil die trefflichen Bilder und Redensarten der Berner Bauern verflicht, die dadurch vorzüglich charakterisiert werden. . . . . . Und alle diese Blumen sind nicht als fremde Pflanzen in des Schriftstellers Park versetzt, sondern sie sind in seinem schlichten Hausgarten gewachsen. Er bindet sie zu einem Strauße, der vielleicht nicht den verwöhnten Geschmack jeder Modedame befriedigt, der aber durch frischen, ländlichen Wohlgeruch alle diejenigen erfrischt, die sich noch den Sinn erhalten haben für reine, ungeschminkte Natur.“

Das dritte Heft der genannten „Mitteilungen“ (Zürich, E. Speidel, 1898) enthält einen am 5. November 1897 in der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich gehaltenen Vortrag von Dr. E. Tappolet: „Wustmann und die Sprachwissenschaft.“ Er bekämpft den Verfasser der „Sprachdummheiten“ nach dem Grundsatze: „In die freie Sprachentwicklung darf niemand eigenmächtig eingreifen“, und sucht die Führer in dem Streite um die Sprache lediglich in den besten Schriftstellern in allen Gauen deutscher Zunge.

Bibliographie.

Bulthaupt, H., Karl Loewe, Deutschlands Balladenkomponist. (Berühmte Musiker, Vierter Band.) Berlin, Harmonie. Lex.-8. Geb. 4 M.

Dransfeld, Hedwig, Nach harter Prüfung. Erzählung für junge Mädchen. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Pantenius, Th. H., Romane. 1. und 2. Band. Bielefeld. Velhagen u. Klasing. 8. Je 3 M.

Pearse, Mare Guy, Gold und Weihrauch. Übersetzt aus dem Englischen. Bonn, A. Falkenroth. 8. 1 M.

Shakespeares Antonius und Kleopatra. Bearbeitet von E. Kilian. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M.

Tolstoi, Graf Leo, Gegen die moderne Kunst. Deutsch von Wilh. Thal. (Neue Folge zu desselben Verfassers Werk: Was ist Kunst?) Berlin, H. Steinitz. 8. 1 M.

Wolkonskij, Fürst Sergei, Bilder aus der Geschichte und Litteratur Rußlands. Übersetzt von A. Hippius. Gotha u. Basel, F. W. Perthes. 8. 5 M.

Zahn, E., Neue Bergnovellen. Frauenfeld, J. Huber. 8. 3 M. 20 Pf.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. **Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erscheint:

LANDOR.

Auf verbotenen Wegen.

Reisen und Abenteuer in Tibet.

Über 500 Textseiten, 202 Abbildungen, 8 Chromos, 1 Karte.

„Auf verbotenen Wegen“ ist Landor in das geheimnisvolle Tibet eingedrungen. **Abenteuer aller Art** hatte er zu bestehen. Trotz Eis und Schnee dringt er über den Himalaja. In Tibet droht ihm der **Hungertod,** und seine verzweifelten Leute wollen ihn **ermorden.** Er enthüllt die Geheimnisse des merkwürdigen Priesterstaates und berichtet über das Leben und Treiben des tibetanischen Volkes. Er fällt in die Hände der fanatischen Lamas und **muss die grausamsten Marterqualen erdulden.** Schliesslich wird er auf einem Auge **geblendet** und soll **enthauptet** werden; nur ein glücklicher Zufall rettet ihn. Das Werk ist mit schwarzen und farbigen Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen des Verfassers reich geschmückt.

Elegant gebunden M. 10,—, geheftet M. 9.—, in 18 Lfgn. zu 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NANSEN.

In Nacht und Eis.

3 Bände, mit über 1600 Textseiten, 297 Abb., 12 Chromos, 4 Karten.

„In Nacht und Eis“ ist das **einzige Werk,** in welchem Nansen selbst über die Erlebnisse und Beobachtungen auf seiner sensationellen Polarfahrt berichtet. Seine Reise ist die **kühnste und erfolgreichste aller Polarfahrten.**

Der dritte Band bildet eine willkommene Ergänzung zu Nansens Hauptwerk. Er ist verfasst von zweien seiner Begleiter, deren einer besonders das Leben an Bord der „Fram“ nach Nansens Abschied, der andere als einziger Gefährte des kühnen Forschers auf seiner Schlittentour dieses tollkühne Unternehmen schildert.

Elegant gebunden M. 30.—, geheftet M. 27.—, in 54 Lieferungen zu 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In ägyptischen Diensten.

Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers.

Von

Max Müller, Lieutenant a. D.

Mit 10 Abbildungen und einer Karte.

Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Die Tausende von Touristen, die jährlich von Alexandrien nach Kairo, von einem ägyptischen Monument zum andern eilen, ahnen oft nicht, welch reiches, interessantes Volksleben sich dicht vor den Thoren Alexandriens mit dem Beginne der Wüste entfaltet; hier hat der Beduine noch seine Ursprünglichkeit bewahrt. Der Verfasser, der mehrere Jahre als Offizier der ägyptischen Küstenwache thätig war, bietet seine werthvollen Beobachtungen in ansprechendem Gewande.

BROCKHAUS' LEXIKON

REVIDIERTE JUBILÄUMS-AUSGABE ERSCHEINT SOEBEN NEU

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute

geschildert von

Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.

Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 48.

Leipzig,
1. Dezember 1898.

Ein Prachtwerk über Theodor Körner.

Zu einer Zeit, da der Ruhm Schillers bereits in allen Landen verbreitet war, wurde seinem Bewunderer und Freunde Christian Gottfried Körner in Dresden ein Sohn geboren. In der Folge mit ähnlicher glühender Begeisterung für alles Edle und Schöne durchglüht wie Schiller selbst, und mit glänzenden dichterischen Gaben ausgestattet, erschien dieser gleichsam berufen ein würdiger Nachfolger des Dichters, welcher das deutsche Volk mit so herrlichen Geisteswerken beschenkt hatte, zu werden. Theodor Körner war sein Name. Der junge Körner hatte das Glück, in einer Umgebung aufzuwachsen, die für ein so edel angelegtes Poetengemüt von bestem bleibenden Einfluß sein mußte, Theodors Vater verkehrte außer mit Schiller noch mit andern erlesenen Geistern und wußte selbst in der einflußreichsten Weise auf dieses Gemüt und das Herz seines Sohnes zu wirken, dem er später wahrhaft Freund und Berater wurde. Selbst als Theodor seine Sturm- und Drangperiode durchmachte, hörte er auf die Ratschläge des hochgebildeten Vaters, und echt kindliche Liebe widmete er stets diesem und der feinsinnigen Mutter, die nicht minder die Herzensausbildung des begabten Sohnes förderte. Und auch weiterhin war ihm das Glück, allerdings von seinem schon frühzeitig hervortretenden Talent unterstützt, günstig. In jungen Jahren hatte er an der damals ersten deutschen Bühne in Wien die Stelle eines Hoftheaterdichters verliehen erhalten, nachdem eine Zahl dramatischer Werke aus seiner Feder daselbst vom Publikum begeistert aufgenommen worden war. Eine junge Künstlerin hatte ihm ihr Herz geschenkt, und es schien, daß Glück und Freude die Gaben seien, welche das Geschick diesem Begünstigten vorbehalten. Da kam das große, für die Familie Körner aber so traurige Jahr 1813. Eine für das Vaterland und dessen Ehre so begeisterte Natur wie Körner hielt sich für verpflichtet, in der höchsten Not diesem seine Dienste zu weihen. Er focht als Lützower gegen den Erbfeind freiwillig und begeistert auf jenem Waffenzuge, auf dem auch eine Zahl seiner schönsten patriotischen Lieder entstand. Und auf demselben Waffenzuge traf den zweiundzwanzigjährigen Offizier bei Gadebusch die tödliche Kugel, welche dem Vater und der Mutter den herrlichen Sohn, dem deutschen Volke einen edlen Dichter entriß, der gewiß zum Höchsten berufen war, der aber nun mit der Gloriole des Helden umgeben verblutete.

Der Vater des Dichters hielt es zunächst für seine heilige Pflicht, den litterarischen Nachlaß seines heldenmütigen Sohnes zu sichten, zu ordnen und herauszugeben, er als der Berufenste, aber nach ihm noch andere berichteten über das Leben und die Schicksale des Gefallenen, welchen das deutsche Volk so hoch verehrte. War Theodor Körner doch in so jungen Jahren aus der Welt geschieden, und als die erste Sammlung der von ihm geschaffenen Werke ans Licht trat, überraschte ihre verhältnismäßig so reiche Zahl. Man gedachte wehmütig dessen, was dieser schöpferische, poetisch so hoch veranlagte Geist noch hätte schaffen und bieten können, wenn die Zeit der Klärung eingetreten, wenn der Blick des Dichters noch freier, weiter geworden wäre. Vielleicht würde ein Dichtergenius für die deutschen Lande erstanden sein, der einen ersten Rang unter den Weltdichtern eingenommen hätte. Waren doch schon so manche dramatische Projekte entworfen, und den Meister auf lyrischem Gebiete weisen die erhaltenen begeisterten Kriegs- und Vaterlandslieder, welche ja neben seinem Heldentum Körners Namen unsterblich gemacht. Den ältern biographischen Werken folgten in neuerer Zeit Lebensbeschreibungen von A. Wolff und Fr. Brasch, daneben in spätern Neuausgaben der Schriften kürzere Biographien,

unter denen besonders die Arbeit des Freundes und Mitstreiters Friedrich Förster in der Hempelschen Ausgabe von Körners Werken hervorzuheben ist. Eine wertvolle Gabe hatte Rudolf Brockhaus durch die aus seiner berühmten Autographensammlung herausgegebenen Briefe Theodor Körners und der Seinen geboten. In unsern Tagen ist dem Andenken des Dichters durch die Begründung des Körner-Museums in Dresden hundert Jahre nach dessen Geburt eine schöne Stätte der Erinnerung geschaffen worden. Reiches Material wurde daselbst zusammengetragen, und der Begründer dieser pietätvoll zusammengestellten Sammlung, Dr. W. E. Peschel, hat sich den Dank aller litterarischen Kreise des deutschen Vaterlandes erworben. Von diesem Verehrer und genauen Kenner des Lebens und Wirkens Körners, dem Eugen Wildenow zur Seite trat, ist nun eine mit prächtigem Bildermaterial, mit Autographen und Karten geschmückte Lebensbeschreibung des Sängers von „Leier und Schwert" erschienen, welche in zwei stattlichen Bänden vorliegt.*)

Die Verfasser dieses groß und schön angelegten Buches haben sich Mühe gegeben, alles, was über Theodor Körner nunmehr erforscht worden ist, einem Leserkreise vorzulegen, der nicht nur den Gelehrten und Litterarhistorikern angehört, sondern als welcher das ganze deutsche Volk gedacht ist, das ja heute noch wie zu Anfang unsers Jahrhunderts den Dichter und Helden verehrt. Schon der Titel des Buches weist darauf, daß nicht nur Theodor Körner selbst es ist, dem sich die Aufmerksamkeit der Verfasser zuwendet, sondern auch seine Familie, namentlich seine Eltern und Vorfahren fallen in das Gebiet der Darstellung. Wir lernen diese Vorfahren bis in das 17. Jahrhundert zurück kennen, da der älteste ermittelte Vorfahr Hans Körner „wohl gelittener Bürger und Bierschröter" in Leipzig war. Hauptsächlich erweckt natürlich außer seinem Heldensohne der Vater Christian Gottfried Körner, der Freund Schillers, das Interesse des Lesers. Der Verfasser schildert in ansprechender Weise dessen Lebenslauf, seine Beziehungen zu Schiller von jenem ersten merkwürdigen Briefe an, welcher von Körner, Huber, Dora und Minna Stock ohne Namensangabe an Schiller gerichtet wurde, bis zu dem leider viel zu früh eingetretenen Tode des rasch zum Lieblingsdichter der Nation erhobenen Dichters. Als eine wichtige litterarische Veröffentlichung und als Denkmal einer seltenen Freundschaft ist später bekanntlich der gesamte Briefwechsel zwischen Schiller und Körner veröffentlicht worden. Verschiedene Stellen daraus und aus andern bemerkenswerten Briefen der Freunde Körners und Schillers, worunter sich so manches bisher Ungedruckte befindet, machen uns in dem Körner-Buche genau mit dem Verhältnisse bekannt, in das auch die Familien Schiller und Körner getreten waren. Eine ansprechende Schilderung des Lebens und Treibens in dem Hause des Appellationsgerichtsrats Körner in der Zeit von der Geburt und während der Jugend Theodors bieten die bezüglichen Kapitel dieser ausführlich gehaltenen Darstellung. Hervorragende Geister, berühmte Künstler, Dichter und Gelehrte fanden bei Körners einen Sammelplatz, man pflegte neben der wissenschaftlichen Diskussion daselbst namentlich auch Musik; auch Mozart hatte bei der gastlichen Familie in Dresden verkehrt.

Die Geburt Theodors im September 1791 fiel in eine politisch bewegte Zeit, Schillers Glückwunsch begrüßte den Stammhalter des Körnerschen Geschlechts, dem er „seinen besten Segen zurief". Schon im nächsten Jahre besuchte Schiller den theuren Freund in Dresden, begleitet von seiner Gattin. Auch Wilhelm von Humboldt kam 1793 nach Dresden, „um Schillers besten Freund kennen zu lernen". Durch solche Männer mußte der Sinn des aufwachsenden Knaben für Schönes und Edles geweckt werden. Die Verfasser widmen besondere Aufmerksamkeit seiner poetischen Entwicklung, eine Zahl von bisher unbekannten Gedichten, welche der kaum den Kinderschuhen Entwachsene verfaßt hat, weist auf die hervorragende poetische Anlage, auf die Leichtigkeit, mit welcher er schon damals Vers und Reim handhabt. Bald macht sich auch des Jünglings echt deutsche Gesinnung geltend, welche mit derjenigen seines Vaters übereinstimmte. Zu derselben Zeit hatte sich Theodor für den bergmännischen Beruf entschieden und bezog die Bergakademie in Freiberg. Das Hauptstück „Theodor Körner in Freiberg" zeigt uns das Leben und Treiben des lustigen Studenten in der Bergstadt, namentlich bietet es einige bezeichnende Briefe an seinen Vater. Von dort aus unternahm Theodor auch jene Reisen in das Sächsische Erzgebirge, ins Riesengebirge und nach Oberschlesien, die so reich waren an poetischen Eindrücken; diese Fahrten sind ausführlich und eingehend erzählt und erläutern manche Strophe, welche damals entstand. Die „Knospen", die erste Sammlung von Gedichten, erschienen im Jahre 1810. Der Einfluß Schillers, aus dessen Werken ja der junge Dichter seine mächtigsten Eindrücke erhalten hatte, war in vielen dieser Dichtungen unverkennbar, und manche kritische Feder, wie z. B. jene Amadeus Wendts in der „Jenaischen Litteraturzeitung", wies darauf hin. Aus dem Abschnitte über „Theodor Körner in Leipzig und Berlin" lernen wir wieder viel Neues an Versen und Briefen des jugendlichen Feuerkopfes kennen und erhalten genauen Bericht über seine Studentenkonflikte in Leipzig. Von großem Wert auch für die Geschichte dieser Konflikte erscheinen verschiedene Eintragungen Theodors in Stammbücher, die hier mitgeteilt sind. Über die Entstehung verschiedener Gedichte aus jener Leipziger und Berliner Zeit findet man wertvolle Aufklärung. Es liegt in der Natur der Sache, daß jener Abschnitt, welcher Theodors Aufenthalt in Wien schildert, wo er am 26. August 1811 eintraf, zu den ansprechendsten Partien des Werkes gehört. Hier hatte ja der Zwanzigjährige die eigentliche Überzeugung gefaßt, daß es sein

*) Theodor Körner und die Seinen, geschildert von Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Texte und zwei Karten. 2 Bände. Leipzig, E. A. Seemann. 1898. 8. 12 M.

Beruf sei, sich der Dichtung ganz zu widmen, hier verkehrte er bei Wilhelm von Humboldt, mit Fr. von Schlegel, Karoline Pichler, und in den ersten künstlerischen Salons der Residenz, hier war es ja auch wo seinen ersten dramatischen Aufführungen das Publikum zujubelte, wo er auf der Bühne Erfolge errang, die er selbst kaum erwartete. Hierher schrieb ihm sein Vater jenen herrlichen Brief, worin die Stelle vorkommt: „Die Seele der Poesie ist in Dir nicht zu verkennen und in der Behandlung ihres sinnlichen Werkzeugs hast Du Dir praktische Fertigkeit erworben. Deinen Beruf zum Dichter halte ich daher für gegründet . . . Macht zu haben über die edelsten Geister seiner Nation ist ein herrliches Los, und ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du eine solche Stelle nicht mißbrauchen würdest. Dein wichtigstes Geschäft sei also immer, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, die zu einem vollendeten Dichter erfordert wird." In demselben Briefe macht der väterliche Berather darauf aufmerksam, der Sohn möge das von ihm schon früher mit Vorliebe betriebene Studium der Natur dabei nicht vernachlässigen und in wissenschaftlicher Weise weiter betreiben. Bald darauf kann Theodor seinem Vater von den ersten Aufführungen kleinerer Lustspiele berichten, welche, wie erwähnt, die beste Aufnahme fanden. Hierüber und über die erwachende Liebe Theodors zu Antonie Adamberger bietet der weitere Teil dieses Abschnitts reiche, fesselnde Einzelheiten. Nicht lange darauf wandte sich Körner mit seinem Schauspiel „Toni" der ernsthaften Muse zu, auch hier bot ihm das Glück großen Erfolg. Von Wichtigkeit erscheinen die Mitteilungen der Gedichte und andere Aufzeichnungen Theodor Körners aus seinem inhaltreichen „Reisebüchlein", welches zuerst ausführlich als Quelle benutzt wird, nicht minder die zahlreichen Briefstücke des Dichters, welche den Verfassern vorgelegen haben. Den Abschluß des Kapitels bildet die Besprechung der ersten Aufführung des „Zriny" und die nähere Beleuchtung dieses Werkes sowie des Dramas „Rosamunde". Die Ernennung des Dichters zum Hoftheaterdichter war zu Anfang des Jahres 1813 erfolgt. Eine interessante Episode schildert der Bericht über sein Zusammentreffen mit dem großen Feldherrn Erzherzog Karl, welchen Körner in einigen Gedichten verherrlicht hat.

Trotz der fortwährenden Kriegsläufte war für den jungen Dichter Theodor Körner damals in Wien eine ruhige, freudenreiche Zeit, er war der Held aller Salons, der vielumworbene und vielbewunderte Poet, und es ist ein Wunder, daß aus den zahlreichen mitgeteilten Stellen seiner Briefe von damals nicht mehr Eitelkeit und Überhebung hervorleuchten. Da kam das ereignisreiche Jahr 1812. Es erschien der Tag von Moskau, Napoleon war von seiner Höhe gestürzt, zu Anfang des Jahres 1813 folgte die deutsche nationale Erhebung, in Preußen, das sich mit Rußland verbunden, wurde der berühmte „Aufruf an mein Volk" proklamiert. Theodor Körner hatte den großen Entschluß gefaßt, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen, die Briefe, welche er an seinen Vater richtet, atmen die höchste Begeisterung, ausführlich ist der Briefwechsel in dem siebenten Hauptstücke (Band II) mitgeteilt. „Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit", schreibt Theodor dem Vater am 10. März 1813. „Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt — ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mutige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit!" Die Darstellung des Buches wendet sich nun dem Abschied Körners von Wien zu, seinem Eintritt in das Lützower Freikorps, seinem Dienst und seinen Kämpfen, sie schildert eingehend den Zug der Lützower und die politischen Verhältnisse Deutschlands überhaupt, sie macht uns mit der Verehrung bekannt, welche der heldenmütige Dichter bei seinen Kameraden genossen. Es folgt die Schilderung der ersten Verwundung, des Besuchs Körners in Karlsbad, seiner weitern Anteile an den neuerlichen Kämpfen des Lützower Korps und endlich seines Todes, welcher am 26. August 1813 bei Gadebusch erfolgte, als den Vorsprengenden eine Kugel traf; „er fand", wie Graf zu Dohna in einem dem Dichter gewidmeten, hier abgedruckten Nachruf den Freunden und Kameraden berichtete, „gleich zu Anfang des Gefechts den von ihm oft besungenen schönen Soldatentod". Mannigfaltige Nachrichten von Augenzeugen und Gewährsleuten über die letzten Stunden des Helden sind der Darstellung eingefügt, welche den genauesten und ausführlichen Bericht über das Ende des Dichters bietet, den wir besitzen.

Es bleibt nur noch übrig zu erwähnen, daß ein Abschnitt sich der „Familie Körner nach Theodors Tode" zuwendet und uns eingehenden Bericht giebt über den Vater und die Mutter sowie über die Geschwister des Gefallenen und über das weitere Leben dieser Angehörigen bis zu deren Tode. Auch der Braut Körners und anderer ihm nahe stehender Persönlichkeiten wird gedacht. Ein Stammbaum der Familie Körner ist eine zweckmäßige und sehr brauchbare Beigabe. Die „Anmerkungen" am Schluß des Werkes führen Manches aus und verschiedene Einzelheiten an, die im Text nicht in Betracht gezogen werden konnten, um störende Unterbrechungen zu vermeiden. In dem ganzen Werke herrscht ein Zug wohlthuender Wärme und echten warmen Interesses vor für den Dichter und Helden, welchem es gewidmet ist, es enthält, wie schon bemerkt, neben schon Bekanntem außerordentlich viel Neues und Unbekanntes und wird von keinem Litterarhistoriker übergangen werden können; dem deutschen Volke aber bietet es eine ausgezeichnete Darstellung eines Lieblingsdichters und Nationalhelden.

Nicht der Text allein ist es jedoch, welcher dem prächtig ausgestatteten Werke seinen Wert verleiht, sondern auch mit die reiche Fülle von illustrativen Beigaben, die es schmücken. Als Titelbild ziert eine vortreffliche Abbildung von Hähnels Körner-Standbild den ersten Band, diesem folgen zahlreiche Porträts, Ansichten bemerkenswerter Stätten, Faksimiles

von Briefen, Billets, Gedichten Theodors und von Schreiben seines Vaters und anderer in Frage kommenden Persönlichkeiten. Namentlich das Bildnis Körners ist uns in verschiedenen Lebensaltern wiedergegeben, mehrere Bilder im zweiten Bande zeigen Scenen aus den letzten Lebenstagen des Helden von zeitgenössischen Künstlern. Die meisten Originale der Bilder, insbesondere Porträts und Scenen aus dem Leben sowie die ganz vortrefflich wiedergegebenen Faksimiles befinden sich in dem Körner-Museum zu Dresden, welchem der eine Verfasser des vorliegenden Werkes vorsteht und dessen Gründung ihm zu verdanken ist.

Anton Schlossar.

Aus der historischen Litteratur.

Wiederholt schon haben wir unsere Leser in d. Bl. darauf aufmerksam gemacht, daß seit dem großen von Johannes Janssen gegebenen Anstoß eine ultramontan-katholische Richtung in unserer deutschen, bisher wesentlich protestantischen Geschichtschreibung zu immer größerer Entfaltung und Geltung gelangt ist. Mit feinem Verständnis für die herrschende Geschmacksrichtung und für die thatsächlich vorhandenen geistigen Bedürfnisse hat diese katholische Geschichtschreibung, auch hierin dem Vorgange Janssens folgend, mit besonderm Eifer die kulturgeschichtliche Seite der geschichtlichen Darstellung gepflegt und auf diesem Gebiete eine Reihe von Werken hervorgebracht, die auch in protestantischen Kreisen Beachtung gefunden und in der That ihre unzweifelhaften Verdienste haben. Freilich bilden wieder diese Werke, vor allem das Janssens selbst, gerade dadurch eine um so größere Gefahr für die historische Auffassung vieler, minder fachmäßig geschulter Leser, weil eben mit den oft sehr richtigen kulturhistorischen Ergebnissen dieser Werke auch die offenbar tendenziösen Behauptungen und Entstellungen leicht Eingang bei der Menge der Leser finden. Um so mehr ist es Pflicht einer objektiven kritischen Berichterstattung, diese Werke der neuen ultramontanen Richtung nicht etwa unbeachtet zu lassen, sondern einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen, inwiefern ihre Ergebnisse einer wirklich objektiven Kritik standhalten.

Wir haben dieser Pflicht in mehrern eingehenden Besprechungen der Werke dieser Richtung von Pastor, Michael u. a. zu genügen versucht. Jetzt liegt der Anfang eines aus denselben Kreisen hervorgegangenen Werkes vor, welches nichts Geringeres bezweckt, als die großen Werke von Gregorovius und Reumont über die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter durch ein neues rein ultramontaner Färbung zu ersetzen. Dieser Versuch ist unternommen worden in dem Werke:

1. Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung von Kultur und Kunst nach den Quellen dargestellt. Von Hartmann Grisar, S. J. Mit vielen historischen Abbildungen und Plänen. Erster Band: Rom beim Ausgang der antiken Welt. Erste Lieferung. Seite 1—64. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1898. 8. 1 M. 60 Pf.

Ein endgültiges Urteil über Art und Charakter des ganzen Werkes läßt sich natürlich nach der bis jetzt vorliegenden kleinen Probe nicht abgeben, nur etwa über seine Anlage und Ausstattung kann man bereits eine einigermaßen zutreffende Vorstellung gewinnen. Da verdient zunächst Hervorhebung, daß der ohne Zweifel gelehrte und in Quellen und Litteratur sehr belesene Verfasser im Verein mit dem ebenfalls sehr rührigen Verleger sehr wohl die Bedeutung erkannt hat, welche in unserer modernen populärwissenschaftlichen historischen Litteratur die technisch hoch entwickelte Reproduktion von gleichzeitigen Kunstwerken und Denkmälern aller Art gewonnen hat. Wie Königs „Litteraturgeschichte“, Stackes „Deutsche Geschichte“ die Spemannsche „Illustrierte Weltgeschichte“ und vor allem die Oncken-Grotesche Sammlung der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“, so bietet auch diese neue „Geschichte Roms im Mittelalter“ einen reichen bildlichen Apparat von im allgemeinen recht guter technischer Ausführung. Ohne Zweifel muß das als ein Vorzug bezeichnet werden; denn die erwähnten frühern Werke dieser Art haben den sichern Beweis erbracht, daß dieses Verfahren, die historische Darstellung durch genaue Reproduktionen der Überreste der geschilderten Zeit zu vergegenständlichen, sehr erheblich zur Erweckung und Belehrung des historischen Sinnes im Volke beigetragen hat. Die Darstellung selbst behandelt Rom zunächst in der Epoche der endgültigen Überwältigung des heidnischen Kultus durch die christliche Weltreligion und setzt, etwas unvermittelt und ohne eigentlich einleitende Gedanken, mit dem Jahre 394 und der Niederlage ein, welche der heidnische Gegenkaiser Eugenius in diesem Jahre durch den christlichen Kaiser Theodosius erlitt. Grisar schildert dann im einzelnen in eingehender, aber wenig formvollendeter und oft der letzten Durchfeilung sichtlich ermangelnder Darstellung das letzte Aufflackern des Heidentums und den fortschreitenden Sieg des Christentums in Rom. Er legt dabei ersichtlich großen Wert auf den Nachweis, daß die früher ziemlich verbreitete Annahme von der absichtlichen Zerstörung der antik-heidnischen Kunstwerke durch die emporkommende christliche Kirche keine Berechtigung habe, daß die Kirche vielmehr die Kunstwerke als solche pietätvoll aufbewahrt habe, sofern nur der mit ihnen verbundene heidnische Sinn fallen gelassen wurde. Dieser Darstellung sind dann, im Anschluß an die beigegebenen Illustrationen, in ziemlich unsystematischer Weise Schilderungen einzelner, willkürlich heraus-

gegriffener antiker Denkmäler eingeflochten oder vielmehr ganz äußerlich angegliedert, wobei, wiederum nach Janssens Vorbild, die Fülle des in den Anmerkungen enthaltenen gelehrten Apparates den Leser zur Bewunderung der großen Belesenheit des Verfassers zwingt, zugleich aber über den Mangel an eigener einheitlicher Auffassung des Verfassers hinwegtäuscht. Irgend eine Tendenz tritt außer der selbstverständlichen Sympathie des Verfassers für das Christentum gegenüber dem widerstrebenden Heidentum bisher nicht hervor, wie das ja bei dieser ältesten christlichen Epoche sehr erklärlich ist. Eine Menge wichtiger Einzelheiten vermag man in dem zum Nachschlagen ganz gut geeigneten Buche zu finden, und die Illustrationen versprechen eine Art von Bilderarchiv über Rom zu werden. Ein Urteil über die historische Auffassung des Verfassers vermag man aber, wie gesagt, aus dem bisher vorliegenden Bruchstück noch nicht zu gewinnen.

Haben wir es hier mit den Anfängen eines umfassenden Werkes eines bisher auf historischem Gebiete weniger bekannten Verfassers zu thun, so liegen von einigen unserer bewährtesten Forscher Sammlungen von Abhandlungen verschiedensten Inhalts und aus den verschiedensten Lebensperioden der Verfasser vor, deren einigendes Band nur in der Persönlichkeit der Verfasser selbst und in dem Gange ihrer Studien, welchen diese Abhandlungen widerspiegeln, zu finden ist. Aber diese Persönlichkeiten der Forscher selbst sind sehr geeignet, diesen Veröffentlichungen ihrer kleinern historischen Abhandlungen allseitiges Interesse zu erwecken. Die eine dieser Sammlungen stammt von einem Historiker, der nächst Heinrich von Treitschke als einer unserer ersten Essayisten bezeichnet werden darf:

2. Ausgewählte Schriftchen vornehmlich historischen Inhalts. Von Alfred Dove. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1898. 8. 7 M.

Alfred Dove ist von Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an niemals bloß Fachgelehrter, sondern ähnlich wie Treitschke stets auch hervorragender Publizist, zeitweise auch Leiter einiger unserer vornehmsten Wochenschriften gewesen. Gerade aus dieser Verbindung rein gelehrter und publizistischer Thätigkeit sind viele seiner geistvollsten und wirksamsten kleinern Arbeiten hervorgegangen, die sich stets nicht allein durch Gedankentiefe und Originalität der Auffassung, sondern auch durch große Formvollendung auszeichneten, in ihrer Vereinzelung an den verschiedensten Stellen aber doch naturgemäß nur eine vorübergehende Wirkung ausübten, während eine große Reihe von ihnen vollen Anspruch auf dauernde Bedeutung hat, so daß der Gedanke, die hauptsächlichsten von ihnen zu einer umfassenden Sammlung zu vereinigen, nur mit großer Freude begrüßt werden kann. Dove ist als selbständiger Forscher auf den verschiedensten Gebieten thätig gewesen und hat dabei mehrere große historische Werke geschrieben, welche sich der allgemeinen Anerkennung der Fachgenossen erfreuen; daneben ist er aber immer bestrebt gewesen, die hauptsächlichsten Ergebnisse seiner Forschungsarbeit auch weitern Kreisen in Form von Vorträgen und Abhandlungen zugänglich zu machen. Bekannt ist er ferner als hervorragender und vertrauter Kenner der sämtlichen Rankeschen Werke, von dessen „Weltgeschichte" er im Verein mit dem Schreiber dieser Zeilen die letzten, nach dem Tode des Verfassers erschienenen Werke herausgegeben hat. Erwägt man außerdem, daß er als allgemein beliebter akademischer Lehrer, namentlich in Bonn, eine große Reihe glänzender und formvollendeter Vorträge gehalten hat, so wird man den eigenartigen Reiz der vorliegenden Sammlung verstehen, in der aus allen diesen vielseitigen Gebieten seiner litterarischen Thätigkeit die hervorragendsten Erzeugnisse vereinigt sind. Es ist an dieser Stelle unmöglich, auch nur eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalt des vorliegenden Bandes zu geben, dessen Lektüre jedem, der sich für geistvoll vorgetragene historische Schilderungen interessiert, einen ebenso hohen Genuß bereiten wird wie dem Referenten. Nur einige größere Gruppen von Vorträgen und Aufsätzen können hier flüchtig hervorgehoben werden. Eine ganze, ziemlich umfangreiche Abteilung des vorliegenden Bandes (S. 150—299) ist allein den zahlreichen Arbeiten gewidmet, welche Dove zur Förderung der Kenntnis Leopold von Rankes veröffentlicht hat. Wir begegnen da vor allem der prächtigen Lebensskizze Rankes aus der „Allgemeinen deutschen Biographie", welche geradezu als ein Muster geistvoller und erschöpfender Charakteristik in knappem Rahmen bezeichnet werden kann, ferner das Wesen Rankescher Geschichts- und Weltanschauung trefflich widerspiegelnden Aufsätzen über Rankes „Weltgeschichte", über die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen, Mitteilungen zum Ranke-Jubiläum u. s. w. Ein ganz hervorragendes Interesse nehmen auch die hier von Dove mitgeteilten Briefe des Feldmarschalls Edwin Freiherr von Manteuffel an Ranke in Anspruch, welche nicht nur für das enge Freundschaftsverhältnis charakteristisch sind, das viele Jahre lang zwischen Ranke und Manteuffel bis zum Tode des letztern bestand, sondern auch manche interessante neue Thatsachen zur Zeitgeschichte enthalten.

Unter den Reden und Vorträgen historischen Inhalts, welche die erste Abteilung des vorliegenden Bandes bilden und welche auch da, wo sie speciellere gelehrte Gegenstände behandeln, geistvollen Inhalt mit großer Formvollendung und außerordentlich gewandter und interessanter Darstellungsweise verbinden, heben wir vor allem die Charakteristik des Hohenstaufenkaisers Friedrichs II. hervor, die wohl das Einheitlichste und Folgerichtigste ist, was über den widerspruchsvollen Charakter dieses merkwürdigsten aller Hohenstaufenkaiser in so kurzer Form — kaum ein Druckbogen — geschrieben worden ist. Ebenso kommt die plastische Darstellungsgabe Doves in der Abhandlung über „Luthers Bedeutung für die Neuzeit überhaupt" glänzend

zur Geltung. Aber auch minder allgemein wichtigen, ferner liegenden Gegenständen weiß er durch die Art seiner Behandlung eine auch für weitere Kreise interessante Gestalt zu verleihen. Ein kleines Kabinettsstück dieser Art sind die Auszüge aus der erst kürzlich aufgefundenen Chronik Salimbenes, die er unter dem Titel „Erinnerungen eines Bettelmönchs“ veröffentlicht hat und in denen er den Gegensatz zwischen den imperialistischen Ideen Friedrichs II. und den kirchlich-religiösen Strömungen der Zeit an einem Einzelbeispiel anschaulich zur Darstellung bringt. Daneben finden sich dann auch gelehrte, monographisch angelegte Abhandlungen, wie die mit dem ganzen gelehrten Apparat ausgestattete Untersuchung über die Geschichte des deutschen Volksnamens, endlich eine Reihe von Charakteristiken und Nekrologen hervorragender neuerer Historiker (Arneth, Gervinus, Treitschke, Droysen), die in ihrer Gesamtheit eine Art von Geschichte der Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts darstellen.

Wir müssen uns hier mit diesen flüchtigen Andeutungen, die eigentlich mehr eine nicht einmal vollständige Aufzählung des reichen Inhalts dieses Bandes sind, begnügen. Denn dieser Inhalt ist so vielseitig und mannigfaltig, daß eine Besprechung im einzelnen im Rahmen einer knappen Recension nicht möglich erscheint. Zusammenfassend wird man sagen dürfen, daß jeder, der unserer modernen historischen Forschung intensiveres Interesse entgegenbringt, aus der Lektüre dieser Sammlung die reichste Anregung zu historischem Denken und hohen geistigen Gewinn davontragen wird.

Ähnlich in Anlage und Zweck, aber doch grundverschieden in Art, Bedeutung und Inhalt der einzelnen Teile ist die Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen, welche Graf du Moulin Eckart aus dem Nachlasse F. X. von Wegeles veröffentlicht hat:

3. F. X. von Wegele, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von R. Graf Du Moulin Eckart. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1898. 8. 8 M.

Ist bei der Doveschen Sammlung die große Vielseitigkeit des Inhalts, der sich auf fast alle Gebiete der historischen Forschung erstreckt, recht eigentlich das Charakteristische, so sind die hier veröffentlichten Arbeiten Wegeles verstreute Reste einer sehr intensiv auf ein bestimmtes Gebiet historischen Erkennens gerichteten reichen und tiefen Forscherarbeit. Wegele, der gründliche und gelehrte Kenner ostfränkischer Geschichte und Verfasser der „Geschichte der Geschichtschreibung“, welche in der Münchener Sammlung der Geschichte der einzelnen Wissenschaften erschienen ist, hat, lange Jahre als akademischer Lehrer an der Würzburger Universität thätig, seine ungemein fleißige und fruchtbare Gelehrtenarbeit vorwiegend der fränkischen Geschichte in zeitlich weitestem Umfange gewidmet und auf diesem Gebiete eine so umfangreiche litterarische Thätigkeit entwickelt, daß das der vorliegenden Sammlung vorausgeschickte Verzeichnis der von Wegele selbst veröffentlichten größern und kleinern Schriften neuneinhalb enge Druckseiten füllt. Von diesen Arbeiten stellen viele eine erhebliche Förderung der wissenschaftlichen Forschung dar, welche dem fleißigen und fruchtbaren Gelehrten die mannigfachste Anregung verdankt. Bei einer so ausgedehnten Forscherthätigkeit ergeben sich naturgemäß bei jedem größern Werke eine Reihe kleinerer Vorarbeiten und Nebenprodukte, die, an den verschiedensten Stellen veröffentlicht, in ihrer Isolierung der Wissenschaft und dem Publikum leicht entgehen, gesammelt vor Augen geführt aber mannigfachen Nutzen zu schaffen geeignet sind. Wegele selbst hat sich lange Zeit mit dem Gedanken getragen, diese seine vereinzelten kleinern Abhandlungen und Vorträge, namentlich diejenigen, welche sich speciell auf die fränkische Geschichte beziehen, zusammenzustellen, zu revidieren und herauszugeben, ist aber durch den Tod an der Ausführung dieses Gedankens verhindert worden. Es ist keine Frage, daß alle Fachgenossen und viele nichtfachmännische Verehrer des verdienten Gelehrten dem Herausgeber sehr dankbar dafür sein werden, daß er sich der Mühewaltung der Ausführung des von dem Verstorbenen gehegten Planes unterzogen hat. Denn unter den hier veröffentlichten Arbeiten Wegeles, bei deren Auswahl sich der Herausgeber nicht auf die speciell die fränkische Geschichte betreffenden beschränkt hat, finden sich einmal eine ganze Reihe solcher, die für den Fachgenossen neue und gesicherte Resultate sorgsamer Forschung darbieten, die sonst seiner Aufmerksamkeit nur zu leicht entgangen wären, sondern auch eine ganze Anzahl solcher, welche, sichere Kritik und eigene Forschung mit gemeinverständlicher und anschaulicher Darstellung verbindend, auch für weitere Kreise interessant und sehr geeignet sind, historischen Sinn und historisches Verständnis unter denselben zu erwecken, wie sie das im engern Kreise derer, die sie als Vorträge angehört haben, schon gethan haben. Unter den Abhandlungen der erstern Art heben wir namentlich die über den gewandten Kanzler Philipps von Hohenstaufen, Bischof Konrad von Würzburg, die über den Fürstbischof Gerhard und den Städtekrieg im Hochstift Würzburg und die über die Denkwürdigkeiten des Götz von Berlichingen hervor, während unter denen der zweiten Art namentlich der prächtige Vortrag über Kaiser Friedrich Barbarossa, die Abhandlung über die heilige Elisabeth und die auf eindringender Kenntnis beruhende Schilderung des Verhältnisses zwischen König Max von Bayern und Leopold von Ranke allgemeinstes Interesse zu erwecken in hohem Grade geeignet sind. In ihrer Gesamtheit sind die hier veröffentlichten Arbeiten ein neuer deutlicher Beweis für die eifrige und erfolgreiche Forscherthätigkeit des ebenso verdienstvollen und gewissenhaften als kritisch begabten und fleißigen Gelehrten.

Georg Winter.

Zur neuern Litteraturgeschichte.

1. Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte von Rudolf Fürst. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer. 1898. 8. 6 M.

In der Geschichte der kleinen Prosaerzählung des 18. Jahrhunderts sieht der Verfasser die Vorgeschichte der modernen Novelle und gewiß mit Recht. Von der romanischen Litteratur hat auch auf diesem Gebiet, wie auf so vielen andern, die deutsche ihre erste Anregung erhalten, namentlich von Spanien und Italien; noch in einem Werk wie der Schnabelschen „Insel Felsenburg" lassen sich deutlich z. B. echt spanische Motive feststellen. Für die beiden Haupttypen der kleinen Prosaerzählung, der übernatürlichen und der moralischen, kommen weiterhin Frankreich und England in erster Linie in Betracht und sowohl Wieland als auch Tieck zeigen noch starke Abhängigkeit, letzterer wenigstens in seinen Jugendschöpfungen. Erst Goethe wirkte, teils durch seine selbstbewußte Kritik, d. h. durch seine Verurteilung der fremden Übertreibungen, teils durch die Schöpfung selbständiger Muster wie seines „Märchens" befreiend und bahnbrechend für die Entwicklung deutscher Erzählungskunst. Maßgebend dafür blieben nach Ansicht des Verfassers die Grundsätze und Theorien, die Goethe 1795 in seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" aussprach. Wenige Jahre darauf schrieb ein Heinrich von Kleist bereits seine Musternovellen, und auch der junge Tieck lenkte mehr und mehr in nationale und originalere Bahnen ein. Das Buch bricht ab mit dem Auftreten Walter Scotts, das eine neue Entwicklungsepoche heraufführte. — Rudolf Fürst hat seinen überreichen Stoff im allgemeinen mit großer Umsicht und Energie bewältigt und eine Darstellung gegeben, die recht ansprechend ist und auch ein ungelehrtes Publikum fesseln könnte, wenn der Verfasser nicht gelegentlich im Stil zu eifrig der göttlichen Wissenschaft geopfert hätte. Auch ein Gelehrter hat die Pflicht, ein gutes, verständliches Deutsch zu schreiben, denn die Zeiten sind längst vorbei, in denen Gelehrsamkeit und Dunkelheit des Ausdrucks zusammengehörten. Einen allzugroßen Vorwurf darf man Fürst nicht machen, denn bei einem solchen Werke, das mit Hunderten von Inhaltsangaben und Charakteristiken rechnen muß, ist es sicher keine Kleinigkeit, kurz und knapp zu sein, sich nicht zu wiederholen und doch dabei allgemein verständlich zu bleiben. Die vielen Antithesen, die üppig sprießenden „Abers" sind ein Erbübel aller gelehrten Bücher, daher also auch verzeihlich. Andere Dinge freilich weniger; so gebraucht der Verfasser z. B. „durch Jahre" stets für „Jahre hindurch"; zur Deutlichkeit trägt das gewiß nicht bei, so auf S. 175 oben zweimal hintereinander in einem übrigens siebzehnzeiligen Satz. S. 210 unten verwechselt Fürst die Worte „ausdrücken" und „bezeichnen". S. 190 steht ein Satz: „Die Menge, der schwache Riese mit dem starken Schatten ihrer Wirkung, wird nur noch als Sonnensäule, die aller Macht entkleidet ist, die Stadien der menschlichen Entwicklung anzeigen", der sicher nur dem Verfasser verständlich ist. Dergleichen Pythiaaussprüche finden sich leider mehrfach in dem Buche, sollen aber hier nicht dazu dienen, den Wert des sonst tüchtigen und überaus fleißigen Werkes herabzusetzen, das ohne Frage eine Lücke in unserer litterarhistorischen Forschung ausgefüllt hat.

2. Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik von Alfred Kerr. Berlin, Verlag von Georg Bondi. 1898. 8. 2 M.

3. Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik. Von Dr. Johannes Schubert. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Königlich Schwedisch-Norwegische Hofdruckerei und Verlagshandlung. 1898. 8. 75 Pf.

4. Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Mit einem Anhang: Kollár in Jena und beim Wartburgfest. Von Dr. Matthias Murko. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria". 1897. 8. 5 M.

Die Arbeiten zur Geschichte der Romantik nehmen erfreulicherweise immer mehr zu. Ein jeder, der sich mit dem Studium der Romantik nur ein wenig näher beschäftigt hat, weiß, wie unendlich reich dieses Zeitalter unserer Litteratur an Anregungen aller Art war. Mögen auch viele der Keime schon früh erstickt sein, so sind gar manche andere, wenn auch erst recht spät, zu schöner Entfaltung gelangt. Am nachhaltigsten freilich hat die Romantik auf den Nachbargebieten der Poesie, auf denen der Geschichte, der Sprachwissenschaft, der Rechtsgelehrsamkeit gewirkt, doch darum hat man noch kein Recht, über die specifisch litterarische Romantik irgend wie zu spotten oder sie achselzuckend mit Stillschweigen zu übergehen. Gerade das hypergeniale, durch und durch undisciplinierte und dabei doch höchst interessante Jugendwerk Clemens Brentanos: „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter", das 1801 und 1802 bei Friedrich Wilmans in Bremen erschien, war bisher ein solches Stiefkind der litterarischen Forschung. Von den Angehörigen des Dichters aus seinen gesammelten Schriften verbannt, von den zünftigen Litterarhistorikern höchstens als Fundgrube der ersten Loreleiballade citiert, ist der „Godwi" nicht nur verspottet und verachtet, sondern allmählich auch vergessen worden und aus den meisten Bibliotheken verschwunden. Schon aus diesem Grunde ist Kerrs Buch eine litterarische That, eine Rettung im besten Sinne des Wortes. Natürlich wird und kann der „Godwi" nie ein allgemein lesenswertes, geschweige denn ein populäres Buch werden, aber darum bleibt es trotzdem ein höchst charakteristisches Werk, ja in gewisser Weise der klassische Roman der ältern Romantik, die noch unter dem Zeichen der Wilhelm Meister-Nachahmung schuf. Von all diesen Romanen, dem „Sternbald", der „Lucinde", dem „Florentin", „Ofterdingen", „Ahnung und Gegenwart", war „Godwi" ohne

Frage der selbständigste und persönlichste, wenn freilich auch der zügelloseste und verschrobenste. Und im „Godwi" hat man alle Züge der ältern Romantik vereinigt, die guten wie die schlechten, die reiche Gemütstiefe wie die schwächliche Sentimentalität, die köstliche Satire und die beißende Ironie, das feine Naturempfinden, das bis zur Schwärmerei ausartet, die heitere Lebensfreude und die wilde Sinnlichkeit, die feine Stimmungsmalerei und ihr Gegenstück, der Mangel an wirklicher Handlung, die Vorliebe für das Volksliedmäßige wie die form- und gedankenlose Tändellyrik und anderes mehr. Schon darum wäre der Roman für die litterarhistorische Forschung ein wichtiger Faktor. Alfred Kerr ist in seiner durchaus gründlichen und sachlichen Untersuchung allen diesen verschiedenen Zügen gerecht geworden und hat sich vor allem mit anerkennenswertem Eifer bemüht, das Werk aus der Persönlichkeit des Dichters heraus zu erklären und nicht umgekehrt, wie es heutzutage so oft geschieht. Das einzige, was mir an Kerrs Arbeit mißfiel, war der Mangel an straffer Disposition, durch die jedenfalls mehr Ordnung, mehr Einheitlichkeit in das Buch gekommen wäre. Mit der Anordnung der ersten zwei Teile „Gedankenwelt" und „Gestaltenkreis", die gewiß die Hauptbestandteile jeder litterarhistorischen Analyse sein werden, wird jedermann einverstanden sein, aber die nächsten drei Teile: „Humor", „Romantische Komposition" und „Poesien" (diese letztere Überschrift ist mir unverständlich), sind keine nebenzuordnenden Dinge. Ein Kunterbunt ist dabei unvermeidlich, um so mehr, als in diese drei Kapitel auch allerhand Unvermeidliches, wie litterarische Einflüsse, Stilabhängigkeiten, kritische Urteile, gleichsam als Konterbande eingeschmuggelt werden mußte. Auf diese Weise macht das Buch sehr oft den Eindruck einer Sammlung von „Godwi"-Studien, aber nicht immer den eines wirklichen Ganzen, eines geschlossenen Kunstwerkes, das doch auch ein wissenschaftliches Buch sein muß. Wohlthuend berührt an dem Buche Kerrs der frische, persönliche Stil, das Fehlen der alexandrinischen Stickluft und die mitunter ganz glücklichen Bezugnahmen auf die gegenwärtige Litteratur, die allerdings bei einem Werke wie „Godwi" nahe genug liegen. Einzelne allzumoderne Wendungen, wie z. B. „krudelschön", „Konkurrenzcharakter", oder ein Satz wie S. 94: „Es ist wahrhafter Brentanismus, was aus diesen verzwickten und verschmitzten Verknotungen spricht" — gehören eben zu der Kehrseite der neuen Medaille, die mir trotz alledem lieber ist wie die alte, da sie nicht gar so langweilig ist. Hoffentlich wird Kerr nun seinem Werk noch die Krone dadurch aufsetzen, daß er uns auch eine neue Ausgabe des „Godwi" besorgt, denn nötig wäre es sicherlich. Teils durch Vernichtung von seiten des Autors selbst, teils durch Ablehnung von seiten des Publikums, schließlich durch Nichtachtung der Gelehrten ist das Buch bereits so selten geworden, daß auch viele namhaften Bibliotheken es nicht besitzen. Mir ist es wenigstens begegnet, daß ich vor kurzer Zeit vergeblich bei einigen der größten deutschen Bibliotheken nach „Godwi" fahndete und ihn erst aus einer privaten Büchersammlung leihen konnte.

Die drei „Frauengestalten aus der Zeit der deutschen Romantik" (Nr. 3), die Johannes Schubert behandelt, sind Dorothea Schlegel-Veit, Therese Huber-Forster und Charlotte Stieglitz. Über die Auswahl ließe sich mit dem Verfasser rechten; denn wollte er drei weniger bekannte Frauen wählen, so dürfte die geistreiche Tochter Moses Mendelssohns und Verfasserin des „Florentin" (auf den Schubert fast gar nicht eingeht) in dem Trio überflüssig erscheinen — wollte er aber die bedeutendsten Typen zeichnen, dann mußte er wohl andere wählen als Therese Huber und Charlotte Stieglitz. Doch scheint der Verfasser mehr pädagogische Absichten bei seiner Darstellung verfolgt zu haben, als gerade künstlerische oder wissenschaftliche, denn auch sonst ist die Behandlung weder umfassend (als Vortrag allerdings erklärlich) noch plastisch zeichnend. Das Lehrreiche steht im Vordergrunde, diese drei allzufreigesinnten Frauen sollen scheinbar als abschreckende Beispiele (Dorothea Schlegel und Charlotte Stieglitz jedenfalls) an den Pranger gestellt werden, sie sollen aber nicht eigentlich studiert und verstanden werden. Eine solche Auffassung hat sicherlich auch ihr Berechtigtes, besonders für popularwissenschaftliche Zwecke, aber sie darf auch nicht zur Einseitigkeit führen. Wenn Schubert (S. 10) von dem Katholicismus sagt, daß er „ja mit Vorliebe die Rolle einer Pensionsanstalt bankrotter Geister zu übernehmen pflegt", wenn er von Dorotheas Übertritt als von einem „pathologischen Ausgang eines für die extreme Richtung der Romantik typischen Daseins" spricht, so sind das Übertreibungen, die eine besonnene Kritik rügen muß.

Dagegen durchweht die ungleich umfassendere Schrift Matthias Murkos über die „Deutschen Einflüsse auf die böhmische Romantik" (Nr. 4) der angenehm berührende Zug größter Ruhe und Sachlichkeit. Schon das Thema an und für sich ist für einen Slawen von heutzutage eine Leistung, und wer weiß, ob Murkos Buch bei seinen Stammesgenossen die Anerkennung finden wird, die es unzweifelhaft verdient.

Im einzelnen die Arbeit des slawischen Gelehrten nachzuprüfen, ist mir leider unmöglich, da sie auf mir unzugänglichen und unverständlichen Quellen beruht; aber abgesehen von dem etwas unklaren, weil allzugewissenhaften Vorwort, muß ich gestehen, daß ich das Buch mit Interesse gelesen habe und sehr viel Neues daraus gelernt habe. Besonders interessant erschien mir der Anfang aus der Autobiographie Jan Kollárs, „des philosophischen Begründers des litterarischen Panslawismus", wie ihn Murko nennt, der einen Teil seiner Studentenzeit in Deutschland verbrachte, hier das Wartburgfest mitfeierte und starke nationale Anregungen mit hinwegnahm. Daß Murko mit seiner These von dem weitgehenden Einfluß des deutschen Geistes, insbesondere des litterarischen Nationalismus auf die böhmische Romantik, nicht allein stehen mag unter den einsichtigern

Czechen, glaube ich gern; aber den Wunsch kann ich mir dennoch nicht verbeißen, daß auch bald das ganze Czechenvolk zu der Erkenntnis kommen möge, daß es doch eine böhmische Geistesgeschichte nicht giebt und geben kann, die völlig blind sein will gegen ihre große Lehrmeisterin, die deutsche Kultur. In dieser Beziehung verdient das gründliche Buch des slawischen Forschers sicherlich doppelte Anerkennung.

5. Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Dargestellt von Georg Brandes. Dritter Band: Die Reaktion in Frankreich. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1898. 8. 6 M. 60 Pf.
6. Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. Von Karl Barthel. Zehnte Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. Erste Lieferung. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. 8. 1 M. 50 M.

Als die Grundidee der „französischen Reaktion" bezeichnet der geistreiche dänische Litterarhistoriker in seinem neu erschienenen dritten Bande das Autoritätsprincip, dessen Hauptverfechter de Maistre und Bonald waren. Die Reaktion richtete sich gegen den Geist der Revolution, insonderheit gegen die Lehren Voltaires und Rousseaus, die, der eine negativ, der andere positiv, die Macht der Autorität zertrümmert hatten. Der Kampf der Reaktion war heiß, aber vergeblich, die Autorität als reelles wie als formelles und litterarisches Princip ward abermals zu Boden geworfen, wie Georg Brandes am Ende seines Buches meint, „um sich nie wieder zu erheben". Diese ganze Auffassung hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, ungemein Einleuchtendes; sieht man aber näher zu, so liegen die Dinge doch nicht ganz so einfach. Gewiß wurde das Autoritätsprincip, das sich übrigens doch auch nur cum grano salis als Grundidee der Reaktion bezeichnen und verstehen läßt, auf vielen Gebieten überwunden, auf sehr vielen aber auch nicht, so daß der Sieg im großen und ganzen doch mehr ein Scheinsieg genannt werden muß. Die Auffassung von Fredrik Nielsen, dem großen dänischen Kirchenhistoriker und Kollegen von Brandes, der in der Reaktion eine „Kontrarevolution" sieht, die ganz nach Art der Gegenreformation ihre Gegnerin mit den eigenen Waffen zurückdrängt, erscheint mir doch wohl richtiger. Freilich darf man Brandes und Nielsen nicht ohne weiteres in einen Topf thun, für den einen steht das litterarische, für den andern das kirchliche Interesse im Vordergrunde, doch beide verfehlen nie, das politische und sociale Leben mit in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Der stärkste Rückhalt der „Reaktion" oder „Kontrarevolution" in Frankreich war eben doch der Ultramontanismus, der auch in der Litteratur eine hervorragende Rolle spielte; und gerade er hat die Krisen der folgenden Revolutionsdecennien trotz aller augenblicklichen Niederlagen am siegreichsten überstanden. Das moderne Frankreich wie das moderne Deutschland liefern den besten Beweis. Überwunden ist also das Autoritätsprinzip noch keineswegs. Was im übrigen die Brandessche Darstellung anlangt, so ist sie glänzend wie immer. Seine große Kunst, die Hauptlinien fest und sicher zu zeichnen, das Charakteristische hervorzuheben, zeigt sich auch in diesem Bande deutlich; aber ebenso fehlt es auch hier nicht an Übertreibungen, ja gelegentlich an Verzeichnungen. Wie alle geistreichen Leute schießt Brandes in seinem Bestreben, scharf zu pointieren, den Nagel unfehlbar auf den Kopf zu treffen, mitunter über das Ziel hinaus; die Ruhe und Sachlichkeit gehen mit seinem starken Temperament durch. Nur ein Beispiel mag genügen. Am Schlusse seiner Einleitung sagt er: „Voltaire ist es, der die ganze Revolution hindurch das zerstörende Princip bildet, gleichwie Rousseau der vereinigende, sammelnde Geist. Denn Voltaire hatte, kraft der Freiheit des individuellen Gedankens, das Autoritätsprincip gebrochen; Rousseau hatte es durch das allgemeine Gefühl der Brüderlichkeit und Solidarität verdrängt und ersetzt. Die Revolution setzte Punkt für Punkt alles ins Werk, was diese beiden großen Geister vorbereitet hatten; sie vollstreckte deren Testament. Der individuelle Gedanke ward zum Zerstörungswerke, das sociale Gefühl zur sammelnden Verfassung. Von Voltaire stammte die Entrüstung, von Rousseau die Begeisterung." Wie viel Wahres und Treffendes enthält jeder einzelne Satz und doch wie einseitig ist das Ganze! — Brandes wird, wie fast alles Fremde, in Deutschland über Gebühr geschätzt, und doch weiß man in Fachkreisen sehr wohl, wie er mit fremden Geistesschätzen sehr wenig skrupulös verfährt. Wer zum Beispiel seinen zweiten Band mit Hayms „Romantischer Schule" näher verglichen hat, der kann ein Liedlein davon singen. Auch in dem vorliegenden Bande wäre es wünschenswert gewesen, wenn Brandes seinen Quellen etwas mehr Gerechtigkeit und Anerkennung hätte widerfahren lassen.

Karl Barthels „Deutsche Nationallitteratur der Neuzeit" hat jetzt in zehnter Auflage von Max Vorberg eine dankenswerte Umarbeitung und Zusammendrängung erfahren. Das Buch ist seinerzeit als Fortsetzung der Vilmarschen „Litteraturgeschichte" gedacht und geschrieben worden und hat trotz seiner großen Einseitigkeit, vielleicht auch gerade deshalb, seinen Weg gemacht und viel Beifall gefunden. Persönlich halte ich zwar die Adolf Sternsche Fortsetzung des Vilmarschen Werkes für gelungener, weil sie von einem geistig freiern und darum höhern Standpunkt aus entworfen ist; aber das ist Geschmackssache. Jedenfalls hat das Barthelsche Werk durch das neue Gewand, das ihm Vorberg angelegt hat, entschieden gewonnen.

7. Konrad Ferdinand Meyer oder die Kunstform des Romans. Von Emil Mauerhof. Leipzig, Karl Henckell u. Comp. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.
8. Detlev von Liliencron. Ästhetische Studie von Franz Oppenheimer. Mit dem Bilde des Dichters. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 4. 1 M. 20 Pf.

Wer das Büchlein Emil Mauerhofs (Nr. 7) zur Hand nehmen wollte, um sich darin über Konrad Ferdinand

Meyer zu unterrichten, der würde völlig fehlgehen, denn von Goethe, Homer, Shakespeare und Kleist ist beinahe mehr darin die Rede als von Meyer, für den kaum zwanzig von den sechzig Seiten reserviert worden sind. Die Quintessenz des Büchleins ist: „Der Roman als Kunstwerk kann nur die eine Aufgabe kennen: in der dichterischen Form auf Homer zurückzugehen und sich seinen künstlerischen Zweck aus dem Drama Shakespeares zu entlehnen.“ Konrad Ferdinand Meyer hat diese Aufgabe erfüllt, darum bleibt er mustergültig, vor allem in seiner „Richterin“ und im „Heiligen“. Mit dieser Anschauung dürfte der Verfasser einstweilen noch einzig dastehen, aber vielleicht gelingt es ihm eben, mit dem Buche Propaganda für seine Anschauung zu machen. Geschrieben ist das Werkchen gewiß nicht schlecht, aber überzeugt hat es mich keineswegs.

Die Studie Franz Oppenheimers (Nr. 8) ist im wesentlichen ein großer Panegyrikus auf Detlev von Liliencron. Ganz gewiß ist der Holsteiner eine liebenswürdige Dichterpersönlichkeit, der man gut werden muß, wenn man sie näher kennen lernt, ganz gewiß ist er auch einer der wenigen, die ein Anrecht auf Unsterblichkeit haben; aber jenes titanische Genie, das Oppenheimer aus ihm machen will, ist er nicht und will er auch gar nicht sein. „Gott schütze mich vor meinen Freunden“, wer weiß, ob dieses Wort nicht auch Liliencron gesprochen haben mag, als er diese Studie über sich las. „Liliencrons Herz ist das Paradies vor dem Sündenfall.“ „Alle Spannung seines Gehirns steht als Späher an den Pforten seiner Sinne: und das gab und giebt ihm das Auge des Habichts, das Ohr des Hirsches, die Nase des Hühnerhundes, die Feinfühligkeit der Schnecke und — den Gaumen des Gourmet.“ „Er wählt die Worte so, stellt sie so in Verbindung, daß sie prägnant sind, d. h. schwanger, trächtig von Nebenbeziehungen“ — das ist denn doch ein bißchen zu viel des Guten. Immerhin enthält das Büchlein manche treffende Bemerkung und manche feine Beobachtung; es in Bausch und Bogen zu verwerfen wäre daher ebenso verfehlt, wie an Liliencron nur Weiß und nichts anderes sehen zu wollen.

Hermann Anders Krüger.

Christliche Unterhaltungslektüre.

1. Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, begründet von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur. Herausgegeben von Max Vorberg. Bremen, C. Ed. Müllers Verlag. 1899. 8. 4 M.
2. Ernstes und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk von Emil Frommel, weiland Hofprediger in Berlin. Zweite Auflage. Leipzig, H. Ebbeckes Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Erlebtes und Erlauschtes für einsame und gemeinsame Stunden. Von B. Mercator. Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Gemischte Gesellschaft. Von Julius Burggraf. Stuttgart, Carl Krabbe. 1898. Gr.-8. Eleg. geb. 4 M.

Wie jedesmal, wenn ich über Bücher zu berichten hatte, die der oben in Kürze charakterisierten Litteraturgattung angehören, habe ich mir den Kopf zerbrochen, eine geeignete Überschrift zu finden, um schließlich nach erfolglosem Suchen wieder dieselbe wenig treffende hinzusetzen, die an der Spitze dieses Artikels steht. Sie soll nicht etwa die außerhalb der bewußten Gruppe stehende Belletristik als eine unchristliche ablehnen, noch Schriften dieser Art als die eines Christen allein würdige Lektüre empfehlen. Das Gebiet der schönen Litteratur, die dazu helfen kann Geist und Gemüt des Lesers aufwärts zu führen, ist sehr groß. Vielmehr sollen hier Bücher zur Besprechung kommen, in denen religiös beeinflußten Lebensverhältnissen besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, daher auch ein darauf gerichtetes Interesse wieder kräftig angeregt wird.

Wir haben für diese Richtung eine vortreffliche Vertretung, deren auch in diesen Blättern wiederholt empfehlend gedacht worden ist, in der alljährlich erscheinenden „Neuen Christoterpe“ (Nr. 1). Der mit der Zahl 1899 versehene Band dieses Jahrbuchs hat sich bereits eingestellt, ein Vorbote des Weihnachtsfestes, hoffentlich auch ein Schmuck vieler Weihnachtstische, denn er verdient auch diesmal volle Anerkennung. Die „Christoterpe“ ist unter dem neuen Herausgeber auf der alten Höhe geblieben. Die Frage, ob nicht trotzdem eine Veränderung ihres Inhalts gegen früher eingetreten sei, läßt sich vielleicht dahin beantworten: des behaglichen, geistreichen Plauderns ist weniger in ihr geworden, das an den beiden Frommel und an Wilhelm Baur klassische Vertreter gehabt hat, während andere diesen Stil mit weniger Glück nachzuahmen suchten. Damit hängt ein Zurücktreten des erbaulichen und eine stärkere Vertretung des geschichtlichen Stoffes in dem Jahrbuch zusammen. Nicht weniger als fünf Aufsätze gehören diesmal der Historie an, und zwar sind es ausnahmslos gute Beiträge: Max Löhrs lebendige Darstellung versetzt in die Tage des Jesaja und enthält gute Gedanken über den Segen religiöser Persönlichkeiten für ein Volk; Nietzki macht uns Georg von Kunheim, Luthers wackern Schwiegersohn, anziehend und lieb; Leopold Witte führt ein wenig in Jakob Böhmes geheimnisvolle Gedankenpfade hinein, Paul Kaiser giebt in einem Beitrage über Gustav Wasa den deutschen Lesern Kunde von einem wichtigen Abschnitte der ihm vertrauten schwedischen Geschichte, Paul Wolff endlich hat eine gute Biographie des feurigen Florentiner Reformators Savonarola geliefert. Diese Aufsätze beruhen sämtlich auf Quellenkenntnis und leisten es obendrein, das Erarbeitete durch

eine gemeinverständliche Darstellung dem Leser zugänglich und fesselnd zu machen.

Der Historie reicht die Biographie die Hand, hier begreiflicherweise die Theologen-Biographie und -Autobiographie. Das Gedächtnis des Begründers der ersten „Christoterpe", Albert Knapps, erneuert zu dessen hundertstem Geburtstag C. Kayser in einem kurzen etwas trocken gehaltenen Lebenslauf. Pietätvolle Erinnerungen der Tochter Rudolf Kögels lassen uns in die Studierstube dieses Mitbegründers der „Neuen Christoterpe" hineinsehen. Und zwei bekannte geistliche Schriftsteller erzählen von den Anfängen ihrer Amtswirksamkeit: S. Keller, hier zum erstenmal unter den Mitarbeitern des Jahrbuchs, und O. Funcke, der uns als Selbstbiograph weit besser gefällt denn als Lehrer der Lebensweisheit, obgleich er — man vergleiche die Darstellung seiner Verlobung — sich auch hier von Geschmacklosigkeiten nicht ganz frei hält. Aus dem eigenen Leben hat auch Fritz Fliedner Interessantes zu berichten: von zwei Tagen, die er, der Vorkämpfer des Protestantismus in Spanien, dort im Gefängnisse verlebt hat, und Johannes Renatus, der gemütvolle Beobachter und Erzähler, berichtet von einer Begegnung, die er als Knabe mit einem Taubstummen gehabt hat, eine rührende Geschichte, in der sich manches Körnlein pädagogischer Weisheit findet.

Auch die Ästhetik ist in der „Christoterpe" berücksichtigt. G. Lasson untersucht in feinsinnigen und von herzlicher Begeisterung für den Dichter getragenen Bemerkungen Schillers Lyrik, besonders deren Beziehungen zur christlichen Gedankenwelt.

Endlich die belletristischen Stücke im vorliegenden Bande. Unter ihnen möchte ich Hermann Ösers Novelle „Im Sonnenschein" den Kranz zusprechen. Sinnig und mit leisem Humor ist sie erzählt, mit Spannung folgt ihr der Leser und wird obendrein noch in die tiefe Gedankenwelt des Angelus Silesius eingetaucht, mit dessen Cherubinischem Wandersmann die Geschichte durch seine Fäden herüber und hinüber verbunden ist. Gedankenreich, obschon nicht sehr wahrscheinlich, ist auch Max Vorbergs Erzählung „Wahrheit", in der ein Streit, ob schonende Verhüllung oder rücksichtsloses Geltendmachen der Wahrheit vorzuziehen sei, durch Darstellung des praktischen Verhaltens aufrichtig liebender Menschen entschieden wird. Ein Kulturbild aus der Zeit der Hexenprozesse, mehr angedeutet als ausgeführt und doch voll Poesie, hat August Sperl verfaßt. Auch unter den kleinern Beiträgen findet sich manches Hübsche. Weniger unter den Gedichten, von denen nur R. Eckardts gelungener Versuch, gleichzeitig Stoffe aus der Geschichte der protestantischen Predigt und Gedanken über das Predigen dichterisch zu behandeln, Erwähnung verdient. Doch wird ohnehin das Gesagte als Grundlage des Urteils ausreichen, daß wir in der „Neuen Christoterpe" ein gut redigiertes, ebenso gehaltreiches wie in formeller Hinsicht einwandfreies Jahrbuch besitzen, das als Weihnachtsgabe für christliche Häuser kaum seinesgleichen hat.

Einem alten Getreuen des oben besprochenen Buches, der freilich nicht mehr unter den Lebenden ist, verdanken wir noch eine liebenswürdige Gabe: „Ernstes und Heiteres. Erzählungen für das deutsche Volk" (Nr. 2). Sieben kurze Geschichten enthält das Bändchen — echte Werke Frommelscher Erzählungskunst, in behaglicher Breite, launig und dabei voll tiefen Ernstes. Wenige Schriftsteller sind so wie der genannte fähig, den Leser in die zufriedene Stimmung zu versetzen, die aus den Werken dieses Autors spricht. Sie eignen sich gut zu einer leichten und doch auch gehaltvollen Unterhaltungslektüre. An der Ausstattung des Buches ist entschieden zu rügen, daß ein Inhaltsverzeichnis und auf dem Titel die Jahreszahl fehlen.

Von Frommel gelernt hat wohl B. Mercator (Nr. 3) mit ihrem „Erlebtes und Erlauschtes für einsame und gemeinsame Stunden". Die Verfasserin erzählt aus dem alltäglichen Leben, aber mit so freundlicher Auffassung auch des Kleinen und mit so frommer Verklärung des Gewöhnlichen, daß der Leser ihr aufmerksam folgt und das Büchlein, wenn er es durchgelesen hat, gefördert und erbaut beiseite legt. Es kann viel Segen stiften, besonders in der Hand gemütvoller Frauen. Leider hat sich auch bei ihm die Verlagsbuchhandlung der Angabe des Jahres, in dem es erschienen ist, für überhoben gehalten.

Ein ganz anderer, als die bisher genannten Erzähler waren, ist Julius Burggraf (Nr. 4) in der „Gemischten Gesellschaft". Weniger durch sinnige Vertiefung in das Kleine, als durch weiten Überblick und die Gabe leichter Verknüpfung wirkt dieser Schriftsteller. Und die Förderung des Lesers sucht er nicht sowohl durch unmittelbare Überleitung auf das Gebiet des Erbaulichen, als durch Hervorkehrung der das Menschenleben beherrschenden Ideen zu bewirken. Mancherlei Lebensverhältnisse sind es, die er berührt: die Gedankenwelt der Eremiten in einsamer Felsenklause, wie das Durcheinander im Wartesaal eines modernen Bahnhofs, die Sprache vergilbter Papiere und das Zeugnis, das die Steine an historischen Stätten von vergangenen Zeiten ablegen, der Zauber, den die Rose auf des Menschen Gemüt ausübt, und die Symbolik der Siebenzahl, endlich das wunderliche Treiben eines alten Junggesellen, dem trotz seiner Schnurren ein gutes, treues Herz in der Brust schlägt. Allenthalben bethätigt der Verfasser die Weite seines Interessenkreises und zeigt sich als geistreicher Mann, so daß bei ihm auch verwöhnte Leser Anregung und Erhebung finden können. Sie werden sich jedenfalls freuen, den Verfasser von „Schillers Frauengestalten" auf einem ganz andern, eigenartigen Gebiete und doch mit nicht minderer Meisterschaft begegnen zu können, als sie an seiner frühern Veröffentlichung gerühmt worden ist.

Johannes Reinhard.

Neue Romane.

1. Eine aus der Gesellschaft. Roman von M. Elsborn. Zwei Bände. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 7 M.

Zum Wesen des Romans alten Stils, den wir heute in Gegensatz zu dem sogenannten modernen Roman stellen, gehörte es vor allen Dingen, daß der Leser von vornherein wußte, der Held und die Heldin — denn zwei Liebende waren meist die Hauptpersonen — würden am Schlusse noch glücklich werden, wie sehr sie auch im Verlaufe der Erzählung mit widrigen Schicksalen, Neidern und verabscheuenswerten Subjekten, die ebenso sicher der rächenden Nemesis verfielen, zu kämpfen hatten. Im Roman der Modernen dagegen kommt oft alles ganz anders, als der Leser es erwartet und wünschen möchte, d. h. es geht darin vielmehr wie im wirklichen Leben zu, wo die Menschen oft das erhoffte Glück schwinden sehen und sich mit weit weniger genügen lassen müssen, sodaß sie meist froh sind, wenn das Wenige noch leidlich erträglich ist. Nimmt man einen solchen Ausgang als Hauptcharakteristikum der Erzählungskunst unserer Tage, so genügt Elsborns Roman „Eine aus der Gesellschaft“ den modernen Anforderungen vollauf. Denn hier muß nicht nur die eigentliche Heldin nach kurzem Glück allem, was ihr lieb war, allen Träumen ihrer Jugend, allen Wünschen und Hoffnungen ihrer reifern Jahre entsagen, Spott, Mißachtung und Zurücksetzung erdulden und schließlich hochbetagt im Kloster Ruhe und Vergessen suchen, sondern auch das junge Paar, dessen Liebe sie erst begünstigt und gewünscht hat, sieht sich infolge ihres intriganten Eingreifens seiner Hoffnungen und seines Glückes beraubt und gezwungen, sich ohne zu verzweifeln mit entschlossener Ergebenheit in das selbstgewählte Geschick zu fügen. Aber freilich, eine natürliche Entwicklung der Handlung, ein glaubhafter, ohne romantisches Beiwerk und gesuchte Zufälligkeiten herbeigeführter Schluß ist nicht das einzige, was wir verlangen müssen, um das Dichtwerk wohlgelungen nennen zu können. Dazu gehören in erster Linie noch sicher gezeichnete, einheitliche Charaktere als Träger der Handlung. Diese Forderung aber läßt Elsborns Roman stark vermissen. Wir lernen die Heldin, die Tochter des Grafen Fleuri, als junges, lebensfrohes, energisches Mädchen kennen, das ohne Rücksicht auf die Reden der Gesellschaft, der Weigerung des Vaters, einer Ehe mit dem armen Baron Tannheim seine Zustimmung zu geben, kurz entschlossen Ruf, Vaterliebe und Vermögen daransetzt, um das Glück in den Armen des Geliebten zu finden. Wir sehen dann dies Weib nach kurzer, schöner Ehe gebrochen am Totenbett des schnell dahingerafften Gatten, sehen und verstehen, wie sie sich darauf unter der zärtlichen Fürsorge des Schwagers wieder erholt, allmählich eine stille Neigung zu ihm faßt und in eifersüchtiger Aufwallung sein Haus verläßt, als er eine andere als Braut dahin bringt. Nun aber, als die junge Baronin die Stelle einer Hofdame der leichtlebigen Herzogin angenommen hat, geht eine schroffe, nicht recht wahrscheinliche Wandlung mit ihr vor. Das liebevolle Wesen verwandelt sich plötzlich in eine schlaue, spekulierende, nur nach Reichtum trachtende Intrigantin, der nichts mehr heilig ist, nicht Ehre und Liebe, nicht Religion, nicht Ruhe, Glück und Frieden ihrer nächsten Angehörigen, wenn es gilt, ihren Zweck zu erreichen; die sich nicht scheut, das verwerflichste Spiel zu treiben, zwei Liebende auseinander zu bringen, weil ihre Ehe nicht auf Reichtum begründet sein wird. Dabei ist dies Spiel, die Unterschlagung der Briefe, übrigens ein ziemlich abgebrauchtes Mittel in Romanen, nur mit dem Unterschiede, daß hier der beabsichtigte Zweck erreicht wird, während sonst in ähnlicher Lage gewöhnlich noch ein Deus ex machina die Bosheit vereitelte. Dieser überaus schroffe, keineswegs begründete Wechsel in dem Charakter der Hauptperson ist der größte Fehler dieses Werkes, das sich sonst durch reiche, wechselnde Handlung und angemessene Sprache auszeichnet.

2. Sie liebten sich. Roman von A. Her. Dresden, E. Piersons Verlag. 1898. 8. 5 M.

Der Hauptwert dieses Romans liegt in der Charakterisierung der Personen, in der Schilderung ihrer Seelenstimmung in den Wechselfällen des Lebens. Diese Schilderung, obgleich breit, unendlich breit, zuweilen bis zur Langweiligkeit sich dehnend, ist dem Verfasser ausgezeichnet gelungen. Er hat es vorzüglich verstanden, sich in die Gemütsstimmung der verschiedenen Personen zu versetzen und deren Gedanken wiederzugeben, und zwar ausnahmslos ebensowohl die der Helden des Romans wie die aller nur vorübergehend erscheinenden Gestalten. Die äußere Handlung der Erzählung dagegen ist arm. Sie besteht darin, daß zwei junge Mädchen, die zuerst wegen eines und desselben Mannes eifersüchtig aufeinander sind, während zugleich dieser Mann heimlich und ein anderer offen das eine jener Mädchen liebt, zunächst entsagen müssen, dann aber doch noch glücklich werden. Die beiden, die „sich liebten“, sind eine junge, schöne, reiche Waise von lebhaftem, leicht erregtem Gemüt, und ein durch traurige Jugenderlebnisse vielfach mißgestimmter, von Launen beherrschter Offizier, der im Rufe steht, ein flatterhafter Don Juan zu sein. Von unendlicher Liebe zu ihm beherrscht, glaubt Regina doch, teils durch Eingebungen von fremder Seite, teils durch vermeintliche eigene Überzeugung bestimmt, sich von ihm verraten und mißachtet, sodaß sie nun ihr Herz mit Haß gegen ihn erfüllt und in eine krankhafte, nervöse Gemütsbewegung gerät, bis sie endlich im Beruf einer Krankenpflegerin wieder Trost und Ruhe findet, schließlich aber nach Aufklärung des frühern Mißverständnisses das Weib des noch immer Geliebten wird.

Der Roman leidet sehr unter zahlreichen überflüssigen Längen, die durch breite Detailschilderung nebensächlicher Dinge und Ereignisse verursacht werden, so gut diese an sich auch meist gelungen sind; vor allem aber an der gänzlich ungeeigneten Sprache. In buntem, schroffem Wechsel ist direkte Rede mit Gedankenbericht und Erzählung gemischt; die Sätze sind kurz, abgehackt und deshalb auf die Dauer unangenehm zu lesen. Diese Sprache ist nicht die Redeweise der guten Gesellschaft, in der der Roman spielen soll; in ihr wird in Wirklichkeit keine gesellschaftliche Unterhaltung, kein Ballgespräch geführt wie hier; sie eignet sich höchstens zur Kennzeichnung eines Wortstreites, oder, wie in Kapitel 21, zur Wiedergabe des Tones einer unverschämten, herzlosen, tyrannisierenden Emporkömmlingin. Alle diese Eigenschaften treten so stark hervor, daß sie die guten Seiten der Erzählung allzusehr in den Schatten stellen und den Roman zu keiner angenehmen Lektüre machen.

3. Ein Käufmann. Roman von Sophie Junghans. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898. 8. Geb. in Leinwand 5 M.

In diesem Roman erzählt Sophie Junghans von einer der Hauptpersonen, Isa Butler, einer koketten, schlauen, nach irgend einem Gatten trachtenden jungen Dame, daß sie als Frau sich der Schriftstellerei zugewandt habe, und sagt darüber: „Sie ist in der Gesellschaftssphäre, aus der sie ihre Stoffe wählt, zu Hause; etwas Phantasie wird sie wohl auch besitzen: der Bedarf ist groß, und sie hat Glück. . . . Und nach und nach findet sie ein Gebiet, auf dem sie sich ansiedelt, das der Erzählung für junge Mädchen. Sie schreibt mit sehr moralischer Tendenz, d. h., sie schöpft recht weit oben ab, hoch über der Tiefe, in der, oft untrennbar ineinander verflochten, das Wurzelgeäder der Motive liegt, der guten wie der übeln, beide mit gleicher Notwendigkeit aus dem jedesmaligen Nährboden entsprossen. . . . Ihre Backfischgeschichtchen sind eine süßliche, allerdings auch etwas fade Kost, über deren geistigen Nährwert man (kaum) verschiedener Ansicht sein kann.“ Man kann keine treffendere Charakteristik der eigenen Schriften, oder wenigstens des vorliegenden Romans von Sophie Junghans schreiben als eben diese. Es ist eine simple, breit gezogene, mit viel überflüssigem Geschwätz angefüllte Geschichte, in die durch Erhöhung des Reizes, zu neuer Anspannung einer sich langweilenden Phantasie der Abwechselung halber ein Hauseinsturz und ein Selbstmord eingeflochten werden; sonst aber bewegt sich alles im wohlbekannten ausgetretenen Gleise. Unter den männlichen wie unter den weiblichen Personen finden wir die verschiedenen feststehenden Rubriken: tadellose Charaktere derer, die sich kriegen sollen (der Kaufmann Gustav Brehmer und seine Verkäuferin Julie Simon), — die übrigens nebst Tante Jeannette Brehmer und Isa Butler noch mit einiger Sicherheit und Originalität gezeichnet sind —, leichtsinnige, mit etwas Falschheit gezierte (wie die ganze Familie Butler) und einen Bösewicht in jeder Hinsicht (Architekt Göhring). Aus diesen althergebrachten Ingredienzien wird durch etwas neue Mischung und das übliche Rühren ein neuer Brei fertig, dem man natürlich bei jedem Löffel die faden und groben Würzen bis zum Überdrusse wieder anschmeckt.

4. Auferstehung. Roman von Emil Marriot. Berlin, Freund u. Jeckel (Karl Freund). 1898. 8. 4 M.

Ganz anderer Natur als Sophie Junghans ist die unter dem Pseudonym Emil Marriot schreibende Dame, und wenn man ihren eigentlichen Namen nicht wüßte, würde man hinter dem männlichen Vornamen „Emil“ kaum einen weiblichen Schriftsteller vermuten; denn nichts verrät z. B. in dem vorliegenden Werke, daß eine Dame sein Verfasser ist. Männlicher als dieser Held — wenn man nach altem Brauche so sagen will — gezeichnet ist, könnte kaum ein Mann ihn zeichnen, ja nicht nur der Held, jede einzelne, in diesem Roman auftretende Person des stärkern Geschlechts — und es sind lauter völlig verschiedene Charaktere — ist so ganz als Mann, mit so individuellen Zügen, so echt männlichen Gepflogenheiten geschildert, wie es selten von einer Dame geschieht. Dabei sind aber auch die beiden weiblichen Personen in jeder Beziehung echte Vertreterinnen ihres Geschlechts, so grundverschieden auch ihre Naturen sind: das junge, in dieser Umgebung kaum einer andern Geistesentwicklung fähige Mädchen, voll ernster Lebensauffassung, kühn und entschlossen, ist vollkommen ein Kind seiner Zeit und seines Gesellschaftskreises im allgemeinen und seiner Eltern im besondern, fest und doch lenkbar, grausam in seinem Haß und doch so hingebend, aufopfernd, trotz aller jungfräulichen Scheu, in seiner Liebe, und nicht minder hat auch das zweite weibliche Wesen, die nur hier und da flüchtig hervortretende Witwe, Frau Sellany, die Geliebte von Alicens Vater, völlig weibliche Züge, heuchlerische, falsche Schlangenart, ohne dabei bösartig oder schlecht zu sein, nur ihren Zweck, die eheliche Verbindung mit ihrem Liebhaber, vor allem verfolgend.

Ganz hervorragend im Vordergrunde des Interesses stehen zwei Personen: der Mediziner Eugen Holtz und das neunzehnjährige Mädchen Alice Ferventhal. Jener, ein derber, rauher, leidenschaftlicher, aber ehrlicher Charakter, ein genialer Mensch, ehemals eine Leuchte seines Berufes, ist vor Jahren mit Alicens Tante, einem schönen, aber etwas kalten Mädchen verlobt gewesen, das seine stürmische Liebe nicht nur nicht verstanden und erwidert, sondern mißmutig, schaudernd zurückgewiesen hat, so beharrlich und verletzend, weil sie sein Wesen nicht verstand, daß er schließlich sich in seiner Leidenschaft, aber mit vollem Bewußtsein dazu hat hinreißen lassen, die von ihm göttlich Geliebte zu töten. Was darauf kommen mußte, ist gekommen; er ist verhaftet, zum Tode verurteilt, aber zu zwanzig Jahren schweren Kerkers begnadigt und ins Zuchthaus geschleppt

worden. Wie dieser Mann mit seinem hochstrebenden Geiste, seinem genialen Wissen und Können in den Mauern des Kerkers gelitten haben muß, ist wohl zu begreifen und von Emil Marriot trefflich geschildert, ebenso wie ihre Erzählung von dem Verlaufe der Gerichtsverhandlung meisterhaft durchgeführt ist, so ganz ohne Effekthascherei, ohne das lüsterne Spiel der aufregenden Kriminalromane und bei aller Kürze doch so klar, daß wir ihre Wirkung auf jeden einzelnen der dabei Beteiligten genau kennen lernen.

Während nun Eugen Holtz im Kerker geschmachtet hat, ist Alice, das Kind der Schwester der Ermordeten, mit dem sich der Bräutigam einst oft liebevoll beschäftigt hat, unter der Pflege ihrer Mutter herangewachsen. Von dem Unglück aber, das die Familie einst durch Holtz erfahren und das alle Glieder derselben so tief und schwer getroffen hat, hört sie nur wenig, da man im Hause geflissentlich nicht davon spricht. Erst als sie über die Kinderjahre hinaus ist, gerät sie zufällig über die verborgenen Briefe, die Holtz dereinst an seine Braut gerichtet hat, und lernt daraus dessen edles Wesen und seinen leidenschaftlichen Charakter kennen und verstehen. Nun treibt es sie, alles über dies Verhältnis und seine Folgen zu erfahren, und sie dringt so lange in die von ihr überaus zärtlich geliebte Mutter, bis diese ihr alles erzählt. Damit ändert sich aber auch ihr Verhalten zu der Ermordeten, die sie bisher, wie alle im Hause, so innig geliebt und betrauert hat. Sie findet es unschön von ihr, daß sie ihren Bräutigam so schroff und abstoßend behandelt, sich ihm überhaupt verlobt hat, wenn sie ihn nicht hat lieben können, und lernt allmählich Eugens Empfindung und die Motive seiner grausamen That verstehen. So bricht das Mitleid mit diesem unglücklichen Manne und das lebhafte Interesse für ihn immer mehr durch. Nachdem nun auch ihre Mutter gestorben und sie fast immerfort auf sich allein angewiesen ist — denn der Vater, ein phlegmatischer Lebemann, geht nur seinen Geschäften und seiner Geliebten nach, und ihr Onkel Paul, der Ermordeten Bruder, ist ihr wegen seines lüsternen, zudringlichen Wesens verhaßt — hat sich der Wunsch, jenen unglücklichen Menschen kennen zu lernen, in ihr immer lebhafter ausgebildet; da dringt plötzlich die Kunde zu ihr, Eugen Holtz ist, nach fünfzehn Jahren, begnadigt worden und hat sich wieder hierher nach Wien gewendet. Sofort reift der Plan in ihr, allen Hindernissen zum Trotz, diesen Mann persönlich kennen zu lernen. Doch das ist nicht so leicht; denn Eugen Holtz ist jetzt ein völlig gebrochener Mann, zerrüttet an Körper und Geist, menschenscheu und verbittert, unfähig zur Arbeit und zum Verkehr mit Seinesgleichen, die ihn ausgestoßen haben aus ihrer Gesellschaft. Endlich aber gelingt es Alicen doch mit Hilfe seines alten Dieners unter falschem Namen heimlich zu ihm zu dringen, der sonst keinen Menschen, und besonders kein weibliches Wesen, um sich duldet. Sie kommt zu ihm mit dem Wunsche, einigermaßen wieder gut zu machen, was die ehemalige Braut in ihrer Lieblosigkeit und dann die andern in ihrem vermeintlich streng rechtlichen Sinn an ihm verbrochen haben. Dann, als er Gefallen an ihrem Umgange findet, bekennt sie, wer sie ist; zuerst bricht er bei der Entdeckung bestürzt zusammen; allmählich aber erkennt er ihren Mut, ihr Einsehen mit seiner damaligen Lage, ihr Verstehen seines jetzigen Zustandes an, faßt eine väterliche, freundschaftliche Liebe zu ihr, die sie herzlich und innig erwidert. Nur zu Zeiten, wenn er zu glücklich mit ihr war, die nun oft zu ihm kommt, peinigt ihn wieder die Erinnerung an die Tote, die ihn gleichsam mahnt abzulassen von diesem Kinde, es nicht auch an sich zu ziehen, zu verderben. Doch dies einzige, letzte Glück ist zu schön, zu verlockend, als daß er vermöchte, es von sich zu weisen, und so werden die beiden Wesen, die sich so ganz einander verstehen, immer zutraulicher und vertrauter, bis schließlich die alte Leidenschaft ihn wieder übermannt, sie in seine Arme zu schließen und die Zusicherung von ihr zu fordern, ganz ihm zu gehören, alles zu verlassen und mit ihm in die Ferne zu ziehen.

Bis hierher hat Emil Marriot den Stoff meisterlich beherrscht, die Charaktere in ihrem Wechsel von Selbstvertrauen, Güte, Liebe, Furcht und Zweifeln ausgezeichnet verfolgt; nun aber tritt plötzlich eine Wendung ein, die einigermaßen überraschen muß. Der Schluß wird mit einem mal kopfüber herbeigeführt ohne Rücksicht auf das Mädchen, ja fast entgegen dem Charakter desselben. Ihr Onkel Paul, der den Mörder seiner Schwester und den ihn einst geistig weit überstrahlenden Berufsgenossen tödlich haßt und selbst in seine Nichte verliebt ist, entdeckt ihr Verhältnis zu dem Verhaßten — übrigens auf eine Weise, die, obgleich von der Verfasserin psychologisch wahrscheinlich gemacht, doch nicht ganz ihrem sonstigen künstlerischen Können entspricht —, gerät darüber in äußerste Wut und verrät das Geheimnis einem jungen Freunde (Buroff) Alicens, einem klugen, aber kalten Verstandesmenschen, der ihr Freund ist und auch von ihr selbst in das Verhältnis eingeweiht war. Dieser geht, da er keine andere Rettung sieht, zu Holtz, stellt ihm mit klaren, vernünftigen Worten des Mädchens Lage vor und erreicht so, daß Holtz sie aufgiebt, ihr selbst schriftlich rät, nicht wieder zu ihm zu kommen, sondern ihrem Freunde zu folgen, der sie weit weg zu seiner Mutter bringen will, ja er schreibt ihr sogar die offenbare Lüge, er wolle nachkommen, wenn er von seiner Krankheit, die ihn überfallen habe, genesen sei. Daß Alice so ohne weiteres diesen Rat befolgt, erscheint mir wegen und trotz alledem, was vorhergegangen ist, bei ihrem Charakter nicht recht glaubhaft; es macht den Eindruck, als habe die Verfasserin nun um jeden Preis zum Schlusse kommen wollen.

Max Mendheim.

Feuilleton.

Die Abhandlung: Zur litterarischen Plagiatfrage, von Karl Bobrzyński (Krakau, G. Gebethner u. Comp., 1898), ein Separatabdruck aus dem Jahresbericht des k. k. dritten Gymnasiums in Krakau, gründet sich auf ein umfangreich angelegtes Werk von Paul Albrecht: „Lessings Plagiate“ (Hamburg 1891 fg.), das aber in Folge des Todes des Verfassers unvollendet geblieben ist. Doch bietet auch schon das vorhandene Bruchstück Material genug. So hat Bobrzyński danach zusammengezählt, daß z. B. „Der junge Gelehrte“ mindestens 107 aus andern Schriftstellern entnommene Stellen enthalten soll, „Minna von Barnhelm“ 319, „Miß Sara Sampson“ 436, „Emilie Galotti“ 499, „Nathan der Weise“ 340. In letztern beiden Stücken soll nach Albrecht nicht ein Satz dem Gehirn Lessings entsprungen sein, sondern alles sei aus fremden Litteraturen zusammengetragen. Von den Gedichten sollen sich 225 als Plagiate erweisen u. s. w. Wie war es möglich, zu so sonderbaren Resultaten zu gelangen? Thatsächlich hat Albrecht mit großer Mühe die Weltlitteratur durchforscht, um Parallelen zu Lessings Schriften und einzelnen Stellen derselben zusammenzustellen, was an sich sogar einen gewissen litterarischen Wert hat; falsch ist nur die Tendenz, die ihn leitete, in jeder solchen Parallele ein Plagiat Lessings hinzustellen. Er erweist sich dadurch als Anhänger einer bekannten litterarischen Richtung, die Lessing in jeder Weise verkleinern will. Bobrzyński beweist nun, daß es kein Plagiat ist, wenn Lessing Motive benutzt hat, die schon vor ihm benutzt worden sind; das haben alle großen Dichter gethan, nicht am wenigsten Shakespeare. Es ist kein Plagiat, wenn Lessing zu seinen Dichtungen das Baumaterial entnimmt, wo er es findet — er war sehr belesen —, sobald es nur von ihm eigenartig verwendet und zu selbständigen Kunstwerken gestaltet wurde, was geschehen ist. Ja nicht einmal Übersetzungen bilden ein Plagiat, denn jedes Umdichten ist zugleich ein Umdenken, und der scharfe Geist Lessings hat übernommenen Gedanken oft erst einen Inhalt und eine Prägung gegeben, daß sie unsterblich werden konnten. Die Wärme, mit der der Verfasser für Lessing eintritt, berührt sehr sympathisch.

— Die Früchte einer dreißig Jahre währenden dichterischen Entwicklung sind in dem Büchlein „Gedichte und Sprüche von Friedrich Nietzsche“ (Leipzig, C. G. Naumann, 1898) in zierlicher Ausstattung zusammengestellt. Das frühe Stammeln einer kindlichen Muse, harmlos und doch in ihrer Art wohlklingende und glatte Verse aus der Feder des vierzehnjährigen Knaben, leiten die Sammlung ein, und wiederum stammelnde, gebrochene Laute, Klänge aus einer verdüsterten Seele, dithyrambisch wild und dunkel, bilden den Beschluß. Niemand wird ohne tiefe Bewegung diese Denkzeichen eines überreichen Geistes, eines Geistes, der auch an seinem Reichtum zu Grunde ging, aus der Hand legen. In Wahrheit sind diese Verse und Rhythmen ja nicht die einzigen Zeugnisse für den Dichter Nietzsche. Ein Gedicht ist fast seine ganze Philosophie, und nicht nur um ihrer künstlerischen Form willen, sondern in demselben Sinne, in dem er selber sich's in einem seiner ergreifendsten Gedichte eingesteht oder vorwirft: „Der Wahrheit Freier? — Nein! nur ein Dichter!“ Man muß den Kampf kennen, den einst ein Größerer, der Dichterphilosoph Plato, dem Nietzsche wie Wenige nachempfinden hat können, in sich selbst zwischen Poesie und Philosophie hat durchkämpfen müssen, man muß Platos leidenschaftliche Befehdung der Dichter verstehen, um die schmerzliche Wucht des kleinen Wortes „nur“ zu ermessen in dem öfter wiederholten Ausruf: „Nein! nur ein Dichter!“ Mit Recht nannte Nietzsche selber das Gedicht, dem das Wort entstammt, „Das Lied der Schwermut“. Dieser Titel hätte beibehalten werden sollen. Steht aber die Sache so, greift der poetische Charakter bei Nietzsche weit über das, was zufällig in rhythmischer oder metrischer Form vorliegt, hinaus — man denke nur an den „Zarathustra“ —, so ist die Zusammenstellung, die Frau Förster in diesem Büchlein vorgenommen hat, innerlich durchaus nicht berechtigt, um so weniger, als wirklich nur ein Minimum von noch unveröffentlichten Stücken geboten wird, darunter keins von erheblicherer Bedeutung. Auch der Vorrede und dem Nachbericht, die nach der Übung des Nietzsche-Archivs beigegeben sind, wird man wichtigere Belehrungen kaum entnehmen können. Doch wird der Nietzsche-Gemeinde dies Büchlein, das nach seinem bequemen Taschenformat zum Vademecum für Schwärmer wohl geeignet ist, willkommen sein.

— Die Schrift „Friedrich Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre mit besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zum Christentum“, von Georg Friedrich Fuchs („Zeitfragen des christlichen Volkslebens“, Band XXII, Heft 8; Stuttgart, Chr. Belser, 1897), ist eine sehr erfreuliche Erscheinung unter den Äußerungen der Theologen über Nietzsche, jedenfalls weit vorzuziehen der kümmerlichen Darstellung von der Hand Otto Ritschls. Der Verfasser tritt, wie erfreulicherweise auch Kaftan, energisch dafür ein, Nietzschen „ernst zu nehmen“, und weiß doch, aber ohne nach der Polizei zu rufen, die Würde seines Standpunkts zu wahren, weiß die zum Teil wirklich aberwitzig verschrobenen antichristlichen Exzesse Nietzsches gebührend zurückzuweisen, ohne zu verkennen, daß als Symptome selbst sie ihre Bedeutung haben, und daß man um ihretwillen nicht gering anschlagen darf, was Nietzsches Denken außerdem zu Tage gefördert hat. Freilich will mir scheinen, daß die gutgemeinten und gewiß warm empfundenen Schlußworte über eine innere Stärkung des in den Dienern der Kirche zu neuer Lebenskraft zu erweckenden Christentums als Gegenmittel und Widerpart dieses „brutalen Ausbruchs antichristlicher Weltanschauung“ denn doch zu unbestimmt und allgemein gehalten sind. Möchten die Angriffe Nietzsches auch darin heilsam sich erweisen, daß die Kirche ernstlich danach sucht, ob nicht viel Schuld auch von ihrer Seite gut zu machen ist. „Der Fels steht, wie er stand, — — doch Gold und Quelle sind im Grund verschlossen!“ (Lagarde, auch ein Theologe.)

Bibliographie.

Dransfeld, Hedwig, Wie das Grafendorli glücklich wird. Erzählung für junge Mädchen. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Rosegger, P., Idyllen aus einer untergehenden Welt. Leipzig, L. Staackmann. 8. 4 M.

Rosenbaum, J., Das verkommene Genie. Berlin, Verlag für Lyrik. 8.

Rudelli, W., Lieb ohn' Lied. Bonn, A. Falkenroth. 8. 1 M. 60 Pf.

Tümpling, Wolf von, Hermann von Boyen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. 5 M. 50 Pf.

Türmer, Der. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freih. von Grotthuß. Erster Jahrgang, Erstes Heft. Oktober 1898. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Vierteljährlich 4 M.

Volbach, F., Georg Friedrich Haendel. (Berühmte Musiker. Zweiter Band.) Berlin, Harmonie. Lex.-8. Geb. 4 M.

Weltrich, R., Christian Wagner. Stuttgart, Strecker u. Moser. 8. 6 M.

Wohlfahrt, Das reine Evangelium. Leipzig, W. Friedrich. 8.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. **Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 49.

Leipzig, 8. Dezember 1898.

Aus Rudolf von Gottschalls Jugend.

Kurz vor seinem Hinscheiden hat uns der fast achtzigjährige Theodor Fontane noch mit einem umfassenden Bande selbstbiographischer Aufzeichnungen beglückt. Fontane hat niemals mit zielbewußter Absicht in die geistigen, politischen oder litterarischen Bewegungen seiner Zeit eingegriffen. Er ließ den Dingen und Menschen ihren Lauf, der sich ja doch, nach seiner innersten Überzeugung, mit unabänderlicher Notwendigkeit so oder so vollenden mußte. Gewiß, er nahm warmen Anteil an allem, was da draußen vorging; aber nur mit dem offenen Blick und dem empfänglichen Sinn des sinnigen Betrachters und künstlerisch gestimmten Lebensphilosophen. Sein Anteil an allem war innerlich, beschaulich — und so ist sein Buch. Ein Mann von anderer Art ist der nur um wenige Jahre jüngere Altmeister der Feder, dessen „Erinnerungen" jetzt in einem stattlichen Bande vorliegen: Rudolf von Gottschall.*) Unwillkürlich wird man zu einem Vergleich der beiden Männer und Bücher gedrängt. Die Erinnerungen beider umfassen im wesentlichen dieselben Zeiten, wenn auch Gottschall zurückgeht bis auf die frühesten Kindheitstage, denen Fontane bekanntlich ein besonderes Buch gewidmet hat; unter den zahlreichen Gestalten, die Gottschalls Jugend hemmend oder fördernd beeinflußten, sind manche, die auch die Jugendwege des märkischen Dichters kreuzten; ich nenne nur Herwegh, Bruno und Edgar Bauer, Max Stirner u. a. aus dem Kreise der „Freien". Beide Bücher erzählen hauptsächlich von den vormärzlichen Jahren und geleiten ihre Verfasser bis in den friedlichen Hafen der Ehe. Und doch wie verschieden sind diese beiden Menschen veranlagt, wie verschieden ihre Lebenswege und Lebenskämpfe, wie verschieden ihre Lebensauffassung und Lebensbehandlung, wie verschieden endlich ihre dichterische Eigenart und demgemäß auch ihre ganze Darstellungsweise! Natürlich kann ich hier, wo ich auf Gottschalls interessantes Buch hinweisen will, den Vergleich nicht ins einzelne verfolgen. Wer die beiden kennt oder wer auch nur den Aufsatz Moritz Neckers (vgl. Nr. 43 d. Bl. f. 1898) mit dem, was hier gesagt werden soll, vergleicht, wird die geradezu handgreiflichen Unterschiede und Gegensätze in diesen Söhnen desselben Staates und derselben Zeit von selbst herausfinden; damit wird er aber zugleich entdecken, daß die Erinnerungen Gottschalls, insofern sie ein Zeitbild geben, die Darstellung Fontanes an mehr als einer Stelle ergänzen. Gottschall stand ganz anders im Sturme der Zeit als der hinter seiner behaglichen Beschaulichkeit verschanzte märkische Beobachter. Gewiß, auch Gottschall steht dem Sturm und Drang seiner Jugend und der politischen Frühlingszeit unsers Volks heute mit der nötigen „Objektivität" gegenüber. Aber damals stritt und litt, irrte und rang er doch mitten im Strome seiner Zeit; er nahm stets nicht nur innerlichen, sondern auch äußerlichen, thätigen Anteil an den großen Bewegungen und Kämpfen jener Tage und gab sich ihren Einflüssen ganz hin, um ganz auf sie wirken zu können. Er steht unter der Einwirkung von Zeitideen und Zeittendenzen, eine Zeit lang ist ihm die Dichtung, wie so vielen seiner Mitstrebenden, ein Mittel, diesen Anschauungen nicht nur Ausdruck zu verleihen, sondern auch zum Siege zu verhelfen. Ästhetische und politische Interessen rinnen dem jugendlichen Freiheitskämpen in eins zusammen. Aber er bleibt nicht dabei stehen; er ringt sich zu höhern, reinern Anschauungen von Kunst und Leben empor; er wahrt sich seine Eigenart und geht nicht unter im Strome der Zeit, er betritt die Bahnen tendenzlosen, dichterischen Schaffens,

*) Aus meiner Jugend. Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebrüder Paetel. 1898. Gr. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

ohne deshalb aufzuhören, ein Kämpfer zu sein, der (auch wieder im Gegensatz zu dem beschaulich lächelnden Skeptiker Fontane) seinen geläuterten Idealen Geltung und seiner Auffassung von Kunst bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung des litterarischen Lebens seiner Zeit verschaffen will.

Auch Gottschalls Entwicklung zeigt, daß, namentlich bei bedeutenden Menschen, aus einem festen, unverwüstlichen Kern heraus der Charakter und die Eigenart sich entfalten. Man lese nur, was der jetzt fünfundsiebzigjährige Dichter im ersten Abschnitt seines Buches aus seiner Knabenzeit zu erzählen weiß. Wir wissen heute, daß Rudolf von Gottschall sich auf allen Gebieten der Dichtung mit Glück versucht hat; wir kennen ihn als Litterarhistoriker und Kritiker, als Dramaturgen und Ästhetiker; wir staunen die Fruchtbarkeit seines schriftstellerischen Schaffens und den Reichtum und die Vielseitigkeit seines Wissens an. Die Geschichte seiner Jugendzeit macht das alles erst begreiflich. Schon in dem überallhin seine geistigen Fühlfäden ausstreckenden Gymnasiasten zu Koblenz und Mainz steckt in nuce der ganze spätere Gottschall. Frühzeitig läßt er sich von Männern und Ideen anregen; frühzeitig ringt er nach Ausdruck seines Innenlebens, aber auch nach öffentlicher Geltung. So begegnet der Knabe schon, weil er sie sucht, geistig bedeutenden Männern, wie Karl Andrée, dem Vater des Geographen Richard Andrée, Karl Bölsche, dem Vater des modernen Naturalisten Wilhelm Bölsche, dem jüdischen Ungarn und politischen Lyriker Karl Beck, dem Jungdeutschen Gustav Kühne u. a. Jung Rudolf wollte eben nicht die Heerstraßen der Alltäglichkeit wandeln. Schon in Koblenz beschäftigten den neunjährigen Knaben dramatische Pläne, deren Ausarbeitung er sich „unter der Schulbank" hingab; in Anlehnung an Klopstock und Kosegarten dichtete der „Knirps" eine Ode „Gott"; seinen frühreifen Geist nährte er an Goethes „Faust", an den Blättern des „Pfennigmagazins", an geschichtlichen und militärwissenschaftlichen Schriften. Man bedenke: mit neun Jahren! In Mainz zeigte er sich in der Entwicklung seiner poetischen Anlagen erst recht als ein „Wunderkind". „Es ist damit aber", fügt der erfahrene Greis hinzu, „nicht viel Rühmens zu machen, denn es ist ja bekannt, daß die Wunderkinder nachher in der Regel nichts Gescheites geleistet haben." Von seinem zehnten bis zum fünfzehnten Jahre dichtete dieses Wunderkind sage und schreibe sieben Dramen aus den verschiedensten Stoffgebieten vom altrömischen bis zum mittelalterlich nordischen, unter dem Einfluß verschiedener Dichter, meist in fünffüßigen Jamben; er verfaßte ein romantisches Epos „Ferdinand Cortez" von vierundzwanzig Gesängen in Stanzen, bemühte sich ernstlich um die Aufführung seines „Cajus Gracchus" und ließ einige Scenen seines Dramas „Cerigo" in den „Mainzer Unterhaltungsblättern" drucken; für diese schrieb er auch Kritiken, die ersten Vorläufer seiner spätern, zwei- bis dreitausend Buch- und Theaterkritiken. Er zeigte sich als Gegner des „Jamben- und Reimgeklingels" und verschmähte als Fünfzehnjähriger schon Ausblicke auf das weite Gebiet der Nationallitteratur nicht. So schrieb er in jener Kritik über Gutzkows „Blasedow": „Alle philisterhaften Lästerungen werden verstummen müssen, wenn Gutzkow und Gleichgesinnte fortfahren, so großartig für die Nationallitteratur und den Ruhm des deutschen Vaterlandes zu wirken." Daneben und trotz ausreichender Schularbeit lernte der Knabe von einem neun Sprachen beherrschenden Offizier Englisch so gründlich, daß er eine Reihe von englischen Dramen in Jamben und Prosa übersetzen konnte; außerdem las er alle namhaften Dichtungen jener Zeit und bewältigte zeitweise tagtäglich ein Drama. Noch heute steht der Dichterknabe Rudolf, wie Referent aus den Bemerkungen des Herrn Professors Stigell, eines ehemaligen Mitschülers Gottschalls, weiß, bei seinen noch lebenden Mainzer Jugendgenossen in gutem Andenken. Auch im ostpreußischen Rastenburg, wohin die Eltern im Jahre 1839 verzogen, ließ er das Dichten nicht; sein unter Anregung von Voigts „Preußischer Geschichte" entstandenes Drama „Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst" erschien sogar im Druck, denn er „hatte eine unbezwingliche Sehnsucht, berühmt zu werden". Auch lyrisch begann er sich zu äußern. Seine dichterischen Leistungen wurden öffentlich, in Zeitungsblättern, besprochen und sogar in seinem Reifezeugnis — wie wäre das heute denkbar! — rühmlich anerkannt.

So giebt uns die „Knabenzeit" ein Bild, dessen Grundzüge uns die umfassende Thätigkeit des gereiften Mannes schon verraten. Natürlich enthält dieser Abschnitt noch vieles mehr, was von persönlichem und kulturellem Interesse ist. Wir erfahren von Gottschalls Abstammung und Voreltern; sein Vater tritt uns aus seinen Tagebüchern als wackerer Offizier und Mann von echt deutscher Gesinnung entgegen, der diese nebst der Gabe zu scharfer Beobachtung und farbenreicher Darstellung auf den Sohn vererbte; von der gemütvollen Mutter empfing auch er, wie so mancher Poet, den eigentlich dichterischen Sinn. Wir erhalten in großen Zügen und kleinen, feinen Bemerkungen Bilder aus dem Schulleben damaliger Zeit, wir erfahren manches von den Verhältnissen und Anschauungen der damaligen Offizierkreise, in denen der junge Gottschall aufwuchs. Schon damals gehörte es zu den Leiden und Freuden eines Offiziersohnes, von der Oder an den Rhein, vom Rhein an den Pregel wandern zu müssen; der Blick, die Gedanken weiten sich unter dem Einfluß mannigfaltiger Anschauungen, aber seßhaft, wurzelfest wird das junge Menschenkind nicht dabei. Die Herrlichkeiten der Miets- und gelben Postkutsche lernte der junge Gottschall von Grund aus kennen, damals und später: Breslau-Neisse-Koblenz-Mainz-Leipzig-Königsberg-Rastenburg waren die Jugendstationen des frühe viel umhergeschlagenen Knaben.

Und auch dieser Teil seiner Jugendschicksale ist nur ein Vorspiel seiner studentischen Irrfahrten, deren Schilderung der zweite Abschnitt: „Aus meiner Studentenzeit", gewidmet

ist. Diese Lehrjahre wurden dem jugendlichen Feuergeist zu Wanderjahren — wider Willen. Seine eigene Sturm- und Drangepoche fällt eben in die stürmische Zeit des „Vormärzes“, deren Sturm und Drang sie nur widerspiegelt. Der Student beider Rechte Rudolf Gottschall schwamm munter mit auf dem Strome politischer Leidenschaften: er führte ihn nach etwa zweijährigem Aufenthalt auf der Albertina als (wegen Beteiligung an politischen Bestrebungen und an einem studentischen Krawall) Consiliierten 1843 nach seiner Vaterstadt Breslau, wohin ihm der Ruf eines schwungvollen politischen Lyrikers schon vorausgeeilt war. Aber dort wurde ihm die Immatrikulation nicht genehmigt; im Gegenteil, wegen Teilnahme an einer studentischen Demonstration wurde ihm bald der Besuch der Vorlesungen sowohl als überhaupt der Aufenthalt in Breslau untersagt. Er wandte sich nach Leipzig, wo es ihm wenig gefiel: es war die echte Litteratenstadt; „wenn man“, so schrieb er seinem Vater, „hier einem Menschen mit einer Brille auf der Nase begegnet, der sehr weltschmerzlich, arrogant und süffisant aussieht, so ist es ein Litterat — Fabrikarbeiter, Schöngeister, im Cliquenwesen ersäuft, ohne Gesinnung“. Aber auch die Stadt an der Pleiße duldete den jungen lyrischen Revolutionär nicht in ihren Mauern: als consiliierten Studenten könne man ihn nicht dulden. Wohin? der Besuch einer preußischen Universität, so hieß es in einem Reskript von Berlin, könne ihm nur gestattet werden, wenn er mindestens ein halbes Jahr auswärts studiert oder, falls er dort nicht zugelassen würde, Zeugnisse darüber vorlegen könne, daß er sich tadellos geführt und die Zeit nützlich verwendet habe. Nach einem Abstecher nach Böhmen und Schlesien richtete der Gebannte seine Schritte wieder nach Breslau, um sich wenigstens Bücher von der Breslauer Bibliothek zu holen und sich mit einem Professor in Verbindung zu setzen. Nach manchen Auseinandersetzungen mit der Polizei gelang ihm dies. In den oberschlesischen Wäldern arbeitete er dann eine lateinische Abhandlung aus, die ihm eine sehr günstige Kritik des Professors und diese endlich die Erlaubnis in Berlin weiter zu studieren eintrug. Beim Gardeschützenbataillon diente er dann zugleich sein Jahr ab. Interessant ist alles, was Gottschall von seiner studentischen Odyssee zu berichten weiß; wichtig sind seine Erlebnisse vor allem für die Beurteilung seines dichterischen Entwicklungsganges, von dem er getreulich Rechenschaft ablegt: die politischen „Lieder der Gegenwart“ und die „Censurflüchtlinge“ fallen in diese Epoche, ferner der Roman „Stand und Schicksal“ und die Dramen „Ulrich von Hutten“ und „Robespierre“; in Berlin dichtete er noch seine beiden Liebesdithyramben „Madonna“ und „Magdalena“ und einige Akte seines Dramas „Thomas Münzer“. Gottschall steht diesen Jugenderzeugnissen heute mit vollkommener Objektivität gegenüber; am höchsten schätzt er von den Dramen „Robespierre“ ein. Neben und über dem Selbstbiographischen und diesen Einblicken in die Art seines poetischen Schaffens und in das Entstehen seiner Gedichte nehmen die lebendigen, farbenreichen Schilderungen aus dem Familien- Studenten- und öffentlichen, politischen Leben unser Interesse in Anspruch. Gottschall weiß uns von Haupt- und Staatsaktionen nicht zu berichten, wenn man nicht die imposanten studentischen Kundgebungen als Akte der Weltgeschichte verzeichnen will. In einer Zeit, wo Generale statt der Kriegswissenschaft Schellingsche Mythologie studierten, wo Philosophen und sonstige metaphysische Träumer die Ratgeber von Königen waren und Politik machten, wo junge Feuerköpfe wegen ästhetischer Sünden mit vollem Aufwand staatlicher Autorität höchst patriarchalisch, aber nichtsdestoweniger sehr nachdrücklich Landes verwiesen wurden, wo ein politisches Lied oder eine Karikatur zu einem Staatsereignis werden konnte, da war man auch geneigt, studentische Excesse zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung aufzubauschen. Jene Zeit war reich an mächtigen Individualitäten und originellen Persönlichkeiten. Einer großen Anzahl von ihnen begegnete Gottschall entweder flüchtig oder auch zu dauernder Weggenossenschaft. Diese in ihrer Eigenart oder Absonderlichkeit für ihre Zeit typischen Persönlichkeiten weiß Gottschall in einer fast endlosen Reihe mehr oder weniger ausgeführter Porträts festzuhalten und uns so die kulturellen, insbesondere litterarischen und politischen Verhältnisse höchst anschaulich zu machen. Zu den trefflichsten Charakterbildern zähle ich die von Eduard Simson, Karl Rosenkranz, Albert Dulk, Johann Jacoby, Wilhelm Jordan, Walesrode, Lassalle, den Brüdern Bauer, Luise Aston, Johannes Ronge, Feodor Wehl u. a. Aus dem dritten Abschnitt („Von der Promotion bis zur Heirat“) nenne ich gleich die charaktervollen Bildnisse des Arthur Woltersdorff (Theaterdirektor zu Königsberg) und der zahlreichen Theaterbekanntschaften, unter denen Jean Baptiste Baison und Bogumil Dawison die hervorragendste Stelle einnehmen; ferner lernen wir kennen Arnold Ruge, Julius Campe, „aller Verleger Blüte“, Ottilie und Ludmilla Assing, Adolf Glaßbrenner und viele andere, Berühmte und Unberühmte, denen der unstäte Wanderer auf seinen Fahrten begegnete. Sogar bis zum Schmerzenslager Heinrich Heines in Paris führten ihn seine Wanderungen.

Gottschalls Odyssee war auch mit der Promotion nicht beendet. Einer Reise nach Süddeutschland folgte eine zweijährige dramaturgische Thätigkeit in Königsberg. In dieser Zeit entstanden die beiden Dramen „Die Blinde von Alarca“ und „Lord Byron in Italien“, von denen jenes zwar auf die Bühne, aber nicht in den Buchhandel kam, dieses in seiner umgearbeiteten Form überhaupt nicht veröffentlicht wurde. Die „Blinde“ erklärt Gottschall für eins seiner besten und interessantesten Stücke. Um für diese zu wirken, verließ Gottschall im Sommer 1848 Königsberg. Und nun beginnt für den eifrig eine bürgerliche Existenz Suchenden erst recht ein unstetes Wanderleben. Und diese Wanderjahre werden für den Menschen und Dichter Gottschall erst seine eigentlichen Lehrjahre. Wir finden ihn abwechselnd in Berlin und Hamburg, geteilt zwischen dramatischer und

journalistischer Thätigkeit; wir folgen ihm in die oberschlesischen Wälder, wieder nach Königsberg, wo er nochmals seine Stellung als Dramaturg aufnimmt. Doch dort war kein öffentliches Leben mehr, keine bleibende Stätte für ihn. Abermals geht er nach Berlin und Hamburg, dann wieder nach Schlesien. Weder seine dramatischen noch epischen oder lyrischen Arbeiten vermögen ihm eine feste Stellung zu begründen. Die durch Empfehlungen von Karl Rosenkranz mit der Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus angeknüpften Beziehungen brachten ihm zunächst mancherlei Arbeit; aber sie begründeten auch in der Folge seine hervorragende litterarische Stellung. Zu gleicher Zeit etwa machte er die Bekanntschaft seiner spätern Gattin: „von da ab traten alle daneben auftauchenden weiblichen Gestalten immer tiefer in den Schatten". Mit seinen lyrisch-epischen Dichtungen „Die Göttin" und „Carlo Zeno" errang er sich endlich die Anerkennung der Kritik und der Litterarhistoriker. Am 13. April 1852 wurde Gottschall im Rittersaal des Schlosses Olbersdorf getraut. Die Odyssee seiner Jugend war beendet. Bald erschien seine Dichtung „Carlo Zeno" im Buchhandel: mit diesem hohen Lied vom Manne hatte er die neue Bahn des tendenzlosen, dichterischen Schaffens betreten, auf der sich auch sein damals erscheinendes Lustspiel „Pitt und Fox" bewegte.

Karl Berger.

Zur alten Geschichte.

Geschichte Siciliens im Altertum. Von Adolf Holm. Dritter (Schluß-) Band. Mit acht Münztafeln in Lichtdruck, einer Karte, Nachtrag, hauptsächlich zum ersten und zweiten Band, und einem Register über die drei Bände. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1898. 8. 18 M.

Nach fast fünfundzwanzigjähriger Pause hat A. Holm den ersten zwei Bänden seiner „Geschichte Siciliens im Altertum" den Schlußband, auf dessen bevorstehendes Erscheinen Referent gelegentlich einer Besprechung von Freeman-Lupus, Band 2, schon früher in d. Bl. aufmerksam machen durfte, folgen lassen. Es ist dies eine um so dankenswertere Gabe für die Freunde des klassischen Altertums, als ja das Freemansche Werk leider unvollendet geblieben ist, und die Geschichtsforscher durch den Abschluß der Holmschen Arbeit nunmehr doch wenigstens *eine* vollständige Darstellung der Geschichte Siciliens im Altertum in den Händen haben.

Der Begriff des Altertums ist hierbei von Holm sehr weit gefaßt; er umschließt nicht bloß die Schicksale Siciliens unter den römischen Kaisern, sondern auch unter der Ostgotenherrschaft und den Byzantinern und findet seine Grenze erst durch die mohammedanische Eroberung der Insel im Jahre 902. Infolgedessen schließen sich die Arbeiten Amaris und des Grafen von Schack unmittelbar an die Holmsche Darstellung an, und diese drei Bücher bilden nun, wenn auch jedes von andern Gesichtspunkten aus, eine fortlaufende Geschichte Siciliens bis hinab zur Zeit der aragonischen Könige. Diese Ausdehnung des Begriffs Altertum findet ihre Begründung darin, daß die Zustände der römischen Kaiserzeit auch unter der gotischen und byzantinischen Herrschaft fortgedauert haben und daß die Stürme der Völkerwanderung fast ohne Einwirkung über Sicilien hinweggebraust sind.

Andererseits ist die Darstellung Holms auf das engste auf die Insel selbst und die auf ihr sich abspielenden Vorgänge beschränkt, und damit manches ausgeschlossen worden, was doch in engerm Zusammenhange mit ihrer Geschichte steht und die Beziehungen Siciliens, besonders zu Afrika, zu dem es das natürliche Bindeglied darstellt, klarer gelegt hätte. Bekanntlich hatte Freeman vor allem diesem Zwecke zu genügen sich zur Aufgabe gestellt. Daß Holm sich bewußt hiervon fern gehalten hat, ist nicht bloß aus dem rein äußern Grunde geschehen, weil die Geschichte Afrikas noch größerer Aufklärung bedarf, die uns erst durch weitere Studien, besonders der Franzosen in Tunis geliefert werden können (einen vielversprechenden Anfang bietet das reizend geschriebene Buch von Gaston Boissier: „L'Afrique romaine"), sondern auch darum, weil durch diese bewußte Specialisierung einem Zuge, der jetzt durch unsere gesamte antike Geschichtswissenschaft geht, genug gethan werden sollte. Denn es ist kein bloßer Zufall, daß gerade unsere Zeit neben den immer besser gelingenden Versuchen, die Geschichte des klassischen Altertums nur als dienendes Glied der Gesamtwelthistorie darzustellen, so viele eingehende Darstellungen der Geschichte einzelner klassischer Länder und besonders interessanter Zeitläufte hervorgebracht hat. Beide Erscheinungen hängen meines Erachtens innig zusammen und zeigen den langsam, aber stetig sich vollziehenden Übergang der historischen Zweige der klassischen Altertumswissenschaft zu den rein explikativen Wissenschaften. Es wird kein Ausnahmeplatz mehr beansprucht, sondern die Geschichte der klassischen Länder tritt in den großen allgemeinen Zusammenhang ein und in das Gesamtgetriebe aller der Länder, die überhaupt eine Geschichte haben, und ordnet sich nach allen Seiten hin ein, was wirtschaftliches, religiöses, politisches und geistiges Leben angeht. Daraus ergiebt sich einmal, daß in den geschichtlichen Darstellungen ein Übergreifen in Perioden und Länder stattfindet, von denen man früher sich weltweit entfernt hielt, und die man streng ausschließen zu müssen geglaubt hatte, trotz des unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Zusammenhanges. Und andererseits ist der Bauplan einer allgemeinen Geschichtsdarstellung viel umfassender und weitschichtiger geworden. Eine Durchdringung

aller Einzelheiten darf nicht mehr gefordert werden, weil sie nicht mehr geleistet werden kann. Darum müssen, heut weit mehr wie früher, eingehende Einzeluntersuchungen und Darstellungen gemacht werden, die zunächst so groß und selbständig dastehen, daß sie eine eigene Existenz beanspruchen können, dann aber doch die wohl behauenen Bausteine darbieten, um das große neue Gebäude der Weltgeschichte aufführen zu können.

Bei solcher Specialisierung der Wissenschaft einerseits und andererseits der Nötigung, die allgemeinen Zusammenhänge zu erfassen und somit in andere Perioden überzugreifen, ist es nur zu erklärlich, daß derselbe Gegenstand, wenigstens teilweise, von mehrern Seiten aus bearbeitet wird, und man die Lösung verschiedenfach in Angriff genommen sieht. So ist es denn auch bei Holms Geschichte der Insel Sicilien gekommen, daß eine ganze Anzahl Darstellungen fast gleichzeitig erschienen sind, die mit der seinigen ein mehr oder weniger langes Stück parallel laufen. So behandeln z. B. die sicilischen Verhältnisse zur Zeit des ersten Punischen Kriegs auch Neumann, „Zeitalter der Punischen Kriege", S. 70—164, und Meltzer, „Geschichte Karthogos", II, 223—356, und andererseits finden wir, um noch ein zweites Beispiel herauszugreifen, eine ausführliche Behandlung des Seekönigtums des Sex. Pompejus auch bei Gardthausen, „Augustus und seine Zeit", I, 245 fg. Und ähnliche Beispiele finden sich auch für die spätern Perioden.

Auf einen Vergleich mit diesen Werken, die aus andern Gesichtspunkten heraus geschrieben sind, und somit andere Dinge in den Vordergrund zu schieben genötigt waren, kann natürlich nur dort eingegangen werden, wo es sich um eine eingehende materielle Würdigung des Einzelnen handelt. Hier kann nur das eine festgestellt werden, daß Holms Darstellung der sicilischen und der damit zusammenhängenden Verhältnisse klar und durchsichtig ist, so daß alles gleich beim ersten Lesen deutlich vor dem innern Auge steht, und daß seine Kritik gegenüber den einzelnen Ereignissen und Erzählungen sich zwar vorsichtig, aber doch auch entschieden genug ausspricht. So in der viel besprochenen Geschichte vom Tode des Regulus, in der Kritik von Ciceros Behandlung des Verrinischen Prozesses, und in der Auseinandersetzung mit Belochs Bevölkerungsstatistik. Man kann Freeman und Lupus wohl beistimmen, wenn sie erklären, daß Holms Arbeiten eine wahre Fundgrube für den Freund und Erforscher der sicilischen Geschichte sind, daß ihm bei seinem Scharfblick kaum etwas Wichtiges aus seinem Forschungsbereiche entgangen ist, und daß alles so vorsichtig und umsichtig verwendet ist, daß man dem Buche in der Regel ohne weiteres Glauben schenken darf, da es die Quintessenz dessen darstellt, was man am Ende des 19. Jahrhunderts von dem behandelten Gegenstande gewußt hat.

Auch in anderer Hinsicht merkt man, daß der Wandel der historischen Anschauung und Darstellung nicht unbemerkt an dem Verfasser vorübergegangen ist. Gegenüber den beiden ersten Bänden tritt das litterargeschichtliche Material und die Geschichte der geistigen Bewegungen in Sicilien hier zurück, während sie dort das charakteristische Merkmal waren. Nur Diodors Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte wird ausführlich behandelt. Dafür treten diesmal breitere wirtschaftsgeschichtliche Erörterungen ein. Sicilien ist ja zu allen Zeiten, von den Karthagern an bis auf unsere Tage ein Versuchsfeld für alle möglichen socialpolitischen Theorien und nationalökonomischen Experimente gewesen. Am meisten freilich zur Zeit der römischen Provinzialverwaltung, die trotz der Befreiung des Mittelstandes durch die Sklavenkriege es durch Menschen, wie Verres, durchzusetzen wußte, daß das Unheil der Latifundienwirtschaft überwuchern konnte. Die Darstellung von der Ertragsfähigkeit der Insel und die darauf sich stützenden statistischen Berechnungen bei Holm sind in ihrer Vorsichtigkeit und genauen Berücksichtigung alles erreichbaren Materials ein sehr wertvoller Baustein für eine künftige Wirtschaftsgeschichte des Altertums.

Auch darin unterscheidet sich der vorliegende Band von seinen beiden Vorgängern, daß Holm, ähnlich wie Freeman, nach Parallelen und packenden Vergleichen aus andern Gebieten der Geschichte sucht, um seine Darstellung lebendig und lichtvoll zu gestalten. Einige davon sind schlagend, wie die Gegenüberstellung Hierons II. und des Königs Leopold I. von Belgien (S. 34), die Beziehungen zwischen den geheimen religiösen Verbrüderungen der Sklaven vor dem Kampfe des Königs Eunus und der heutigen Mafia, oder den Vergleich zwischen dem Plantagenwesen auf Sicilien kurz vor dem Sklavenkriege und derselben Bebauungsweise auf Haïti im 18. Jahrhundert und die Empörung der Neger gegen ihre französischen Herren. Weniger glücklich erscheint mir der Vergleich des Verrinischen Prozesses mit dem des indischen Vicekönigs Warren Hastings, dem ein längerer Essay, S. 439—447, gewidmet ist und den man an dieser Stelle wohl kaum suchen würde. Abgesehen davon aber ist Holms Behandlung des Verrinischen Prozesses ein fortlaufender, sachlich erschöpfender Kommentar zu den wichtigen Schriften Ciceros über diesen Gegenstand und wird gewiß auf unsern Gymnasien ein ebenso eifriges Studium finden wie einst der zweite Band zu Thucydides' Darstellung der sicilischen Expedition. Sehr beachtenswert sind in diesem Teile des Holmschen Buches die Auseinandersetzungen über Cicero als Ankläger des Verres. Sie sind im Grunde nur ein neuer Beleg zu der sich immer mehr Bahn brechenden Ansicht, daß vielen der Alten die rhetorische Wahrheit über der absoluten gestanden hat, ohne daß sie dabei die Empfindung gehabt hätten, etwas nicht absolut Gutes zu thun: so ist es denn auch gekommen, daß von Cicero manches um der Wirkung willen verteidigt und mit Nachdruck in Anspruch genommen worden ist, was mit seinen spätern Handlungen in Widerspruch steht (vgl. vor allem den Abschnitt „Entsprechen Ciceros Werke seinen

Worten?"). Wenn jetzt auch nach und nach das harte Mommsensche Urteil über Cicero modifiziert wird und man dem seit fünfzig Jahren Vielgeschmähten mehr Recht angedeihen läßt und verlangt, daß er aus seiner Zeit und ihren Anschauungen heraus begriffen werden müsse, so wird man ihn doch öfters nur mit der eben gekennzeichneten Anschauung von der rhetorischen Wahrheit entschuldigen können. Die Kritik, die sich gegen ihn gerichtet hatte, bleibt bestehen, nur wird sie sich nicht mehr, wie bisher, gegen die einzelne Person, sondern gegen die Anschauung eines ganzen Volks oder Zeitalters zu richten haben.

Der Stil des Holmschen Buches ist klar und durchsichtig; stellenweise erhebt er sich sogar zu dramatischer Lebendigkeit. Vortrefflich ist z. B. die Schilderung des frühern Betrügers und spätern Sklavenkönigs Eunus aus dem alten Wunderlande Syrien, und bei der Schilderung von Verres' Niederträchtigkeiten empfinden wir mit dem Darsteller die Erbitterung über die Greuel, die er uns erzählen muß. Von Freemans rhetorischer Kraft ist Holm freilich entfernt; die Urwüchsigkeit des Engländers wird von Holms akademischer Redeweise nicht erreicht. Aber die einfache Natürlichkeit, mit der uns diese reiche Frucht dargeboten wird, hat gewiß in Deutschland reiche und verdiente Anerkennung zu erwarten.

Damit das Werk auch einen äußern Abschluß erreichte, sind ihm außer reichlichen Anmerkungen knappster Form noch Nachträge und ein Register zu sämtlichen drei Bänden beigegeben. Zuletzt bleibt noch eine Gabe zu erwähnen, mit der das treffliche Werk seine Krönung findet, nämlich eine ausführliche Münzgeschichte Siciliens, die sich auf die einzigartigen Sammlungen Imhof-Blumers stützt, mit acht photographischen Tafeln. Schon bei Freeman war dieser Punkt (besonders in der Übersetzung des kleinern Werks von Rohrmoser) beachtet worden. Hier aber findet sich eine vollständige und man kann wohl sagen, abschließende Bearbeitung, eine wichtige Vorarbeit für das Corpus nummorum, das die Dresdener Versammlung von Philologen und Schulmännern 1897 in Aussicht gestellt hat. Den Abschluß bildet eine für alle drei Bände bestimmte große Karte Siciliens.

Referent möchte diese Besprechung nicht schließen, ohne den herzlichsten Dank für die reichliche Belehrung auszusprechen, die uns der greise Gelehrte in Freiburg in diesem Werke gespendet hat, vor allem aber dafür, daß er sein Werk zum Abschluß gebracht hat, und den Wunsch hinzufügen, daß Adolf Holm der Geschichtswissenschaft aus seinem reichen Born noch manche köstliche Gabe zufließen lassen möge.

Ernst Schwabe.

Theologische Litteratur.

1. Christentums Ende. Von Friedrich Nonnemann. Hannoverisch-Münden, Reinhold Werner. 1898. 8. 2 M. 70 Pf.
2. Entstehungsgeschichte des Monotheletismus. Von G. Owsepian. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1897. 8. 1 M.
3. Christenverfolgung in Rußland. Von P. Birukoff, J. Treguboff u. W. Tschertkoff. München, Aug. Schupp. 1898. 8. 25 Pf.

„Christentums Ende" (Nr. 1), nicht im Sinne Hartmanns, der von einer Selbstauflösung des Christentums träumt, sondern in dem Sinne, daß, wer sich innerlich völlig frei gemacht und in dieser Freiheit und in reinster Wahrhaftigkeit die Probe anstellt, ob das Christentum seine tiefsten Herzensbedürfnisse befriedigen kann und darum einen ewigen, unendlichen Wert besitzt, daß der schließlich zur triumphierenden Anerkennung des Evangeliums kommt, zur jauchzenden Hingebung an die leuchtende, unverwüstlich lebensfrische Welt der Wahrheit, nach der von Anbeginn im tiefsten Grunde sein heißes Sehnen ging, zu der alle seine guten Kräfte geschaffen worden, also eines Trauer- und Gräber- und eines bloßen Kopfchristentums Ende, um einem freudigen Siegchristentum des Herzens Platz zu machen — so will der Titel unsers Buchs verstanden sein.

Der Verfasser behandelt sein Thema von dem unvergänglichen Wert des geschichtlichen Christentums so, daß er alle dabei in Betracht kommenden Fragen, sittlich-religiöse, sociale, wissenschaftliche, künstlerische, in einem Wechselgespräch zwischen drei Freunden erörtert werden läßt, deren einer, Thomas, die schmerzlichen Zweifel eines gottentfremdeten, aber wahrheitliebenden Skeptikers zu den seinigen macht, während in dem zweiten, Lau, sich die nicht tiefe, äußerliche Religiosität einer objektiv gerichteten Kirchlichkeit darstellt, die gegen die freie Bewegung einer subjektiv gearteten Frömmigkeit nicht ohne Bedenken ist, und der dritte endlich, Titus, als der überlegene Vertreter eines innerlichen, festen, gläubigen Christentums auftritt. Es werden uns somit drei verschiedene Stellungnahmen zur Religion vor Augen geführt, die sich nicht nur in der christlichen Welt, in der kirchlichen Gemeinde, sondern oft auch in ein und derselben Seele finden, so daß die Erörterung der einschlagenden Probleme in weiten Kreisen willkommen geheißen werden muß, zumal es der Verfasser trefflich versteht, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, und seinen Gegenstand gründlich und erschöpfend zu behandeln weiß, ohne durch einen trocknen Lehrton zu ermüden.

Daß auf dem rein intellektuellen Weg ein positiver stichhaltiger Beweis für die Wahrheit des Christentums nicht zu geben sei, darin wird jeder Einsichtige mit dem Verfasser übereinstimmen, sowie auch darin, daß auf diesem Wege es nicht möglich ist, zum Frieden zu gelangen. Ebenso wenig wird für die mangelhaften Erscheinungen des christlichen Lebens und der christlichen Gesellschaft das Christen-

tum selbst verantwortlich zu machen sein, sondern lediglich der mitwirkende menschliche Faktor. Giebt es aber überhaupt einen Weg aus den tödlichen Zweifeln heraus, die zu einer völligen Abwendung vom Christentum führen? Ja, es giebt einen, antworten wir mit dem Verfasser. Und wo ist er zu finden? Nicht in der äußern Welt, nicht in äußern Zeugnissen, nicht in logischen Schlüssen, sondern nur in der tiefsten Innerlichkeit des Herzens, indem sich durch eine freie innerliche That Gemüt und Wille dem Evangelium aufrichtig und entschlossen zuwendet, um zu erproben, ob zwischen diesem und dem von reinster Wahrhaftigkeit durchglühten innern Leben ein Einklang herzustellen ist, also vermittelst einer jedem zugänglichen Erfahrung von der sich selbst bezeugenden unzerstörbaren Lebenskraft des Christentums, des Christentums Christi. Und das ist dieses Christentums Ende: seine wunderbare Nähe, seine Wirklichkeit, er selbst, die Wahrheit über alles, „er: alles Erkennens Licht, aller Sehnsucht Ziel und Ruhe, aller Reinheit Quell und Weihe, aller Freude unerschöpfliches Meer, alles Lebens ewige, sieghafte Kraft, aller Schönheit unbeschreibliches Urbild, alles Liebens nimmermüde Seligkeit, Jesus Christus, er selbst und nur in ihm des Christentums Ende.“

G. Owsepian, Archidiakonus in Etschmiadzin, führt uns mit seiner gelehrten Studie (Nr. 2) in weit entlegene Zeiten zurück. Um nach ihren Quellen die Entstehungsgeschichte des Monotheletismus zu prüfen, macht er uns zunächst mit den politisch-kirchlichen Zuständen im Byzantinischen Reiche vor der monotheletischen Bewegung bekannt, also zur Zeit der Kaiser Mauritius, Phokas und teilweise des Heraklius, welch letzterer dann, vom Patriarchen Sergius inspiriert, unter Beseitigung der chalcedonensischen Zwei-Naturen-Lehre und entsprechender Begünstigung der monergetisch-monotheletischen Lehre den national-religiösen Neigungen seiner Grenzvölker entgegenzukommen und diese mit dem Reich zu versöhnen suchte, lediglich aus politischen Beweggründen. Für die infolgedessen entstehende Bewegung geben die vorhandenen Quellen verschiedene Orte als Ursprungsherde an; die einen weisen auf Theodosiopolis, das ist Karin (jetzt Erzerum), andere auf Hierapolis in Syrien hin, während wieder andere den Entstehungsort nicht näher bezeichnen, aber in der Angabe der Urheber dieser Streitigkeiten von den übrigen Quellen abweichen. Nahm man nun bisher an, daß die entscheidende Synode von Karin 622 abgehalten sei, daß der Patriarch von Konstantinopel, Sergius, daran teilgenommen habe und daß der Severianer Paulus als armenischer Monophysit aus Cypern gegen die in Karin gestiftete Union gewirkt habe, so kommt Owsepian auf Grund seiner kritischen Sichtung der Quellen zu dem Schluß, daß für das Kariner Konzil das Jahr 633 anzusetzen, daß die Anwesenheit des Patriarchen Sergius auf diesem Konzil mehr als zweifelhaft ist und daß kein Grund vorliegt, Paulus mit armenischen, angeblich monophysitischen Gemeinden in Cypern zusammenzubringen, wenn auch unerklärt bleibt, warum der Kaiser sein Edikt, das die Lehre von zwei Energien nach der Vereinigung verbot, an Arkadius richtete.

Die kritische Untersuchung Owsepians verdient das höchste Lob. Von abendländischer Litteratur, die sich auf die Entstehung des Monotheletismus bezieht, hat er keine belangreiche Veröffentlichung übersehen, dagegen vielfach russische und armenische Schriften berücksichtigt, deren Kenntnisnahme sich aus nahe liegenden Gründen in der Regel unsern Gelehrten entzieht.

Gleichfalls ein Stück Geschichte aus der morgenländisch-orthodoxen Kirche, aber der allerneuesten Zeit, bringt uns der Aufruf: „Christenverfolgung in Rußland“ (Nr. 3), mit einem Nachwort von Leo Tolstoi. Es handelt sich darin um das traurige Geschick der Duchoborzen (Geisteskämpfer), die, etwa 12000 Köpfe stark, zur Zwangsansiedelung in das Elisawetpolsche und Tiflissche Gouvernement versetzt, seit etwa drei Jahren der furchtbarsten Verfolgung durch die Behörden sich ausgesetzt sehen, weil ihre aus Gewissensbedenken hervorgehende Weigerung, Waffen zu tragen, als staatsgefährdender Aufruhr angesehen wird.

Zuerst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auftretend, haben die Duchoborzen im Laufe der Zeit sich zu gewissen Glaubenssätzen bekannt, die zum Teil dem Alten und Neuen Testament entnommen, zum Teil frei gebildet sind. Der Kern ihrer Lehre ist dieser: In der Seele (duch) des Menschen lebt der Geist Gottes, sie mit seinem Licht erleuchtend. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dessen Leben, Lehren, Leiden ist geistig zu verstehen. Christus leidet noch immer in uns, wenn wir nicht in Eintracht mit seinen Geboten und dem Geist seiner Lehre leben. Eine äußerliche Kirche samt allem, was dazu gehört, ist wertlos. Die wahre Kirche ist überall da vorhanden, wo zwei oder drei sich im Namen Christi vereinigen. Im Geiste allezeit betend, versammeln sich die Duchoborzen doch an gewissen Tagen, die der Einfachheit wegen mit den griechisch-katholischen Feiertagen zusammenfallen, um Andachtsübungen abzuhalten, bei denen Gebete gelesen und geistliche Lieder gesungen werden. Ihr Verhalten zueinander sowie zu andern Menschen, ja zu allen lebendigen Wesen begründen sie ausschließlich auf die Liebe. Den Staatsbehörden fühlen sie sich zum Gehorsam verpflichtet in allen Fällen, wo deren Forderungen nicht dem Gewissen widersprechen. Dem Gewissen aber widerspricht alles Vergewaltigen und Töten, weil es eine lieblose Behandlung von Lebewesen einschließt. Was ihre Lebensführung betrifft, so sind die Duchoborzen arbeitsam, mäßig und überaus wahrheitliebend.

Daß die orthodoxe Staatskirche die unbequeme Sekte zu unterdrücken suchte, kann nicht wunder nehmen. Kaiser Alexander I. wollte von strengen Maßregeln abgesehen wissen, da sie erfahrungsmäßig erfolglos blieben. Dennoch gingen die Verfolgungen fort und haben in den letzten Jahren ihre Höhe erreicht. Einkerkerung, körperliche Züchtigung, wenn das nicht hilft, Verschickung nach einem ent-

legenen Zwangsaufenthalt und Konfiscierung von Hab und Gut, das sind so die beliebten Gewaltmaßregeln, die mit entsetzlicher Härte zur Ausführung gebracht werden. In der That, man kann mit den unglücklichen Opfern dieser rohen Kosaken mit ihren Nagaiken nur ein herzliches Mitleid haben und wünschen, daß das Gebot der Menschlichkeit doch endlich von ihren Drängern beachtet werde. Am erfreulichsten wäre es, wenn die Nachricht sich bestätigte, die kürzlich durch die Zeitungen ging: daß nämlich die englische Regierung beabsichtige, die darum nachsuchenden Duchoborzen in Cypern anzusiedeln, wo ja in absehbarer Zeit eine Einführung der allgemeinen Militärpflicht nicht zu erwarten steht.

Karl Sallmann.

Neue Romane.

1. Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung. Die Geschichte einer Jugend. Roman von S. Hoechstetter. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1898. 8. 4 M.

Ein wunderlicher, hochtrabender Titel, der nach wer weiß was klingen soll, unter dem sich aber ein Buch verbirgt, das in der Hauptsache recht brauchbar und lesenswert ist. Die Hauptperson ist natürlich ein Künstler, erst Dichter, dann Maler, dann wieder Dichter, allerdings mit stark philosophischem Einschlag. Ulrich Gernot, so heißt dieses Universalgenie, ist jung und modern. Das Junge ist das Naive, das Moderne ist das Gemachte, aber Interessante an ihm, man könnte auch sagen das Sentimentale, obwohl diese Schillerschen Begriffe hier nicht mehr ganz passen. In dem ersten Teile des Romans, in der „Sehnsucht", tappt Gernot noch im Dunkeln, er fühlt den Drang in sich, er bethätigt ihn auch, aber planlos, ziellos; dabei liebt er seine Jugendgespielin Leonore, die ihm geistesverwandt ist, liebt auch seinen, übrigens prächtig gezeichneten liebenswürdigen Freund Tim, einen richtigen Kunstzigeuner — aber all diesen Gefühlen fehlt der große Zug. Da sieht er plötzlich ein herrliches, edles Weib, zunächst nur ihre Photographie, dann bald sie selbst, Florence von Brand, und mit ihr tritt das Schicksal in sein Leben. Er verfällt diesem holden Mädchen mit Seele und Leib, er kennt nichts anderes, nur mit ihr, für sie kann und will er leben. In „Schönheit" wird nun dieses sonnige, selige Liebesglück geschildert. Zurückgezogen von aller Welt, gehen diese zwei herrlichen Menschenkinder ganz ineinander auf, denn auch Florence berauscht sich in ihrer Hingabe an den Einziggeliebten, der ihr zum Gotte wird, ja sie berauscht sich bis zum Wahnsinn. Auf dem Gipfel des Glückes erfaßt sie die Angst vor einem etwaigen Wechsel, sie nimmt sich das Leben, um nie unglücklich zu werden, Gernot bleibt zurück mit dem auf ihm lastenden Versprechen, leben bleiben zu müssen, jetzt ein grausames Geschick. In „Dämmerung" lebt er nun dahin; lebt erst nur der süßen Erinnerung und endlich, endlich wieder der Arbeit. Das Glück ist ihm hold, aber Trost findet er nicht, auch nicht in einer zweiten Ehe, die er mit seiner Jugendgespielin Leonore, der besten Freundin der Toten, eingegangen ist. In ergreifender Sehnsucht nach der Einzigen, Unvergeßlichen, klingt das Lied aus in erschütternden Accorden.

Ein sonderbares Gemisch tritt uns in diesem neuesten Buche Hoechstetters entgegen, Klassicismus, Romantik, Moderne. Man merkt dem jungen Autor an, er fühlt sich unbefriedigt vom Bisherigen, er will etwas Neues schaffen. Modern ist er, von Ibsen und Nietzsche kann er noch nicht los, aber er will die Moderne ergänzen, gegenüber den andern Parnassusstürmern, die sie „überwinden" wollen. Er greift zum alten Goethe, er nimmt sich hier das Meistermotiv, ja er wiederholt geradezu in der Schilderung des Musenhofes der Gräfin Rothenstein einzelne Züge aus „Wilhelm Meister". Dann zapft er die Romantik an, entnimmt ihr die Momente des schrankenlosen Subjektivismus, des künstlerisch verklärten Müßiggangs, der übertriebenen Sentimentalität, sodaß man mitunter Tieck und Eichendorff aus „Schönheit" reden hört. Ja sogar das Hauptmotiv dieses Buches scheint der Romantik entlehnt zu sein — Florence, die sich tötet, aber von ihrem Gemahl verlangt: du sollst deinen Namen noch einschreiben in die Erde! — ist das nicht eine zweite Charlotte Stieglitz? Doch der Dichter selbst glaubt Ibsens „Hedda" dabei als Vorbild benutzt zu haben, er läßt Florence von ihrem Manne sogar Hedda nennen, übrigens eine Geschmacklosigkeit ersten Ranges, da eine solche Anspielung auf Florences Ende höchst ungeschickt wirkt. Überhaupt ist die ganze aufgepfropfte Moderne mit den mystischen „wunderbaren" Ibsen-Ideen, mit den unverstandenen, oder falsch verstandenen Nietzsche-Weisheiten das Unerträglichste an dem Buche. Hoechstetter scheint mir durchaus der neuesten Generation anzugehören, die ganz gern wieder bei den Alten in die Schule gehen würde, wenn es nur nicht so verteufelt unmodern wäre; heimlich wird aber doch von der einstweilen noch verbotenen Frucht genascht. Ob der Verfasser besser daran thun würde, bei dem Alten wieder anzuknüpfen oder das Neue weiter auszubauen, will ich nicht entscheiden; das Vermischen aber ist auf alle Fälle unleidlich und kann zu keinem ersprießlichen Ergebnis führen. Am besten wäre es vielleicht für Hoechstetter, er knüpfte an gar nichts an, sondern bliebe bei seinem Eigenen, denn es will mir scheinen, als habe er wirklich Eigenes genug, um bei rechter Selbstzucht etwas Ganzes daraus zu bilden.

Freilich gilt es zu kämpfen. Hoechstetter neigt zur Breite in der Erzählung, er schwelgt gern im Schwärmerisch-

Sentimentalen, und dabei geht ihm allzu oft der Atem aus, so besonders im zweiten Buche. Auch seine Charakterisierungskunst ist nicht groß, es fehlt ihm z. B. ganz und gar (und das ist bezeichnend) die Stärke der Modernen: die detaillierte Umweltsschilderung. Dagegen beherrscht er die Stimmung recht wohl, wie überhaupt viel Lyrisches in seiner Begabung liegt. Der Hauch von Jugendschönheit und Jugendreinheit, der über diesen Roman gebreitet ist, wird für den Leser vieles vergessen machen, was der gewissenhafte Kritiker beachten muß. Denn trotz der mancherlei Wunderlichkeiten, um nicht zu sagen Unreifheiten, die dem Werke anhaften, ist es doch ein lesenswertes, ja stellenweise ergreifendes Buch, das jedem selbständig denkenden Leser ungleich mehr Genuß bieten oder wenigstens mehr Interesse abnötigen wird als Hunderte schablonenhafter, künstlerisch bankrotter Durchschnittsprodukte.

2. Die Betrogenen. Roman von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1898. 8. 5 M.

„Saul unter den Propheten!" so dürfte mancher Leser ausrufen, wenn er Ilse Frapans neuesten Roman zur Hand nimmt. Ja es geschehen eben sonderbare Dinge in unserer lieben „Jetztzeit", vulgo Gegenwart, in der eben leider selbst sogenannte „führende Geister", wie z. B. Gerhart Hauptmann, durch ihr wunderliches Hin- und Herschwanken das Zeichen zu einem allgemeinen Tohuwabohu geben. Die Jüngsten, so Hoechstetter, greifen verzweifelt zu Goethe und der Romantik, die Alten und Ältesten, selbst die sonst so solide Ilse Frapan, gehen unter die Modernen. „Die Betrogenen" könnten in der That ebenso gut von einem Schüler Strindbergs oder Ola Hanssons geschrieben worden sein, denn es ist ein veritabler Studenten- oder Studentinnenroman mit dem Thema der freien Liebe; der Schauplatz ist das internationale Zürich. Rudolf Mohl, ein etwas dekadenter Mediziner, verliebt sich in die einzige wirklich schöne Studentin Zürichs, Sibylle Bauer, ein gesundes, kraftvolles Weib mit nur leider etwas ungesunden Anschauungen. Nach baldiger Kapitulation huldigt man natürlich der freien Liebe, aber ohne innere Befriedigung. Das Ende vom Liede ist eine höchst anständige Eheschließung. Ob dieser leicht vorauszusehende Schluß von Ilse Frapan ernsthaft oder nur ironisch gemeint ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls ist es sicherlich für diese beiden Naturen, die innerlich noch viel zu gesund sind für die moderne Entartung, der einzig mögliche Ausweg; aber ebenso sicher ist es auch, daß die Lösung nur scheinbar ist, da diese zwei Menschen für eine gesunde Ehe schon zu sehr entartet sind. Man sieht, auch die beabsichtigte, unbefriedigende Unbestimmtheit der modernen Produkte hat Ilse Frapan sich sehr gut angeeignet. Und dennoch glaube ich, daß die Verfasserin in dem vorliegenden Roman den Höhepunkt ihres bisherigen Schaffens erreicht hat, obwohl ich ihr nicht dazu raten würde, an diesen modernen Sujets, die ihrem innersten Wesen fremd sind, sich weiter zu versuchen. Es spricht wackere Studienarbeit und eifrige Menschenbeobachtung aus den „Betrogenen", so sind namentlich die slawischen Studenten recht treffend, wenn auch nicht ohne leise Ironie, geschildert. Dennoch hinterläßt das Buch einen unbefriedigenden Eindruck, was wohl nicht nur an dem Sujet und seiner Lösung, sondern teilweise auch an der Zeichnung des sonderbaren Helden, Rudolf Mohls, liegen dürfte. Einzelne Sprachfehler, wie der falsche Gebrauch von solch, einzelne sonderbare Wortbildungen, wie z. B. kühlmatt (S. 128), Neidhämmel (S. 33) treten dagegen durchaus zurück.

3. Über die Alpen. Roman von J. Gräfin von Baudissin. Berlin, Schall u. Grund. (Verein der Bücherfreunde.) 1898. 8. 5 M.

Es thut einem ordentlich leid, der sicherlich verdienstvollen Leitung des „Vereins für Bücherfreunde" schon wieder sagen zu müssen, daß sie sich ebenso wie in dem „Thilo von Wardenberg" auch in dem neuesten historischen Roman „Über die Alpen" völlig vergriffen hat. Ob es an den verhängnisvollen Hohenstaufen liegt, ob an dem Unvermögen der gräflichen Verfasserin, will ich nicht entscheiden. Groß ist jedenfalls das Talent der Gräfin Baudissin nicht, und wiederum die Aufgabe durchaus nicht gering. Infolgedessen erzeugt die Lektüre des vierhundertsechsundsiebzigseitigen Buches eine ziemlich quälende Langweile, die auch allerlei Theatermätzchen nicht bannen können. Am unangenehmsten berührt es aber namentlich den historisch gebildeten Leser, daß die Verfasserin die mittelalterliche Kultur und deren Umwelt nicht genügend beherrscht, dafür aber sich die größte Mühe giebt, vermittelst einer möglichst undeutschen, beziehungsweise altertümlichen Sprache uns ein X für ein U zu machen. Wenn Gräfin Baudissin glaubt, daß die Ritter Friedrichs II., die in der Sprache Gottscheds und Schönaichs reden, lebensvoller auf uns wirken werden, als wenn sie sich eines guten Deutsch befleißigten — dann irrt sie sich. Glaubt aber Gräfin Baudissin, der geschichtlichen Wahrheit nichts vergeben zu dürfen, dann würde ich ihr doch raten, das nächste mal lieber Mittelhochdeutsch zu schreiben. Ein Satz wie der letzte des ganzen Buches: „Oder, soll's also nicht sein, dann, Allmächtiger, mach auch meiner Tage ein Ende", ist eben nichts anderes als ein fehlerhaftes Deutsch, mit dem ein gebildeter Ritter der minnesangfrohen Staufenzeit schwerlich ein Kunstwerk geschlossen haben würde.

4. Eiserne Zeit. Eine Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen. Von Bernhardin Schulze-Smidt. Leipzig, Velhagen u. Klassing. 1899. 8. 6 M.
5. Die Schuldnerin. Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1899. 8. 6 M.
6. Sonnenblume. Roman von C. Schroeder. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 1899. 8. 5 M. 50 Pf.

Diese drei Frauenromane, die bereits im „Daheim" abgedruckt waren, dürfen auf besondern künstlerischen Wert

keinen Anspruch erheben, es sind unterhaltende, gesinnungstüchtige Familienromane, die eigentlich im „Daheim“ ihren Daseinszweck bereits erfüllt haben. Da sie aber in Buchform vorliegen, müssen sie auch hier im Zusammenhang mit besprochen werden. Die „Eiserne Zeit“ von Schulze-Smidt (Nr. 4) fesselt insbesondere durch ihr wohlgetroffenes Geschichtskolorit. Die Verfasserin hat nicht nur gründliche Studien gemacht, sondern anscheinend auch sehr gute Quellen in Familienpapieren u. s. w. benutzen können. Aber wie es in solchem Falle leicht bei mittelmäßigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen geschieht, daß sie zu sehr am gegebenen Stoffe hängen bleiben, so auch hier. Über dem vielen kleinen Einzelkram geht der große Zug in der Charakteristik der Hauptpersonen verloren, es fehlt die Plastik trotz all dem feinen Ciselierwerk. Ein besonderer Fehler kommt bei der Schulze-Smidt hinzu, die Breite. Sie wird zu episch, sie schildert zu viel, anstatt handeln zu lassen. Auf diese Weise erlahmt das Interesse des Lesers gar zu oft.

Ida Boy-Eds „Schuldnerin“ (Nr. 5) liest sich weit besser, steht aber an ethischem wie an künstlerischem Gehalt doch ein ganz Stück unter Bernhardine Schulze-Smidts „Eiserner Zeit“. Die Schilderung der Hamburger Patricierkreise wie der Berliner Schauspielerfamilie ist nicht ohne Reiz, aber die Hauptfigur des jungen, etwas charakterschwachen Architekten hat wenig Anziehendes, dürfte auch wohl psychologisch unwahrscheinlich sein.

C. Schroeders „Sonnenblume“ (Nr. 6) ist das minderwertigste dieser drei Romanprodukte, dennoch oder vielleicht gerade darum das spannendste. Die Verfasserin ersetzt mit Geschick ihren Mangel an Tiefe durch eine recht geschickte, mitunter geradezu dramatische Technik. Zum Schlusse übertreibt sie leider sehr stark, und es wird wohl wenig besonnene Leser geben, deren Züge bei den drei sogar in Batavia glücklich „zusammengekriegten“ Paaren nicht unwillkürlich lächeln, obwohl alles ganz ernsthaft gemeint ist. Auf die Einzelheiten sowie auf den Inhalt dieser drei, vielen Lesern ja schon bekannten Romane einzugehen hätte nur geringen Wert, da kein einziger von ihnen irgend welchen Anspruch auf besondere Originalität machen könnte.

7. Die Landpomeranze. Eine heitere Familiengeschichte von Felix von Stenglin. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 4 M.

Der alte Besitzer des Gutes Golsow ist gestorben, seine „lachenden Erben“ sind eine ganze Geheimratsfamilie, ein pensionierter Offizier mit seiner Tochter und ein junger Reserveoffizier, alle genannt von Kranich. Ein jeder dieser „Hinterlassenen“ will sein Erbe antreten, und so zeigt denn das stille Gut Golsow bald das Schauspiel einer babylonischen Verwirrung. Da das Gut nichts bringt, ein jeder aber möglichst viel haben will, soll das Gut gehalten werden. Guter Rat ist teuer, Geld noch teurer, also gilt es dem Übel abzuhelfen durch die Heirat mit einer reichen Erbin. Dörte Sönnebier, die Landpomeranze, die einzige Tochter eines begüterten Nachbars, ist die Rettung für Golsow, und jede der drei Erbparteien sucht sie darum zu gewinnen. Der alte Major fällt ab, der junge Geheimratssohn, der mit einem Dienstmädchen poussiert, ebenfalls; Gustav dagegen, der Reserveoffizier, hat Chancen. Als er jedoch merkt, daß Dörte nicht nur eine thörichte Landpomeranze, sondern auch ein braves, tüchtiges Mädchen ist, erscheint ihm seine Spekulation gemein, er will sich zurückziehen; aber Dörte liebt ihn und läßt ihn nicht ziehen. Schließlich ergreift auch ihn die Liebe mit ganzer Gewalt, er faßt den heldenhaften Entschluß, sich dieses liebe Wesen erst zu verdienen durch tüchtige Arbeit. In der That gelingt es ihm auch ohne fremde Hilfe, die andern doch nur schmarotzenden Verwandten von Golsow zu entfernen, das Gut zu heben und Dörte als Preis für sein Ringen heimzuführen. Das ist in kurzen Zügen der Inhalt des Stenglinschen Romans, den ich immerhin wiedergeben zu müssen glaubte, um zu zeigen, was sich aus dieser ganz hübschen Fabel hätte machen lassen. Leider hat aber der Verfasser gar nichts daraus gemacht, im Gegenteil durch seinen gequälten, unnatürlich humoristisch sein sollenden Possenstil alles verdorben. Nur eine Probe mag genügen aus dem Anfange des zweiten Kapitels:

> Wenn die alten Griechen die Eisenbahn nicht erfanden, so hatten sie ihre Gründe dazu. Vor allem lag es nicht in ihrer Natur, etwas so Unästhetisches zu erfinden. Hiervon hatte Frau Friederike von Kranich, die Frau des Geheimrats von Kranich aus Berlin, eine dunkle Empfindung, als sie sich während der Eisenbahnfahrt im Spiegel betrachtete. Es war aber auch eine drückende Hitze. Und dazu der Staub, der trotz der geschlossenen Fenster ins Coupé drang! „Entsetzlich, wie ich aussehe!“ sagte sie erregt. „Ganz blank! Und so schmutzig! Lina, gieb mir die Puderbüchse aus meiner roten Tasche! Oder laß nur. Du findest sie ja doch nicht. Gräßlich! Alles muß man allein machen u. s. w.“

Wer dazu lachen kann, den beneide ich um sein harmloses Temperament; eine „heitere Familiengeschichte“ will Stenglin ja nur bieten, und etwas zum Lachen ist ohne Zweifel darin, es fragt sich nur, worüber der betreffende Leser lacht.

8. Um eines Haares Breite. Roman von Headon Hill. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von F. Mangold. Stuttgart, J. Engelhorn. 1898. 8. 50 Pf.

Einer der vielen englischen Sensationsromane, spannend um jeden Preis, von einem gewissen kriminalistischen, aber gar keinem künstlerischen Interesse, erinnert das Werk öfters an Savages „Offizielle Frau“, aber nur durch die Schilderung der russischen Geheimpolizeiverhältnisse; von der pikanten Grazie Savages hat Headon Hill wenig übernommen. Als Eisenbahnlektüre hat „Um eines Haares Breite“ jedenfalls eine Zukunft, und etwas anderes wird der Verfasser auch kaum angestrebt haben.

Hermann Anders Krüger.

Neue Lyrik.

Gedichte von Anna Ritter. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1898. 8. 3 M.

Ein bescheidener Titel, ein neuer Name. Im Bändchen von 229 zierlichen Seiten die ganze Fülle eines Mädchen- und Frauenherzens ausgeschüttet mit scheinbarer Kunstlosigkeit und dennoch überhaucht vom Lichtschein echtester Kunst, das ist der erste Eindruck dieses reizenden Buches.

Seit den Tagen der männlich-starken Droste, die doch so weiblich war, daß sie immer etwas haben mußte, was sie pflegen konnte, ist ein solches Talent mit gleicher Sicherheit des Könnens nicht aufgetreten. Wohl gelangen den Dichterinnen Betty Paoli, Ada Christen u. a. m. Gedichte, die sich an Tiefe der Empfindung und Gediegenheit des künstlerischen Werts mit denen der Frau Ritter messen können, aber man muß sie sich mühsam zusammensuchen, und eine ganze Reihe starker Gedichtbände ergeben dann nur ein winziges Häuflein gleich guter Gedichte.

Anna Ritter ist eine ganze Künstlerin. Kaum daß man hier und da ein Gedicht wegwünscht; sie hat ein so sicheres Talent, und ihr Talent einen so künstlerischen Blick, daß sie fast nur Gold erzeugt. Unter ihren Händen blüht es vor Poesie förmlich auf, Alltäglichkeiten werden unter ihren Fingern wieder neu und blank, Harmlosigkeiten in Stoff und Form bekommen eigene Züge und Farbe und das Ergebnis ist ihr Buch, das Ergebnis einer ausgereiften Künstlerschaft.

Und sie paart sich mit fester Gesundheit der Empfindung. Nichts von Artistenstückchen, die, ohne Fühlung mit dem reichen Leben zu haben, ihre Reize aus dem Repertoire einer Atelierkunst herholen. Sie berührt sich nicht mit jener talentvollen, aber volksfeindlichen Poesie, die nur für die nächsten Freunde geschaffen ist, sondern ihr Reich ist ganz von dieser weiten schönen Welt. Und so hat sie eine fröhliche Liebe zum Volkslied und saugt ungeahnte Kräfte aus ihrer quellenden Natur. Ihr Können ragt weit in die Natur der Volkspoesie, was Wunder, wenn es ihr gegeben ist, auf viele Kreise zu wirken, auf den Analphabeten so gut wie auf den Litteraten.

Das macht ferner die Fülle ihrer Begabung aus, daß sie so ganz weiblich ist. Sie posiert nicht Männlichkeit, sondern giebt sich lieber als Weib, als schönes, ein wenig gefeiertes, nicht selten geliebtes Weib. Sie ruft nicht Himmel und Hölle an, um unerhörte Sensationen zu genießen, sondern den Geliebten mit sanftem Mund, den lieben Gott um das Heil ihres Kindes. Sie ist schamhaft wie ein deutsches Gretchen, nicht ganz so süßthöricht, aber doch thöricht genug, um die ganze Süße der typischen Gretchenliebe nachzufühlen. Wo des Weibes feine Sinnlichkeit sprechen will, ist es ein Ringen um die Gunst der Minute, ein Werben voll Keuschheit, ein Flackern in Worten und Sätzen, ein Leuchten in Seele und Sinn. Und dann bekommen die Verse Flügel; sie glühen förmlich vor Glanz, ziehende sonnige Spuren, berauschen mit ihrer Klangfülle und werfen Fackeln in des Lesers Herz. Echtheit der Empfindung, die unerhört ist, Wohllaut des Rhythmus, der blendet, ein Singen alles, seelebethörend. Nur zwei Proben:

Im Felde.

Die Luft geht schwer,
Zittert ein seltsames Licht
Über die Felder her . . .
Grad als ob's ein Gewitter wär' . . .
Küsse mich nicht —
Wiegt sich die Weide dort
Her und hin,
Wackelt grad
Wie die Nachbarin.
Laß es die Alte
Um Gott nicht sehen,
Daß wir hier unten
Beisammen stehen!
Hat gar ein böses Maul,
Bringt's noch heute
Unter die Leute,
Zeigen sie mit den Fingern auf mich. —
Sahst du, wie's eben vorüberschlich?
Mit heißem Atem
Und huschenden Schritten?
Hat eine braune Kutte an,
Einen Strick um die Mitten
Und zwei glühende Augen im Gesicht.
— — — — — — — — — — — —
Küsse mich nicht! —
Ich wollt', ich wär' erst zu Haus!
Ist keine Seele im Feld —
Alles so still und so dunkel und heiß —
Faß mich nicht an
Und sprich nicht so leis,
Komm lieber und laß uns geh'n.
Ist mir doch bang, dich zu seh'n,
Dich und dein bittend Gesicht —
Küsse mich nicht . . . ach . . .
Küsse mich nicht!

Du und ich.

Du und ich . . . und über uns beiden die Nacht!
Neige die Stirn, damit ich dich küssend umfange.
Neige das Ohr — ich raune dir Süßes hinein,
Wonne und Weh, so wie's mir emporblüht im Herzen. —
Du und ich . . . Es ward uns nichts andres beschert
Als dieses Glück, das wir der Sonne verbergen.
Sieh, schon senkt sich abwärts der einsame Pfad —
Selige Lust steht lächelnd im Thale des Todes.

Ihre Mädchenlieder sind nicht besonders individuell. In Form wie in Erlebnis zu typisch, und dennoch in einer Sprache voll Weichheit und Wohllaut wiedergegeben. Erster Ball und erster Kuß, Brautlied und nächtliche Träume, das ist alles mit holdem Liebreiz gesagt, der helles Klingen hinter sich herzieht. Tiefer, gesättigter, voller klingen die Lieder der sehnenden Frau, des liebenden Weibes, der er-

füllten Sehnsucht, der werbenden und gestillten Sinnlichkeit. Nie gehen sie über eine gewisse Schönheitslinie hinaus; ihr Frauenherz verzichtet auf den billigen Ruhm, durch Excesse in den Ruf der Kühnheit zu kommen. Ihr ist die feine Kunst des Andeutens voll gegeben; sie weiß viel zu verschweigen und doch alles zu sagen. Als echtes Talent schlägt sie nur die Tasten der Phantasie des Lesers an, und doch klingen wundervolle Melodien nach. Noch kräftiger und wirkliche Eigenart verratend geben sich ihre Sturmlieder. In ihrer Seele ruhen der Schätze viel. Rätselhaft blitzt es im Grund ihrer Strophen auf und nimmt fast widerspruchslos gefangen.

Ich sage „fast". Denn anders gilt ihr Talent, wenn man es gegen das männlicher Dichter hält. Mit Liliencron und Falke ist sie nicht zu vergleichen; auch nicht mit einem Bande dieser Dichter. Sie fügt der Frauenlyrik unendlich viel hinzu, unserer deutschen Lyrik an originellen Tönen nichts. Wohl findet sie ab und zu Zeilen von einer unerhörten Schönheit, die den Vergleich mit niemandem zu scheuen haben, aber die unheimliche Vollendung ihres ersten Buches läßt argwöhnen, daß sie doch nur eine Meisterin in bescheidenem Rahmen ist.

Anna Ritters Buch gehört zu jener kleinen Zahl poetischer Werke, die einen vollen Erfolg einheimsen werden. Da drängt sich die Frage auf, wie wird sich die Entwicklung dieses Talents gestalten, an dem alles so fertig und fein, die Form, die Klangfülle, die innere Anmut, die Keuschheit der Empfindung. Bequeme Poetlein, denen ihr Können nur einen hübschen Erfolg beschert hat, haben sich pro domo eine aparte Theorie ausgedacht: In seinem ersten Gedichtbande nur zeigt sich der große Meister. Abgesehen davon, daß dem die Entwicklung aller großen Lyriker widerspricht — ich erinnere nur an Goethe, Heine, Storm —, kann man nicht gut begreifen, weshalb sich in einem jungen Poeten nur die holde Seligkeit grüner Jugend lyrische Form erzwingen soll, indes das ganze reiche Leben der folgenden Jahrzehnte lyrisch leer ausgeht! Der Kenner erblickt in solchen erfolgbeschwerten Erstlingswürfen ein völliges Ausströmen eines einzigen, aber wenig reichen Stromes, dem dann völlige Versandung folgt. Die Gegenwart kennt Beispiele dafür. Daher das ohnmächtige Ringen nach einem zweiten Erfolg, die Verzweiflung, daß das ganze reiche Leben keine Ausbeute mehr giebt.

Das künftige Werk Anna Ritters wird zeigen, was sie an Entwicklung in sich trägt. Das Leben kann ihr zu Hilfe kommen und eine strenge Selbstzucht, die den Lorbeer nur darum annimmt, weil er zu redlicher Arbeit verpflichtet. Sollte Anna Ritter diese Entwicklung finden, wird sie eines Tages auch unter den ersten Lyrikern Deutschlands eine erste Stelle einnehmen.

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Litteratur heben wir Folgendes hervor:

Mit einem Gefühl von Wehmut nimmt man Alphonse Daudets letzten Roman „Soutien de famille" zur Hand (Paris, Bibliothèque-Charpentier, Eugène Fasquelle, 1898) und traurig legt man ihn nach der Lektüre fort, traurig, weil der große Herzenspsycholog und Meister des satirischen Humors nicht mehr ist, und traurig, weil man sich sagen muß, daß er schon nicht mehr der alte Alphonse Daudet gewesen ist, als er sein Werk verfaßte. So sehr wir Daudets Muse verehren, können wir doch mit dem Urteil nicht zurückhalten, daß dieser letzte Roman das Schwächste ist, was aus seiner Feder geflossen, nicht nur, weil der Gang der Handlung höchst verzwickt und sprunghaft ist, und die auftretenden Personen, abgesehen von dem alten Izoard, so ganz und gar über den Leisten des Durchschnittsmenschen gearbeitet sind, sondern auch weil die Sprache nicht mehr die vornehme Reinheit zeigt, die Daudet sonst zu einem Klassiker macht. Der erste und gewaltigste der Félibres ist plötzlich gestorben. Vielleicht ist sein unerwarteter Tod aber doch die Folge eines heimlichen innern Leidens gewesen, das seine Schaffenskraft in den letzten Monaten seines Lebens untergraben hat. Denn der Daudet des „Soutien de famille" ist nicht zu vereinigen mit dem Daudet, der uns aus den voraufgegangenen Werken entgegenstrahlt. Diese Erkenntnis fällt um so mehr auf, wenn man Zolas letzten Roman „Paris" (Paris, Bibliothéque-Charpentier, Eugène Fasquelle, 1898) vergleichend danebenstellt, der den Cyklus der „Trois Villes" abschließt. Welch hoher sittlicher Gehalt in glänzender Darstellung darin geboten wird, hat Necker in diesen Blättern (1898, Nr. 28) schon bei Gelegenheit der Besprechung der deutschen Übersetzung geäußert. Was er aber nicht zum Ausdruck gebracht hat, ist die vollkommene Einheit der Handlung, die Zola durch alle Kapitel dieses so vielerlei umfassenden Werkes gewahrt hat. Damit krönt Zola nicht nur sein schriftstellerisches Lebenswerk, sondern er erhebt sich über alle Romanschriftsteller, die wir kennen. Wenn auch von unsern Ästhetikern für den Roman die Forderung der Einheit der Handlung nicht erhoben wird, so ist doch das unbestreitbar, daß von zwei sonst gleich schönen Romanen derjenige höher zu bewerten ist, der seine Wirkung erzielt, ohne daß dem Leser Gedankensprünge zugemutet werden. Dadurch daß er zum Helden den Abbé Pierre Froment wählt, knüpft Zola an „Lourdes" und „Rome" an. Im ersten Buche führt er uns die Hauptpersonen vor, das zweite widmet er den socialistischen Doktrinen, das dritte der Korruption der bürgerlichen Gesellschaft, während das vierte uns ein Idyll im Schoße der Anarchie schildert und das fünfte die Handlung zum Abschluß bringt. Wie sich Zola als unnachahmbarer Meister der Beschreibung zeigt, so wenn er das Treiben auf den Boulevards, oder in der Deputiertenkammer gelegentlich eines Skandals à la Panama, oder bei der Hinrichtung kennzeichnet, so erreicht er jene wunderbare Einheit von Ort, Zeit und Handlung, weil sein Held ungezwungener, als man es sonst findet, immer wieder in den Vordergrund tritt und überall der gespenstische Schatten des Anarchisten Salvat auftaucht. Dabei giebt uns Zola in jeder

Beziehung sein Bestes, er beherrscht die Totalität der ihn umgebenden Realität, sein Werk ist gewissermaßen der Bericht einer Untersuchungskommission über die sociale Lage der Hauptstadt, aber nicht ein Bericht in nackten Zahlen und trocknen Auslassungen, sondern all die Lust und all das Leid und all die Sünde wird an leibhaftigen, aus dem Leben gegriffenen Typen dargestellt. Ein ganzes Werk, ein ganzer Mann! Daß er sich als solcher im politischen Leben seines Vaterlands gezeigt hat, hat übrigens der Verbreitung von „Paris" keineswegs genützt. Während „Nana" 182000, „La Terre" 123000, „Débâcle" 190000 mal gedruckt worden sind, ist „Lourdes" in 143000 und „Rome" in 100000 Exemplaren verkauft worden. „Paris" aber, obwohl künstlerisch obenan stehend, wird schließlich keinen so großen Erfolg verzeichnen können, weil von den drei Fünfteln der Auflage, die sonst von einem guten Romane Zolas erfahrungsmäßig in gleichen Teilen in Paris, in der Provinz und durch die Eisenbahnbibliotheken verbraucht werden, infolge seines Eintretens für Dreyfuß die Hälfte nicht gekauft worden ist. Das Ausland aber ist nicht aufnahmefähiger geworden, es entnimmt also nach wie vor nur zwei Fünftel der Auflage.

Es ist vielleicht hier der rechte Ort, auf eine recht lesenswerte „Biographie von Emile Zola" hinzuweisen, die Dr. Benno Diederich als Nr. 8—10 in den „Biographischen Volksbüchern" (R. Voigtländers Verlag, Leipzig, mit einem Bildnis Zolas und der Stammtafel der Rougon-Macquart) hat erscheinen lassen und dem großen Publikum insbesondere als Führer durch Zolas Ahnenwerk gute Dienste leisten wird. — Über die andern Bände schöngeistigen Inhalts können wir uns etwas kürzer fassen.

Bradas „L'Ombre" (zweite Auflage, Paris, Calmann Lévy, 1898) ist ein fesselnder Roman aus den höhern Gesellschaftskreisen, der uns die Herzenskämpfe eines edlen Geschwisterpaares Philippe und Blandine de Rybeirac und ihrer Freundin Grace Elliot schildert. Brada ist nicht nur kein Neuling in der schöngeistigen Litteratur, sondern hat sogar schon Preise davongetragen. Auch in „L'Ombre" bewährt er wieder sein schönes Talent und weiß durch die Schatten, die in das Leben der Hauptpersonen fallen, den Leser aufs höchste zu spannen, bis er sie endgültig bannt und eine glückliche Lösung der Herzenskrisen herbeiführt.

Jean de la Brètes Roman „L'imagination fait le reste . . ." (Paris, E. Plon, Nourrit u. Comp.) gehört zu denen, die einen schönen Erfolg verdienen. Die Heldin, Hélène de la Platière, ist zwar ein wenig excentrisch, aber im Grunde das beste Mädchen von der Welt, das im Hause eines etwas trocknen und pedantischen Onkels zu wenig Nahrung für seine lebendige Phantasie findet. In ihrer romantischen Überspanntheit erträumt sie sich den künftigen Freiersmann als Roland oder Paris, bis ihr das Schicksal unter nicht ganz alltäglichen Umständen einen Rittmeister in den Weg führt, bei dem Sehen und — um ihre Hand Anhalten eins ist. Die Verlobung soll öffentlich bekannt gegeben werden, sobald sich die jungen Leute erst näher kennen gelernt haben. Dazu scheint eine gemeinsame Reise nach der Schweiz, natürlich unter gehöriger Bedeckung, das beste Mittel zu sein. Die Schilderung dieser Reise, und wie Helene Tag für Tag ein Stück mehr von den Illusionen verliert, die sie sich von ihrem Paladin gemacht hat, ist köstlich bis zum Lebewohl auf immer, das schließlich das humor- und geistvolle Fräulein dem bedenklichen Bewerber zuruft. Ob ein Paris mehr Gnade vor ihren Augen finden wird? Vielleicht erzählt uns das Jean de la Brète in einem andern Roman.

In „La Porte d'ivoire" (Paris, Armand Colin u. Comp., 1897) führt Bernard Lazare durch die elfenbeinerne Pforte bei uns eine Reihe Geschichten ein, die er dem pantheistischen Philosophen Anselme in den Mund legt. Ihr Grundcharakter ist halb philosophisch, halb sagenhaft, aber diese Träumereien aus den verschiedensten Jahrhunderten enthalten doch manches kernige Wort und manche starke Anregung zur Selbsterkenntnis, so insbesondere die Geschichte „Cinqpéchés", die uns die beste zu sein scheint und in eigenartiger Fassung die alte Wahrheit predigt, daß ein Sünder, welcher bekennt, Gott wohlgefälliger ist als die Frömmler, welche heucheln.

Aus demselben Verlag (Paris, Armand Colin u. Comp., 1898) liegt uns die Jahrespublikation der Société des Gens de Lettres: „En Pique-Nique 1898", vor. Unter den vierundzwanzig Beisteuerern findet sich diesmal sogar Emile Zola mit einer kleinen Skizze „Le Paradis des chats", und auch sonst sind mancherlei recht lesenswerte Geschichtchen darin enthalten. Was dem sonst in Ansehung seines wohlthätigen Zwecks gern gekauften Buch in Deutschland wenigstens schaden muß, ist Edouard Cadols „poetischer" Beitrag „Sédantag". Wir haben absolut keinen Grund, den Franzosen es übel zu nehmen, wenn sie über unsere Sedanfeier zetern, aber wenn Edouard Cadol, um uns zu charakterisieren, für seine trivialen Verse keine höhern Einfälle hat, als uns zur Abwechselung wieder einmal als „Sauerkrautfresser" hinzustellen, so danken wir schön und wünschen den verantwortlichen Herausgebern der Gesellschaft für ihre nächste Publikation die Bethätigung von etwas mehr Geschmack und etwas mehr kritischem Sinn.

Antoine Albalats Roman „Marie — Premier Amour" (Paris, Armand Colin u. Comp., 1897) ist eine im allgemeinen recht fesselnd geschriebene, aber etwas breit angelegte Dorfgeschichte aus seiner provençalischen Heimat, die dem Erzpariser François Coppée gewidmet ist. Das Thema ist das Gretchen-Motiv ins Ländliche umgesetzt. Marie, die Ärmste unter den Armen eines alten Dorfes, ein weltfremdes Naturkind ohne Falsch, verfällt den Verführungskünsten des als Rechtsanwalt in spe aus Paris heimgekehrten Sohnes des reichen Dorfschulzen.

Paul Adams „L'Année de Clarisse" (Paris, Paul Ollendorf, 1897) ist ein Roman, der die Abenteuer einer mehr als übermütigen Pariser Schauspielerin behandelt, die sie während eines einjährigen Aufenthalts in der Provinz erlebt. Emile Pouvillons „L'Image" (zweite Auflage, Paris, Paul Ollendorf, 1897) schildert uns die ohnmächtige Liebe eines unglücklich Verheirateten zu einem Mädchen, das nie die Seine werden will, und Jean Bertherons „Le double joug" (Paris, Armand Colin u. Comp., 1897) den Untergang eines jungen Mannes, der zwischen Braut und Geliebten schwankend, zu keinem Entschlusse kommen kann und schließlich das doppelte Joch von sich wirft, indem er den Tod im Wasser sucht. Georges Clémenceaus „Les Plus Forts — Roman contemporain" (Paris, Bibliothèque-Charpentier, Eugène Fasquelle, 1898) schildert uns, wie alle gesunden Lebensgrundsätze, die der alte Baron Puymaufray seinem Patenkinde Claude Harlé einimpfen will, an dem verblendeten Willen ihres Vaters scheitern. Puymaufrays Mißerfolg ist für ihn um so tragischer, als Claude seine natürliche Tochter ist. Von diesen Romanen ist der Clémenceaus entschieden der gedankenreichste. Alle vier sind nur für reife Menschen geschrieben.

Dem Lesebedürfnis junger Mädchen kommt eine Sammlung „pour les jeunes filles" entgegen, die bei Armand Colin u. Comp. in Paris erscheint. Aus ihr haben wir folgende Bände gelesen, die wir empfehlen können: „Le mariage de Léonie", von Frédéric Plessis; „Les trois Filles de Pieter Waldorp", von Jean Bertheroy; „La Princesse", von Sophie Usbanowska, „Sans Mari", von Mme. V. Le Coz; „Princesse Esseline", von Charles de Rouvre; „Les Demoiselles Danaïdes", von Roger Dombre.

Zur Einführung in die neuere französische Litteratur ist übrigens für das gebildete Publikum ein geeignetes Mittel vorhanden in Erich Meyers Studie „Die Entwicklung der französischen Litteratur seit 1830" (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1898). Wie aber ein Trank, der verdünnt wird, um für mehr Gäste zu

reichen, als ursprünglich geladen waren, dadurch an Güte einbüßt, so leiden solche populäre Darstellungen häufig an einem Mangel eigenartiger, befruchtender Auffassung und eingehenden Quellenstudiums. So ersetzt auch Meyer die wissenschaftliche Zergliederung einer neuen Litteraturrichtung durch reichliche Inhaltsangaben und Proben aus ihren Werken, und wer einigermaßen darin belesen ist, erfährt durch ihn nicht viel Neues. Erwägt man ferner, daß über die von ihm behandelten Dichter schon von andern Besseres in allgemeinverständlicher Form geboten worden ist, so könnte uns sein Buch eigentlich überflüssig erscheinen, und zwar nicht bloß vom Standpunkt des Litteraturforsches aus.

Victor Hugos „Années funestes 1852—70" (Paris, J. Hetzel u. Comp.) sind Gedichte, die er während seiner Verbannung auf den Normannischen Inseln im Angesicht Frankreichs verfaßt hat. Was von dieser Verbannung, wenn man unbefangen urteilt, wirklich zu halten ist, haben wir an anderer Stelle in d. Bl. (1898, Nr. 34) schon einmal ausgesprochen. Victor Hugo freilich war sie gerade recht, um sich selber die Märtyrerkrone flechten zu können, und wenn er manchmal nach der heimatlichen Küste blickte, mag er sich auf seinem einsamen Felsen wie ein Souverän gleich Napoleon vorgekommen sein und gedacht haben: „Du, Bonaparte, bist der Herrscher, der die Gewalt verkörpert. Ich, Victor Hugo, bin der Herrscher in der Welt der Gedanken. Du bist das Verbrechen, ich bin das Gewissen." Das ungefähr ist auch der Grundgedanke seiner Verse, die von wunderbarem Schwunge und vollendetem Wohllaut sind. Aber freilich kann man zu keinem reinen Genusse all dieser Schönheit kommen, weil Victor Hugo sie auf Vorkommnisse geringfügigster Art verschwendet, die er in seinem Größenwahn zu welterschütternden Ereignissen aufbauscht, und weil er gegen alles, was von seinem Widersacher kommt, oft mit den schmutzigsten Schmähungen wütet. Wie er in diesem historisch doch recht wenig begründeten Hasse kein Maß kennt, so auch nicht in seiner Selbstüberhebung. Die „Années funestes" sind in einem Zustande tollster Überspannung geschrieben. Ihr Verfasser ist der „furchtbare Dichter", der die „Unwetter seiner Lieder gegen die Tuilerien" entsendet, man merkt es diesen an, daß „Könige darin gegeißelt werden", und „Juvenal und der kahlköpfige Äschylos sagen dem Dichter, daß er seine Sache gut gemacht hat". Er wirft sich auf sein „Opfer" und „zerfetzt" es, und keine Macht der Erde kann ihm diesen „Tyrannen" entreißen:

> Et l'intervention d'aucun pouvoir sur terre
> N'arrachera
> De mes mains ce tyran, ce juge, ce ministre,
> Cet histrion,
> Pas plus qu'un souffle humain n'éteindrait le sinistre
> Septentrion.

In diesem Tone geht es durch das ganze Buch. Zieht man auch die Neigung der französischen Gemütsart zur Überreiztheit ab, so bleibt doch noch ein Mensch übrig, der sich nicht nur als Halbgott fühlt, sondern es obendrein auch ausspricht. Victor Hugos hohles Phrasentum wird ausgezeichnet charakterisiert durch eine Scene, die Turgenieff als Zeuge mit erlebt hat und folgendermaßen erzählt:

„Une fois, que j'étais chez lui, nous causions de la poésie allemande. Victor Hugo, qui n'aime pas qu'on parle devant lui, me coupa la parole et entreprit le portrait de Goethe."

„— Son meilleur ouvrage, dit-il d'un ton olympien, c'est Wallenstein."

„— Pardon, cher maître, Wallenstein n'est pas de Goethe, il est de Schiller."

„— C'est égal, je n'ai lu ni l'un ni l'autre, mais je les connais mieux que ceux qui les savent par coeur."

(„Souvenirs sur Tourgéneff, par Isaac Pavlovsky", p. 66.)

Das Schlimme ist, daß solche unsinnige Reden von den meisten Zuhörern in die Welt hinausgetragen wurden als Äußerungen tiefster Weisheit, während sie in Wahrheit nur geeignet waren, sein Charakterbild noch mehr zu verwischen. Victor Hugo ist übrigens ein sprechender Beweis dafür, wie in Paris die charakteristischen provinziellen Eigentümlichkeiten gar bald abgeschliffen werden. Wer von seiner Mutter her etwas Bretonisches oder von seinem Vater her etwas Lothringisches in ihm entdecken wollte, müßte, wiewohl sich der Dichter sehr viel auf diesen Ursprung zu gute that, sehr scharf sondieren, und würde doch nicht viel finden.

Da hat sich André Theuriet seine Eigenart viel besser bewahrt, obwohl auch er den gleichmachenden Einfluß der Hauptstadt erfahren hat. Freilich hat er auch nie den Ehrgeiz besessen, den Vater oder geistigen Berater seines Vaterlandes spielen zu wollen. Dafür ist er aber eine reine und sympathische Dichternatur geblieben, und dieser Charaktervorzug spiegelt sich auch in seinen Werken wider. Da werden uns keine Elixire des Teufels geboten, die das Blut in ungesunde Wallung bringen, wer aber nach den aufregenden Plackereien des Alltagslebens einmal herzerquickende Erholung im Reiche der Poesie sucht, dem empfehlen wir, sich einmal in Theuriets Werke zu versenken. Der liebenswürdige Dichter hat sich fast in allen Zweigen modernen Schriftstellertums ausgezeichnet. Am wertvollsten und beträchtlichsten erscheint uns aber, was er im Roman und in der Novelle geleistet hat, nicht bloß weil uns da mehr als vierzig Bände vorliegen, sondern weil er, den Eindrücken seiner Jugend getreu, insbesondere die Welt der Bürger und kleinen Leute in der Provinz malt und so gewissermaßen zum Dickens seines Vaterlandes wird. Daß er sich nicht bloß in diesen Kreisen gern bewegt, zeigt uns sein schöner Roman „Fleur de Nice" (Paris, Paul Ollendorf, 1897), aber am liebsten weilt er doch in dem Milieu, dem er selber entstammt, und zeichnet uns als Hintergrund die Gegenden, die er selber durchstreift hat, denn er ist ein warmer Naturfreund durch und durch. Wer ihn kennen lernen will, findet einen sachkundigen Führer in Bonnemain, der für die Sammlung „Pages choisies des Auteurs contemporains" (Paris, Armand Colin u. Comp.) einen „André Theuriet" mit feinem Verständnis für des Dichters Vorzüge herausgegeben hat. Wir haben uns speciell mit Theuriet beschäftigt und erkennen freudig an, daß Bonnemain eine ganz ausgezeichnete Auswahl getroffen hat. Die Sammlung der „Pages choisies" können wir überhaupt den Lesern dieser Blätter warm empfehlen. Derselbe Bonnemain hat noch einen „Pierre Loti" (1896) und einen „Jules Claretie" (1898) herausgegeben, während uns aus Gustave Toudouzes Feder ein den Gebrüdern „E. et J. de Goncourt" (1898) gewidmeter Band vorliegt und G. Lanson uns einen „Anatole France" (1898) bietet. Auch das sind treffliche Arbeiten. Dürften wir einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß die auf dem gelben Umschlag gedruckten recht guten Porträts der Verfasser dadurch den Bänden dauernd erhalten würden, daß man sie auf das wirkliche Titelblatt versetzte.

Albert Lavignacs „Le voyage artistique à Bayreuth" (mit einem Plan, 33 Textabbildungen und 280 Notenbeispielen, Paris, Delagrave, 1897) ist ein zunächst auf die 1897er Festspiele berechneter Baedeker für französische Bayreuthpilger, der aber weit mehr in sich faßt, als der Titel verspricht. Der Verfasser, ein Musiker von Fach (Professor am Pariser Conservatoire) und gründlicher Kenner der Wagnerschen Werke und der riesigen Wagner-Litteratur, führt seine Landsleute über Straßburg, Stuttgart, Rotenburg, Nürnberg nach Bayreuth, schildert mit behaglicher Ausführlichkeit das Leben in der Festspielstadt und beginnt dann die ernste Vorbereitung auf die Festspiele mit einer verständigen biographischen Skizze und einer Schilderung des Festspielhauses. Es folgt eine gründliche Analyse der Dichtungen sämtlicher in Bayreuth zur Aufführung gelangenden Werke (169 S.) und eine entsprechend eindringende ihres musikalischen Baues

(246 S.). Das letzte Kapitel, das die Aufführungen behandelt, zeigt den Verfasser mit dem „Bayreuther Stil" innig vertraut; auch widmet er als praktischer Musiker der mustergiltigen Organisation des Werkes von Bayreuth gebührende Aufmerksamkeit, und stellt als gewissenhafter Chronist die Namen der seit 1876 mitwirkenden Künstler zusammen. Ja, er geht noch weiter: in einem Anhang verzeichnet er, soweit der Zustand der Bayreuther Fremdenlisten das erlaubt, die Namen der Franzosen, die von 1876 bis 1896 die Wallfahrt zur Festspielstadt unternommen haben. Das ganze Buch mit seiner musterhaften Gründlichkeit und Objektivität beweist, wie tiefe Wurzeln Wagnersche Kunst in Frankreich geschlagen hat. Wir wünschen ihm für das Festspieljahr 1899 die verdiente neue Auflage und weite Verbreitung bei Franzosen, die sich ernstlich bemühen, deutscher Art und Kunst unbefangen gegenüberzutreten.

Emile Boutmys „Le Parthenon et le génie grec" (mit 16 Abbildungen, Paris, Colin u. Comp., 1897) könnte man ein posthumes Werk nennen. Ursprünglich Anfang 1870 erschienen, durch den Krieg in Vergessenheit gebracht, wird es nach fast 30 Jahren vom Verfasser wieder vorgesucht und, eigentlich zum erstenmal, veröffentlicht. Leider sind die Zeiten für ein Werk dieser Art nicht besser geworden. Damals, als Tainesche Kunstphilosophie, die der Verfasser mit Geschick und Geschmack, wenn auch ohne fesselnde Originalität übt, in der Blüte stand, als Cherbuliez zur Freude des künstlerisch empfindenden Archäologen ein ganzes Buch à propos d'un cheval de Phidias schreiben konnte, durfte Boutmy für seine Betrachtungen über den Pharthenon als Offenbarung des griechischen Kunstgeistes willige Leser erwarten; heute verlangt auch der dilettantische Altertumsfreund andere Bilder, andere Art zu sehen. Das Werkchen, das von dem physischen und moralischen Milieu ausgehend, die geographischen, ethnologischen, politischen und kunstgeschichtlichen Voraussetzungen der Entstehung des Pharthenon aufsucht, enthält über das Formenideal und die plastischen Principien griechischer Kunst manche treffende Bemerkung; der Tempelbau ist dabei allerdings dürftiger, als man erwarten sollte, behandelt. Die riesigen Fortschritte der archäologischen Forschung der letzten dreißig Jahre hat der Verfasser mit recht nicht eingehender verwertet; er hätte dann das Buch ganz umschreiben oder — unediert lassen müssen. Die bescheidenen Abbildungen genügen den Zwecken des Buches; daß dem richtigen Grundriß des Parthenon (S. 233) ein falscher Längsschnitt (S. 263) gegenübersteht, beweist, daß man mit Philosophie allein in solchen Betrachtungen eben nicht auskommt.

Auf ein ganz anderes Feld lenkt uns ein sehr anziehendes und unterhaltendes Buch, insbesondere für den, der Paris aus eigener Anschauung kennt, nämlich Guy Tomels „Petits métiers parisiens avec de nombreuses illustrations" (Paris, Librairie Charpentier et Fasquelle Eugène Fasquelle, 1898). Der Verfasser führt uns in die Welt der kleinen Leute, unter Dienstboten, Schaubudenkünstler, Theaterfiguranten, Droschkenkutscher, Polizisten u. a., zeigt uns, aus welchen Bevölkerungsschichten sie hervorgehen und wie sie sich mühen müssen, ehe sie in ihrem Berufe das tägliche Brot verdienen. Neben diesen Allerweltsgewerben giebt es auch solche, die der Hauptstadt ganz eigentümliche Typen liefern, wie z. B. die Pieds humides in der Umgebung der Börse. Das sind zum größern Teile alle Weiber, die dort gewissermaßen eine Nebenbörse, eine Börse unter freiem Himmel abhalten, wo sie unter sich die Aktien völlig verkrachter Gesellschaften verhandeln. Da sind Anteilscheine ausländischer Goldminen, oder Eisenbahnen, die es nie zu einem Ertrag gebracht haben, oder zu Grunde gegangen sind, für wenige Sous zu haben und manchmal, wenn die Hoffnung auftaucht, daß z. B. durch die Ergreifung eines flüchtig gewordenen Direktors das Schlußergebnis günstig beeinflußt werden könne, „schnellen" die Kurse in die Höhe, und wenn ein wirklicher Grund zur Hausse vorliegt, steigen die echten Börsenmakler zu den Pieds humides herab und kaufen auf, was sie kriegen können. Mischen sich in dies Treiben schon recht unlautere Elemente, so schildert uns Tomel in dem Kapitel „Travail facile" das Ungeziefer der menschlichen Gesellschaft besonders in jenen Freibeutern, die durch Angebot einträglichen Nebenverdienstes Leute an sich locken und dann ihre Opfer in so raffiniert schlauer Weise ausbeuten, daß das Gesetz gegen sie keine Handhabe bietet. Mit diesen Beispielen können wir nur eine Vorstellung von dem Inhalte des flott geschriebenen Buches geben, wer sich für alle Regungen des Volkslebens interessiert, wird es nicht unbefriedigt beiseite legen.

Ein gleiches dürfen wir von einer andern Veröffentlichung aus demselben Verlage sagen, von John Grand-Carterets „La voiture de demain. Histoire de l'Automobilisme" (1898). Mit einer Sachkenntnis, die auf eingehenden Studien und eigenen Erfahrungen beruht, schildert uns Grand-Carteret in anschaulicher Weise die Entwicklung des Motorwagensystems von den ersten Zeiten der Nutzbarmachung der Dampfkraft an bis in unsere Tage, wo Petroleum, Benzin und Elektricität zu Hilfe genommen werden. 250 Bilder erläutern die in frischem Stil geschriebene Darstellung, und zwar sind von diesen Bildern die Karikaturen beinahe lehrreicher als die technisch getreuen Wiedergaben dieser oder jener Maschine, und wer z. B. das Zukunftsbild „The Century of Invention Anno Domini 2000" (S. 157) betrachtet, wird zugeben müssen, daß manches, was der Zeichner verspottend ins Reich der Phantasiegebilde verweist, schon im Jahre 1898 eingetroffen ist und anderes, wie wirklich lenkbare Luftschiffe und zuverlässige Ikarusflügel, vielleicht schon 1900 wirklich geworden sein wird. Das lehrreiche Buch kann warm empfohlen werden.

Endlich sei noch auf die neuesten Hefte der „Revue de Paris" (Paris, Calmann Lévy) aufmerksam gemacht.

Bibliographie.

Ludwigs Werke. Herausgegeben von Victor Schweitzer. Drei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8.

Rudelli, W., Unsere lieben kleinen Lämmer. Bonn, A. Falkenroth. 8. 1 M. 80 Pf.

Scheffer, Th. von, Die Eleusinien. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8.

Schiller, J., Die Frauenbewegung. Stuttgart, Chr. Belser. 8. 60 Pf.

Schmoller, G., Umrisse und Untersuchungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8.

Schröder, C., Sonnenblume. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Schullerus, Ad., Michael Albert. Hermannstadt, W. Krafft. 8.

Schultze-Wege, J., Das Haus des Blinden. Dichtung. Dresden, M. Laue. 8. 1 M.

Schulze-Smidt, Bernhardine, Eiserne Zeit. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. Geb. 6 M.

Stalker, J., Das Leben Jesu. Übersetzt aus dem Englischen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 8. Geb. 1 M. 20 Pf.

Stegemann, H., Daphnis. Frauenfeld J. Huber. 12.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

Von

Dr. Ludwig von Rönne.

In fünfter Auflage neu bearbeitet

von

Dr. Philipp Zorn,

Geh. Justizrat und Professor an der Universität Königsberg.

Erster Band.

8. Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.

L. v. Rönnes geschätztes und berühmtes Werk erfährt in dieser fünften Auflage, der Weiterentwickelung und Vertiefung der Wissenschaft des preußischen Staatsrechtes und der neuern Gesetzgebung folgend, eine durchgreifende Neubearbeitung durch den bekannten Staatsrechtslehrer Professor Dr. Philipp Zorn und wird in dieser verjüngten Gestalt allen Anforderungen in theoretischer und praktischer Hinsicht entsprechen. Infolge der allseitigen Ergänzungen und Umgestaltung wird diese neue Auflage auch den Besitzern der frühern Ausgabe unentbehrlich sein.

Der vorliegende erste Band enthält, neben einem geschichtlichen Überblick und einem Abschnitt über die Quellen und Hilfsmittel des preußischen Staatsrechtes, einen großen Teil des Verfassungsrechtes; der übrige Stoff des letztern sowie das Verwaltungsrecht bilden den Inhalt von zwei weitern Bänden, die so schnell als möglich folgen werden und denen sich die bereits erschienene Schoensche Bearbeitung des Rechtes der Kommunalverbände ergänzend anschließt.

Ausführlicher Prospekt und Probeheft sind in jeder Buchhandlung erhältlich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht der Kommunalverbände in Preußen.

Historisch und dogmatisch dargestellt von

Dr. Paul Schoen,

a. o. Professor der Rechte in Jena.

Ergänzungsband zu:

von Rönne, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Zum ersten mal ist hier eine systematische Darstellung des durch die Gesetzgebung der letzten Jahre zu einem nahezu einheitlichen Abschluß gelangten Verfassungs- und Verwaltungsrechtes der preußischen Provinzen, Kreise und Gemeinden gegeben. Der Verfasser trägt dabei überall auch der Praxis Rechnung, indem er neben Erörterung der zahlreich sich darbietenden Streitfragen zugleich alle wichtigeren Entscheidungen der höchsten Behörden mitteilt.

Ein ausführlicher Prospekt ist durch jede Buchhandlung und von der Verlagshandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.

Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.

Regine. — Gleich und Gleich.

Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyrs „Erzählungen aus dem Ries“ sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeschichten“.

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin. 1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

H. S. Holland und W. S. Rockstro.

Autorisierte deutsche Uebersetzung von

Hedwig J. Schoell.

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind’s, der als „schwedische Nachtigall“ hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat“, eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.

Mit Beilagen von **Otto Liebmann, Berlin, Richard Schröder** (vorm. Ed. Dörings Erben), **Berlin** und den „Mitteilungen von F. A. Brockhaus“, **Leipzig**, 1898, Nr. 1.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter für litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf., jährlich 30 M.

Nr. 50.

Leipzig, 15. Dezember 1898.

Eine schwäbische Litteraturgeschichte.

Das Königreich Württemberg, dessen Bevölkerung etwa zu sieben Achteln aus Schwaben besteht und in dem das Schwabentum zu seiner eigentümlichsten Entwicklung gelangt ist, ist von Rudolf Krauß in den Mittelpunkt seines Werkes*) gestellt worden; aber auch die fränkischen Gebietsteile des Königreichs und die nicht im württembergischen Staat aufgegangene, jetzt bayrische Provinz Schwaben hat er in den Kreis seiner Schilderungen hineingezogen. Krauß glaubt, etwaigen Bedenken, die gegen einen derartigen Ausschnitt aus der deutschen Litteraturgeschichte überhaupt gemacht werden könnten, mit dem Hinweis begegnen zu müssen, daß er in erster Linie seinen engern Landsleuten einen vollständigen Überblick über die litterarischen Darbietungen des Stammes ermöglichen wolle. Dem weitern Vaterlande gegenüber sieht er die Berechtigung und Nützlichkeit seines Unternehmens darin, daß durch derartige Musterungen über die geistigen Leistungen des Stammes, und durch die Betonung der Vielheit individueller Lebensformen der Konzentration, Verflachung und Verarmung, die in den letzten drei Jahrzehnten zugenommen hätten, entgegengearbeitet werde. Der Verfasser hat zweifellos recht, wenn er fordert, daß sich jeder Stamm die Besonderheit seiner Geistesbildung mit Sorgfalt und Treue zu wahren suchen müsse. Darüber steht jedoch die Forderung unsers Nationalbewußtseins, daß wir das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Stämme in uns beleben und uns nicht mit trutzig beschränktem Stolz auf die besondere Art des Stammes einseitig versteifen; neben der Erkenntnis von der Notwendigkeit politischer Einheit darf aber auch das Bewußtsein nicht verloren gehen, daß das Wesen des Deutschtums gerade im Reichtum der vielen, charakteristisch ausgeprägten Sonderbildungen deutschen Volks- und Geisteslebens beschlossen liegt. Durch das Stammesbewußtsein führt der Weg zum Nationalbewußtsein. Dieser Erkenntnis verdanken wir mannigfache litterarische Unternehmungen der letzten Jahre; nicht als partikularistische Sonderbestrebungen wollen die stammheitlichen litterarischen Jahrbücher und nach landschaftlichen Gesichtspunkten geordneten Gedichtsammlungen, die einzelstaatlichen Bemühungen auf dem Gebiete der Volkskunde (z. B. in Baden) genommen sein: sie alle wollen als Stücke nationaler Arbeit gelten, die im Besondern das Allgemeine, im Stamme das Deutsche zeigen sollen. Nicht zur Hemmung des politischen Schaffens, sondern zur Anbahnung innerlicher Beziehungen und zur Verständigung zwischen den deutschen Stämmen in Nord und Süd, zur Klärung des Begriffs vom deutschen Volkstum wollen auch diese Sonderbestrebungen beitragen. In diesem Sinne haben Nagl und Zeidler ihre „Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte" geschrieben, und ihnen schließt sich mit der schwäbischen Rudolf Krauß an. Auch dieser will das Verständnis des Stamms und seiner geistigen Erzeugnisse nur erschließen, um ihre sichere Einfügung in den nationalen Bau zu ermöglichen. Vom Standpunkt des nationalen, gemeindeutschen Bewußtseins können also Bedenken gegen den Versuch des schwäbischen Verfassers nicht erhoben werden; im Gegenteil, von da aus verdient das Unternehmen an sich nur teilnahmvolle Unterstützung. Sicherlich hat der schwäbische Stamm, wenn überhaupt einer, ein Anrecht auf eine solche Sonderstellung seiner Litteratur; er hat es wegen seiner Eigenart, die ihn als „potenzierten Deutschen" zeigt, wegen seiner Einheit und Geschlossenheit, vor allem aber wegen seiner hervorragenden Befähigung zur Dichtkunst und seiner gewaltigen Leistungen auf den meisten Gebieten

*) Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauß. Erster Band. Von den Anfängen bis in das 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br., Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1897. Gr.-8. 7 M.

geistiger Thätigkeit. Freilich gerade die bedeutendsten oder genialsten Schwaben, wie Wieland und Schiller, Hegel und Schelling, ragen über das eigentlich Schwäbische so weit hinaus, sie sind so sehr Gemeingut der deutschen Nationallitteratur, daß sie auch in den Rahmen eines Sonderwerkes nicht mehr recht hineinpassen. Wie es nun die Aufgabe des Geschichtschreibers der schwäbischen Litteratur war, das Eigentümliche, Besondere, Individuelle des schwäbischen Stammes in seinen litterarischen Erzeugnissen scharf herauszustellen, so mußte er namentlich an den Überschwaben, wenn diese Wortbildung erlaubt ist, das Bodenständige, urwüchsig, unverkennbar Schwäbische nachweisen. Bei manchen, z. B. Schubart und Schiller, hat Krauß dies mit Erfolg versucht; aber des Schiller-Biographen Weltrich Vorgang hätte ihn zu weit tieferer, intimerer Darlegung der elementar schwäbischen Züge in Schiller veranlassen sollen. Das Buch ist reich an vorzüglichen Charakteristiken, ich nenne nur die Nikodemus Frischlins, Georg Rudolf Weckherlins, der beiden Moser, Schubarts, Wielands, Herzog Karl Eugens, Schillers, Ständlins, Hölderlins u. a. m.; auch die zeitumständlichen, kulturhistorischen Schilderungen verraten nicht nur den eingehenden Fleiß und die aus sorgfältigen Studien erworbene Kenntnis des Verfassers, sie geben auch ein lebendiges Bild der jeweiligen Zustände und einen Begriff der auf die Litteratur einwirkenden Kulturströmungen. Getreu seinem Plane, verfolgt der Verfasser auch die Wechselwirkungen zwischen den litterarischen und politischen Ereignissen seiner schwäbischen Heimat und des größern Vaterlandes. So erhalten wir eine auf gründlicher Sachkenntnis, immer im Hinblick auf die Entwicklung der allgemeinen Litteratur geschriebene Darstellung der schwäbischen Gesamtarbeit von ihren ersten geschichtlichen Anfängen bis zum Anfang unsers Jahrhunderts. Wir lernen die Zusammenhänge der schwäbischen Kultur mit der der übrigen deutschen Stämme in großen Zügen kennen, aber auch ihre durch die Lage des Landes und politisch-geschichtlichen Verhältnisse bedingten Abweichungen und Besonderheiten.

Die ältere Zeit tritt in der Darstellung des Verfassers naturgemäß hinter der neuern Zeit zurück. Jene wird in vier Kapiteln auf 134 Seiten behandelt, während dieser (einschließlich der schwäbischen Dialektdichtung im letzten, zehnten Kapitel) die übrigen zwei Drittel des Buches gewidmet sind. Dies liegt offenbar ganz im Plane einer Litteraturgeschichte, die neben dem wissenschaftlichen auch eine Art von nationalpolitischem Zweck verfolgt und auf die Gegenwart wirken will. Aber hätte die Zeit, wo die Sprache des schwäbischen Stammes unter den deutschen Mundarten zum maßgebenden Einfluß gelangte, hätte die mittelhochdeutsche Zeit, insbesondere die Stauferzeit, wo vorzugsweise die Schwaben Träger der Poesie waren, nicht eine tiefer gehende Behandlung verdient? Durfte vor allen Hartmann von Aue, der bedeutendste schwäbische Dichter des Mittelalters, auf etwa zwei bis drei Seiten abgefertigt werden? War es nicht möglich, in seiner Dichtung und in der Minnepoesie einen specifisch schwäbischen Gehalt, besondere Stammeseigentümlichkeiten zu entdecken? Was Krauß über die litterarische Entwicklung jener Zeit beibringt, beruht ja durchaus auf gründlichen Studien; aber gerade das Schwäbische, das Bodenständige, das, was der Darstellung erst die besondere Farbe geben müßte, lassen namentlich diese Teile allzusehr vermissen. Wichtiger noch, als eine ganze Anzahl unbedeutender Schriftsteller ihrem archivalischen Schlummer zu entreißen, wäre eine entwickelnde Darstellung schwäbischer Eigenart in ihren litterarischen Denkmälern, volkstümlichen Zuständen und geistig hervorragenden Persönlichkeiten gewesen. Die an die Spitze gestellte Charakteristik der frühern und der heutigen Schwaben hätte als Ergebnis aus dem Ganzen herauswachsen, oder doch ihre Richtigkeit an den einzelnen Erscheinungen erwiesen werden müssen. Nebenbei wäre dadurch auch mehr Leben, Ton, Farbe in die etwas nach Bücherstaub duftende Darstellung gekommen. Welchen Einfluß hatte es z. B. auf die Entwicklung der schwäbischen Geistesbildung, daß Württemberg, wo sich die lateinische Dichtung am zähesten gehalten, bis auf die jüngste Zeit die Vormacht des deutschen Humanismus mit allen Übertreibungen und Auswüchsen geblieben ist? Was Krauß (S. 115 und 116) sagt, bezieht sich nur auf allgemein deutsche Verhältnisse.

Auf die Darstellung der neuern Zeit hat Krauß sonst offenbar auch nach dieser Richtung mehr Sorgfalt verwendet. Eindringlich wird uns entwickelt, warum die Schwaben wie überhaupt der Süden, von der Mitte des 17. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts an dem Fortschreiten der deutschen Litteratur so gut wie keinen Anteil hatten. Die Führung im litterarischen Leben (und im politischen erst recht) bleibt vom 17. Jahrhundert ab Mittel- und Norddeutschland überlassen. Neben der Jämmerlichkeit der politischen Verhältnisse, dem Mangel an Centralisation und an einflußreichen Kulturmittelpunkten, der Verknöcherung des herrschenden Patriciats der Reichsstädte in ungerechtfertigtem Familiendünkel hat auch das Übergewicht des Katholicismus in Süddeutschland viel zur Versumpfung des geistigen Lebens beigetragen. „Derjenige Staatsverband, welcher vermöge seiner Größe und Bedeutung am ehesten dazu berufen gewesen wäre, die Ehre des schwäbischen Stammes zu retten, das Herzogtum Württemberg, versäumte lange Zeit diese Pflicht vollständig.“ Merkwürdigerweise fällt der Umschwung zum Bessern in den litterarischen Zuständen Schwabens gerade in die Regierungszeit des despotischen Karl Eugen. Manche belebende und erfrischende Wirkung ging auch von diesem selbstherrlichen Fürsten aus, wenn auch oft nur durch die Macht des Gegensatzes. „Aber weit mehr that das Vorbild des deutschen Nordens, das zur Nacheiferung anfeuerte. So unübersteigbar war die Mauer, die den schwäbischen Winkel vom übrigen Reich abtrennte, denn doch nicht, daß das neu erwachte Geistesleben nicht nach und nach eingedrungen wäre. Und ein so begabtes und geistig so regsames Völklein mit so ruhmreicher Ver-

gangenheit wie die Schwaben konnte auf die Dauer von den Brandenburgern und Sachsen sich nicht über die Achsel ansehen lassen. Ärger über die Anmaßung dieser und Scham über die Berechtigung fremder Geringschätzung waren die wechselnden Gefühle der Schwaben, welche etwas auf ihren Stamm hielten.“ Und bald kam auch die Zeit, wo die Schwaben durch Männer wie Schubart, Wieland, Schiller, Hölderlin wieder zu voller Geltung kamen; Schubart allerdings erst nach langer Gefangenschaft auf dem Hohenasperg, Schiller nach der Flucht aus der Heimat und langem Irren in der Fremde.

Die Anfänge der klassischen Periode, die Romandichtung und Publizistik unter dem Einfluß Wielands, der „Empfindsamen“ und der Aufklärung werden im fünften und sechsten Kapitel behandelt. Den Zeiten der Karlsschule und dem jungen Schiller, Schiller und dem Drama gehören das siebente und achte Kapitel. Hervorheben will ich, daß Krauß der Karlsschule eine anerkennende Würdigung zu teil werden läßt, da sie auf die gesamte Kultur im Lande, im öffentlichen und privaten Leben einen großen und wohlthuenden Einfluß ausübte. Kulturhistorisch interessant ist ferner, daß der schwäbische Buchhandel und das periodische Schriftwesen ebenfalls von der Karlsschule die ersten nachhaltigen Anregungen empfing. Bezeichnend genug stellte sich die neu aufblühende Industrie anfangs ganz in den Dienst lokalpatriotischer Tendenzen, einheimischer Kulturinteressen und förderte so nicht wenig den „schwäbisch-württembergischen Nationalstolz“. Erst mit Cotta erlangte der schwäbische Buchhandel nationale Bedeutung. Gern würde ich mich mit Krauß noch über den Wert und die Bedeutung der Schillerschen Dichtungsarten auseinandersetzen, aber dazu fehlt es mir jetzt noch an Raum und schließlich gehört das auch nicht zur — schwäbischen Litteraturgeschichte. Der schwäbische Klassicismus (neuntes Kapitel), der auch schon die Anfänge der schwäbischen Romantik in sich schließt, bildet den eigentlichen Schluß des ersten Bandes, dem der zweite hoffentlich bald nachfolgen wird.

Karl Berger.

Zur Völkerkunde.

Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet. Von Henry S. Landor. Mit 202 Illustrationen, 8 Chromotafeln und einer Karte. Zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1898. Gr.-8. 10 M.

Schon öfter ist Tibet, das verschlossene Land, dessen Eingänge durch eine argwöhnische Priesterschaft und Regierung ängstlich bewacht werden, der geheimnisvolle Sitz des Oberpriesters des Buddhismus, des Dalai-Lama, von europäischen Reisenden besucht worden, meist freilich mit negativem Erfolg. Noch in der Mitte unsers Jahrhunderts ist es den Franzosen Huc und Gabet gelungen, in die heilige Tempelstadt Lhassa einzudringen, von wo die Sendboten des Buddhismus (wenigstens in frühern Jahren) in alle Welt gehen, um die Lehre vom Nirwana der heilsbedürftigen Menschheit zu verkünden. Seitdem haben es die Tibetaner verstanden, neugierige Reisende, die den Eintritt in ihr Land gefunden, mit List, Gewalt oder freundlicher Überredung von ihrer Hauptstadt fern zu halten, so z. B. den bekannten kühnen russischen General Prschewalskij, der unweit seines heißersehnten Reiseziels zu seinem großen Schmerz wieder umkehren mußte. Ebenso ist es dem jungen Maler und Ingenieur Landor ergangen, der mutig alle Hindernisse überwand, sich durch keine Feigheit und Meuterei seiner in Indien angeworbenen Begleiter abschrecken ließ, bis er endlich schurkischem Verrat zum Opfer fiel. Um ein Haar wäre er getötet worden, er erlitt die gräßlichsten Martern und Quälereien der ihre Wut an dem unglücklichen Gefangenen auslassenden fanatischen Lamas; endlich legte sich die englische Regierung ins Mittel, nachdem man die unmittelbar bevorstehende Hinrichtung auf Grund abergläubischer Vorstellungen verschoben hatte.

Das Werk liest sich wie ein Roman, ja es gehören bisweilen starke Nerven dazu, um einzelne aufregende Schilderungen (dahin gehört der Bericht über die Folterung) ertragen zu können. Überall drohen dem kühnen Pionier Gefahren und Schrecknisse, entweder von der Natur oder den noch unbarmherzigern Menschen; bald stürzt er in sausender Fahrt schroffe Schneewände herunter — nur ein Wunder schützt ihn vor dem gähnenden Abgrund —, bald muß er an den senkrechten Felsen emporklimmen, um weiter zu kommen und die wachsamen tibetanischen Soldaten zu täuschen, bald droht ihm der Tod des Erfrierens in dem wütenden Toben eines Schneesturms. Man vergegenwärtige sich, daß unser Montblanc nur 4810 Meter hoch ist, während Landor mit seinen Leuten in einer Höhe von 4920 Meter ein Lager aufschlug (er stieg dann noch weiter bis 6400 Meter) —, später nahm er ein eisiges Bad, bei dem in der That sofort Eiszapfen den Körper bedeckten, in 5000 Meter Höhe. Dazu kam noch, wie schon angedeutet, Meuterei und Verrat der eigenen Leute, welche ihr allzukühnes Unternehmen zu reuen anfing, endlich empfindlicher Nahrungsmangel, von den gewöhnlichen Unglücksfällen und Enttäuschungen, die bei keiner Expedition auszubleiben pflegen, gar nicht zu reden. Alles in allem genommen kann man Landor, der schließlich mit zwei Getreuen allein blieb, nicht die Anerkennung außergewöhnlichen Mutes und ebenso unbezähmbarer Energie verweigern. Anders steht es natürlich mit den eigentlichen wissenschaft-

lichen Ergebnissen der Reise; man muß sich aber, um nicht ungerecht zu sein, zunächst vergegenwärtigen, daß Lhassa nicht erreicht wurde, das eigentliche Ziel der Unternehmung. Dies Kriterium fällt also überhaupt für die Beurteilung weg. Statt dessen dürfen wir auf die mannigfachen sonstigen Ermittelungen hinweisen, welche der Pfadfinder in aller Bescheidenheit im Vorwort dahin zusammenstellt:

„Die Entscheidung der noch offenen Frage, ob der Mansarowar-See und der Rakashal wirklich voneinander getrennt sind. Die Ersteigung einer Höhe von 6400 Meter und die photographische Aufnahme einiger großer Himalaja-Gletscher. Den Besuch und die Festlegung der zwei Hauptquellen des Brahmaputra, die vor mir von keinem Europäer erreicht worden sind. Endlich die Thatsache, daß ich mit nur zwei Mann Begleitung in dem bevölkertsten Teile von Tibet reisen konnte.“ (Vorwort, S. V.)

Dieser ausdrückliche Hinweis ist nämlich aus dem Grunde wichtig, weil Landor auf einige unbestimmte Zeitungsnachrichten hin als schwindelhafter Abenteurer bezeichnet worden war, so daß er zur Rehabilitierung seiner persönlichen Ehre gezwungen war, sich von der indischen Regierung die einzelnen offiziellen Dokumente behändigen zu lassen, aus denen sich die volle Wahrhaftigkeit seiner Schilderungen sofort ergab. Wir wollen schließlich nicht unterlassen, zu erwähnen, daß sich in dem Werk doch auch außerdem zum Teil recht eingehende kulturhistorische und ethnologische Ermittelungen und Beobachtungen finden, so über die sogenannten Waldmenschen, Raots, in den Vorbergen des Himalaja, über die Schokas, einen der indischen Regierung, wenigstens nominell, tributären, den Tibetanern sehr nahe stehenden Volksstamm, unter denen Landor seine Mannschaft durch neue Anwerbungen verstärkte, die Mitteilungen über das häusliche und sociale Leben der Tibetaner, über die Lamas u. s. w. Selbst in der Gefangenschaft benutzte der Reisende die Gelegenheit, sich tibetanische Lieder vorsingen zu lassen und genauere Erkundigungen über einheimische Sitten und Gewohnheiten einzuziehen, die er später litterarisch verwertete. Da es dem vielgeprüften Manne schließlich gelang, unter Hilfe der indischen Regierung den größten Teil seiner Skizzen und Aufzeichnungen aus den Händen der räuberischen Tibetaner wiederzuerlangen, so war es auch möglich, das vorliegende Werk mit einem ganz außergewöhnlichen Illustrationsschmuck auszustatten. Diese Abbildungen, besonders die prachtvollen Chromotafeln werden nicht wenig zur Verbreitung des wertvollen Buches in den weiten Kreisen unserer gebildeten Gesellschaft beitragen, zumal da Landor anschaulich und lebenswahr, zugleich mit einem gewissen Humor zu schildern und zu erzählen versteht.

Th. Achelis.

Zur Weltauffassung.

1. Zum Gedächtnis an David Friedrich Strauß. Fünf kleine Aufsätze von Dr. Heinrich Künkler. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1898. 8. 2 M.
2. Reife Ähren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoi. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Zürich, Karl Henckell u. Comp. 1898. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Aus Mnallim Nadsches Sünbüle. Die Geschichten seiner Kindheit. Aus dem Türkischen übersetzt von Adalbert Merx. Berlin, Georg Reimer. 1898. 8. 2 M.
4. Aphorismen. Von Paul Nikolaus Cossmann. München, Karl Haushalter. 1898. 12. 2 M.

Das Interesse für David Friedrich Strauß ist nie ganz erloschen und durch die auch in d. Bl. von mir eingehend gewürdigten „Ausgewählten Briefe von David Friedrich Strauß“, herausgegeben von Eduard Zeller, neu belebt worden. In den Aufsätzen von H. Künkler (Nr. 1) redet ein begeisterter Verehrer und warmer persönlicher Freund, des „großen und guten“ Mannes, der nach Künklers und anderer Zeugnis mit dem Zauber seiner Persönlichkeit jeden erfaßte, der mit ihm in Berührung trat, mit einziger Ausnahme — seiner Frau. Das soll aber auch bei andern größern und kleinern Männern vorkommen. Künkler streift die unglückliche Ehe, bei der doch auch nach den Veröffentlichungen aus Justinus Kerners Nachlaß die Schuld wesentlich auf Strauß' Seite gewesen zu sein scheint, und sucht wenigstens ein non liquet herauszutüfteln. Gelegentlich wird er auch scharf gegen die Beurteiler Straußens, insbesondere gegen den Heidelberger Professor Hausrath und gegen den Ästhetiker Fr. Th. Vischer.

So haftet den Aufsätzen, die aus verschiedenen Jahren stammen (1877, 1878 und 1896) etwas Persönliches, stark Subjektives an; auch verlieren sie sich häufig ins Kleine und Allereinzelste, was wir von den Schriften über große Männer ja freilich gewohnt sind, wobei aber doch bei aller Wertschätzung Straußens die Frage erlaubt ist, ob man ihn zu den Großen rechnen darf. Zu den Bedeutenden jedenfalls und zu denen, die mit ihrer Weltauffassung eine ganze Wissenschaft, ja fast eine Zeit bewegt haben. Und deshalb müssen Beiträge, die zur nähern Kenntnis einer solchen Persönlichkeit dienen, jederzeit willkommen geheißen werden. Sie werden freilich mehr den Kennern Straußens oder seinem künftigen Biographen wertvoll erscheinen als dem großen Publikum. Der größte Aufsatz des Buches, die Besprechung der „Ausgewählten Briefe“, enthält übrigens so viel des Anziehenden, daß er den Leser ohne Zweifel veranlassen wird, nach diesen Briefen, die fast in jeder Hinsicht wertvoll sind, selbst zu greifen.

Eine Menschen und Zeit bewegende Persönlichkeit ist in gewissem Sinn auch Leo Tolstoi, mit dessen Weltauf-

fassung uns W. Henckel (Nr. 2) bekannt macht. Und wirklich, auch wer gegen Tolstoi voreingenommen ist, und deren werden viele sein, nicht bloß die, welche ein bekanntes Sprichwort auf den „fromm“ gewordenen Alten anwenden, wird aus diesem Buche, das die Quintessenz seiner Lehre mit Tolstois eigenen Worten enthält, wenigstens das lernen, daß es sich verlohnt, mit diesem Manne bekannt zu werden. Und zwar wird das den „Frommen“ ebenso dienlich sein wie den „Gottlosen“, wiewohl beide am Schlusse gestehen werden, nicht auf ihre Rechnung gekommen zu sein. Die „Frommen“ nicht, weil Tolstois Weltanschauung, insbesondere sein Christentum so ganz anders geartet ist, als das Christentum der Kirchen, wir setzen hinzu und als das Christentum Christi, obwohl Tolstoi glaubt — und wie viele haben das nicht schon geglaubt! — er sei eigentlich der erste, der das wahre Gesicht Christi zeige. Und die „Gottlosen“ nicht, weil ihnen der Mann viel zu fromm ist, weil er Christus, so wie er ihn erfaßt hat, in den Mittelpunkt des ganzen sittlichen Lebens rückt. Ihnen wird auch das demütige Bekenntnis Tolstois, wie viel ihm noch zur „christlichen“ Vollkommenheit fehle, schlecht passen. Aber kein Mensch, der über Weltprobleme, und zwar nicht bloß religiöser Art, nachdenkt, wird dieses Buch ohne Nutzen für sein Nachdenken aus der Hand legen. Eine Einleitung von 32 Seiten giebt einen recht unparteiischen Überblick über das Leben dieses seltsamen, nur auf russischem Boden möglichen Menschen.

Von Rußland zur Türkei ist es nicht weit. A. Merx (Nr. 3) führt uns dahin, indem er uns mit der Lebensauffassung der Türken durch die Kindheitsgeschichte eines kürzlich gestorbenen türkischen Dichters bekannt macht, die dieser selbst im „Sünbüle“ = Ähre geschildert hat. In einer etwas umständlich und weitläufig geratenen Einleitung unterrichtet uns der Übersetzer über den Dichter und den Wert seiner Schilderung. Bei dem augenblicklich neu erwachten Interesse für die Türkei und den Islam kommt das Büchlein recht zeitgemäß, und man wird, nachdem man so viele Schilderungen des deutschen Hauses in Vergangenheit und Gegenwart kennen gelernt hat, gern auch einmal an eine solche aus dem türkischen Hause herangehen. Und sobald man das Fremdartige dieser türkischen Darstellung überwunden hat, wird man von dem eigenartigen Reiz der Schilderung gefesselt und würde Muallim Nadsche gern noch weiter folgen.

Von seiner Weltanschauung unterrichtet uns P. N. Cossmann (Nr. 4) selbst in seinen „Aphorismen“. Ich habe selten ein Büchlein Aphorismen mit weniger Langweile und weniger Kopfschütteln gelesen als dieses. Ob es andern Leuten auch so geht, weiß ich freilich nicht; denn Aphorismen, welche die Zustimmung des einen haben, treffen sicher auf den Widerspruch des andern. Der Verfasser ist ein guter Beobachter und dabei ein Schalk. Auch besitzt er die Würze der Aphorismen, die Ironie, und ist manchmal von einer geradezu entzückenden Bosheit. Er kann bitterböse Glossen machen, wobei er auch berühmte Namen nicht schont, wie er andererseits in die Tiefe zu gehen versteht. Manchmal überrascht er dadurch, daß er alte Spruchwahrheiten parodiert, wie: „Selber denken macht fett“ oder „Gelegenheit macht ehrliche Leute“. Nur das Kapitel von der Liebe ist etwas eigentümlich geraten — doch das möge der geneigte Käufer des Buches selbst nachlesen!

Die „Aphorismen“ sind unter bestimmten Gesichtspunkten geordnet; wir geben einige, welche die Art des Mannes und die Vielseitigkeit des Büchleins zeigen mögen:

Ein Aphorismus ist ein kleines Haus mit weitem Fernblick.

Das Leben der meisten ist eine Antwort auf nicht gestellte Fragen.

Man ist nicht eine Individualität, weil man mit andern uneins, sondern weil man mit sich selber eins ist.

Das Publikum lernt wissenschaftliche Werke so kennen, wie man Gelehrte in der Sommerfrische kennen lernt.

Die Materialisten des vorigen Jahrhunderts waren noch nicht die richtigen; erst die jetzigen kommen wirklich ohne Geist aus.

Aus einer Biographie: In der Jugend war er ein genialer Dichter und durfte der deutsche Byron genannt werden. Mit 27 Jahren ließ er sich als Rechtsanwalt in X nieder, wo ihn seine ausgebreitete Praxis ganz in Anspruch nahm.

Es ist gut, wenn ein Gescheiter mit dem Kopf anrennt; denn dabei fliegen Gedankensplitter ab.

Jean Paul gleicht einem Pianisten, welcher zu viel Pedal nimmt.

Aus der „Philosophie des Pöbels“: Es ist nicht recht, ein Mädchen zu verführen, wenn man unmittelbar vor einem Examen steht.

Aus der „Philosophie des Lehrpöbels“: Um einen Gegenstand kennen zu lernen, lese man zuerst die Beschreibungen, welche andere von ihm geliefert haben; dann prüfe man, ob diese Beschreibungen richtig sind.

Ein Verein ist der wiederholte Versuch, durch Addition negativer Größen ein positives Resultat zu erzielen.

Es ist fashionabler, Schweinereien zu begehen, als über sie zu sprechen.

Als Adam jemand hatte, dem er die Schuld geben konnte, begann er zu sündigen.

Viele Lehrer bestrafen nicht, sondern rächen sich.

Phantasiere so, daß du dich nicht zu schämen brauchtest, deine Phantasien zu erleben.

Und nun zum Schluß dieser günstigen Kritik noch einen seiner bösen Aussprüche:

Günstige Kritiken beweisen nichts gegen den Wert eines Kunstwerkes.

Richard Weitbrecht.

Aus der Reiselitteratur.

1. Am Stillen Ocean. Erlebnisse in Honduras, Kalifornien und Alaska. Von Gustav Friederich. Berlin, Georg Siemens. 1898. 8. 2 M.

Selten haben wir mit solchem Vergnügen eine Reiseerzählung gelesen wie diese von Gustav Friederich. In schlichter, einfacher Sprache berichtet uns der Verfasser über die Erlebnisse auf seinen zahlreichen Irrfahrten in Honduras, Kalifornien und Alaska. Das Ganze macht den Eindruck ungeschminkter Wahrheit, nirgends verfällt er in selbstgefällige Breite, sondern überall bleibt er der schlichte Erzähler, dem daran gelegen ist, in dem Leser die rechte Vorstellung zu erwecken, und ihn vor Mißverständnissen, wie sie so oft übertriebene Reiseschilderungen hervorrufen, zu bewahren. Es sind sehr mannigfaltige Abenteuer, die der Verfasser erlebt hat, echt amerikanisch, aber auch sehr lehrreich für alle, welche etwa Lust haben sollten, ihr Glück in Amerika zu versuchen. Was hat der Verfasser allein durchgemacht auf seiner zweiten Reise nach Kalifornien, wo er nur etwa ein Jahr lang blieb! Um die ihm vorher angebotene Stelle betrogen, sah er sich gezwungen, auf irgend eine Weise Geld zu verdienen. Er braute zunächst Mandelmilch; das Geschäft ging aber nicht, da diese sich nicht hielt. Wir sehen ihn nun als Maler, vorübergehend auch als Kellner, dann als Wächter einer verlassenen Mine, wo er in völliger Einsamkeit während des Winters fast erfroren und verhungert wäre; dann bald darauf als Chemiker auf einer Mine im glühendheißen Südkalifornien. Aber das Glück war ihm nirgends hold; er kehrte wieder nach Deutschland zurück.

Das Ergebnis seiner Erfahrungen faßt er am Schluß in folgende Worte, die zugleich eine Warnung für alle Amerika-Lustigen enthält, zusammen: „Um Aussicht auf Erfolg zu haben, muß drei Bedingungen genügt sein. Die erste ist, daß man der englischen Sprache vollständig mächtig ist, die zweite, daß man ein Fach, welches es auch sei, von Grund aus versteht, und die dritte, der Besitz einer unüberwindlichen Energie. Aber mit diesen Eigenschaften kommt man auch bei uns weiter."

Damit will aber der Verfasser keineswegs ganz davon abraten, nach Amerika zu gehen. Man soll sich die Sache nur gut überlegen. Und wir fügen hinzu, daß es auch gewiß für die Entwicklung Deutschlands nur gut sein kann, wenn recht viele unter Beherzigung der Mahnung des Verfassers hinausgehen, da sich damit unser wirtschaftlicher Horizont erweitert. Wir sind auch nicht der Ansicht des Verfassers, daß er von seinem fast zehnjährigen Aufenthalt drüben nichts gehabt habe. Er ist doch reich an Erfahrungen zurückgekehrt, durch die er seinen Landsleuten noch viel nützen kann. Möchte sein Buch nur recht viel gelesen werden. Es bietet Unterhaltung und Belehrung in Fülle. Möge es aber auch dem Verfasser nach seinen langen Irrfahrten gelingen, sich in seiner Heimat eine Stellung zu erringen, in der er seine bewundernswerte Energie zum Segen Deutschlands bethätigen kann. Das wünschen wir ihm von ganzem Herzen als aufrichtige Freunde, zu denen er uns durch sein Buch gemacht hat.

2. Notizen über Mexiko. Von Harry Graf Keßler. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 5 M.

Das etwas mexikanisch und sehr gut ausgestattete Buch bringt uns in Tagebuchform eine Reihe von Notizen über Mexiko, die auf einer Reise durch Mexiko in der Zeit von Oktober 1896 bis Januar 1897 gesammelt sind. Sie enthalten zum Teil Schilderungen von Gesehenem und Erlebtem, zum Teil auch längere Betrachtungen über politische und wirtschaftliche Verhältnisse. Die Art der Darstellung befremdet anfangs etwas. Einmal machen die kurzen abgerissenen Tagebuchaufzeichnungen ein wenig den Eindruck des Fragmentarischen, sodann liebt es der Verfasser, mehr im Lapidarstil zu schreiben und sich hyperbolischer Wendungen zu bedienen. Aber hat man sich an diese Eigenart des Buches gewöhnt, so liest man gern darin. Die Bilder, die uns der Verfasser entwirft, wirken nachhaltig und tief auf uns ein, sie sind wie mit dem Besenstiel gezeichnet. Recht interessant ist die Schilderung der Menschen in den bereisten Ländern. Soweit wir es zu beurteilen vermögen, besitzt hier auch der Verfasser ein besonders treffendes Urteil. Bei dem Mexikaner scheint ihm eine gewisse Trägheit des Nervensystems das hauptsächlichste Merkmal seiner psychologischen Eigentümlichkeit zu sein; man könne ihre modifizierende Wirkung durch alle Gebiete des individuellen und des gesellschaftlichen Lebens verfolgen. Sie soll sich auch in der mexikanischen Kunst geltend machen. Aber wir können uns hier auf Einzelheiten des Inhalts nicht tiefer einlassen. Es mag nur noch besonders hervorgehoben werden, daß der Verfasser sich nicht mit bloßem Erzählen und Beschreiben begnügt, sondern das Wesen der Erscheinungen tiefer zu ergründen versucht. Dadurch erhebt sich das Buch über das Niveau eines bloßen Reiseberichts. Ob die philosophischen Betrachtungen immer vor einer streng wissenschaftlichen Kritik standhalten können, vermögen wir nicht zu entscheiden, weil wir auf den einzelnen Gebieten nicht immer ein fachmännisches Urteil besitzen.

Wo es sich um Schilderungen des Gesehenen handelt, da ist der Verfasser meist recht anschaulich. Aber auch hier stört oft die Neigung zu Übertreibungen. Darüber geht zuweilen die Sachlichkeit etwas verloren und die Darstellung grenzt an Phrase, sie klingt in schöne Worte aus, bei denen man sich kaum noch etwas denken kann, die jedenfalls nicht mehr zu einer klaren Vorstellung führt. Solche Stellen des Buchs sind oft hochpoetisch und darum auch äußerst reizvoll; wer Neigung zu solchen schwungvollen Ergüssen eines gefühlvollen Herzens hat, wird mit Freuden

diese Stellen des Buchs lesen, z. B. die Schilderung des Sonnenaufgangs auf dem Popocatepetl:

Am Erdenrande erscheint der Sonnenball. Die See, der er entsteigt, schwebt wie ferner Rauch bläulich durchsichtig in der schimmernden Rundung des Horizonts. Der Himmel erfüllt ganz das Auge wie auf dem Meere und der Ebene; nur größer als dort; flammender, runder. Von allen Seiten umgiebt er uns hier; umstrahlt uns kupferglühend im Morgenrot; die Sonne umkreist uns, und unter uns liegt das Erdenrund im Himmelsblau wie ein zweites Gestirn.

Etwas überschwenglich, aber das charakterisiert den Verfasser. Schon der erste Satz im Vorwort enthält eine Übertreibung: „Unsere Zeit ist möglicherweise die letzte gewesen, zu der man noch reisen konnte; schon wir kommen kaum noch aus unserer Civilisation hinaus; das Bild bleibt sich von Weltteil zu Weltteil erstaunlich gleich.“ Daß das übertrieben, beweist der Verfasser selbst in seinem Buch; das Bild, das er uns malt, ist doch erstaunlich verschieden von den Bildern, die uns umgeben. Und das wird noch manches Jahrzehnt hindurch so bleiben. Gerade in der Absonderlichkeit der vom Verfasser durchwanderten Gebiete liegt ja ein Reiz seines Buches, um dessentwillen wir es gern jedermann empfehlen.

3. Kleine Reiseabenteuer. Von Joh. A. Freiherr von Wagner (Johannes Renatus). Leipzig, E. Ungleich. 1897. 8. 4 M.

Etwas sentimental, etwas melancholisch und etwas fromm! Damit möchten wir das Wesen der „Kleinen Abenteuer“ charakterisieren. Wir können nicht sagen, daß sie uns allzusehr gefallen haben. Das häufige Hineinziehen des lieben Gottes an Stellen, wo es wirklich auch hätte vermieden werden können, stört die Darstellung. Man wird dabei immer erinnert an das erste Gebot. Der Verfasser stellt sich auch oft gleichsam als Missionar hin, der natürlich immer erfolgreich verlorene Schafe zur Herde zurückführt. Diese Erzählungen sind gar zu kindlich, um ein ernstes Gemüt befriedigen zu können, Mit dieser Frömmelei steht in engem Zusammenhang eine Neigung zur Sentimentalität und zur Melancholie. Der Verfasser liebt es traurige Abenteuer zu erzählen, wie uns scheint immer mit der Absicht, den Leser an den Ernst des Lebens zu erinnern. Er gehört zu den Menschen, die es für unrecht halten, von ganzem Herzen heiter zu sein, weil es zu viel Unglück in der Menschheit giebt. In der kleinen Erzählung „Ein trüber Tag“ spricht er das auch offen aus. Jener Tag voll trauriger Ereignisse hat ihm ein Korrektiv für das eigene Leben gegeben; die Erinnerung an ihn führte ihm stets die Lebenslust auf das rechte Maß zurück und gab ihm in Zeiten des Mißgeschicks den ersehnten Trost. Ein solches Maßhalten in der Freude nur aus dem Grunde, weil es auch Trauriges giebt, dünkt uns doch gekünstelt und unnatürlich und auch nicht gesund. Das Rechte ist es doch, sich des Lebens zu freuen, zur Freude auch unserer Mitmenschen. Der Ernst des Lebens stellt sich schon von selbst ein, wir brauchen ihn nicht erst künstlich herbeizuholen. Die Erfahrung lehrt ja auch, daß heitere Menschen keineswegs immer auch leichtsinnig und gar frivol, sondern oft gerade mehr wie andere einer ernsten und tiefen Empfindung fähig sind.

Doch setzen wir uns über diese Eigenart des Verfassers hinweg, so wird uns sein Buch auch viel Freude bereiten. Es bietet nach Form und Inhalt viel Anziehendes. Auch in der Mannigfaltigkeit des Stoffes liegt ein Reiz. Wir werden bald an die Nordsee, bald an die Adria, bald in eins der deutschen Mittelgebirge, bald in das großartige Alpengebirge, bald in eine der großen Weltstädte, bald in ein stilles Dorf geführt. Überall hat der Verfasser auf seinen Reisen kleine, an sich unbedeutende Abenteuer erlebt, die er uns aber in erfreuender Lebendigkeit zu schildern weiß. Der Bericht über einen Aufenthalt in der Nervenheilanstalt in X. wird gewiß jeder mit Spannung lesen. Es wird uns hier ein Roman geboten, der vor manchem andern Roman nur den Vorzug hat, daß er nicht Dichtung, sondern Wahrheit ist. Den Eindruck hat man überhaupt durch das ganze Buch, daß der Verfasser nur Erlebtes erzählt, wie er es ja auch ausdrücklich auf dem Titelblatt angiebt in den Worten: „Erlebt und erzählt von u. s. w.“ Andere Geschichten, wie z. B. „Ein Dieb, ein Dieb!“ oder auch „Die letzte Reise“ haben uns weniger angemutet, der Inhalt dieser ist doch etwas zu nichtssagend, die letztere Geschichte aber gewiß so ganz nach dem Sinne des Verfassers.

4. Jenseit des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. Von J. V. Widmann. Zweite Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1897. 8. 3 M. 20 Pf.

Widmann ist den Lesern dieser Blätter durch seine Reiseerzählungen schon bekannt. Wir brauchen über ihn, über seine schriftstellerische Begabung darum wohl kaum noch etwas zu bemerken. Auch das vorliegende Buch, das in zweiter Auflage erscheint, zeichnet sich durch die Frische der Erzählung und die Lebendigkeit der Schilderung aus. Es trägt etwas zu sehr ein subjektives Gepräge, das Ich tritt überall in den Vordergrund; aber im allgemeinen berührt das durchaus nicht unangenehm, im Gegenteil man tritt dadurch in engern Verband mit der Persönlichkeit des Verfassers und empfindet in diesem Gefühl wirklich freundschaftlicher Beziehung tiefer mit ihm. Nur wenn gar zu stark die persönlichen Urteile hervortreten und die Berichte allzusehr ein rein persönliches Interesse tragen, dann fühlt man leicht sich etwas gelangweilt. Wir müssen aber gestehen, daß in diesem Werk Widmanns das selten der Fall ist. Viele der oberitalienischen Städte, von denen er uns erzählt, kennt der Referent aus eigener Anschauung; er kann daher wohl sich ein, wenn auch ebenfalls ganz subjektives Urteil anmaßen. Dieses Urteil fällt aber durchaus lobend aus. Einzelne Schilderungen haben ihn zwar weniger befriedigt, andern kann er nicht völlig beistimmen;

allein de gustibus non disputandum. Nur um diese Äußerung durch Beispiele zu belegen, verweisen wir auf den kleinen Abschnitt über den schiefen Turm zu Pisa, der von dem Verfasser doch zu wenig gewürdigt ist, und auf die Worte über den Mailänder Dom, der gerade im Gegenteil nach unserer Meinung zu sehr als Kunstwerk gepriesen wird. Aber solche Einzelheiten treten ja in der Gesamtdarstellung zurück, und diese wird jeden fesseln, der überhaupt derartige Reiseschilderungen liebt.

Der Inhalt der neuen Auflage ist etwas verändert. Das Buch enthält nur noch die Berichte von drei Reisen. Die vierte Reise, unter dem Titel „Biglietto circolare Nr. XXIII" erzählt, ist einem andern Buch einverleibt. An ihre Stelle hat der Verfasser eine kleine Studie „Italienische Kinder" und eine Touristennovelle „Der Turm von Bevano" eingefügt. Der Leser wird diese neuen Gaben gern hinnehmen; die Studie bringt interessante Belehrung, die Geschichte fesselnde Unterhaltung. **Willi Ule.**

Aus der Erzählungslitteratur.

1. Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. Von Joseph Spillmann S. J. Zwei Bände. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1898. 8. Geb. 5 M. 60 Pf.
2. Carlo Donati (Knight errant). Von Edna Lyall. Autorisierte Übersetzung von E. von Feilitzsch. Leipzig, Georg Wigand. 1898. 8. 4 M.
3. Freiheit für Cuba! Novelle von Theodor Duimchen. Leipzig, Carl Reißner. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Der gemordete Wald. Ein Bauernroman aus der Mark von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1898. 8. Geb. 5 M.

Joseph Spillmann ist gewiß kein talentloser Schriftsteller. Auch sein neuer historischer Roman „Lucius Flavus" (Nr. 1) wird unzweifelhaft in überzeugt katholischen Kreisen viele begeisterte Leser und noch weit mehr Leserinnen finden. Aber — die Begeisterung wird um so größer sein, je geringer die geschichtliche Bildung und die künstlerischen Ansprüche sind. Die katholisierende Tendenz drängt sich hier viel unleidlicher in den Vordergrund als in dem einzigen mir sonst von den vielen Schriften des Verfassers bekannt gewordenen Buche, in der Erzählung aus den ersten Jahren der Französischen Revolution: „Tapfer und treu", und dafür liegt in dem Stoffe, der sich aus dem Titel mit genügender Deutlichkeit ergiebt, keine Entschuldigung. Jeder gebildete protestantische Leser muß sich — auch bei dem besten Willen sich in einen andern Standpunkt zu versetzen — durch die seltsame Naivetät abgestoßen fühlen, mit der Spillmann um die Zeit der Zerstörung Jerusalems schon die verschiedensten specifisch katholischen Anschauungen und Einrichtungen in den christlichen Urgemeinden herrschend sein läßt; auch darüber wird er ein Gefühl des Mißbehagens nicht unterdrücken können, daß selbst die unwahrscheinlichsten und zum Teil für unser modernes Gefühl geradezu peinlichen Legenden und verwandten Überlieferungen als unzweifelhafte geschichtliche Wahrheit behandelt werden. Da finden wir Simeon schon als zweiten Bischof von Jerusalem und den Apostel Petrus als Papst und anerkanntes Haupt sämtlicher Christengemeinden, da spielen das Schweißtuch der Veronika und das Marienbild des Evangelisten Lukas eine bedeutsame Rolle; da hören wir von der heiligen Ölung, von der Fürbitte der Maria, der „Königin der Engel". Nun sind solche Anschauungen gewiß noch kein unbedingtes Hindernis, einen künstlerisch wertvollen Roman zu schreiben. Aber sie werden es, wenn sie, wie hier, mit bewußter Absichtlichkeit vorgetragen, dem Leser immer und immer wieder zu Gemüte geführt werden. Damit hängt es auch zusammen, daß Spillmann uns neben vielen Zügen still-erhabenen Märtyrertums nicht wenige andere vorführt, die gemacht und sentimental wirken. Darum erscheint ein Mann wie der Apostel Paulus gelegentlich als verzückter Schwärmer oder spitzfindiger Wortspieler. Aber auch sonst hat man den bestimmten Eindruck, daß es dem Verfasser gar nicht um eine künstlerische Wirkung zu thun war. Sonst hätte er, um nur einiges zu erwähnen, nicht unserm Glauben an den Edelmut der weiblichen Heldin Thamar das schier Unglaubliche zugemutet; sonst würde er überhaupt nicht die unwahrscheinlichsten Thaten der Aufopferung und nicht minder unwahrscheinliche Gefahren und Rettungen geradezu gehäuft haben; sonst hätte er sich vor der groben Geschmacklosigkeit gehütet, einen empörend leuteschinderischen Centurionen im lächerlich karikierten Gardelieutenantston reden zu lassen. Mögen auch eine ganze Reihe von Partien des Romans teils infolge der Großartigkeit des Stoffes, teils durch die unleugbare Darstellungsgabe des Verfassers erfreulich und erhebend wirken, mag im einzelnen an der Charakteristik der Personen gar vieles zu rühmen sein, als Kunstwerk zählt dieser Roman nicht mit, weil er ein Tendenzwerk bedenklichster Art ist.

Man glaubt freier und reiner zu atmen, wenn man sich von Spillmann zu Edna Lyall wendet. Aber freilich so durchaus menschlich angenehm sie auch im „Carlo Donati" (Nr. 2) wieder zu wirken versteht, ihr neues Buch hat doch nicht ganz den Erwartungen entsprochen, mit denen ich auf Grund einiger früherer an seine Lektüre ging. Vor allem ist es der Verfasserin wie mir scheint nicht gelungen, die Handlungsweise ihres Helden völlig glaubhaft zu machen. Gewiß ist die Art sehr geschickt, wie sie ihm als Leitstern die Worte mit auf den Weg giebt: „Die Menschen sind [in unserer Zeit] um kein Haar williger, das Leben des Gekreuzigten zu leben", und wie sie in ihm

mehr und mehr den Entschluß und die Kraft reifen läßt, die Allgemeingültigkeit dieses Satzes zu widerlegen. Wir können es wohl verstehen, daß Donati, zumal er wirklich die größte natürliche Begabung zum Sänger hat, nach schwerem Seelenkampfe sich zu dem Entschlusse durchringt, in die Operntruppe Merlinos einzutreten, mit dem seine Schwester Anita in einer aus vorübergehender Leidenschaft geschlossenen recht unglücklichen Ehe lebt. Freilich giebt er damit nicht nur die Aussicht auf eine ehrenvolle bürgerliche Laufbahn auf; er verzichtet zugleich, wie es scheint für immer, auf die Vereinigung mit der Geliebten seines Herzens Franziska Britton, und bereitet also auch dieser den schwersten Kummer. Denn deren Vater, ein stolzer Engländer, hält es, so wohlgesinnt er bisher dem Bräutigam seiner Tochter war, für geradezu undenkbar, sie einem Opernsänger zur Frau zu geben. Aber Donati hat seiner sterbenden Mutter das Versprechen gegeben, daß er aus allen Kräften über die Ehre seiner Schwester wachen werde, die in dringender Gefahr ist, den Verführungskünsten des wild-leidenschaftlichen Sängers Comerio zu erliegen, und er wählt in der That das einzige Mittel, das zum Ziele zu führen verspricht, indem er an dessen Stelle in die Operntruppe eintritt. Nur ist leider in dem Charakter Anitas kein Zug, der sie eines solchen Opfers auch nur einigermaßen wert erscheinen ließe, und dadurch bekommt die allen Schwierigkeiten, Opfern und Intriguen trotzende Entschlossenheit, mit der der „irrende Ritter“, wie Donati von seinen Freunden genannt wird, in seinem neuen Berufe ausharrt, mehr und mehr etwas Unnatürliches. Die Verfasserin hat es freilich offenbar so gewollt; Donati soll zeigen, wie ein Mensch das Leben des Gekreuzigten nachleben kann, und nur so weit kommt sie einer natürlichen Empfindung entgegen, daß sie Anita ganz zuletzt, und auch das nur unter Mithilfe verschiedener seltsamer Zwischenfälle, zu einem höhern Empfinden emporgehoben werden läßt. Ich fürchte sehr, den meisten denkenden Lesern wird das zu wenig sein. Donatis Wesen hat aber auch in manchen Einzelheiten, die nicht notwendig durch den Gesamtplan gegeben waren, etwas Überspanntes; in einer Scene gegen Schluß des Buches z. B., wo er den Tod durch Räuberhand erwartet, grenzen seine Empfindungen teilweise an Verzücktheit. Unwahre und sentimentale Züge finden sich nach meinem Gefühl auch in dem Bilde des kleinen Gigi, des einzigen Kindes Anitas. Im übrigen sind die Charaktere lebenswahr gezeichnet, am vortrefflichsten wohl einige Personen von schlichter Tüchtigkeit; die Führung der Handlung zeigt wieder großes Geschick, das ganze Buch ist von warmer Empfindung durchweht und, um auch dies zu erwähnen, wohl geeignet, den übertriebenen Vorurteilen ernst religiös denkender Engländer gegen die Bühnenlaufbahn entgegenzuarbeiten.

Der Titel von Theodor Duimchens Novelle „Freiheit für Cuba!“ (Nr. 3) legt die Befürchtung nahe, daß der Verfasser nach Art Samarows auf die Augenblicksinteressen des Publikums spekuliert habe. Glücklicherweise wird man aber angenehm enttäuscht. Die politische Tendenz bleibt entschieden im Hintergrunde; die Personen, die uns der Verfasser vorführt, sind durchaus nicht bloß das Sprachrohr für seine politischen Forderungen, sondern Menschen von Fleisch und Blut, deren Denken und Fühlen ein wirklich individuelles Gepräge hat. Auch trägt sich die Handlung, gewiß zum Vorteil der dichterischen Wirkung, gar nicht zur Zeit des letzten cubanischen Aufstandes zu, sondern während des vorhergehenden; jener letzte spielt nur flüchtig herein. Die Personen, die im Vordergrunde stehen, der reiche Plantagenbesitzer Don Eusebio, seine körperlich und geistig gleich bevorzugte Tochter Barbara, der deutsche Chemiker Dr. Möbius, der als Oberbeamter eines andern großen Plantagenbesitzers nach Cuba gekommen ist und sehr schnell das Herz, zuletzt, d. h. sobald er überhaupt den Mut zu dem entscheidenden Wort findet, auch die Hand Barbaras gewinnt, ferner der heißblütige und tückische Spanier Don Moreno, der in Möbius vom ersten Augenblick an den einzig gefährlichen Nebenbuhler für seine eigenen Absichten auf Barbara wittert, und dessen schurkischer Diener, der Mulatte Pablon, sind mit sichern Strichen gezeichnet, und die durchaus echte Lokalfarbe, die Duimchen, als genauer Kenner von Land und Leuten, seiner Novelle zu geben verstanden hat, erhöht ihren Reiz sehr wesentlich. Sie ist in ihrer Art ganz vortrefflich und hätte wohl einen andern Titel verdient.

Noch weit mehr freilich hat mich Fedor von Zobeltitz' märkischer Bauernroman „Der gemordete Wald“ (Nr. 4) gefesselt, ja ich kann sagen ergriffen. Ich habe den Verfasser immer für sehr talentvoll gehalten, aber ich war doch freudig überrascht von der Kraft gesunder Realistik, der Tiefe und der Lebendigkeit der Charakteristik, der Einheitlichkeit der Auffassung, der Konsequenz in der Durchführung des Grundgedankens, mit einem Worte von der künstlerischen Reife seiner neuen dichterischen Gabe. „Der gemordete Wald“ braucht den Vergleich mit den besten Bauernromanen unserer Zeit nicht zu scheuen. Mit erstaunlicher Lebenswahrheit führt uns Zobeltitz den immer größer werdenden sittlichen Verfall der Dorfgemeinde Niedergarraunen vor. Ihre Zustände sind schon zu der Zeit, wo der Roman einsetzt, schlimm genug; bereits haben die meisten Gemeindeglieder angefangen den festen Halt der überlieferten Sitte zu verlieren, ohne dafür höhere Vorzüge eingetauscht zu haben. Und die wenigen außerhalb des eigentlich bäuerlichen Lebenskreises stehenden Personen, die hebend und fördernd auf die Gemeinde einzuwirken berufen wären, wollen oder vermögen das nicht. Der auf seine „Bildung“ stolze, die Bauern verachtende Kantor bemüht sich darum ebensowenig wie der oberflächliche Landrat; der Pastor Hömssen hat zwar den besten Willen dazu, aber er findet in so schwierigen Verhältnissen durchaus nicht den rechten Weg; seine Stellung wird von Tag zu Tag unbehaglicher, seine Verbitterung wächst. Herr von Bühnen endlich, der Pächter der benachbarten Krondomäne, wäre an sich

wohl der Mann dazu, Menschen und Dinge in Niedergarraunen zu bessern, aber seine wirtschaftliche Notlage — er hat die Pachtung durch die Schuld eines verschwenderischen Vaters ohne ausreichendes Vermögen übernehmen müssen — hemmt und fesselt ihn leider auf Schritt und Tritt. Die Hauptkraft verwendet Zobeltitz mit vollstem Gelingen darauf, uns zu zeigen, wie gerade das, was alle Bauern als das größte Glück betrachten, der unerwartete Erfolg in dem Prozesse mit dem Fiskus um die Buchenau, einen herrlichen Wald in unmittelbarer Nachbarschaft des Dorfes, für weitaus die meisten die Ursache des völligen sittlichen Ruins wird und schließlich auch nur wenigen besonders Geriebenen pekuniären Vorteil bringt. Mit dieser Haupthandlung geschickt verflochten ist die Darstellung der Geschicke Pastor Hömssens, seiner anmutigen Schwester Else und von Bühnens. Hömssen kehrt schließlich der undankbaren Gemeinde den Rücken, von Bühnen muß froh sein, daß er bei Aufgabe seiner Pachtung wenigstens noch alle seine pekuniären Verpflichtungen erfüllen kann; ihm winkt die Hoffnung, in Amerika sich eine neue wirtschaftliche Existenz zu gründen. Aber er geht dahin mit einer schweren Herzenswunde: Else Hömssen, so sehr sie ihn liebt, ist nicht die Seine geworden. Diesen herben Zug hat Zobeltitz offenbar für besonders lebenswahr gehalten; mir scheint, er hat hier die Realistik überspannt; wenn Bühnen und Else beim letzten Zusammentreffen beide nur ein klein wenig anders handelten, dann mußten sie sich finden, und das wäre nicht nur erquicklicher, sondern auch natürlicher gewesen. Und wie hier so ist der Verfasser nach meinem Gefühl durch das Streben nach unbedingter Lebenswahrheit auch bei der Schilderung von Frevel und Untergang des jungen Karwe, den der Leser samt seinen braven Eltern vorher so lieb gewonnen hat, zu weit geführt worden. Aber sein Roman ist jedenfalls ein mächtig wirkendes Zeitbild und deckt mit großer, oft unerbittlicher Kunst auch sehr geheime Regungen der menschlichen Seele auf. Und auch dichterische Elemente im engern Sinne fehlen durchaus nicht; ich denke dabei unter anderm an viele Stellen, die uns in die Empfindungen Bühnens und Elses blicken lassen, und an die von tiefem Gefühl durchwehten Naturschilderungen, die, wenn es gilt den Zauber des Waldes zu schildern, mehrfach geradezu meisterhaft werden.

Edmund Lange.

Der Cottasche Musenalmanach für 1899.

Mit gewohnter Pünktlichkeit ist auch heuer der von Otto Braun nunmehr neunmal herausgegebene Musenalmanach*) erschienen, jene stets froh begrüßte Sammlung von Dichtungen, welche so freundlich an die Zeit gemahnen, da von Cotta, dem Freunde Schillers und Goethes, vor hundert Jahren der eigentliche Vorgänger unsers Almanachs, das „Damentaschenbuch", herausgegeben wurde, der in der Folge eine reiche Zahl von Jahrgängen aufzuweisen hatte. Wir haben schon früher einmal darauf hinzuweisen Gelegenheit gehabt, wie sehr sich der Geschmack und die Ansichten in poetischen Dingen seitdem geändert, wir brauchen es nicht nochmals zu betonen, daß Cotta-Brauns Buch nicht den Charakter des Modernen an sich trägt, jenes Modernen, dem gerade in vorliegendem „Musenalmanach" Heinrich Bulthaupt ein kleines Gedicht widmet, das gleich von vornherein hier seine Stätte finden soll:

Naturalismus und Kunst.

Nun Gott sei Dank, der Kampf hat ein Ende,
Todfeinde schütteln sich lachend die Hände,
Dichter dichten wieder — wie Dichter,
Und nur das kleine Nullengelichter
Schwört noch zu dem papiernen Stern
Und nennt sich immer noch „modern".
Wollt ihr die Streitaxt nicht begraben?
„Es ist das Einzige was wir haben."

Bulthaupts Verse bezeichnen den Standpunkt, welchen der Herausgeber in seiner feingewählten Sammlung eingenommen, kein Stück ist darin und keine Strophe, bei deren Lektüre nicht Meister Goethe freundlich genickt, wenn er auch da und dort in gewohnter Weise manches auszustellen gehabt hätte. Vielen unserer „Modernsten" gegenüber, die im Almanach nicht vertreten sind, hätte er freilich nur ärgerlich das olympische Haupt geschüttelt. Damit sind nun natürlich nur solche gemeint, die wenig Begabung hinter seltsamer Form und unverständlichem Ausdruck und in ihren Dichtungen die besten Gedanken hinter ganzen Zeilen von Gedankenstrichen verstecken.

Nichts von alledem begegnet uns in Brauns Almanach, eine schön aufgebaute Erzählung, ein sinniges Märchen und eine hübsche Zahl erzählender Gedichte sowie zu Herzen sprechender Lieder füllen den eleganten Band, der schon seiner zierlichen Ausstattung nach vorwiegend für Damenhände bestimmt zu sein scheint, wie sein alter Vorgänger im verflossenen Jahrhundert, welcher diese Bestimmung sogar im Titel ausgesprochen enthielt. Und wir möchten das edler Dichtung geweihte Buch auch gern in recht vielen dieser zarten Hände wissen, es wird manche Strophe der Lieder daraus in dem weiblichen Herzen schön widerklingen, und der milde Hauch zarter Poesie wird ja doch zumeist am besten vom Frauengemüt empfunden. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Freund poetischer Gestaltung nicht auch den zierlichen Band zur Hand nehmen soll. Im Gegenteil. Gleich die erste Erzählung: „Das Weihnachts-

*) Cottascher Musenalmanach für das Jahr 1899. Herausgegeben von Otto Braun. Neunter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1899. 8.

oratorium", von Adolf Stern, zeigt uns zwei klar hervortretende eigenartige Gestalten. Die Zeit des Siebenjährigen Krieges, in welche die Fabel verlegt ist, war eine recht derbe männliche und die Komödianten jener Tage, von welchen wir in der Erzählung vernehmen, agierten wohl auch vor einem Publikum, unter dem sich nicht so viele Frauen befanden wie heutzutage im Schauspielhause. Gottfried Döhler, der Pfarrer von Lostau, hat die Absicht, sich einen eigenen Herd zu gründen, er verfügt über ein recht bescheidenes Einkommen, aber über ein Herz, das in reicher Liebe der Ziehtochter des Kantors im nahen Städtchen Colditz zugethan ist. Nun hat es freilich mit der hübschen Johanna ein eigenes Bewandtnis, sie ist die Tochter einer Komödiantin und bei deren Tode von dem mitleidigen Kantorspaar, das sich keines Kindersegens erfreute, angenommen worden. In diesem Hause wuchs und gedieh das Mädchen. Jetzt aber tritt die Frage der Verehelichung an sie heran, und es scheint unmöglich Papiere über die legitime Abkunft Johannas herbeizuschaffen, ohne den Nachweis einer solchen aber kann doch wohl nach den Anschauungen jener engherzigen Zeit der Mann von Anstand ein Mädchen nicht heiraten, am wenigsten ein Pastor. Der Kantor selbst macht bedauernd darauf aufmerksam, und trotz aller Bemühung ist keins der verlorenen Dokumente über die Verehelichung der Mutter Johannas beizuschaffen. Gegen Weihnachten ist's und Pastor Döhler recht bekümmert, daß er darauf verzichten soll, was ihm das Liebste war und bleibt. Da erhält er einen ebenso seltsamen als unerwarteten Besuch in seinem herabgekommenen einstigen Studiengenossen Bernhard Folz, der halb verhungert und im erbärmlichsten Zustande nach langen Jahren dem Freunde freilich als eine Art Vagabund ins Haus fällt und nicht gerade bescheiden gleich seine Ansprüche nach Nahrung und Kleidung, nach Wärme und Unterkunft zu erkennen giebt. Der ärmliche Pastor nimmt den derben Vagabunden gastlich auf. Dieser hat übrigens doch noch immer Sinn für die edle Musika, welcher beide einst in der Thomasschule zu Leipzig unter Meister Bachs Leitung gar sehr ergeben waren. Und nachdem Bernhard von seinem Wanderleben als Komödiant berichtet und des Freundes Begierde nach seinem Lebenslauf befriedigt, kommt ihm bald die Lust zu musizieren, und das Clavicembalo des Pastors wird wieder aufgeschlagen, und von beiden Freunden ertönt gesungen und gespielt manch schöne Melodie des Meisters Sebastian, von dem Döhler noch reichlich Notenblätter besitzt. Als Sänger zeigt Bernhard, daß er doch nicht so verkommen ist, wie es sein reichlich Verlangen nach Punsch und Krambambuli und sein wüstes Benehmen anzudeuten scheint. Sie singen auch das Weihnachtsoratorium des Meisters, das stets des Pastors Lieblingsstück gewesen, und obgleich Pastor Döhler dem alten Studienfreunde seinen Heiratskummer verborgen, weiß dieser ihm doch einmal nach dem Spiel das Geheimnis zu entlocken. Der Schauspieler vernimmt erstaunt den Namen des Mädchens und der Mutter desselben, und den Kummer der Liebenden und kann ihn stillen. Er ist selbst der Vater Johannas. Freilich scheint dem Pastor deshalb die Sachlage nicht viel besser, wenn er daran denkt, nunmehr den verkommenen Komödianten als Schwiegervater begrüßen zu müssen. Dieser aber weiß das Gefühl des einstigen Studienfreundes zu würdigen, entweicht unbemerkt, hinterläßt den Trauschein und die nötigen Papiere, und begiebt sich zu den Werbern von Prinz Heinrichs Armee, die schon früher ein Auge auf den kräftigen Mann geworfen. In dem herzlichen Begleitschreiben weist er noch auf das schöne Weihnachtsoratorium Bachs: „Ich weiß gewiß, er liebt mich", hin und legt es dem Freunde für die Braut und Frau ans Herz. Die Darstellung in der Erzählung ist vortrefflich und namentlich im Ton dem Charakter der Zeit angepaßt, die zwei Gestalten des Pastors und des Komödianten sind wohl gezeichnet und die derbe Figur Bernhards ganz besonders gelungen. — Ein Märchen „Die Zwillige von Teheran", von Julius R. Haarhaus, spricht durch den hübsch ausgeführten Grundgedanken an, daß der Mensch in der höchsten Stellung meist ebenso wenig glücklich ist als in der niedrigsten, und es erscheint schließlich von den beiden Zwillingen derjenige, welcher Holzhacker geworden ist, noch glücklicher als der bis zum Großvezier Emporgestiegene.

Wir kommen zu den poetischen Erzählungen und Gedichten, welche den übrigen Teil des Bandes füllen. Max Haushofer hat eine tiefsinnige Legende: „Chan Melchior", beigesteuert, die reich ist an üppiger Phantasie und Gedankentiefe. Dafür hat Karl Woermanns „Ein Paris-Urteil" einen humoristischen Anstrich, nicht minder R. Waldmüllers Erzählung „Der klassische Zeuge". Von Hermann Lingg finden wir ein prächtiges Stück aus dem griechischen Altertum: „Pausanias." „Bei Flöten und Theorben" ist der kräftige Sang Felix Dahns von der Einnahme Triers durch die Germanen überschrieben, dem sich erzählende Gedichte A. Mösers, E. Ziels, Muellenbachs, M. Hartungs, H. Vierordts und des Herausgebers selbst anschließen. In der Abteilung der lyrischen Gedichte ist außer den schon Genannten auch der greise W. Jordan, Wilh. Rodenberg und F. Spielhagen, Adolf Wilbrandt mit einem dramatischen Dialoge, R. von Gottschall mit gereimten antiken Strophen vertreten. Aber noch eine ganze Reihe wohlbekannter Namen folgt: Hans Hoffmann, C. Busse, Albrecht Graf Wickenburg mit der edlen Sonettenzahl „Pästum", E. Paulus mit wohlgeformten Elegien, Max Kalbeck mit stimmungsvollen Naturbildern. Auch fehlen nicht W. Jensen, L. Fulda, M. Greif, Angelika von Hörmann und R. Krauß u. a. in der Reihe der Poeten, welchen wir schon so viele treffliche dichterische Gaben verdanken. Eine Reihe kerniger Sprüche von Spielhagen, Georg Scherer und Martin Barrel schließen die reiche und gewählte Sammlung ab. Von den trinkfrohen „Gläsersprüchen" des Letztern einige Proben:

Freundes Mund
Und Glases Grund
Thun zu guter Stund
Die Wahrheit kund.

Nach Tages Last
Zu froher Rast
Ein lieber Gast —
Hei, wie das paßt.

Dich trägt auf luftigem Flügel
Empor zum Äther der Wein.
Nur halte dich fest im Bügel!
Sonst — stellt er dir ein Bein.

Scheint die Welt dir kraus und bunt,
Spiegle sie in Glases Grund!
In des Weines goldner Welle
Wird das Trübe klar und helle. —

Man sieht, am Schluß des Almanachs dringt die heitere Stimmung doch durch, und mit dem Wunsch, daß auch diese dem poesiefreudigen Herausgeber noch lange nicht abhanden komme, schließen wir unsere Anzeige und Empfehlung des schönen Buches.

Anton Schlossar.

Neue Dramen.

1. Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in drei Handlungen von Eduard Hlatky. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1897. 8. 4 M. 20 Pf. Geb. 5 M. 40 Pf.

Eduard Hlatky hat mit dieser Arbeit eine große dichterische Schöpfung vollendet; sie ist bedeutend durch die Idee, den Entwurf und die Durchführung. Nur eine starke Dichterkraft konnte sich an diesen Vorwurf wagen, an eine Darstellung der Schöpfungsgeschichte. Es ist bewunderswert, wie der Dichter seine Aufgabe gelöst hat. Er zergliedert den Stoff in drei Abteilungen. Erster Teil: „Im Himmel: der Sturz der Engel"; Zweiter Teil: „Im Paradiese: der Sündenfall"; Dritter Teil: „Auf der Erde: das erste Opfer". Der erste Teil „Im Himmel" beginnt mit einem umfangreichen Monolog des Herrn, der eben das Werk der Schöpfung vollbracht, und der mit den Chören der Geister und deren Fürsten des Weltschöpfungsgedankens im allgemeinen und der Menschenschöpfung im besondern gedenkt. Hier ist eine Fülle von Gedanken und Bildern gegeben, die in ihrer Mannigfaltigkeit bedeutend wirken und bei aller Vielseitigkeit doch einer Idee unterthan sind und sich zu einem harmonischen Ganzen fügen. Lucifer tritt schon mehr als alle andern Geister- und Engelgestalten als Individuum hervor, er hat nicht so viel Allgemeines wie die andern an sich, er ist zur Persönlichkeit verdichtet und scharf gezeichnet. Interessant ist der Kontrast zwischen Himmel und Hölle angedeutet, und feinfühlig sind die Rangstufen am Himmelsthron durchgeführt. Daß der Dichter ganz und gar auf dem Boden des Katholicismus steht, wird hier scharf gekennzeichnet, er räumt die drei Stufen nächst Gott der Jungfrau Maria, auf höchster Stufe thronend, ein, und die andern dem Sohne Jesus Christus und dem Papste, seinem Stellvertreter auf Erden. Die Jungfrau Maria, als die Himmelskönigin, wird in glänzender Weise gefeiert. Durch das Gebot des Herrn, daß in Christo das Irdische gleich anbetungswert wie das Ewiggöttliche sein soll, vollzieht sich der Abfall Lucifers und seiner Gefolgschaft. Doch schon kündet der Herr nach diesem Konflikt im Himmelsraum die kommende Erlösung durch Gott selbst im leidenden Heiland an. — Der zweite Teil „Im Paradiese" führt nach einem Präludium der Engel, aus deren Gruppen sich Lucifer mehr und mehr als Individualität und Held herausbildet, Adam und Eva ein, die von Gott ihrer Bestimmung zugeführt werden. Dann wird Lucifers Versuch, das Paar von Gott abzuwenden, dargestellt. Der Morgen — gleichsam ein Gemälde der erwachenden Erde — wird in poetisch-sinniger Weise geschildert. Der zunehmende Einfluß des Bösen ist immer deutlicher fühlbar, und man begreift das Nahen der Katastrophe. Der Eintritt des Sündenfalls ist psychologisch so vorbereitet, daß man ihn wie eine Notwendigkeit empfindet. „Das erste Opfer" ist der dritte Teil benannt. Sehr schön gedacht ist es gleich zu Anfang, daß der Hinweis auf das Heilswerk Jesu als Trost für Adam und Eva erscheint. Die Verheißung aus Engelsmund wirkt belebend auf die Leidenden. Hierbei ist auch das Verhältnis zwischen Mann und Weib gut beleuchtet und mit glühenden Farben das Erden- und Familienglück geschildert. Der Gegensatz zwischen Kain und Abel tritt überall scharf hervor, und ebenso ist das langsame, aber sichere Besitzergreifen Lucifers von Kains Gedanken- und Gefühlswelt mit überzeugender Kraft gezeichnet. Der Mord Abels und die Flucht Kains, dem sich auch die zum Weib erkorene Schwester Kains und Abels, Lillith, anschließt, beenden die Dichtung. Ein kurzes Zwiegespräch zwischen Adam und Eva, aus dem das Gottvertrauen beider hervorgeht, giebt dem Abschluß ein versöhnendes Ende. Überblickt man das ganze Werk, so muß man unstreitig den großen Fleiß anerkennen, der auf die Durchführung der Idee, das Werden der Erde und der Menschheit nach der Heiligen Schrift, verwendet worden ist. Eine Reihe glänzender poetischer Bilder illustrieren sie aufs schönste, und kein Leser wird sich dem phantasiereichen Gebilde, das Hlatky in diesem dreigliedrigen Gemälde aufrollt, entziehen können. Der Stoff bringt es mit sich, daß das phantastische Element das rein reale zurückdrängt, namentlich im ersten Teil; aber wo wir uns auf der Erde befinden, wie im zweiten

und noch mehr im dritten Teile, tritt auch das Rein-Menschliche, Lebensvolle, Individuelle schärfer hervor. Ein Bühnenwerk ist die Dichtung nicht, sie wird ein Buchdrama bleiben, aber wer es auch immer in die Hand nimmt und liest, er wird von seiner dichterischen Natur überzeugt sein.

2. Die Malteser. Tragödie in vier Akten mit freier Benutzung des Schillerschen Entwurfs. Von Heinrich Bulthaupt. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1898. 8. 2 M.

Heinrich Bulthaupts Drama liegt nunmehr in der Fassung vor, wie es der Dichter den Bühnen zuletzt übergeben und wie das Stück auch weit und breit aufgeführt worden ist. Man hat für und gegen diese Bearbeitung und Ausführung des Schillerschen Entwurfs durch Bulthaupt viel geschrieben; von einer Seite hat man betont, daß Bulthaupt pietätlos gehandelt habe, dem Entwurf Schillers nicht getreuer gefolgt zu sein, von anderer Seite hat man dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß Bulthaupt den Stoff ganz unabhängig von Schillers Plan hätte bearbeiten müssen. Der letztgenannte Einwurf ist insofern verfehlt, als es Bulthaupt eben darauf ankam, das weiter zu führen, was Schiller begonnen hatte und nicht weiter ausarbeiten konnte. Daß sich Bulthaupt des Heiklen, ein Schillersches Fragment zu vollenden oder einen Plan des großen Dichters auszuführen, recht wohl bewußt gewesen ist, versteht sich von selbst, und unserer Meinung nach ist es ebenso selbstverständlich, daß man es Bulthaupt ganz überlassen mußte, wie er den Schillerschen Nachlaß verwerten konnte und wollte. Vergleicht man das vorliegende Werk und Schillers Niederschriften, so erkennt man ja ohne weiteres starke Abweichungen, namentlich was das Motiv der Liebe zum Weibe anbelangt. Bulthaupt hat unserer Meinung nach in den Beziehungen zwischen La Valette, Saint-Priest und Renée ein dichterisches Motiv von größter Tragweite und außerordentlicher Stärke und Wirkung geschaffen, ohne damit der Grundidee, wie sie Schiller in seinen Schriften giebt, zu schaden. Dabei möge man bedenken, daß Schillers Plan noch gar nicht fertig und abgeschlossen war; auch ist es keineswegs unmöglich, daß Schiller das Motiv der Liebe (zwischen Mann und Weib, nicht — wie Schiller zu behandeln trachtete — zwischen zwei jungen Rittern) noch in irgend einer Weise herangezogen haben würde, wenn er sich eingehender mit seinem Plan beschäftigt, oder mehr an die Ausführung hätte denken können. Richtig ist es ja, daß die Auflösung und Zuchtlosigkeit des Ordens durch Schillers Idee bei weitem stärker hervortritt. Sei dem wie ihm wolle, Bulthaupt hat in einer abgerundeten, dichterischen Sprache ein Drama geschaffen, das seine Feuerprobe auf allen großen Bühnen bestanden hat, und über dessen Berechtigung in Hinsicht auf Schillers Ideen eingehend zu schreiben völlig hinfällig erscheint. Bulthaupt selbst hat in einem Begleitwort zu der zweiten Auflage seiner „Malteser" seinen Standpunkt dargethan, kann man dem Dichter nicht in allen Ansichten recht geben, so ist dies Sache des einzelnen; an sich betrachtet ist die Bulthauptsche Arbeit eine anerkennungswerte Schöpfung.

3. Habsburg. Märchenspiel in drei Akten. Von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Carl Konegen. 1898. 8. 1 M. 50 Pf.

Festspiele, die zu bestimmten Zwecken geschaffen wurden und mehr oder weniger nur den Wert einer Gelegenheitsdichtung haben, müssen auch von diesem Standpunkt beurteilt werden, will man sie richtig schätzen. Ganz vereinzelt nur werden diese Dichtungen wirklich litterarische Bedeutung haben und höheres Kunstinteresse erwecken. Das Regierungsjubiläum des Kaisers von Österreich hat das vorliegende Märchenspiel veranlaßt. Es ist in der Form ganz eigenartig: auf der einen Seite ganz Märchen, auf der andern ganz Schauspiel, auf der dritten eine handlungslose Darstellung von Gemälden in der Art von lebenden Bildern. Wir befinden uns zunächst am Nixenbrunnen an der Donau ganz und gar in einer Märchenwelt, in die plötzlich Personen treten und das märchenhafte Element mit der Wirklichkeit verbinden. Die Verschmelzung war leicht herbeizuführen und berührt wie eine natürliche Thatsache, weil das Stück zu einer Zeit spielt (Rudolf von Habsburg, im August 1278), in der der Glaube an Elfen, Zwerge, Nixen, Hausgeister und dergleichen und an die Beziehungen, wie an den Verkehr zwischen ihnen und den Menschen sehr lebendig war. Das Hauptmotiv des Festspiels, Rudolf von Habsburgs Besitzergreifung von Österreich, wird geschickt eingeleitet und im zweiten Aufzug in der Form einer dramatischen Dichtung, die Anlaß zu festlichen Darbietungen und intimen Bemerkungen über Österreich, Wien und sein Herrscherhaus bietet, breit ausgeführt. Der dritte Aufzug ist vorzugsweise der Gegenwart gewidmet. Das war wohl für die Anlage und Ausführung der heikelste Punkt. Der Sprung von 1278 bis 1898 ist groß, und Kaiser Franz Josephs Bedeutung mitten aus der Staatsaktion Rudolfs von Habsburg heraus zu geben, ja selbst ein Gemälde der Hauptzüge der Zwischenzeit zu entrollen, mag dem Verfasser manches Kopfzerbrechen gemacht haben. Da er aber die Märchenform gewählt, waren die Mittel leicht zu finden. A. von Berger läßt Rudolf durch den Hausgeist der Habsburger auf die Höhe des Großglockners entführen, von der er kraft einer ihm gegebenen ungewöhnlichen Sehkraft von Böhmen bis nach Triest sieht, auch das Werdende im Geiste schauend; er läßt Rudolf ferner durch St. Hubertus, von einer Wolke getragen, nach Mürzsteg kommen und gleichfalls das Kommende miterleben, in diesem Augenblicke eine Jagd Kaiser Franz Josephs. Etwas Gemachtes, Erzwungenes, Erkünsteltes liegt trotz der äußerst geschickten Kombination in der Anlage und in der Durchführung dieses Gedankens. Bleibt man sich auch des märchenhaften Elements bewußt und nimmt alles Gegebene nur als eine Art Vision, namentlich die Bilder aus Kaiser Franz Josephs Lebenszeit,

die vor Rudolf von Habsburg erscheinen, immerhin ist dieses Schauen in zukünftige Jahrhunderte und das Erkennen des Gegenwärtigen rein formal und aller Wirklichkeitskunst bar. Abgesehen davon ist jedoch die Dichtung als Festspiel ausgezeichnet durchgeführt und also zweckentsprechend im besten Sinne des Worts. Die Verse sind fast durchweg gut und gedankenvoll, und wie die Dichtung von vaterländischem Empfinden beseelt wird, so enthält sie viel treffliche Bemerkungen über die innere Lage Österreichs und die Persönlichkeit des Kaisers, ohne daß diese Dinge in aufdringlicher Weise gepredigt werden.

Georg Irrgang.

Feuilleton.

Von den neuesten und wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Litteratur erwähnen wir zuerst:

„Unforeseen Tendencies of Democracy by Edwin L. Godkin M. A. D. C. L." (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp., 1898). Der Verfasser ist ein rühmlich bekannter amerikanischer Publizist, der die beste Gelegenheit hat, die geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Beschaffenheit einer demokratischen Regierungsform jenseit des Atlantischen Meeres zu beobachten. Auf eine kurze „Former Democracies" betitelte Einleitung, welche die ehemaligen Versuche, Volksherrschaften im Altertum und in der modernen Welt zu begründen, klar und übersichtlich schildert, folgt eine Reihe von Abschnitten über die Entstehung und Entwicklung des Gleichheitsbegriffs, das in Amerika herrschende System der Amtsbewerbung, den Verfall der gesetzgebenden Körper, Eigentümlichkeiten der amerikanischen städtischen Verwaltung, die Art und Weise, wie die öffentliche Meinung gebildet wird und zur Geltung kommt, und schließlich, das Wesen der australischen Demokratie. Godkin beteiligt sich mit Ernst und Eifer an der civildienstlichen Reformbewegung in den Vereinigten Staaten, und um dieses hohe Ziel zu erreichen, deckt er die dort herrschende politische Korruption ohne Schonung auf. Besonders belehrend ist seine Schilderung des berüchtigten „Boßtums" und der verhängnisvollen Rolle, welche Parteigänger und Volksverführer wie Platt und Croker in Neuyork, Quay in Pennsylvanien und Hanna in Ohio spielen. Die Macht, die diese Leute ausüben, ist eine Schande für die Amerikaner, und bringt die Republik überall und mit Recht in übeln Ruf. Das vorliegende Buch sollte jedermann lesen, der die gegenwärtigen Strömungen im Bereich der amerikanischen Politik und die damit verbundenen Gefahren verstehen will.

„French Literature of To-Day. A Study of the Principal Romancers and Essayists by Yetta Blaze de Bury" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp., 1898) ist eine Sammlung von bereits erschienenen Aufsätzen über ein Dutzend der hervorragendsten französischen Schriftsteller der Gegenwart, nämlich: Pierre Loti, Guy de Maupassant, Zola, Edmond de Goncourt, Jean Martin Charcot, Paul Bourget, Eugène Melchior de Vogüé, Ferdinand Brunetière, Jules Lemaitre, Anatole France, Madame Blanc Bentzon und Paul Verlaine. Die Verfasserin ist mit einem feinen kritischen Vermögen begabt, und alles was sie schreibt ist geistreich gedacht und geschmackvoll dargestellt. Die bei aller Kürze durch große Klarheit und Anschaulichkeit ausgezeichnete Charakterisierung der Hauptvertreter der neuern französischen Litteratur giebt dem Leser einen guten Begriff von den in ihr herrschenden Richtungen. Selbst starke Gegensätze, wie Zola und Bourget, beurteilt sie mit unparteiischer Gerechtigkeit und Wertschätzung. Höchst interessant als Beitrag zur Psychopathologie ist der Abschnitt über den berühmten Nervenarzt Charcot, dessen langjährige Beobachtungen und unermüdliche Forschungen nicht nur zu wichtigen Entdeckungen in der Arzneikunde geführt, sondern auch ein unerwartetes und erwünschtes Licht auf das eigentliche Wesen der modernen Wunderkuren geworfen haben. Die Laufbahn dieses Mannes ist ungemein anziehend und belehrend, und seine Bestrebungen und Errungenschaften gereichen ihm zur Ehre und dem Menschengeschlecht zum Vorteil. Brunetière wird unsers Erachtens wegen seines Scharfsinns über die Maßen gelobt. Die Behauptung, daß „kein Fehltritt in seiner raschen und glänzenden Laufbahn" zu verzeichnen sei, ist unstichhaltig und lächerlich. Seine Stellung in der Dreyfus-Sache beweist zur Genüge, daß es ihm an Einsicht empfindlich mangelt. Es wäre besser für seinen Ruf gewesen, wenn er in dieser die Charakterbeschaffenheit der Franzosen auf die Probe stellenden Angelegenheit Zola, den er geflissentlich angreift und heruntermacht, zum Muster genommen hätte. Madame Blaze de Bury schreibt ein geläufiges und gut stilisiertes Englisch; nur im letzten Satz, auf S. 162, hat sie durch eine Verdoppelung der Negation gerade das Gegenteil gesagt von dem, was sie sagen wollte. Auch die Hindeutung auf Goslar als „ein malerisches Städtchen in Bayern" (S. 246) wird die Hannoveraner und Hildesheimer etwas befremden.

Eine Schrift, welche die Aufmerksamkeit der Theologen und der Männer der Wissenschaft auf sich ziehen wird, ist Dr. Wood Hutchinsons „The Gospel according to Darwin" (Chicago, The Open Court Publishing Company; London, Kegan Paul, Trench, Trübner u. Comp., 1898). Dieses vom Verfasser verkündete „Jüngste Evangelium" beruht auf der Entwicklungslehre und bildet den stärksten Gegensatz zu den in den vier Evangelien des Christentums niedergelegten Lebensanschauungen, hat aber manche Berührungspunkte mit dem Buddhismus als der Religion der Erlösung durch Erleuchtung. Die Lehre vom Karma über Ursache und Wirkung, Verdienst und Schuld, und die notwendigen Folgen von guten und bösen Thaten in frühern Existenzen dürfte dem Gesetz der Vererbung im wesentlichen entsprechen. Die Lehre Darwins räumt mit Göttern und Teufeln gründlich auf und erkennt die Allmacht des Guten statt des Bösen im Erdenleben an. Auch die Naturtriebe der Menschen werden nicht als sündhaft und verderblich angesehen, sondern für nützlich und sogar „heilig" erklärt. Selbst der Tod wird in ein günstiges Licht gestellt, seiner Schreckensherrschaft beraubt und als ein wichtiger Factor der Fortentwicklung und Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts bezeichnet. Der Verfasser zieht das rechtgläubige Dogma vom ewigen Leben in Betracht, um den schädlichen Einfluß desselben nachzuweisen und stellt in diesem Zusammenhang die ziemlich gewagte Behauptung auf, daß Christus die Fortsetzung des individuellen Daseins nach dem Tode nie gelehrt habe. Die einzige Form, in der diese Lehre die Forderungen der Gerechtigkeit und der Vernunft einigermaßen befriedige, sei die der Seelenwanderung welche „eine mystische Vordeutung des Darwinismus" genannt wird. Den stärksten Widerspruch wird ohne Zweifel das neunte „Die Vorteile des Übervölkerung" betitelte Kapitel hervorrufen, indem er die von Malthus vor hundert Jahren veröffentlichte Abhandlung über diesen Gegenstand zu widerlegen versucht. Darüber hat Dr. Hutchinson jedoch nicht das letzte Wort gesprochen. Auf eine weitere Kritik seines durch frische Begeisterung und

lebendige Ausführung ausgezeichneten Buches, mit dessen Ergebnissen wir nur zum Teil einverstanden sind, wollen wir hier nicht näher eingehen, können es aber als eine gediegene und verdienstliche Studie bestens empfehlen.

Derselben Verlagshandlung verdanken wir eine neue Ausgabe von M. Hues „Travels in Tartary, Thibet and China during the Years 1844—46" in zwei schön gedruckten und mit zahlreichen Abbildungen versehenen Bänden. Kurz nach dem Erscheinen der „Souvenirs" des französischen Abbé wurden sie von W. Hazlitt ins Englische übersetzt und 1851 zu London herausgegeben, und es ist diese Übersetzung, die hier wieder nach siebenundvierzig Jahren abgedruckt wird. Bekanntlich erregte das Werk damals großes Aufsehen, fiel wegen der treuen Berichterstattung über die religiösen Gebräuche der buddhistischen Priester in Tibet und ihre Ähnlichkeit mit den Riten der katholischen Kirche in Ungnade bei dem Papst, und hatte die Ehre auf den Index gesetzt zu werden. Die in schlichter und anschaulicher Darstellung verfaßten Reiseberichte enthalten eine Fülle von Aufschlüssen über vorher unbekannte Länder und Völker, und sind noch immer als reiche Kenntnisquellen für Ethnologen und Geographen und namentlich für Forscher auf dem Gebiet der vergleichenden Religionskunde kaum zu überschätzen. Es war also ein glücklicher Gedanke, sie der heutigen Lesewelt in einer so schönen Ausstattung wieder vorzulegen.

„History of the People of Israel", von dem Königsberger Professor Karl Heinrich Cornill geschrieben und bei dem nämlichen Verleger in Chicago erschienen, besteht aus zehn Kapiteln und behandelt die Geschichte des Volks Israel vom Anfang desselben bis zur Eroberung und Vernichtung der Stadt Jerusalem, 70 n. Chr. Das Buch ist für die Laien- eher als für die Gelehrtenwelt bestimmt, und wurde im Deutschen abgefaßt; da aber das deutsche Original noch nicht in den Druck gegeben worden ist, so ist das Werk für das Lesepublikum nur in dieser von Professor Carruth besorgten, ganz vorzüglichen englischen Übersetzung eigentlich vorhanden.

Seit längerer Zeit haben wir keine so unterhaltende und das Zwerchfell so fortwährend erschütternde Lektüre in Händen gehabt wie „Collections and Recollections by one who has kept a Diary" („Collection of British Authors", vol. 3301, 3302, Leipzig, Tauchnitz, 1898). Der Verfasser, George W. E. Russell, ist ein scharfer Beobachter und launiger Erzähler, und hat während eines langen Lebens allerlei kostbare Geschichtchen in sein Notizbuch fleißig eingetragen. Durch Auszüge wäre es rein unmöglich, dem Leser einen Begriff von dem bunten Inhalt dieser zwei Bände zu geben; wir wollen uns also damit begnügen, ihn auf das Werk selbst hinzuweisen, mit der Versicherung, daß er sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht finden wird. Über die „Geistesgegenwart" des Geistlichen (II, 189) wird er sich empören, und über die Naivetät der Kinder (II, 205) ohne Zweifel sich köstlich amüsieren.

„Bam Wildfire by Helen Mathers" („Collection of British Authors", vol. 3316, 3317, Leipzig, Tauchnitz, 1898) dürfte wohl als eine recht ungesunde und unersprießliche Lektüre bezeichnet werden. Die Heldin ist die Frau eines berühmten Chemikers und edeln Mannes, der sich seinen wissenschaftlichen Untersuchungen so eifrig und ausschließlich widmet, daß ihm keine Zeit übrigbleibt um seiner eiteln und gefallsüchtigen Gattin täglich aufzuwarten und stets den Hof zu machen. Außerdem hat ihre unsinnige Verschwendungssucht ihn um sein beträchtliches Vermögen gebracht, was zur Innigkeit und Herzlichkeit des Ehelebens nicht beiträgt. Diese so sehr vermißte Aufmerksamkeit hat zur Folge, daß sie mit einem auch in das Joch der Ehe gespannten lebenslustigen Weltling ein Liebesverhältnis anknüpft, das zu gegenseitigen Herzensergüssen oftmals Veranlassung giebt; aber trotz der häufigen und heftigen Zudringlichkeit des Geliebten bleibt die Frau doch immer „tugendhaft". Daß sie unter solchen Umständen den Ehebruch nicht thatsächlich begeht, wird als eine fast unglaubliche Sonderbarkeit dargestellt, und diese unverhohlen ausgedrückte Verwunderung wirft ein grelles Licht auf die sittlichen Anschauungen der vornehmsten Londoner Welt, in deren auserwählten Gesellschaftskreisen die beiden sich bewegen. Da der ziemlich weitschichtige und an Wiederholungen leidende Roman von allerlei Unnatürlichkeiten und Ungereimtheiten wimmelt, so dürfen wir vielleicht annehmen, daß die Frauen und Töchter des britischen Adels nicht so ganz verdorben sind, wie sie hier geschildert werden.

„The World and a Mann by Z. Z." („Collection of British Authors", vol. 3307, 3308, Leipzig, Tauchnitz, 1898) gehört der heutzutage recht beliebten Gattung des realistisch-pessimistischen Romans an und schildert die Laufbahn eines jungen Mannes von edler Gesinnung und freisinnigem, aber nicht sehr festem Charakter, der die Welt verbessern will, indem er den bestehenden socialen Zuständen geradezu trotzt und keine Rücksicht auf conventionelle Einrichtungen nimmt. Durch dieses Verfahren richtet er gar nichts aus, sondern nur sich selber zu Grunde, und schließt sein verfehltes Leben als ein gänzlich verkommener und verlotterter Mensch, der sich mit der Gesellschaft einer Straßendirne begnügt. Wie das Ineinandergreifen von Ursache und Wirkung im menschlichen Thun und Treiben nach dem Gesetz der Kausalität das Leben des Einzelnen bestimmt, wird mit großer Wahrheit und psychologischer Schärfe aufgefaßt und ausgeführt.

— Wenn sich Max Jungmann in einer kritischen Synthese „Heinrich Heine ein Nationaljude" (Berlin, Siegfried Cronbach) mit allen Kräften bemüht zu beweisen, daß Heine doch im Grunde stets ein echter Jude geblieben ist, so haben wir für unsern Teil keine Veranlassung, mit ihm darüber zu streiten.

Als Denkmal deutscher Liebe und Treue wiederum faßt die Lieder, die Heines Liebesschmerzen ihre Entstehung verdanken, Max Kaufmann in der „litterarhistorischen Studie" „Heinrich Heines Liebestragödien" (Zürich und Leipzig, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz", 1897) auf. Man kann ihn beneiden um die Zuversichtlichkeit, mit der er alle Äußerungen des Dichters als bare Münze hinnimmt und aus den verschiedenen Gedichten ein Bild dieser Liebestragödien aufbaut.

Bibliographie.

Abeken, H., Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. Geh. 10 M.

Albing, A., Moribus Paternis. 2 Bände. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 8.

Barr, A., Eine Tochter der Ostküste Schottlands. Frei nacherzählt von Marie Morgenstern. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 2 M.

Clausen, E., Henny Hurrah! Roman. Berlin, F. Fontane u. Co. 8. 3 M. 50 Pf.

Fontane, Th., Der Stechlin. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Die Hungersteine. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Gobineau. Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Übersetzt von L. Schemann. Zweiter Band. Stuttgart, F. Frommanns Verlag (E. Hauff) 8. Geb. 5 M. 20 Pf.

Hegeler, W., Nellys Millionen. Ein fröhlicher Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Jensen, W., Das Bild im Wasser. Roman. Leipzig, Carl Reißner. 8.

Junghans, Sophie, Der Bergrat. Roman. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Keller, Th., Meine Wege sind nicht eure Wege. Straßburg i. E., Josef Singer. 8.

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke u. Nova.

Preise für Exemplare in feinen Original-Einbänden:

Album Oldenburgischer Dichter. Herausgegeben von Fr. Poppe. M. 3.
Allmers, H., Werke. 6 Bände. M. 19.
— Dichtungen. 3. Auflage. M. 4.
— Römische Schlendertage. 9. Auflage. Mit 20 Vollbildern. M. 7.
— Marschenbuch. 3. Auflage. M. 7.
— Aus vergangener Zeit. M. 4.
Bulthaupt, Dramaturgie. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 7. Aufl. M. 6. (Shakespeare. 6. Afl. M. 6. **Neu.**) Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 4. Afl. M. 6.
— Die Maltheser. Tragödie. 2. Auflage. M. 3.
— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Auflage. M. 5.
Byron's Manfred. Dram. Dichtg. Aus ihr. Grundgedanken erkl. M. 1,50. **Neu.**
Charpentier, Russische Wanderbilder. 2. Auflage. M. 4.
Eckart, R., Brauch und Sitte. M. 2. **Neu.**
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 4. Auflage. M. 5.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 3. Auflage. M. 5.
Kellner, Hie Rothenburg! Dichtung. 2. Auflage. M. 5.
Kronecker, Javas Feuerberge. Reich illustriert. M. 3.
Leben der Prinzessin de la Trémoïlle. Herausgegeben von Dr. R. Mosen. M. 7,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassred. Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. M. 7.
— Deutschlands Heldenkampf. 2. Auflage. M. 3,50.
— Am Lebensborn. Gedichte. M. 4.
Riemann, Die Getreuen in Jever. Illustriert. M. 1,50.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Sommertage. 4. Auflage. Mit Porträt des Dichters. M. 5.
Roland, Emil, (Emmi Lewald), Gedichte. M. 3.
— Der Cantor von Orlamünde. Dichtung. 2. Auflage. M. 2,50.
— Italienische Landschaftsbilder. M. 4.
Ruseler, Gudrun. Schauspiel. M. 3.
Salomon, Spaziergänge in Süd-Italien. Illustriert. M. 4.
Shakespeare's d. Widerspenstigen Zähmung. Bearbeit. v. Kilian. M. 2. **Neu.**
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
— Goethes Frauengestalten. 2 Bände. 8. Auflage. M. 8.
— G. E. Lessing. Leben und Werke. 9. Auflage. M. 7,50.
— Weimar und Jena. 3. Auflage. M. 7.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Illustriert. M. 20.
Staudinger, Die Haussaländer. 2. Auflage. M. 12.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. vermehrte Auflage. M. 5.
Volksbote. Volkskalender. 62. Jahrgang reich illustriert. 50 Pf.
Wolff, Eug., Poetik. M. 5. **Neu.**
— Zwei Jugendlustspiele von H. v. Kleist. M. 3. **Neu.**
Zabel, Eug., Zur mod. Dramaturgie * Frankreich. Spanien. Rußland. Ungarn. Skandinavien. England. Italien. M. 6. **Neu.** (* Deutschl. unter der Presse).
Zeiß, Geschichte des II. Han. Feld-Art.-Reg. № 26. M. 3.
Zimmermann, Kolonialgeschichtliche Studien. M. 7.
— Preußisch-deutsche Handelspolitik, **aktenmäßig** dargestellt. M. 18.
— Das Schlesische Leinengewerbe dreier Jahrhunderte. M. 7.

Verlag: **Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythus und Wissenschaft.

Eine Studie von **Tito Vignoli.**

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Tiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellekts zur Wissenschaft und Freiheit.

BROCKHAUS' LEXIKON

REVIDIERTE JUBILÄUMS-AUSGABE ERSCHEINT SOEBEN NEU

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Feuer und Schwert im Sudan.

Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht.

1879—1895.

Von

Rudolph Slatin Pascha,

Oberst im ägyptischen Generalstab, früher Gouverneur und Kommandant von Darfur.

Deutsche Originalausgabe.

Achte Auflage.

Ein starker Band mit Porträt in Heliogravüre, 19 Abbildungen von **Talbot Kelly,** 1 Karte und 1 Plan.

Geh. 9 M. Geb. 10 M. In 18 Lief. à 50 Pf.

Der Fall Omdermans, die Vertreibung des Khalifa aus diesem Horst des Mahdismus und die Befreiung Neufelds, des einzigen nach Slatins Flucht noch in den Fesseln des Mahdi schmachtenden Europäers, lenkt von neuem das Interesse auf Slatin Paschas Buch.

Der Verfasser regierte als Gouverneur über ein Land so groß wie Deutschland, kämpfte in 27 Gefechten mit dem Mahdi und war 11 Jahre lang in dessen Gefangenschaft, bis er Anfang 1895 unter den größten Gefahren und Entbehrungen fliehen konnte.

Mit Beilagen von **Eduard Heinrich Mayer** (Einhorn u. Jäger), **Leipzig,** und **Hermann Walther** (Friedrich Bechly), **Berlin.**

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).

Blätter
für
litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 51.

Leipzig,
22. Dezember 1898.

Leopardis Rettung.

Wohl folget dem Verletzten, wie er pflegt,
Der Ruf der Schuld; doch für die Wahrheit zeugen
Wird einst die Rache, die den Argen schlägt.
Dante.

Solange die wahre Philosophie noch in den Kinderschuhen steckt, solange wird es auch dabei bleiben, daß jeder, in dem sich hin und wieder die Faustnatur regt, sich auch sein besonderes philosophisches System zurechtzimmert, in optimistischem Stil oder in pessimistischem, ganz nach eigener Façon. Das hindert indes nicht, daß ihm bevorzugte Geister die Stützen darreichen, sei es Leibniz oder Nietzsche, Schopenhauer oder Leopardi. Solange sich der menschliche Verstand im besondern noch nicht besser mit dem Übel in der Welt abzufinden weiß, als es unsere heutige Philosophie vermag, solange wird vor allen die Stimme Leopardis in feinern Naturen mächtigen Widerhall finden. In Leopardi überwiegt der Dichter. Als solcher ist er aber nicht in der Zwangslage, jedem Ausspruch eine Begründung ab ovo beizufügen. Seine Sentenzen ergreifen uns darum tiefer und unmittelbarer, als die logisch gegliederten Entwicklungen der andern, die zudem meist auf Hypothesen fußen, denen eine wissenschaftlich vertiefte Weltanschauung ihre Anerkennung versagen muß. Wer möchte im Ernst Einwand erheben gegen den Ausspruch: „Die Freude ist entweder immer vergangen oder zukünftig und niemals gegenwärtig?" Oder: „Wer wenig mit den Menschen verkehrt, ist selten Misanthrop. Die wahren Misanthropen findet man nicht in der Einsamkeit, sondern in der Welt: schon der tägliche Verkehr und nicht erst die Philosophie ist es, die uns die Menschen hassen lehrt. Und wenn sich einer aus der Gesellschaft zurückzieht, so verliert er in der Einsamkeit den Menschenhaß." Ohne Schmerzen geht es nicht ab in der Welt — und hierin treffen Leopardis goldene Worte bei jedem auf verwandte Stellen. Dies erzeugt aber ein Gefühl innerer Zusammengehörigkeit, das lösend und erquickend wirkt. In diesem mächtigen Einfluß kann ihm kein Dichterphilosoph der Welt zur Seite gestellt werden.

Wes Geistes Kind war aber dieser außergewöhnliche Mensch, dieser Graf Leopardi? Wie wir fragen: wer war Shakespeare? wie sah Goethe aus? so wollen wir wissen, von innen gedrängt, wie der Mann, der uns so an die Seele greift, nach Art und Charakter beschaffen war, und suchen Aufschluß, wo wir ihn finden. Und hier beginnt das heikle Thema. Selbst an seinem Grabe, in der Vorhalle der kleinen Kirche San Vitale in Fuorigrotta in der Nähe der großen Sirene Neapel, wirft es seinen grellen Mißton in die Stimmung, die die sonnige Landschaft ringsum hervorruft. Wir haben ja erschrecklich viel gelesen über sein Unglück, über sein abstoßendes Äußere, über sein häßliches Treiben und Gebaren, so daß unwillkürlich in uns ein Bild von ihm erstand, was uns mit Ekel und Abscheu erfüllte. „Der Mensch ist vernichtet, der Künstler ist geblieben!" so hatte schon mancher resigniert ausgerufen. Da stand es ja geschrieben von seinem langjährigen Freunde, Antonio Ranieri, und Blatt um Blatt der „Sette anni di sodalizio con G. Leopardi" bezeugte die Echtheit des Bildes. Das Licht, das seine Dichtungen und moralphilosophischen Werke ausstrahlte, erlosch unter den häßlichen Anklagen des Freundes, und die Güte und Offenherzigkeit des Dichtergemütes wurden zu erkünstelten Empfindungen herabgewürdigt. Nur einige wenige — unter ihnen Chiarini — zweifelten und erhoben Einsprache; denn nur wenigen war es bekannt, daß der Verfasser jenes Buches, erschrocken über den Erfolg, soweit es noch möglich war, die verkauften Exemplare wieder einziehen ließ. Aber auch das Gutachten eines berühmten Irrenarztes, daß Antonio Ranieri schon vor der Abfassung des Werkes geistig gestört

war, konnte nicht verhindern, daß zur Säkularfeier der Geburt des Dichters im Auslande die alten Märchen wieder aufgetischt wurden, die in Deutschland teilweise schon durch die Übersetzungen der Werke Leopardis Verbreitung gefunden hatten.

Für Italien aber bot die diesjährige Feier geeigneten Anlaß, seinem großen Landsmanne gerecht zu werden. Dieser Ehrenpflicht hat sich Dr. Franco Ridella in seinem Werke „Una sventura postuma di Giacomo Leopardi"*) unterzogen, und zwar mit gewissenhaftester Gründlichkeit und Sorgfalt. Des Dichters Unglück ist sprichwörtlich geworden, ja, es hat ihn selbst im Tode noch verfolgt; denn die „Racconti Ranieriani" waren in der That ein nachgeborenes Unglück, mit dessen Tilgung zu gleicher Zeit von „allen freundlichen Gemütern, die mit dem Dichter Verständnis für Liebe und Schmerz besitzen" — und an diese wendet sich der Verfasser in seiner Widmung — ein Alp von der Seele genommen wird. Das „Gerettet!" ist hier, wie wir gleich vorausschicken wollen, keine gefällige Wahnvorstellung, die, wie so manche geschichtliche Rettung, auf frommen Wünschen ruht, nein, gestützt auf Ridellas Untersuchungen dürfen wir in dem Dichter auch den Menschen wieder lieben, dessen Schwächen den Eindruck seiner moralischen und dichterischen Hoheit nicht mehr beeinträchtigen können.

Ridella erbringt den vollgültigen Nachweis, daß die „Sette anni di sodalizio" das Werk eines geistig Umnachteten sind, dessen Krankheit ihn nur den eigenen Ruhm suchen ließ und die frühern Urteile über den Freund in ihr Gegenteil verkehrte. Damit wird übrigens Ranieri selbst, soweit dies möglich, von dem Vorwurf gereinigt, bei gesunden Sinnen dem verstorbenen Genossen den Ruhm sittlicher Autorität entrissen zu haben.

Zum Beweise und zum Verständnis der kritischen Prüfung stellt der Verfasser an den Anfang eine ausführliche Biographie Antonio Ranieris, in der selbstverständlich die zahlreichen Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten beseitigt sind, wie sie sich in den Mitteilungen zeitgenössischer Schriftsteller vorfinden. Schon als junger Mann zeigte sich Antonio unzuverlässig, heuchlerisch, versteckt und stets auf seinen Vorteil bedacht. Die Verwandten Leopardis betrog er äußerst schlau um die Bücher und Manuskripte des Dichters, und wenn er auch seinen Schmerz über den Verlust des Freundes in den überschwenglichsten Ausdrücken kundgab, so ließen seine Urteile über Leopardi selbst auf die innere Unwahrheit dieser Ergüsse schließen. Die schriftstellerischen Eifersüchteleien, die unberechtigte Herausgabe von Werken Leopardis, die Verbreitung von Lügen zur Beschwichtigung ungestümer Frager nach dem Verbleib jener Manuskripte, die widersprechendsten Urteile über den Dichter und seine Fähigkeiten bestätigen die Urteile, die schon Giusti, als er in Neapel mit ihm verkehrte, über den Charakter Antonios fällte. Seine Eitelkeit und Ruhmsucht verleitete ihn außerdem zu einer Reihe unredlicher Handlungen, deren Aufzählung zu weit führen würde, die aber immer erdrückender auf die geistige Umnachtung hinweisen, die nach dem Tode seiner von ihm vergötterten Schwester Paolina in wirkliche Paranoia rudimentaria überging.

Unter dem Einflusse dieser Zwangsvorstellungen schrieb er die „Apotheose" der Schwester sowie acht Dante-Interpretationen und einen Versuch, die „Göttliche Komödie" volkstümlich zu machen, und dies alles gab er sowohl in seinem als in seiner Schwester Namen heraus, obwohl diese niemals ein Wissen besessen hatte, wie es der Bruder ihr hier zuerteilte. Um aber diesen geschwisterlichen Ruhm für die Nachwelt sicher zu stellen, schrieb er endlich den „Sodalizio" und vernichtete außerdem alle Papiere Leopardis, die seinem eigenen Ehrgeiz schaden konnten. Aber noch mehr, auch die Kunst mußte seinen eitlen Absichten dienen: in der Kirche Santa Chiara ließ er der Schwester eine prachtvolle Marmorstatue errichten, auf ihrem Grabe wurde ihre Büste aufgestellt, und in der Kirche Santa Maria Piedigrotta ein Marmorrelief mit ihrem Bildnisse angebracht. Schließlich enterbt er seine armen Verwandten und bestimmt sein ganzes Vermögen zur Gründung eines Kinderkrankenhauses, das den Namen Paolina Ranieri tragen soll.

Sein Testament hat übrigens noch Aufschluß über den Verbleib des hartnäckig verheimlichten litterarischen Nachlasses Leopardis gegeben. Er vermacht darin seine eigenen Manuskripte und die „anderer" sowie die Totenmaske des Dichters seinen beiden — Dienstmädchen, nach deren Tode alles an die Nationalbibliothek in Neapel fallen soll, und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, daß jene beiden Erbinnen keinerlei Sicherstellung und Bürgschaft für die Erhaltung der Handschriften zu leisten haben. Nach der Eröffnung des Testaments machte zwar der gegenwärtige Vertreter der Familie, Conte Giacomo Leopardi, sofort seine Ansprüche auf die Manuskripte geltend, konnte indes nur so viel erreichen, daß sie nach sorgfältiger Prüfung des Statusquo und genauer Katalogisierung dem Comm. Fr. Santamaria Niccolini zur Aufbewahrung übergeben wurden. Antonio Ranieri starb in der Nacht vom 3. zum 4. Januar 1888.

Die kritische Prüfung des „Sodalizio" selbst erstreckt sich zunächst auf die darin erzählten Thatsachen und untersucht, wieviel Wahres an den Ärgernissen ist, zu denen Leopardi Anlaß gegeben, und was ihm hierbei billig als eigene Schuld angerechnet werden muß. Das Ende dieser Untersuchungen erledigt die Frage, ob der Dichter wirklich im Hause Ranieris unentgeltlich beherbergt und beköstigt worden ist.

Von dem Werke Antonios ist mehr, als unbedingt notwendig erscheint, in die „Sventura postuma" herübergenommen worden, offenbar um dem Leser einen möglichst vollständigen Begriff von der äußerst seltenen und darum schwer aufzutreibenden Schrift zu geben.

*) Dott. Franco Ridella. Una sventura postuma di Giacomo Leopardi. Torino, Carlo Clausen. 1897.

Die Verstöße gegen die Wahrheit sind so zahlreich und oft so verwickelter Natur, daß wir darauf verzichten müssen, näher auf sie einzugehen. Schon der Titel enthält eine Fälschung, da der sodalizio nicht sieben, sondern nur sechs Jahre bestanden hat.

Was die körperliche Entstellung des Dichters anbelangt (auch diese übertreibt Ranieri), so ist ein Brief Brighentis vom 20. Juli 1825 an Albertazzi von Interesse. „Ich hatte ihn mir anders vorgestellt", heißt es dort, „und als ich ihn aus dem Wagen steigen sah mit einem gestreiften Mützchen auf dem Kopfe, in einem Mantel aus der Zeit Pius' des Sechsten, etwas bucklig, mager und mit verschleierten Triefaugen, schien es mir unmöglich, in ihm den Ausbund von Gelehrsamkeit (quello mare di scienza) zu erblicken, wie ihn Giordani schildert."

Aus dem „Sodalizio" wird auch ersichtlich, daß die unnatürliche Vergötterung der Schwester, die 1837, in demselben Jahre, in dem Leopardi starb, schon im Beginn der dreißiger Jahre anhebt, aber sich auch hier schon in dem Maße geberdet, daß sie einen handgreiflichen Beweis von Geistesschwäche liefert. Im weitern widerlegt Ridella oder führt auf das richtige Maß zurück: den Vorwurf der Unmäßigkeit und Bosheit, den dem Dichter „angeborenen" Abscheu vor dem Landleben, seine Furcht vor der Cholera, die Erkrankung an Phthiriasis, sowie andere Märchen und verworrene Berichte. Auch der oft angeführten letzten Worte Leopardis wird hier gedacht. Nach Viani sind sie an Paolina gerichtet: „Ci vedo più poco . . apri quella finestra . . fammi veder la luce." Nach Antonios Bericht soll dagegen der Sterbende zu ihm gesagt haben: „Jo non ti veggo più." Ein wahres Lügengewebe bildet die Erzählung von der Bestattung des Dichters. Antonio hat dabei weder besondere Mühen noch größere Ausgaben gehabt, ja, während seine Brüder Giuseppe und Lucio in der That wegen der herrschenden Cholera nicht ohne Beschwerlichkeiten die Beerdigung während der Nacht durchsetzten, hatte Antonio nur den Erlaubnisschein zu dem Geleite der Leiche nach Fuorigrotta ausgewirkt und schlief dann im Bette Giuseppes den Schlaf des Gerechten.

Alles in allem bekundet auch das „Sodalizio" einen so großen geistigen und moralischen Defekt, eine solche Verschlagenheit in allerhand schlimmen Anschlägen und Winkelzügen sowie auch die Sucht, seinen eigenen Ruhm zu sichern, daß es nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit verdient. Diesen Nachweis in aller Strenge geführt zu haben, kann dem Verfasser der „Sventura postuma" nicht hoch genug angerechnet werden. So trübe auch der Gedanke stimmen mag, daß der unglückliche Dichter im Banne eines Antonio Ranieri festgehalten wurde: größer ist die freudige Erregung, daß das Bild Leopardis nun von neuem in verklärendem Lichte erscheint. Nicht nur in seiner Heimat, auch im Auslande werden manche erleichtert aufatmen und sich in erhöhtem Maße zu seinen Dichtungen hingezogen fühlen. Nicht zum wenigsten werden sie durch die sechzig an Antonio gerichteten Briefe Leopardis in dem neuen Glauben an ihn befestigt werden; denn sie sind nicht nur ein glänzendes Muster des Briefstils, sondern vor allem auch ein rührendes Zeugnis von der aufrichtigen und innigen Zuneigung des Dichters zu seinem schlimmen Freunde, aber ebenso ein Zeugnis dafür, daß er die Menschen mehr geliebt hat als sie ihn.

Um seinen Lesern eine möglichst wahrheitsgetreue Schilderung der Neigungen und Gewohnheiten des großen Dichters zu geben, gestattet sich Ridella hin und wieder eine Abschweifung von dem eigentlichen Thema: für den Leser stets ein willkommenes Intermezzo auf dem der Natur der Sache nach wenig erquicklichen Jagdzuge auf Ranierianische Intriguen. Die ergiebigste dieser Einschiebungen behandelt selbstverständlich die Herzensangelegenheiten des Dichters, von denen wir hier am Schluß noch einiges ausplaudern wollen.

Wir wissen schon aus der Lektüre seiner „Storia del genere umano" sowie aus der Canzone „Alla sua donna", daß der Philosoph von Recanati die Liebe als das einzige wahre Glück betrachtet, das die Götter den Sterblichen verwilligt haben; aber auch nur diese einzige Ausnahme ließ sein Pessimismus gelten. In jener Canzone spricht er es deutlich aus, daß er für immer der Hoffnung entsagt habe, das Bild seiner Träume je leibhaftig zu sehen. „Sie" ist zu göttergleich, die Erde ist kein Ort für sie. Und in der Anmerkung zu dem Gedichte sagt er unter anderm: „La donna, cioè l'innamorata dell' autore, è una di quelle immagini, uno di quei fantasmi di bellezza e virtù celeste e ineffabile, che ci occorrono spesso alla fantasia nel sonno e nella veglia, quando siamo poco più che faniculli . . . infine è la donna che non si trova."

Ridella erzählt uns nun, daß es aber einmal eine Zeit gab, in der der Dichter glaubte, eine Seele gefunden zu haben, die seinem Ideal nahe kam und ihn mit Gegenliebe beglückte. Wieder war es sein Unglück, das ihm eines Tages die unheilvolle Hoffnung in die gequälte Brust senkte.

Seine Liebe zu Teresa Fattorini, zu Gertrude Cassi, die er in dem Gedichte „Il primo amore" feiert, seine Leidenschaft zur Padovani, sowie die schnell erkaltenden zur Malvezzi, zu Marianna Brighenti und Serafina Basvecchi sind bekannt. An die Malvezzi sind die folgenden Verse gerichtet, die er nach der lieblosen Äußerung, daß seine Gesellschaft sie langweile, niederschrieb:

E voi pupille tremule,
Voi, raggio sovrumano,
So che splendete invano,
Che in voi non brilla amor.

Nessuno ignoto ed intimo
Affetto in voi non brilla:
Non chiude una favilla
Quel bianco petto in sè.

Anzi d'altrui le tenere
Cure suol porre in gioco;
E d'un celeste foco
Disprezzo è la mercè.

Unter den Genannten befindet sich keine, deren Züge sich auch nur entfernt in der herrlichen Gestalt seiner Aspasia wiederfinden. Und doch muß es ein solches Vorbild gegeben haben. Lange hatte man vergeblich geforscht, und es schien, als solle sie das Schicksal Fornarinens teilen. Nach den Mitteilungen Ridellas ist diese donna velata Leopardis nunmehr in der schönen Florentinerin Fanny Targioni-Tozzetti (geb. 1796, verheiratet mit dem Professor der Botanik Antonio Targioni-Tozzetti, gest. 1889) gefunden worden. Er erbringt den Nachweis, daß die Liebe zu ihr schon den Schluß des „Consalvo" diktiert und später auch dieselbe Frau, famosa per divina beltà conscia del suo potere, in ihm die Idee zur „Aspasia" erweckt habe. Die Durchführung dieses Nachweises ist ein psychologisches Meisterstück.

Der unglückliche Dichter fühlte in sich ein Paradies erstehen; er schmachtete zwei lange Jahre in den Fesseln seiner Seelenführerin. Das jähe Ende der täuschenden Wonnen führte übrigens wieder sein böser Geist Antonio Ranieri herbei; um ihn, den sichern Quell des eigenen Ruhmes, zu bewegen, gleichzeitig mit ihm Florenz zu verlassen, wußte Antonio ihm glaublich zu machen, daß Fanny nur ihr Spiel mit seiner Liebe treibe. Damit gab er dem unglücklichsten aller Sterblichen den Gnadenstoß. Von „Aspasia" aber galt nun das Wort:

. . . non è cosa in terra
Che ti somigli; e s'anco pari alcuna
Ti fosse agli atti, al volto, alla favella,
Saria, così conforme, assai men bella.

Und an Fanny wenden sich die Verse:

Pur quell'ardor che da te nacque è spento
Perch'io te non amai ma quella Diva
Che già vita, or sepolcro ha nel mio cuore.

Die Ergebnisse sind auf sichere, oder doch durchaus vertrauenswürdige Quellen gestützt, und nicht leicht dürfte eine der hierbei in Betracht kommenden Quellen übergangen worden sein. Die mündlichen Überlieferungen stammen einesteils aus Unterredungen zwischen Giuseppe Ranieri und Francesco Moroncini, der selbst gründliche Studien über Leopardi veröffentlicht hat, andererseits wurde dem Verfasser ein dreijähriger Aufenthalt in Recanati selbst zu einer Fundgrube zahlreicher Mitteilungen, die man bei andern Leopardi-Kennern vergeblich suchen würde. Sicher steht, daß es dem Verfasser mit seiner Beweisführung heiliger Ernst war, und daß von ihm kein Wort zu dieser Rettung Leopardis ohne reifliche Überlegung niedergeschrieben worden ist.

Ernst Lehmann.

Zur deutschen Litteraturgeschichte.

1. Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung. Matthias Claudius. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Von Max Schneiderreit. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1898. 8. 1 M. 80 Pf.

Dieses erste Bändchen einer in Aussicht genommenen Sammlung gemeinverständlich dargestellter Lebensphilosophien hat sich zur Aufgabe gestellt, durch systematische Aneinanderreihung die Ansichten eines Mannes wiederzugeben, der das religiöse Ideal vertritt. Es handelt sich also hier nicht um eine (allerdings auch gar nicht mehr notwendige) litterarische Wertbestimmung des biedern Sängers volkstümlicher Weisen oder um die Art und die Gegenstände, die Entwicklung und Bedeutung seiner volkstümlichen Schriftstellerei, sondern um das Ganze seiner Persönlichkeit, seine Weltanschauung und Lebensbehandlung. Matthias Claudius, der „liebevolle Sänger der Natur", wie ihn Gerok, der „Knabe der Unschuld", wie ihn Herder nannte, lebte und dachte, dichtete und schrieb einfach und natürlich; große Geisteskämpfe und gärende Entwicklungen hatte er nicht durchzumachen. Stille, Heiterkeit, Zufriedenheit kennzeichnen diesen schlichten Mann der gemütlichsinnigen Betrachtung und der gläubig-sichern Beschaulichkeit. „Wohl selten hat uns ein Schriftsteller als Dichter so offen seine geheimsten Regungen, Gefühle und Gedanken gezeigt wie Claudius", sagt der Verfasser in der Einleitung. Vielleicht ist das eine liebevolle Übertreibung, aber jedenfalls wohl selten war dies für einen Dichter oder Schriftsteller einfacher als für den ehrlichen „Wandsbecker Boten". Sein Gesichtskreis war beschränkt, seine Ideen einfach, seine Anschauungen im Glauben an eine allgütige Vorsehung gesichert. Diesem Glauben seine Hoffnungen und Bestrebungen, seine Thaten und Worte unterzuordnen, war er in der glücklichen Lage. Wie anders gestaltet sich die Weltanschauung eines Lessing, Herder, Goethe oder Schiller! Claudius' Entwicklung bestand darin, daß er vom bloßen Gefühlschristentum, das auf die praktische Seite besonderes Gewicht legte, zu einem festen Bibelglauben gelangte, dem er alle Lebensinteressen rücksichtslos unterordnete. Den Freuden, die das Leben in der Natur, auf dem Lande bietet, gab er sich ganz hin; dieser Naturfreude verdanken wir seine schönsten Lieder. Aber das Erkennen Gottes aus der Natur hält er nicht für möglich. Die Betrachtung der Natur und der Welt, des Menschen und des Menschenlebens führt Claudius zu einem und demselben Ziel: „der Idee der höchsten Vollkommenheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, der Unsterblichkeit Gottes, die, wie er selbst sagt,

in eins zusammenfließen". Nicht mit dem Verstand, nur mit einem von Liebe durchdrungenen Gemüte vermögen wir zu Gott durchzudringen; die Vernunft vermag uns höchstens den Weg zu zeigen oder vielmehr ahnen zu lassen, auf welchem man zur Erkenntnis des höchsten Gutes gelangt. Nach diesem Glauben bestimmt sich sein Verhältnis zur Wissenschaft und Moral, zu Kunst und Politik, zu Familie, Freundschaft und Vaterland. Das Wissen ist ihm nur wertvoll, wenn es mit der Erkenntnis der Beschränktheit des menschlichen Verstandes verbunden ist; eine moralische, d. h. auf das Gute und Wahre gerichtete Gesinnung, hält er ohne Glauben nicht für möglich. Es ist ganz natürlich, daß er so ein Feind der „Aufklärung" wurde; und nur folgerichtig, wenn er fordert, daß der Wissenschaft untersagt werde, von der Bibel Abweichendes zu lehren. Auch die Kunst soll nur dem Moralisch-Religiösen, der guten Gesinnung, dem rechten Glauben dienen; aber andererseits soll sie auch natürlich und wahr sein. Von der Verbesserung staatlicher Einrichtungen erwartet er nichts, jede Änderung allein von der innern Besserung des Menschen. Wie seine Glaubensmoral ihn zur Anerkennung des Klosterlebens, des Opferns und Fastens führt, so führt sie ihn andererseits zur Mißachtung alles historisch Gewordenen, ja zu einer Art von Anarchismus: denn „ein wirklich freier Mensch steht über dem Gesetze". Gegen alle Äußerungen des Gemütslebens wird er duldsam, unduldsam gegen Andersdenkende. An seinen Ansichten über den Krieg, Blutvergießen und Ähnlichem könnte Frau Bertha von Suttner heute noch ihre Freude haben.

Max Schneiderreit hat gewiß ein klares, anschauliches Bild des holsteinischen Biedermannes gegeben. Sicherlich ist Claudius, namentlich in seinem Familienleben, eine liebenswürdige, wohlthuende Erscheinung. Ein gläubiges Gemüt ist eine köstliche Gabe. Und doch sollte Goethe nicht auch ein bißchen recht gehabt haben mit seinem harten Wort: „Claudius sei ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen stecke"? Die Ehrlichkeit über alles! Aber Geist und Ehrlichkeit sind mehr. Jenen aber läßt der doch manchmal recht engherzige Weise von Wandsbeck gar oft vermissen. Einige seiner Gedichte haben der Zeit standgehalten und sie werden es auch ferner thun, weil sie nach Inhalt und Form aus dem innersten Leben seiner Persönlichkeit entsprungen sind. So kann uns auch heute noch die Art, wie Claudius seine Ansichten ausspricht, sein Humor, seine derbe Volkstümlichkeit entzücken; ob aber gerade seine Weltanschauung ihrem Inhalt nach uns noch befriedigen kann, so ehrlich sie auch war, das überlasse ich mit Schneiderreit den Lesern.

2. Zwei Jugend-Lustspiele von Heinrich von Kleist. Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz). 1898. 8. 3 M.

Es sind nun schon mehrere Monate her, seitdem die überraschende Kunde durch die Tagesblätter ging, der Kieler Litterarhistoriker Eugen Wolff habe zwei bisher unbekannte Lustspiele Heinrich von Kleists entdeckt. Man war gespannt. Aber die mit allzugroßer Bestimmtheit ausgesprengte erste Nachricht erwies sich als übertrieben. Und wenn inzwischen nicht neue Zeugnisse und Beweise beigebracht worden sind — mir sind keine bekannt geworden —, so bleibt Wolffs „Entdeckung" eine glänzend bewiesene — Vermutung, die der Litterarhistoriker im besten Fall als wissenschaftliche Hypothese verzeichnen darf. Deshalb glaube ich meinen Bericht kurz fassen zu dürfen. Fürs erste handelt es sich nicht um eine handschriftliche Entdeckung zweier bisher unbekannter Lustspiele, sondern nur um den Nachweis der Vaterschaft für zwei bereits 1802 bei Geßner in Zürich in Buchform erschienene Stücke. Kleist tritt in seinem als Erstlingswerk bekannten Drama „Die Familie Schroffenstein" gleich als fertiger Dramatiker auf. Sollten nicht schon bisher unbekannt gebliebene Versuche vorausgegangen sein? Durch verschiedene, der Deutung fähige Äußerungen Kleists über seine schriftstellerische Thätigkeit in der Schweiz war Eugen Wolff zu der Gewißheit gelangt, daß noch vor den „Schroffensteinern" Lustspiele des Dichters bei Geßner gedruckt sein müßten. Konnten das nicht jene beiden gesellschaftlichen Lustspielchen sein, die Geßner nach dem Leipziger Meßkatalog in der That im Jahre 1802 hatte drucken lassen? Der Wunsch wurde wieder einmal der Vater eines Gedankens, den Wolff mit ebensoviel Scharfsinn als Zuversichtlichkeit zu begründen begann. Unmittelbare, unwiderlegliche Zeugnisse und Beweise ließen sich nicht auffinden. Wolff greift deshalb aus einer Anzahl dunkler, oft sich einander widersprechender Andeutungen und Äußerungen Kleists über litterarische Beschäftigung und schriftstellerischen Erwerb, über geschäftliche Beziehungen zu dem Buchhändler Geßner die geeigneten heraus und stellt sie mit Äußerungen einiger Freunde des Dichters aus jenen Jahren zusammen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß Lustspiele von Kleist im Jahre 1802 nicht nur vorhanden waren, sondern im Verlag von Heinrich Geßner wirklich veröffentlicht wurden. Daß Kleist schon vor den „Schroffensteinern" sich dichterisch versucht hatte und „witzige und lustige Komödien zu erfassen sich anstrengte", war bereits früher bekannt. Den strikten Beweis für die zweite Behauptung, daß Kleist solche auch wirklich drucken ließ, ist der Forscher schuldig geblieben. Der Nachweis der Kleistschen Urheberschaft wird dann noch mit innern Beweismitteln versucht. Wolff weist in der That nach, daß die beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Koketterie und Liebe", die früher manchmal dem jungen Ludwig Wieland zugeschrieben wurden, deutliche Züge des Kleistschen Stils, seiner Sprache, Technik und Charakteristik an sich tragen. Namentlich aus „Koketterie und Liebe" leuchten manche Erkennungszeichen, wie unwillkürliche Individualisierung des Helden nach der Seele des Dichters selbst, Bilderjagd und Sentenzensucht, hervor. Wolff führt das im einzelnen scharfsinnig aus, und sicherlich sind die angeführten Analogien zwischen Kleists Persönlichkeit und Leben

einerseits und den Gestalten und der Handlung der Dichtung andererseits unverkennbar. Am schwächsten weiß der Herausgeber seine Hypothese mit stilistischen Analogien zu stützen, die ja, wenn sie überhaupt einen Beweiswert haben sollen, aufs eingehendste klargestellt sein müssen. Wenn gegen Wolff geltend gemacht worden ist, daß sich in Kleists sämtlichen Dramen nur siebzehn Monologe vorfinden, dagegen die fünf Aufzüge der beiden Lustspielchen zwanzig Monologe aufweisen, so weist Friedrich Düsel („Deutsche Zeitung", Nr. 175) mit Recht darauf hin, daß auch der Meister dramatischer Technik, Lessing, in seinen Jugendlustspielen noch den Monolog als Notbehelf einer unfertigen Technik häufig gebraucht hat. Dasselbe gilt von der Stümperhaftigkeit des Auftritts und Weggangs der Personen. Alles in allem: Wolff hat einen Beweis seines kritischen Scharfsinns geliefert; er hat seine Hypothese mit guten Gründen gestützt, aber als eine Thatsache ist Kleists Verfasserschaft damit noch nicht bewiesen. Fast ebenso viel Wahrscheinlichkeit hat für mich die Hypothese Wukadinovics (Beilage der „Allgemeinen Zeitung", Nr. 145), daß der junge Wieland der gesuchte Verfasser sei: lückenlos ist weder die eine noch die andere Beweisführung.

3. Schiller als Kritiker. Von Dr. phil. Otto Pietsch. Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer. 1898. 8. 2 M.

Einen Beitrag zur Darstellung der geistigen Entwicklung Schillers will dies Buch liefern. Es soll eine Lücke ausfüllen, welche die verschiedenen Arbeiten über Schiller als Philosophen und Ästhetiker bis jetzt noch zurückgelassen haben. Pietsch geht von Schillers Recensionen und seinen gelegentlichen kritischen Äußerungen in Briefen aus, um ein möglichst vollkommenes Bild des Kunstkritikers Schiller zu geben. Der Verfasser hat sich offenbar über einzelnes vortrefflich orientiert, er hat die wichtigsten Arbeiten über Schiller als Ästhetiker mit Fleiß und Nutzen gelesen und ihre Ergebnisse zu verwerten gesucht. Was philologische Genauigkeit und logische Schärfe leisten können, das ist in diesem Buch zur Geltung gekommen. Alle kritischen Schriften Schillers sind gewissenhaft durchgesehen und auf ihren Wert geprüft, selbst kleinere Sachen zur Vervollständigung des Buches herangezogen; es ist dem Verfasser gelungen, Schiller erhebliche, ja „verhängnisvolle" Irrtümer nachzuweisen und — das ist das Hauptergebnis seines Buches — Widersprüche zwischen Schillers in specifisch-kritischen Arbeiten niedergelegten ästhetischen Anschauungen und denen seiner speculativ-ästhetischen Untersuchungen aufzudecken. Diese Widersprüche werden darauf zurückgeführt, daß in den kritischen Schriften die künstlerische Seite seines Wesens, in der ästhetischen Theorie vorwiegend moralische Gesichtspunkte zur Geltung kamen. Pietsch meint, daß in Schillers Persönlichkeit „eine bedeutende moralische und eine hohe ästhetisch-künstlerische Veranlagung nebeneinander lagen". Das sieht nun sehr klar und scharfsinnig aus, ist aber völlig verkehrt. Ich hoffe nicht, daß Pietsch durch mein Buch über „die Entwicklung von Schillers Ästhetik", das er mehrmals anzieht, zu diesem Irrtum sich verleiten ließ. Mißverstanden hat er mich sicher an verschiedenen Stellen (so S. 34). Als ob eine Persönlichkeit wie Schiller sich mechanisch auseinandernehmen ließe wie eine zerlegbare Puppe! Pietsch macht erstens den Fehler, daß er jene Widersprüche zwischen Theorie und Kunstkritik nicht aus dem jedesmaligen Stand der geistigen Entwicklung Schillers zu erklären versucht; Widersprüche, oft sind sie nur scheinbar, lassen sich auch innerhalb der mehr theoretischen Anschauungen Schillers nachweisen. Unsicherheit und Unklarheit drängten ja den Dichter zur Beschäftigung mit der Kantschen Philosophie, dem „Umweg über Kant", wie Pietsch es nennen zu müssen glaubt. Ebensowenig aber als Schillers kunstkritische Ansichten sich von seinen theoretischen grundsätzlich scheiden lassen, kann ein moralischer Schiller vom ästhetischen abgetrennt werden: ethische und ästhetische Werte sind bei Schiller nicht zu trennen; nur dem erschließt er sich als Mensch, Dichter und Denker ganz, der beides in einem zu erfassen vermag: auf dieser ganz eigenartigen Verschmelzung beruht sein Charakter, sein Wesen, sein persönlich erlebter, dichterisch und philosophisch zum Ausdruck gebrachter Idealismus. Man kann nicht sagen, Schiller stelle das Moralische über das Ästhetische oder umgekehrt.

Einige Citate mögen beweisen, wie augenscheinlich falsch Pietsch Schillers Persönlichkeit beurteilt. Seite 19 sagt er von der Bauerbacher Zeit: „Zudem ist der innere Werdeproceß bei Schiller noch nicht vollendet. (In der That! denn Schiller starb erst 1805.) Es gärt heftig in ihm. Viele geistige Keime drängen zur Entfaltung. Er vermag es noch nicht, jedem Geistesgebiet seinen eigenen streng abgeschiedenen Wirkungskreis anzuweisen, der Kunst den ihrigen, der Moral den ihrigen und so fort (?), sondern er ist noch mit allen seinen psychischen Kräften an der Kunst beteiligt." Pietsch ahnt nicht, daß Schiller immer „mit allen seinen psychischen Kräften an der Kunst beteiligt" blieb: immer blieb ihm die Kunst der Ausdruck eines höchst persönlichen Weltbildes, seiner Weltanschauung; seine Persönlichkeit mochte sich läutern und anders formen, ihren Ausdruck fand sie in Kunstwerken, an die man allerdings einen andern Maßstab legen muß wie z. B. an Goethe. Seite 39 meint Pietsch, es wäre besser für Schiller gewesen, wenn er sich gründlich in Lessing hineingearbeitet und dessen ästhetische Ansichten zu seiner Überzeugung gemacht hätte. Das nenn' ich seines Geistes keinen Hauch verspürt haben; man könnte meinen, Otto Pietsch spräche mit einem Sextaner, der sich in seine Grammatik hineinarbeiten solle, oder gar mit weiland Faustens Famulus! Seite 45 ist von „der starken Präponderanz des Moralischen in seiner ganzen Geistesrichtung" die Rede, „was ihn als Mensch ja sehr hoch stellt und sicherlich mitgewirkt hat, ihn zum Lieblingsdichter der Nation zu machen". Das stimmt mit Pietschs Auffassung der „Räuber", in denen Schiller die Bühne

gewissermaßen zur Kanzel (!) gemacht haben soll (S. 19). Schiller, der größte, leidenschaftlichste tragische Dramatiker, der Schöpfer von Gestalten wie Franz und Karl Moor, ein — Prediger! Daß Pietsch das ernstlich meint, geht auch aus Seite 48 hervor. Dort führt er einige Sätze aus Schillers Brief an Körner vom 25. Februar 1798 an, aus der Zeit also, wo Schiller, mit sich selbst und dem Genius Goethes ringend, durch Kritik und Selbstzucht sich über sein Talent klar zu werden suchte. Schiller ist in einem Augenblick des Mißmuts sogar geneigt, an seinem Beruf als dramatischem Künstler zu verzweifeln: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen und eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn!“ Nun sagt Pietsch: „Damit hebt er das Urteil auf, das er über «Egmont» gefällt hat. Er selbst kommt unter Goethe zu stehen, weil er jene für einen dramatischen Künstler wichtigsten Eigenschaften nicht, wenigstens nicht in dem Maße besitzt wie Goethe.“ Schiller spricht dann weiter von „einigen andern Talenten“, die er habe. Und Pietsch: „mit diesen Talenten kann er nur meinen, was kurz vorher zur Charakterisierung seiner dichterischen (!!) Persönlichkeit im wesentlichen schon gesagt worden ist: einen scharfen Blick für sittliche Schäden in Staat und Gesellschaft und eine starke, durch seinen Enthusiasmus für alles Große und Edle noch gesteigerte rednerische Fähigkeit, sich über diese Dinge auszusprechen. Diese Talente zog er in das Gebiet des Dramas herüber.“ Wir empfehlen Staatsanwälten, Hofpredigern und Volksrednern, sich auf dem Parnaß Pietschens zu melden. Schillern aber sind wir es schuldig, daß wir solche Bücher, mögen sie auch gut gemeint sein und vieles Hübsche enthalten und von akademischem Fleiß zeugen, energisch zurückweisen. Otto Pietsch möge sich in seinen Schiller erst noch einmal „hineinarbeiten“.

4. Kleists Hermannsschlacht — ein Gedicht auf Österreich! Anläßlich der Aufführungen im Kaiserjubiläums-Stadttheater erläutert und eingerichtet von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Carl Graeser. 1898. 8. 80 Pf.

Der wackere, kunstverständige Theaterleiter Adam Müller-Guttenbrunn hat sich ein neues Verdienst um die deutsche Schauspielkunst in Wien und, wenn der Versuch sich bewährt und Nachfolge findet, auch in Deutschland erworben. Was H. von Treitschke 1858 schon gefordert hatte und erst nach der Rückkehr der Deutschen aus Krieg und Sieg im Jahre 1871 erfüllt werden sollte, die Aufführung der „Hermannsschlacht“, ist nun auch endlich in Wien ermöglicht worden. Am 1. Januar 1809 hatte Kleist sein Werk dringlich der Kavalier-Direktion des Burgtheaters eingereicht, fast 90 Jahre danach erlebt es dort seine erste Aufführung! Wahrscheinlich wurde es von der damaligen Leitung überhaupt nicht geprüft, dieses Werk, zu dem der Dichter, wie der Herausgeber in seiner Einleitung erinnert, durch die Rüstungen Österreichs entflammt worden war. Ein Gedicht auf Österreich, eine Verherrlichung der Ostmark nennt Müller-Guttenbrunn dieses vaterländische Drama; der deutschen Litteraturgeschichtschreibung macht er den schweren Vorwurf, daß sie diesen Thatbestand absichtlich verdunkelt oder gar verschwiegen habe. Ich bin eben nicht in der Lage, diese Behauptungen auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen; jedenfalls aber ist es falsch, eine „Verherrlichung“ Österreichs in Kleists Gedicht zu erblicken; es enthält doch wohl nur den Ausdruck seiner begeisterten Hoffnungen auf Österreich und seines Hasses gegen den fremden Unterdrücker. Daß Österreich und sein Kaiser damals diese Hoffnungen erfüllt hätten, kann man wohl nicht behaupten. Als weitern Beweis der absichtlichen Verdunklung „der historischen Thatsache, daß der Preuße Kleist sich in der wichtigsten Epoche seines Lebens ganz an Österreich hingegeben hatte“, meint Müller darauf hinweisen zu müssen, daß in den Kleist-Ausgaben schon längst die Gedichte „An Franz den Zweiten“ und „An Erzherzog Karl“ fehlen. Auch hier kann ich nicht alle Ausgaben nachprüfen; in der Cottaschen aber, die ich besitze, fehlen diese Gedichte nicht. Sollten wirklich so thörichte Herausgeber zu finden sein? Die Gedichte Körners an den Sieger von Aspern verlegt Müller ins Jahr 1809; sie stammen aber aus dem Jahre 1812, wenn ich der neuesten Körner-Biographie von Peschel und Wildenow trauen darf.

Die Bearbeitung des Dramas selbst ist mit sicherer, bühnenkundiger Hand hergestellt, ohne daß der Charakter der Dichtung darüber Not litte; ihre Brauchbarkeit kann sich allerdings erst auf der Bühne selbst voll erweisen. Aufzug I und II hat Müller durch geschickte Striche in einen Aufzug zusammengefaßt; II, 2 und II, 3 des Originals sind ganz beseitigt. Aufzug II der Einrichtung entspricht Aufzug III des Originals, während Aufzug III der Einrichtung den 1. bis 6. Auftritt des Originals umfaßt. Müllers IV. Aufzug geht von IV, 7 bis IV, 14, sein V. Aufzug IV, 15 bis zum Schluß. Die Reihenfolge der Auftritte ist im I. und IV. Aufzug der Einrichtung durch Druckfehler gestört.

Karl Berger.

Militärschriften.

1. Briefe aus dem Feldzuge 1866, an die Gattin gerichtet von Julius von Hartmann, Commandeur der Kavalleriedivision der Zweiten Armee. Mit einem Bildnis des Generals. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. Mittel-8. 1 M. 40 Pf.

Geborener Hannoveraner und Sohn eines hohen hannoverschen Offiziers, war Julius von Hartmann dennoch von vornherein in die preußische Armee eingetreten. Durch Versetzungen in den Generalstab und in das Kriegsmini-

sterium war er im Avancement so bevorzugt worden, daß er im Kriege 1866 — mit 49 Jahren — schon Generalmajor war und das Kommando einer Kavalleriedivision erhielt. Es war die dem Oberkommando des Kronprinzen von Preußen zugeteilte.

Bei Trautenau hat sich, den Feldzugsbriefen nach, General von Hartmann mit Erfolg bemüht, seine Division „aus dem pêle-mêle des (geschlagenen) Ersten Korps herauszubringen"; zum Eingreifen ist die Division in den Gefechts- und Schlachttagen vom 28. Juni bis 3. Juli nicht gekommen. Am letztgenannten Tage, dem von Königgrätz, scheint ein Befehl des Kronprinzen zur Verfolgung der Österreicher nicht an den General gelangt zu sein, dessen Division übrigens einen etwa 45 Kilometer weiten Marsch gemacht hatte, also zur Verfolgung vielleicht nicht sehr brauchbar gewesen wäre. Erst der Tag von Tobitschau, 15. Juli, brachte den von Hartmann gewünschten Kampf: die Division nahm außer etwa 200 Gefangenen 18 Geschütze. An dem Tage von Tobitschau hat General von Hartmann es an Initiative nicht fehlen lassen, während er andererseits auch bei General von Steinmetz und bei dem Kronprinzen persönlich bereitwilliges Eingehen auf seine Anregungen gefunden hatte. Inwieweit der General für die eigentliche Aktion des Tages seinem Generalstabsoffizier von Versen zu Dank verpflichtet ist (er hat auch nicht versäumt, ihn in den Briefen auszusprechen), ist aus Versens Lebensbild, besprochen in d. Bl. 1898, Nr. 32, bekannt. Eine Art von Übelwollen änderte sich seit Tobitschau in Anerkennung. General von Steinmetz sagte nur das Eine: „Sie haben mir Ihre Verlustlisten eingereicht, ich erwarte Ihre Vorschlagslisten." Der Kronprinz behandelte ihn freundlich und König Wilhelm dankte ihm: die Kavallerie habe mehr geleistet, als er erwartet habe, er (Hartmann) hätte ihr den Geist dazu eingeflößt; bei der Abreise des Königs nach Berlin sagte er zu Hartmann: „Sehen Sie, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht."

Je weniger es dem General von Hartmann beschieden gewesen ist, im Kriege 1870/71 sich gleiche Anerkennung zu verdienen, desto mehr mag ihm jene zu gönnen sein.

Militärisch Neues bringen die Briefe nicht. Einige Bemerkungen, die Stosch, Blumenthal, das Hauptquartier des Kronprinzen und das des Prinzen Friedrich Karl betreffen, sind lesenswert. Für Bismarck ist des Generals Stimmung etwas sehr kühl; doch scheint die Unterredung, die beide über die Behandlung des zu annektierenden Hannovers hatten, getreu wiedergegeben zu sein. Sie zeigt Bismarck von neuem als den Mann, der Dinge und Personen, die zu beurteilen er berufen war, einsichts- und kenntnisvoll, aber ohne jede Voreingenommenheit, beurteilte.

2. Wilhelm von Doering, königl. preuß. Generalmajor. Ein Lebens- und Charakterbild von Thilo Krieg, Dr. phil. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898. Gr.-8. 7 M. 50 Pf.

Der Verfasser des Buches ist nicht Soldat von Fach. Aber er hat sich mit bestem Erfolge bemüht, sich die Kenntnis der militärischen Dinge in Frieden und Krieg in dem erforderlichen Maße zu eigen zu machen. Nur ein einziges mal läßt er seinen Helden auf (Friedens-)Märschen die Offiziere auf strategisch, statt auf taktisch wichtige Punkte aufmerksam machen. Sonst verrät das Buch nirgends den Laien. General von Doering ist, ähnlich wie General von Hartmann, rasch avanciert, mit 51 Jahren war er Generalmajor und Commandeur einer Infanteriebrigade, aber man hat den Eindruck, er hat sich's saurer werden lassen müssen als jener. Was an Doering zunächst auffällt, ist eine geradezu erstaunliche Fähigkeit des Entschlusses zur Durchführung von Selbstdisciplinierung im Kleinen wie im Großen. Nur zwei Züge mögen hier mitgeteilt werden, die die Selbstdisciplinierung im Kleinen bestätigen. Um sich im Revolverschießen zu vervollkommnen, schoß Doering nach einem, zwischen Oberleder und Sohle des auf den Fuß gezogenen Stiefels eingeklemmten Holzstück. Um im Reiten ordentlichen „Schluß" zu lernen, steckte er zwischen Knie und Sattel Viergroschenstücke, die er nicht von der Erde aufnahm, wenn sie „wegen mangelnden Schlusses" hinuntergefallen waren; er wiederholte das Experiment mit einem Goldstück und es glückte.

Die Strenge seines Urteils gegen sich selbst war so groß, daß er als Kriegsschuldirektor allen Ernstes einen der ihm untergebenen Lehrer fragte, ob er sich nicht selbst bestrafen müsse, weil er — aus Irrtum, nicht etwa aus Vergeßlichkeit — zu einem von ihm selbst, dem Direktor, angesetzten Appell seiner Schüler nicht erschienen sei.

Erlaubte ihm solche Strenge gegen sich selbst, verbunden mit dem Bewußtsein eigener Tüchtigkeit, mehrfach, namentlich in jüngern Jahren, hohe Ansprüche an seine Vorgesetzten, war er also ein „schwieriger" Untergebener, und blieben ihm deshalb manche Konflikte nicht erspart, so forderte er als Vorgesetzter viel, und darunter vieles, was jetzt als altbewährt erscheint, damals aber neu war. Daneben aber hatte er bei aller äußern Strenge, ja Kühle im Verkehr mit seinen Untergebenen ein warmes Herz für die Tüchtigen unter ihnen. Den Feldwebel der 1. Compagnie des Infanterieregiments Nr. 53, der nach Einnahme der Düppeler Schanze IV die Leute rangierte und, von einer Granate, die den vor ihm stehenden Mann tötete, am Halse gestreift und zu Boden geworfen, sich nach kurzer Betäubung mit den Worten „Rechts heran" wieder erhob und die Leute weiter rangierte, schlug er zum Offizier vor, und der daraufhin zum Lieutenant Beförderte (er ist jetzt Oberst außer Dienst) schrieb an ihn: „Nur Euer Hochwohlgeboren haben mich so weit gehoben und keine Mühe, keinen Gang gescheut, um mich vorwärts zu bringen." Dem beim Sturme auf Düppel dreimal verwundeten Lieutenant Loebecke verschaffte er den Orden pour le mérite.

Erst dies für seine Untergebenen mehrfach bethätigte warme Interesse des Generals macht es begreiflich, daß

der eiserne Mann weichen Herzensregungen nicht unzugänglich war, daß er beim Beginn des Feldzugs 1870 den Abschied von Weib und Kind als weichmachend fürchtete, und daß ihm bei dem Gedanken an sie „das Weinen nahe" war.

General von Doering hat ein reiches Leben geführt und ist einen schönen Tod gestorben, den des siegreichen Truppenführers auf dem Schlachtfelde. Er ist am 16. August 1870 in der Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour gefallen.

Im Kadettenkorps erzogen, ist Doering als Lieutenant dem in Berlin stehenden Alexanderregiment überwiesen worden, besuchte von dort aus die Allgemeine Kriegsschule (jetzige Kriegsakademie), machte den Kampf des 18. März 1848 gegen die Barrikadenverteidiger in der Hauptstadt mit und trat in die neugebildete schleswig-holsteinische Armee als Hauptmann über. Nach Teilnahme an deren Kämpfen gegen Dänemark 1848—1850 wurde er in die Preußische Armee wieder übernommen und dem Prinzen von Preußen, nachmaligem Kaiser Wilhelm I., als Generalstabsoffizier zugeteilt. Dann acht Jahre Compagniechef im Alexanderregiment, wurde er Generalstabsoffizier der Dritten Division, die Prinz Friedrich Karl kommandierte, sodann auf fünf Jahre Direktor der Potsdamer Kriegsschule. 1863 erhielt er ein Bataillon im Regiment Nr. 53, das er während des Deutsch-Dänischen Krieges von 1863 bis 1864 kommandierte. 1866 wurde er Abteilungschef im Großen Generalstabe und machte in dieser Stellung den Feldzug mit, an dessen Beginn er den bekannten Auftrag an König Georg V. von Hannover auszuführen hatte. Im gleichen Jahre noch erhielt er das Regiment Elisabeth, im Jahre 1870 das Kommando der Neunten Infanterie-Brigade, als deren Führer er gefallen ist.

Das, was der Biograph von diesem reichen Leben seines Helden und von den Personen und Dingen, mit denen dieser in Berührung kam, erzählt, ist geradezu ausnahmslos interessant. Dabei ist dem Biographen der Blick nirgends getrübt; ohne weiteres ergeben z. B. seine Erzählungen, daß in der Beurteilung „der Kriegs-Situationen im großen und ganzen" der Meister, General von Moltke, dem Gehilfen, dem Obersten von Doering, doch überlegen gewesen ist, so verdienstvoll, ja in manchen Beziehungen bahnbrechend, auch dessen Arbeiten für das Nachrichtenwesen speciell gewesen sind, und so sehr er es sich hat angelegen sein lassen, über dem Einzelnen seines Dienstes nicht den Überblick über das Ganze der politischen und strategischen Lagen zu verlieren. Wenn Doering, im Handeln der Mann des raschen Entschlusses und der kühnen That, beim Überlegen am Grünen Tisch anscheinend ein „Zuviel" im voraus hat bedenken und vorbereitet wissen wollen, so hat Moltke es vorgezogen, die Dinge sich erst bis zu einem gewissen Grade entwickeln zu lassen, dann aber für die nun gegebene Situation den richtigen Entschluß rasch auch am Grünen Tisch zu fassen gewußt. Doering selbst soll geäußert haben, „Moltke sei überhaupt weit mehr der Mann des raschen, energischen Entschlusses als der Mann wohlberechneter Pläne".

Wird der Kriegshistoriker aus dem, was das Buch aus den Arbeiten Doerings für 1866 und für einen spätern Krieg bringt — Doering dachte sich ihn im Gegensatz zu Moltke als in erster Linie wieder gegen Österreich gerichtet —, um so mehr entnehmen, als er dabei auch die Ansichten Goebens, Blumenthals und eben Moltkes wiedergegeben findet, so wird der Politiker die Geschichte der Entsendung Doerings zu König Georg V., so bekannt sie ja namentlich durch die Veröffentlichungen der letzten zehn Jahre geworden ist, doch in dem hier gegebenen Zusammenhange mit Interesse lesen.

Die mitgeteilten Briefe Doerings sowohl wie der Text des Buches enthalten auch über den Prinzen Friedrich Karl sehr Lesenswertes. Genug: das Buch ist vortrefflich und verdient weite Verbreitung, besonders in der Armee, deren jüngern Elementen es ein höchst nachahmenswertes Muster von Tapferkeit, Energie und Pflichttreue vorführt.

3. Kriegsfahrten von Jena bis Belle-Alliance. Erinnerungen eines Soldaten der Englisch-Deutschen Legion in Deutschland, England, Portugal, Spanien, Frankreich und den Niederlanden. Herausgegeben und illustriert von H. Lüders. Mit 125 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländer. Kl.-8. 2 M., geb. 2 M. 25 Pf.

Ein junger Tischler, in der Gegend des Unterharzes gebürtig, hat vor 1806 bei dem in Halberstadt stehenden preußischen Regimente des Herzogs von Braunschweig gedient; nach der Schlacht von Jena in die allgemeine Flucht mit hineingerissen, hat er die Trümmer seines Regiments nicht erreicht, sondern ist nach Braunschweig gekommen und dort aus dem Soldaten wieder zum friedlichen Handwerker geworden. Der Aushebung für das Königreich Westfalen hat er sich durch Auswanderung über Dresden nach Brieg entzogen. Von dort ist er 1809 für das Korps des Herzogs von Braunschweig angeworben worden, hat an dessen Kriegsthaten teilgenommen, ist dann in die Englisch-Deutsche Legion aufgenommen, hat bei dieser die Kriege von 1810 bis 1815 mitgemacht, und ist dann in die Heimat zurückgekommen, wo er seine Tage in Frieden und Ruhe beschlossen zu haben scheint. Seine Kriegserlebnisse sind in den vierziger Jahren von einem Schullehrer aufgeschrieben, und H. Lüders hat diese Aufzeichnungen nun herausgegeben. Lüders nennt weder den Namen dieses Schullehrers, noch den Heimatsort oder den Namen des Mannes, dessen Schicksale geschildert werden. Der Verdacht, man habe es mit einer Erfindung zu thun, liegt daher sehr nahe. Er wird aber sofort widerlegt, wenn man die ersten zehn bis zwanzig Seiten des Buches auf sich wirken läßt.

Die Erzählung nämlich ist einerseits so schlicht gehalten, andererseits mit solchen Einzelzügen ausgestattet, wie sie der jetzt Lebende unmöglich geben kann; es sei denn, es hätten ihm eben Aufzeichnungen zu Gebote gestanden.

Die Treue*) und Lebendigkeit der Schilderungen erinnert, wie in der Einleitung ganz richtig bemerkt wird, an Grimmelshausens „Simplicissimus“; jede romantische Ausschmückung der oft zu einer solchen geradezu auffordernden Erlebnisse ist vermieden. So wird der Umstand, daß die Truppen des Herzogs von Braunschweig auf den Weserschiffen abwärts schwimmen, ohne den Erzähler mitzunehmen, ganz einfach ohne viele Worte berichtet und durch die große Übermüdung jenes erklärt. Ein höchst eigentümliches Abenteuer nach der Erstürmung von San Sebastian wird ganz beiläufig erwähnt. Der Erzähler hatte sich für die Sturmkolonne freiwillig gemeldet und diese die Erlaubnis zur Plünderung der Stadt erhalten. Bei dieser Plünderung fand er in einem prachtvollen Hause, neben der Leiche des Vaters, ein junges Mädchen mit einem tiefen Schnitt in der Brust, über dessen „weißes Morgengewand das Blut nur so herabströmte“. Er und sein Kamerad verbanden die Wunde und schlugen eine ganze Schar Portugiesen, die plündern wollten, mit den Hirschfängern in die Flucht.

Für die überaus schrecklichen Ernährungsverhältnisse bei den in Spanien fechtenden englisch-deutschen Truppen sprechen außerordentlich viele Anführungen. Hier sei zum Beleg für die daraus hervorgegangene Genügsamkeit nur eine Stelle wiedergegeben:

Wir sammelten z. B. eifrig das Blut, wenn ein Ochse im Bataillon geschlachtet wurde, in unsern Flaschen und rösteten es dann mit Öl vermischt, das uns die Bauern wohl oder übel geben mußten. Ein besseres Gericht noch waren die Magen oder sogenannten Panzen der Tiere, um welche sich die einzelnen manchmal förmlich rissen.

Unter allen Greueln des Krieges, an denen er notgedrungen hat teilnehmen müssen, hat sich der Erzähler eine gewisse deutsche Gutmütigkeit, ja ein Zartgefühl bewahrt, das ihm die Sympathie des Lesers erwirbt.

Eine höchst merkwürdige Angabe des Erzählers muß hier noch erwähnt werden. „Schöne Eidechsen, glänzend grün mit weißen Silberflecken, von etwa einem Fuß Länge“ seien unruhig hin und her und auch den im Biwak schlafenden Soldaten über das Gesicht gelaufen und hätten sie so geweckt, wenn Skorpione in der Nähe waren.

Die zahlreichen Illustrationen des Buches sind recht charakteristisch gezeichnet und wirken nirgends aufdringlich.

Das Buch kann für die Zustände in Englands Flotte — auch auf dieser ist der Erzähler als Soldat und, sehr gegen seinen Willen, Offiziersdiener monatelang gewesen — und in der Englisch-Deutschen Legion geradezu als Quelle angesehen werden, ebenso für die Kriegführung auf der Iberischen Halbinsel. **Victor Kurs.**

*) Von den angeführten Namen ist der des Hauptmanns Wyneken unrichtig geschrieben, was eher für die Echtheit des Buches spricht als für das Gegenteil.

Aus der socialpolitischen Litteratur.

Geschichte der deutschen Socialdemokratie. Von Franz Mehring. Zweiter Teil. Von Lassalles offenem Antwortschreiben bis zum Erfurter Programm 1863—91. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachfolger. (Auch unter dem Titel: Die Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen. Zweiter Band, zweiter Teil.) 1898. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ich habe bei der Besprechung des ersten Bandes des Mehringschen Werkes zwar seine Mängel schon angedeutet, aber immerhin sagen dürfen, daß Mehring uns eine vollwichtige Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland gegeben habe. Dieses Urteil kann ich leider, nachdem ich den zweiten Band gelesen habe, nicht mehr uneingeschränkt aufrecht erhalten. Auch im zweiten Bande ist ein weitschichtiges Material verarbeitet, wenn auch vielleicht mit allzugroßer Breite. Als bemerkenswert darf das Bemühen Mehrings hervorgehoben werden, gerecht im Urteil wenigstens über die Persönlichkeiten der eigenen Partei zu sein; er kritisiert Bebel und Liebknecht ebenso frei wie alle andern. Vor allem ist dieser zweite Band eine Rettung Schweitzers, auf die der Verfasser große Sorgfalt verwandt hat. Ganz unberechtigt sind dagegen die geringschätzigen Bemerkungen über Georg Herwegh, der jedenfalls nicht daran schuld war, daß Lassalle ihn für einen der Seinigen hielt; das geht aus Lassalles Briefen an ihn klar hervor. Lassalle drängt sich Herwegh in einer geradezu unangenehmen Weise auf; der Dichter Herwegh konnte sich vor dem Agitator gar nicht retten. Ich habe das in d. Bl. im vergangenen Jahre ausführlich dargestellt. Die Briefe Lassalles an Herwegh, die eine reiche Quelle für die Beurteilung des Menschen Lassalle sind, hat Mehring außerdem in seinem Litteraturverzeichnis ganz ungebührlich an einer Stelle citiert, wo sie niemand sucht. Es sieht beinahe so aus, als wolle er sie verstecken. Auch daß er dem vielverketzerten Dühring ein gutes Wort gönnt, sei ihm angerechnet, wenn auch mit dem von ihm abgegebenen Urteil längst nicht das letzte Wort gesprochen ist. Aber so viele Vorzüge das Buch auch im Einzelnen hat, betrachtet man es als Ganzes, so zeigt sich nach diesem zweiten Bande nunmehr, daß wir zwar eine neue Geschichte der Socialdemokratie bekommen haben, aber nicht die Geschichte der Socialdemokratie als eine Bereicherung der Wissenschaft, sondern eine Tendenzschrift, die, um zu Agitationszwecken für die Partei gebraucht zu werden, nur den Nachteil hat, zu dickleibig zu sein. Die kraß einseitige Auffassung der historischen Vorgänge, die schon im ersten Bande festgestellt werden konnte, hat der zweite Band noch übertroffen, er stellt der Weisheit proletarischer Geschichtsauffassung, die Mehring über den grünen Klee preist, kein besonders gutes Zeugnis aus. Man sollte meinen, daß die hohe

Meinung, die die Socialdemokraten von sich selbst haben, und die unerschütterliche Siegesgewißheit, die sie bei ihren Hoffnungen zur Schau tragen, daß all das Selbstgefühl ihnen die Pflege einer Tugend, nämlich der Gerechtigkeit, nicht nur leicht mache, sondern sie auch dazu verpflichte; aber davon ist keine Rede. Was in der Geschichte an Unrecht thatsächlich geleistet wurde, wird an ungerechter Beurteilung durch Mehring noch weit übertrumpft. Gerecht sein darf man nach seiner Meinung offenbar nur gegen die „Genossen", beileibe nicht gegen andere Menschen! Er schreibt im Schlußworte: „Wer historisch zu denken und zu urteilen vermag, wird die revolutionäre Arbeiterbewegung immer nur nach ihren großen historischen Zusammenhängen auffassen." Hätte nur Mehring selbst nach diesen sicher richtigen Worten gehandelt, als er historische Zusammenhänge schilderte; statt aber einen so freien Blick zu bewahren, steckt er die Nase ganz tief in die gesammelten Werke von Marx und Engels und konstruiert und deutelt an geschichtlichen Vorgängen so lange herum, bis sie glücklich zum Dogma der materialistischen Geschichtsauffassung passen und neue Beweise dafür liefern, daß Mehring recht hat, wenn er alles, was nicht von der Socialdemokratie ausgeht, eine Dummheit oder Schlechtigkeit nennt; was immerhin nicht ganz leicht gewesen sein mag.

Konnte man im ersten Bande die harte Sprache damit entschuldigen, daß die Zeit in der That die Entrüstung aller frei und national denkenden Menschen über die traurige Verblendung der deutschen Regierungen hervorrufen muß, so fällt dieser Grund sicherlich bei der Zeit nach 1866 und vor allem nach 1870 weg, wenn nicht ganz so doch zum guten Teil. Der zweite Band führt aber mit freigebigster Verwertung der gewöhnlichsten Schimpfwörter eine weit zügellosere Sprache als der erste Band, und alle Schönheiten des Stils, den Mehring mit unleugbarer Sicherheit beherrscht, werden durch die Roheit des Ausdrucks, auf die man Zeile für Zeile stößt, überwuchert. Mehring vergeht sich damit nicht nur gegen den guten Geschmack — eigentlich der schlimmste Vorwurf, den man einem Schriftsteller machen kann —, sondern erweckt auch Verdacht gegen die guten Gründe seiner Sache; wer meint, daß die Gründe für eine Sache stark genug sind, ihr zum Siege zu verhelfen, der verschmäht rhetorische Kraftstückchen um seine Gegner herabzusetzen. Mehring selbst beklagt sich über die unflätigen und lügnerischen Angriffe auf seine Helden, er selbst ist aber um kein Haar besser und verleugnet den Journalisten im schlechten Sinne des Wortes nicht. Jeder Mensch, der anders denkt als er, ist in seinen Augen ein Heuchler, Streber oder Schurke. Bedenkt er nicht, daß er eben selbst erst den Glauben von uns gefordert hat, er sei mit reinem Gewissen als ein innerlich überzeugter Mann zur Socialdemokratie zurückgekehrt, ebenso wie er früher überzeugter Nationalliberaler und Demokrat war? Wenn er selbst seinen frühern und heutigen Standpunkt als aufrichtiger Mann eingenommen hat, wie kann er dann die Überzeugung anderer mit den niederträchtigsten Schimpfworten verdächtigen, weil sie anders ist als seine eigene? Man lese folgenden Satz über die Studentenschaft um 1877: „Die Überlieferungen des bürgerlichen Radikalismus, die sich seit den Tagen der alten Burschenschaft in studentischen Kreisen erhalten hatten, erloschen in der gänzlichen Verwahrlosung der Fortschrittspartei; je nach Anlage, Herkunft und socialem Milieu ergaben sich die Studenten entweder einem niedrigen Strebertum, das sich höchstens noch mit antisemitischem Schwadronieren aufspielte, oder aber sie suchten sich mit der Socialdemokratie anzufreunden." Das letzte ist außerdem unwahr, denn nichts ist der Socialdemokratie so unangenehm, als daß sie bei ihren wiederholten Einbruchsversuchen in die Reihen der deutschen Studentenschaft gar keine Erfolge aufzuweisen hat. Am häßlichsten ist Mehrings Gebaren gegenüber Bismarck, von dem er ein der historischen Wahrheit fast an allen Punkten widerstrebendes Zerrbild zeichnet. Gewiß, die Socialdemokratie durfte ihn als ihren Todfeind betrachten; man braucht auch Bismarcks Stellung zu den socialen Problemen und der socialen Bewegung der Zeit nicht zu billigen und kann sich doch von solchen Wutausbrüchen vornehm zurückhalten. Diese Disciplinierung des Temperaments, wo nicht des Charakters, geht aber Mehring vollständig ab. Während ich bei all dem Gesagten daran festhalte, daß Mehring aus Überzeugung schreibt, obwohl ganz außerordentlich starke Abweichungen zwischen der ersten Fassung seines Buches von 1879 und der heutigen das einem oft sehr schwer machen, so giebt es bei der Stellung, die er zu der socialen Gesetzgebung einnimmt, nur zwei Möglichkeiten: entweder schreibt er wider besseres Wissen, um der Hetze zu dienen, oder er hat auch nicht eine blasse Ahnung vom A-b-c der Nationalökonomie. Er nennt nämlich die sociale Gesetzgebung Bettelreformen und schreibt, daß diese principiell mit der socialen Reform nichts zu thun hätten, sondern sich auf dem Gebiete der Armenpflege bewegten. Man kann auch hier wieder sehr wohl vor einer Überschätzung auch der principiellen Tragweite der socialen Gesetzgebung warnen, jedoch das Mehringsche Urteil wendet sich gegen ihn selbst. Es ist sehr bedauerlich, daß niemand dem Buche mehr zu schaden verstanden hat als der Autor; sehr viel mehr Bescheidenheit und objektivere Darstellung, so wäre das Buch geworden, was es nach dem ersten Bande zu werden versprach — eine Geschichte der deutschen Socialdemokratie.

L. O. Brandt.

Erzählungen und Romane.

1. Der Advokat von Renckersville. Erzählung aus Texas von Rudolf Scipio. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898. 8. 1 M.
2. Es sah eine Linde ins tiefe Thal. Novelle von R. Litten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1898. 8. 50 Pf.

Beide Erzählungen sind Bände der „Goldschmidtschen Bibliothek für Haus und Reise". Die Erzählung Scipios (Nr. 1) kann keinen andern Anspruch erheben, als ein paar Stunden Eisenbahnfahrt in leidlicher Weise totschlagen zu helfen, und etwa zu Hause die noch auf die Thaten amerikanischer Pferdediebe eingeschworene Jugend einige Stunden zu unterhalten. Im übrigen ist nichts an der Erzählung, was ihr die Ehre verschaffen könnte, kritisch gewürdigt zu werden.

Etwas höher steht die Novelle von R. Litten (Nr. 2); aber auch in ihr überwuchert das rein Stoffliche das Seelische, und was hier erzählt wird: die Geschichte von der verstoßenen Grafentochter, der bösen Stiefmutter, der treuen Liebe von Kindheitsgespielen, ist schon hundertmal ähnlich erzählt worden. Immerhin darf man zufrieden sein, wenn die reisende Menschheit nichts Schlechteres liest als diese jedenfalls durchaus moralischen Erzählungen, in welchen das Laster in regelrechter Weise bestraft, die Tugend belohnt wird.

Von den Gaunern und Buschkleppern Amerikas zu den Räubern Griechenlands führt uns:

3. Der Henker von Nauplia. Erzählung aus dem neugriechischen Volksleben von Johann Christoph Werner. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1898. 8. 5 M.

Wäre ich dieser Erzählung irgendwo in einer Lieferungsausgabe auf dem Tisch einer Näherin begegnet, so würde ich sie für einen richtigen Kolportageroman gehalten und nach Genuß einiger Seiten weggelegt haben. So in seiner vornehmen Ausstattung ließ es eine solche Vermutung nicht aufkommen; und der Pflicht gehorchend habe ich ihn zu Ende gelesen, so schwer mir das geworden ist. Und ich habe den Eindruck bekommen: so kolportagemäßig das Ganze sich ausnimmt, dem Verfasser war es wirklich Ernst mit seiner Aufgabe; er hat ein gut Stück Arbeit daran gewendet, das Schicksal des ehemaligen Räubers, dann Henkers, der von seiner Geliebten, der edlen und tugendhaften Räubertochter, moralisch gerettet wird, uns recht eindringlich vorzuführen. Er hat zu diesem Zweck sich fleißig in der einschlägigen Romanlitteratur älterer Zeit umgesehen oder aus seiner Jugendlektüre so viel behalten, um mit Hilfe des Zufalls notdürftig die Fäden schlingen und entwirren zu können. Was ihm fehlt, ist leider nur jegliches Talent zum Erzählen, oder günstigsten Falls ist das Buch der erste, unbehilfliche Versuch auf diesem Gebiet. Schon die umständliche und überstiegene Art, wie diese Leute samt und sonders sprechen, zeigt, daß der Verfasser die Kunst des Erzählens in keiner Weise versteht. Und wenn ich erst dem in Griechenland bekannten Verfasser mich zu glauben bemühte, in der Art sprechen eben griechische Räuber, so belehrten mich die Reden der Amerikaner, die gerade so sind, daß man es hier mit mangelndem Talent zu thun hat, oder wiederum günstigen Falls mit einer Erstlingsarbeit. Ist dem so, dann wird der Verfasser noch sehr viel zu lernen haben, bis er eine für den Gebildeten lesbare Erzählung schreiben kann.

4. Der römische Maler. Von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1898. 8. 2 M.

Ein halb Dutzend Skizzen in der bekannten Art des Verfassers: mit einem gewissen prickelnden Übermut, halb humoristisch, halb satirisch hingeschrieben, und teilweise recht vergnüglich zu lesen. Tiefern Gehalt hat keine dieser Skizzen, am ehesten noch die, welche dem Buche den Namen gegeben hat. Hier ist die Form wieder einmal alles, der Inhalt so gut wie nichts. Aber ein Formkünstler in seiner Art ist Hartleben; und es ist immer eine Kunst, aus Nichts etwas zu machen. Nur ist es französische, nicht deutsche Kunst. Aber etwas können wir immer von den Franzosen lernen.

5. Wie ich Schriftsteller wurde und was ich dann schrieb. Humoresken von W. von Dünheim. Berlin, Schall u. Grund. Verein der Bücherfreunde. 1898. 8. 4 M.

Von den Franzosen hätte der Verfasser lernen können, einen weniger abgeschmackten Titel zu wählen. Im übrigen ist sein Buch echt deutsch in seinem Humor der Kleinigkeiten, in seinen moralischen Nutzanwendungen, die manchmal stark an das Feuilleton von Frauenzeitungen alten Schlags erinnern, in seinen Gemütsstimmungen wie in der Pose des Philisters, die der Verfasser mit Vorliebe annimmt. Von hier aus aber gewinnt er den humoristischen Standpunkt seiner Weltbetrachtung. Das heißt eigentlich seiner Berlinbetrachtung, und Berlin ist gottlob noch lange nicht die deutsche Welt. Herausgewachsen ist das Buch aus dem Berlin der Gründerjahre: hier findet der Verfasser seine besten Motive. Und der Ton des Ganzen ist auch auf den Berliner Witz gestimmt, ohne daß es an wirklichem Humor fehlte, der freilich nie in die Tiefe geht. Es ist aber ein gutes Zeichen für ein derartiges Buch, daß man es auch außerhalb Berlins mit Behagen genießen kann. Hausherren und Hausfrauen können sogar auf anmutige Weise manches aus ihm lernen, nach dem alten Fischartschen Spruch: daß man zugleich mit dem Ergötzen, deſt' lieber das Gute möcht einschwätzen.

6. Feenhände. Roman von Paul Oskar Höcker. Berlin, Otto Janke. 1898. 8. 6 M.

Dieser Roman dreht sich um das Wörtchen „von", das ein Bürgerlicher bekommen soll, und stellt nicht ungeschickt

drei Kreise im Gegensatz: Adel, Bürgertum und Arbeiterschaft. Den Mittelpunkt bilden die Feenhände der durchaus bürgerlich tüchtigen Frau Helene, welche sich von der einfachen Näherin zum Haupt einer angesehenen Wappenstickereifirma und zum Reichtum emporgearbeitet hat, und einfach bleiben will, obgleich ihrem Manne der Reichtum zu Kopf gestiegen ist, und der Adel und ein adliger Schwiegersohn es ihm angethan hat. In den Konflikt hinein ist die Tochter des Hauses gestellt; nach vielen Kämpfen erst lösen die Feenhände der Mutter alle Konflikte, auch einige sociale, und die Tochter wird glückliche Frau. Verschärft werden die Konflikte durch das Treiben von Frauenrechtlerinnen, deren Führerin die verschrobene Schwester der Frau Helene ist; diese Partieen obwohl teilweise etwas karikiert, erwecken das Interesse am meisten und geben dem Roman eine besondere Farbe. Im ganzen steht er auf der Durchschnittshöhe, auf welcher sich die Romane der Jankeschen „Deutschen Romanzeitung" zu bewegen pflegen.

7. Schicksal. Roman von C. Vollbrecht. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1898. 8. 4 M.

Da es sogar Dramatiker, nicht bloß Zeitungsmenschen giebt, welche die Begriffe traurig und tragisch nicht auseinanderhalten können, so wird es uns nicht wundern, wenn auch unsere Erzähler beides verwechseln. Und wenn der Erzähler eine Erzählerin ist wie C. Vollbrecht, dann ist die Verwechselung um so begreiflicher. Traurig, bloß traurig und nicht tragisch ist das Schicksal der hier gezeichneten Heldin: als Pfarrerstochter in den einfachsten Verhältnissen erzogen, nur fähig zu lieben und an der Liebe unterzugehen, kommt sie durch eine wunderbare Verkettung der Umstände an einen Fürstenhof und lernt hier einen Grafen Salus von ganzem Herzen lieben. Da entdeckt sie, daß sie die uneheliche Tochter der Fürstin und dieses Grafen Salus ist, daß also die Tochter den Vater liebt, und geht an diesem Konflikt zu Grunde.

Das wird nun, meist in Tagebuchform, im Stile der zwanziger Jahre unsers Jahrhunderts, offenbar mit guter Kenntnis der damaligen Verhältnisse eines kleinen Fürstenhofes erzählt, und zwar nicht ohne Geschick, teilweise recht rührend und für zarte Gemüter aufregend. Aber wir scheiden von dem Roman nicht mit dem Gedanken: hier ist etwas Großes, Herrliches, zum Leben und Wirken Berufenes an sich selbst und an den Verhältnissen zu Grunde gegangen, das wäre tragisch, sondern mit dem Gedanken: Schade, daß das Mädchen nicht, ehe es an den Hof kam, irgend einen soliden Mann geliebt und geheiratet hat! und höchstens mit dem Ausruf der Schlußworte: „Claire — arme, arme Claire!"

8. Die neue Moral. Berliner Roman von Leon Leipziger. Berlin, Verlag des „Kleinen Journal". 1898. 8. 3 M.

Die neue Moral ist: da es Schurken in jedem Gesellschaftskreise giebt, bei den obern Zehntausend wie bei den untern Hunderttausend, in Offiziers- und Bürgerkreisen wie bei den Socialdemokraten, so muß zur großen Ehre des Standes, auch des socialdemokratischen Standes, alles vertuscht werden. Also läßt sich die Socialistin und Demimondedame Cleo, die Tochter eines Schurken, der socialdemokratischer Parteihäuptling ist, vernehmen: „Eure (d. h. der sogenannten höhern Stände) Moral ist nichts weiter als die Bemäntelung eurer Feigheit. Ihr habt nicht den Mut, zu gestehen, daß ihr Verbrecher unter euch habt, und ihr wollt die Schuldigen nicht dem Arm der Gerechtigkeit überliefern, weil ihr die Themis fürchtet, welche in diesem Falle das Volk ist." Und der Schluß ist, daß sich besagte Cleo als Maitresse eines französischen Marquis viel wohler befindet, denn als zielbewußte Agitatorin für Frauenrechte und für den ganzen socialdemokratischen Klimbim.

Diese neue Moral nun wird hier in lebendigen Bildern aus der Berliner Gesellschaft vorgeführt und zwar mit durchaus engem Horizont, wie es sich für ein Verlagswerk des „Kleinen Journals" geziemt. Ängstlich hütet sich dieser Roman davor, irgendwie in die Tiefe zu gehen oder Perspektiven zu eröffnen; der ganze Roman war offenbar ein Feuilleton des „Kleinen Journals", und wird bei dem Durchschnittsleser dort und jetzt im Buche den Eindruck hervorgebracht haben: nur weiter fortgewurstelt mit der Lumperei oben und unten! Die neue Moral sorgt dafür, daß die Sache nicht zu gefährlich wird. So leben wir, so leben wir alle Tage. Ein denkender Mensch wird von diesem Roman sehr wenig befriedigt sein, wenn er auch ein gewisses Geschick, die Décadencemenschen in Berlin abzukonterfeien, nicht leugnen wird.

9. Allein und Frei. Roman in zwei Bänden von Theodor Hermann Pantenius. (Th. H. Pantenius' gesammelte Romane in 9 Bänden.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1898. 8. 6 M.

Endlich einmal wieder ein Roman großen Stils nach so viel Romanstücken und Romanskizzen, ein Roman, der aus der Schule Gustav Freytags zu stammen scheint, ja der an den besten bürgerlichen Roman, den wir haben, an „Soll und Haben", in mehr als einer Beziehung erinnert. Was hat man nicht alles in den letzten fünfundzwanzig Jahren als Roman verzollt, wie flüssig ist der Begriff Roman geworden, wie oft ist er nur verbreiterte Novelle, kleiner Lebensausschnitt, ohne den Hintergrund der Zeit oder weit und tief wirkender Verhältnisse! Hier ist also wieder ein eigentlicher Roman in drei Büchern: Kindheit, Jugend und Mannesalter des Helden und zwar eines Helden, der von der Familie, welcher er entsprossen ist, gewisse Stammeseigenschaften und -Leidenschaften geerbt hat, die ihm zur Hemmung und Förderung werden, je nachdem er sie beherrscht oder von ihnen beherrscht wird. Aber der Held ist nun nicht ein Sonderling, eine selten vorkommende Species generis humani, dergleichen es sonst nicht giebt. Das heißt, so wie er geschildert wird, ist er immer der Heinz Eichenstamm, und nicht ein beliebiger anderer Schüler,

Student, Landwirt; aber er trägt bei all seiner Eigenheit so viel allgemeine menschliche Züge, daß fast jeder Leser, der auch nur ein wenig von Eichenholz in sich hat, etwas von sich selbst in ihm findet. So ist es nicht ein bloßer Typus, sondern ein wirklicher, strebender und irrender Mensch, und doch steckt in ihm viel allgemein Menschliches. Und darum verfolgen wir sein Wachsen und Werden von seiner Kindheit an mit voller Teilnahme; und selbst das zweite Buch, in welchem seine Studentenzeit geschildert wird, die ihn uns von seiner unliebenswürdigsten Seite zeigt, hält unsere Teilnahme fest, wenn freilich auch mit einiger Mühe. Im dritten Buch, in dem wir den „verpfuschten Studenten" als Landwirt kennen lernen, setzt der Verfasser dann wieder mit voller Kraft ein und bleibt bis zum Schlusse auf der Höhe.

Den örtlichen Hintergrund bildet eine kurländische Stadt, dann eine Universität (wohl Jena) und endlich kurländische Landsitze. Und auch hier wieder gilt: das alles hat eine ganz besondere Farbe, steht vor uns mit allen Besonderheiten und sogar etwas lang gesponnenen Einzelheiten, wie sie sich indessen ein großer Roman erlauben darf; aber dem Leben, das sich an diesen Örtlichkeiten und unter diesen Verhältnissen entwickelt, haftet wieder so viel allgemein Menschliches an, daß die große Lebensperspektive sich hinter ihm öffnet. Die Zeit, die fünfziger und der Anfang der sechziger Jahre unsers Jahrhunderts, ist im ersten und dritten Buch weniger ersichtlich; das ganze zweite Buch, die Studentenzeit, ist aber durchaus von ihr beherrscht. Mit Recht, denn an den Landadelsitzen und am Leben einer alten zäh am Stammcharakter festhaltenden Familie geht die Zeit nur mit leiser Berührung vorüber, während das Studentenleben wesentlich unter dem Einfluß der Zeitströmungen steht.

Der Roman hat eine Fülle von Gestalten: die einen außerordentlich fein gezeichnet, die andern mit starken Strichen vor uns hingestellt; alle leben, keine ist ein bloßer Schatten. Am wenigsten vielleicht vermag die Heldin, die Jugendgespielin des Helden, Lelia, uns zu erwärmen; sie hat etwas von Sabinens Tüchtigkeit und Langweiligkeit in „Soll und Haben"; auch die Kontrastfigur des Helden, der wilde Junker Schweinsberg, erinnert leise an Fink in Freytags Roman. Die Fäden der Erzählung sind außerordentlich gut verschlungen, und der Verfasser hat sie sicher in der Hand, ohne daß die Personen jemals Puppen würden oder daß die Verlegenheit sie auf die Bildfläche brächte. So darf man den Roman als eine durchaus tüchtige und sorgfältige Arbeit rühmen, wie man sie bei den pseudogenialischen Modernen nicht findet; aber er ist zugleich einer ursprünglichen Begabung für den deutschen Roman entsprungen, der hoffentlich von den sklavischen Nachahmern der Fremden nie ganz verdrängt wird. Man wird die beiden Bände mit Vergnügen in seine Bücherei aufnehmen, und wenn die übrigen Bände der gesammelten Romane des Verfassers auf derselben Höhe stehen, diese dazu. **Richard Weitbrecht.**

Roseggers neuestes Buch.

Idyllen aus einer untergehenden Welt. Von Peter Rosegger. Leipzig, Staackmann. 1898. 8. 4 M.

Die jüngste Sammlung von Skizzen, Erzählungen und Schildereien Peter Roseggers, welche in einem stattlichen Bande vor uns liegt, weist die Eigenart des phantasiebegabten Dichters wieder in schönem Lichte auf. Eine reiche Zahl von Dichtungen hat der Unerschöpfliche schon dem Publikum geboten, und ist einerseits der Umstand bemerkenswert, daß der Kreis, den sich Rosegger gezogen, als ein verhältnismäßig enger erscheint, so wird man andererseits die Schöpfergabe dieses Talents immer mehr bewundern müssen, wenn man ins Auge faßt, wie auf dem eng begrenzten Gebiete des bäuerlichen Lebens seiner Alpenheimat der Dichter uns immer neue Gestalten und Ereignisse vorführt. Diese haben nicht nur den Vorzug, getreu die Zustände und Verhältnisse jenes Berglandes zu schildern, sondern es wohnt ihnen auch ein besonderer fesselnder Reiz inne, welcher den Leser ergreift, mag nun ein kleines Charakterbildchen in abgerundeter Form, oder eine größere Erzählung das Gemüt erfreuen. Auch in diesen Erzählungen — wir sehen ab von den größern Romanen, die einen ganzen Band füllen — ist es nicht die Erfindung, die Fabel, welche uns so überaus anmutet, es fesselt vielmehr die Darstellung, die Schilderung der Natur so gut wie jene des Innenlebens, des Herzens und des Gemüts seiner Menschen, die er stets in der vollen Ursprünglichkeit vorführt, in welcher sie im Wald und in den Bergen aufgewachsen sind. Wir möchten die kleinern Schöpfungen dieses Dichters mit dem kaleidoskopischen Bilde vergleichen. Es sind immer die gleichen bunten Glassplitter und -Steinchen, auf welche er uns durch das Okular des Rohres blicken läßt. Aber welche überraschende Mannigfaltigkeit von Figuren, Arabesken und prächtigen Bildern weiß er aus dem gering scheinenden Material hervorzuzaubern. Er ist schier unerschöpflich, und deshalb haben wir auch die einmal gefaßte Befürchtung aufgegeben, aus diesem Material könne nun nichts Neues mehr geschaffen werden. Er hat doch wieder Neues geschaffen, und schon oftmals seitdem wir diese Befürchtung einst gehegt. Rosegger wendet nur fast unmerklich sein Rohr und überrascht erblickt der Beschauer schöne ungeahnte kunstvolle Bildungen.

Auch in den „Idyllen" ist dies der Fall. Nach Roseggers Angaben bezieht sich der Titel „Idyllen aus einer untergehenden Welt" auf das leider untergehende alte Volkstum, aber nicht auf dieses allein. „Auch in der Gesellschaft versinkt eine Welt der Seele und des Gemüts, die ebenfalls eine Idylle war im Vergleiche zu den heutigen Richtungen des wild ringenden Menschengeistes. Im Gegensatze zu den Schöpfungen der modernen Litteratur

sind alle hier versammelten Erzählungen und Schildereien schlichte Denkmale einer harmlosern und glücklichern Zeit und Dichtung." — „Wohl", fährt der Autor fort, „auch unsere Väter haben in ihren weltfernen Heimstätten gelitten und gestritten und sind armselig gewesen. Aber der größere Frieden in unentweihter Natur, der in seiner steten Gelassenheit behaglichere Lebensgenuß, die warme Welt- und Gottesfreudigkeit ihres ländlichen Seins, werden lange ein Gegenstand der Sehnsucht bleiben — bis irgendwann und irgendwo eine Wiedergeburt kommt, eine neue waldfrische Jugend."

So wollen denn Roseggers „Idyllen" vor allem die Welt des echten unverfälschten Volkstums vorführen und sie den künftigen Geschlechtern erhalten, denn leider sind wirklich heute diese prächtigen typischen Gestalten und originellen Figuren, diese Wildschützen und Kohlenbrenner und alten Mütterchen, welche so schöne Märchen zu erzählen wußten, aber auch die treuherzigen Dirndln und die biedern, offenen Burschen, welche den Leuten die Wahrheit ins Gesicht sagen, wie der Fischerjunge Winard im „Mädeljäger", gar spärlich geworden. Sie haben sich zurückgezogen in die entlegenern Waldgründe und in die Schroffen der Berge, nur in ganz fernen Alpenthälern findet man noch allenfalls eine echte und rechte Gestalt, wie sie der Dichter schildert, und wie sie zur Knaben- und Jünglingszeit Roseggers nicht gar so selten dem Wanderer auf den Pfaden in der Alpenheimat begegneten. Freilich kreuzte diese Pfade damals noch kaum eine Eisenbahnlinie, und der Pfiff des Dampfrosses wurde viel seltener gehört als etwa der Pfiff der Gemsen im Gewände. Der Ausdruck „Idyllen" ist übrigens nicht allzu ernst zu nehmen. Wir finden manches heitere Geschichtchen und manches recht ernste in der Sammlung, mitunter auch märchenhaft klingende Erzählungen, wie z. B. der obengenannte „Mädeljäger", oder die Waldgeschichte „Mann und Weib". Auch aus solchen Märchenphantasien läßt uns der Dichter die ethische Nutzanwendung ziehen, selbst wenn er den Schalk hervorkehrt, wie ja dies nicht selten seine Gewohnheit ist. Wie wahr Rosegger seine Gestalten ins Leben zu zaubern vermag, davon geben die Stücke ein prächtiges Beispiel. Der Joch-Jackel im „Bußjoch", die übermütigen Burschen in „Ein halb Dutzend Schelme", der freundliche nachsichtige Benefiziat in „Arme Sünder", der „Quartal-Lump", der „Dunnerer Bua", der erbarmungswürdige Hiesel in dem Stücke „Zuwiheirathen", der „Räuber Renni" und selbst der berauschte „Vetter vom Lande", der vergiftet zu sein fürchtet, sind mit so markigen Strichen und so voll Humor gezeichnet, daß man es selbst bei den schlimmsten dieser Persönlichkeiten beinahe bedauert, ihnen im Alpenlande wohl nicht mehr zu begegnen. Eine hübsch abgerundete Erzählung bietet „Das Bergversteck", welches uns die Flucht einer Gräfin mit ihrer Tochter vor den Franzosen ins Gebirge und das Leben und Treiben der Flüchtlinge auf dem Kürnhofe schildert. Der Gegensatz zwischen der Comtesse und den bäuerlichen Mädchengestalten ist in so drolliger Weise namentlich in den Gesprächen zwischen den Mädchen hervorgekehrt, daß man auch die Unzukömmlichkeiten und Fährlichkeiten vergißt, welche den Flüchtigen drohen für den Fall, daß ihr Bergversteck entdeckt wird. Weder der Bonaparte noch seine Leute aber nehmen den Weg auf die Alm, vielmehr erheitert es den Leser gar sehr, als eine Rotte Burschen den Napoleon gefangen bringt, der sich aber leider nicht als der große Kaiser, sondern als ein gewöhnlicher „Scherschang" entpuppt. — Neben derartigen Geschichten finden sich noch manche Erinnerungen aus des Dichters Jugendzeit in der Zahl dieser „Idyllen", wie die Stücke „Als ich Schullehrer gewesen", „Als wir unschuldiges Blut vergossen haben", „Der Faderlschneider", „Der Preuß in der Waldheimat", und man wird auch hier der Wahrheit und Dichtung Roseggers gar gern folgen, zumal wenn er in so köstlicher Weise erzählt, wie es bei diesen von Humor durchwehten Erinnerungen der Fall ist.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Inhalt jeder einzelnen dieser Geschichten und Schildereien wiederzugeben und zu zergliedern. Wer ein Buch reich an Gemüt und Herzensfrische, an Humor und Poesie, an Sinnigkeit und derber Kräftigkeit, kurz einen echten „Rosegger" so recht zu schätzen und zu würdigen weiß, wie die große Zahl seiner bisherigen Verehrer und Freunde, der lese diese „Idyllen aus einer untergehenden Welt". Sie werden dem Poeten gewiß wieder Scharen neuer Freunde zuführen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Von den neuesten Bänden der im Verlage von A. Bonz u. Comp. erscheinenden Sammlung illustrierter Novellen heben wir hervor: Richard Voß, „Die Rächerin"; L. Ganghofer, „Tarantella"; Hermine Villinger, „Das dritte Pferd" und andere Erzählungen.

Aus dem Nachlaß von Daniel Sanders hat der Verlag von J. J. Weber ein Citatenlexikon großen Stils herausgegeben. Es enthält nicht nur wie Büchmanns bekanntes Buch die geflügelten Worte, sondern auch Sprichwörter, Sentenzen und sinnvolle Gedanken unsers Schrifttums, soweit sie erzieherischen oder kulturgeschichtlichen Wert haben. Die Anordnung ist alphabetisch, aber nicht nach den Anfangsworten. sondern nach Stichworten, den wesentlichen Begriffen der Aussprüche. Auch die jüngste Zeit hat Sanders in den Bereich seiner Sammlung gezogen, und sogar den Humor der „Witzblätter", wo er treffende Gedanken fand, nicht verschmäht. Überall ist die Quelle genau angegeben.

Von Adolf Wilbrandt ist im Verlage von J. G. Cotta ein neuer Roman erschienen unter dem Titel „Vater Robinson", und in demselben Verlage von Rudolf Stratz der Roman „Die letzte Wahl".

Die für die „Blätter für litterarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. **Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Mit einer Beilage: „Mitteilungen von F. A. **Brockhaus**“ in **Leipzig,** 1898, Nr. 2.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (**Querstraße 16**).

Blätter
für
litterarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 52.

Leipzig,
29. Dezember 1898.

Eine Festschrift zu Ehren des Kunsthistorischen Instituts in Florenz.

Die vorliegende Festschrift*) umfaßt der Hauptsache nach gesammelte Artikel und Abhandlungen von Professor A. Schmarsow. Nur das gewissermaßen als Einleitung dem Bande beigegebene Gedicht des Ugolino Verini (die bekannten Strophen zum Preis der namhaftesten Florentiner Quattrocento-Künstler) ist von H. Brockhaus mitgeteilt; und die den Abschluß bildende Studie „Meister des 14. und 15. Jahrhunderts im Lindenau-Museum zu Altenburg" zeichnen fünf Angehörige des Leipziger Kunsthistorischen Instituts zusammen mit ihrem Lehrer.

Die erste Hälfte des Buches, unter dem Gesamttitel „Florentiner Studien" zusammengefaßt, erörtert einzelne Fragen von einschneidender Bedeutung, und zeichnet, über mehrere Jahrhunderte hinübergreifend, gleichsam die Hauptlinien einer künstlerischen Entwicklung, die in dieser fast logischen Folgerichtigkeit in der modernen Kulturwelt ihresgleichen nicht wieder hat. Mit einer Ausnahme — dem Aufsatz „Santa Caterina in Antella", der, in gefälligem Plauderton gehalten, dem Leser mit wertvollen, so gut wie unbekannten Fresken des Spinello Aretino bekannt macht — beschäftigen sich diese Studien lediglich mit der Entwicklungsgeschichte der Skulptur: mit den drei Künstlern, die den Beinamen Pisano berühmt machten, mit dem reichen Kranz von Skulpturen, der Or San Michele ziert, endlich mit dem merkwürdigen Relief der „Kaiserkrönung" im Bargello in Florenz. Der Verfasser hat das Verdienst, dieses bedeutende Werk, das im Trecento ja ganz undenkbar wäre, für einen Meister des Quattrocento in Anspruch genommen zu haben. Aber er geht noch weiter; er nennt diesen Meister mit Namen: Luca della Robbia. Aber wird schon diese Zuschreibung allgemein Befremden hervorrufen, so noch mehr die andern Werke, die Verfasser dem Künstler zuschreiben zu können glaubt. Von diesen hält das Madonnenrelief in Santa Maria Nuova (Abb. Tafel zu S. 65) die Mitte inne zwischen den Ateliers des Rossellino und Verrocchio, nicht ohne Zweifel an der Echtheit rege zu machen. Die vornehm aufgefaßte Jünglingsbüste wird man aber trotz Schmarsows Attribution noch einige Zeit lang, einerlei ob unter dem Namen des Pollainolo oder Benedetto da Maiano, in die zweite Hälfte des Quattrocento ansetzen, der sie der Gesamtauffassung nach angehören muß. Diese verrät einen Künstler jener Generation, die das Erbe der großen Meister der ersten Hälfte des Quattrocento angetreten hat. Dahingegen kann man dem Verfasser nur beipflichten, wenn er die Deutung der Darstellung auf die Krönung Ludwigs des Bayern oder Karl IV. zurückweist. Wie hätte man im guelfischen Florenz darauf verfallen sollen, eine Kaiserkrönung bildnerisch zu verherrlichen — es sei denn die Krönung Karls des Großen, die denn Verfasser, die frühere Deutung wieder aufnehmend, hier erblicken will. Aber auch so geht das Exempel nicht ganz ohne Rest auf. Der Krönende ist nicht der Papst, sondern ein Bischof; es fehlt eins der Attribute: das Schwert. Ich bin in die Fragen des Krönungsceremoniells nicht genügend eingeweiht, um sagen zu können, ob die Tracht des Gekrönten keine andere Deutung als die auf den Kaiser zuläßt. Jedenfalls dürfte das Relief noch öfters Gegenstand archäologisch-kunstkritischer Untersuchung werden. — Ein Aufsatz über die „Neuordnung Florentinischer Museen" beschließt die erste Hälfte des Bandes.

Die zweite Hälfte: „Italienische Studien in andern Sammlungen", wird eingeleitet durch einen zuerst 1881 publizierten Aufsatz „Raffaels Skizzenbuch in Venedig".

*) Festschrift zu Ehren des Kunsthistorischen Instituts in Florenz, dargebracht vom Kunsthistorischen Institut der Universität Leipzig 1897. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1897. Gr. 4. 26 M.

Im Anschluß an seine Auseinandersetzungen über diese Sammlung skizziert Verfasser den Entwicklungsgang des jungen Raffael; aber das Gebäude, das er errichtet, fällt zusammen, wenn der Beweis gelingt, daß jenes Buch mit Raffael nichts zu thun hat. Eine nochmalige genaue Untersuchung dieser viel umstrittenen Frage an dieser Stelle würde den einer Bücheranzeige gegebenen Raum weit überschreiten. Immerhin will ich einige Bemerkungen hier zusammenstellen, um einen dem des Verfassers entgegengesetzten Standpunkt zu begründen. Der Künstler des Skizzenbuches ist in erster Linie Kopist. Man hatte von Anfang an die Kopien nach Mantegna und nach den Philosophen-Bildern im herzoglichen Schloß zu Urbino erkannt. Man nannte die Namen Signorellis — Verfasser stellt auf Seite 98 die Blätter, die den Einfluß dieses Meisters verraten, zusammen — und Pollainolos (für zwei Zeichnungen hat Courajod in „L'Art", 1880, II, 161, ein im Louvre erhaltenes Blatt mit Aktstudien als Vorlage erwiesen). Morelli führte den Nachweis, daß mehrere Zeichnungen auf sichere Werke des Pinturicchio zurückzuführen sind. Auch Figuren aus Peruginos „Schlüsselübergabe" fanden sich im Skizzenbuch. Verfasser selbst erkannte in dem heiligen Andreas eine dem Fiorenzo di Lorenzo entlehnte Figur. Hierzu will ich noch einige Entlehnungen anfügen. Der von einem Löwen angefallene Mann (Abb. S. 100) ist, worauf Dr. Fischel mich aufmerksam machte, nach einem Florentiner Niello kopiert (siehe „Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen", XV, Tafel I, Nr. 8; Abbildung zu dem Aufsatz von Kristeller). Einen wertvollen Fund verdankt man H. Thode, der gelegentlich einer Anzeige des ersten Bandes der „Gallerie nazionali italiane" (Repertorium, XVIII, S. 303) nachwies, daß zwei Blätter mit Gewandstudien (Braun, Nr. 89 und 100), die man bis dahin immer auf das Fresko der Libreria in Siena bezogen hatte, in engen Zusammenhang gehörten mit der Disputation der heiligen Katharina des Araldi in Parma. Da dies letztere Fresko damals (1894) zuerst publiziert wurde, war es nicht sehr wunderbar, daß diese Verbindung bisher allen Forschern entgangen war. Noch deutlicher, als aus jener in den Details nicht ganz genügenden Abbildung, wird der Zusammenhang durch den Vergleich der Blätter des Skizzenbuchs mit zwei Zeichnungen zur linken und rechten Seite des Freskos in Parma, in den Sammlungen Malcolm (jetzt British Museum; Phot. Braun, Expos. B. Arts, Nr. 105, als Pinturicchio) und Robinson. Diese zwei Zeichnungen geben uns ein der Ausführung al fresco vorangehendes Stadium der Komposition, wie verschiedene Umstände zeigen; die Zeichnungen im Skizzenbuch stehen ihnen speciell durch den der Umbrischen Schule eigentümlichen Duktus näher wie dem Fresko, in welchem die umbrischen Elemente nicht mehr so stark hervortreten. Die Blätter des Skizzenbuchs müssen gezeichnet sein nach einem Entwurf, der die Komposition bereits ziemlich genau festlegte: denn auf dem Blatt Br. 100 sind die Gewänder der ersten und zweiten Figur rechts schon in dem richtigen Abstand voneinander gezeichnet. Wahrscheinlich hat ein Entwurf Pinturicchios oder Araldis, der dann zu jener Zeit ganz unter jenes Meisters Einfluß gestanden hätte, für die Zeichnungen im Skizzenbuch als Vorlage gedient. Wenn Araldis Fresko zu datieren wäre, so würden wir unter Umständen einen richtigen Terminus gewinnen. Jedenfalls aber haben wir hier zwei Zeichnungen, die zu einem Werk eines Meisters dritten Ranges in Beziehung stehen, das sich der geniale junge Raffael zum Muster genommen hätte. Noch sei auf zwei Blätter mit zwei Propheten (Braun 95 und 124) verwiesen, die wie Pendants sich ansehen lassen. Es sind meines Erachtens die weitaus besten Zeichnungen des Skizzenbuches, frei in der Federführung, und die einer gewissen Größe nicht entbehren. Der eine dieser beiden gehört in unmittelbaren Zusammenhang mit dem „Sokrates", wie er sich auf den Fresken Peruginos im Cambio findet. Wohlverstanden: es ist nicht eine Studie zu dieser Figur, denn die Mannesgestalt dieser Zeichnung sitzt: aber Typus, Formauffassung, ja viele Einzelheiten (vergleiche besonders die fast identischen Hände) stimmen hier und dort so vollständig überein, daß wir uns berechtigt glauben zu sagen, diese Zeichnung führt uns direkt in die Umgebung Peruginos und muß gleichzeitig mit dessen Thätigkeit im Cambio, etwa kurz vor 1500, entstanden sein. Daß eine Zeichnung oder ein Bild Peruginos aus eben jener Zeit als Vorlage gedient hat — und sicherlich auch für das erwähnte Pendant, dessen Vorbild zur Zeit nicht nachzuweisen ist —, scheint mir über jedem Zweifel festzustehen.

Wir haben also immer wieder dasselbe Bild vor uns: der Besitzer des Skizzenbuchs zeichnet ab, was ihm immer vor Augen kommt, Bilder, Zeichnungen, Stiche; er kopiert nach großen und nach kleinen Meistern. Er zeichnet fast immer so, daß er seine Vorlagen verschlechtert, verflacht (besonders deutlich bei seinen Pollainolo-Kopien); nirgends eine geistvolle Transponierung. Und das sollen wir dem Künstler zutrauen, der schon frühzeitig die Welt mit Staunen über seine Gaben erfüllt? Das Skizzenbuch muß noch bis 1500 — vielleicht noch länger, aber das läßt sich nicht erweisen — benutzt worden sein; damals war Raffael siebzehn Jahre alt. Nur wenige Jahre später, und seine Hand schafft einige herrliche große Altarwerke, beschenkt die Welt mit Zeichnungen, die zu den köstlichsten Besitztümern, die wir der Kunst verdanken, gehören (ich habe hier speciell die auf die „Krönung Maria" bezüglichen Blätter im Auge). Wie soll man sich den ungeheuren Abstand erklären zwischen diesen und jenen Zeichnungen? Vielmehr, er ist nicht zu erklären. Hier hilft auch die subtilste Argumentation nicht aus. Es giebt auch in der Kunstgeschichte Imponderabilien, Dinge, die sich nicht exakt beweisen lassen. Das Hauptargument, das, wenn alle andern — zum Glück reichlich vorhandenen — Beweismittel versagten, genügen würde, um den Namen Raffaels von dem venetianischen

Skizzenbuche zu trennen, lautet: wer diese Zeichnungen immer angefertigt hat — ob Pinturicchio oder ein anderer Umbrer, ist für die Hauptfrage gleichgültig — war kein großer Künstler. Die Schwächen, an denen dieselben überreich sind, sind nicht durch die Jugend ihres Autors zu erklären, sondern durch den Grad der Begabung desselben. Wer so zeichnet, wie der Skizzenbuchmeister, dem würde ein Blatt wie die sogenannte Schwester Raffaels nie gelungen sein. Nicht die Jahre, sondern die Genialität errichten hier eine unübersteigbare Scheidewand. Wie ein wirklicher Meister als Knabe zeichnet, kann man aus Dürers frühesten Arbeiten sehen. Hier sieht man sofort: Unreife, nicht Unvermögen.

Für den Künstler des Skizzenbuches aber lautet die Formel umgekehrt. Was die Skizzen Gutes, oft Reizvolles enthalten — und unleugbar verstärkt sich dieser Eindruck, wenn man die Originale wiedersieht —, ist gewiß dem allgemeinen Charakter der Schule, aus der sie hervorgegangen sind, zuzuschreiben. Die Verwandtschaft mit Rafael erklärt sich leicht genug aus dem gemeinsamen Ursprung. Auch ohne mit dem größten Namen geschmückt zu werden, behält das venetianische Skizzenbuch einen hohen, allgemeinen Wert: es gestattet uns den Einblick in die Thätigkeit eines Künstlers um die Wende des 15. Jahrhunderts und zeigt uns deutlich, wie viele und verschiedene Eindrücke ein solcher in sich aufnahm.

Das allgemeine Interesse, das diese wichtige Sammlung von Zeichnungen für sich beanspruchen darf, hat uns verleitet, gerade diesem Aufsatz näher zu treten. Es schließen sich zwei Studien über Galerien an. Der Aufsatz „Italienische Malerschulen in der Londoner Nationalgalerie“ bespricht in Form eines Rundgangs, den wir mit dem Verfasser durch die berühmte englische Nationalsammlung unternehmen, die hauptsächlichsten in derselben vertretenen Bilder; er betont glücklich die Zusammenhänge der verschiedenen Schulen und — eine Seltenheit in einem ursprünglich für eine Tageszeitung bestimmten Artikel — giebt manche Neubestimmung: so findet sich hier zuerst die berühmte „Krönung Mariä“, seit Vasari als Hauptwerk Botticellis gefeiert, mit vollem Recht ihrem wirklichen Urheber Francesco Botticini zugewiesen. Der letzte Aufsatz endlich: „Meister des 14. und 15. Jahrhunderts im Lindenau-Museum zu Altenburg“, der einzige, der hier zuerst publiziert worden ist, darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine inmitten unsers Vaterlandes gelegene Sammlung zu lenken, die zwar von einigen Kunstforschern berücksichtigt worden ist, doch durchaus nicht nach der Bedeutung, die ihr zukommt: denn speciell an Meistern des Trecento ist die kleine Galerie so reich wie außerhalb Italiens kaum eine zweite öffentliche Sammlung. Verfasser hat mit seinen Schülern die Altenburger Galerie einer sorgfältigen Durcharbeitung unterzogen, und eine Reihe glücklicher Funde hat die Mühe reich belohnt. Auch wer nicht mit allen Bildertaufen — dem Orcagna und dem Botticelli z. B. — sich wird einverstanden erklären können, und es bedauern mag, daß das eine und das andere Bild nicht so gut weggekommen ist, wie es wohl verdiente (das weibliche Bildnis in der Art des Mainardi, die noch als Ruinen herrlichen Predellen Signorellis; auch der kleine Bernardino di Mariotto — Krönung Mariä —, sowie die zwei Bilder des Giolfino — Nr. 100 und 101 — hätten, diese letztern, obwohl aus dem 16. Jahrhundert stammend, als rarae aves, vielleicht erwähnt werden können), wird andern Bestimmungen rückhaltlos zustimmen.

Der Verleger hat den Band seiner festlichen Bestimmung entsprechend prachtvoll ausgestattet. Eine Reihe trefflich ausgeführter Tafeln sowie zahlreiche Abbildungen im Text, die zumeist seltene und weniger bekannte Kunstwerke wiedergeben, versetzen den Leser in die Möglichkeit, von den Kunstwerken, denen die Ausführungen des Verfassers gelten, eine eigene Anschauung zu gewinnen.

Georg Gronau.

Zur antiken Litteratur und Kultur.

1. Die antike Kunstprosa vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance. Zwei Bände. Von Eduard Norden. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 8. Jeder Band 14 M.
2. Feste der Stadt Athen im Altertum, geordnet nach attischem Kalender. Umarbeitung der 1864 erschienenen Heortologie. Von August Mommsen. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 8. 16. M.
3. Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften. Von Otto Seeck. Berlin, Siemenroth u. Troschel. 1898. 8. 5 M.
4. Epidaurus, eine antike Heilstätte. Von S. Herrlich. Mit einer Tafel. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Humboldts-Gymnasiums zu Berlin Ostern 1898). Berlin, R. Gaertners Verlag (Hermann Heyfelder). 1898. 4. 1 M.
5. Iphigenia in Taurien, Tragödie von Euripides, nach ihrer Idee entwickelt und dargestellt. Nebst Anhängen von Friedrich Brandscheid, Conrektor a. D. Wiesbaden, Verlag von Lützenkirchen u. Bröcking. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Polybios-Forschungen. Beiträge zur Sprach- und Kulturgeschichte. Von Carl Wunderer. Erster Teil: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Polybios. Leipzig, Dieterichsche Buchhandlung (Theodor Weicher). 1898. 8. 2 M. 80 Pf.
7. Antike Lyrik in modernem Gewande. Von Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker. Mit einem Anhang: Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Frauenfeld, J. Huber. 1898. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Sinn für das in der historischen Entwicklung allgemein Gültige und Wesentliche, der die neuere philolo-

gische Forschung auszeichnet, hat die Altertumswissenschaft in kurzer Zeit um mehrere groß angelegte und umfassende Werke bereichert. Erst neulich haben wir in diesen Blättern „Das Litterarische Porträt der Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr." von Ivo Bruns besprochen. Ihm reiht sich Eduard Nordens „Antike Kunstprosa" (Nr. 1) an, die noch viel weitere Zeiträume überblickt, ein Werk von nahezu tausend Seiten. Bekanntlich haben die Alten in ihren prosaischen Schriften viel mehr als die Modernen Wert auf die Darstellung gelegt. Diese Seite der Sache erfordert darum in der Litteraturgeschichte selbständige Betrachtung neben der Behandlung des Inhalts. Unter den Kunstmitteln aber, mit denen die Alten ihren Prosastil aufzuputzen gesucht haben, treten besonders gewisse Figuren hervor — die Antithese, das Wortspiel u. dergl. —, die in der Hauptsache auf den Sophisten Gorgias zurückgehen. Auch die Prosa der Alten wird teilweise durch metrische Rücksichten bestimmt, sie ist eine rhythmische Prosa. Von den genannten Gorgianischen Figuren geht der Verfasser aus. Jeder Autor wird daraufhin angesehen, wie er sich zu ihnen verhält. Sie sind, wie wir noch sehen werden, das A und O des ganzen Buches. Furcht vor zu großem Anschwellen seines Werkes hat auch den Verfasser beherrscht. Er glaubte aber doch den Weg gehen zu sollen, den er hier eingeschlagen hat. Er legt nicht einfach seine Ergebnisse in knapper Form vor, sondern führt die Untersuchung teilweise vor den Augen des Lesers und zieht, wo es nötig ist, Beweismaterial auch in Form von Beispielen heran. Gleichwohl hat er sein Buch nicht bloß zum Nachschlagen, sondern auch zum zusammenhängenden Lesen bestimmt. Und in der That, was ihm an geschlossener Form und abgerundeter Darstellung abgeht, ersetzt es durch die Anregung, die dem Leser die Teilnahme an der Forschungsarbeit gewährt.

Das Buch Nordens ist nicht gleichmäßig in allen seinen Teilen und konnte es nicht sein. Wir besitzen von einzelnen Litteraturgattungen, wie der attischen Beredsamkeit, schon treffliche Darstellungen. Hier hat Norden sich kürzer gefaßt. An andern Stellen, wo durch Einzelschriften schon vorgearbeitet war, hat er es für nötig erachtet, gleichwohl das Material im Zusammenhange vorzuführen. Denn vielfach sind diese Vorarbeiten nicht nach einheitlichen Gesichtspunkten, manchmal sogar ohne Kenntnis des schon Geleisteten unternommen worden. In der Verwertung der modernen Litteratur über alle hierher gehörigen Fragen liegt ein Hauptverdienst Nordens, zumal da er diese Schriften nicht nur citiert, sondern auch ihrem Werte und Unwerte nach scheidet. Zum Vorteil seines Buches hat er auch ausländische Arbeiten herangezogen und ältere Notizen. Nicht selten hat er eine Überlieferung bis zu ihrer ersten Quelle verfolgt. Überhaupt geht er keiner Schwierigkeit aus dem Wege, und wo Vorarbeiten nicht vorhanden sind, bricht er selbst entschlossen Bahn. Gern giebt er Anregungen, wo er Lücken in unserm Wissen antrifft. So vermißt er eine Geschichte des Citats im Altertum, eine Geschichte der antiken Interpunktion, eine Geschichte des christlichen Gesanges und eine umfassende Darstellung des Zusammenhangs zwischen Rhetorik und Poesie, eine Untersuchung, die er selbst nur ein Stück über die bisherigen Grenzen hinausführen konnte.

Sehr zu statten kommt dem Verfasser, daß er ein ausgesprochenes Empfinden für die Rhythmik der Darstellung hat. Er liest die Schriften der Alten nicht nur mit dem Auge, sondern hört sie mit dem Ohre, wie die Alten selbst. Interessant ist dabei der gelegentliche Hinweis, daß man in der Zeit des Augustin laut bei sich zu lesen pflegte. Immerhin wird man diese Wahrnehmung nicht zu sehr verallgemeinern dürfen. Norden zeigt nun auch an zahlreichen Beispielen, welche rhythmischen Gesetze für die antike Prosa maßgebend waren, indem er die bisher gemachten Beobachtungen einer strengern Methode unterwirft. Das Verhältnis des persönlichen Stils zu den herrschenden Geschmacksrichtungen giebt ihm Veranlassung zu weitern Betrachtungen. Wohl hatten die Alten ein Sprichwort des Sinnes: „Wie der Charakter, so auch die Rede", das also mit Buffons „Le style est l'homme même" sich vergleichen läßt. Norden macht aber mit Recht geltend, daß der persönliche Stil sich bei den Alten der bestehenden Überlieferung unterordnen mußte. Im Zusammenhang damit ergiebt sich ihm, was ja auch an sich klar ist, daß Stilverschiedenheit zweier Werke nicht ohne weiteres auf Verschiedenheit der Verfasser oder auf Verschiedenheit der Abfassungszeit führen muß. Er wendet diese Thatsache zum Beispiel auf Tacitus an. Doch wird seine Datierung des „Dialogus" wohl bei mehr als einem Zweifeln begegnen. Auch für Appulejus gewinnen solche Erwägungen Bedeutung. Zu eingehender Äußerung sieht sich Norden durch die beliebte Annahme eines afrikanischen Lateins veranlaßt, deren Berechtigung er bestreitet. Er behandelt nicht nur die heidnische, sondern auch die christliche Litteratur. Die Erörterungen, die er im Anfange des zweiten Buches über deren gegenseitiges Verhältnis anstellt, sind doch etwas umständlich geraten. Weiterhin warnt er hier hauptsächlich vor voreiliger Annahme einer unmittelbaren Beeinflussung der christlichen Litteratur durch das Griechische. Im übrigen können gerade diese Partien nicht als abgeschlossen gelten.

Ein Hauptverdienst Nordens liegt darin, daß er in den vereinzelt auftretenden litterarischen Erscheinungen den innern Zusammenhang aufweist. Es führt eine gerade Linie von der alten Sophistik über die asianische Rhetorik zum Asianismus der zweiten Sophistik, ebenso wie die Archaisten und Naturredner der Kaiserzeit Anhänger und Nachfolger der Atticisten waren. Wird der genauere Nachweis dieser Verhältnisse den Kundigen nicht zu sehr verwundern, so wirken die weitern Ausblicke Nordens auch überraschend. Er verfolgt ja die Entwickelung der Prosa durch das Mittelalter in die Humanistenzeit hinein. Wie sind nun die stilistischen Künsteleien zu erklären, die sich im 16. Jahrhundert in England und andererseits in den romanischen Ländern

finden? Norden setzt dort ein, wo die Forschung stehen geblieben ist, mit der Frage: „Wo hat Guevara, auf den der «Euphues» des Lyly zurückgeht, seine Manier her?“ Sie steht in Zusammenhang mit den Verirrungen, in die die damalige Humanistik durch das Bekanntwerden mit den Figuren der alten Sophistik geraten war. Aber auch in England selbst haben sich, wie Norden zeigt, diese Wirkungen geltend gemacht, und der Titel „Euphues“ führt unmittelbar auf einen der einflußreichsten Vertreter des englischen Humanismus, auf Ascham. Damit ist die Kette der weitreichenden Wirkungen der Gorgianischen Redekunst geschlossen.

Noch in einem Punkte namentlich verdient das Buch Nordens Beachtung. Während einzelne den Reim aus entlegenern Quellen ableiten wollen, hat man ja schon oft versucht, ihn mit ähnlichen Erscheinungen der antiken Litteratur in Verbindung zu bringen. Aber erst im Zusammenhange der Nordenschen Untersuchungen fällt auf diese Dinge das rechte Licht. Norden hat die Frage unzweifelhaft ihrem Abschlusse erheblich näher gebracht.

Von entstellenden Druckfehlern ist das Werk frei. Vielleicht ist dem Verfasser gedient mit dem Hinweis, daß S. 287 doch wohl versehentlich von dem „Schilde des Polyphem“ die Rede ist. Die obenerwähnte Schrift von Bruns wird S. 87 als „Geschichte des Idealporträts“ citiert. Gewiß wird gegen manche Aufstellungen des Verfassers Einspruch erhoben werden, wie es auch schon geschehen ist. (Siehe unten unter Nr. 6.) Wie könnte das aber auch anders sein bei einem Werke, das in so vielen Punkten selbständig auftritt und fruchtbare Anregungen bietet? Denn darin — nicht in der durchaus neuen und überraschenden Auffassung der Gesamtfrage liegt die Bedeutung des Buches.

Seitdem August Mommsens „Heortologie“ erschien, die Umarbeitung einer von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gekrönten Preisschrift, ist ein Menschenalter dahingegangen. Jetzt ist das Werk unter dem neuen Titel „Feste der Stadt Athen im Altertum“ (Nr. 2) neu erschienen in vollständiger Umarbeitung. Der Verfasser hat inzwischen fleißig Kritik geübt an andern, nicht zum mindesten aber auch an sich selbst. Aber wie viel bleibt auch so noch hypothetisch! Es ist auffällig, wie lückenhaft unsere Kenntnis von den Festen der Athener ist. Welche Mühe kostet es schon, die Festzeiten anzusetzen oder die Festbräuche und Agone näher zu bestimmen! Und nun vollends Sinn und Bedeutung der Feste! Hierbei hilft vielfach nur vorsichtiges Kombinieren. In allen diesen Beziehungen bewährt sich die Umsicht des Verfassers. Manches ist scharfsinnig erschlossen. Aber Bedenken bleiben, wie gesagt, hier und dort. Für die Bestimmung des Wesens der Feste sucht der Verfasser in erster Linie einen Anhalt in den Vegetationsverhältnissen der betreffenden Jahreszeit. Besonders ausführliche Behandlung erforderten die Panathenäen. Sind sie wirklich in ihrem Kern ein Erntedankfest? Ist nicht das überlieferte Wort: „unmittelbar nach den Panathenäen die Fahrt“ ein altes Versehen für „unmittelbar nach den Dionysien“? Was die Dionysosfeste anlangt, so hält Mommsen an der üblichen Unterscheidung fest, unberührt von dem Versuche, den neuerdings Dörpfeld wieder aufgenommen hat, nur zwei Feste zu unterscheiden. Mommsen folgt der Ordnung der Feste im Kalender. Um eine bessere Übersicht zu ermöglichen, hat er in der Einleitung — wo er zunächst von den Monatsgebräuchen handelt — die Festkreise im Zusammenhange behandelt. Als Kuriosum sei die Vorliebe für das Zeitwort „thun“ erwähnt, die sich mehrfach äußert in Wendungen wie der folgenden: „In historischer Zeit fortbestehen thaten nur die Monatsopfer.“ Mancherlei Ergänzungen seines Werkes hat der Verfasser in Aussicht genommen. Möge er auch damit glücklich zu stande kommen!

Von Otto Seeck, dessen „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ wir neulich zu betrachten hatten, liegt uns heute eine Sammlung gemeinverständlicher Aufsätze vor, die unter dem Titel „Die Entwickelung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften“ erschienen ist (Nr. 3). Seeck hat die Gabe populärer Darstellung in hohem Maße. Eine gewandte und fesselnde Darstellung zeichnet alle diese Vorträge aus. Voraussetzungen werden nicht viel gemacht, sondern auch Entlegenes wird dem Leser geschickt veranschaulicht. Das gilt z. B. von dem Aufsatze über „Die Entstehung des Geldes“. Unter den historischen Abhandlungen ist am anziehendsten die längere: „Der erste Barbar auf dem römischen Kaiserthrone.“ Vorher geht eine Serie von Aufsätzen, die unter sich im Zusammenhange stehen. Sie behandelt die Entstehung der griechischen Geschichte aus dem Epos heraus und die Weiterentwicklung durch die Logographen, Herodot und Thukydides. Sehr tief gehen diese Betrachtungen nicht, sind aber anmutig zu lesen. Weniger sind wir davon erbaut, daß der Verfasser seine Ansichten über die Bildung des trojanischen Sagenkreises und über die Entstehung der Homerischen Gedichte weiten Kreisen im Tone der Gewißheit vorträgt. Wie weit sind sie davon entfernt! Hier ist die Gleichmacherei der Sagengestalten auf die Spitze getrieben. Wer wird behaupten, daß Achill einst Gemahl der Helena war mit der Begründung: „Denn wenn um eines geraubten Weibes willen der Krieg entbrennt, wem anders gebührt dann die Rolle des Vorkämpfers als dem beleidigten Gatten?“ Ganz hübsch ist die Beobachtung, daß in der griechischen Mythologie die Verletzung am Fuße eine große Rolle spielt. Soll man aber wirklich in allen Gestalten, bei denen dies zutrifft, den Sonnengott erkennen, von folgender Erwägung geleitet? „Da nun die Füße und Beine das eigentliche Werkzeug seiner Kraft waren, mußte ihre Beschädigung für ihn ganz besonders verhängnisvoll erscheinen. Wenn er aufhören mußte in seinem rasenden Lauf, so ging er eben unter.“ Nicht ohne Beziehung auf die Gegenwart ist der Aufsatz „Die Frau im römischen Recht“. Noch mehr mit Fragen, die unsere Zeit bewegen, beschäftigen sich die „Zeitphrasen“, die ja schon

bekannter sind. Mit großem Geschick werden hier einige von den zwar geistreichen, aber haltlosen Behauptungen des Rembrandtdeutschen ad absurdum geführt.

Als eine brauchbare Zusammenstellung dessen, was über die Funde in Epidauros bekannt geworden ist, darf die Abhandlung von S. Herrlich bezeichnet werden (Nr. 4). Er verweilt besonders bei den hervorragenden Marmorwerken, über die auch Collignon in seiner „Geschichte der griechischen Plastik“ jetzt zu vergleichen ist. Wesentlich Neues hat Herrlich nicht vorgebracht. Der zweite Teil seiner Schrift giebt eine Übersicht über die wunderlichen Krankenberichte, wie sie in Stein gehauen aus Epidauros uns vorliegen.

Den Zweck zu orientieren verfolgt auch die Schrift Friedrich Brandscheids: „Iphigenia in Taurien, Tragödie von Euripides, nach ihrer Idee entwickelt und dargestellt“ (Nr. 5). An die Einleitung, die von der Idee der Tragödie, ihrem Mythus, von der Handlung der Tragödie als Ausdruck der Idee des Dichters und von den Charakteren der Tragödie mit Bezug auf die Darstellung der Idee derselben handelt — schließt sich eine erzählende Darstellung der Tragödie. Denn der Verfasser ist der Meinung (S. 13 Anmerkung): „Ein solches Kunstwerk bleibt immer unverstanden und unverständlich, solange nicht die Motive in den Reden, Handlungen und Auftritten genau erfaßt sind. Das Verständnis der Worte und des Sinnes des Dastehenden genügt nicht.“ Von den Beigaben des Anhanges hat die Übersetzung der Ode der Erinna: „An Roma“, kein besonderes Interesse, die neue Deutung aber der Aristotelischen Definition der Tragödie, wonach diese vollziehen soll die Reinigung von Leidenschaften solcher, nämlich Personen, die so beschaffen sind, wie die handelnden Personen — diese Deutung hat wenig Aussicht auf Zustimmung.

Den Sprichwörtern der Alten wird jetzt von vielen Seiten Aufmerksamkeit gewidmet, seitdem Otto Crusius diese Forschungen energisch und erfolgreich neu eingeleitet hat. Auch die Arbeit von Carl Wunderer über die „Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten bei Polybios“ (Nr. 6) scheint einer Anregung des genannten Gelehrten entsprungen zu sein. Der Verfasser möchte damit eine Seite in dem litterarischen Bilde des Polybios ergänzen und zugleich ein Streiflicht werfen auf die ethischen Zustände der damaligen Zeit, die noch wenig bekannt sind und gewöhnlich unterschätzt werden. Er hat die Sprichwörter nach der Form der Anführung und nach der mutmaßlichen Herkunft geordnet und sorgfältig ein jedes nach Sinn und Anwendung behandelt. Von den als solchen gefühlten Sprichwörtern, die Polybios einer bestimmten Sammlung, nach Wunderer der des Chrysippos, entlehnt haben möchte, scheidet er andere, die ganz in Fleisch und Blut des Historikers und seiner Zeitgenossen übergegangen waren. Auch über die Sprache seines Autors hat Wunderer Betrachtungen angestellt. Es erhebt am Schlusse noch Einspruch gegen die Ansicht Nordens, der die Sprache des Polybios als eine in schriftstellerische Sphäre gehobene Sprache der Kanzleien bezeichnet, und will vielmehr eine in die schriftstellerische Sphäre erhobene Volkssprache darin erkennen.

Über die Kunst, alte Dichter ins Deutsche zu übersetzen, haben sich die Herausgeber der „Antiken Lyrik in modernem Gewande“ (Nr. 7), Emil Ermatinger und Rudolf Hunziker, im Anhange dieser Schrift im ganzen recht verständig ausgesprochen. Sie erheben im Anschluß an Wilamowitz-Möllendorff die berechtigte Forderung, daß der Übersetzer die poetischen Gedanken, den poetischen Inhalt der alten Dichtung im Geist der Gegenwart neu empfinden soll, und kommen dabei zu der Überzeugung, daß sich überhaupt nicht allzuviele Dichtungen der antiken Lyrik in wirkliche deutsche Poesie übertragen lassen. „Denn oft“ — meinen sie — „ist die ewige Idee in der Zeitanschauung oder in der äußern Hülle gleichsam erstickt.“ Weniger gefallen kann mir folgendes Zugeständnis: „Die poetische Diktion der Übersetzung muß weit eher ein tadellos schönes oder wenigstens ein konsequentes Gepräge aufweisen als der Stil des Originals, dessen charakteristisch-eigenartiger Grundton allerdings nicht allzusehr verschwinden darf.“ So befürworten sie auch gewisse andere Abänderungen. Zum Beispiel haben sie in der „Lamia-Ode“ des Horaz den jungen Freund mit „einem muntern Liebchen“, in der „Frühlingsmahnung“ desselben Dichters (Oden, I, 4) den schönen Lycidas mit einer Lydia vertauscht. So weit sind sie allerdings nicht gegangen wie Stegemann, dessen Übersetzungen sie ähnlich beurteilen wie ich seiner Zeit in d. Bl.: „Als Originaldichtungen verdienen in der That diese hübschen Lieder alles Lob, aber Horaz hat es nicht nötig, so sehr aus seiner Sphäre herausgerissen zu werden. Sein Genius durchstrahlt die Zeiten hell genug.“ Von antiker Form wollen auch Ermatinger und Hunziker nichts wissen. Darin kann ich ihnen nicht folgen, doch erkenne ich auch jede Übersetzung in modernem Gewande als vollwertig an, wenn sie nur treffend und schön ist. Die Übersetzungen der beiden Herausgeber sind jedenfalls geschmackvoll und sinnig. Als Probe mögen zwei Stellen dienen, beide von Ermatinger herrührend. Der Anfang der bekannten Ode der Sappho lautet:

O Götterglück,
So süß und bang,
Dir zur Seite zu sitzen,
Dem holden Klang
Deiner Stimme zu lauschen,
Dem silbernen Lachen,
Das übermächtig
Das Herz mir durchdrang!

Kaum schau' dein Aug'
Ich, zauberhell,
So versiegt mir der Rede
Geschwätz'ger Quell;
Es erstarrt meine Zunge;
Wie knisternde Flämmchen
Durchzuckt's die Glieder
Mir heiß und schnell! . . .

und Horazens viel citiertes Lied beginnt:

Sieh! des Soracte Felsengipfel
Erglänzt im Schneegewande weiß!
Schwer drückt die Last der Bäume Wipfel,
Und auf dem Fluß staut sich das Eis.
Leg', uns vor Kälte wohl zu wahren,
O Freund, ins Feuer Holz genug,
Und ohne ängstlich heut zu sparen,
Bring' Wein uns im Sabinerkrug!
Gott sorgt fürs andre. Wenn sein Wille
Der Meeresstürme Toben bricht,
So schweigen die Cypressen stille,
Und selbst die Espe regt sich nicht.

Möchten die Verfasser weitere Proben ihrer Kunst bald folgen lassen!

Richard Opitz.

Aus Kunst und Kunstgeschichte.

1. Seemanns Wandbilder. Leipzig, E. A. Seemann. 1898. Lieferung 8 bis 10 (Schluß) je 15 M., einzelne Blätter 3 M.

Die vielbegehrten Tafeln, hundert an der Zahl, liegen binnen kurzem vollzählig vor: ein imposantes Werk, aus dem Schule und Haus bereits erklecklichen Nutzen und Genuß gezogen hat. Aber nicht bloß dem reinen Anschauen, zur Augenweide und zur Bereicherung historischen und litterargeschichtlichen Wissens öffnen sich die Mappen, sondern man fängt nun an, auf die weitern Absichten des Herausgebers einzugehen und sich der Tafeln auch im Zeichenunterricht zu bedienen. Vor allem sollten auch die Schüler höherer Lehranstalten dazu angehalten werden, sich — während des Unterrichts — die Haupttypen architektonischer Kunstformen durch Nachzeichnung einzuprägen. Wir freuen uns aber vor allem über die ästhetischen Eindrücke, die die prächtigen Blätter allerorten, wo sie erscheinen, hervorrufen. Auch die letzten Lieferungen zeugen wieder von der sorgsamen und geschickten, unter dem Beirat von Kunstkennern, Künstlern und Schulmännern getroffenen Auswahl. Unsere Blicke fallen unter anderm auf die Mauern des Kolosseums, die ionischen Säulen von Halikarnaß, das Pantheon, die Engelsburg, den Palazzo vecchio zu Florenz, die Elisabethkirche zu Marburg, den Uhrpavillon des Louvre und den Kaiserpalast zu Straßburg. Die Plastik führt uns zu Voltaires Statue im Théâtre français zu Paris, einem modernen Seitenstück zu den beiden sitzenden Dichtergestalten des Vatikans, zur Grabstele der Ameinokleia, dem rührenden Schwesterbilde zur Hegeso, zur Venus von Milo, zur Diana von Versailles und zum heiligen Georg in der Nische von Or San Michele; endlich vertreten Dürers vier Apostel, Rembrandts Segen Jakobs (Cassel), die heilige Justina von Moretto und die Wasserfälle von Ruisdael (Cassel) die Kunst der Malerei.

2. Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Mit Beilagen von W. Bode, R. Borrmann, H. Helferich, M. Jordan, R. Kekulé von Stradonitz, W. von Seidlitz, U. Thieme, H. Wölfflin u. a. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Band II und III, je 20 M. 1898.

An Sammlungen, die das ausgesprochene Ziel verfolgen, den Kreis der Kunstfreunde zu erweitern, ist kein Mangel. Die erdrückende Menge von Bildern, unter denen sich häufig Blätter von sehr zweifelhaftem Werte befinden, schließt aber einen verständigen Überblick von seiten des Laien oft geradezu aus. Unter den Werken, die ihr Hauptaugenmerk auf reife Künstlerschaft richten, sowie auf eine Auswahl, die nach allen Richtungen einen Überblick über die Entwicklung der Malerei und Plastik bietet, nimmt das „Museum" die erste Stelle ein.

Jeder Jahrgang — bis jetzt sind drei erschienen — birgt 160 Kunstblätter, die aber nicht nach bekanntem kunstgeschichtlichem Schema eingeordnet sind, sondern die Blicke frischweg auf die verschiedensten Epochen lenken. Als besonders wertvoll erweisen sich die textlichen Beigaben, die auch von solchen Werken, in denen Stoff und künstlerische Eigenart das Verständnis erschweren, hilfreich den Schleier heben. Abgesehen davon, daß keinem Blatte die orientierende Erläuterung fehlt, bringt jedes Heft einen Essay über bedeutende Künstler, Künstlerindividualitäten und Vertreter besonderer Richtungen, oder ästhetische Erörterungen über das Wesen der künstlerischen Thätigkeit, über das Verhältnis von Form und Inhalt, von Stil und Natur.

Dabei ist Sorge getragen, daß sich neben den Textabbildungen auch die reproduzierten Werke den erklärenden Aufsätzen möglichst anschließen. So wird das Interesse durch Wort und Bild stets wechselseitig erneuert; so sorgt in beiden der Inhalt für den rechten geistigen und ästhetischen Genuß. Der neuerschlossene Reichtum antiker Gestalten, die seit der Auffindung der Parthenon-Skulpturen die tausendjährige Geschichte der alten Kunst in ganz anderm Lichte zeigen, die Anfänge der Genrebilder, die, im heutigen Sinne genommen, noch im Mittelalter ganz unbekannt waren, die Bildnisse Raffaels, die Freskogemälde der Casa Bartoldi in Rom, die jetzt im Obergeschoß der Nationalgalerie in Berlin aufgestellt sind, die Reiterdenkmäler, die sagenumwobene Figur des Dornausziehers, die Porträtbilder des Luca della Robbia, Künstlergestalten wie Mantegna, Signorelli, die Bellini, Schlüter, Israëls, Ludwig Richter ziehen an unserm Auge vorüber und finden in unserer Seele eine bleibende Stätte.

Der in diesen Tagen vollendete neue Jahrgang füllt die noch unbestellten Felder; es kommen unter anderm zur

Sprache: die malerischen Ausdrucksmittel, die deutsche Bildnismalerei im 18. Jahrhundert (Tischbein, Mengs, Kupetzky, Chodowiecki), die zierlichen Figuren aus Tanagra — Spiegelbilder der damaligen Gesellschaft —, die Präraffaeliten (Rossette, Watts), das deutsche Porträt vor Holbein und Dürer, römische Brunnen, Lukas Cranach, Max Liebermann, Tiepolo, William Morris — der Künstler, Handwerker, Dichter, Redner und Volksmann in einer Person —, Sandro Botticelli, Peter von Cornelius, Albrecht Dürer als Zeichner, Correggio, Rubens, die Fresken Rafaels im Vatikan, Diana von Poitiers und die französische Renaissanceplastik.

Daß diese erläuternden Aufsätze „die Fülle der Gesichte“ nicht nur lebendig, klar und geistvoll widerspiegeln, sondern auch den neuesten Standpunkt wissenschaftlicher Forschung vertreten, dafür bürgen die Namen der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter.

3. Die Baukunst. Herausgegeben von R. Borrmann und R. Graul. Jahrgang I. 9 Hefte. Berlin, Spemann. 1898. Je 3 M.

Unter den bildenden Künsten ist die Architektur die älteste der drei Schwestern, aber auch zugleich diejenige, bei der verhältnismäßig nur wenige mit ungeteiltem Interesse ausharren: auch die Vorliebe für die bildenden Künste steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Alter. Die meisten beschränken sich auf nähere Bekanntschaft mit der farbenfrohen Malerei, und es setzt schon einen tiefern Ernst und sinnige Art voraus, wenn sich jemand in die rein zeichnerischen Künste hineinlebt oder sich eingehender mit der Skulptur befaßt. Und doch ist meist nur Unkenntnis die Ursache dieser Vorurteile. Von der Bildhauerei gilt es als erwiesene Thatsache. Es geht hier dem Erwachsenen wie dem Büblein im Rückertschen Liede: „Wenn nur was käme und mich mitnähme!“ Noch mehr bedarf es aber der Führung in der Architektur, wo ein bloßes Betrachten nur selten zum verständnisvollen Eindringen ausreicht. Und hier fehlte es bisher an einem kundigen unterhaltsamen Cicerone, der zur künstlerischen That das anregende und erklärende Wort findet, wie es die Herausgeber der „Baukunst“ versuchen. Diese Blätter führen mit Vermeidung jeder trocknen Einleitung sofort durch geeignete Beispiele in Form von Monographien über die wichtigsten Bauwerke des Altertums bis in die Gegenwart mitten hinein in die lebendige Kunst. Die Auswahl typischer Bauten macht den Laien spielend mit den geschichtlichen und technischen Bedingungen bekannt, unter denen sie entstanden sind und die Entwicklung ihrer Gattung bestimmt haben; aber selbst dem Fachmann wird das Werk zum Studium und zur täglichen Benutzung gute Dienste leisten, da auch ihm noch kein derartiges Hilfsmittel zur Verfügung steht.

Aus diesen Denkmälern aller Stile und Zeitepochen, die sich hier nach und nach einreihen werden, seien heute nur einige herausgehoben: Das deutsche Wohnhaus der Renaissance wird am Preller-Hause in Nürnberg, am Leibniz-Hause in Hannover und andern Gebäuden demonstriert, deren Façaden, Höfe und Innenwände zur Anschauung kommen; die Gothik tritt uns im Dom zu Prag und in der Kathedrale zu Reims mit allen Einzelheiten in Chor, Turm, Kapelle, Oratorium und Denkmälern entgegen; die Grabmoschee des Sultans Kait Bai in Kairo kennzeichnet die Baukunst der Araber; Rom und Ravenna öffnen uns das Verständnis für die altchristlichen Basiliken; die Klöster zu Belem und Batalha sind Muster portugiesischer Frührenaissance, und die Schlösser zu Würzburg und Bruchsal die des Rokoko; der Domplatz zu Pisa endlich, „das schönste Museum der Welt unter freiem Himmel“, mit Dom, Baptisterium, Glockenturm und dem Camposanto, jenem Friedhof, wie sich kein zweiter mehr auf Erden findet, weiht uns in den „guten“ toscanischen Stil ein.

Die architektonischen Hauptansichten — acht Tafeln in jedem Hefte — sind selbstverständlich meist nach neuen photographischen Aufnahmen ausgeführt; außerdem enthält der ausführliche beschreibende Text noch andere Abbildungen sowie Grund- und Aufrisse, die zum Verständnis der einzelnen Werke wesentlich beitragen.

4. Pan. Herausgegeben von der Genossenschaft Pan. Redigiert von W. Bode, C. Flaischlen, R. Graul, O. E. Hartleben, L. von Hofmann, M. Liebermann, W. von Seidlitz u. a. Jahrgang III, Heft 4, Jahrgang IV, Heft 1, je 20 M. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898.

Die Frage: Ist „Pan“, der wie weiland Richard Wagner sich zu seinen Zwecken alle Künste dienstbar machen wollte, seinem ursprünglichen Princip treu geblieben? Hat er sein Programm innegehalten? kann mit gutem Gewissen nur mit Nein beantwortet werden. Ein einfacher Überblick zeigt, daß von einer ausgiebigen Heranziehung der zu Gebote stehenden Medien keine Rede ist. Den Anlauf zum Guten hat er wohl mehreremal gemacht, aber nicht lange, und er hatte es ganz aufgegeben. Freilich giebt es für ihn eine gute Entschuldigung. Unter denen, die ihn jetzt vereint die manchmal schon recht ausgetretenen Wege führen, fehlen die Couragiertesten: ein neuer Wind weht durch den Wald. Den breitesten Raum nimmt noch die Lyrik ein. W. Holzamers Gedichte zeugen von tiefer Innerlichkeit und rhythmischem Wohlklang, G. Falkes poetische Gaben sind voll Empfindung und malerischer Schilderung. Der „Phantasus“ von A. Holz wirft kecken Mutes eine Reihe Bilder in Worten auf das Blatt, kleine Stimmungsbilder in Versen, deren Rhythmus freilich oft mehr im symmetrischen Druck der Strophen als im Wohlklang ihrer Sprache liegt. Aus W. Zaiß' Liedern und Visionen aber strömt der Hauch der Poesie wieder in alter Weise zu uns „wie Zaubersaiten und Gesang“. Auch aus dem „Liebesgarten“ von K. von der Heydt klingt wirkliche Poesie. Die „Sonnenopfer“ St. Przybyszewskis sind ein Hymnus an die Liebe, getränkt von wildphantastischen Ergüssen, die aus dem Munde eines trunkenen Sehers strömen. Ein Aufsatz über M. Maeterlinck, dem

Belgier, der zuerst köstliche Träumereien für Marionetten schrieb und sich nach und nach zu lebenswahrer Schilderung hindurchgerungen hat, ist von dem Bilde des Dichters, einer flotten Zeichnung Petitjeans, begleitet, wozu sich noch zwei Balladen nebst einem zarten Bilde Selysettes gesellen. Wir können es uns nicht versagen, die zweite Ballade in der Bleischen Übertragung hier folgen zu lassen:

Sie hatten getötet drei Mädchen jung,
Zu sehn, was in ihrem Herzen wär'.

Das erste, das war von Tugend voll,
Und sein Blut, wohin es floß, sein Blut —
Dort zischten drei Schlangen drei Jahre.

Das zweite vor Sanftmut und Güte verging,
Und sein Blut, wohin es floß, sein Blut —
Dort grasten drei Lämmer drei Jahre.

Im dritten, da war ein tief-tiefer Schmerz,
Und sein Blut, wohin es floß, sein Blut —
Dort wachten drei Engel drei Jahre.

Die Prosadichtung ist nur schwach vertreten, dagegen kommt der Fachaufsatz zur vollsten Geltung. A. Lichtwark schreibt über realistische Architektur, über den Bau des modernen Geschäfts- und Privathauses, der Kirchen und Museen und läßt seinen Bemängelungen beachtliche Verbesserungsvorschläge folgen. H. von der Velde macht Entwürfe zum Bau moderner Möbel, durch die er die Basis für einen neuen Stil zu gewinnen hofft. W. von Seidlitz führt den Leser in den Karlsruher Künstlerbund und legt ihm Zeichnungen Schönlebers, von Kalckreuths und Laages zur Einsicht vor. H. Weizsäcker bespricht die Frankfurter Kunst, deren Vertreter A. Burger, der erkorene Liebling der alten Mainstadt, P. Becker, „der letzte Romantiker", und die Mitglieder der Cronberger Malerkolonie durch Wort und Bild uns näher gerückt werden. P. de Mont zeigt in seiner Skizze über die niederländische Dichtung der letzten zwanzig Jahre, daß sie, um mit Kloos zu reden, wohl im Stande ist, „die Seele zu befriedigen, die mit Schönheitsschätzen früherer Zeit genährt auf deren Höhe steht, die Blicke nach oben richtet, die Flügel ausbreitet und sich tragen läßt auf den Tönen vaterländischer Laute".

Die Kunst kommt in dem vorletzten Hefte etwas spärlich weg; denn außer einer Reihe kleinerer Nachbildungen und zweifarbiger Zierstücke und den oben erwähnten Bildern wird das Auge selten dauernd festgehalten. K. Koepping ist durch eine packende Naturstudie vertreten, Graf von Kalckreuth durch ein dunkelblaues Nachtbild „Heimkehr", M. Liebermann durch das Bildnis Menniers, für das wir dem „Pan" zu besonderm Danke verpflichtet sind, und L. von Hofmann durch „Sonnige Tage", in denen die Pastellmanier vorzüglich wiedergegeben ist. In dem farbigen Bilde des Héranschen Meerweibes wirkt das eingedruckte Schwarz störend.

Aus dem ersten Heft des vierten Jahrgangs blickt uns — zur Entschädigung für andere Dinge — fast auf jeder Seite ein Böcklin entgegen. Ein köstliches Blatt auf graublauem Grunde steht gleich am Eingang. Aus jedem Striche spricht Empfindung. Die drei am Uferrande dahinschreitenden Gestalten sind so ganz sich selbst und ihrem Thun hingegeben, in ihren Bewegungen allein dem innern Drange folgend. Durch die Stille der Abendluft zittert der Klang der Mandoline und der Mädchenstimmen, wie aus dem Madrigal:

Als ich die Wies' entlang nach weißen Blumen suchte,
Hört' ich aus Frauenmund ein herzbestrickend Singen,
Sah holde Frau'n zum Reigentanz sich schlingen.
Dann ruhten sie an einer Silberquelle
Und flochten Kränze sich aus Blütenglocken
Zu schönem Schmucke ihrer goldnen Locken.
Als ich das Aug' zu solcher Schönheit wandte,
War's, daß für Eine ich in Lieb' entbrannte.

Die Heliogravure der Büste Böcklins von A. Hildebrand bildet den Eingang zu Tagebuchaufzeichnungen über den Meister von R. Schick aus dem Jahre 1866, die neben kleinen zur Orientierung dienenden Randzeichnungen sowohl über einzelne Kunstwerke als über die Malweise Böcklins interessante Aufschlüsse geben. H. A. Schmid verbreitet sich über „Arnold Böcklins Skizzen" und zeigt, wie das treibende Motiv bei ihm nie in einer gut geratenen Skizze nach der Natur zu suchen ist; schon dem ersten Entwurfe liegt eine poetisch abrundende Vorstellung zu Grunde. Mit A. Lichtwark durchwandern wir endlich die Böcklin-Ausstellungen und freuen uns mit ihm über die Massensuggestion der Böcklin-Verehrung, noch mehr aber über das zunehmende Verständnis für seine Bilder.

Ein trefflicher Aufsatz aus der Feder P. Signacs belehrt den unkundigen und vielleicht auch unmutig auf die buntfarbigen Blätter blickenden Leser über die Grundsätze des Neoimpressionismus, die 1886 in Frankreich auftauchten und die wir hier studieren können, nämlich: die Ausnützung des Mischungsprozesses, der sich bei reinen Farben auf der Netzhaut vollzieht, das Getrennthalten der Lokal-, Beleuchtungs- und Reflexfarben, die Abwägung und die Ausgleichung dieser Elemente gegeneinander nach den Gesetzen der Kontrastwirkung, Abschwächung und Strahlung, sowie die Verwendung der einzelnen Pinselstriche, deren Größe in einem richtigen Verhältnisse zur Größe des Bildes stehen, so daß sie bei richtigem Abstande mit den benachbarten Pinselstrichen vom Auge gemischt werden.

Auch in diesem Heft überwuchert die Lyrik die andern redenden Künste. — In einer Novelle: „Ambrosius Faßbender", greift W. Schaefer ein armes Menschendasein heraus, ein jammervolles Lehrerleben, wie es der Dichter des „Hannele" nicht ergreifender schildern könnte. Endlich versucht sich J. Schlaf in der Auslegung des Alten Testaments, was ihm übrigens nicht übel zu Gesicht steht. Seine erklärenden Umschreibungen muten uns an, weil ihr Kern sich jedem sinnigen Gemüt einmal offenbart hat, wenn auch nicht in so bombastischer Hülle.

5. Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigiert von H. Thode und H. von Tschudi. Stuttgart, Spemann. 1898. 8. 24 M.

Auch die letzten Hefte der gediegenen Zeitschrift bieten dem Kunstgelehrten sowie dem tiefer eingedrungenen Kunstfreunde und Kunstkenner eine Fülle interessanten Materials, das ohne Unterlaß zu den alten Schätzen fließt: B. Sauer versucht den Nachweis zu erbringen, daß das Randornament der Bronzethür, die einst Paul V. dem Neubau der Peterskirche einfügen ließ, den Pilastern entnommen ist, die einst das Grabmal Johanns VII. in der Krypta der Petersbasilika zierten; G. Gronau bespricht die Künstlerviten des G. B. Gelli, eines Nachfolgers von Vasari; C. von Fabriczy begleitet toscanische und oberitalienische Künstler (Giuliano und Benedetto da Maiano u. a.) nach Neapel; von Frimmel durchmustert die Gemäldesammlungen Wiens; A. G. Meyer führt den Abondio-Altar im Dom zu Como auf G. Ferrari zurück; Lehrs macht uns mit dem schönsten deutschen Buchdruckersignet des 15. Jahrhunderts bekannt; Valeri führt uns nach San Domenico und in den Palazzo dei Notai in Bologna; A. Bauch verbreitet endlich Licht über den Aufenthalt Sebald Behams während der Jahre 1525—35, in dem er nachweist, daß „der gottlose Maler" das ganze Jahrzehnt in Nürnberg verbracht hat; F. Hirsch entreißt den trefflichen Konstanzer Bildhauer Hans Morinck der Vergessenheit; Kalkoff und Zucker geben neue Aufschlüsse über Dürers Leben und Arbeiten; Jacobsen unterzieht eine Reihe italienischer Gemälde der Münchener Alten Pinakothek einer eingehenden Kritik; Dülberg bespricht Lukas von Leiden als Illustrator; Graeven führt die Bilder des Utrechter Psalters auf griechische Vorbilder zurück; Dobbert liefert Beiträge zur Geschichte der altchristlichen und der frühbyzantinischen Kunst; Löser behandelt den Maler Paolo Uccello, Weizsäcker die Künstler Nikolas Knüpfer und Adam Elsheimer; Jacobsen untersucht die Handzeichnungen der Uffizien auf ihre Beziehungen zu Gemälden, Skulpturen und Gebäuden in Florenz; Dorn giebt Aufklärung über streitige Punkte in Bezug auf den Bau der Florentiner Domkuppel u. a. m. Jede Lieferung enthält außerdem noch mehr oder weniger ausführliche Litteraturberichte und Anzeigen.

Zum Schlusse fügen wir noch ein anspruchsloses, in seiner Art aber ganz vortreffliches Werkchen an:

6. Kunstgeschichte im Grundriß. Von M. von Bröcker. Kunstliebenden Laien zum Studium und Genuß. Dritte, neu bearbeitete Auflage mit 71 Abbildungen im Text. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1898. 8. Geschenkband 4 M.

Die vorliegende Ausgabe zeugt von erneuter gründlicher Durcharbeitung des Buches, das wir schon bei seinem ersten Erscheinen wegen seiner treffenden Charakterisierung und des frischen, anregenden Tones mit lebhafter Freude und Zustimmung begrüßt haben. Die Verfasserin hat übrigens nicht nur die neuern Forschungen soviel als möglich berücksichtigt, sondern auch fühlbare Lücken des Textes und des Anschauungsmaterials ausgefüllt; besonders gilt dies von der modernen Kunst, die sie ohne Vorurteil und Voreingenommenheit erfaßt und mit derselben Frische wie das übrige behandelt.

Ernst Lehmann.

Neue Romane.

1. Die Kohlenbrenner. Erzählung von Zacharias Nielsen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. Geb. 5 M.
2. Im Mund der Leute. Erzählung von Luise Glaß. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1898. 8. Geb. 6. M.
3. Dilettanten des Lebens. Roman von C. Viebig. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1898. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Der Stechlin. Roman von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1899. 8. 6 M.
5. Loki. Roman eines Gottes. Von Ludwig Jacobowski. Bilderschmuck von Hermann Hendrich. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag. 1898. 8. 4 M.

Die Übersetzungskunst P. Klaibers ließe ganz vergessen, daß „Die Kohlenbrenner" (Nr. 1) das Werk eines Dänen sind, zeugte nicht die Schilderung von Land und Leuten fast auf jeder Seite dafür, daß der Erzähler ein Stück vom Leben seines Volkes und von der Natur seiner Heimat vorführt. Auf der Insel Seeland spielt sich die Geschichte ab, und zwar in der Zeit, wo es mit dem Holzreichtum fast zu Ende war und dadurch auch mit der Kohlenbrennerei. Jahrhunderte hindurch die einzige Erwerbsquelle, hatte sie die Entwicklung des Volkstums wesentlich bestimmt. Gewaltthätige, trotzige, selbstbewußte Naturen schuf die Arbeit am schwelenden Meiler, und in gesteigertem Maße, kraftvoller als in ihrer Umgebung, verkörpert sich in Svend und Anine die Eigenart dieses Völkchens; er „das Wunder seines ganzen Heimatsortes, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Achtung. Wo war einer, der so wie er reiten, tanzen, schießen und dreinschlagen konnte? Wer konnte einen Kohlenmeiler bauen wie er? Wer hatte eine so stolze Haltung, einen so schnellen Verstand, solch ein frisches Aussehen? Wohin er kam, lachten ihm die Mädchen entgegen, er durfte nur die Hand ausstrecken — gleich öffneten sich zwei Arme für ihn". Da wird er mit einem Schlage von seiner Höhe herabgestürzt, verachtet, ausgelacht und verspottet von seinem Weibe, einer leichtsinnigen Dirne, und ihrem Buhlen. Und Anine? — in unbeugsamem Trotz hatte sie sich von Svend geschieden, und als er die andere nahm, da raubte ihr die Enttäuschung, der Verrat ihrer Liebe den Verstand und machte sie elend, tot für alles.

Beide haben schuld an ihrem Schicksal, er versucht es ungebeugt zu ertragen, sie droht ihm zu erliegen. Es ist echte Tragik in der Art, wie der Dichter hier Charakter und Schicksal in eins setzt. Und diesen männlichen Zug möchte ich ihm höher anrechnen als alle übrigen trefflichen Eigenschaften seines Werks. Es sind deren nicht wenige. Die Besonderheiten eines eigentümlichen Menschenschlags, einer im ganzen reizlosen Natur und schwerlich anderswo wiederkehrender Verhältnisse sind mit großer Anschaulichkeit dargestellt. Dazu ist die Kohlenbrennerei nicht ein zufälliges, bedeutungsloses Beiwerk. Vielmehr tritt sie sinnig und ganz ungezwungen in enge Beziehung zum Leben dieser Bauern und ihren Geschicken. Auch die Wahrhaftigkeit muß ich rühmen, die den Dichter bei seinem versöhnenden Schluß allen Überschwang dämpfen und die ehemals ungezügelte Leidenschaft zu einem ruhigen, dankbar empfundenen Glück herabstimmen läßt. Eins verdient schließlich eine besondere Anmerkung. Es ist die behagliche Art der Schilderung, die als Kennzeichen des Erzählers Nielsen angesehen werden darf. Abhold allen prickelnden, nervenüberreizenden Zuthaten sichert sie dem Leser einen rein künstlerischen Genuß und erzielt so die schönste ästhetische Wirkung.

So belebt und wechselvoll die Handlung in Nr. 2: „Im Mund der Leute“, so zahlreich und mannigfaltig auch die Gestalten, deren Thun und Leiden die Verfasserin erzählt. Nur kräftiges Vorstellungsvermögen konnte diese Fülle von Charakteren erfassen, nur eine im Zeichnen sichere Hand sie in immer neuen Gruppen lebenswahr vor den Leser hinstellen und so, daß dieser jederzeit im Bilde bleibt. Hiermit ist auch bereits der Führung der Fäden das gebührende Lob gesprochen: klar und glaubhaft entwickelt sich die verschlungene Handlung. Siegreich über Dünkel und hochnäsiges Vorurteil kehrt der Maler Chrestensen an die Stätte seiner Kindheit zurück mit Gattin, Kindern und der Großmutter. Feierlich empfangen ihn die Bildungsphilister seiner neugewonnenen Heimat; bald wird er, mag auch der und jener ihm insgeheim entgegen sein, der Mittelpunkt des Treibens im Städtchen; wahres Verständnis und ehrliche Freundschaft findet er freilich nur vereinzelt. Doch wäre sein Glück vollkommen, schleppte er nicht „eine häßliche Erinnerungslast durchs Leben“. Es war eine Unüberlegtheit, Leichtsinn, bald wieder gut gemacht und doch tragisch in den mittelbaren Folgen, deren Sühne Chrestensen ein ganzes Leben voll Thatkraft weihte und noch weiht. Da tritt das Schicksal in die Kreise seiner Freude. Die eigentliche Anstifterin seines Streichs, eine verbummelte Kunstgenossin Turtschinska, zu der er einst engere Beziehungen unterhielt, verbreitet aus Rachsucht das Geheimnis seines Lebens unter seiner Umgebung. Geächtet und verfemt steht nun der früher Gefeierte allein, seine Kinder werden von ihren Gespielen gebrandmarkt als Kinder eines Diebes; das Schlimmste aber ist, daß ihm die Großmutter — sie ist in Wahrheit die Mutter von Chrestensens in den Tod gegangenem Freunde — sie, die im festen Glauben an ihres hilfreichen Pflegers Unschuld und Edelmut mit ihm ihren Schmerz und sein Glück geteilt hatte, sie wird ihm durch den boshaft entstellenden Bericht seiner Feindin entfremdet. In diesem Jammer erhebt sich seine angebetete Gattin zur Heldengröße. Ihrer reinen Menschlichkeit gelingt es, die Verleumderin zu einem Widerruf vor der alten Frau zu bestimmen und dadurch das alte Verhältnis wiederherzustellen. Um diese Haupthandlung rankt sich ein reiches Gewinde von Nebenhandlungen. Es ist ganz unmöglich, auch nur andeutungsweise würdigen zu wollen das Leben, Drängen und Treiben, Auf und Nieder, den Scherz und Ernst, woraus sich der Inhalt dieses wirklich fesselnden Buches zusammensetzt. Nur zweierlei greife ich heraus. Da ist der Hilfsarbeiter und Schützling des trefflichen Stadtbaumeisters Reimann, der seinem sterbenden Chef und Onkel die Pläne zum neuen Rathause stiehlt. Sie bringen auch ihn in den Mund der Leute, freilich in unverdientem, gutem Sinne. Und doch wiederrät Chrestensen, ihn zu entlarven: „Glauben Sie mir, er entgeht der Gerechtigkeit nicht. Seine Strafe liegt schon beschlossen in der Natur seiner Schuld. Eine Weile täuscht das geborgte Ehrenkleid, dann kommt das Mißbehagen zuerst bei den andern, dann bei ihm selbst, und an dem Ziespalt von Können und Sollen wird er zu Grunde gehen.“ Zum andern ist da der Rat Rotenbeck; hager und grämlich, Tugendheld und Lobredner des Alten, erkennt er nur die Beamtenschaft als vollbürtig an und in der Beamtenlaufbahn die Blüte des Erdenlebens. Diesen Mustermenschen drängte das Gewissen, der alten Frau über ihres Pflegers und Freundes vermeintliche Schlechtigkeit die Augen zu öffnen. Da muß er es erleben, durch die eigene Tochter in den Mund der Leute zu kommen. Schon diese Beispiele werden lehren, daß L. Glaß ihrer lebensvollen Darstellung auch einen idealen Gehalt zu geben weiß, durch den ihr Roman vor andern seinen hohen Wert erhält.

Beide genannte Werke bieten sich überdies in gefälliger Ausstattung dar.

C. Viebig schließt ihren Roman (Nr. 3) mit dem Satze: „Wir sind alle Dilettanten des Lebens!“ Das ist der Niederschlag ihrer umsichtigen Lebensbeobachtung, und den Beweis für die Wahrheit des entmutigenden Satzes erbringt sie durch eine stattliche Reihe von Gestalten, so wirklichkeitstreu geschildert, daß der Leser glaubt, ihnen schon einmal im Leben begegnet zu sein. Er, dem sie den angeführten Ausspruch in den Mund legt, der Landgerichtsrat Langen, seufzt unter der Last einer verfehlten Ehe; ein tüchtiger Beamter, aber willensschwacher Gatte, findet er weder den Mut noch den Weg, seine reiche Frau von ihrem dilettantenhaften Treiben in Frauenvereinen und dergleichen ab- und zu ihrer nächsten Pflicht, der Erziehung und Pflege ihres kranken Kindes, zurückzubringen. Indessen auch diese Frau hat ihre guten Seiten; wie denn eigentlich schlechte Naturen der ganze Roman nicht kennt. Tiefere Lebensauffassung, Willensstärke, Ebenmaß oder Verinnerlichung: das ist es, was all diesen Dilettanten fehlt. Halbheit ist ihr

Charakter; „ein leichter Wind bewegt die muntern Säfte, doch keine Seele wärmt das Eingeweide“. Tüchtig im Beruf ist auch der Specialarzt Dr. Allenstein, sonst aber allem Ernst abgeneigt, und seine mit Nerven behaftete Frau eine Gesellschaftsdame, dabei doch nach Maßgabe ihres Verständnisses voll ehrlicher Wohlmeinung für ihren Bruder Richard Bredenhofer, einen vielseitigen Künstler, „aber wirklich nur Dilettanten“ auch im Leben. Beider Onkel Hermann „ist wirklich sehr gut“, aber ein polternder Sonderling, der den richtigen Augenblick der Hilfe verpaßt und so unschuldig schuldig wird an unsäglichem Elend. Kurz: halb oder einseitig, unklar oder oberflächlich, so erscheinen sie alle; selbst die ideal angelegte Heldin, Richards Gattin Lena, hat dilettantenhafte Anwandlungen. Weltunkundig stößt sie wider Personen und Verhältnisse, und so zerrinnt auch ihre opferwillige Selbstüberwindung in Nichts. Nach kurzem Sonnenblick wird ihre Ehe zu einem immer dornenvollern Leidensweg, hin und wieder verklärt von einem leuchtenden Strahl, der freilich nur die Schatten um so tiefer dunkeln läßt. Die gleiche Wirkung haben die zahlreichen Kontraste, in deren Behandlung die Erzählerin sich meisterhaft erweist. Doch gestatten es ihr Weltanschauung und künstlerischer Sinn nicht, trostlose Seiten der menschlichen Natur, ja ich darf sagen: unserer Kulturentwicklung nur aufzudecken und grell zu beleuchten ohne ein befreiendes Wort, ohne einen versöhnlichen Fingerzeig auf Abhilfe und Erhebung aus diesem Elend. Seinem herrschsüchtigen Weibe zu Liebe hatte Langen die Schwester ziehen lassen! jetzt nach dem Zusammenbruche ihres Liebes- und Lebensglückes wird seine Liebe ihr und ihrem Kinde wieder Stütze und Stab: „Wir sind alle Dilettanten des Lebens! Aber das Kind, das Kind führt uns. Wie sollten wir sonst leben?“ —

Es ist nicht nachsichtige Milde, sondern Überzeugung und dazu ein Verdienst des „Stechlins“ (Nr. 4), wenn ich das bekannte Wort bei dem nunmehr auch heimgegangenen Fontane im vollen Umfange bewahrheite. Von diesem seinen letzten Werke kann ich nur Gutes sagen, und eben dessen bedarf es für den Dichter kaum mehr. Seine litterarische Persönlichkeit steht nachgerade fest, ebenso Wert und Eigenart seines Schaffens, die jüngst erst in Nr. 43 dieser Blätter zum Gegenstand eingehender Betrachtung gemacht wurden und eine schöne Würdigung erfuhren. Ich brauche also nicht von der Eigentümlichkeit Fontanes bei der Gestaltung der Fabel zu sprechen, verzichte auch auf eine Inhaltsangabe — sie fiele übrigens kurz aus —, wie darauf, mein günstiges Urteil durch Einzelheiten zu begründen. Dafür möchte ich recht nachdrücklich die Bedeutung betonen, die dieses gedankenvolle Buch als Erzeugnis schönster Geistesreife und Geistesfreiheit für gebildete Leser und Freunde anregender Lektüre hat Ich greife dazu einige der Betrachtungen und Urteile heraus, die Fontane aus dem Schatze seiner Lebenserfahrung spendet: Selbständigkeit ist ihr kennzeichnendes Merkmal, mag der Dichter mit liebenswürdiger Epik über sonst etwas plaudern. So gleich ein dankenswertes Wort über unsern Kaiser Friedrich, wie es heutzutage selten mehr laut wird:

> Wir haben in jedem Sinne zu viel Sand um uns und in uns, und wo viel Sand ist, da will nichts recht vorwärts. Aber dieser Sandboden ist auch wieder tragfähig, nicht glänzend, aber sicher. Er muß nur, und vor allem der moralische, die richtige Witterung haben, also zu rechter Zeit Regen und Sonnenschein. Und ich glaube, Kaiser Friedrich hätt' ihm diese Witterung gebracht.

Freilich läßt der Dichter, in seiner etwas skeptischen Objektivität unbeirrt selbst von der Liebe, den Gegenredner erwidern:

> Er wäre gescheitert, an seinen Freunden vielleicht, an seinen Feinden gewiß, und das waren die Junker.

Und nun kommt eine Auffassung dieses Junkertums zu Worte, die allerdings keinen Raum für den landläufigen Irrtum läßt, als „fräße jenes den Hohenzollern aus der Hand und züchte es die Dynastie nur, um es für alle Fälle bereit zu haben“. — „Ah bah, was ist unmöglich?“ Die Antwort erinnert an „den 18. März“ und daran, daß „ein glücklicher General immer eine Gefahr ist. Unter Umständen auch noch andere. Sehen Sie sich den alten Sachsenwalder an, unsern Civil-Wallenstein. Aus dem hätte schließlich doch Gott weiß was werden können“. Ein weiteres Beispiel dafür, wie Fontane ungeblendet und unabhängig Menschen und Zeiten anschaut, ist die Gegenüberstellung Kaiser Wilhelms I. und seines großen Ahnen:

> So muß ich denn sagen, es war doch was Erquickliches, den alten Wilhelm so jeden Tag vor Augen zu haben. Sie nennen ihn jetzt „den Großen“ und stellen ihn neben Fridericus Rex. Nun, so einer war er sicherlich nicht, an den reicht er nicht 'ran. Aber als Mensch war er ihm über.

Zu den Bestrebungen, die in der Gegenwart unserm Adel mehr als einen Warner und wohlmeinenden Berater erstehen ließen, äußert sich der Dichter ebenfalls:

> Der Gegensatz alles Modernen gegen das Alte besteht darin, daß die Menschen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz gestellt werden. Früher war man dreihundert Jahre lang ein Schloßherr oder ein Leineweber; jetzt kann jeder Leineweber eines Tages ein Schloßherr sein.

Und wie zum Vermächtnis endlich an unser Volk zieht er die Summe seiner Gesamtanschauung und -Erfahrung in den Sätzen:

> Was einmal Fortschritt war, ist längst Rückschritt geworden. Aus der modernen Geschichte, der eigentlichen, lesenswerten, verschwinden die Bataillen und Bataillone (trotzdem sie sich beständig vermehren), und wenn sie nicht selbst verschwinden, so verschwindet doch das Interesse daran. Und mit dem Interesse das Prestige. An ihre Stelle treten Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und Bayard. Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet, aber sein Kurs hat nun mal seine besondere Höhe verloren. — Heldentum ist gut und groß; unter Umständen ist es das Allergrößte. Aber was Sie da von mir hören wollen, das ist, Verzeihung für das Wort, ein

Heldentum zweiter Güte. Mein Heldentum das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat keine Zeugen oder doch immer nur solche, die mit zu Grunde gehen. Da sind zunächst die fanatischen Erfinder, da sind des weitern die großen Kletterer und Steiger, sei's in die Höhe, sei's in die Tiefe, da sind zum dritten die, die den Meeresgrund absuchen wie 'ne Wiese, und da sind endlich die Weltteildurchquerer und die Nordpolfahrer. —

Ich denke, diese Beispiele werden die Empfehlung des „Stechlins" als eines Buchs für denkende Menschen hinreichend rechtfertigen.

Zum Schluß habe ich ein eigentümliches Werk zu besprechen. Es ist der „Roman eines Gottes" (Nr. 5) von Ludwig Jacobowski, den ich früher bereits als Erzähler und Lyriker habe anerkennen müssen und dürfen. Stil- und stimmungvoll ist auch dies Werk; doch litte es unter einem Mißverhältnis von Form und Inhalt, wenn der Dichter nichts anderes beabsichtigte als eine immerhin vornehme Wiedergabe der alten Sage von Loki, durch sinn- und zweckgemäße Einschiebsel ausgestaltet und zu einem künstlerischen Ganzen gebildet. Aber Jacobowskis Art und Richtung, soweit ich sie aus frühern Veröffentlichungen kenne, verwehrt mir die Annahme, er habe in fast naiver Erzählerfreude seine Kräfte an einem gewiß wirkungsvollen Stoff wie spielend versuchen wollen. Zudem, scheint mir, sind einzelne Schilderungen, so die Erniedrigung Freyas durch die Zwerge, der Einbruch der Bauern in Baldurs Reich, doch durchsichtig genug, um die Dichtung als sinnbildlich erkennen zu lassen. Wovon erzählt sie nun? Vom Untergang der hohen Asen und des Sonnenreichs, in dem Baldur herrscht. Aus Asengeblüt ward Loki, das Böse, die Verneinung alles Hehren und Hohen, auf rätselhafte Weise geboren, der Verderber der Lichtwelt, eine häßliche Verkörperung der Bosheit, des Neides und der Freude am Zerstören. Aber auch Asgard selbst trägt Schuld an seinem Sturze, arbeitet selbst an seinem Falle. Haß, erbarmungsloser Haß, Hochmut, Leidenschaft trüben das Wesen der Götter. Nur Baldurs fleckenlose Reine wahrt ihren segnenden Glanz und damit ihre alles bewältigende Kraft sogar vor der Hinterlist des Todfeindes. Und dieser —? Unlösbar wie der Schatten an das Licht, wie der Gegensatz mit dem Satz, ist er mit ihm verkettet. „Verzweifelt erkennt er, daß in Baldur sein Hauptfeind ruhe, daß Baldur in seiner, Lokis, Seele seinen Bundesgenossen habe, in einer Seele, die sich klein und niedrig ihm gegenüber fühlt." Aber Baldur muß fallen. Freilich „was aus ihm dann wurde, sah Loki nicht. Was jenseit der großen Göttervernichtung lebte, sah er nicht. Ob einer entkam, ob er entkam, ob er entkam? — er sah und wußte nichts mehr." Nur die Erkenntnis dämmert in ihm auf. Mit Baldurs Untergang erlosch auch seine Sehergabe, Baldurs Licht war sein Licht, dessen Nacht war auch die seinige. Gleichwohl, er tötet Baldurn, und auf den Weltoecan hinaus trägt das brennende Totenschiff die Asen, „diese Sippe, die die Weltherrschaft zu Unrecht erhalten hatte. Es war Zeit, daß eine einzige, große Gewalt sie hinwegraffte, ein mächtiger Sturm sie hinwegwehte". Aber noch lebt Baldurs Volk, das Edelvolk der Baldursöhne im Lande grüner Seligkeit und goldener Gnade. Gegen sie hetzt Loki die Wut der Bauern. Von allen Seiten kriecht ihre schwarze Schar heran, Haß und Habsucht im funkelnden Blick und drohende Keulen in erhobener Faust, mordend und zerstörend. Da erscheint inmitten des Greuels auf dem bluttriefenden Gefilde ein Jüngling, an der Hand sein Weib, und das Weib preßt einen Säugling an ihre bebende Brust. Ein Leuchten liegt über ihnen. Durch Sonne, Licht und Glanz wandern sie dahin. Und entsetzt stößt Loki sein Haupt an Steine: „Das ist Baldurs Sohn! Baldur ist nicht tot; Baldur lebt . . . ewig wie ich . . . stärker als ich, Baldur der Sonnensohn! . . . Weh mir!" — Verstehe ich nun Jacobowski recht, so darf ich sein Werk für die schwungvolle dichterische Einkleidung des erhabenen Gedankens erklären: Hoheit und Macht ohne sittliche Größe, wenn auch im hergebrachten Besitz der Gewalt, erzeugen aus ihrem Widerspruch zu ihrem eigentlichen Wesen ihren Gegensatz, ihre Verneinung. Nur dem Adel der Gesinnung, nur der wahrhaften Reinheit vermag das Ewiggemeine mit seinen niedern Trieben nichts anzuhaben.

Richard Friedrich.

Feuilleton.

Die Jubiläumsausgabe von Fr. Spielhagens (Leipzig, L. Staackmann) berühmtem Roman „Problematische Naturen", auf deren Erscheinen wir wiederholt aufmerksam gemacht haben, liegt nun vollständig vor. Über den innern Wert des großen Romans brauchen wir vor unsern Lesern kein Wort zu verlieren; dagegen sei auf die vornehme Ausstattung und die zahlreichen trefflich ausgeführten Illustrationen von R. Gutschmidt aufmerksam gemacht, die mit dazu beitragen, das Werk als vornehme litterarische Gabe erscheinen zu lassen. Der Preis für beide Bände gebunden beträgt 16 M.

— Der von E. Brausewetter herausgegebene Band „Meisternovellen deutscher Frauen" (Berlin, Schuster u. Loeffler, 1897) hat so großen Beifall gefunden, daß ein zweiter Band dem ersten in diesem Jahre gefolgt ist. Diese zweite Reihe von Novellen, denen die Charakteristiken der Verfasserinnen und ihre Porträts beigegeben worden sind, umfaßt die Dichterinnen: Andreas-Salomé, Ada Christen, Gertrud Franke, Leo Hildeck, Sophie Hoechstetter, Ricarda Huch, Hans von Kahlenberg, Isolde Kurz, Adalbert Meinhardt, Elsbeth Meyer-Förster, Malwida von Meysenbug, Hermione von Preuschen, Klaus Rittland, Frida Schanz, Hermine Villinger und Luise Westkirch.

— Unter den „höchsten Geschöpfen" versteht A. Padovan, der Verfasser der Schrift „Le Creature Sovrane" (Mailand, U. Hoepli, 1898) die führenden Geister unter den Menschen, gli uomini di genio, die Genialen. Nachdem er die Theorien Lombrosos und anderer abgelehnt hat, sagt er: „Es ist nicht die Abstammung, der Einfluß des Umgangs, der Erziehung und der Wechselfälle des täglichen Lebens, die das Genie hervorbringen, sondern, um

das Wunder zu vollbringen, muß sich vor allem ein Überschuß von Energie mit unermüdlichem Willen zu einer gemeinsamen Kraftanstrengung vereinigen", und fügt hinzu: „Ich bin nicht geneigt, das Genie nur als Produkt der Gesellschaft anzusehen, die es hervorgebracht hat, ich finde vielmehr in ihm ein Etwas, das es den künftigen Geschlechtern beigesellt. Für diese scheint es geboren zu sein; sonst würden wir nicht die großen Geister von ihren Zeitgenossen geringgeschätzt und von der Nachwelt gepriesen sehen." Die Auserlesenen Padovans setzen sich aus allen menschlichen Berufsschichten und Nationalitäten zusammen. Zwar macht er gelegentlich einen Unterschied zwischen sommi, grandi und mediocri, greift aber nicht selten daneben und stellt seinen Mann in ein falsches Fach. Am besten scheint er in der Musik Bescheid zu wissen. Dagegen nennt er Newton und Leverrier, Darwin und Haeckel in einem Atem, und Alma Tadema rechnet er den sommi zu. Wenn der Verfasser behauptet, anfangs erscheinen die genialen Geister als Nebenbuhler in Neigungen und Ideen, bei verständiger Prüfung werde man jedoch gewahr, wie sie sich wechselseitig die Hände reichen und wie der eine auf den andern fuße und jeder in der Verfolgung eines unerreichten Zieles gerungen habe: um das Glück des Menschengeschlechtes, so gilt dies doch nur von gewissen Gruppen, und auch von diesen nicht als untrüglich erwiesen; denn der Nachfolger fand den Boden durch andere günstige Umstände schon vorbereitet. Nach der Charakterzeichnung des Genies versucht Padovan eine Analyse der großen Schmerzen und der großen Freuden, des Stolzes und des Todes der großen Menschen, beschränkt sich aber, um allgemein verständlich zu bleiben, in der Hauptsache auf die Erzählung ihres Unglücks, ihrer Triumphe, ihrer Neigungen und Gewohnheiten. Und diese Schilderungen sind es, die die Lektüre des Buches besonders anziehend machen: die Menge interessanter Züge und Einzelheiten, der bunte Wechsel der Persönlichkeiten und ihrer Schicksale, die begeisterte und gewandte Darstellung, durch die der Verfasser den Leser zur Bewunderung seiner bevorzugten Lieblinge unter der großen Schar berufener Geister hinzureißen sucht, gewährt hier, wo man verstandeskühle Gedanken sicher erwartet, einen eigentümlichen Reiz wie alles wirklich Naive. Diese Mosaik von Thatsachen und Empfindungen — Padovan spricht mehr zum Herzen als zum Kopfe — kann selbstverständlich nicht als erschöpfende philosophische Arbeit gelten. Unter anderm versucht er zu zeigen, daß die Leiden die Entwicklung der Genies begünstigen, daß ein großer Schmerz oft den Anstoß zu einem großen Kunstwerke gegeben habe: hier durften ihm, dem Italiener, die Männer nicht entgehen, die inmitten des „großen Sterbens", dem nahezu die Hälfte der Einwohner Italiens zum Opfer fiel, die herrlichsten Kunstwerke von blühenden Farben und zartester Empfindung schufen. Auch im Stolze findet Padovan eine wirksame Triebfeder genialen Schaffens. Hier geraten indes Süden und Norden in Konflikt; denn was dem Italiener noch als edler Stolz erscheint, gilt uns schon als Eitelkeit und maßlose Selbstüberhebung, und nur falscher Autoritätenglaube — nicht der pietätvolle, der namentlich der Jugend nicht verloren gehen darf — zeitigt auch bei uns oft derlei seltsame Blüten. Endlich haben auch solche, die auf der Fahrt nach dem Ruhme Schiffbruch gelitten haben, in einem besondern Kapitel Unterkunft gefunden. Padovan ist der Ansicht, daß die große Zahl der „Halben" dazu diene, die gewaltige Lücke zwischen den großen Geisteshelden und den niedrigen Sterblichen auszufüllen. Am Schluß thut der Verfasser noch einen hoffnungsfrohen Blick in die Zukunft. Die großen Entdeckungen und Erfindungen des Jahrhunderts steigern indes seine Einbildungskraft ins Ungeheuerliche: er sieht nicht nur Erde und Mars in postalischer Verbindung, er träumt auch bereits allen Ernstes von einer neuen seligmachenden Kirche unter der Führung des — Spiritismus. Von kleinen sachlichen Verstößen sei nur die Verwechselung des Namens Galle mit Gall, die Bezeichnung Simsons als Philister und die Aufwärmung des Newtonschen Apfelmärchens gerügt. Ausführliche Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel und ein Personenregister erleichtert die Benutzung des geistvollen Buches.

— In Italien macht sich noch immer Mangel an guten Schriften für die reifere Jugend fühlbar. Die wenigen klassischen Werke werden zwar noch heute fleißig gelesen; daneben aber regt sich das Verlangen nach neuer Lesekost. Die Verlagshandlung von Hoepli versucht nun diesem Bedürfnisse durch eine besondere Jugendbibliothek abzuhelfen und legt uns in diesem Jahre ein neues empfehlenswertes Buch auf den Weihnachtstisch, das auch die Freunde des Italienischen willkommen heißen werden. Neben einer neuen Ausgabe von ausgewählten Prosastücken und Trauerspielen („Le mie Prigioni", „I doveri degli uomini", „Francesca da Rimini", „Eufemio di Messina") von Silvio Pellico (1898) mit einem ausführlichen und von patriotischer Wärme und seltener Gerechtigkeitsliebe zeugenden Vorworte aus der Feder Francesco d'Ovidios erscheint als neuestes ein Werk von Avancino Avancini: „All' Ombra del Faggio" (1899). Seinen Inhalt bilden 25 Novellen, meist von nicht mißzuverstehender, aber auch nicht aufdringlicher erzieherischer Tendenz. In ihrem ganzen Gepräge kommen sie den kleinen Erzählungen De Marchis und Fucinis am nächsten. Wie bei diesen wird die Novelle häufig zur Episode oder zum sauber und lebenswahr gezeichneten Stimmungs- und Charakterbilde, in das ein ernstes Ereignis mit dem ganzen Gefolge von Empfindungen und Wandlungen mehr oder weniger düstere Schlagschatten wirft. Sie erzählen von Helden und Heldinnen der Armut und des Opfermutes, deren Märtyrertum oft in ungeschminkter Wahrheit, aber ohne Rührseligkeit geschildert wird, von armem Volke, das am Krankenlager des angenommenen Kindes zittert, von seltsamen alten Käuzen, wie wir sie auf den Landstraßen zuweilen antreffen, ohne uns die Mühe zu nehmen, sie näher kennen zu lernen, aber auch von verkannten Genies, die von Stufe zu Stufe sinken, von launischen nervösen Künstlerinnen und solchen, die höher hinaus wollen. Fast immer sind es dramatisch belebte Scenen, aus denen sich die Novellen zusammensetzen, und nur selten ist uns ermüdende Breite aufgefallen — meist nur dann, wenn ein unbefriedigender Schluß zu einem kritischen Rückblicke den Anlaß gab. Die unverfälschte Wiedergabe des — lombardischen — Volkslebens und seiner originellen Typen, sowie die Erfindungsgabe des Verfassers sorgen dafür, daß auch der Humor nicht fehlt. Am ungezwungensten kommt beides in der letzten Novelle zur Geltung „Fiocco di Neve", deren Heldin ein deutscher Autor uns sicher als „Mädchen aus der Fremde" vorgestellt hätte: Ein anmutiges Landkind, ein wahres Wirtschaftsgenie, erscheint plötzlich im Dorfe, um ihrem kranken Ohm beizustehen, und verschwindet ebenso plötzlich nach dessen Tode mit ihrem schönen Erbgute, den heiratslustigen Jünglingen kurz gefaßt das Nachsehen lassend. Als Kuriosum sei die Angabe der Adresse der Mutter eines österreichischen Offiziers erwähnt: Ulrica Rosenkranz, Mustergasse 40, Dresden, Austria (S. 59).

— Die Sammlung „Kennst du das Land?" (Leipzig, Naumann, 1898) ist wieder um drei neue Teile bereichert worden. Band X bringt „Alltägliches aus Neapel" von A. Kellner. Alltägliches freilich, von dem man bei kurzem Aufenthalt in der „großen Sirene" nur selten viel zu sehen bekommt: Einmal ist schon viel Poesie durch die Umbauten der letzten Jahre verloren gegangen, das anderemal gehört Talent und Glück dazu, um das Volk verständnisinnig beobachten zu können. August Kellner, der schon ein Vierteljahrhundert im Weichbilde Neapels verbracht hat, vereinigt hier Interessantes aus Vergangenheit und Gegenwart und schildert äußerst wirkungsvoll das häusliche wie das Straßenleben, nimmt von jedem Menschentypus ein kontrastreiches Momentbild und schleppt uns sowohl zu den Piedigrottafesten wie in die entlegensten Winkel, wo es etwas „Echtes" zu sehen giebt. — Band XI schließt sich auch geographisch eng an seinen Vorgänger

an. „Im glücklichen Campanien“ wandern wir unter der Führung von R. Schöner nach Camaldoli, Capua und Monte-Cassino, steigen in den Krater des Vesuvs, schwärmen in Sorrent, der Perle der campanischen Sommervilleggiaturen, beobachten das Volk bei seinen Madonnenfesten und münden schließlich in Amalfi und Ravello. Auch diese Schilderungen sind reizvoll geschrieben und haben uns manche erinnerungsreiche Stunde geschenkt. — In Band XII bespricht R. Kleinpaul ein ziemlich heikles Thema, was schon von Kellner berührt wurde: „Das Trinkgeld in Italien“, und wirft dabei Streiflichter auf verwandte Institutionen und auf andere Länder. Sprachwissenschaftliches wechselt darin mit Nationalökonomischem, beides vorgetragen in dem bekannten geistvollen, manchmal etwas erregten Plaudertone des Verfassers.

— In seinen Untersuchungen über „Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen“ (Heft 9 und 10 der Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Mit 183 Figuren und einer Tafel. Leipzig, Ambrosius Barth, 1897) giebt Theodor Lipps den Nachweis für die Behauptung, daß der optische und ästhetische Eindruck, den wir von geometrischen Formen gewinnen, nur zwei Seiten einer und derselben Sache seien und ihre gemeinsame Wurzel haben in Vorstellungen von mechanischen Thätigkeiten, und versucht, diese selbst im einzelnen näher zu bezeichnen und daraus jene Täuschungen in systematischer Weise abzuleiten. Die äußerst sorgfältigen und eingehenden Untersuchungen, durch die der Verfasser, trotz des Mangels quantitativer Bestimmungen, die Frage im Princip erledigt zu haben glaubt, nehmen auch das Interesse weiterer Kreise in Anspruch, insofern wir alle geometrisch-optischen Täuschungen unterworfen sind, die uns nicht nur im Alltagsleben, sondern auch bei der Betrachtung von Kunstwerken begegnen.

— Von dem Verlag Eduard Meyers in Leipzig gehen gleichzeitig zwei populär geschriebene Astronomien aus, von gleichem Umfange und gleichem Preise, die sich auch beide zu Geschenken trefflich eignen. Von Charakter sind sie freilich grundverschieden. In seinen „Astronomischen Abenden“ (1898, 4. Auflage, mit fünf Tafeln) versucht Hermann Klein nach einer ausführlichen historischen Entwicklung, in der sich die Lebensgeschichte der hervorragendsten Astronomen, sowie die notwendigsten Sacherklärungen eingefügt finden, ohne weitere Voraussetzung wissenschaftlicher Vorkenntnisse und in ruhiger objektiver Darstellung, seine Leser in die Herrlichkeiten des Weltalls einzuführen, wobei er sich auch an solche wendet, die sich selbstthätig an der Durchmusterung des Himmels beteiligen. Leo Brenner will sich dagegen in seinen „Spaziergängen durch das Himmelszelt“ („Astronomische Plaudereien mit besonderer Berücksichtigung der Entdeckungen der letzten Jahre. Mit sieben Tafeln und 23 Textbildern“) von dem, was ihm als veraltet gilt, durchaus fern halten und im ganzen und großen meist Neues bringen. Die Sprache des Direktors der Sternwarte der Frau Manora in Lussinpiccolo ist erregter und teilweise überschwenglicher und übertrifft in dieser Beziehung hier und da sogar die Wilhelm Meyers, dem er auch in der geschickten Behandlung schwierigerer Partien nicht nachsteht. Die eigenen Entdeckungen Brenners konnten vorläufig noch nicht kontrolliert werden, so daß wir dem Leser raten, mit einer guten Dose von Skepsis an derlei Ergebnisse heranzutreten, die noch nicht als eiserner Bestand der Wissenschaft anzusehen sind. Während sich z. B. Merkur und Venus nach Schiaparellis langjährigen Beobachtungen während einer Umdrehung um die Sonne gerade einmal auch um sich selbst drehen, findet Brenner, daß Venus in 24 Stunden, Merkur aber in etwa 34 Stunden um ihre Achsen rotieren.

— In dem Büchlein „Durch Dante“, von P. Pochhammer (Zürich, K. Henckell, 1897), stellt sich uns ein Führer durch die „Göttliche Komödie“ vor, der hundert Stanzen und zehn Skizzen für offene Herzen bereit hält. Die eigentliche Absicht des Verfassers geht zunächst einmal dahin, zum Dante-Lesen in der Ursprache zu ermuntern, und das anderemal, den großen italienischen Dichter in Deutschland womöglich volkstümlich zu machen:

> Drum lies ihn selbst! Die Sprache läßt sich lernen,
> Und hundert Helfer stehen thatbereit
> Die Spinngewebe sorgsam zu entfernen,
> Die um die Dichterkrone wob die Zeit.
> Ein ernster Christ weist aufwärts zu den Sternen!
> Sein Lied, dem höchsten Ideal geweiht:
> „Dem Herzensdrang die Sitte zu vermählen“,
> Er will es hier zunächst dir schlicht erzählen.

Und die schlichte Erzählung wird vor allem diejenigen locken, die von Dantes „Commedia“ überhaupt noch nichts Rechtes wissen; diese aber werden dem Führer ganz besonders dankbar sein, daß er ihnen in denkbar kürzester Frist einen Einblick in den Gang der Dichtung gewährte und den Wunsch nach Vertiefung in ihnen weckte. In der That thun die Verse dem Adel des tiefernsten Werkes keinen Abbruch; die Form der Stanzen ist vornehm und anmutig zugleich und schmiegt sich den deutschen Lauten zum mindesten ebenso innig an wie die Terzinenform, was für den Zweck der Dante-Germanisierung nicht belanglos erscheint. Aber auch das Vorwort, in dem besonders auf die Beziehungen Dantes zu Goethe hingewiesen wird, sowie die ausführliche Erläuterung der Skizzen zur „Hölle“, für den Berg der Läuterung und zum himmlischen Paradiese werden das Ihre thun, um neue Dante-Freunde zu werben. Jedenfalls ist das Werkchen ein nicht zu unterschätzendes Antidoton gegen die Kundgebungen unserer Dante-Verächter, die sich jetzt mit besonderm Behagen auf Nietzsche berufen.

— Das „System der altgriechischen Instrumentalnotenschrift“ behandelt Dr. Albert Thierfelder in einer Abhandlung des 56. Bandes des „Philologus“, die auch besonders erschienen ist (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung [Theodor Weicher], 1897). Sie sucht eins der schwierigsten Rätsel zu lösen, auf das hier näher einzugehen nicht der Ort ist.

— Als ein recht brauchbares Hilfsmittel für das Studium des Neugriechischen erweist sich die „Neugriechische Chrestomathie“, ausgewählt und mit einem Wörterbuch sowie erklärenden Anmerkungen versehen von A. Seidel (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1897). Der Verfasser geht nicht sowohl darauf aus, die gesamten Litteraturgattungen des Neugriechischen vorzuführen, als vielmehr darauf, von den verschiedenen Stilgattungen — der Schriftsprache, der Umgangssprache der Gebildeten und der Umgangssprache des gemeinen Mannes — und den verschiedenen Dialekten einige Proben zu geben. Soweit Übersetzungen der ausgewählten Stücke nicht leicht zugänglich sind, sind sie in einem Anhange beigefügt worden.

Zur Nachricht.

Die Verlagshandlung teilt hierdurch mit, daß die Zeitschrift „Blätter für litterarische Unterhaltung“ mit der vorliegenden Nummer abgeschlossen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Ludwig Edlinger in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstraße 16).